

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Samstag, 4. Januar 1868.

Neujahrsgruß.

Verrauscht ist im mächtigen Strome der Zeit
Ein Jahr nun, — ein neues beginnet;
Was wird es uns bieten, Schmerz oder Freud',
Wenn der Stunden letzte verrinnet?

Ach, viel ist im Jahre erblüht und gereift,
Und verwelkt, — ohne Früchte zu tragen,
Auf manches Herz wohl bald Moder sich häuft,
Das wir jetzt noch so froh hören schlagen.

Manch' Weh wird es bieten, manch' zuckenden Schmerz,
Nicht immer wird Helios scheinen,
Dort reißt es die Mutter vom Kindesherz,
Hier bang um den Vater sie weinen.

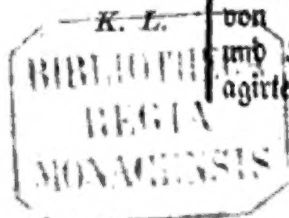
Doch so will's das ew'ge Gesetz der Natur,
Nichts ist ja von Dauer hienieden,
Wie bald wird verweh'n uns'res Daseins Spur,
Sind einst wir von hinnen geschieden.

Drum so lang uns der blaue Himmel umspannt,
Laßt froh uns das Leben durcheilen,
Die Grillen und Sorgen stets seien verbannt,
Und auch Schmerz' die Zeit ja wird heilen.

So lenk' denn getrost in die Zukunft den Blick,
Ob Gram auch am Herzen dir naget,
Und ob dich auch meidet das flüchtige Glück,
Harr' aus, — nach der Nacht es ja taget!

Jed' herbes Geschick aber bleibe euch fern,
Und keins uns'rer Lieben mög' scheiden,
Ja möge euch Alle ein freundlicher Stern
Durch's neue Jahr stets geleiten!

Zweibrücken. K. L.



Eva,
die Tochter des Quäkers.
Historischer Roman aus dem letzten amerikan. Kriege.

1.
Die Feldwache.

Das östliche Ufer des Gasconadeflusses, der dem Missouristrome in dem gleichnamigen nordamerikanischen Staate zufließt, war im Frühsommer des Jahres 1862 der Schauplatz eines der erbitterten Kämpfe geworden, die schon seit geraumer Zeit einen großen Theil der im höchsten Wohlstande blühenden Vereiniaten Staaten von Nordamerika verwüsteten. Die Ursachen dieses blutigen Kampfes, der so zahllose, kaum berechenbare Opfer forderte, sind allgemein bekannt; man weiß, daß die Abolitionistenpartei des Nordens, sich auf die allgemeinen Gesetze der natürlichen Menschenrechte stützend, in der That aber aus Eifersucht auf den wachsenden Wohlstand der südlichen Staaten, die sich deßhalb von der Union losgesagt hatten, die sofortige Abschaffung der Sklaverei, ohne Rücksicht auf das Privatbesitzrecht, forderte und mit Waffengewalt erzwang.

Bisher hatte der Staat Missouri die Geißel des Krieges noch nicht so empfindlich gefühlt, als die östlichen und südlichen Staaten; das Frühjahr 1862 aber führte zwar nicht eine große Armee der konföderirten Südstaaten in seine Grenzen, wohl aber den kleinen Krieg von Parteigängerkorps. So war damals ein nicht allzu starkes, größtentheils berittenes Streifkorps unter General Morgan's Befehl über die Grenze getreten und schlug sich nun mit den unionistischen Truppen, meistentheils Freiwilligenkorps aus dem Westen, in kleinen Gefechten und Scharmützeln unaufhörlich umher; es versteht sich von selbst, daß bei diesem fortwährenden Hin- und Herkreuzen die Gegenden, in denen sie gerade agirten, auf das Bitterste leiden mußten und viel-

leicht noch mehr litten, als unter den regelmäßigeren Operationen einer großen Armee; denn wenn die befreundeten Unionisten Lieferungen ausschrieben, so nahm der Feind durch gewaltsame Fouragirungen, was übrig geblieben war, und ebenso wenig, wie das Eigenthum geachtet wurde, ebenso wenig Sicherheit gab es für die Person bei den rohen Kriegern, die meistentheils ein vagabundirendes Leben mit der Uniform vertauscht hatten, um ihren Leidenschaften desto besser fröhnen zu können.

In einer Nacht zu Anfang des Juni hatte sich an einer Uferstelle des Gasconadeflusses, etwa drei deutsche Meilen südlich von Missouri und eine gute Strecke unterhalb des Fleckens oder Städtchens Norlings-Ferry, wo eine Fähre über den Fluß hinführt, ein recht wildromantisches Bild entrollt.

Das Hauptkorps des Konföderisten-Generals Morgan stand seit einigen Tagen bei dem genannten Flecken und die Unionisten hatten sich nach einem kurz zuvor stattgefundenen, für sie nachtheiligen Gefechte auf das linke Ufer des Flusses zurückgezogen, und um zu verhindern, daß sie ihn umgingen und in den Rücken faßten, hatte der vorgenannte General nun an verschiedenen Punkten des Flusses Feldwachen aufgestellt.

Eine derselben hatte eben jenen Uferplatz besetzt; sie bestand aus ungefähr fünfzig berittenen Texas-Rangers, einem Freiwilligenkorps, in dem überhaupt fast alle europäischen Nationen Vertretung gefunden hatten und das, zum größten Theile aus Deutschen, Negern und Engländern zusammengesetzt, von einem Lieutenant kommandirt wurde. Diese Texas-Rangers standen bei den Feinden in gutem oder vielmehr schlechtem Rufe, d. h. sie waren von ihm gefürchtet; denn durch ihre leichten Pferde und Bewaffnung ganz besonders zum Parteigängerdienste geeignet, tauchten sie mit Blitzesschnelle bald hier, bald dort auf, machten Ueberfälle und gewaltsame Fouragirungen und waren dann wieder verschwunden, ehe sie noch mit der Uebermacht gefaßt werden konnten. Kam es aber einmal zum Gefechte, dann fanden sie mit Säbel und Büchse ihren Mann auf die verwegenste und hartnäckigste Weise; denn sie waren meistens alte Soldaten, die ihren Muth schon in den letzten europäischen Kriegen erprobt hatten.

Das Ufer unmittelbar am Flusse war auf beiden Seiten des letzteren dicht mit niedrigem Gebüsch besetzt; von da ab erstreckte sich eine weite Wiesenebene, die gegen Süden hin sanft zu den Ausläufern des Ozark-Gebirges aufstieg und hin und wieder nur durch kleine Bäche und Gebüsche unterbrochen wurde. Obgleich der Boden ungemein fruchtbar war, sah man doch weit und breit keine Ansiedelung; dies kam daher, daß die meisten Farmer ihre Gehöfte dem Flusse so nahe als möglich erbaut hatten, um leichtere Kommunikation für den Absatz zu haben.

In dem Ufergebüsche standen, so gut versteckt, daß man sie am Tage nur mit Anstrengung bemerken konnte, einige Vedetten zu Pferde; zur Nachtzeit ritten sie ohne Geräusch zu einander herüber und hinüber, um die ganze Strecke übersehen zu können.

Etwa fünfhundert Schritte landeinwärts erstreckte sich ziemlich parallel mit dem Flusse ein schmales Ahornwäldchen mit ziemlich starkem Unterholze. Hinter dem einen Flügel desselben hatte die Feldwache ihren Lagerplatz aufgeschlagen. Der Dienst dieser Truppe mußte für Menschen und Pferde äußerst angreifend sein, da sie nur alle 48 Stunden abgelöst zu werden pflegte und in der Zwischenzeit weder absatteln, noch sich überhaupt der Bequemlichkeit hingeben durfte.

Jetzt, zur Nachtzeit, hatten die Rangers oder berittenen Jäger, da sie der Wald gegen Entdeckung ihrer Stellung schützte, ein ansehnliches Feuer angezündet, in dem die gefällten Ahornstämme reichliches Material lieferten; ein paar Leute kochten an diesem Feuer in Blechgeschirren, die übrigen lagen mit vollständiger Bewaffnung, meistentheils in eine weißwollene Decke gehüllt, die beim Ausrücken gerollt und hinter den Sattel geschnallt wurde, in dem feuchten Grase und schliefen, wenn sie nicht leise plauderten, nur mit einem Auge und Ohre.

Es waren fast alle schöne, kräftige Gestalten, diese Krieger der Konföderirten, schlank und muskulös, mit sonnenverbrannten Gesichtern, die der starke Bart mehr als zur Hälfte bedeckte. Diese Männer befanden sich sämmtlich in einer Tracht, die man bei uns in Europa wohl kaum für eine Uniform gelten lassen würde. Sie bestand aus weiten, grauen, baumwollenen Beinkleidern, die bis zum Oberschenkel hinauf in rohledernen Reiterstiefeln steckten, gleichfarbigen weiten Blousen über einer hirschledernen Jacke, durch einen breiten Ledergurt, der Revolver und Jagdmesser trug, um die Hüften zusammengehalten, endlich einem breitkrämpigen Filzhute. Außer den schon genannten Waffen führten die Rangers noch vortreffliche kurze Miniébüchsen und einen langen wuchtigen Pallasch.

Ihre Pferde, die in zwei Reihen an die Fouragirleinen befestigt waren, gehörten der mexikanischen Race an. Der flackernde, grelle Flammenschein, der röthlich gefärbte Rauch, der über dieses kleine Feldlager emporstieg und zum Theil auf ihm ruhte, gab der Scene jenen grotesken Anstrich, den man auf den Gemälden eines Rembrandt und seiner Malerschule bewundert.

Etwas abseits von dem Wachtfeuer, aber so, daß ihn die Beleuchtung desselben noch streifte, ruhte der Offizier auf einer kärglichen Unterlage von Maisstroh, wie seine Leute in die weißwollene Decke gehüllt. Der ganze Schnitt und Ausdruck des Gesichtes dieses jungen Mannes, dessen Gestalt ein wenig zu zart für den rauhen Kriegsdienst erscheinen konnte, verrieth den Deutschen.

Die Lust an dem kriegerischen Abenteurerleben, die materielle Noth in dem fern von der Heimath gelegenen Lande, endlich wohl auch das Bedürfniß, manch' geheimes Seelenleiden durch Zerstreuung zu betäuben, noch viele andere Beweggründe, nur gewiß am seltensten der Enthusiasmus für die Sache der Yankees, welcher von beiden Parteien sie auch angehören mochten, hatten viele Deutsche unter die amerikanischen Fahnen geführt; das hatte dann das traurige Ergebniß, daß Söhne ein und desselben Volkes, wie schon so oft seit Jahrhunderten, feindselig sich gegenüberstanden und vernichteten.

Der Lieutenant der Rangers, der jetzt wohl 26 Jahre zählen mochte, schien übrigens mit seiner Vergangenheit vollständig abgeschlossen oder keine Veranlassung zu haben, mit einem geheimen Sehnen auf sie zurückzublicken; er rauchte seine Havannah-Cigarre mit anscheinend beneidenswerther Seelenruhe, während sein wachsames Auge von Zeit zu Zeit die Leute und Pferde, die er befehligte, überstreifte.

Man belausche das mit gedämpften Stimmen geführte Gespräch einiger der Reiter am Wachtfeuer, um zu erfahren, welche Meinung seine Untergebenen, die gewöhnlich ein sehr richtiges Urtheil zu fällen verstehen, von dem Lieutenant hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

Die Provinz Ostpreußen besteht ursprünglich aus vier kleinen Ländchen: Oberland, Ermeland, Samland und Nathangen, deren Bodenbildung eben so verschieden ist, als es ihre Bewohner in Tracht, Sitte, Körper- und Geistesbildung, ja in Mundart und Religion sind.

Der Pregel mit seinen Nebenflüssen Inster, Angerapp und Alle bildet die einzige Wasser-Kommunikation dieser Provinz, und eine einzige Kunststraße, die Chaussee von Königsberg nach Tilsit, die in ihren weiteren Fortsetzungen die Verbindungslinie von Berlin und Petersburg bildet, geht durch sie hin.

Das Oberland ist eine hügliche aber arme Gegend und für Jeden, der in deutscher Zunge spricht, interessant als das Geburtsländchen unseres Herder.

Das Bisthum Ermeland trägt ganz den Charakter aller katholischen Länder. Eine gewisse Stille umfängt den Wanderer, der seine Grenzen betritt. Der Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" empfängt dich an derselben und begleitet dich freundlich durch Dorf und Stadt. Auch dieses Land ist durch einen großen Namen gesegnet, denn hier war der Wirkungskreis unseres Kopernikus, und manche Spuren davon finden sich in Wasserleitungen und Maschinen, die freilich jetzt stocken, aber doch im Munde des Volkes den Namen des Mannes erhalten, der im Buche der Natur das Blatt, auf dem ihre Grundgeschichte geschrieben steht, zuerst mit kühnem Finger aufschlug.

Das Samland ist eine Küstengegend, die schönste von der preußischen Seite der Ostsee. Seine Hauptstadt ist Königsberg, und kein Deutscher hört sie wohl nennen, ohne sich an Kant und Fichte, an Hippel und Hoffmann und an so viele große Männer zu erinnern, die hier lebten und Spuren ihres mächtigen Wirkens in der Welt der Geister hinterließen.

Nur zum Ruhme Nathangens wüßte ich nichts zu sagen, und doch ist dies Ländchen der Schauplatz unserer kleinen Erzählung.

Es war in der Mitte des Sommers 1850. Eine drückende Gewitterschwüle lag auf der flachen und reichen Gegend, die sich vor den Augen eines Wanderers ausbreitete, der eben die dichten Schatten eines Eichenwaldes verließ.

Die Winde hockten mit zusammengefalteten Flügeln unter den schweigenden und regungslosen Blättern, aufhorchend, ob sie nicht bald, beim ersten Rollen des nahenden Gewitters, hervorspringen und gemeinschaftlich versuchen wollten, die Kronen der stolzen Bäume zu beugen und etwas Leben in die weiten stillen Felder zu bringen, welche die blaue Blüthe des Flachses theilweise in einen Wasserspiegel zu verwandeln schien.

Ungeheure Felder von roth und violett blühenden grauen Erbsen, eingefaßt mit hoch ragenden Futterbohnen, deren Blüthen einen Balsamduft in die stille Luft hauchten, lagen ausgebreitet um ein großes Dorf.

Der kleine moosige Glockenthurm schien rittlings auf der Kirche zu sitzen, als wolle er sie zum Fortschritt anspornen; zum Fortschritt, den in der letzten Zeit voll Blut und Jammer so Mancher auf eben so fest stehendem Rosse versuchte.

Dicht neben dem Kirchhof lag das Pfarrhaus, umgeben von großen, schattigen Gärten, aus deren dunkelm Laubwerk ein Wasserspiegel wie ein heiteres Auge unter dunkeln Wimpern hervorblickte.

Etwas seitab erhoben sich die rothen Dächer eines hübschen Edelhofes und jede einzelne der vielen

Bauernwohnungen zeigte durch ihr reinliches und wohlerhaltenes Aussehen, durch die Bäume vor der Hausthür, durch das Gärtchen, von welchem sie umschlossen lag, von der Wohlhabenheit und dem Bildungsgrad ihrer Bewohner.

Was die flache und üppige Gegend besonders charakterisirte, war die Menge der zum Himmel deutenden Finger — der Kirchthürme, deren man acht in dem durch Wälder geschlossenen Gesichtskreise zählte.

Der Wanderer, der dieses einfache Landschaftsbild, dem weiße und bleifarbene Gewitterwolken eine tief ernste Kuppel gaben, betrachtete, war gekleidet wie ein recht armer Handwerksbursche. Er trug eine bestaubte dunkelgrüne Blouse, eine kleine schwarze Mütze ohne Abzeichen, Beinkleider von grauer Leinwand und zerrissene Stiefel.

Sein Gesicht, obwohl jugendlich, war dennoch von einer erschreckenden Blässe, die durch dunkle, eingesunkene Augen und den braunen Bart, der es umrahmte, noch auffälliger und grauenhafter wurde. Lockiges dunkles Haar hing verwirrt tief auf eine Stirn nieder, die wachsbleich aus dem Wulste der Locken hervorschimmerte.

Die Hand, dieses charakteristische Glied des menschlichen Körpers, war lang, schmal, selbst von innen bleich und obgleich die Nägel bläulich schimmerten, so erkannte man doch an ihrer Sauberheit und feinen Form, daß sie einem Gentleman gehörte.

Der Blick des kranken Wanderers schweifte irr auf der vor ihm liegenden Landschaft umher; seine blassen Lippen bewegten sich zum Sprechen.

„Gleichviel," murmelte er, „wo Hunger und Elend mich aufreiben. Besser, sterben unter dem Dach einer deutschen Eiche, als unter dem eines Deutschen. Man wird die namenlose Leiche, die weit und breit kein Mensch kennt, still einscharren ohne Sang und Klang, an der moosigen Mauer einer Dorfkirche, und das ist das Ende von allen Träumen und Strebungen meines Lebens."

In diesem Augenblicke erschütterte ein heftiger Donnerschlag die Luft. Die Winde rafften sich auf und zausten die Kronen der Eichen, daß die grünen, pergamentartigen Blätter weit umherstoben. Das Flachsfeld wogte wie ein Strom, die schlanken Blüthenstengel der Bohnen erzitterten. Auf der vom Walde nach dem Dorfe führenden Straße, deren bläulichen Thongrund die Hitze der vorhergegangenen Tage gesprengt hatte, flogen Wolken grauen Staubes empor.

Der Schäfer an der andern Seite des Waldhanges stand, in seinen blauen Mantel gehüllt, mitten unter der Heerde, die ihn dicht umdrängte, und Philax drückte den zottigen Kopf in die Hand seines Herrn.

Der Wanderer sah von dem Allen nichts mehr: am Fuße der letzten Eiche des Waldes war er zusammengesunken und lag ohnmächtig, sterbend auf dem welken Laub des vergangenen Jahres, das hier in einem kleinen trockenen Graben zusammengeweht war.

Die Winde Gottes fuhren tobend, als ob sie zürnten, über die erstarrte Gestalt. Der Regen, der über Gerechte und Ungerechte niedersinkt, netzt in eisigen Strömen den regungslosen Körper, und zuletzt kam, die schwarzgrauen Wolkenberge nicht nur zerbrechend, sondern auch mit Gold säumend, die liebe Sonne und warf ihre weichen Abschiedsstrahlen auf das bleiche Gesicht des Sterbenden, dessen geschlossene Augenlider nicht mehr zuckten bei der Berührung des Lichtes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Leben des Waldes.) M. Höfer hat unter diesem Titel ein Werkchen herausgegeben, in dem er die ganze kleine Welt Revue passiren läßt, die sich im Walde entwickelt. Wir greifen auf's Gerathewohl einige Stellen aus dem anmuthig geschriebenen Buche heraus. Weißt du, lieber Leser, daß nicht alle Nachtigallen gleich gut singen, und daß man bei ihnen, wie bei den Menschen, einige findet, denen der musikalische Sinn fehlt? Weißt du, daß die Pappel von den Lateinern den Namen Populus (Volk) deßhalb erhalten hat, weil das Blatt dieses Baumes, wie das Volk, in steter Bewegung ist? Der Wolf ist vielleicht unter allen Thieren das unglücklichste. Von allen Seiten zurückgestoßen, muß er sich entschließen, im Walde sein Lager aufzuschlagen und auf eine Beute zu lauern. Der Wolf ist daher fortwährend in Gefahr, vor Hunger zu sterben, und ihr werft ihm Wildheit vor? ihr sagt von ihm, daß er Feind der Gesellschaft sei. Wenn man ihrer mehrere beisammen sieht, sagt Buffon, so ist das keine friedliche Gesellschaft, sondern eine kriegerische Zusammenrottung, die sich mit großem Lärm und Geheul ankündigt. Ja, ist denn das nicht der Inhalt der Weltgeschichte? Es vergeht kein Jahrhundert mehr und der Wolf wird in Europa ausgestorben sein; aber an Wölfen im Schafspelze, an Räubern und — Erobern wird es nicht fehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Dienstag, 7. Januar 1868.

Wer nie vergißt.

Man trägt einen Sarg die Straße entlang,
Zum Friedhof führt der schattige Gang,
Und hinter der schwarzen Träger Schaar
Da wandelt ein bleiches Mädchenpaar.

Es ist die Schwester, es ist die Braut
Von dem, der nie mehr die Sonne schaut;
Dann folget langsam das Mütterlein
Gebeugten Hauptes; sie geht allein.

Und als man die Truhe versenkt in die Gruft,
Die Braut unter strömenden Thränen ruft:
„Geliebter, den schauriges Dunkel umhüllt,
Fest halt' ich und ewig im Herzen Dein Bild!"

Laut jammert und weinet die Schwester und spricht:
„So lange ich lebe, vergess' ich Dich nicht."
Die Mutter starrt stumm in die Grube hinab
Zum Liebling, dem einst sie das Leben gab.

Dann wanken sie wieder zum Städtchen hinein;
Die Mutter schreitet, wie früher, allein. — —
Ein Jahr ist entschwunden — die Hecke blüht,
Die schützend die Stätte der Todten umzieht.

Da wird in dem Städtchen des Jünglings Braut
Mit einem anderen Manne getraut.
Welch' lieblicher, welch' bräutlicher Glanz!
Es schwingt sich die Schwester im wirbelnden Tanz.

So schnell, wie der Sommer vorüberfliegt,
Sind auch die Thränen der Beiden versiecht;
Doch die nicht geweint, sie wankt aus dem Haus
Noch täglich zum Grabe des Sohnes hinaus.

„Mein Liebling, dem einst ich das Leben gab,
O, schlummerte ich bei Dir im Grab!
So lang' mir das Auge nicht sterbend bricht,
Vergißt Dich das Herz der Mutter nicht!"

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Die Männer, die am Boden sitzend oder liegend diese Unterhaltung führten, waren ein alter graubärtiger Sergeant, ein geborener Ungar, dessen Rang die drei von Silbertressen auf den Blousenärmel genähten Streifen oder sogenannten Chevrons bezeichneten, ein Deutscher — seiner engeren Nationalität nach Schwabe — und dann ein eingeborener Amerikaner aus dem Süden mit verbranntem Teint, schwarzen störrischen Haaren und Backenbart und — seltsames Naturspiel! — nüchternen, grauen Augen.

„Es isch woar, Sergeant," meinte der Schwabe in seinem süddeutschen Dialekte, „mei goanzes Leben woll't i für ihn d'ransetzen, wenn'sch noth thät'; denn daheime habe i nimmer ein so'n kreuzbraven Offizier gehoabt, alsch unsern Leut'nant. Sanft isch er wie ein Lamm, wenn'sch man nit reizt, und wenn'sch vor'm Feind loschgeht, da fahrt'sch ihm wie ein Blitzerl aus den Augen und er isch ein woarer Satan, wenn er so um sich haut. Meint'sch nit auch, Bruder Yankee?"

„Yes, yes, — all rhigt!" nickte der schweigsame Amerikaner, eine große, mit rohen Zwiebelscheiben belegte Brodschnitte verzehrend.

„Kreuzdonnerwetter, bist'n ganzer Kerl, Schwabe, wenn Du so sprechen thust!" rief der Ungar, sich wohlgefällig den langen Husarenschnurrbart streichend, „haben ich unsern Lieutenant lieb wie einen Sohn."

„Weisch wohl, Sergeant, wie er Euch bei Sommerville, alsch wir unsch mit den Ohiojägern 'rumbalgten, rauschgehauen hat; gab nit mehr ein Pfifferling vor Euer Fell, war't Einer gegen Sieben. Hui! wie der Leut'nant den Rappen 'rumschmiß und ihnen auf dem Nacken saß; wollt' ihm auch

nach, aber ihrer drei von den Ohiojägern setzten ein'm hoart zu mit ihren Bajonetten."

„Teremtete! ich's ihm nie vergessen werde, so wahr ich Janesi Lazar heiße! Hand d'rauf, Schwab', lassen wir ihn nie und nimmer im Stiche, reiten frisch mit ihm in den Tod 'nein!"

„Topp, Sergeant!" meinte der Schwabe, bereitwillig einschlagend. „Hascht Du gehört, Bruder Yankee?"

„Well, well, I will go mit Euch, Kameraden."

„Bischt 'n braver Kam'rad, wenn'sch nur besser Deutsch sprechen thätest. 'N kap'taler Bub' isch's, Sergeant! wie er für Unschereinen sorgt, alsch wären'sch seine Kinder!"

„Und für die Gäule! Sein sich ein verfluchtig tüchtiger Kavallerist, unser Lieutenant. Wollt', er kriegte die Schwadron als Kapitän."

„Wird nicht lang dauern; wischt Ihr nit, daß General Price viel von ihm hält?"

„Und Der versteh'n es. Besinnst Dich, Schwab', wie er ihm in Tennessee die Hand geben und sagen: „Braver deutscher Offizier!" He — Teremtete, sein ich geworden vor Freuden und Stolz ganz roth im Gesicht und haben gewackelt im Sattel."

„O yes, yes! good Officer!" brummte der Amerikaner kauend.

Man sieht, daß der deutsche Lieutenant die Liebe seiner Untergebenen in hohem Maße besaß.

Die Unterhaltung in den einzelnen Gruppen setzte sich noch länger fort; der Lieutenant rauchte auf seinem Maisstrohlager eine Cigarre nach der andern und schloß kein Auge; wenn sich das geringste, nicht sofort erklärbare Geräusch hören ließ, richtete er sich auf dem Ellenbogen halb auf und faßte mit der andern Hand mechanisch den Pallasch fester.

Regelmäßig alle zwei Stunden ritten die Ablösungen der Vedetten, von einem Korporale geführt, auf die Weisung des Offiziers ab, und jedesmal eine halbe Stunde später kehrten die Abgelösten wieder und meldeten dienstlich, daß sich auf ihren Posten nichts Besonderes zugetragen habe.

Es war zwei Uhr Morgens; noch war kein Lichtschein, der den anbrechenden Tag verkündete, am Horizonte zu sehen, und die Sterne standen groß und klar an dem tiefdunklen Nachthimmel. Es herrschte eine tiefe Stille, nur durch das monotone Rauschen des Nachtwindes, der in den Laubkronen der Ahornbäume spielte, und das zeitweilige Schnauben eines der an den Piquetpfählen befestigten muthigen Hengste unterbrochen.

Da fiel in der Richtung der Vedettenkette ein Pistolenschuß. Bei dem dumpf herüber dringenden Klange gerieth das ganze kleine Feldlager sofort in Bewegung. Die Pferde wieherten und scharrten mit den Hufen, als sagte ihnen ihr Instinkt, daß es Etwas zu thun geben würde, die Reiter sprangen vom Boden auf und lauschten erwartungsvoll, die wohltönende Kommandostimme des Offiziers, der mit einem Satze auf den Beinen war, rief:

„An die Pferde! Los von den Piquetpfählen!"

Einen Moment später saß er im Sattel, die Reiter standen neben den Pferden und schnallten in Eile die wollenen Decken unter den Sattellöffel.

Die Erwartung war auf das Höchste gespannt. Niemand regte sich.

Ein zweiter und dritter Pistolenschuß fielen in der Postenkette, mehrere andere knatterten nach. Man vernahm den dumpfen Hufschlag schnell heranfaloppirender Pferde auf dem Wiesenboden vor dem Ahornwäldchen.

Der Lieutenant ließ aufsitzen, den Pallasch am Faustriemen über das Handgelenk hängen, die kurzen Büchsen mit gespanntem Hahn auf die Lenden setzen. Die kleine Reiterschaar schwenkte links ab und stellte sich in der Verlängerung des Wäldchens auf freiem Terrain so auf, daß sie von dem Schatten des ersteren noch vollkommen verdeckt wurde. Der Lieutenant hielt mit gezogenem Pallasch vor der Front.

Ein Mann von den Vedetten sprengte so schnell, als sein Pferd ausgreifen konnte, heran. Der Lieutenant rief ihn an; er parirte den Gaul vor ihm, daß er fast auf der Hinterhand zusammenbrach; dann meldete er athemlos:

„Feindliche Reiter in noch nicht zu schätzender Zahl gehen 400 Schritte oberhalb des linken Flügels der Vedettenchaine über den Fluß; sie bedienen sich einer Furt, die uns bisher gänzlich unbekannt gewesen ist. Die Vedetten ziehen sich plänkelnd zurück."

„Galopp!" kommandirte der Lieutenant ohne Besinnen. „Halb links!"

Die Schaar flog dröhnenden Hufschlags über den Wiesenboden hin.

Trotz der Dunkelheit ließen sich die zurückziehenden Vedetten, sowie die ihnen folgende schwache Plänklerkette des Feindes bald erkennen; erstere schlossen sich dem Trupp der Ihrigen an; die Plänkler feuerten mit Büchsen auf denselben, hielten sich aber in respektvoller Entfernung.

Jetzt sah man auch einen geschlossenen Reitertrupp am Ufer des Flusses; er verstärkte sich mit jedem Augenblicke durch die über die Furt kommenden Reiter; schon jetzt war er an Zahl stärker als die Konföderirten.

Der Offizier der letzteren dirigirte seine Leute gerade auf den Feind zu, der sich ihm entgegen zu

bewegen anfing. Die Rangers waren noch immer im Galopp, dessen ungeachtet aber hielten sie sich Knie an Knie geschlossen.

Als die Reiterschaar dem Feinde auf 100 Schritte etwa nahe gekommen war, ließ der Lieutenant kurz pariren und die Büchsen fertig machen; auch der Feind ging jetzt in Galopp über, er mochte das Stutzen seiner Gegner für Unentschlossenheit halten.

„Legt an! Feuer!“ ertönte das Kommando auf Seiten der Rangers.

Der heranstürmende Trupp erhielt auf kaum 50 Schritte eine furchtbare Salve. Die Pferde der feindlichen Reiter bäumten sich hoch auf und wollten nicht weiter vorwärts; ihre erschrockenen Reiter rissen sie herum und jagten mit Hinterlassung von wenigstens 15 der Ihrigen, die getödtet oder verwundet unter ihren Gäulen lagen, in voller Flucht zurück.

Die Rangers ließen die Büchsen fallen, griffen zur blanken Waffe und stürmten, ihren Offizier an der Spitze, in rasender Carrière dem geschlagenen Feinde nach, um ihn in den Fluß zu werfen.

Das Manöver schien auch vollständig gelingen zu wollen und die Rangers stießen bereits ein Siegesgeschrei aus, als sie die vordersten ihrer Gegner wieder in den Fluß setzen sahen. Aber das Blatt sollte sich auf einmal wenden; der Feind hatte eine List gebraucht und den Konföderirten eine Falle gelegt, in die sie, von ihrem heldenmüthigen Ungestüm fortgerissen, nur zu gut fielen.

In ihrem Eifer und bei der Dunkelheit hatten die Rangers übersehen, daß ein wenigstens doppelt so starker Reitertrupp, als sie selbst waren, sich hinterwärts, durch niedriges Gebüsch gedeckt, aufgestellt hatte. Derselbe warf sich ihnen jetzt mit großer Entschlossenheit in die Flanke. In ihrer Verfolgung aufgehalten, waren die Rangers in einem Augenblicke durch den unvermutheten Angriff so auseinander gesprengt, daß nun Mann gegen Mann focht. Das wüste Getümmel wogte hin und her; das Geschrei, die Schmerzensrufe und das Todesröcheln, das Klirren der Waffen und einzelne Revolverschüsse, Alles machte einen grausenerregenden Eindruck.

Das Reitergefecht wurde mit zu ungleichen Kräften geführt, um lange unentschieden bleiben zu können; die braven Rangers sprengten, sich rückwärts gegen die ihnen auf dem Nacken sitzenden Gegner zu decken suchend, dem Ahornwäldchen zu; vergebens ertönte die Trompete, die sie zum Sammeln rief.

Auch bei dem Ahornwäldchen war es ihnen nicht möglich, sich zu setzen; Einzelne von ihnen drangen mit ihren Pferden geradezu in das dichte Holz, das die Verfolgung erschweren, wo nicht ganz aufhalten mußte, der größte Theil zerstreute sich nach allen Richtungen hin, um das Korps General Morgan's zu erreichen und ihm die traurige Botschaft von der Niederlage zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Der Schäfer trieb seine Heerde heim; er kam nicht vorüber an dem Platz, wo ein Mensch hilflos, wie auf einer wüsten Insel, sein Dasein endete. Ein Postillon ritt pfeifend durch den Wald und sah sich nicht um nach dem Graben, der ein Grab wurde.

Die Sommernacht breitete ihren mit Purpur gesäumten Azurmantel über die Erde und tausend Sternenaugen schauten mild auf sie hernieder.

Ob wohl die Thautropfen, die am Morgen diamantklar auf Laub und Blumen lagen, Thränen waren, geweint von diesen Augen über das Leid ihrer Schwester, der armen dunkeln Erde? —

Der leise Hauch der Morgenluft, der den Blüthen im Felde und den Blättern im Walde und jeder Grasspitze am Wege, Regsamkeit gab, ließ diese Perlen im Frühsonnenschein in allen Farben des Regenbogens erschimmern.

Das Leben des Dorfes begann sich zu regen. Die Heerden zogen brüllend und blökend zur Weide in den Wald; der Pflüger mit seinem Gespann bog seitwärts nach dem von tausend bethauten Blumen geschmückten Brachfelde. Mädchen eilten mit Milchkrügen zur nächsten kleinen Stadt, und um den Teich am Pfarrgarten war Linnen ausgespannt, das bereits weiß durch das Laub glänzte.

Der Weg, an dessen Rande der Sterbende, naß vom Regen der Nacht und von Zeit zu Zeit leise zuckend lag, war noch von keinem menschlichen Fuß betreten. Jetzt aber schritt eine hohe und kräftige Greisengestalt dem Walde entgegen.

Der Alte hatte eines jener seltenen Gesichter, dem 80 Jahre zwar die Jugend, aber nicht die edle, männliche Schönheit rauben konnten.

Silberweiße, noch volle Locken, ganz aus der Stirne gekämmt, umringelten dasselbe, und nußbraune, sanfte und heitere Augen gaben ihm einen Ausdruck unbeschreiblichen Wohlwollens.

Die edle Gestalt war von der Last der Jahre nicht gekrümmt und kein Zittern und kein Keuchen verrieth dieselbe, obgleich er rasch vorwärts schritt.

Von Zeit zu Zeit bückte er sich, um die am Rande des Weges blühenden Glockenblumen, die hübsche rothe Blüthe des „Storchschnabel“ und jene zierliche und süß duftende Pflanze zu

pflücken, die der Landmann jener Gegend „Maria's Bettstroh" nennt; und er hielt in seiner hagern Hand bereits einen mächtigen Strauß, als er sich der Eiche näherte, die wir kennen.

An ihrem Fuße blühte eine prächtige weiße Sternblume, in der ein Thautropfen funkelte. Der Greis bückte sich auch nach ihr und fuhr erschrocken und erbleichend zurück, denn er hatte im Graben die ausgestreckte Gestalt und das blasse Gesicht des Sterbenden gesehen, und an diesem Gesicht etwas, das zu dem tiefen Mitleid, das seine Brust erfüllte, noch Entsetzen fügte.

Ueber der Stirn des Unglücklichen, von der der Wind das braune Haar geweht hatte, zog sich eine Wunde, aus der Blutstropfen, roth wie Rubin, einzeln hervorsickerten.

Hier ist ein Verbrechen begangen, war der erste Gedanke des Alten, der in den feuchten Graben niedergestiegen, das jugendliche Haupt empor hob und mit seinem Taschentuche das Blut von der Stirn und den Schaum von den blassen Lippen wischte.

Und dieser Gedanke war für den Greis sehr schmerzlich! — Er war der Geistliche des Dorfes, war es seit länger als 50 Jahren, und die Rechtschaffenheit, die Gottesfurcht seiner Gemeinde war bis heute der Stolz seines Herzens gewesen.

Ein genauer Blick auf die Wunde nahm aber sofort diesen Schmerz von seiner Seele. Sie war alt und verharrscht und nur durch Schmerz und Anstrengung ein wenig aufgesprungen.

Seine ganze Kraft zusammennehmend, gelang es dem Greise, die leblose Gestalt aus dem feuchten Graben auf den trockenen Waldrasen am Fuße der Eiche zu heben.

Er zog seinen Oberrock aus und bedeckte den Fremden mit demselben, riß Weste und Halstuch ab, legte ihm die erstere unter den Kopf und verband mit dem zweiten die Wunde; dann wollte er so schnell als möglich nach Hause eilen, besann sich indeß eines Bessern, schritt etwas zur rechten Hand in den Wald hinein, brachte die Hände an den Mund, wie es Fischer und Jäger zur Verstärkung des Schalls zu thun pflegen und rief aus allen Kräften: Gottfried! Gottfried!

Das lustige Gebell eines Hundes und der Ruf einer Männerstimme antwortete ihm, und bald kam durch den Wald der Schäfer und Philar, welcher Letztere an seinem alten Freund wedelnd und heulend empor sprang.

„Was hat das zu bedeuten, Herr Pfarrer, daß Sie hier im Hemdärmel und ohne Mütze, stehen?" fragte der Schäfer verwundert und nicht wenig erschreckt.

„Hilf mir eine Bahre aus Zweigen machen und hier den Handwerksburschen, den ich sterbend am Wege fand, nach Hause tragen," antwortete der Geistliche.

„Ja!" war die ganze Entgegnung des Mannes und er machte sich rüstig und geschickt an das Samariterwerk, bei welchem ihn der Pfarrer unterstützte.

Nachdem er damit fertig geworden, betrachtete der Schäfer mit sachkundigem Blicke die Stirnwunde und erklärte, daß sie bereits Monate alt und ungefährlich sei; fühlte den matten Puls des Sterbenden, besah genau seine Hände, Schläfe und Lippen und meinte, heftiges Fieber und große Anstrengungen haben ihn so herunter gebracht.

Beide Samariter beluden sich dann mit der Last. Gottfried hatte unter den Kopf des Wanderers noch seinen eigenen blauen Mantel als Kissen gelegt und rüstig schritten sie den Weg entlang dem Pfarrhause entgegen, dessen gastliche Thüre sich dem Zuge in Kurzem öffnete.

Eine alte Dienerin kam ihnen entgegen und bezeugte ihre Verwunderung fast mit denselben Ausdrücken wie der Schäfer, fragte aber sogleich, wohin man den Fremden zu bringen gedächte.

„Es wäre zu schwer, ihn die Treppe hinauf nach der Erkerstube zu tragen," antwortete der Pfarrer, „und deßhalb, Frau Engel, wollen wir ihn hier gleich in meine Schlafstube legen. Rufen Sie den Riemke, daß er uns hilft, und sagen Sie den Kindern, daß Bettzeug, Wasser und Wein für einen Kranken nothwendig seien."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als einst der Dichter Lenau spät nach Hause kam, wollte ihm der Thorwächter nicht aufschließen, indem er vorgab, es sei ihm verboten. Nach vielen vergeblichen Versuchen entschloß sich endlich Lenau, dem Thorwächter einen Dukaten unten durchzuschieben; sogleich wurde geöffnet. Kaum war der Dichter hinein, so that er, als hätte er ein Buch, worin er während der Zeit des Wartens gelesen, draußen liegen lassen. Eiligst lief der Thorwächter hin, es zu holen, Lenau schloß jedoch hinter ihm das Thor und öffnete nicht eher, als bis ihm der Thorwächter den Dukaten wieder unter der Thür hereingeschoben hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Donnerstag, 9. Januar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Unter den Reitern, die in das Wäldchen einbrachen, mußten Drei besonders auffallen, die eng vereinigt geblieben waren. Der mittelste von ihnen mußte schwer verwundet worden sein, denn seine Haltung im Sattel war schwankend und der dritte Reiter mußte sein Pferd mit sich am Zügel fortreißen.

In dem Verwundeten erkennt man leicht den Lieutenant der Rangers wieder, in den beiden Andern, die, der eigenen Gefahr trotzend, ihm nicht von der Seite gewichen waren, den alten Sergeanten Lazar und den seinem Worte getreuen Schwaben.

In der That hielten es die Unionisten nicht für gerathen, den errungenen Vortheil dadurch auf's Spiel zu setzen, daß sie den Versprengten in das ungangbare Wäldchen folgten. So gelang es denn den beiden treuen Reitern, den verwundeten Offizier in das Gras niederzulegen, um seine Wunde zu untersuchen.

„Teremtete!“ brummte der Ungar vor sich hin, während er allein neben dem Verwundeten kniete und das Blut mit seinem buntbaumwollenen Taschentuche zu stillen versuchte — „ist sich der Hieb bis auf den Hirnschädel gegangen; kann mir Leutnant noch in diesem schockschwernöthigen Walde unter den Fingern sterben. Warum haben mein alter harter Schädel nicht lieber das gekriegt?“

Der Schwabe war indessen nach Wasser gelaufen und kehrte jetzt athemlos mit dem gefüllten blechernen Kochgeschirr zurück.

„Ischt er schon todt?“ fragte er ängstlich.

„Gott behüt'! Her mit dem Wasser, Schwab'!“ rief der Ungar.

Als der Verwundete den kalten Umschlag auf seinem Kopfe fühlte, ermunterte er sich aus seiner Erstarrung und griff schmerzhaft nach seiner linken Schulter.

„Schaut's auf, Sergeant!“ rief der Schwabe erschrocken. „Schaut's nit das kleine Loch im Lederkoller? Ischt 'ne Kugel durchgegangen.“

„Lazar, Sie sind's?“ stöhnte der Verwundete. „Ist denn Alles verloren? — Wo sind meine Rangers?“

„Es ischt nit so schlimm, wie's aussieht, Herr Lieutenant,“ tröstete der Schwabe; „ischt 'ne kleine Schlappe, sonst Nix.“

„Geflohen!“ rief der Lieutenant. „Ihren Offizier haben sie im Stiche gelassen?“

„Still, Herr Lieutenant,“ meinte der Schwabe; „spazieren geritten sind die Kerle blos, werden wieder kommen.“

Der Lieutenant seufzte tief, lehnte sich zurück und schloß die Augen; er war jetzt ganz ohnmächtig geworden. Der Sergeant, der in seinem Leben wohl schon mehr als eine Wunde besichtigt und verbunden hatte, untersuchte jetzt sorgfältig die Schußwunde in der Schulter des Offiziers, die nur wenig blutete; der Schwabe sah ihm mit dem deutlichsten Gepräge der Theilnahme und Sorge auf dem Gesicht schweigend zu.

„Ischt's tödtlich, Sergeant?“ fragte er, als der Alte eine nasse Compresse auf die Wunde gelegt und befestigt hatte.

Der Ungar zuckte traurig mit den Achseln.

„Weiß nicht, Schwab',“ sagte er dann lakonischer Weise. „Gewiß sein es aber, daß der Lieutenant nicht hier bleiben können.“

„Wohin ihn aber schaffen?“

„Fürchtest Dich nicht vor den nordischen Krämern?“

Der Schwabe lachte verächtlich.

„Dann komm', Kamerad. Gott werden uns helfen!“

Der Sergeant und der Jäger brachten mit großer Anstrengung den leblosen Verwundeten wieder in den Sattel, bestiegen ihre Pferde und unterstützten Jenen,

der hin- und herwankte; sie verließen das Ahornwäldchen, nachdem sie sich darin vergeblich nach anderen Kameraden umgesehen hatten.

Der erste matte Dämmerschein des Tages fiel gerade auf die Wiesenebene, auf der hier und da Leichen von Freund und Feind oder Schwerverwundete im Grase umherlagen; trüben Blickes zählten die beiden Soldaten wohl gegen zwanzig der Ihrigen und eine ungefähr gleiche Anzahl der Feinde. Sie hatten jetzt nicht Zeit, sich um sie weiter zu bekümmern.

Der Sergeant theilte dem Schwaben seinen Plan mit. Den Offizier in das Hauptquartier General Morgan's zu transportiren, war bei dem leidenden Zustande desselben nicht möglich; er wollte daher auf die Gefahr hin, daß sie von den umherstreifenden Illinois-Jägern entdeckt und angefallen würden, das Ufer des Flusses stromaufwärts verfolgen, weil er mit Sicherheit bald eine Farm zu finden glaubte; natürlich hing es dann noch von der Mildthätigkeit der Bewohner, die die Konföderirten als Feinde anzusehen hatten, ab, ob sie dem Halb-Sterbenden Gastfreundschaft und Pflege gewähren würden.

„Ischt Alles gut so, wie Ihr kalk'lirt habt, Sergeant," brummte der Schwabe. „Wäre nie auf eine so gescheidte Idee gekommen!"

Die kleine traurige Gruppe bewegte sich langsam fort.

2.

Das Quäkerhaus.

Ungefähr eine halbe deutsche Meile oberhalb des Platzes, der das soeben geschilderte blutige Reiterscharmützel gesehen hatte, lagen auf einem gegen den Fluß ziemlich steil abfallenden Hügel, dessen andere Seite sich ganz allmälich in die Ebene verlief, die Gebäude einer geraden, nicht sehr ausgedehnten, aber, wie man auf den ersten Blick sehen mußte, mit ungemeiner Sorgfalt gehaltenen Farm. Während die Flußseite des Hügels terrassenförmig abgestochen und mit Fruchtsträuchern, Gartenblumen und einigen Hausgemüsen auf geschmackvolle Weise bepflanzt war, erstreckten sich in das Land hinein von wohl im Stande gehaltenen Bretterzäunen und aus Zweigen geflochtenen Hürden umgebene Felder, die größtentheils mit türkischem Weizen bepflanzt waren und außerdem vortreffliche, fette Weiden abgaben, auf denen Tag und Nacht bei dem milden Klima eine kleine Heerde ausgezeichnet schönen Rindviehes und ein paar gute Pferde bivouakirten.

Was das eigentliche Gehöft auf dem Hügel anbetraf, das von einer Reihe alter Wallnußbäume umgeben wurde, so bestand es aus einem einstöckigen, auf anmuthige Weise mit Rosen und Epheu bis zu dem grauen Schieferdache hinauf berankten massiven Wohnhause und mehreren daran stoßenden Wirthschaftsgebäuden und Winterställen von Fachwerk, deren rothangestrichene Balken sich genau auf den weißgetünchten Wänden abzeichneten. Das Wohnhaus hatte eine Front von acht Fenstern mit frischgrünen Läden, in der Mitte die Eingangsthüre, vor der sich ein von hölzernen Säulen, die ebenfalls mit großblätterigen Schlingpflanzen umrankt waren, getragenes Vordach befand.

Die ganze Besitzung sah auffallend sauber und gemüthlich aus; auch die geringsten Kleinigkeiten waren mit einer gewissen Peinlichkeit behandelt worden.

Etwa zwei Stunden nach der Zeit, in der das Gefecht an der Furth des Gasconadeflusses stattgefunden hatte, wurde es in dem Farmerhause lebendig. Die Sonne erhob sich soeben und ihre ersten Strahlen blinkten tausendfältig in den Thautropfen, die auf dem grünen Rasen und in den breiten Furchen der Maisblätter lagen, und warfen rothglühende Reflexe auf die weißen Wände und die Fenster der Farmgebäude.

Zuerst erschien ein Mann in etwas seltsamem Anzuge auf der Schwelle des Wohnhauses und sah sich mit prüfendem Blicke den Horizont an; er konnte damit zufrieden sein, der Himmel versprach einen heißen oder schönen Tag. Der Mann, der dann langsam nach der Giebelseite des Hauses ging und eine dort angebrachte ziemlich große Glocke durch eine Leine in hellen Klang versetzte, trug bis fast an die Kniee reichende blank gewichste Stiefel, einen bis auf die Knöchel reichenden schwarzen Tuchrock, der vorn durch eine Reihe sehr großer Knöpfe zusammengehalten wurde, und einen sehr breitkrämpigen braunen Strohhut. Sein Alter ließ sich auf etwas mehr als 50 Jahre schätzen; aber seine dürre Gestalt verrieth in ihren etwas steifen und eckigen Bewegungen, die alle genau berechnet erschienen doch noch die Kraft und Rüstigkeit der Jugend. Sein Gesicht war nichts weniger als schön und hatte einen Ausdruck ernster Frömmigkeit, der leicht den Verdacht der pietistischen Heuchelei zu erwecken vermochte, andererseits hatten die graublauen großen Augen aber doch einen Blick, dessen Gutmüthigkeit wieder das erste Vorurtheil in den Hintergrund drängte.

Der Klang der Glocke weckte schnell die Schläfer im Hause. Fünf Minuten später schon zeigten sich auf dem Hofe ein paar Knechte und Mägde, die den Hausherrn mit Ehrerbietung nicht allein, sondern auch mit aufrichtiger Freundlichkeit begrüßten; ihre Grüße wurden in einfacher, väterlich gütiger Weise erwiedert.

Nachdem noch ein Weilchen vergangen war, trat eine ziemlich hohe, sehr wohlgebaute Frauengestalt, aus dem Innern des Hauses kommend, leise hinter den Alten, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihm, sich über seine Schulter vorbiegend, den Mund.

„Bist Du es schon, Jenny?“ fragte der Quäker lächelnd, ohne sich umzusehen.

„Ich bin es, theuerster Vater. Ich wünsche Dir einen guten Morgen.“

„Gleichfalls, mein Kind. Und Deine Schwester Eva?“

„Zürne ihr nicht, wenn es ihr alle Morgen so schwere Ueberwindung kostet, sich von ihrem Lager zu erheben, sie träumt noch so süß und sorglos.“

„Du nicht, Jenny?“

„Ach, Vater, wie Du so fragen magst! Sind meine Gedanken nicht bei Tag und Nacht bei Alfred, in dessen Hand Du selbst vor einem Jahre die meinige gelegt und Deinen Segen über uns gesprochen hast? Wenn ich daran denke, daß er in der Nacht aller Wahrscheinlichkeit nach kein anderes Kopfkissen als ein Bund Maisstroh, keine andere Decke als seinen Mantel und kein anderes Dach als das dunkle Himmelszelt über sich hat, dann flieht auch mein Auge der Schlaf und ich werfe mich ruhelos auf meinem Lager umher. Und wenn mir der Traum zuweilen die schwärzesten Bilder vorführt, Scenen aus dem wilden Vernichtungskampfe, der in unserer Nähe und im Osten tobt, dann schreie ich in entsetzlicher Angst oft laut auf und male zur eigenen Qual mir die bösen Traumbilder in den düstersten Farben weiter aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Frau Engel machte sich eilig auf, die erhaltenen Aufträge auszuführen, doch vorher öffnete sie noch die Thüren, damit der Zug unbehindert in das kleine Schlafzimmer des Hausherrn gelangen könne.

Das einzige Fenster dieses stillen Gemaches war von außen durch eine Geisblattranke so dicht umsponnen, daß die Sonnenstrahlen nur wie Versteckens spielende Kinder hineindrangen. Das Geräth von der alterthümlichsten Form, aber von blendender Reinlichkeit, stand ersichtlich mit den Bewohnern in einer Art Freundschaftsverhältniß.

Die beiden altmodischen, weich gepolsterten Lehnstühle schienen lächelnd und nickend jeden Eintretenden zur Ruhe einzuladen. Der alte Toilettentisch mit der aus weiß und blauen Porzellan-Fliesen bestehenden Platte und der Gardine, gestickt nach einem vor sechzig Jahren modischen Muster, war mit dem Spiegel über ihm im Rahmen von geschnitztem Eichenholz im besten Vernehmen und vermuthlich plauderten die beiden unzertrennlichen Gefährten, wenn kein Mensch sie hörte, von längst vergangenen Zeiten, in denen der alte Pfarrherr als junger Gatte lauschend durch die Thür lugte, wenn sein reizendes Weib ihr Haar ordnete an diesem Platze.

Der alte Mann mochte die Sprache seiner alten Gefährten verstehen; er liebte sie und weilte gern unter ihnen.

Sorgsam schlug er heute mit einer Art heiliger Scheu die Gardine von einem der großen Himmelbetten zurück, half dem Schäfer, der den Ohnmächtigen aller überflüssigen Kleidungsstücke entledigte, und wusch das todtenbleiche Gesicht mit lauem Wasser.

Während dessen war ein junges, außerordentlich hübsches Mädchen in das Zimmer getreten und hatte eilig die Betten sauber überzogen, mit leichter Hand die Kissen zurechtklopfend.

Der kräftige Greis trug nun selbst den Fremden auf das Lager, rieb ihm die Schläfe und die Handwurzeln mit scharfem Essig und flößte ihm einige Tropfen Wein in den halb geöffneten Mund.

Tief seufzend öffnete er die Augen und schloß sie wieder, aber ein Lächeln spielte um die blassen Lippen.

Der junge Schäfer Gottfried hatte noch einmal den Kranken beobachtet. „Ich glaube, ich kann da nichts thun,“ sagte er dann, „aber versuchen Sie es einmal, Herr Pfarrer, und flößen Sie ihm eine halbe Tasse gute Hühnerbrühe ein; er ist ganz von Kräften, und so einem armen Schlucker, der auf der Landstraße für todt liegen bleibt, thut oft nichts Anderes noth, als ein Mund voll Essen.“

Das junge Mädchen war bei diesen Worten flink wie ein Reh hinausgeeilt und kam bald mit etwas Brühe und einigen Biscuits wieder.

Am Bette niederknieend, stützte sie das lockige Haupt des Kranken, flößte ihm das Stärkungsmittel ein und einige Thränenperlen fielen dabei wie Thautropfen glänzend auf die weiße Bettdecke.

„Nun weine, mein Mädchen!“ sagte der Greis, „aber hilf hier wacker und muthig. Was Du willst, das Dir die Leute thun sollen, das sollst Du ihnen auch thun, und wer weiß, liebe Louise, wer Deinem Verlobten in der Ferne Liebesdienste erweist, wie wir sie jetzt diesem Armen erweisen.“

Das leise Weinen der Jungfrau ward zum heftigen Schluchzen.

Der Großvater legte die hagere Hand auf das jugendliche Haupt der Enkelin, die noch immer am Bette des Leidenden kniete.

Frau Engel, die alte Spinnerin, brachte eine Schüssel lauen Wassers, die der Schäfer gefordert; dieser streifte den Hemdärmel des Leidenden empor, um ihm zur Ader zu lassen.

„Ein merkwürdig feines Hemd hat er an für einen Handwerksburschen," sagte die Spinnerin, „solch' Gewebe wird hier in der Gegend gar nicht gemacht noch gesponnen."

In der That war die Leibwäsche des Fremden zwar beschmutzt und schadhaft, aber von ungewöhnlicher Feinheit; das Hemd, welches die Aufmerksamkeit der Alten erregte, war ein sogenanntes Pariser Schachtelhemd, und zwei ähnliche, aber ebenso unsauber und zertragen, fanden sich in seinem Felleisen. Alle drei waren A. F. gezeichnet und dasselbe Zeichen trugen auch einige paar Strümpfe und vier Taschentücher.

Das Wanderbuch, das sich ebenfalls in dem Felleisen befand, lautete auf den Namen: Ernst Sommer, Schuhmachergeselle aus Minden. Ganz unten unter den Sachen aber lagen einige für einen Schuhmachergesellen seltsame Schriften.

Der alte Geistliche besah mit einigem Erstaunen diese Hefte und schloß sie dann nebst dem Wanderbuche in ein geheimes Fach seines Schrankes.

Auch eine Börse befand sich in dem Felleisen des seltsamen Schuhmachergesellen, zierlich aus Seide und Goldfäden geknüpft, aber sie enthielt nichts als einen ganz klein zusammengefalteten Tresorschein und in der Brieftasche, die von rothem Saffian und sehr feiner Arbeit war, lag nur ein kleines, an verschiedenen Stellen ausgeschnittenes und mit der Nummer 36 bezeichnetes Papierblättchen und eine lange blonde Haarlocke.

Auch dies verschloß der Greis ohne weitere Bemerkungen und unterdeß hatte der Schäfer sein Geschäft vollendet. Das Blut war aus der geöffneten Ader geflossen, Athem und Bewegung dem Kranken zurückgekehrt. Er hatte hastig Brühe und einen Schluck Wein getrunken, die bleichen Wangen hatten sich ein wenig geröthet und jetzt lag er, matt, aber dem Leben wiedergegeben, auf dem Bette, das Menschenliebe ihm eingeräumt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Sammlung von Epigrammen, welche den Hexensabbath in Baden schildern, enthält Folgendes über die jetzige weibliche Modethorheit:

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männlich erscheinet die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Koth oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht.
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Auge fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnt doch auch von der indianischen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt!
Aber der Wilde betreibt's ehrlich mit kindischer Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen,
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Auf dem großen Kirchhofe bei Chlum befindet sich ein Grab, mit einem eisernen Gitter umschlossen, und ein Grabstein mit den Worten: „Dies ist das Grab des noch lebenden k. k. Oberlieutenants N. N." Der Genannte war nämlich in der Schlacht verwundet und in ein am Wege befindliches Haus gebracht worden. Die Soldaten, welche den Offizier aus der Gefechtslinie gebracht hatten, gaben ihm höchstens noch eine Stunde Lebensfrist und hatten, unterdeß er im Hause von einer Frau verbunden wurde, ihm das Grab gegraben. Der Verwundete blieb am Leben und ließ zum Andenken an seine fast wunderbare Genesung das in Bereitschaft gehaltene Grab mit Gitter und Grabstein, und letzteren mit jener eigenthümlichen Grabschrift versehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Samstag, 11. Januar 1868.

An das Mutterherz.

O Mutterherz, der Glaube wohnet
In dir! — der Treue schönstes Bild
Bist du — so voller Zartgefühle —
So wahrhaft treu, so gut und mild;
Du trägst ein Bild in deiner Tiefe,
Mit Lust erwärmt sein milder Strahl,
Es ist die Mutterlieb', die reine,
So unbefleckt wie's Sternenall!

Nicht Edelstein in Glanz und Farben,
Nicht Perlenschmuck, nicht feinstes Gold,
Nichts ist so kostbar, so entzückend,
Nichts ist so schön und wunderhold,
Nichts ist so theuer, nichts so heilig
Im großen, weiten Erdenreich,
Nichts ist im Worte deiner Liebe,
Nichts ist, o Mutterherz! dir gleich.

Wer kann die Freude so erheben,
Wer fühlt das Leid so bitterlich,
Wer trägt so stille Sorg' und Kummer,
Wer fühlt in Angst so kräftig sich,
Wer kann nicht strafen, nur verzeihen,
Wer leidet mit Geduld den Schmerz —
Wer kann all' dies aus reinster Liebe?
Nur du allein, o Mutterherz!

Du für das Edle nur geschaffen,
Reich bist an Himmelssegen du,
Zu Allem, was dein Leben wirket,
Gibt Gott dir seine Huld dazu;
Drum soll das Kind an dir festhalten,
Ihm steht ein Engel dann zur Seit'
Als treuer Schutzgeist — Mutterliebe —
Die es auch führt zur Seligkeit.

Petrowitsch.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

„Still, Mädchen!" gebot der Alte, der gerührt schien, in erzwungen strengem Tone. „Vergiß nicht, daß Dein Verlobter, wo er auch sei, unter Gottes Schutze steht. Ohne den Willen des Herrn fällt kein Vogel vom Dache und wird kein Haar auf unserem Haupte gekrümmt werden."

„Ja, ja, mein Vater," erwiederte Jenny mit gefalteten Händen und einem rührend ergebungsvollen Blicke nach oben, — „ich vertraue auf Gott den Herrn; er wird meine heißen Gebete erhören und meine Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen."

Das junge Mädchen — sie zählte jetzt 24 Jahre — war eine jener anmuthigen und zugleich würdevollen weiblichen Erscheinungen, die man so oft unter den englischen und amerikanischen Quäkern findet. Die ächt religiöse Erziehung von Jugend an, das Beispiel ihrer ganzen Umgebung, besonders das der Eltern, die voll Liebe und Milde unter einander verkehrten, doch strenge Pflichterfüllung übten und heischten, die Zurückgezogenheit von der großen Welt, dies Alles vereinigte sich, das jugendliche Gemüth zur wahren Weiblichkeit heranzubilden; nirgends wird wohl durchschnittlich so viel Werth darauf gelegt als in den Quäkerfamilien, die Töchter zu dem einfachen und schönen Berufe der Gattin und Hausfrau durch die Erziehung vorzubereiten.

Schon die aller Koketterie und allem verführerischen Putze fremde Tracht der Frauen und Mädchen gibt ihnen etwas Ernstes, Achtunggebietendes.

Jenny Crotton stand dieser Anzug vortrefflich; das lange graubaumwollene Kleid, unter dem die Hackenschuhe mit großen Stahlschnallen nur wenig hervorblickten, mit engen, bis an das Handgelenk reichenden Aermeln, schneeweißen Manchetten und

Halskragen, die breite, weiße Schürze und das niedliche gesteifte Linnenhäubchen vom einfachsten Schnitte.

Dieser einfache und sittsame Anzug stellte die natürliche Schönheit des Mädchens in das beste Licht. Jenny's Antlitz war sehr regelmäßig geschnitten und von bewunderungswürdig zartem Teint. Ihr einfach gescheiteltes Haar war so dunkelblond, daß man sich versucht fühlte, sie für eine Brünette zu halten; um so mehr Reiz gewannen die klaren und sinnigen blauen Augen, aus denen das reinste und friedlichste Gemüth sprach.

Seitdem Jenny ihren Verlobten auf dem Kriegstheater wußte, erst da zuckte manchmal ein Blitz schmerzlicher Aufregung störend durch den ruhigen Ernst dieser Augen. Vom Roth körperlicher und geistiger Gesundheit leicht angehauchte Wangen und frische, schwellende Lippen vervollständigten die anziehende Schönheit des jungen Mädchens.

Während der Vater, James Crotton, nach den letzten gläubigen Worten seiner Tochter dieselbe sanft an sich gezogen hatte und mit väterlicher Zärtlichkeit auf die Stirne küßte, kam auch die jüngere Schwester Eva in unbefangener, noch ganz kindlicher Heiterkeit die Treppe herab, die von dem Giebelstübchen, das sie mit ihrer Schwester zusammen bewohnte, in den Hausflur führte.

Eva, die mindestens um 3 oder 4 Jahre jünger als Jenny war, hatte in ihrer Gesichtsbildung wohl eine Familienähnlichkeit mit der Schwester, aber der ihre Züge belebende Ausdruck war ein ganz anderer. Es wäre schwer gewesen, zu entscheiden, welcher von beiden Schwestern der Apfel von Paris gebühre.

Eva war bedeutend kleiner und zarter gebaut als Jenny, heftiger und lebendiger in ihren Bewegungen, aber nicht minder graziös; man erkannte in ihr noch das frische, muthwillige Kind, dessen klarer Herzensspiegel gewiß noch kein Hauch des Kummers getrübt hatte. Ihr schönes und reiches Haar, das die kleine Haube nicht ganz zu bedecken vermochte, war viel hellblonder als das ihrer Schwester, ihre blauen Augen fast noch klarer; der quäkerische Ernst trat gerade nicht selten, aber jedesmal nur auf kurze Zeit auf ihr Antlitz und man bemerkte leicht, daß er wenig mit ihrem lebhaften Temperamente übereinstimmte; dennoch fehlte auch ihr, wie der bedachtvolleren Jenny, nicht die Sanftmuth und der Ausdruck von weiblicher Würde, die ihr die Erziehung gegeben hatte.

Sie trug ganz denselben Anzug wie Fanny, diese den Quäkerinnen allgemein vorgeschriebene Tracht.

Das junge Mädchen näherte sich mit unbefangenem Lächeln dem Vater und küßte ihn mit den Worten:

„Gott zum Gruß; er segne Dir diesen Tag und alle folgenden!"

Mr. Crotton schien seine jüngste Tochter mit derselben väterlichen Zärtlichkeit zu lieben, die er der älteren zutrug; sein einfaches häusliches Leben hatte ihn auf das Innigste mit den Kindern verbunden, deren Erziehung er nach dem schon in ihrer frühesten Kindheit erfolgten Tode seiner Gattin ganz allein geleitet hatte. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, der sich, obgleich er mit großem Fleiße seine Feldwirthschaft selbst kontrolirte und oft die eigene Hand mit anlegte, doch noch täglich wissenschaftlich beschäftigte. Die kleine Quäkergemeinde, deren Wohnungen man, wie schon erwähnt, in einiger Entfernung von dem Hügel aus erblickte, hatte ihn zu ihrem sogenannten „Diener" erwählt, d. h. zu dem gewöhnlichen Vorredner bei ihrem Gottesdienste; bekanntlich ist es jedem Mitgliede der Sekte gestattet, einen religiösen Vortrag zu halten, wenn es, wie sie sich ausdrücken, den Geist Gottes über sich kommen fühlt.

In Redlichkeit, Gottvertrauen und treuer Pflichterfüllung galt James Crotton als ein wahres Muster der Gemeinde.

Nachdem er auch seine zweite Tochter mit Herzlichkeit empfangen hatte, beeilten sich die beiden Mädchen, an ihre wirthschaftlichen Geschäfte zu gehen. Während Eva links in der vom Hausflur gelegenen sogenannten Halle, einem dreifenstrigen Zimmer mit sehr einfacher Ausstattung, das zum Speisesaal diente, die lange Tafel von Nußbaumholz für das Frühstück servirte, hatte sich Jenny in Begleitung einer Magd in die Speisekammer begeben und ließ sich sowohl für die Familie, als sämmtliche Dienstboten Näpfe mit Milch, Brod und frische Butter auftragen.

Dann versammelte sich die ganze Einwohnerschaft der Quäkerfarm in der Halle. Die Dienerschaft, wenn man so sagen darf, da sie auch zu der Sekte gehörte und diese keinen Unterschied des Standes anerkennt, aus drei Knechten und zwei Mägden bestehend, reihte sich um die Tafel herum, deren Ehrenplatz Mr. Crotton zwischen seinen beiden Töchtern einnahm.

Nach Beendigung des Frühstücks zogen die Arbeiter auf das Feld hinaus, die jungen Mädchen gingen an ihre Wirthschaftsbesorgungen und der Hausherr setzte sich in der freundlichen Wohnstube auf seinen bequemen Sessel und las mit großer Andacht, wie er es alle Morgen that, ein Kapitel in der Bibel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

„Liebe Louise," sagte der Geistliche zu seiner Enkelin, als die Uebrigen das Zimmer verlassen hatten, „Dir vertraue ich wohl am besten die Pflege und besonders auch die Beaufsichtigung unseres Gastes. Der Jüngling, der auf so seltsame Weise bei uns ein Asyl fand, ist keinenfalls das, was er scheinen will, sondern wahrscheinlich einer jener Unglücklichen, die sich an irgend einer politischen Bewegung betheiligten, und durch seltsame Zufälligkeiten, die Gott und ihm bekannt, in unsere Gegend verschlagen. Ein Wort in Fieberhitze gesprochen, kann ihn verrathen, und ich möchte lieber, daß wir selbst nicht wissen, wen wir beherbergen, damit, bei einem möglichen Verhör, bei mir die heilige Pflicht des Staatsbürgers mit der Pflicht des Menschen und Christen nicht in Widerspruch kommt. Was ich nicht weiß, darüber kann ich keinem Gericht der Welt Auskunft geben; darum, mein Töchterchen, bleibe Du und Frau Engel bei dem Armen und laß unsere liebe Emilie Euch bei Eurem Barmherzigkeitswerk so viel beistehen, als es ihr Zustand erlaubt, und Riemke und sein Gottfried sollen dem Kranken diejenigen Dienste leisten, die junge Mädchen einem Manne nicht wohl leisten können. — Wo ist Emilie?"

„Ich ließ sie im Garten bei der bleichenden Leinwand."

„Pflege Deinen Kranken, als ob es unser Konrad selber wäre."

Das junge Mädchen seufzte beim Nennen dieses Namens, der Greis verließ sie mit einem Blick, in dem seine ganze Liebe und sein ganzes Mitgefühl lag, und stille setzte sich Louise an dem Bette nieder, zog einen Brief aus dem Busen, dessen Faltungen bereits zu brechen begannen, und las die letzten Worte, die ihr der Verlobte kurz vor der Schlacht bei Flensburg geschrieben.

Der Großvater durchschritt indeß die schattigen Gänge des ziemlich großen Gartens bis zu einem Platze von unsäglicher Lieblichkeit.

Erlenbüsche, dicht durchflochten von vielfarbigen Winden, bildeten am Rande eines leise murmelnden Baches ein schattiges Bosquet, von welchem sich dem Auge eine weite, lachende Aussicht über den kleinen See und das blühende Feld, das ein Flüßchen durchrieselte, und stattliche Dörfer und Edelsitze bot, die wie große, grüne Bouquets auf einem bunten und silbergestickten Teppich, auf der blühenden Fläche lagen. Hier flatterten schillernde Libellen und hingen sich an die glänzend grünen Erlenblätter. Eine verspätete Nachtigall sang ihr Abschiedslied in den Zweigen und von dem blühenden Felde, von dem blendenden Linnen und der nahen eben gemähten Wiese, floß hier ein eigenthümlicher Duft vor dem Hauche des leichten Windes zusammen.

Auf einem Sitz, den der Wurzelstock eines mächtigen Baumes bildete, saß an diesem lieblichen Orte ein junges Geschöpf, das der Wanderer, der es im Mondlicht getroffen, sicher eher für die Nixe der Quelle, oder die schützende Elfe des Platzes, als für ein achtzehnjähriges Mädchen gehalten hätte.

Klein, so klein, daß ein kräftiges zehnjähriges Kind sie sicher überragt hätte, waren doch ihre Glieder alle im reinsten und vollkommensten Ebenmaße.

Haare von einer Farbe, daß sie verkörperte Sonnenstrahlen zu sein schienen, umflossen in reichen Locken ein Gesichtchen von mehr engelhafter als kindlicher Schönheit. — Ich sage engelhaft, denn es lag in diesen Zügen so viel Poesie, Verständniß und Geist, daß alles Kindliche daraus verschwunden war, mit Ausnahme der hohen Reinheit und Unschuld des Ausdrucks. Was aber diesem Antlitz etwas Einziges, Unbeschreibliches gab, waren zwei Augen, schwarz und glänzend wie edler Granat auf einem Grunde von Perlmutter, und beschattet von goldnen Wimpern, die sich auf die rosige Wange bogen, wenn das weiche Augenlid die prächtigen Sterne verdeckte. Diese Sterne aber, so glänzend nach außen, entbehrten seit der frühesten Kindheit Emiliens des inneren Lichtes.

Emilie war blind!

Sie saß, die Hände mit Blumen gefüllt, die sie von Zeit zu Zeit an die Lippen zog, theils um ihren Duft einzuathmen, theils um einen Kuß in ihre Blättchen zu hauchen, leise singend auf ihrem Lieblingsplätzchen.

Ein Ausdruck von Frieden und Milde schwebte wie Mondlicht über dem wunderbaren Antlitz, und über die feinen Lippen flossen die Perlen süßer Töne und Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor meinem Fenster die Wintergespenster, die Lerchen und Finken, sie hüpfen und hinken und flattern und lungern und fast verhungern. Und aus den Stuben rennen die Buben, durchtanzen die Straßen mit rothen Nasen und bitzelnden Ohren, schier durchgefroren, und schleppen die Schlitten mit eilenden Schritten. Die Mädchen, die feinen, die großen, die kleinen, sie hüpfen vor Freude, es schneit ja heute; Kaputzen und Kragen sie um sich schlagen und stecken die zarten fröstelnden Händchen hinein in die Müffchen mit farbigen Bändchen und sehen

in Ruh' den Buben zu. — Da kommt nun Einer, ein patziger Kleiner, mit seinem Schlitten daher geschritten und packt geschwind des Nachbars Kind mit lockigen Haaren, und es darf fahren. Es setzt sich auf, in schnellem Lauf geht's heiter und munter die Straße hinunter. Da kommt aus dem Haufen ein Bengel gelaufen, er stößt an den Schlitten mit holprigen Tritten, sie plumpsen — o weh! — hinein in den Schnee; ein Schrei und — puff! da liegt der Muff! das Kind daneben, was wird das geben! Es schluchzt ein Weilchen, verzieht das Mäulchen und putzt mit den Händchen Kaputze und Bändchen, die schneeig sind, das arme Kind! Nun aber nahen die Großen, die's sahen, sie trösten sofort mit freundlichem Wort den kleinen Engel und bauen den Bengel. Verfolgt von Allen mit schneeigen Ballen, die ihn umsausen, rennt er mit Grausen und Schreien und Schimpfen und Nasenrümpfen, der elende Tropf, in sein väterlich Haus und streckt den Kopf zum Fenster heraus.

Solche Studien der Winterfreuden machte ich heute an meinem Fenster und sah in die Straßen und nach dem Himmel ins Flockengewimmel. O glückselige Jugend, du weißt nichts vom Herzeleid, vom Budget, dem norddeutschen Parlament und dem süddeutschen Bund! Dein ganzes Sehnen geht nach Schneeballen, Schlitten und Schneemännern, und kein Leid drückt dich, als daß die Schule so lange währt. Anders aber kommt der Winter mit seinem Schnee zu der Armuth, die in der kalten Kammer Hungertuch naat und Thränen vergießt, die nur der Ewige sieht. Dank den wohlthätigen Herzen, die ja noch allerorts anzutreffen sind, tausend Dank denen, die sich ihrer armen Mitmenschen annehmen. Aber der Gerechte — sagt die Schrift — erbarmt sich auch des Viehes; zumal wenn es eigentlich kein Vieh, sondern ein schmuckes, zierliches, liebes und freundliches Thierchen ist, dem wir obendrein das Frühjahr und den Sommer hindurch sehr zu Dank verpflichtet sind. Es sind dies die Vögelchen, die bei dieser Schneezeit so recht der Hilfe bedürfen. Da sah ich vor der Thüre drei sitzen, einen Finken, eine Lerche und einen Unvermeidlichen, einen Spatzius; die klagten sich ihr Leid in den traurigsten Seufzern. „Ach, ist das eine böse Zeit," sagte der Spatz, „da hält's schwer, sich redlich durchzubringen!" „Ja wirklich," sagte die Lerche; „indeß bist du und deine ganze Familie nicht so bedürftig, als du dich anstellst. Ihr habt immer Bekanntschaften mit den Küchenfenstern und Spültrögen, ihr annektirt, wo ihr könnt, und an das Gaunern seid ihr gewöhnt." „Bitte sehr," erwiederte der Spatz und flatterte auf eines Rosses grüne Hinterladung, die eben entfallen. „Unsereins aber," fuhr die Lerche fort, „singt das ganze Frühjahr hindurch auf dem Feld, damit der Mensch eine Freude hat, wenn er hinauskommt, und zum Dank dafür läßt er uns im Winter verhungern!" „Uns geht's noch schlechter," sprach der Fink, „das Betteln und Lungern in den Straßen kommt uns so hart an. Unsere Familie hat dieses Frühjahr und den Sommer hindurch Millionen Larven und Raupen vertilgt, die eben im Begriffe waren, sich ansäßig zu machen und gewiß die paar Bäume vollends zerfressen hätten, die die Menschen noch stehen gelassen. Aber Dank dafür erwarten wir von den Menschen vergebens. Und das wäre so leicht zu machen! Wenn so ein reicher Herr oder eine Gemeinde von Zeit zu Zeit einige Hand voll Hanfsamen uns zum Besten gäbe, das würde gewiß Niemand arm machen, uns aber frisch und munter erhalten, damit wir neue Lieder ersinnen können für's Frühjahr. Die Menschen könnten gewiß uns die Demüthigung ersparen, in den Gassen zu fechten wie der Spatz und seine Freundschaft, wenn sie Morgens in die Gärten und Gebüsche bei den Dörfern und Städten einige Körner legten, ja wir verlangten nicht einmal Delikatessen wie Hanfsamen u. dgl.; gekochte Kartoffeln oder Brodkrumen thäten's auch. Aber nein! An uns denkt kein Mensch. Jeder schlechte Hund hat's besser. Diese traurigen Köter werden gehätschelt und bekommen die besten Brocken, sogar in die Wirthshäuser werden sie mitgenommen wegen der Wurstschalen und Käsriemen, und geberden sich darin, wie wenn sie zu Haus wären, so daß ein ruhiger Gast kaum seinen Zucker ungestört spielen kann, an einen vernünftigen Tarok gar nicht zu denken. Und doch stellen diese Hundetölpel in ihrer Wuth so großes Unheil an. Uns Hausarmen aber gibt kein Mensch Etwas, und wenn ja hie und da ein guter Mann einige Körnlein in seinen Hof streut, gleich ist so ein frecher Spatz bei der Hand und annexirt die ganze Herrlichkeit. Ja, da wär' viel davon zu reden!" Also sprachen der Fink und die Lerche zusammen. Der Spatz aber kam gar nicht mehr zurück, sondern war inzwischen unter die Tauben gehuscht, die eben vor des Nachbars Thüre gefüttert wurden. Ich aber habe mir fest vorgenommen, diese traurige Unterredung zu Papier zu bringen und sie den Menschen an's Herz zu legen. Vielleicht hat der Eine oder der Andere einige Hanfkörnlein übrig. **Woll.**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Dienstag, 14. Januar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Es war noch nicht 5 Uhr Morgens, als die auf der Farm herrschende Stille durch ganz unerwartete Gäste unterbrochen wurde. Die beiden Töchter vom Hause, die gerade mit Aufräumung ihres Schlafzimmers in der oberen Etage beschäftigt waren, erblickten die Letzteren, wie sie gerade den Hügel heraufkamen, zuerst und stürzten, sobald sie feindliche Reiter erkannt hatten, angstvoll in die Wohnstube zu ihrem Vater, dem sie athemlos die drohende Gefahr mittheilten.

Der Quäker, der schon längst mit Besorgniß an einen Besuch der wilden Kriegerschaaren gedacht hatte, war anfangs selbst erschrocken, aber er faßte sich, schloß die Bibel und stand auf.

„Fürchtet Nichts, meine Kinder," suchte er zu trösten; „was Gott will, wird geschehen; möge er uns gnädig sein! Geht auf Euer Zimmer, Mädchen, und laßt mich mit den Ankömmlingen sprechen; vielleicht gelingt es mir, sie zu besänftigen."

Die Mädchen gehorchten. Während sie angstvoll an ihren Giebelfenstern lauschten, war der Alte mit scheinbarer Ruhe in seine Hausthüre getreten.

Die unwillkommenen Gäste langten soeben vor dem Hause an; es waren drei Personen, der Sergeant der Rangers und der Schwabe, sowie der todtenbleiche, ganz besinnungslose Offizier.

Der Quäker fühlte sich bei diesem Anblicke um Vieles beruhigter; die Reiter sahen gar nicht so aus, als ob sie Lust zur Plünderung und anderen Ausschweifungen hätten. Sie begrüßten den Quäker mit so viel Höflichkeit, als sie sich bei ihrer herumziehenden kriegerischen Lebensweise gerade noch bewahrt hatten.

„Sprecht Ihr nit Deutsch, Sir?" fragte höflich der Schwabe.

„Ein wenig; sprich nur, mein Bruder, ich werde Dich verstehen."

„Ihr seht, Herr, daß unser Offizier verwundet sein," begann jetzt der Sergeant mit möglichster Sanftmuth. „Teremtete! wir sein in der größten Verlegenheit, wohin ihn bringen sollen."

„Weiter isch't's nit möglich," rief der Schwabe dazwischen. „Habt ein Einsehen, Herr, und thut ein Werk der Christenpflicht; nehmt den halb Sterbenden in Euer Haus, pflegt ihn und versteckt ihn vor den Unionisten. Wollt Ihr? Gott wird Euch dereinscht segnen."

Der alte Sergeant begleitete des Schwaben Rede mit einem bittenden Blicke.

„Sprich nicht weiter, Bruder," erwiederte der Quäker ohne Bedenken in ziemlich gutem Deutsch. „Wir Quäker sind getreue Diener des Herrn und beobachten sein Gebot, nie das Blut unseres Nächsten zu vergießen; wir kennen keinen Krieg und keine Feindschaft. Euer Offizier ist der Ruhe und Pflege bedürftig; mag er sein, wer er will, mein einfaches Haus steht ihm offen, und ich werde thun, was in meinen Kräften steht."

Der Quäker, der gewiß eine nicht leichte und gefährliche Pflicht so bereitwillig übernahm, sprach mit solcher Einfachheit und Ruhe, daß ihn die beiden Reiter verwundert anblickten.

Der Schwabe war zuerst mit einem Satze aus dem Sattel, stand freudestrahlenden Gesichts vor James Crotton und schüttelte ihm herzlich die derbe Hand, indem er zu ihm sagte:

„Weisch Gott, Ihr seid ein kreuzbraver Kerl, geehrter Herr!"

„Ich thue meine Pflicht, Bruder," antwortete der Quäker. „Helft mir Hand anlegen, um den Ohnmächtigen zur Ruhe zu bringen. Wir wollen ihn vorläufig auf das Sopha in der Wohnstube legen, bis meine Töchter ihm ein bequemes Lager bereitet haben."

Auch der Sergeant drückte, sprachlos vor Rührung, warm die Hand des alten Menschenfreundes.

Der Quäker legte selbst Hand an, man hob den Lieutenant aus dem Sattel und brachte ihn in die Wohnstube; James Crotton, den seine Ruhe nicht einen Augenblick verließ, stieg zu seinen Töchtern hinauf, theilte ihnen kurz mit, was geschehen sei, und beauftragte sie, in Eile das andere Giebelstübchen einzurichten.

Als er wieder herabkam, bedeutete er die beiden Reiter, daß vor allen Dingen ein Arzt nothwendig sein würde, der die Kugel aus der Wunde schnitte; da der nächste Doktor aber in Norlings-Ferry, wohin die Verbindung durch die Truppen jetzt gesperrt sei, wohne, bleibe nichts Anderes übrig, als aus einer der nächsten Farmen, die er näher bezeichnete, einen Quäkerbruder herbeizuholen, der einige ärztliche Kenntnisse besitze und auf dessen Schweigen man rechnen könne.

Der Schwabe machte sich, da man in der Nähe Nichts von herumschweifenden Unionisten bemerkte, sogleich auf den Weg nach jener Farm und kehrte schon eine kleine Stunde später mit dem Quäker zurück.

Beide Reiter nahmen den ihnen freundlich angebotenen Imbiß dankend an, nachdem sie ihren Offizier in das Giebelstübchen und auf ein weiches, außerordentlich sauberes Lager hatten schaffen helfen; der improvisirte Arzt blieb mit James Crotton auf sein Verlangen allein bei dem Verwundeten, um seine Operation vorzunehmen.

Endlich kehrten er und der Hausherr zu den besorgt wartenden Reitern, für die es übrigens die höchste Zeit war, sich auf den Weg zu ihrem Korps zu machen, zurück und berichteten ihnen, daß die Kugel glücklich aus der Wunde entfernt und der Verwundete in einen für die Verhältnisse ziemlich ruhigen Schlaf gesunken sei. Einigermaßen beruhigt und hoffnungsvoll, zogen die Rangers wieder ihre Pferde aus dem Stalle und bestiegen sie, nachdem sie dem Wirthe und dem Arzte ihre Danksagungen abgestattet hatten. Der Rappe des Offiziers blieb in der Farm zurück und wurde zu den übrigen Pferden Crotton's auf die Weide gelassen.

„Herr," sagte der alte Ungar mit tiefer Bewegung in seinen rauhen, verwitterten Zügen, als er dem Quäker zum Abschied die Hand drückte; „der Sergeant Lazar von den Texas-Rangers sein kein großer Redner, aber er werden sich immer dankbar gegen seine Freunde sein. Wenn das Schicksal des Krieges ihn wieder hierherführen, so werden er Euch mit seinem Leibe decken, sei's gegen Freund oder Feind. Teremtete! wollte Keinem rathen, Euch und den Eurigen ein Haar zu krümmen!"

„Gott befohlen!" sagte der Schwabe, nicht weniger bewegt. „Verlascht Euch auf den Friederl Wohlgemuth aus Petershausen. Und hört einmal, Freund, wenn er sterben musch — i mag's nit gern glauben — dann pflanzt ein einfaches Holzkreuz auf sein Grab und schreibt d'rauf: „Edward v. Steinbach." So heischt er; ischt er auch mein Offizier gewesen, er ischt und bleibt doch darum ein ächter deutscher Bruder."

„Gottes Wille geschehe! Ich werde Eure Wünsche erfüllen," antwortete der Quäker, freundlich mit dem Kopfe nickend.

Die Reiter warfen ihm noch einen Gruß zu, dann sprengten sie im Galopp davon, sich aufmerksam nach allen Seiten umblickend, ob sie auch nicht Gefahr liefen, einer Streifpartie des Feindes zu begegnen.

„Jenny," sagte Crotton nach einer Weile zu seiner ältesten Tochter, — „ich vertraue Dir insbesondere die Pflege unseres Gastes an. Wird Dir dieser Beruf auch nicht lästig werden?"

„Mein Vater, Du hast mich von Jugend auf Liebe und Pflichterfüllung gegen den Nächsten gelehrt," erwiederte das Mädchen bescheiden. „Ich werde meine Pflicht mit Eifer erfüllen; denn ich denke an Alfred und erflehe von Gott, unserem Herrn, daß er, wenn ihn das Schicksal ebenso hart treffen sollte, als unsern Gast, eine ebenso sorgsam pflegende und sorgende Hand finden möge, als es die meinige sein wird."

„Und wenn die Anstrengung Deine Kräfte übersteigen sollte, Jenny, dann werde ich Dich ablösen," sagte Eva mit flüchtigem Erröthen.

3.

Der Verwundete.

Im Jahre 1859 lebte zu Jefferson am Missouri, der ansehnlichsten Stadt des Staates, ein wohlhabender junger Kaufmann, ein geborener Deutscher, Namens Alfred Warbeck. Damals 27 Jahre alt, war er von seinen Eltern, die in Mitteldeutschland lebten, schon 7 Jahre zuvor zu einem Verwandten über den Ozean geschickt worden, um das Handelsgeschäft zu erlernen.

Eigentlich war er für den Stand nicht bestimmt gewesen, sondern hatte studirt und die juristische Carrière einschlagen wollen; aber die vortheilhaften Verhältnisse, unter denen jener Verwandte lebte und die Aussicht, ihn einst zu beerben, hatten sowohl den ersten Plan der Eltern, als des Jünglings selbst umgestimmt.

Alfred Warbeck gab sich nun seinem neuen Berufe mit dem wärmsten Interesse hin und erwarb

sich dadurch die volle Zufriedenheit seines Oheims; derselbe war entzückt, als sein Neffe auf eigene Hand einige sehr glückliche Spekulationen machte, und da er selbst gar keine näheren Verwandte hatte und fortwährend kränkelte, machte er zu Gunsten Alfreds sein Testament.

Diese Vorsicht sollte nicht unnütz gewesen sein; schon im Jahre 1859 starb er; Niemand machte Alfred Warbeck die Erbschaft streitig.

Der junge Handelsherr befand sich also in einer recht angenehmen Lage, die, wenn er das Geschäft mit demselben Eifer wie bisher weiter betrieb und wenn ihm das Glück nicht ganz den Rücken kehrte, in wenigen Jahren sogar eine glänzende werden mußte. Dazu hatte es auch allen Anschein, bis der unheilvolle Bürgerkrieg ausbrach, der dem Warbeck'schen Hause unverdiente, schwere Verluste brachte, ohne es indessen zu ruiniren.

Aber noch ehe diese Periode eintrat, hatte schon ein anderes Interesse als das an dem Geschäfte allein von dem Herzen Alfred Warbeck's Besitz genommen. Da er unter Anderem einen umfangreichen Getreidehandel betrieb, war er genöthigt, öfter die in der Nähe von Jefferson liegenden Farmen zu besuchen, um mit ihren Besitzern Kaufverträge abzuschließen.

Bei dieser Gelegenheit hatte er auch das etwa fünf deutsche Meilen von Jefferson entfernte Haus und die Familie des Quäkers James Crotton kennen gelernt und machte sich nun so viel und oft daselbst zu thun, daß es Aller Augen bald klar werden mußte, nicht geschäftliche, sondern ganz andere Beweggründe zögen ihn dorthin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Als die Schritte des Greises näher kamen, hob sie lauschend ein wenig das Köpfchen empor und sagte dann:

„Was fehlt Dir, mein lieber Großvater? Dein Gang ist so unregelmäßig, was ist Dir bei Deinem Spaziergange begegnet? und ich habe auch meine Waldblumen noch nicht."

„Emilie! ich habe Dir etwas Schöneres aus dem Walde mitgebracht. Kennst Du das Märchen vom weißen Kätzchen?"

Sie lächelte. „Großpapa! Du weißt schon, daß ich alle Märchen kenne und noch einige mehr. Aber was muß das für ein Gast sein, den Du aus dem Walde mitgebracht und der Dich an das weiße Kätzchen erinnert, das eine schöne Fee war.

„Einen Gast habe ich allerdings mitgebracht, mein Kind, doch besteht, glaub' ich, seine ganze Aehnlichkeit mit dem weißen Kätzchen nur in seiner Krankheit und Verlassenheit und darin, daß er sicher etwas Anderes ist, als er scheint. Möglich, ja wahrscheinlich indeß, daß dieser Gast nicht, wie die schöne Fee im Märchen, wundersamen Segen, sondern im Gegentheil Unruhe, Sorge und Verlegenheit in unser friedliches Haus bringt. Er ist, so vermuthe ich, ein politischer Flüchtling."

„Großvater!" sagte die Blinde und drückte ihr Lockenköpfchen an die Brust des Greises, „Du bist wie der Erzvater Abraham, der Gastfreundschaft gab allen Fremden, die an sein Thor kamen, aber die Zeit ist vorüber, in der die Engel bei dem Gerechten anpochten."

„Nicht doch," entgegnete der Greis, „von Dir am wenigsten, liebe Emilie, erwarte ich solch ein Wort. Weißt Du denn nicht, daß mit jedem armen Gaste der Engel der Barmherzigkeit zugleich an Thür und Herz pocht? Und weißt Du es nicht, daß mit dem Freunde der Engel der Liebe, der schönste unter den himmlischen Geistern, mit dem Feinde der Engel der Großmuth und Versöhnlichkeit Einlaß bei uns begehrt? Wenn auch die himmlischen Gäste still mit zusammengefalteten Flügeln, mit gesenktem Haupte hinter dem irdischen Gaste stehen, sind sie doch nicht minder gegenwärtig. Der Gast aber, den wir heute aufgenommen, bringt der Engel mehr als Einen in seiner Begleitung mit sich."

Die blinde Jungfrau küßte die Hand des Greises, nahm dann eine ihr nahe stehende gefüllte Gießkanne, trat mit sicherem Schritt zu dem bleichenden Linnen und netzte es so gewandt und genau, als ob sie des Augenlichts nicht entbehrt hätte. Ihre auf's Aeußerste verschärften und geübten anderen Sinne ersetzten ihr bis zu einem gewissen Grade den fehlenden und befähigten sie zu freier Bewegung in den ihr so genau bekannten Räumen des Hauses und in dem Garten, dessen Lauben und Schattengänge die Heimath ihrer Kinderspiele und Jugendträume waren.

Wer Emilie hier sah, konnte nur an dem eigenthümlichen Glanz und der bisweilen geisterhaften Unbeweglichkeit ihrer wunderbaren Augen bemerken, daß sie nicht sah.

Leicht wie ein Reh, folgte sie auch jetzt dem Greise in das Pfarrhaus, wo sie Frau Engel in der Küche antraf, beschäftigt, das Mittagmahl für die Familie, und eine besondere Stärkung für den Kranken zu bereiten.

„Ja, sieh nur," sagte die Alte zu ihr, die nicht sah, „welch feine Hemden der bettelarme Geselle hat, und seidene Taschentücher dabei. Ich hab' sein ganz Bischen Zeug schon ins Wasser gethan und werde ihm Alles auswaschen. Reinlichkeit ist die beste Krankenpflege. Weißt Du, meine Tochter, der Großvater ist doch rüstig und kräftig für seine Jahre: 79, 's ist eine Zahl; ich bin erst 68, und Riemke ist auch jünger als er, aber ich glaube nicht, daß wir beide so viel Macht in unseren Armen und Knochen haben als er. Er trug den jungen Gesellen auf seinen Händen ins Bett der sel. Großmutter, wie man ein Wickelkind trägt, und wankte und zitterte nicht dabei. Der wird hundert Jahre alt wie nichts."

„Gott erhalte ihn uns und seinem Wirkungskreise so lange, meine gute Mutter," sagte das blinde Mädchen. „Es würde mir sein, wenn dieser edle und tüchtige Geist einmal aufhörte zu denken und zu schaffen für den Menschenkreis, in dem ich lebe, als ob Alles um mich her in Trümmer fallen müsse."

Emilie hatte sich bei diesen Worten auf einen niedern, von Binsen geflochtenen Stuhl gesetzt, einen zierlichen Spinnrocken mit großem Rade vor sich gezogen und emsig zu spinnen begonnen.

Von den übrigen weiblichen Arbeiten durch ihr Gebrechen ausgeschlossen, war die junge Blinde eine eifrige und sehr geschickte Spinnerin, und die Einzige im Pfarrhause, welche das patriarchalische Geschäft mit unvermindertem Fleiß auch im Sommer so betrieb.

Die Pfarrstellen in Nathangen sind selten von großem Ertrag, aber es gehört zu jeder derselben ein nicht ganz kleines Stück Acker und auch meistens ein wenig Wald.

Fast alle Geistlichen ziehen nun auf ihrem Lande, außer dem Körnerbedarf für ihren Hausstand, große Massen Flachs von vorzüglicher Güte. Das ganze weibliche Hauspersonal beschäftigt sich angelegentlichst mit der Zubereitung desselben, und im Winter ist jedes Familienzimmer dort eine freundliche Spinnstube.

Beim Beginn des Frühlings, etwa um Mitfasten, werden dann die Gewebe aufgebracht, die Hausfrauen, die erwachsenen Töchter, selbst jedes bessere Dienstmädchen findet man in dieser Arbeit sehr geschickt. Nach Ostern beginnt das Bleichen und zum Johannismarkt in Königsberg wird das Produkt weiblicher Betriebsamkeit verwerthet.

Ungeheure Massen einer sehr guten, festen, feinen und nur an Weiße hinter der schlesischen und holländischen zurückstehenden Leinwand werden hier verkauft und der Ertrag für die Bedürfnisse der Familie, die der Boden nicht hervorbringt, verwendet.

Auch die Enkelinnen des Pfarrers May waren unter Leitung der alten Frau Engel, der Amme ihrer verstorbenen Mutter, geschickte Spinnerinnen geworden, besonders berühmt aber war das Gespinnst Emiliens.

Sie hatte sogar vor zwei Jahren ein Gewebe feinsten Linnens von ihrem Gespinnste an den König gesendet, der ihr dafür durch ein eigenhändiges Schreiben gedankt und sie aufgefordert hatte, in ihrem Fleiße fortzufahren.

Leise singend saß das junge Mädchen am Rocken, bis der Eintritt eines kleinen weißhaarigen Mannes zwar nicht ihre Arbeit, aber ihren Gesang unterbrach.

„Wieder kein Brief, Riemke?" fragte Emilie. Er antwortete in einer Sprache, die zwar unfehlbar eine Mundart des Deutschen ist, aber so seltsam klingt, daß eine jahrelange Uebung dazu gehört, um sie zu verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von dem kürzlich verstorbenen Leibarzt des französischen Kaisers, Dr. Velpau, erzählt der „Temps" eine pikante Anekdote. Der ausgezeichnete Arzt hatte, wie andere berühmte und unberühmte Männer, eine Schwäche: er war sehr habsüchtig. Einst hatte er an einem Kinde eine kühne Operation mit wunderbar glücklichem Erfolge vollzogen. Die Mutter des Kindes kam zu ihm und sagte: „Mein Sohn ist gerettet. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen soll. Ich habe geglaubt, diese Brieftasche hier, die ich eigenhändig gestickt habe...." — „O Madame," fiel ihr Velpau in die Rede, „ich kann meine Kunst nicht als bloße Gefühlssache betreiben. Ich habe meine Lebensbedürfnisse, wie Sie die Ihrigen. Sogar die Toilette, die für Sie ein Luxus ist, ist für mich eine Nothwendigkeit. Gestatten Sie mir daher, Ihr Geschenk gegen eine solidere Entschädigung abzulehnen." — „Was begehren Sie denn?" erwiederte die Dame in großer Aufregung, „so bestimmen Sie ihr Honorar selbst." — „Es macht 5000 Franks," antwortete Velpau. Bei diesen Worten öffnete die Dame mit fieberhaft zitternder Hand die Brieftasche, welche zehn Banknoten zu 1000 Franks enthielt, zählt dem Doktor fünf davon vor und entfernt sich mit einem Nettogewinn von 5000 Frks.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Donnerstag, 16. Januar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Am besten wußte das wohl Jenny Crotton zu beurtheilen, die heimlich erröthete, sobald nur der Name des jungen Kaufmannes genannt wurde. Und sonderbar! Die Wangen der ernsten, ruhigen Jenny waren allmälich ein wenig blasser geworden, sie schlug die Augen nicht mehr so klar zu ihrem Vater und anderen Leuten auf, und manchmal, wenn sie sich unbeachtet wußte, seufzte sie recht tief aus der Brust auf. Wenn der Jeffersoner Handelsherr aber kam und sich leicht bewegen ließ, die Gastfreundschaft der Farm für die Nacht anzunehmen, dann leuchteten Jenny's schöne Augen viel heller, ihre Wangen erhielten die Farbe wieder, und wenn sie auch fast noch weniger als sonst gewöhnlich sprach, so war sie doch nicht zerstreut, sondern lauschte mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes Wort des Gastes.

Kurz, so viel stand fest, daß sich Jenny und Alfred Warbeck liebten, und zwar mit jener schüchternen, durchaus reinen Neigung, die den Andern zu sehr hoch achtet, um sich selbst seiner werth zu dünken und Worte finden zu können.

Wenn sie aber noch nie ein Wort, das auf ihre Gefühle deutete, über die Lippen hatte kommen lassen, so hatte sie sich durch ihr ganzes Wesen doch schon genügend anderen Augen verrathen. Vater Crotton begann die Stirne zu runzeln; er hatte durchaus Nichts gegen Alfred Warbeck einzuwenden und achtete ihn als Menschen wie als Geschäftsmann; er begriff aber nicht, weßhalb der junge Mann nicht vor ihn trat und ihm offen und frei sagte, was er auf dem Herzen hatte.

Die Quäker verheirathen allerdings ihre Töchter nicht gern außerhalb der Gemeinde, aber James Crotton war in diesem Punkte ganz vorurtheilslos: die Ueberzeugung stand in ihm fest, daß jedes Weib das unbestreitbare Recht habe, eine ganz freie Herzenswahl zu treffen.

So waren zwei Jahre vergangen, als der Krieg ausbrach und in Alfred Warbeck der Entschluß reifte, mit den Waffen in der Hand dazu beizutragen, daß die Rebellion des Südens schnell erstickt werde.

Als er nun einem zuverlässigen alten Buchhalter sein Geschäft übergeben und Alles vorbereitet hatte, um in ein freiwilliges Jägerkorps von Illinois zu treten, begab er sich zunächst mit sehr ernstem Gesichte und laut klopfendem Herzen nach der Farm Mr. Crotton's.

Daselbst machte er den Hausherrn mit seiner Absicht bekannt und fügte hinzu, in der Hoffnung, daß er und Miß Jenny selbst nichts dagegen haben würden, wünsche er seine Zukunft, wenn er aus dem kurzen Kampfe für das neue Vaterland und die allgemeinen Menschenrechte zurückgekehrt sei, gesichert zu sehen, und freie deßhalb um Jenny's Hand.

James Crotton legte das Kinn in die Hand, faltete die Stirne und ließ, nachdenklich, den Freier eine lange Weile in Ungewißheit über seine Antwort. Dann stand er schweigend auf und ging hinaus, um seine älteste Tochter zu rufen; sie erschien bald in großer Verlegenheit, denn sie hatte den Gast wohl kommen sehen und errieth seine Absicht fast sicher.

„Unser Bruder hier hat um Deine Hand angehalten und will Dich, wenn er aus dem Kampfe für einen edlen Zweck heimkehrt, als eheliches Gemahl in sein Haus führen," redete sie der Quäker ernst und sanft an. „Welchen Bescheid gibst Du ihm darauf, Jenny?"

Das junge Mädchen zitterte an allen Gliedern und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen; der Geliebte wollte auf sie zueilen und ihre Hand küssen, aber der Alte winkte ihm, zurückzubleiben, und er mußte sich begnügen, seine heißesten Herzenswünsche durch Blicke auszusprechen.

„Du stehst an dem Scheidewege Deiner Zukunft, mein Kind," sagte James Crotton mit einem besorgten Blicke auf seine Tochter. „Verlangst Du Bedenkzeit?"

„Nein, mein Vater."

„Du bist also entschlossen, unserem Freunde und Bruder Warbeck zu folgen, wenn er seine Pflicht erledigt hat?"

„Ja, mein Vater," stammelte das Mädchen, bis zur Stirne erröthend.

Dabei ging sie auf ihren Vater zu und küßte seine Hand, dann reichte sie mit einem aufrichtig treuen Blicke dem beglückten Alfred die Hand. Der Quäker legte seine Hand segnend auf das Haupt der Tochter und umarmte seinen zukünftigen Schwiegersohn; damit war die Verlobung abgeschlossen.

Wenige Tage später zog Alfred in das Feld. Bei seinem Stande und Vermögen wurde es ihm leicht, eine sehr vortheilhafte Stellung zu erhalten; man ernannte ihn zum Kapitän, stellte ihn im Generalstabe an und gab ihm später eine Schwadron berittener Illinois-Jäger. Er hatte sich die militärischen Gewohnheiten und nöthigen Kenntnisse bald zu eigen gemacht und galt bei Vorgesetzten wie bei Untergebenen für einen tüchtigen und unternehmenden Offizier.

Das Glück, seine Braut zu sehen, hatte Warbeck nur selten; innerhalb eines Jahres hatte er sie nur drei- oder viermal flüchtig besuchen können, und wider alles Erwarten war noch immer keine Rede von dem Abschlusse des Friedens.

Man weiß, wie treu Jenny Crotton das Andenken an ihn im Herzen trug.

Wenn sie sich auf das Geheiß des Vaters jetzt mit wahrhaft bewunderungswürdiger Hingebung der Pflege des in ihr Haus gebrachten Offiziers annahm, so war sie gewiß weit davon entfernt, ihm irgend ein anderes Gefühl als das aufrichtigste Mitleid mit seinem hilflosen Zustande zuzutragen, und doch würde ihr Eifer von ihrem Verlobten vielleicht um so mehr mit einer Art von Eifersucht angesehen worden sein, als er einem seiner Feinde galt.

Der wüthende Haß, den die beiden Parteien gegen einander hegten, wurde besonders durch die kleinen Scharmützel der Streifkorps genährt, die bei der Schnelligkeit und List des Gegners fortwährend in der angestrengtesten und ermüdendsten Thätigkeit bleiben mußten, und Alfred Warbeck kämpfte gerade bei einem solchen Korps, obenein hatte er in letzter Zeit insbesondere den Texas-Rangers gegenüber gestanden.

Einen andern Charakter als den Jenny's würde diese Erwägung vielleicht gegen ihren Pflegebefohlenen eingenommen haben; in ihr waltete aber ein so großes Maß von Sanftmuth und Menschenliebe vor, daß es ihr nicht in den Sinn kam, den Hilfsbedürftigen anders als ihren Bruder, der einen Anspruch auf ihre schwesterliche Pflege habe, zu betrachten.

Der Lieutenant lag in den ersten Tagen in einem sehr zweifelhaften Zustande darnieder; das Wundfieber wüthete in ihm und von Besinnung war keine Rede. Fortwährend, bei Tag und bei Nacht, mußte Jemand am Bette sein, und der alte Quäker, sowie seine beiden Töchter wechselten sich ohne Rücksicht auf die eigene Anstrengung dabei ab.

Uebrigens wußten alle Bewohner der Farm, daß ein verwundeter feindlicher Offizier in dem Giebelstübchen des Wohnhauses liege; da zwischen den Quäkern eine ungemeine Anhänglichkeit und Treue herrscht, war ein Verrath gewiß nicht zu befürchten.

Das Wundfieber des Kranken ging glücklich vorüber und der Bruder der Sekte, der den Arzt vertrat, gab gewisse Hoffnung.

Der Lieutenant erwachte übrigens gerade aus seiner langen Geistesabwesenheit, als sich Eva allein an seinem Lager befand. Als er matt die Augen aufschlug, wurde das junge Mädchen blutroth und schien sehr unentschieden zu sein, ob sie lieber bleiben oder die Flucht ergreifen solle.

Evchen hatte schon öfter, wenn sie als Krankenwärterin allein war, den Bewußtlosen mit ganz eigenthümlichen Blicken betrachtet; augenscheinlich interessirte sie sich ein wenig für sein schönes blondes Haar, die sanften, jetzt zuweilen vor Schmerz zuckenden Mienen und vielleicht vor Allem für die Wunden, die ein so sprechendes Zeugniß von seinem männlichen Muthe ablegten. Mochte sie nun aber von dem Lieutenant denken, was sie wollte, so verschloß sie es mit großer Vorsicht in sich selbst, und da sie sowohl vom Vater wie von Jenny noch ganz als Kind betrachtet wurde, fiel es jenen Beiden auch nicht im Mindesten ein, sie schärfer zu beobachten.

Der Lieutenant schien bei seinem Erwachen nicht viel weniger erschrocken zu sein als seine Pflegerin; die Erinnerung konnte ihm so schnell nicht wiederkehren, war er doch noch obendrein ganz bewußtlos in diese ihm fremde Umgebung geschafft worden. Gewiß nicht seiner Wunden eingedenk, wollte er sich schnell aufrichten und sprechen, aber Eva winkte ihm so ängstlich mit der Hand, liegen zu bleiben, weil der Arzt die größte Schonung seiner körperlichen Kräfte anempfohlen hatte, daß er dem lieblichen Engelsbilde, dessen Anblick augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf ihn machte, gehorchte.

„Wo bin ich hier?" fragte er mit sehr matter Stimme.

„Im Hause James Crotton's, eines der Mitglieder der christlichen Gesellschaft der Freunde," *) erwiederte das junge Mädchen schüchtern. „Du bist hier ganz sicher, Freund, Du bedurftest nöthig unserer Hilfe."

„Mein Gott, wie komme ich aber hierher?"

„Rege Dich nicht durch allzu schnelle Fragen auf, der Arzt hat es streng verboten. Wenn Du Dich stark genug fühlst, ruhig anzuhören, was mit Dir geschehen ist, so will ich den Vater rufen, daß er es Dir erzähle."

Der Lieutenant faßte sich an die Stirne; er begann einen schwachen Strahl von Erinnerung aufzufassen, aber seine Gedanken wichen wieder davon ab, denn er hatte den Blick noch immer fest auf Eva gerichtet.

„Darf ich fragen, wer Sie sind, Miß?" meinte er bescheiden.

„Ich heiße Eva Crotton und sagte Dir soeben, daß der Besitzer dieser Farm mein Vater sei. Nenne mich Du, wenn Du willst, es ist bei uns so Sitte."

Evchen sprach die letzten Worte wieder erröthend.

„Ich wage es nicht, Miß Eva," erwiederte der Offizier, ein wenig lächelnd.

„Wie es Dir beliebt. Ich werde jetzt meinen Vater rufen."

„Bewahre, Miß Eva!" rief der Lieutenant mit einer etwas zu heftigen Bewegung nach ihrer Hand, die sie schnell, aber nicht unfreundlich zurückzog. „Warum wollen Sie mir nicht mein ohne Zweifel nicht sehr glückliches Schicksal mittheilen? Es wird mir weniger traurig vorkommen, wenn die Erzählung über Ihre rosigen Lippen gegangen ist. Sagen Sie mir vor allen Dingen, ob ich in der Gewalt der Unionisten bin."

„Wir sind weder Unionisten noch Konföderirte," antwortete das junge Mädchen einfach, — „wir sind treue Diener des Herrn und christliche Brüder und Schwestern unserer Mitmenschen. Es war unsere Pflicht, Dich in Deinem hilflosen Zustande aufzunehmen, und Du bist bei uns sicher, bis Deine Wunden wieder geheilt sind und Dir erlauben werden, Deinen Beruf weiter zu verfolgen."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) So nennen sich die Quäker selbst.

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Der Nathanger hat nämlich außer seinem Gutturaldialekt noch die Gewohnheit, zwei Wörtchen, die Silben „est" und „medall" in seine Rede so zu verflechten, daß sie sich in jedem Satze etwa so finden, wie die Zwiebelstückchen in einem Häringssalat. Was sie bedeuten? Wer weiß es! Sie sind die Würze seiner Gedanken und fehlen nie und nirgends weder im Scherz noch im Ernst, nicht im Gebet und nicht im Fluch bei ihm; denn er sagt: „di sull medall de Düwel hale" und auch „Uns Herr Gott mög mi est bystahen."

Meister Riemke, der Kutscher, Gärtner, Jäger, Haushofmeister und Hausknecht des Pfarrers May, schmückte seine Antwort, die lang war und ernst und traurig klang, vielleicht ebenfalls mit diesen Redeverzierungen; Emilie verstand ihn jedoch eben so wohl, als ob er das reinste Deutsch gesprochen.

Ihre wunderbaren Augen überzog eine Thräne, wie eine Wolke über einen Stern zieht; der glänzende Tropfen sammelte sich dann an der goldigen Wimper und fiel auf ihren Schooß, andere folgten ihm nach, es war wie einer jener Strichregen, die plötzlich aus anscheinend heiterer Luft niedersinken; man muß empor schauen, um die kleine Wolke zu gewahren, die über das blaue Himmelsfeld schifft und nicht den Sonnenstrahl mildert, der sich schon in den Tropfen funkelnd spiegelt.

„Ach, Riemke!" sagte sie endlich, als der Alte geendet, „Du magst wohl Recht haben, das Beste, was man von ihm denken kann, ist, daß er gefangen und krank in einem dänischen Lazareth liegt. Dort aber, in einem ganz protestantischen Lande, gibt es keine barmherzigen Schwestern wie die, welche Dich in Paris nach Deiner Verwundung pflegten; und wer weiß, wie er leidet, der arme Wallrode, ohne liebevolle Wartung, vielleicht ohne alle Wartung sogar."

„Unser Herr Gott," erwiederte Frau Engel, „gibt uns Gelegenheit für den, welchen wir lieben, Sorge zu tragen, indem wir für einen Fremden sorgen. Er wird an dem reichen Edelmann vergelten, was wir an dem armen Schuhmacher thun."

„Amen!" sagte Emilie leise.

Während dessen hatte der alte Knecht aus seinem Weidenkober verschiedene Gegenstände zum häuslichen Bedarf, die er bei seinem Gange nach der nächsten Poststation in dem Städtchen Schippenbeil gleich mitgebracht hatte, hervorgeholt. Aus der Tasche seines langen, blauen Rockes aber zog er die Postsachen, eine Königsberger Zeitung, ein Amtsblatt und einige mit „Geistliche Angelegenheiten" bezeichnete Dienstbriefe für den Pfarrer.

Emilie trug sie in das Arbeitskabinet des Großvaters, in dem sich eben die Konfirmanden zum Religionsunterricht versammelten, die ihr einen fröh-

lichen „Guten Morgen!“ zuriefen. Lächelnd dankte das blinde Mädchen und fragte die Anwesenden nach dem Befinden ihrer Eltern und Geschwister, ja sogar ihrer Hausthiere, denn auf dem Lande lebt der Mensch noch in einer Art von Gemeinschaft mit dem Thiere, das ihm das tägliche Brod erwerben hilft, mit dem er aber auch seinen Erwerb theilen muß.

Unter der großen Linde vor der Hausthür war der Mittagstisch gedeckt, an dem der Pfarrer mit seinen Enkelinnen saß.

„Hast Du die Zeitungen gelesen, Großvater?“ fragte Louise während des Essens.

„Noch nicht,“ war die Antwort des Greises.

„Lieber Großvater!“ begann das junge Mädchen wieder, „ich kann nicht anders, als Dich darauf aufmerksam machen, daß unser neuer Gast wahrscheinlich — — —“

„Sei still, liebes Kind,“ unterbrach sie der Greis, „ich werde die Zeitungen diesmal ungelesen fortschicken.“

„Großvater, das wird Dir wenig helfen, das Amtsblatt bist Du verpflichtet zu lesen, und in dem steht dasselbe, was ich in den Zeitungen beunruhigend gefunden, der Steckbrief und das Signalement eines entsprungenen Verbrechers Anton Fernheim. Es ist ein Preis auf seine Habhaftwerdung gesetzt, und alle Civil- und Militärbehörden sind dringend aufgefordert, auf diesen äußerst gefährlichen Menschen zu fahnden.“

Der Alte lächelte, nickte seiner besorgten Enkelin zu und sagte: „Das wollen wir auch thun, liebe Tochter; sobald Anton Fernheim sich hier bei uns finden läßt, wollen wir ihn den Gerichten übergeben. Unsere katholischen Amtsbrüder sind darin glücklicher, sie können ihr Haus, ihre Kirche zur Freistatt für den verfolgten Schuldigen oder Unglücklichen machen. Ein Glück ist nur, daß Flüchtlinge nicht unter ihrem wahren Namen reisen und daß Niemand mich zwingen kann, einen Gast, dem ich Obdach gebe, erst peinlich zu befragen, oder jedes mir aufstoßende fremde Gesicht mit den im Amtsblatt befindlichen Steckbriefen zu vergleichen.“

„Ich verstehe Dich wohl, mein theurer Großvater,“ entgegnete Louise sanft, „aber ist es auch recht vor Gott gehandelt, dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit einen Verbrecher zu entziehen, der schlimmer als der Mörder eines Einzelnen, vielleicht das Blut von Hunderten, ja von Tausend bereits auf seinem Gewissen hat und später wohl die Brandfackel des Aufruhrs von Neuem in den Schooß friedlicher Familien, Völkerschaften werfen kann?“

Eine Flamme schien sich bei diesen Worten der Schwester in dem dunklen Auge des blinden Mädchens zu entzünden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der „N. Z. Z.“ gibt sich Jemand die Mühe, die Größe der englischen und französischen Staatsschuld in folgender Weise zu versinnlichen: Die englische Staatsschuld im Betrage von 20,000 Millionen Franken würde in Silber 2 Millionen Zentner wiegen. Es bedürfte zum Transporte dieser Masse 10,000 Eisenbahnwagen, jeder mit 200 Ztr. Silber belastet. Dieser Wagenzug würde in gerader Linie eine Eisenbahnstraße von Zürich nach Glarus ausfüllen und es würden mehr als 100 Lokomotiven zur Fortbewegung nöthig sein. Wenn man sich die englische Schuld in Gold denkt, so bekommt man, da eine Million Franken genau 100 Zentner Silber wiegt und diese dem Werthe von 6½ Zentnern Gold gleich stehen, für die englische Schuld 20,000 Mal 6½ Zentner, gleich 130,000 Zentner Gold. Rechnet man ferner 10 Zentner Gold auf einen Kubikfuß, so bekommt man 13,000 Kubikfuß Gold. Von dieser Masse Gold bekommt man die beste Vorstellung, wenn man sich eine massive, viereckige, goldene Säule, unten und oben von 10' und 13' Durchmesser und dazu von 100' Höhe oder eine zugespitzte Pyramide, unten mit gleichem Durchmesser, aber von 200 Fuß Höhe angefertigt denkt. Die französische Schuld steht zwar an Masse weit hinter der englischen zurück; und doch machen die 8000 Millionen Franken 800,000 Zentner Silber aus, womit man den Züricher See mit einer Silberplatte von 1⅞ Linie Dicke zudecken könnte. Der Zins dieser Schuld beträgt per Jahr à 5 Proz. 400 Mill. Fr., welche 2600 Ztr. Gold wiegen. Es müßte daher ein richtiger Zinsmann, bei baarer Verzinsung mit Goldmünze, alljährlich um Martini mit 26 vierspännigen Fudern Napoleonsd'or, jedes Fuder zu 100 Ztrn. Gold gerechnet, in den Tuilerien vorfahren. Die ganze schweizerische Landesschuld, in edles Metall verwandelt, würde dagegen kaum ausreichen, das obige Gespann von 104 Pferden mit goldenen Hufeisen solid zu beschlagen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Samstag, 18. Januar 1868.

E Saujagd.

Die Säu, die Säu, die wilde Säu,
  Die dhun bei uns viel Schade,
Ehr Jäger, rüschte Euch zur Jagd
  Un dhun die Flinte lade.

Un wer jetzt so e Unthier schießt,
  Der kriegt vum Staat fünf Gulde,
Die Säu, die müsse all eweck,
  Wer kann so Vieh dann dulde?

So denkt e Jäger Morsens früh,
  Will heut noch Wildsäu schieße,
Un ziebt enaus, 's war arig kalt,
  Doch dhuts en nit verdrieße.

Die Schpure sieht er schön im Schnee
  Un folgt mit Mordgedanke,
Sei enzger Wunsch, wann er der Sau
  Nur käm so in die Flanke.

Un wie er geht, werds laut im Busch,
  Un durch die dörre Hecke
Sieht er e Wildsau schwer un groß
  De Kopp ins Freie schtrecke.

Der Jäger war grad am e Baam,
  Do schluppt er schnell derhinner —
Daß ihm kee Unglück do bassirt,
  Der Mann der hat aach Kinner.

Die Sau die laaft jetzt näher bei,
  Er sieht ganz gut de Rücke,
Jetzt dhut er mit seim Lafochö
  Die beede Lääf abdrücke.

Der Damb verzieht — die Sau die lebt,
  Der Schuß war schlecht gerathe,
Un unser Jäger schickt sich an,
  Die Flint noch mol ze lade.

Un wie er grad e neu Badron
  Ins Lafochö will schtecke,
Do dhut die Wildsau hinterm Baam
  Den Jäger ach entdecke.

Sie senkt de Kopp und rennt und stürmt
  Dem Jägersmann entzege;
Doch der nit faul, die Flint, Badron
  Is gleich im Weg gelege;

Un krawwelt schnell de Baam enuff,
  — Vor Angscht dhut er fascht flenne —
Un wie er owe glücklich war,
  Kommt grad die Sau ze renne.

Un wie se nix vum Jäger sieht,
  Wer kann ihr Wuth do messe,
Do fangt se an de Lafochö
  Un die Badron ze fresse.

Un kaum hat se das Ding im Maul,
  Un an de Zähn, de schpitze,
Uff emol knallts, do leiht die Sau,
  Das Blut dhut weithin schpritze.

Die Sau, die hat an der Badron
  Grad uff de Schtift gebisse,
Der Schuß ging los un unser Sau
  Hats Lewe losse müsse.

Der Jäger bleibt noch uffem Baam
  Un geht nit eher runner,
Als bis er sieht, die Sau is dodt,
  Un wie, das war e Wunner.

Dann zieht er heem mit seiner Sau
  Un hat sich lowe losse,
Daß er de Keuler durch de Kopp
  Mit Schrote hat geschosse. —

De Vögel geb' ich allweil Brod
  Un Krumbeere ze fresse,
Un do hat mer's e Schpatz erzählt,
  Wo uffem Baam gesesse.

C. P.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Evchen seufzte bei den letzten Worten wieder ganz leise. Sie bemerkte nicht, daß der Verwundete sie mit immer mehr Interesse und Bewunderung anblickte. Vielleicht lag es ihm gerade daran, sie eine Weile recht ungestört betrachten zu können; denn er wiederholte seine Bitte, daß sie ihm die letzte Vergangenheit enthüllen möge.

Eva fügte sich in sein gewiß nicht unbilliges Verlangen; mit jedem ihrer sanften Worte, das die nicht sehr erbauliche Wirklichkeit zu mildern bemüht war, kehrte dem Lieutenant die Erinnerung zurück; er schien darüber sehr schmerzlich bewegt.

„Hat man jetzt Nachrichten von General Morgan's Korps?" fragte er zum Schluß sehr niedergeschlagen und traurig.

„Nicht die besten für Dich, wie ich von meinem Vater hörte. Er ist bei Norlings-Ferry zurückgedrängt worden und soll sich nach Süden gegen die Grenze von Arkansas zurückgezogen haben."

„Und die Unionisten schweifen wohl in dieser Gegend umher?"

„Nein, sie sind ihm gefolgt."

Der Lieutenant war durch die kurze Unterredung vollständig erschöpft; man sah es ihm deutlich an, und Eva forderte ihn ernstlich auf, doch von Neuem zu schlafen zu suchen.

„Werden Sie bei mir wachen, Miß?" fragte er mit bittendem Blicke.

„Ich oder meine Schwester Jenny."

„Ah, Sie haben noch eine Schwester? Ist sie ebenso ein Engel wie Sie?"

Das junge Mädchen gerieth in Verwirrung; sie schob die Kopfkissen des Verwundeten in Ordnung und sagte sehr befangen:

„Ich hoffe dereinst ein Engel Gottes zu werden, aber noch bin ich es nicht. Ich bitte Dich, Freund, Deine Worte zu mäßigen; wenn Du sie auch nicht böse meinst, so verletzen sie mich doch."

„Verzeihung!" bat der Lieutenant, wie es schien, in wirklicher Reue; aber er konnte sich die verführerische Gelegenheit, Eva's Hand, die ihm gerade so nahe war, zu ergreifen und flüchtig zu küssen, doch unmöglich entgehen lassen.

Dieses Mal erröthete das junge Mädchen nicht, sondern wurde sehr blaß, ihre unschuldigen klaren Augen richteten sich tadelnd auf den Offizier.

„Ich will Dir vergeben," sagte sie mit einer ernsten Würde, die ihr kindliches Gesichtchen ganz bezaubernd machte, „weil Du krank bist. Wisse aber, Freund, daß Du nicht edel handelst, wenn Du die Dir von Herzen gewährte Gastfreundschaft dadurch vergiltst, daß Du ein armes, noch unerfahrenes Mädchen zum Spiele Deiner augenblicklichen Laune machst."

Der Lieutenant, der doch gewiß schon manchen koketten Widerstand auf dem Felde der Galanterie gefunden hatte, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, fühlte sich durch die einfachen Worte des jungen Mädchens tief beschämt; ihr ganzes Wesen sprach zu deutlich aus, daß sie unter allen Umständen die zarteste Rücksichtsnahme von seiner Seite verdiene.

„Miß Eva," sagte er sehr bescheiden, — „werden Sie meinem Ungestüm vergeben können? Erinnern Sie sich, daß das Blut noch schneller und heißer durch meine Adern fließt, als im Zustande der Gesundheit; meine Gedanken sind verwirrt und es fehlt mir an der ruhigen Ueberlegung. Ich werde mir nie wieder erlauben, was ich soeben gewagt habe."

„Ich habe Dir schon verziehen, wie ich sagte," erwiederte sie — „ich spreche weder unwahre, noch überflüssige Worte. Jetzt bitte ich Dich, der Dir so nöthigen Ruhe zu pflegen; ich werde nicht mehr zu Dir sprechen."

Der Offizier gehorchte wie ein Kind; Eva hatte ihre Handarbeit wieder vorgenommen, und so viel er auch seitwärts nach ihr schielte, schenkte sie ihm doch keinen einzigen Blick mehr; endlich übermannte ihn die Schwäche und er schlief ein.

Das junge Mädchen hatte dies kaum bemerkt, als sie aufstand und ganz leise dicht an sein Bett trat: sie ließ ihre Blicke eine ganze Weile gedankenvoll und mit dem Ausdrucke wärmster Theilnahme auf seinem bleichen Antlitze ruhen, dann wandte sie sich langsam ab und verließ eilig das Zimmer.

Wenn er so gut wäre, wie er schön ist! flüsterte sie vor sich hin.

Unten angekommen, theilte sie dem Vater wie der Schwester möglichst unbefangen mit, daß ihr Pflegebefohlener erwacht und sie von ihm genöthigt worden sei, ihm über sein Schicksal nach der Verwundung zu berichten.

James Crotton begab sich alsbald in das Krankenzimmer, um das neue Erwachen seines kranken Gastes abzuwarten.

4.
Neue Gäste.

Der Lieutenant erholte sich von Tag zu Tag mehr; in Zeit von vierzehn Tagen konnte er bereits das Bett verlassen, d. h. er mußte mit großer Sorgfalt auf einen Lehnsessel am Fenster geführt werden,

auf dem er nur eine Stunde lang die warme Sommerluft genießen konnte. Eine fortwährende Krankenwache war jetzt bei ihm nicht mehr nothwendig; aber sowohl der alte Quäker als seine Töchter leisteten ihm Gesellschaft, sobald es nur irgendwie ihre Zeit erlaubte.

Der Offizier fand in James Crotton einen umfassend gebildeten Mann, mit dem er manche interessante Unterhaltung führen konnte; er selbst hatte eine vortreffliche Bildung auf einer deutschen höheren Schule erhalten, ehe er sich dem Militärstande gewidmet und war daher wohl im Stande, seinen Wirth zu verstehen und hin und wieder mit ihm zu disputiren.

Uebrigens hatte das biedere, feste Wesen des Quäkers demselben seine ganze Achtung und Zuneigung gewonnen. Auch James Crotton schien offenbar Wohlgefallen an seinem Gaste zu finden.

Nur in einem Punkte ließen sich die Ansichten der beiden Männer nicht vereinigen; es war der große Streitpunkt, der damals den größten Theil der Neuen Welt in Bewegung setzte, oder wenigstens den Privatzwecken gewisser Parteien als Vorwand dienen mußte, — nämlich die Sklavenfrage.

Die streng religiösen Begriffe des Quäkers verabscheuten auf das Aeußerste jede Beschränkung der menschlichen Freiheit, der Lieutenant dagegen vertrat das mit großen Opfern erworbene Privatrecht der südlichen Pflanzer und nannte es eine unerhörte Gewaltthätigkeit, ihnen plötzlich alle Mittel zu ihrer Existenz zu rauben, anstatt die Emanzipirung der Negersklaven vernunftgemäß im Laufe der Jahre durchzuführen.

Ueber sein vergangenes Leben hatte der Lieutenant seinen Wirthsleuten reinen Wein eingeschenkt. Er war aus sehr guter, aber nicht wohlhabender Familie, der einzige Sohn eines Obersten, der fast sein ganzes Leben lang in einer norddeutschen Armee gedient hatte. Der Sohn war seinem Beispiele gefolgt, aber durch den Tod seiner Eltern, die ihm gar kein Vermögen hinterließen, war er in Derangirung seiner äußeren Verhältnisse gerathen. Die geringe Aussicht auf Avancement und Verbesserung seiner Lage brachten den Lieutenant Edward v. Steinbach nach sechsjähriger Dienstzeit dahin, seinen Abschied zu fordern und auszuwandern.

Mehr Zufall als Ueberlegung hatte ihn bei Ausbruch des amerikanischen Krieges zu der Armee der Südstaaten geführt, und er fühlte sich daselbst bald an der Seite seines Zuges Texas-Rangers zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

„Louise!" sagte sie und ihre Stimme klang feierlich, „ich sehe jetzt in Dein Herz, — die Selbstsucht spricht aus ihm. Du, der der Krieg, den die Revolution hervorbrachte, den Verlobten kurz vor der Hochzeit entzog, Du schiltst, was Dir ein Stein des Anstoßes bei Deinem Lebensglücke war.

„Kennen wir, Du oder ich, das Feuer, das sich unter den Völkern entzündet hat? Wissen wir, welche Steine auf dem Wege der Weltgeschichte es zu schmelzen bestimmt war? Wissen wir, welche Motive die Führer der Partei, die man die Partei des Umsturzes nennt, geleitet haben? Gott lenkt die Geschicke der Einzelnen und der Völker, und kein großes Leid kam noch — wie die Geschichte uns lehrt, über die Welt, ohne daß großes Glück daraus erwachsen wäre. In die Geschicke der Nationen eingreifen können wir nicht, aber den Einzelnen, welcher Partei sie auch angehören, Gutes erweisen, das können wir und daran darf und soll uns Nichts hindern. Großvater, der lange in der Welt gelebt und sich zur Tauben-Einfalt die Schlangenklugheit mit Mühe angelernt hat, will — ich verstehe ihn wohl — die möglichste Sicherheit für sich bei seinem Werke der Barmherzigkeit, aber er würde um seiner Sicherheit willen seine Barmherzigkeit nicht aufgeben."

„Ich spreche auch nicht von unserer Sicherheit," entgegnete Louise fest und ernst, „sondern von der Sicherheit Tausender, die vielleicht durch das Leben dieses Einzelnen, den wir schützen, gefährdet werden könnte. Wenn ich ihn für einen harmlosen Wanderer hielte, ich würde sein Leben mit meiner Sicherheit nicht zu theuer erkauft glauben, denn er ist unser Gast. Aber er scheint ein Feind der bürgerlichen Ruhe und Ordnung, ein Feind der bestehenden Gesetze zu sein, und ich kann seine schlanke, blasse, vornehme Hand nicht ansehen, ohne daran zu denken, daß Blut daran klebt."

Emilie richtete das glühende, lichtlose Auge gen Himmel und rief: „Louise! Louise! Du siehst mit den Augen, hörst mit den Ohren Deines Verlobten. Beleidige nicht Menschen und Ansichten, die Du nicht kennst."

Der Großvater legte die Hand auf die Schulter der Sprecherin.

„Parteizwist hier unter dem Dache der Pfarrlinde, hier unter meinen Kindern, die sonst keine anderen Fragen kannten und erörterten, als die über die künstlichen und natürlichen Bleichen," sagte er

mit mildem Lächeln. „Laßt mich Euern Streit jetzt schlichten, indem, wie fast in jedem Streit der Welt, beide Theile Recht und Unrecht haben. Unser Gast ist unser Gast und folglich nach Sitte unserer Väter uns heilig; wir werden ihn pflegen und schützen, so weit dies nur irgend in unsern Kräften steht, aber zugleich werden wir Alles thun, um ihn für die bestehende Ordnung wieder zu gewinnen. Das wie? meine lieben Kinder, überlaßt mir, den das ruhige Blut und die Erfahrungen von 79 Jahren fähiger als Euch machen, die Pflichten gegen die Welt und die Pflichten gegen Gott zu vereinen; und nun — danken wir Gott für die Mahlzeit und Du, meine Emilie, löse die Frau Engel ab, die bei dem Kranken ist."

Die Blinde that, wie ihr geheißen.

In das Krankenzimmer eintretend, schlüpfte sie auf leisen Sohlen an den Stuhl, auf dem Frau Engel saß und flüsterte ins Ohr der Alten: „Geh', Mütterchen, laß mich hier, ich höre, unser Gast athmet ruhig und sanft in gesundem Schlaf; bring' mir mein Rädchen, bei seinem leisen Surren schläft sich's fast wie im Säuseln des Waldes."

Stunde verrann um Stunde. Emilie saß emsig spinnend am Fußende des Bettes und sang mit leiser Stimme Lieder von wundersüßem Klange, Lieder, bei denen Dichtung und Musik ihr aus der eigenen Seele geflossen waren.

Als der Abend nahte, ward sie stille und lauschte; der Kranke athmete unruhiger. Sie fühlte, er würde jetzt erwachen, und neigte sich vor, um durch das Ohr Kunde von jeder seiner Bewegungen zu erhalten.

Wirklich hatte auch derjenige, dem die Aufmerksamkeit des blinden Mädchens galt, die Augen bereits geöffnet. Aber noch hatte er seine Erinnerungen nicht so weit gesammelt, um über seinen dermaligen Zustand ins Klare zu kommen. Er sah sich in einem saubern, gemüthlichen Zimmer, fühlte seine von Leiden und Anstrengung schmerzenden Glieder auf weichen Betten. Um sich Stille, in sich jene weiche Mattigkeit, die nach langem Körperleiden beinahe wonnig genannt werden kann, jagten die Erinnerungen an seine letzte Vergangenheit, an Krieg, Gefängniß, Flucht, Verfolgung, Hunger und Elend nur wie wirre Traumbilder an seiner Seele vorüber. Langsam das Haupt erhebend und es auf den abgemagerten Arm stützend, übersah er mit Anstrengung das Zimmer und erblickte endlich auch das reizende Geschöpf, das mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit lauschend, ihm so nahe saß.

„Anton Fernheim!" sagte die Blinde mit ihrer leisen und süßen Stimme, „Sie wachen; vermögen Sie mich zu hören und zu verstehen?"

„Ich träume," flüsterte matt der Kranke, „aber ich möchte nicht mehr erwachen; wer würde nicht schlafen wollen, wenn er im Traume die Engel sieht."

„Antworten Sie mir; antworten Sie mir so ruhig und so besonnen, als Ihre Krankheit es erlaubt, Anton Fernheim; vermögen Sie mich zu hören und zu verstehen?"

„Wer bist Du, liebliche Fee, die Du mich kennst, hier, so weit von meiner Heimath? Wer bist Du und was willst Du von mir?"

„Ich, mein Herr?" sagte die Jungfrau, während eine höhere Röthe ihre Wangen färbte, „bin ein blindes Mädchen, das Ihnen wohl will. Ein Kind des Hauses, in dem mein guter Großvater, der Sie sterbend am Wege fand, Sie aufgenommen. Ich heiße Emilie und warte jetzt schon seit einigen Stunden auf Ihr Erwachen, denn ich möchte Sie warnen und Ihnen einen Rath geben, armer Mann."

(Fortsetzung folgt.)

Dreisilbige Charade.

„O hätt' ich noch die zweit' und letzte!
Doch ach! die beiden sind nicht mehr!
Nichts hab' ich, was sie mir ersetzte,
Was ihnen zu vergleichen wär'!"
So rief ich einst in herber Stunde,
Als schmerzdurchbebt die Brust sich bog,
Und Balsam ich für meine Wunde
Nur aus dem Born der Hoffnung sog.
Doch sieh! da hat des Himmels Güte
Mir eine erste zugeschickt —
Ein Herz, das liebend für mich glühte,
Das mich geheilt, das mich beglückt!
Es spiegelt sich in ihrem Schimmer
Der andern Wesen wunderbar;
An ihrer Seite fürcht' ich nimmer
Des Lebens Trübsal und Gefahr. —
Das Ganze — weniger poetisch,
Obgleich der ersten nah' verwandt —
Lag oft auf beider letzten — Räthlisch,
Und täglich hab' ich's in der Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Dienstag, 21. Januar 1868.

Der junge Komödiant.

Dort wankt ein müder Wand'rer her,
Der Schweiß rinnt ihm vom Angesicht;
Sein leichtes Bündel wird ihm schwer,
Solch' Reisen, scheint's, behagt ihm nicht.

Was brummt er in den Bart hinein,
Was schwatzt er denn von „kraun und baß!“
Es wird doch dies kein Schwätzer sein? —
He, Junge, halt! Zeig' her den Paß! —

„Ihr Schergen still! Respekt vor mir!
Den Hut vom Kopf, die Knie' gebeugt!
Ich bin der Hamlet, bin der Lear,
Und Jupiter hat mich gezeugt!

„Ich trage Scepter und auch Kron'!
In Schlachten wild führ' ich den Stab;
Ich bin heut' Vater, morgen Sohn,
Ersteh' gar oftmals aus dem Grab!

„Ich bin's, den alle Bühnen kennen,
Sie sind mein großes Vaterland;
Ich bin's, den alle Zettel nennen,
Ich bin der junge Komödiant!“

Mit leichtem Sinn und schwerem Fuß
Verfolgt er nun sein Wanderziel;
Die Sonne schickt den Abendgruß,
Es weht der Abend mild und kühl.

Verlassen schon liegt Herd und Feld,
Kein Dorf zu seh'n, das nah' der Straß';
Es ist so matt der Bühnenheld,
Er streckt sich hin ins frische Gras.

Die Sterne leuchten ihm zur Ruh',
Das Bündel ist sein Kissen,
Der blaue Himmel deckt ihn zu —
Hat oft so schlafen müssen.

Es singt die Nachtigall ihn ein
Und die Natur hält bei ihm Wacht;
Der Mond mit seinem blassen Schein,
Er winkt ihm freundlich gute Nacht!

Nicht lange währt's, so schläft er ein,
Es zieht der Traum an ihm vorbei; —
Er sieht sein todtes Mütterlein,
Dem Sohn im Grab noch hold und treu!

Mit Wehmuth blickt sie auf sein Bett,
Sie steht vor ihm in tiefer Pein;
„Es ist so kalt und feucht die Stätt',
„O besser ist's im schwarzen Schrein!

„Ist dies das Glück, das Kunst gewährt,
„Lohnt so dem treuen Jünger sie?
„Es hat der Bettler seinen Herd,
„Der Künstler nur, er hat ihn nie!

„Es ist so kalt die heiße Bühn',
„So leer an jeder Freud' und Lust,
„Mag Herz und Seel' dir warm erglüh'n,
„Du suchst umsonst nach Freundes Brust!

„Mein Sohn, o laß die schwanke Bahn,
„Zum Zweck des Lebens kehr' zurück,
„Der Wirklichkeit leb' nur fortan,
„Der Wahrheit wende zu den Blick!“

Die Mutter sprach's und schwand dahin —
Den Schläfer weckt der Vögel Chor,
Er rafft sich auf zu neuen Müh'n,
Und bleibt Komödiant ja wie vor! —

Petrowitsch.

Eva,

die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant war also, wie man sieht, ein feurig aufstrebendes Temperament, dem die Lang-

weiligkeit des ewigen Einerlei nicht behagen wollte, ein muthiger Charakter, der lieber sein Leben frisch in die Schanze schlug, als es zu verträumen.

Seinen Kameraden und Reitern gegenüber zeigte er sich gewöhnlich etwas barsch, aber nur, weil das so zum militärischen Tone gehört und weil die Sentimentalität im Soldatenstande geradezu lächerlich wird.

Auch die ernste Jenny hatte sich mit ihrem Pfleglinge so gut befreundet, daß eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen Platz gegriffen hatte. Bei dem offenen und würdevollen Wesen des Mädchens hatte dies für keinen von beiden Theilen Gefahr; der Lieutenant hätte nach der Erfahrung, die er bei Eva gemacht, nicht mehr gewagt, gegen eine der Töchter des Hauses allzu freundlich zu werden, und obenein hatte ihm Jenny durchaus nicht verheimlicht, daß sie verlobt sei, obenein sogar mit einem seiner militärischen Gegner.

Der Lieutenant hatte darauf scherzweise geschworen, wenn er dem Kapitän Warbeck nach seiner Herstellung wieder einmal auf Feldwache gegenüberliege, wolle er ihn als deutschen Bruder und Verlobten seiner liebenswürdigen Pflegerin nicht attakiren, sondern eine Einladung zum gemeinsamen Abendbrod an ihn ergehen lassen.

Etwas machte den Offizier aber doch sehr unzufrieden, wenn er es auch nicht zu äußern wagte. Miß Eva nämlich zog sich auf eine etwas auffällige Weise von ihm zurück, als traue sie seiner Bitte um Verzeihung und seinen Versprechungen gar nicht weit. Wenn er sie sah, erschien sie regelmäßig nur in der Begleitung ihrer Schwester, begrüßte ihn freundlich, war aber sehr karg in ihren Worten. Gerade dieser Widerstand reizte das Interesse des Verwundeten auf das Höchste und ließ den Funken in seiner Brust weiter glimmen.

Wie schon öfter unter ähnlichen Verhältnissen seines Lebens dachte er: Vergessen wir das Mädchen! — aber diesmal wollte es ihm nicht gelingen.

So blieb es einstweilen. Inzwischen kamen Nachrichten, das Kriegsglück habe sich gewandt und die Illinois-Jäger zögen sich vor dem Korps des Generals Morgan wieder nach dem Norden zurück. Der Quäker befahl sich und die Seinigen in Gottes Schutz und wartete alles Kommende mit Ruhe ab.

Jenny freute sich über die Rückkehr der Jäger, weil sie ihren Verlobten wieder zu sehen hoffte. Eva fürchtete sich vor dem Kampfgetümmel, der konföderistische Lieutenant schien sich in der Hoffnung, seine Kameraden wiederzufinden, noch einmal so schnell zu erholen.

Seit Lieutenant v. Steinbach's Aufnahme in der Farm waren jetzt noch nicht drei Wochen vergangen; er wankte noch immer, auf den Arm James Crotton's oder seiner ältesten Tochter gestützt, in seinem Zimmerchen umher.

Eines Morgens zu ziemlich früher Tagesstunde, als der Verwundete noch sanft schlummerte, stürzten plötzlich einige der Feldarbeiter mit dem Schreckensrufe in das Haus, eine starke militärische Reiterabtheilung nähere sich langsam von den übrigen Quäkerfarmen her.

Selbst Mr. James Crotton gerieth ein wenig aus der Fassung, aber er erholte sich schnell wieder und befahl den Arbeitern, zu ihrer Arbeit zurückzukehren, als ob der Haushaltung nicht die mindeste Störung bevorstehe; dann tadelte er seine Töchter streng, daß sie durch ihr bleiches Aussehen den Uebrigen ein so entmuthigendes Beispiel gäben, und schließlich stieg er in die Krankenstube hinauf, von deren Fenstern aus er die unwillkommenen Gäste genau beobachten konnte.

„Es sind Illinois-Jäger, wohl an dreißig bis vierzig Mann,“ theilte er mit besorgtem Blicke seinem indessen erwachten Schützlinge mit.

Dem Lieutenant mochte etwas unheimlich werden, er hüllte sich fester in die Decke.

„Sie kommen gerade auf unsere Farm zu,“ fuhr der Alte seufzend fort.

„Sie sehen Ihre Freunde wohl nicht gern?“ fragte der Lieutenant.

„Es ist ganz gleichgiltig, ob diese Kriegsleute unsere Freunde oder Feinde sind; sie nehmen uns Alles, dessen sie bedürfen.“

„Und wenn man mich findet?“

„Ich werde es zu verhindern suchen und ihnen lieber mein ganzes Vermögen hingeben, ehe ich Dich auslieferte, mein Bruder.“

„Braver Mann!“ sagte der Lieutenant gerührt und reichte ihm seine Hand.

Die Jäger kamen jetzt wirklich auf das Gebiet der Farm zu und dirigirten sich gerade auf das Haus zu.

Als der Quäker wieder in die Wohnstube kam, standen seine beiden Töchter ängstlich lauschend am Fenster; Jenny stieß gerade einen Schrei der Ueberraschung aus, der mehr freudig als erschrocken klang.

„Es ist Alfred, mein Alfred!“ rief sie mit ungewöhnlicher Lebendigkeit, während ihre Augen einen bezaubernden Glanz von Glückseligkeit annahmen.

Sie schien nicht übel Lust zu haben, aus der Thüre zu treten und dem Geliebten entgegenzueilen; aber sowohl ein abwehrender Wink des Vaters, der sich dieses Mal gar nicht so außerordentlich über die Ankunft seines Schwiegersohnes zu freuen schien, als der jüngeren Schwester mahnende Erinnerung:

„Aber, Jenny, Du kannst ihn doch nicht vor allen Reitern begrüßen!" hielten sie zurück.

Sie stand am Fenster, blickte unverwandt hinaus und preßte die Hände auf die klopfende Brust.

Evchen schien eine Weile in der Betrachtung der glücklichen Aufregung der Schwester ganz versunken; ohne Zweifel dachte sie, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben daran, wie beseligend es sein müsse, den Geliebten nach langer Trennung wohlbehalten wieder an das Herz schließen zu dürfen. In das Auge des Kindes war eine Thräne, ihr selbst unbewußt, getreten; Evchen hatte vielleicht doch schon die Kinderschuhe über Nacht ausgezogen.

Plötzlich mußte sie aber ein Gedanke durchzucken, der sie erschreckte, denn eine tödtliche Blässe trat auf ihre frischen Wangen. Unbemerkt von dem Vater und der Schwester, schlich sie sich fast auf den Zehen aus dem Zimmer. Dann verstärkte sie ihren Schritt; noch einen Moment blieb sie überlegend am Fuße der Treppe stehen, dann flog sie mit der Gewandtheit eines Rehes hinauf. Ohne Besinnung eilte sie auf die Thüre des Krankenstübchens zu und öffnete dieselbe; jetzt erst, als sie vor dem Lieutenant stand, der sich inzwischen mit Mühe angekleidet hatte, schien sie erschrocken und beschämt.

Der Lieutenant vergaß über ihren Anblick beinahe ganz die ihm drohende Gefahr, aber dieses Mal blieb er in der ehrerbietigsten Zurückhaltung.

„Sie wollen ohne Zweifel so gütig sein, Miß Eva, mich von der Gefahr, in der ich schwebe, zu benachrichtigen?" fragte er sehr sanft.

„Ja, Du bist mehr gefährdet, als Du denken magst, denn der Verlobte meiner Schwester führt den Reitertrupp hierher; der Vater kann ihm sein Haus nicht verschließen, und ich weiß, daß er ein sehr pflichtgestrenger Offizier ist."

„Aber er wird auf Eure Familie Rücksicht nehmen," meinte der Lieutenant kleinlaut.

„Er darf es nicht; schon die Gegenwart seiner Krieger würde ihn daran hindern."

„Dann habe ich also dem traurigsten Schicksale des Soldaten entgegenzusehen, der Gefangenschaft?" sagte der Lieutenant niedergeschlagen.

„Was würde dann mit Dir geschehen?" fragte das junge Mädchen erregt.

„Das ist sehr ungewiß, Miß Eva. Wenn nicht ein Deutscher, sondern ein echter Yankee diesen Reitertrupp befehligte, so würde ich mich darauf vorbereiten, eine Revolverkugel durch den Kopf zu bekommen." Das Mädchen schrie laut auf und bedeckte das Antlitz mit den Händen.

„Beruhigen Sie sich, Miß, und verzeihen Sie, daß ich Sie in meiner Unvorsichtigkeit erschreckt habe. Da der Führer der feindlichen Reiter Miß Jenny's Verlobter ist, kann er nur ein braver und tapferer Mann sein, der mich mit allen meinem Range und meiner Verwundung zukommenden Rücksichten behandeln wird."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

„Sie können hier, wenn Sie dessen benöthigt sind, gern eine Zuflucht haben," sprach Emilie zu dem Kranken, „für lange, so lange, als Sie deren bedürfen, wenn Sie krank und leidend, wie Sie sind, die geistige Kraft haben, vor Jedem, ohne Unterschied, die Rolle zu spielen, die das bei Ihnen gefundene Wanderbuch Ihnen zutheilt. Sein Sie immer — komme was mag — der reisende arme Handwerksbursche. Nur in meiner Gegenwart dürfen Sie sich keinen Zwang anthun. Ich, die ich durch mein Gebrechen von jeder Verantwortlichkeit frei bin, will gern Ihre Vertraute sein, wenn Sie Nachricht aus der Heimath oder von Freunden wünschen; ich will Ihre Briefe befördern, will Ihnen die Weise angeben, auf welche Art Antworten an Sie gelangen können, wenn Sie mir versprechen, sich, so lange Sie in diesem stillen Hause sind, nicht in politische Angelegenheiten einzulassen. Ich will Ihnen Bücher, Schreibgeräth und was Sie sonst bedürfen, verschaffen. Sonst aber, um Ihrer und unserer Sicherheit willen, wenden Sie sich an Niemanden, vertrauen Sie Keinem, als mir."

„Ich träume im Fieber," sagte der Kranke, leise vor sich hinflüsternd; aber Emilie legte ihre Hand auf die Decke seines Bettes und sprach fest und ernst:

„Sie sind wach und neben einer Freundin, die Ihnen wohl will; beherzigen Sie meinen Rath, achten Sie auf meine Bitte, prägen Sie sich das, was ich Ihnen gesagt, so tief ein, daß die Erinnerungen daran Sie auch in der Fiebergluth nicht verläßt. — Sie schweigen! Haben Sie mich verstanden?"

Des Kranken Besinnung fing von Neuem an zu schwinden, die Willenskraft, mit der er sich einen Augenblick empor gerafft, ließ nach. Das Haupt sank in die Kissen. Ihm schien die süße Stimme des blinden Kindes sich in Musik zu verwandeln, ihre Gestalt schien in Wolken zu verschweben, sich darin zu vervielfältigen. Hundert Engelköpfchen mit goldenen Locken und Granat-Augen schienen

um sein Bett zu flattern. Emiliens Worte verhallten unverstanden.

Die Sommertage verflossen in dem stillen Pfarrhause einer wie der andere in milder Ruhe für den Kranken. Drei Wochen lang kehrte ihm das Bewußtsein nur in einzelnen Momenten zurück, und jedesmal sah er dann eine holde Gestalt an seinem Bette, die sich sanft und freundlich für sein Wohl bemühte. Allmälich aber nahmen seine Kräfte zu. Die alte Stirnwunde war gänzlich geheilt und verursachte ihm keine Schmerzen mehr, das Fieber legte sich und seine Nerven durchrieselte jenes sanfte Gefühl der Genesung, das fast als Entschädigung für die Leiden eines Krankenlagers gelten kann.

Als er das Bett verließ und zum erstenmal gestützt auf die zarte Schulter der jungen Blinden, den Pfarrgarten betrat, stand der prächtige Nelkenflor, Louisens Stolz und Freude, in voller Blüthe. Ein reicher Segen reifenden Obstes hing an den Zweigen. Die Heuernte war vorüber, das Linnen gebleicht und die Schnitter zogen in die Felder.

Ein ziemliches Stück aus dem Leben des jungen Mannes war für seine Erinnerung wie mit einem schwarzen Flor überdeckt. An seine Flucht aus dem Gefängnisse schien sich der Aufenthalt in dem Pfarrhause unmittelbar anzureihen; die Umstände seiner schrecklichen Reise strebte er vergebens sich ins Gedächtniß zurückzurufen.

Seine Genesung schritt indeß rasch vorwärts. Seine Pflegerinnen Louise, Emilie und die alte Frau Engel ließen es an keiner Aufmerksamkeit für ihn fehlen, und der Schäfer, der einzige Sohn des alten Pfarrkutschers Riemke, bewies sich als ein wackerer und verständiger Arzt.

Der Pfarrer May hatte seinen Grund gehabt, keinen Arzt aus einer der nahen kleinen Städte herbei zu rufen.

Unter der Hand aber hatte der wackere Greis Erkundigungen nach jenem so heftig verfolgten Anton Fernheim eingezogen, und Alles, was er über den Charakter desselben in Erfahrung gebracht, bewies, daß sein Gast zu der Zahl derjenigen Schwärmer gehöre, die nach unerreichbaren Idealen streben.

So wenig nun auch der alte Landgeistliche mit den Ansichten des Jünglings übereinstimmte, so sehr fühlte er sich gedrungen, in ihm den Gastfreund zu ehren. Zudem hatte May ihm das Leben gerettet; und welcher gute Mensch gewinnt nicht Interesse an einem Wesen, dem er Gutes erwiesen? Der Wirth fühlte allmälich Neigung zu ihm, fast wie er sie zu dem Sohne gefühlt, dem einzigen, den er gehabt und der als achtzehnjähriger Jüngling bei Waterloo gefallen. Louise und Emilie, seine Enkelinnen, waren die Kinder seiner einzigen Tochter, die ihren Gatten in dem Trauerjahr 1831 an der Cholera verloren hatte.

Emilie, fast 7 Monate nach des Vaters Tode geboren, hatte ihrer Mutter das Leben gekostet. Von früh an war das schöne, dunkle Auge, das Vatererbe der kleinen Waise, schwach. Es schien, als ob die Thränen der Mutter auf das Augenlicht des ungeborenen Kindes gewirkt hätten. In ihrem dritten Jahre erlosch es gänzlich und die geschicktesten Aerzte Königsbergs hatten erklärt, daß keine Operation hier thunlich oder nützlich sei; das engelschöne Kind hatte den schwarzen Staar.

Das Leben des Pfarrers May war also auch keineswegs von Schmerz und Leid frei gewesen. Er hatte seine Kinder, sein heißgeliebtes Weib verloren. Die eine seiner Enkelinnen litt an einem unheilbaren Gebrechen, und die andere war wahrscheinlich durch den Krieg in Schleswig zur jungfräulichen Wittwe geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Butterbaum in Afrika.) Im Innern Afrika's, namentlich bei Rabba, findet sich ein höchst merkwürdiger Baum, den die gütige Mutter Natur dahin gepflanzt hat, um den Eingeborenen auf leichterem Wege eine der Wohlthaten unserer Rindviehzucht zu gewähren. Der Baum, auf den ersten Anblick der amerikanischen Eiche gleichend, wächst dort wild, wird aber so hoch geschätzt, daß, wo die Wälder zum Anbau ausgerottet werden, stets die Butterbäume stehen bleiben. Die Kerne der Frucht, ähnlich den Oliven, werden zunächst in der Sonne getrocknet, dann in Wasser gekocht und ihrer dünnen grünen Schale entledigt. Unter derselben befindet sich eine weiße, breiähnliche Masse, welche, körniger und wohlschmeckender als unsere Butter, einen Hauptnahrungszweig der Eingeborenen und einen bedeutenden Artikel für den Binnenhandel ausmacht, weil sie, auch ohne Salz, nicht so schnell dem Verderben ausgesetzt ist wie die Milchbutter.

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 6:

Perlmutter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Donnerstag, 23. Januar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

„Kapitän Warbeck wird aber nicht über Dich wachen können!"

„Allerdings nicht, er wird mich an seine oberen Befehlshaber abliefern."

„Und diese sind Amerikaner?"

„Fast ausschließlich."

„Dann wird man Dich doch tödten!" rief Eva mit ausbrechender Leidenschaft.

„Früher oder später ist es das Loos jedes Soldaten," erwiederte der Lieutenant mit erzwungenem Gleichmuthe, während sich seine Stirne doch schwer getrübt hatte.

Draußen dicht vor dem Hause hörte man den Hufschlag von Pferden und ein paar militärische Kommandos; Eva wankte mehr als sie ging, nach dem einen Fenster hin und lauschte vorsichtig, ohne sich selbst zu zeigen. Sie konnte einen Theil des Wirthschaftshofes übersehen; die dreißig oder vierzig Reiter, die grüne Blousen und eine ganz ähnliche Bewaffnung wie die Texas-Rangers trugen, waren soeben abgesessen und koppelten ihre Pferde zusammen; demzufolge schien es, als wollten sie sich einen längeren Aufenthalt gönnen. Von ihrem zukünftigen Schwager und ihrer Familie konnte Eva nichts erblicken.

Das Farmerhaus schien unter solchen Umständen allerdings Nichts von einer Plünderung zu befürchten zu haben und dennoch zitterte Evchen jetzt wie Espenlaub. Dem Lieutenant konnte dies nicht entgehen.

„Sie sollten einen Augenblick Platz nehmen, Miß Eva, und sich zu fassen suchen," bat er sanft und bescheiden, „die Gefahr kann für Sie doch nicht groß sein, da der Kapitän Warbeck —"

„Ich denke auch nicht an mich, ich denke an Dich!" rief Eva, in Thränen ausbrechend.

Der Lieutenant blieb eine Weile, ganz betroffen von diesem unerwarteten Bekenntnisse, stehen; es war ihm, als fielen ihm die Schuppen auf einmal von den Augen. Also darum hatte Evchen ihn so schüchtern gemieden, darum war sie erröthet, wenn er in Gegenwart ihrer Schwester oder des Vaters einmal ein Wort an sie gerichtet hatte?

Er war ihr also doch nichts weniger als gleichgiltig geblieben. In seiner Freude hätte er laut aufjubeln und die liebliche Gestalt an sein Herz pressen mögen; aber er erinnerte sich noch zeitig genug der ernsten Situation, in der man sich befand, und daran, daß es nicht edel von ihm gehandelt [illegible] die Todesangst abgepreßt hatte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Miß Eva," sagte er daher blos in recht innigem Tone, — „wie mein Geschick sich auch fernerhin gestalten möge, die Ueberzeugung, daß Sie sich dafür interessiren, wird mir immer der süßeste Trost sein."

Ehe Eva noch Etwas erwiedern konnte, hörte man Jenny ihren Namen rufen.

„Ich muß jetzt gehen," sagte sie, eilig ihre Thränen trocknend, — „denn welchen Grund sollte ich angeben, mich der Begrüßung meines zukünftigen Schwagers entziehen zu wollen? Vertraue auf mich, Freund, — ich weiß zwar noch nicht wie, aber ich werde Dich retten, wenn es nothwendig werden sollte."

Dieses Mal reichte sie ihm freiwillig die Hand und ließ es ohne Widerrede geschehen, daß er sie ihr achtungsvoll küßte.

Als Eva in die Wohnstube trat, fand sie außer Vater und Schwester daselbst auch noch den Kapitän Warbeck, der sich mit jenen schon begrüßt hatte und ihr mit der herzlichsten Miene von der Welt entgegenkam.

Der Kapitän war ein großer kräftiger Mann, von fast riesenhaftem Wuchse; daher kam es denn

auch, daß seine Bewegungen weniger gefällig erschienen als die des Lieutenants v. Steinbach zum Beispiel. Mit dieser Figur und seinem ausdrucksvollen männlichen Gesichte hätte er, wäre die Blousen-Uniform nur nicht gar zu modern gewesen, recht gut für einen antiken Krieger gelten können.

Die Züge seines Antlitzes waren sehr regelmäßig und der lange Aufenthalt in Amerika schien dem deutschen Typus beinahe einen Anflug englischen Ausdrucks gegeben zu haben; auch diese Sprache redete der Kapitän ganz vortrefflich. Seine Hautfarbe war natürlich von dem Feldleben hart mitgenommen worden, dessen ungeachtet oder vielleicht um desto mehr hatte er Anspruch darauf, zu den schönen Männern gezählt zu werden. Um seine hohe und breite Stirne legte sich das dunkelbraune Haar in leichten Locken, die Nase war ein wenig stolz gekrümmt, und die großen dunklen Augen, die für gewöhnlich eine berechnende Ruhe aussprachen, konnten in Augenblicken der Gemüthsaufwallung recht dringend blitzen. Der Kapitän trug Kinn und Oberlippe ganz glatt rasirt und nur einen nach englischer Manier verschnittenen und in die Höhe gekämmten Backenbart.

Trotz aller Mühe, die sich Eva gegeben hatte, ihre Verrätherin der inneren Unruhe werden zu lassen, mußten deren Spuren dem scharfen Auge des Kapitäns doch nicht entgangen sein, denn nachdem er [illegible] Weise die Hand seiner Schwägerin geschüttelt hatte, fragte er sie ohne Umstände nach dem Grunde ihrer Bekümmerniß. Eva hütete sich wohl, die Wahrheit zu gestehen; sie gab an, die Annäherung der Soldaten habe sie so sehr erschreckt, worüber der Kapitän lachte und versicherte, daß sich seine Leute wie die Lämmer betragen würden, so lange er auf der Farm kommandire.

In der That hörte man draußen auch kein wüstes Toben und Fluchen, und die bärtigen Krieger benahmen sich aus Achtung vor den Freunden ihres Offiziers so schicklich, wie ihnen nur immer möglich war. Sie fütterten ihre Pferde, wozu die Arbeiter des Hauses auf Geheiß James Crotton's ganze Säcke voll Getreide herbeischleppten, und sprachen recht wacker dem Imbisse zu, den ihnen die Mägde vorsetzten.

Indessen bereiteten Jenny und Eva, sich gegenseitig unterstützend, das Frühstück für die Wohnstube vor; dem lieben Gaste mußte natürlich das Beste aufgetragen werden, was das Haus zu bieten vermochte. Der Kapitän hatte bereits bei seinem Kommen geäußert, daß er nur eine Streifpartie zu machen habe und sich deßhalb nicht länger als drei bis vier Stunden werde aufhalten können; die Mädchen fühlten sich daher in Bezug auf ihren Schützling ein wenig beruhigter. Zwar kam es Jenny wohl wie eine kleine Sünde vor, ihrem Verlobten gegenüber ein Geheimniß zu haben; aber die Umstände ließen es doch in diesem Falle einmal nicht anders zu.

Auch James Crotton war gegen seinen Schwiegersohn befangener als sonst. Dem alten, so streng an die Wahrheit gewöhnten Quäker wurde es unendlich schwer, eine Heimlichkeit auf dem Herzen zu behalten; aber der Kapitän, der sich von dem Wiedersehen seiner Braut überaus beglückt fühlte, merkte auch nicht das Mindeste davon, daß eine Art peinlichen Bannes über der kleinen Familie zu schweben schien.

Daraus, daß er mit seinem Stuhle hin- und herrückte und sich von Zeit zu Zeit etwas verlegen räusperte, als er sich mit dem Hausherrn allein befand, hätte man übrigens leicht schließen können, daß er selbst noch Etwas auf dem Herzen habe.

5.

Die Hausvisitation.

„Ich habe Ihnen noch nicht ausführlich mitgetheilt, mein bester Vater," begann der Kapitän endlich — „welcher Auftrag mir von meinem Vorgesetzten für diese Gegend eigentlich ertheilt worden ist."

„Ich verstehe wenig von Euren militärischen Operationen."

„Aber diese hier ist sehr leicht verständlich. Ich weiß nicht — auf welche Weise — vielleicht durch unsere Spione — man im Hauptquartier darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß bei einem der letzten Gefechte in dieser Gegend mehrere Texas-Rangers versprengt seien; insbesondere wurde der Offizier derselben vermißt, und da er schwer verwundet sein soll, so vermuthet man, daß er bei einem der hiesigen Bewohner eine Zuflucht gefunden habe."

Der Quäker war ein wenig bleicher geworden und hatte sich so vom Fenster abgewandt, daß sein Gesicht möglichst im Schatten blieb.

„Und was dann nur?" fragte er scheinbar ziemlich gleichgiltig.

„Man würde den Offizier verhaften und Dem, der ihn versteckt hat, unbedingt den Prozeß als Landesverräther machen."

„Ein recht christliches Verfahren!" meinte der Quäker nicht ohne Spott.

„Unter diesen herrschenden Kriegsverhältnissen, bester Vater —"

„Sollte der Mensch nicht aufhören, Mensch zu sein und Gottes Gebote nicht mit Füßen treten," erwiederte Crotton streng und in leichter Aufwallung. „Was kann Euch der verstümmelte Körper eines

Mannes, wie Ihr ihn sucht, schaden, was Euch der feige Mord eines echten christlichen Samariters, den Ihr mit dem Deckmantel eines ungerechten und barbarischen Gesetzes versöhnen wollt, nützen? So wahr mir Gott einst und immerdar gnädig sei, zu einem solchen Geschäfte gäbe ich mich nicht her!"

Der Kapitän fuhr zusammen und biß sich vor Aerger auf die Lippen.

„Ich ehre Ihre Ansichten, Vater Crotton," antwortete er nach einer Weile; „vergessen Sie aber nicht, daß Sie der Mann des Friedens sind, ich der des Krieges."

„Wir sind und bleiben aber Alle Gottes Kinder," sagte Crotton.

„Ich handle nicht nach Willkür und eigener Neigung, ich muß den Befehlen meiner Vorgesetzten gehorchen, wie Sie wissen."

„Wenn Dich der Teufel lockt, so gib Dich ihm nicht hin!"

Der Kapitän stand, wahrscheinlich um seinen Zorn zu bezwingen, schnell auf und ging in dem Gemache starken Schrittes auf und nieder. Plötzlich blieb er, wie von einem Gedanken durchzuckt, mit untergeschlagenen Armen vor dem alten Quäker stehen und redete ihn wieder mit gedämpfter Stimme an:

„Vater Crotton, Sie sind doch nicht so unvorsichtig oder kühn gewesen, den vermißten Offizier in Ihrer Farm aufzunehmen?"

Der Kapitän war bei dieser Frage ordentlich bleich geworden.

„Wäre er hilfsbedürftig zu mir gekommen, ich hätte gewiß keinen Augenblick gezögert, ihn aufzunehmen," erwiederte der Quäker finster.

„Wissen Sie, daß ich die strengste Instruktion habe, alle Farmen dieser Gegend ohne Ausnahme auf das Genaueste zu visitiren? Ich darf nicht einmal an diesem mir so lieben Hause vorübergehen, weil mich noch mehr als sechzig Augen beobachten, die meiner Führung untergebenen, auf den Fang des Konföderirten begierigen Leute."

„Thue, was Du für Deine Schuldigkeit hältst, mein Sohn," antwortete der Quäker mit unerschütterlich ruhiger Miene.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Der Edelhof, welchem das Patronatsrecht der Pfarre zustand, gehörte seit länger als zwei Jahrhunderten einer im Lande geachteten Familie.

Der Letzte des Namens von Waldau, der Jugendfreund des Pfarrers May, war vor vier Jahren gestorben und hatte seinen Besitz einem entfernten Vetter, Konrad von Wallrode, hinterlassen.

Der Erbe war ein hübscher und wackerer Jüngling, in Armuth erwachsen, in Armuth lebend. Sein Vater war als Kapitän im Geniekorps früh gestorben, seine Mutter erzog ihren Knaben von einer kleinen Pension, die sie der Gnade des Königs verdankte. Als elfjähriger Knabe ward Konrad Kadet, ebenfalls durch die Gnade des Königs, und mit achtzehn Jahren trat er als Unterlieutenant in die Artillerie.

Die unverhoffte Erbschaft änderte gänzlich die Stellung und die Verhältnisse des 26jährigen Jünglings, sie änderte nichts in seinen Gefühlen und Grundsätzen.

Soldat aus Neigung, und durch Bande persönlicher Dankbarkeit an das königliche Haus geknüpft, war Konrad Wallrode eine jener ritterlichen Gestalten, wie sie uns die Bekämpfung der Revolution so häufig zeigt.

Allerdings mußte er den aktiven Dienst verlassen. Seine Pflichten als Grundbesitzer riefen ihn dringend zu seinem Erbe, jedoch blieb er als Landwehr-Offizier verbunden, bei jedem Aufgebot die Waffen zu ergreifen.

So kam er nach Bollgarben. Sein erster Weg, als er das Haus betreten, das sein, des armen Lieutenants Besitzthum, sein eigener Herd geworden, führte ihn nach dem Kirchhofe, an das Grab dessen, den er nie gekannt und der wie mit einem Zauberstabe sein ganzes Leben umgewandelt hatte.

Es war später Herbst und das Laub der alten Kastanien rauschte unter seinen Füßen, als er das niedere Kirchlein umschritt, um zu der Familiengruft seiner Vorfahren zu gelangen.

Ein hübsches uraltes Gitter von Schmiedeeisen umgab den Platz, auf dem sich ein Obelisk von grauem Sandstein befand, den man vor langen Jahren weit aus den schlesischen Bergen hierher geschafft hatte. Georginen, Astern und die so oft bis in das Spätjahr dauernden Stiefmütterchen blühten hier, vor den rauhen Winden geschützt, noch in üppigster Fülle. Ein junges Mädchen legte Hyazinthenzwiebeln in ein frisch gegrabenes kleines Beetchen am Fuße des Obelisken, der den Namen aller Waldaus bis auf den letzten trug. Sie war in ihr Geschäft so vertieft, daß sie die Annäherung des Fremden nicht bemerkte, und so standen sie sich plötzlich gegenüber; sie, überrascht von der fremden Erscheinung eines jungen Offiziers, er, von der seltenen Schönheit und dem Liebreiz des jungen Landmädchens.

Konrad von Wallrode dankte die Erbschaft, die ihm so unverhofft zugefallen, zumeist seiner Mutter. Sie war eine Base des verstorbenen Besitzers und der Gegenstand von dessen erster und einziger Liebe gewesen. Der entschiedene Wille stolzer Eltern hatte den Jüngling an der Abschließung einer Ehe verhindert, die sein Herz wünschte, und mit einer gleich entschiedenen Willensfestigkeit verschloß er das Herz jeder neuen Liebe, lebte einsam und starb der letzte seines Stammes und Namens, sein Besitzthum dem Sohne derjenigen hinterlassend, die einst der Traum seiner Jugend gewesen.

Frau von Wallrode bezog als Matrone das Haus, in dem einst als glückliche und liebende Gattin zu wirken sie gehofft hatte.

Sie fand im Hause des Pfarrer May eine Gesellschaft, die sowohl ihrem Geiste als ihrem Herzen zusagte, und zwischen dem neuen Gutsherrn und den jungen Enkeln seines Pfarrers entwickelte sich im Laufe der Zeit eine innige und herzliche Liebe, deren Glück von keiner Seite ein Hinderniß entgegen zu stehen schien.

Die Zeitereignisse waren es, die Wermuthstropfen in die Süßigkeit dieser Verhältnisse warfen. Der schleswig-holsteinische Feldzug rief den Verlobten zu den Waffen. Das Brautpaar trennte sich, als schon der Hochzeitstag festgesetzt war, und seit der Schlacht von Flensburg hatte weder die angstvolle Mutter noch die weinende Braut Nachricht von dem Entfernten.

Dies waren in der Kürze die Verhältnisse des Hauses, in dem man mit Samariter-Freundlichkeit dem sterbenden Fremden Obdach gegeben. Dies waren die Lebensverhältnisse des Greises, der in vollem Vertrauen auf Gott ein so langes Leben durchschritten, gleiches Gottvertrauen, gleiche Kraft in dem Herzen seiner Nachkommen erweckend und pflegend.

Der kranke Jüngling, den Alle im Hause Ernst Sommer nannten, erholte sich, als erst das typhusartige Fieber verschwunden war, unter der sorgsamen Pflege, die ihm zu Theil ward, mehr und mehr. Als der Herbst sich näherte, konnte er für ganz gesund gelten.

Er war ein schöner Mensch, mit edlen, reinen Gesichtszügen, schlankem Wuchs und Augen, in denen das Feuer hoher Gedanken glänzte, aber eine tiefe Verzagtheit lag in seinem ganzen Wesen, ein Schmerz, der Alles, was er that und sprach, wie mit einem dunkeln Flor zu umziehen schien.

Diese Stimmung war in seiner besonderen Lage natürlich.

Die Familie des Pfarrers May fand das auch, aber sie suchte die Ursache an einer andern Stelle, als wo sie in der Brust ihres Gastes lag. Seine Verlassenheit, sein Geldmangel, die Furcht vor drohender Haft, vielleicht die Reue wegen vergangener Uebereilungen, schienen ihnen ausreichende Motive, während Fernheim an dies Alles, was nur seine Person betraf, kaum flüchtig dachte.

Ohne die Persönlichkeit oder die vorangegangenen Geschicke des Jünglings näher zu bezeichnen, genügt es anzuführen, daß er einer überspannten politischen Richtung angehörte.

Jede Revolution hat indeß ihre besondere Färbung. In diesem Volke und Zeitalter reißt der stolze Geist des Bürgerthums die Menge mit sich fort, in einem andern berauscht sie der Glaube, wieder zu andern Zeiten regen Haß und Rachsucht tausende von Herzen auf.

Anton Fernheim hatte einige Zeit seines Lebens Theologie studirt und in der Bibel die Bestätigung seiner Träume zu finden geglaubt. Die Geschichte der ersten Christengemeinden war das Evangelium des jungen Schwärmers.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Brandreth'sche Wahlpillen.) Bisher haben sich die industriellen Reklamen noch nicht bis zur Politik verstiegen; einem amerikanischen Arzt und Apotheker gebührt der Ruhm dieser Neuerung. Der famose Doktor Brandreth hat am Vorabend der Staatswahlen folgenden Aufruf an seine Mitbürger erlassen: „Wenn ihr wählt, ist es nothwendig, ja unerläßlich, gute Kandidaten zu wählen. Was braucht man dazu? Antwort: Einen freien Kopf, klare Ideen und ein nicht durch gallische Gase verdunkeltes Gehirn. Brandreths Universalpillen verschaffen euch diese Vortheile, indem sie gelind abführen und eine freisinnige Anwendung der Geisteskräfte sichern. Jeder Wähler nehme daher am Vorabend der Wahl mindestens 4 Pillen, und sein Wahlgeschäft wird dann ein ganz korrektes sein."

Berichtigung. In dem Gedichte „Der junge Komödiant" in der letzten Nummer haben sich einige sinnstörende Fehler eingeschlichen, die man zu verbessern bittet: statt „Schwätzer" in der 7. Z. v. o. lese man: „Schwärzer"; in der 32. Z. wolle das Wort „Er" und in der letzten Z. das Wort „ja" gestrichen werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Samstag, 25. Januar 1868.

Eva,

die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

„Sie können mich also im Voraus vollkommen rüber beruhigen, Vater, daß ich nicht finden rde, was ich suchen soll?“ sprach der Kapitän. Denken Sie sich, wie entsetzlich mir eine solche ntdeckung sein müßte!“

„Das Schicksal eines jeden Menschen ist schon ngst in den Büchern des Herrn verzeichnet.“

„Mein Vater, spannen Sie mich durch Ihre unwissen Antworten nicht auf die Folter. Wenn hre Gefühle und Ansichten nicht mit den Gesetzen :s Staates übereinstimmen, in dem Sie leben, nd wenn Sie, gewiß aus dem edelsten Herzensntriebe, seine Vorschriften übertreten haben, so behwöre ich Sie jetzt bei Ihrer eigenen Person und ei dem Glücke der Ihrigen, solche Maßregeln zu reffen, daß die grausamste Schicksalsfügung mich icht nöthige, als Ankläger gegen Sie aufzutreten. Ich lasse Ihnen, was ich kaum mit meiner Instruktion vereinigen kann, 'eine Stunde Zeit; benutzen Sie dieselbe, wie Sie wollen.“

„Frühstücken wir,“ sagte der Quäker, ohne eine direkte Antwort zu ertheilen, als die beiden Mädchen die Erzeugnisse ihrer Küche auftrugen. „Lassen wir unsern Streit, Bruder, und freuen uns des Zusammenseins, das der Himmel uns bescheert hat.“

James Crotton sprach diese Worte, indem er sich vom Platze am Fenster erhob und dem Kapitän winkte, ihm an den Tisch zu folgen, so unbefangen und heiter aus, daß Warbeck schnell wieder zu zweifeln anfing, sein Verdacht könne irgendwie begründet sein; er war überzeugt, nur der Eigensinn des alten Herrn auf seine Prinzipien habe ihn so weit fortgerissen. Würde ihm überdies nicht auch Jenny, die ihn jetzt in so strahlender Glückseligkeit anlächelte, einen Wink gegeben haben?

Die Unterhaltung war bei Tische lebhaft und stellenweise mit Heiterkeit gewürzt; nur Eva blieb auffallend still; dies konnte aber auch für taktvolle Bescheidenheit gelten, da der Vater und die ältere Schwester jedenfalls größere Rechte auf den Bräutigam besaßen als sie. Der Kapitän erzählte hauptsächlich von seinen Kriegsabenteuern; der Quäker schüttelte ernst das Haupt, Jenny schauderte leise und drückte die Hand ihres Verlobten krampfhaft; Eva vernahm Alles nur mit halbem Ohr.

James Crotton, der bisher nicht das mindeste Zeichen von Erregung oder Unruhe gegeben hatte, benutzte den Moment, in dem das Brautpaar sich auch ein paar heimliche Dinge zu sagen hatte. Sich blitzschnell zu Eva's Ohr biegend, flüsterte er ihr zu: „Unser Gast ist in Gefahr; er darf nicht in seinem Zimmer bleiben.“

Das junge Mädchen wäre vor Schreck beinahe vom Stuhle gesunken; sie rang nach Athem und kein Tropfen Blut war mehr in ihren Wangen zu sehen. Der Vater hatte sich wieder kalt gegen die Lehne seines Sessels zurückgelegt und warf ihr einen ernstmahnenden und gleichzeitig ermunternden Blick zu. Sie begriff, daß er sie ausersehen habe, das Werkzeug zu des Verwundeten, vielleicht der ganzen Familie Rettung zu werden.

Kurz zuvor würde sich Eva einem solchen Auftrage noch nicht gewachsen gefühlt haben, jetzt aber hatte sie ja schon dem Lieutenant Steinbach selbst ihr Versprechen verpfändet, ihn retten zu wollen. Sie hatte noch keinen Plan entworfen; aber sie wußte, daß sie und zwar sehr schnell handeln müsse.

Wieder Herrin ihrer körperlichen und geistigen Kräfte geworden, erhob sie sich bald darauf unter irgend einem wirthschaftlichen Vorwande vom Tische und verließ das Zimmer. Von woher die Gefahr drohe, errieth sie wohl leicht; aber wie sie abwenden?

Als die natürlichste Stütze ihrer schwankenden Entschlüsse erschien ihr in diesem Augenblicke der

Rath des Lieutenants selbst. — Abermals flog sie die Treppe zu ihm hinauf. Im Fluge erzählte sie ihm, was geschehen sei und welche heimliche Warnung ihr der Vater bei Tische habe zukommen lassen.

„Verstecken Sie mich in einem der Wirthschaftsgebäude," meinte der Lieutenant, dessen eigenthümlich leuchtende Augen beinahe mehr Interesse an seiner schönen Retterin, als an der Rettung selbst auszudrücken schienen; — „trotz meiner Schwäche werde ich es dort doch einige Stunden aushalten können, bis die Illinois-Jäger sich wieder auf den Weg gemacht haben."

„Unmöglich, Du kannst keinen Fuß aus dem Hause setzen, — denn die Reiter umschwärmen es ja von allen Seiten."

„Und gibt es gar keinen Raum in diesem Gebäude hier, der sich verheimlichen ließe?"

„Daß ich nicht wüßte!"

Es trat eine Pause angestrengten Nachsinnens ein. Der Lieutenant sah sehr entmuthigt aus, Eva hatte die Stirne in die zarte Hand gestützt und ihr Busen hob sich in stürmischen Wallungen. Sie fühlte, daß nicht lange Zeit zum Besinnen sei.

Auf einmal fuhr sie rasch empor, als ob sie sprechen wollte; aber ihre Lippen schlossen sich wieder und eine Purpurröthe ergoß sich über ihr Antlitz.

„Ich wüßte ein Mittel," stammelte Eva sehr befangen, — „aber —"

„Nun, meine Miß Eva? Ich fürchte, die Zeit drängt uns?"

„Du wirst uns, meine Schwester und mich, nie verkennen?"

„Ich?" fragte der Lieutenant verwundert. „Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht."

„Ich habe noch nicht einmal Jenny's Erlaubniß," sprach das junge Mädchen halblaut vor sich hin. „Aber sie ist gut wie ein Engel — sie wird mir nicht zürnen, — es blieb ja mir nichts Anderes übrig!

„Gib mir Deinen Arm," sagte sie dann laut und entschlossen zu dem Offizier — „ich werde Dich in Sicherheit bringen."

„Wohin, Miß Eva?"

„Du wirst es sogleich sehen."

„Gut, ich füge mich."

Der Lieutenant nahm gehorsam ihren Arm, auf dem der seinige unwillkürlich zitterte — gewiß nicht aus Furcht. Eva öffnete die Thüre und führte ihn quer über den Boden zu dem gegenüber liegenden Stübchen.

„Wer pflegt hier zu wohnen?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Er hätte nicht zu fragen brauchen; denn das Carmin auf Evchens Wangen, sowie die Einrichtung, die er vor Augen hatte, als er eintrat, ertheilten ihm die Antwort deutlich genug.

Das kleine Gemach, das ganz dieselbe viereckige Form und die Fenster besaß wie seine Stube, war sehr niedlich eingerichtet und in der ungemeinsten Sauberkeit gehalten. Die Wände waren tapezirt, der Fußboden mit einfachen Teppichen bedeckt und die Fenster mit schneeweißen gehäkelten Gardinen besteckt, auf ihren Brettern stand eine reiche Auswahl der schönsten Topfblumen. An den beiden Wänden zur Rechten und Linken sah man je ein Himmelbett mit weißen Vorhängen und einen kleinen Waschtisch. Das übrige Meublement machten ein Kleiderschrank, eine alterthümliche Kommode unter dem Spiegel im Barockrahmen zwischen den Fenstern, ein paar Stühle und ein paar alte werthvolle Kupferstiche aus.

Der Lieutenant täuschte sich nicht, wenn er sich in dem jungfräulichen Heiligthum der beiden Töchter vom Hause zu befinden glaubte. Dieses Opfer, das ihm Eva brachte, rührte ihn tief; denn er vermochte sich den Kampf, den sie mit ihrer Mädchenwürde bestanden hatte, recht gut vorzustellen, und vergaß nicht, daß im Falle einer Entdeckung das Schamgefühl beider Mädchen sehr tief verletzt werden mußte.

„Hier wird man nicht einzudringen wagen, hier wirst Du sicher sein!" meinte Eva, immer noch verschämt und über ihren glücklichen Gedanken triumphirend.

Der Lieutenant wollte ihr diesen zuversichtlichen Glauben nicht rauben, obgleich er nicht allzu fest an die zarte Berücksichtigung eines weiblichen Schlafgemaches von Seiten der rohesten Soldaten glaubte; in diesem Falle übrigens war eine Möglichkeit vorhanden, daß Kapitän Warbeck der Galanterie den Vorzug vor dem Dienste lassen werde.

„Setze Dich hierher," forderte Eva ihn auf, indem sie geschäftig ein paar Kopfkissen vor die Lehne eines Stuhles stopfte und ihm eine weiche Fußbank zurechtschob — „und dann rühre Dich sowohl um Deinet- als um unseretwillen so wenig als möglich, besonders, wenn Du Stimmen vor dieser Thüre hören solltest. Ich werde den Schlüssel von außen abziehen und ihn Jenny übergeben; sie wird ihn nicht von sich lassen, sie ist viel muthiger als ich."

Das junge Mädchen wollte sich wieder entfernen; aber der Verwundete, der den von ihr bezeichneten Platz eingenommen hatte, rief sie noch einmal zurück.

„Miß Eva," sagte er sanft, ihre Hand in die seinige nehmend, „Sie sind so sehr gütig gegen einen

n fast noch unbekannten Menschen; wissen Sie auch, ob ich das Alles verdiene?"
…a sah ihm unwillkürlich in die Augen; dann …ste ernst: „Ja, ich glaube es wohl."
„Dank, tausend Dank dafür!" rief der junge …an erfreut; aber sogleich wieder den Ton des …stunks annehmend, fuhr er fort:
„Wenn ich meinem Loose nun doch nicht entgehen …te, wenn man mich von hier fortschleppte, — …ß Eva, dürfte ich für den Fall wohl noch eine …t tief aus dem Herzen kommende Bitte an Sie …ten?"
…Eva hatte die Augen verlegen zu Boden ge…agen; die Stimme des Lieutenants durchdrang sie ganz eigenthümlich.
„Sprich nur!" sagte sie kaum hörbar.
„Werden Sie dann auch zuweilen an mich zurück…ken, Miß Eva?"
„Gewiß, gewiß!" seufzte sie leise; aber plötzlich …h wieder aufraffend, warf sie dem Lieutenant noch …en Blick zu, in dem er sich den Himmel öffnen …sehen glaubte, und verschwand dann schnell aus …m Zimmer, dessen Thüre sie hinter sich verriegelte.
Der Lieutenant machte ein Gesicht, als habe er …ust, in der Stube umherzutanzen; aber der ihm …ewordenen Warnung eingedenk, unterließ er es wohl…weislich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nachtstück, nach der Natur gezeichnet.

Der „Bürger- und Bauernfreund" schreibt unter dieser Ueberschrift:

Am Ende eines Dorfes in Ostpreußen steht ein kleines niedriges, einsames Haus aus Holz, wie es die Losleute fast immer bewohnen, wie überhaupt die meisten Bauernhäuser wenig anders gebaut sind. Vier Zimmer mit einem kleinen Fenster und je einer fast dunkeln Kammer daran, in der Mitte des Hauses der weite Schornstein mit Durchgang, zwei kleine Hausfluren, mit Leitern nach dem Boden, das ist der ganze Grundriß des Hauses, mit getrennten Wohnungen für vier und mehr Familien; denn selten bewohnt eine ein Zimmer mit Kammer allein. Nur besonders Glückliche können die Miethe von 7 — 10 Thalern für eine solche Wohnung allein erschwingen.

Der Stackelzaun vor dem Häuschen, der im Sommer das winzig kleine Gärtchen schützte, ist längst verbraunt. Wir arbeiten uns durch den hohen losen Schnee.

Die eingeklinkte Hausthür öffnet sich schwer, da eingestürmte Schneemassen ein Hinderniß bieten. Leise treten wir in die Stube rechts, die eine bis zum Herbste gutgestellte Losmannsfamilie allein bewohnt. Ein Schneestreifen hat noch durch die Ritzen der Stubenthür den Weg gefunden und zeichnet auf den Lehmestrich einen weißen Strich. Die geweiß'ten Wände sind mit Eiskrystallen bedeckt, das Fenster so dicht befroren, daß im Zimmerchen nur ein Halbdunkel herrscht. Der Kamin zum Kochen an der Wand am Schornstein hatte keine Thüren mehr, sie sind verbrannt. Lange nicht benutzt, ist er voll Stroh gestopft, um dem Winde und dem Schnee den Eingang zu wehren.

Am Tische rechts in der Ecke sitzt ein junges, eingehülltes Weib, gedankenlos, mit den Händen einen Zipfel ihres Tuches über ein kleines Mädchen deckend, welches die Füßchen auf die Klumpen gestellt, sich in ihren Schooß geworfen. Auf der Ofenbank, am eiskalten Ofen, liegt ein schlafender Knabe, mit einem zerrissenen Sacke bedeckt. Von dem dürftigen Bette links in der Ecke, welches die ganze Familie aufnehmen muß, wollen wir schweigen. Es ist nicht in Ordnung gebracht. Wahrscheinlich hat das kleine Mädchen, die Wärme in demselben suchend, es nur eben verlassen, um von der Mutter Brod zu verlangen. Unter dem Bette gähnt schwarz ein viereckiges tiefes Loch; zur Aufnahme von Kartoffeln bestimmt, blieb es dieses Jahr leer, und der Holzdeckel desselben ist längst verbrannt. Die kleine Blechlampe auf dem Ofen ist bestäubt und befroren, da lange schon kein Oel da war, die Abende zu erhellen.

Eine peinliche Stille herrscht in dem Zimmer, nur von dem leisen Weinen des kleinen Mädchens unterbrochen, von dem Knistern der Scheiben, die der Frost sprengt.

Unter schweren, langsamen Schritten hört man draußen den Schnee knarren. Die Frau lauscht.

„Maricke, weine nicht, der Vater kommt; er bringt Geld und Brod, er war ja schon acht Tage auf Arbeit aus."

Der Vater tritt ein, eine große, kräftige, aber von Elend und Ermüdung gebeugte Gestalt. Die Klumpen, ja die über die Beinkleider gezogenen wollenen Socken voll Schnee, den langen Stock mit der Eisenspitze in der Hand, den Reise- oder jetzt besser Bettelsack auf dem Rücken, die Pelzmütze mit einem Tuche gegen den Sturm festgebunden.

Die Augen der Frau sind fragend auf ihn gerichtet.

Stumm nickte er mit dem Kopfe und legt eine Krähe und einige kleine Vögel auf den Tisch.

„Sie sind erfroren, koche sie."

„Womit? Ich habe kein Holz, an Salz nicht zu denken."

„Borge bei den Nachbarn."

„Hat keiner. Die Nachbarn auf der andern Seite sind seit Tagen fort betteln; der Nachbar nebenan erkrankte in der Stadt und starb im Lazareth."

„Es ist hier so kalt als draußen; holtest Du oder der Junge kein Sprock?"

„Der Schnee ist zu tief; wir kamen seit Tagen nicht mehr durch. Beim letzten Gange hat sich Karl, dort liegt er, die Füße abgefroren."

Eine traurige Pause trat ein, dann fragte die Frau:

„Vater, Du warst auf Arbeit an der Eisenbahn, bringst Du kein Geld mit?"

„Man schickte mich von der Stadt auf die nächste Station; ein schwerer Marsch mit hungerigem Magen, und von da — nach Hause, da keine Karren da wären."

„Und gingst Du nicht zur Narpe-Entwässerung, Vater?"

„Da habe ich gearbeitet und erhielt 5 Sgr. den Tag. Davon wurde ich allein bei den theuern Preisen nicht satt, viel weniger war für Euch wegzulegen. Da ging ich fort und bettelte mich nach Hause."

„Vater, wir — mußten es auch, um nicht zu verhungern; jetzt ist der Schnee zu tief, wir zu schwach. Seit zwei Tagen kommen wir nicht mehr fort. Jetzt hungern wir. Suchtest Du aber nicht bei den Bauern zu dreschen? Die hätten Dir doch das Essen und für uns 1 Sgr. 4 Pfg. gegeben?"

„Habe versucht, Mutter, aber es hat beinahe Keiner mehr zu dreschen, die Scheunen sind leer."

„Vater, der Exekutor war hier, wegen rückständiger Klassensteuer. Er fand Nichts zu nehmen. Vater, was thun wir? Ich hörte einmal von 600,000 Thalern Unterstützungsgeldern, die bei der Regierung liegen sollen."

„Mutter, ich hörte auch, aber jetzt ist's still davon. Wenn's das Wetter erlaubt, gehen wir Alle betteln. Die Kraft ist erschöpft: arbeiten kann ich auch nicht mehr, wenn's selbst Arbeit gäbe."

„Vater, ehe es dahin kommen muß, — warst Du bei dem benachbarten großen Grundbesitzer nach Arbeit?"

„Ach Gott, ja, aber er hat ja keine; kaum Getreide genug, um seinen eigenen Leuten Deputat geben zu können. Da bekam ich das Brod — er nimmt es aus dem Bettelsack — es ist gefroren, aber eßt; ich aß dort warme Suppe, ich halte schon eine Weile aus. — Der Bettelstab ist eine schwere Arbeit. — Und nur auf den Gütern gibt's noch Essen und Brod. Die Bauern haben selbst Nichts; sie haben die Höfe geschlossen, um nicht die Nothleidenden mit Worten abweisen zu müssen."

Die Familie versank in düsteres Schweigen, in Gedanken an den Bettelstab.

* * *

Ein trauriges Bild aus dem Leben! Nicht ein bestimmtes Bild, aber 30,000 bis 40,000 solcher oder ähnlicher Scenen spielen jetzt leider ungefähr täglich im Regierungsbezirk Gumbinnen allein! Helft!!

Die Kochkunst.

Mädchen ihr und liebe Frauen,
Wollet meinem Wort vertrauen,
Und es achten nicht für Dunst:
Da sein Recht auch hat der Magen,
Soll man es ihm nicht versagen, —
Kochen auch ist eine Kunst!

Zwar der Mensch hat eine Seele, —
Doch er hat auch eine Kehle,
Und darin, ich sag's mit Gunst,
Eine Zunge! — Wollt's ermessen,
Und mein Sprichlein nicht vergessen:
Kochen auch ist eine Kunst!

Räthsel.

Mancher hat sie schon besungen,
Meiner beiden Ersten Ganzes;
Ist er gar von Lieb' durchdrungen,
Oder in den Reih'n des Tanzes,
Hält er sie für höh're Geister;
Doch er bleibt ihr Herr und Meister!

Meine Dritte oft zu spenden,
Rath' ich Keinem; doch vor allen
Möchte sie an Recensenten
Manchem Autor wohl gefallen;
Wollte man sie selbst sich geben,
Wär's ein eiteles Bestreben.

Einst ein Dichter war das Ganze,
Der den Ersten stets das Dritte
Spendete im Dichterkranze:
Schönstes Bild der deutschen Sitte!
Sein Leben war wie sein Gedicht,
Das nur von süßer Minne spricht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Dienstag, 28. Januar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Indessen kehrte Eva gerade in die Wohnstube zurück, als man sich von der Tafel erhob. Jenny ging, den Kaffee zu besorgen und der Kapitän zog den Quäker wieder an's Fenster, um sich wegen der Hausvisitation, die er jetzt vorzunehmen gedachte, nochmals bei ihm zu entschuldigen. Er erzählte, daß alle Gehöfte der Umgegend derselben Maßregel unterworfen seien. James Crotton hatte bereits, als man gerade die Stühle vom Tische abrückte, seiner jüngsten Tochter einen fragenden Blick zugeworfen; in Worten übersetzt, hieß er: „Ist Alles in Ordnung?" — und Eva hatte darauf geantwortet: „Er ist in Sicherheit." Deßhalb forderte er jetzt auch den Kapitän auf, das unangenehme Geschäft so bald wie möglich zu erledigen.

„Weißt Du auch, Jenny, daß Dein Verlobter unser Haus durchsuchen lassen wird?" fragte Eva ihre Schwester in der Küche.

„Was sagst Du da? weßhalb?"

„Aller Vermuthung zufolge, weil er einen verwundeten feindlichen Offizier sucht."

„Du erschreckst mich ja bis zum Tode!" rief Jenny erbleichend.

„Beruhige Dich. Der Vater warnte mich bei Tische. — Du warst zu tief in das Gespräch mit dem Kapitän versunken, um es zu bemerken. Ich habe unsern Pflegebefohlenen in Sicherheit gebracht; — Warbeck wird ihn nicht finden!"

„Du?" fragte Jenny verwundert; „und wohin hast Du ihn gebracht?"

Evchen wurde wieder sehr roth, zog den Schlüssel zu dem Dachstübchen aus dem Busen und reichte ihn stumm ihrer Schwester.

„Unser Schlüssel? Was soll das heißen, Kind?"

„Wir werden unser Zimmer doch nicht offen stehen lassen, wenn der Kapitän und seine Soldaten sich daran machen, das Haus zu visitiren."

„Alfred wird das nie thun, ich versichere es Dir," entgegnete Jenny.

„Er hat vielleicht seine gemessenen Befehle; er wird sich keine Blöße vor seinen Leuten geben können."

„Du kannst Recht haben, Eva," seufzte die Schwester nachdenklich.

„Und — und der Lieutenant ist in unserer Stube eingeschlossen."

Eva hatte die letzten Worte nur mit großer Mühe hervorgebracht; jetzt traten ihr die klaren Thränen wieder in die Augen und sie blickte ihre Schwester ängstlich, beinahe flehend an.

„Wer?" rief die streng erzogene Quäkerstochter entsetzt aus. „Ein Mann in unserer Stube? O, Eva, was hast Du gethan? — Ich bin verloren, wenn Alfred einen Verdacht fassen sollte."

„Er wird es nicht, Jenny. — Niemand wird den Lieutenant finden. Mein Gott, wohin sollte ich ihn denn schaffen? Hat er mir denn nicht selbst befohlen, ihn zu retten? Oder sollte ich ihn kalten Herzens den Feinden ausliefern, die ihm eine Revolverkugel durch den Kopf jagen?"

Es dauerte eine geraume Weile, bis sich die beiden Mädchen beruhigten.

„O, heute wollte ich, Alfred wäre erst wieder fort," seufzte Jenny leise.

„Ich auch," wiederholte ihre Schwester in demselben Tone.

Die Haussuchung schien jetzt beginnen zu sollen; man vernahm Säbel- und Sporengeklirr auf dem Hausflur. Als sich die beiden jungen Damen, die sehr natürlich erschrocken erschienen, sehen ließen, kam ihnen der Kapitän sogleich lächelnd entgegen und suchte die Ausführung des ihm gewordenen Befehles in das Scherzhafte zu ziehen. Bei den beiden Damen fand dies indessen ebenso wenig Anklang

wie bei James Crotton selbst; der Kapitän war auf sich selbst verdrießlich.

Er hatte ein paar Unteroffiziere und Soldaten in das Haus gerufen, damit sie seiner Visitation gewissermaßen als Zeugen dienen könnten. Crotton's Farm war die letzte, die das Detachement abzusuchen hatte, und da die Erwartungen der Reiter auf einen guten Fang bisher getäuscht worden waren, so läßt sich leicht denken, daß sie hier Spürnasen zu entwickeln gedachten.

„Es ist nur eine Form, eine bloße Form," flüsterte der Kapitän ein über das andere Mal begütigend seinem künftigen Schwiegervater zu, der ihn in allen Räumlichkeiten des Gehöftes umherführte.

Die Scheunen, Ställe und Gesindewohnungen waren vergebens durchsucht worden und man kam jetzt auch an das Wohnhaus.

Der Quäker änderte keine Miene und dem Kapitän sah man deutlich an, daß er Nichts sehnlicher wünsche, als seine Befehle erst vollzogen zu haben.

Der untere Raum des Hauses war bald in Augenschein genommen worden, ohne daß man das mindeste Verdächtige entdeckt hätte. Schon längst hatte James Crotton für alle möglichen Fälle die Vorsicht getroffen, alle Waffen, Uniform- und Reitstücke des Lieutenants von den Rangers sorgsam zusammenzupacken und an einem sehr sichern Orte verwahren zu lassen.

Man stieg die Treppe zum Boden hinauf. In dem Giebelstübchen, das der Lieutenant v. Steinbach bewohnt hatte, würde auch das schärfste Auge keine Spur davon bemerkt haben, daß hier noch eine Stunde zuvor ein Krankenzimmer gewesen sei. Mit bewunderungswürdiger Uebersicht und Geschwindigkeit hatte Eva Alles wieder in die alte Ordnung gebracht.

James Crotton erklärte die Stube für ein Fremdenzimmer und nachdem man sich überzeugt hatte, daß Niemand darin versteckt sei, ging man weiter.

„Das ist das letzte Zimmer meines Hauses, das meiner Töchter," meinte der Quäker, indem er nachlässig auf die gegenüber liegende Thüre deutete. „Müßt Ihr es Euch auch öffnen lassen?"

Der Kapitän gerieth in keine geringe Verlegenheit; er fand es unpassend und ungalant, das Zimmer junger, ihm obenein so bekannter Damen profanen Blicken preiszugeben, er sah aber auch den Mienen seiner bärtigen und durch ihr vergebliches Suchen sehr übelgelaunten Begleiter an, daß sie es als ein Recht beanspruchten, auch den letzten Winkel des Hauses auszukehren. Die Disziplin in den nordamerikanischen Regimentern, besonders in den Freiwilligen-Regimentern, zu welcher Art von Korps auch die Illinois-Jäger gehörten, war eine ziemlich lockere, den Offizieren war daher nur zu rathen, sich streng an die Gesetze und Befehle zu halten, um nicht selbst Veranlassung zu Widersetzlichkeiten zu geben.

„Ich meine, Sir," begann, die Unentschlossenheit des Kapitäns bemerkend, ein echter Yankee mit einem wahren Galgengesichte, — „ich meine, daß man einen Flüchtigen ebenso gut in einem Damenzimmer als anderswohin verstecken kann."

Seine Kameraden begrüßten diesen schwachen Witz mit beistimmendem Lachen.

„Wenn Miß Crotton sich nicht geniren sollte, meinen Leuten einen Augenblick diese Thüre zu öffnen, damit sie, ohne die Schwelle zu überschreiten, einen Blick hineinwerfen könnten," wandte sich der Kapitän etwas unsicher an den Quäker, „so würden wir unsern Auftrag mit dem besten Gewissen als erledigt betrachten."

„Du und Deine Leute haben heute hier zu befehlen," erwiederte James Crotton etwas düster. „Ich werde Jenny heraufrufen."

Der Quäker wußte in der That noch nicht, daß der Lieutenant in dem Zimmer seiner Töchter eingeschlossen sei; er verließ sich ganz auf die stumme Benachrichtigung Eva's, daß er hier nicht zu finden sein werde. Er rief seine Tochter Jenny.

Anstatt ihrer erschienen gleich darauf beide Mädchen; sie mußten sich wohl der gegenseitigen Unterstützung benöthigt fühlen. Der Kapitän wiederholte ihnen seine Bitte und machte Jenny darauf aufmerksam, daß er, falls sie ihre Stube zu öffnen weigerte, leicht Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei.

Das junge Mädchen wurde sehr blaß, aber eine würdevolle Miene annehmend, sagte sie nach einer kurzen Ueberlegung mit so lauter Stimme, daß sie jeder Anwesende verstehen konnte: „Kapitän Warbeck, ich bin überzeugt, daß Du als Offizier und Kavalier nicht ein so unbilliges Verlangen an zwei junge Mädchen, deren Ruf über allen Verdacht erhaben ist, richten würdest, wenn diese Leute es nicht gewünscht hätten, aber auch sie sind zu brave Soldaten und zu gebildete Männer, um sich daran zu ergötzen, daß uns das Schamroth in die Wangen und die Thränen des beleidigten Ehrgefühls in die Augen getrieben würden."

Der Kapitän war über die strenge Zurechtweisung seiner Braut so bestürzt — vielleicht bewegten ihn auch noch andere Gedanken — daß sich sein Gesicht tief verfinstert hatte. Ehe er aber noch eine Antwort finden konnte, mischte sich wieder der freche Yankee-Reiter in das Gespräch und sagte halb spöttisch:

„Die Miß spricht recht schön und gelehrt, aber sie vergißt, daß wir im Kriege sind."

„Still!" donnerte der Kapitän zornig dem Soldaten zu und sich dann zu Jenny wendend, sagte er in unverkennbar empfindlichem Tone:

„Möge sich Miß Crotton erinnern, daß es nie in meiner Absicht gelegen hat, ihr in einer so delikaten Angelegenheit einen Zwang aufzuerlegen; ich hatte nur eine Bitte an sie gerichtet. Uebrigens fühle ich mich als der verlobte Bräutigam Miß Crotton's verpflichtet, mit meinem Ehrenworte dafür zu bürgen, daß kein Mann sich augenblicklich in dieser Stube aufhalten kann."

Jenny hatte sich kaum noch auf den Füßen erhalten können; das vorwurfsvoll auf ihr ruhende Auge ihres tief gekränkten Verlobten that ihr unbeschreiblich weh, und als er seine letzten Worte aussprach, sank sie mit einem leisen Aufschrei ohnmächtig in Eva's Arme.

„Ich meine, Kameraden," rief der Yankee dazwischen, „daß wir immer noch nicht behaupten können, der Konföderist sitze nicht in diesem Giebelstübchen."

Unter den zur Stelle befindlichen Reitern ließ sich ein dumpfes Murren hören.

„An die Pferde!" rief der Kapitän, dessen Gesicht beinahe erdfahl geworden war, mit dem Revolverkolben in seinem Gürtel spielend, während seine Augen ein paar versengende Blitze um sich schossen. „Wir haben hier nichts mehr zu thun!"

Die Reiter stiegen etwas zögernd die Treppe hinunter. James Crotton und seine jüngere Tochter schafften Jenny die Treppe hinunter in das Wohnzimmer; der Kapitän folgte, jedoch ohne Hand anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Fernheim warf sich auf die Rechtswissenschaft und glaubte bald in der Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen den Grund alles Rechtes zu finden, wie sie der Grund seiner irrigen Theorie war.

Er war während der politischen Bewegungen, schwer verwundet, in preußische Gefangenschaft gerathen, aus der es ihm, begünstigt durch eine Reihe von Zufällen, gelungen war, zu entfliehen.

Er hatte die Absicht gehabt, nach England zu gehen. In Königsberg durfte er hoffen, durch Vermittlung einiger Freunde die nöthigen Geldmittel zu erhalten. Bald mit Bauernwagen fahrend, bald zu Fuße wandernd, hatte er, einem Wanderbuch folgend, das man ihm als Schutzmittel gegen die Nachforschungen der Polizei gegeben, sich durch Schlesien und einen Theil Polens nach Ostpreußen gebettelt, bis ein typhöses Fieber und das Aufbrechen seiner Stirnwunde ihn unter jener Eiche im Angesicht des nathangischen Dörfchens Vollgarben niederwarf.

Fernheim war nicht undankbar für die vielfachen Wohlthaten, die ihm erzeigt wurden. Er war auch nicht unempfindlich gegen die Anmuth und den Liebreiz der beiden jungen Mädchen, die in Freundlichkeit und Wohlwollen gegen ihn zu wetteifern schienen.

Ein Mensch von anderer Gefühlslage als er, würde wahrscheinlich in Verhältnissen wie die seinen, sehr bald eine Leidenschaft für die eine oder die andere der wohlthätigen Genien gefaßt haben, die sein Krankenlager bewachten.

Nicht so Fernheim. In seinen Augen waren Liebe und häusliches Glück sehr untergeordnete Dinge, jämmerliche Surrogate für das was er der Welt nöthig glaubte, bloße Dichterträume oder bloße materielle Genüsse.

Er hatte ein Ideal der Liebe in seiner Brust, aber das Weib, das diese glühende Phantasie erfüllt hatte, besaß die Eigenschaften der Cornelia.

Schon die Stellung des weiblichen Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft schien in den Augen des jungen Schwärmers jedes Weib zu erniedrigen. Die beiden Enkelinnen des Pastor May, spinnend, nähend, an der Plätte beschäftigt, für die Hausthiere, für die Küche sorgend, waren in seinen Augen hübsche, gutartige, gewöhnliche Mädchen.

Fernheim hielt sich aber von den gewöhnlichen Mädchen so verschieden, daß er es eben so gut für möglich gehalten hätte, sich in ein Reh oder in eine Nelke, als in ein solches zu verlieben.

Der Herbst war angenehm, aber die weiten, flachen, abgeernteten Felder haben in jener Gegend stets den Charakter der Oede, mindestens der Einförmigkeit. Nur die Wälder mit ihrem sich bunt färbenden Laube bringen Abwechselung in dieselbe. Der Pfarrgarten dagegen prangte in der Pracht der Herbstblumen und mit dem reichsten Segen des Obstes.

Die Stellung, die der junge Mann als reisender Handwerksbursche im Leben einnehmen sollte, schloß ihn vom engeren Zusammenleben mit der Familie des Geistlichen nach seiner Genesung aus.

Die Klugheit gebot, diese Stellung überall fest zu halten. Der Pastor zog ihn nicht an seinen Familientisch, rief ihn in den länger werdenden Abenden nicht in das Wohnzimmer.

Dem Gaste war ein freies Zimmerchen eingeräumt worden, in dem er Schreibzeug, Bücher und

alles vorfand, was zu seiner Bequemlichkeit und Zerstreuung dienen konnte; und viele Stunden streifte er im Walde und im Garten umher.

In der Natur herrschte jene Stille und Milde, die nur dem Herbste eigen ist. Leichte Sommerfädchen zogen durch die Luft und hingen sich an Zweige und Blätter. Zwischen den Bäumen hindurch sah man des Schäfers weidende Heerde im Walde, und Gottfried stand, an einen Eichstamm gelehnt, in seinem blauen Mantel und strickte.

Fernheim saß, das Herz voll düstrer, verzweifelnder Gedanken auf der Bank.

„Und nun? Was nun?“ fragte er sich selbst. „Was beginne ich, ein Flüchtling, genährt von der Barmherzigkeit.“

Er stützte den Kopf in die bleiche Hand und ließ die düstern Bilder, die seine Seele erfüllten, vorüberziehen.

Seine Lebensphilosophie hielt den Selbstmord für ein Recht des Leidenden, aber an sich selbst dachte er weniger, als an seine zerstreuten verbannten Kampfgenossen.

Da erklang in seiner Nähe eine tiefe volle Männerstimme, in langen, getragenen Tönen. Deutlich konnte Fernheim die Textesworte eines alten Kirchenliedes vernehmen:

„Du hast viel von Gottes Hand
Schon im Leiblichen empfangen;
Blickst hinauf ins Vaterland,
Wo der Sterne Heere prangen.
Deiner Augen heller Blick
Ist gewiß ein großes Glück.“

Es war Gottfried, der Schäfer, der singend seine Heerde heim trieb, und ziemlich nahe an Fernheim's Sitz vorübergehend, ihm ein freundlich: „Grüß' Gott, Geselle!“ zurief.

Zum erstenmale betrachtete Fernheim das Gesicht des Mannes.

Eines jener einfachen klaren Gesichter, wie man sie bisweilen bei den Bauern Ostpreußens findet.

Eine auffallend breite Stirn, dunkelblondes, schlichtes Haar, blaue, treublickende Augen, eine scharf geschnittene Nase und ein feiner, ungewöhnlich schöner Mund, dem selbst die tüchtigen und sehr weißen Zähne nichts Thierisches oder Sinnliches zu geben vermochten.

„Danke Euch, Schäfer!“ sagte der Fremde aufstehend und sich zu dem Menschen gesellend, der ihn durch ein gutes Wort aus trüben Träumen erweckt hatte.

„Wie gehts mit der Gesundheit, Geselle?“ fragte der Schäfer theilnehmend.

„Gut, ganz gut, Schäfer, Dank meinen wackeren Wirthsleuten und Euren Tropfen.“

„Und unserm Herrgott, Geselle! vor Allem dem.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nur ein Hund!) Die „Vorstadt-Ztg.“ läßt sich aus Mödling vom 4. ds. nachstehende Geschichte schreiben, welche, wenn wahr, wohl würdig ist, in die nächste Auflage von „Brehm's Thierleben“ aufgenommen zu werden: Im Dorfe N. lebte seit einiger Zeit ein junger, hübscher und in ziemlich guten Vermögensverhältnissen stehender Gutsbesitzer auf seiner eigenen Realität, der hier und in Wien in größter Achtung stand. Schon seit einiger Zeit bemerkte man Tiefsinnigkeit an ihm, so oft er aus Wien kam, und doch fuhr er am nächsten Tage nach seiner Ankunft von Wien wieder dorthin zurück. Niemand konnte in Erfahrung bringen, was die Ursache seiner Fahrten und seiner Traurigkeit war. Gestern früh fuhr Herr W. wieder nach Wien und kehrte Abends nach 11 Uhr mit seinem Viergespann nach Hause zurück. Hier angelangt, warf er dem Kutscher die Zügel und eine Fünfgulden-Note zu und sagte: „Die vier Pferde sind Dein Eigenthum, lebe wohl“ — pfiff seinem Hunde und ging in sein Zimmer. Der Kutscher, nichts Gutes ahnend, rief den andern Stallburschen und folgte eiligst seinem Herrn. Als er im Vorzimmer anlangte, hörte er einen Schuß fallen — er trat in das Zimmer seines Herrn. Dieser saß bleich und verwirrt, eine Pistole in der Hand haltend, auf dem Sessel und starrte eine in ganz kleine Theile zerschnittene Photographie an. Der Schuß hatte seinem Kopfe gegolten, allein in eben dem Momente, als Herr W. die Mündung der Pistole an die Stirne gesetzt und losgedrückt hatte, war der treue Hund an ihn herangesprungen, hatte die rechte Hand gefaßt — und der Schuß ging, statt in den Kopf des Unglücklichen, durch's Fenster ins Freie. Als der Diener eintrat, stand der Hund noch neben seinem Herrn und hielt die Hand mit der Pistole fest in seinem Munde, die er auch nicht losließ, bis der Diener diesem die Pistole aus der Hand genommen hatte. Dann sprang er freudig bellend im Zimmer auf und ab. Herr W. liegt nun schwer erkrankt darnieder.

Auflösung des Räthsels in № 10:
Frauenlob.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Donnerstag, 30. Januar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

6.

Der Abschied.

Während Jenny in der Wohnstube auf das Sopha niedergelegt worden und Eva bemüht war, ihre entflohenen Lebensgeister zurückzurufen, ging es auf dem Hofe geräuschvoll zu.

Die Jäger schnallten die gelüfteten Sattelgurte wieder fester, nahmen die Futterbeutel fort und kandarteten die Pferde auf. Auch der Kapitän hatte bereits sein Pferd bestiegen und ritt finsteren Blickes vor der Front hin und her; sein Aussehen war so drohend, daß keiner der Reiter ein Raisonnement wagte.

Der Kapitän fühlte, daß er an einem Scheidewege seines Lebens stehe; verließ er jetzt, seinem tiefen Unmuthe folgend, die Farm ohne Abschied, so war die Verlobung so gut wie gebrochen. — Der Kapitän hatte seiner Verlobten unbedenklich vertraut, er hatte sich geschmeichelt, daß sie kein Geheimniß, auf das er Anspruch machen dürfe, vor ihm bewahren könne. Jenny hatte keine Fürbitte eingelegt, sondern sich mit Waffen, denen er unterliegen mußte, ihm förmlich feindselig gegenüber gestellt, obenein ohne nach seiner Meinung die geringste Rücksicht auf die Gefahr zu nehmen, die er von der Indisziplin seiner rohen Soldaten riskirte.

Der sonderbare Eigensinn des Mädchens hatte den schon wieder verworfenen Verdacht, James Crotton beherberge wirklich einen der sogenannten Rebellen, in ihm fast zur Gewißheit gemacht. Er begriff, daß seine Leute ebenso denken mußten wie er, daß es ihm kaum möglich sein würde, sie, wenn sie den Gesuchten fänden, davon abzuhalten, daß sie die ganze Farm in Brand steckten und die Quäkerfamilie als Verräther behandelten. — Diese entsetzliche Gefahr zum Theil, dann auch die Heftigkeit, die in seinen Adern siedete, hatten ihn fortgerissen, eine Bürgschaft zu übernehmen, die er so wenig vertreten konnte.

Kam es ihm auch nicht in den Sinn, daß irgend welche sträflichen Beziehungen zwischen Jenny und dem heimlich Versteckten ihres Vaterhauses existiren könnten, so fühlte er sich doch von ihr zurückgesetzt.

Die Reiter standen zum Aufsitzen bereit; der Kapitän zögerte noch immer und blickte seitwärts nach den Fenstern der Wohnstube.

James Crotton trat jetzt an eins derselben; er blickte starr hinaus und schien dem Schwiegersohne auch nicht zuerst die Hand reichen zu wollen.

Der Kapitän ließ seinen Trupp aufsitzen, abschwenken und anreiten. Während die Reiter den Hof verließen, warf er sein Pferd kurz herum und sprengte an das Fenster, an dem der Quäker noch immer stand, zurück.

Mit einem wehmüthig ernsten Blicke streckte er ihm die Hand entgegen, der Quäker erwiederte stumm und ernst den Gruß.

„Wie befindet sich Jenny jetzt?“ fragte der Kapitän mit gepreßter Stimme.

„Sie ist noch besinnungslos, aber sie wird sich wieder erholen.“

„Meine Pflicht gestattet mir nicht, hier länger zu verweilen.“

„Ich sehe es.“

„Wer weiß, wann ich Sie wiedersehen werde!“

„Gott allein.“

„Möge er Sie auch stets schützen! — Leben Sie wohl, Vater!“

„Der Herr sei auf allen Deinen Wegen, mein guter Bruder.“

„Grüßen Sie Eva und sagen Sie Jenny — ja, sagen Sie ihr, sie hätte — sie hätte mich heute auf eine schwere Probe gestellt. Gott befohlen!“

Der Kapitän stieß seinem Schimmel die Sporen ein, daß er sich hoch aufbäumte, und hatte dann blitzschnell den Hof verlassen.

„Gerettet!" sagte der Quäker für sich — „aber um welchen Preis!"

Er strich sich mit der flachen Hand über die von Sorgen tiefgefurchte Stirne und kehrte zu seinen beiden Töchtern zurück.

Jenny war wieder zu sich gekommen, aber ein Weinkrampf schnürte ihre Brust zusammen.

„Alfred wird nie wiederkehren," jammerte sie — „so entsetzlich habe ich seine Augen noch nie gesehen; o, ich verstand nur zu gut ihre stumme Sprache! — Und ich Unsinnige habe diese Strafe verdient; habe ich ihn nicht belogen und betrogen, hat er nicht meinetwegen seine Mannesehre auf das Spiel gesetzt? — Gott im Himmel, wie konnte ich seiner so unwürdig werden?!"

Der Zustand der armen Jenny war so bedenklich, daß man sie zu Bett bringen und sehr sorgsam bewachen mußte. Dessenungeachtet fand Eva noch Zeit, zu dem Lieutenant v. Steinbach zu eilen, um ihm die Beruhigung, daß die Gefahr vorüber sei, zu bringen.

Der Lieutenant hatte allerdings ein paar sehr peinliche Stunden in seinem Verstecke zugebracht; er hatte sogar den größten Theil der auf dem Flure geführten Unterhaltung vernommen und war nun untröstlich darüber, durch seine Anwesenheit vielleicht ein folgenschweres Mißverständniß in die bisher so glückliche Familie gebracht zu haben.

„Ich selbst würde mich gemeldet und dem Kapitän Warbeck als Gefangener gestellt haben," versicherte er Evchen mit dem aufrichtigsten Blicke von der Welt — „hätte ich diesen Ausgang geahnt und die Versicherung der Damen Lügen strafen dürfen. Sie Alle in diesem Hause werden mir nicht verzeihen können."

„Fürchte das nicht, Freund — wir sind nicht ungerecht. Wir Alle, auch die arme Jenny, freuen uns herzlich Deiner Rettung."

Statt der Antwort küßte der Lieutenant wieder ihre Hand und zwar recht leidenschaftlich. Evchen erglühte wie eine Purpurrose.

„Laß das, laß, es ist genug," bat sie in reizender Verwirrung.

„Ach, Eva, hätten Sie mir doch lieber einen schnellen, gewaltsamen Soldatentod gegönnt, als mich jetzt qualvoll umkommen zu lassen wie das Insekt, das es unwiderstehlich zu der versengenden Flamme zieht!"

„Du sollst nicht gegen Deinen Gott freveln, indem Du vom Tode sprichst, nachdem er Dich in kurzer Zeit zweimal errettet hat, als Du verwundet in unser Haus gebracht wurdest und heute wieder."

„Wie oft habe ich nicht, ohne zu zittern, das Leben auf das Spiel gesetzt, Miß Eva, und jetzt ist mein Herz so angstvoll beklommen, daß es mir scheint, als könne es nie wieder gesund werden."

„Die Aufregung und Spannung, während Du hier gefangen saßest, tragen die Schuld daran."

„Nein, Miß, es ist etwas ganz Anderes."

„Nun?"

„Ihre herrlichen Augen; ich werde ohne den Blick dieser Augen nicht mehr leben können."

Das junge Mädchen sah nachdenklich vor sich hin; sie wagte nicht, zu ihm aufzublicken. Seit dem Abenteuer des Tages stand ihr der Lieutenant um Vieles näher als bisher; gestern noch würde sie solche Reden gar nicht geduldet haben. Das gemeinsame Bestehen einer Gefahr schließt die Herzen zauberisch schnell an einander, und überdies war Evchens Herzchen ja dem hübschen jungen Manne so wie so schon nicht abgeneigt gewesen.

„Wissen Sie, Miß Eva," fuhr der Lieutenant fort, als das Mädchen in seiner Verwirrung keine Antwort für ihn gefunden hatte, — „die Zukunft steht mir recht trübe und farblos aus."

„Du wirst doch hoffentlich bald zu Deinen Kameraden zurückkehren können."

„Eben deßhalb; wie würde ich mich nach ihnen sehnen, wenn ich den Abschied von hier nicht theuer erkaufen müßte und wenn mir diese friedliche Farm später nicht stets wie ein Paradies erscheinen würde, aus dem ich für ewige Zeiten ausgestoßen worden."

„Du wirst unser einfaches Haus in dem wilden Geräusche des Kriegslebens bald vergessen."

„Nein, Miß Eva; das Bild, dem ich in meinem Herzen einen heiligen Altar errichtet habe, kann nie und nimmer erbleichen."

„Der Vater und Jenny bedürfen meiner; ich muß Dich jetzt verlassen."

„Noch einen Moment, Miß Eva! Sind Sie nicht neugierig, das Bild, von dem ich Ihnen soeben erzählte, zu sehen?"

„Ich kann ja nicht in Dein Herz sehen," erwiederte Eva etwas zaghaft.

„Und doch liegt es so offen vor Ihnen und würde sich noch mehr erschließen, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie seiner freien Sprache zürnen könnten. Sehen Sie einmal im Spiegel, Eva, welches Bild dort wiederstrahlt!"

Der Lieutenant hatte die Hand des befangenen Mädchens ergriffen und sie leise zu sich gezogen, so daß sie dem Spiegel gerade gegenüberstand und beim Anblicke ihr eigenes Bild darin sehen mußte.

Eva schrack heftig zusammen, obwohl sie ihn schon längst verstanden, und wollte sich sanft von ihm losmachen.

„Wollen Sie auch wissen, welche Ueberschrift dieses Bild in meinem Herzen trägt?" fragte der Offizier mit leuchtenden Augen.

Eva war in hoher Aufregung; sie kämpfte mit ihren Thränen, aber sie machte sich dennoch nicht von des Lieutenants Hand los.

„Verzeihen Sie mir, Eva!" rief er leidenschaftlich. „Mag ich das letzte Wort zu Ihnen gesprochen, mag das klare Blau Ihrer Augen mich zum letzten Male entzückt haben, ich kann die Lust und das Wehe meiner Empfindungen nicht mehr auf dem Herzen tragen. Mit unvertilgbarer Flammenschrift hat sich der Gedanke eingegraben: „„Ich liebe Eva Crotton weit über Raum und Zeit hinaus!"" — Verdiene ich denn dafür hart bestraft zu werden? Bitte, sprechen Sie."

Eva hatte sich abgewandt — die Thränen stürzten ihr aus den Augen; aber sie entzog ihre Hand dem Lieutenant noch immer nicht.

„Hat Eva Crotton gar keine Antwort für mein klopfendes Herz?" fragte er nach einer Pause leise. „Zürnt sie meiner Verwegenheit?"

„Nein," flüsterte sie.

„Aber sie gibt mir keine Hoffnung?"

„Still! Ich beschwöre Dich, lasse Niemand merken, was zwischen uns vorgefallen ist, ich würde mich entsetzlich schämen. Verlange keine Antwort von mir, ich bitte Dich darum; Du hast schon zu tief in mein Herz geblickt. Lasse mir Zeit zur Ueberlegung; wenn ich den Muth habe, will ich Jenny mein Herz ausschütten; sie ist mir immer eine gute Schwester gewesen. — Ich habe Dir schon zu viel gesagt; schone mich jetzt!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Fernheim schwieg. Er hätte dem Landmann den schlichten Glauben beneiden können, der ihn Gott in Gestalt einer sorgenden Vorsehung in allen Dingen und Ereignissen des Lebens finden ließ.

Sein Gott war wenig mehr als das wirkende Triebrad der großen Maschine Natur.

„Ja, unserm Herrgott!" entgegnete er trüb, denn eine andere Entgegnung hätte er der Verstandeskraft des Landmannes unangemessen gehalten.

Der Schäfer blickte ihn ernsthaft an. „Ihr sprecht das so hin, Geselle, als ob's Euch nicht aus dem Herzen käme," sagte er; „seid Ihr wohl auch einer der neuen Klugen aus den Städten, die hinter ihren dunklen Mauern, in ihren dumpfigen Stuben, ihre eigene Weisheit für größer als Gottes Weisheit halten?"

Fernheim fühlte sich sonderbar betroffen durch dieses Wort.

„Und wenn das der Fall wäre, Gottfried Riemke, wenn ich nun von Gottes Fürsehung wenig gesehen?"

„Dann hätte sie Euch jetzt unter Menschen geführt, wo Ihr sie bald erkennen lernen könnt, wenn Ihr Eure Augen und Ohren aufthun wollt."

„Ihr meint in das Haus eines Pfarrers?"

„Es gibt Pfarrer und Pfarrer," antwortete der Schäfer kopfschüttelnd, „unserer ist einer von denen, die Gottes Wege gehen; aber ich meinte nicht das, ich meinte das blinde Kind, das ein Engel Gottes ist und das man nur ansehen und sprechen hören darf, wenn man fromm sein will."

Die Beiden waren während dieses Gesprächs langsam hinter der Heerde durch das Dorf geschritten.

Die Sonne ging unter und ein leichter Nebel legte sich wie ein Schleier über die Landschaft.

Sich rechts wendend gingen sie durch eine Allee von Linden und Kastanien dem Edelhofe zu, dessen Fenster bis auf ein einziges, dunkel in das Dunkel des Abends schauten.

Fernheim schlenderte an des Schäfers Seite über den großen Hof und folgte ihm in den hübsch gebauten, massiven Schafstall, in dem ein kleiner Junge ein Paar Laternen anzündete.

Es war warm und reinlich in demselben. Erbsenstroh lag in den langen Raufen, die Thiere drängten sich an diese, und Gottfried Riemke verrichtete ruhig, was seines Amtes war.

„Eure Schafe wohnen besser, als viele Menschen in der Welt," sagte Fernheim, „vielleicht als die meisten."

„Möglich, Geselle, sehr möglich."

„Glaubt Ihr, daß das auch so Gottes Wille ist?"

„Wahrscheinlich, Herr!" sagte der Schäfer, einen langen Blick auf Fernheim werfend, dessen bleiches Gesicht vom Scheine der Laterne beleuchtet, fast geisterhaft erschien. Dann schüttelte er das Haupt, setzte sich dem Fremden gegenüber auf einen Klotz und betrachtete ihn ernst.

Als Fernheim aufsah, schien das Auge des Schäfers zu leuchten.

„Geselle," sagte er, „habt Ihr das erste Buch Mosis gelesen?"

„Warum, Schäfer?"

„Ich will Euch das sagen, Herr. Es steht gar eine schöne Geschichte darin, aber sie ist traurig,

die Geschichte von Kain und Abel. Seht Ihr, von Anfang an ist das Geschlecht zerfallen. Nicht in die Reichen und in die Armen. Nicht in die Klugen und Dummen, nicht einmal in die Guten und Bösen, sondern in die Abel- und Kain-Naturen. Die sich zu bescheiden wissen ohne Forschen nach dem Warum, mit dem, was auf ihr irdisch Theil kam an Glücksgütern, an Macht oder sonstigen Gaben, die bleiben wie Abel Gott wohlgefällig, das heißt auch mit anderen Worten: zufrieden in ihrer Seele. Die das nicht können, die der Neid quält oder der Forschergeist, die werden unstät und flüchtig auf Erden wie Kain, der der erste fleißige Arbeiter war, der erste Mörder und der erste Bereuende."

„Und Ihr haltet auch mich für einen aus diesem Geschlecht?" fragte Fernheim, betroffen von des Schäfers Rede.

„Ja, Herr! und obgleich ich ein Hirte bin wie Abel, so gehöre auch ich zur Nachkommenschaft des ersten Brudermörders, denn auch ich frage nur zu oft, wenn ich Gottes Walten sehe: Warum? Und nicht selten habe ich zähneknirschend schon gefühlt, daß der Neid Kains in meine Brust kam, aber dann half das Gebet."

„Ihr habt gelitten und gekämpft," sagte Fernheim, in das klare Gesicht vor ihm blickend.

„Ja, Herr, ich," entgegnete Gottfried Riemke, „ich bin auch ein Mensch und Leiden und Kämpfe sind das Erbtheil der Menschheit."

„Und was habt Ihr am lebhaftesten beneidet, am meisten gewünscht?" fragte Fernheim.

Der Schäfer stützte den Kopf auf den Arm, sah eine Weile vor sich nieder und sagte dann: „Ich will's Euch erzählen. Seht, ich bin der Sohn des alten Pfarrkutschers. Meine Mutter starb, als ich noch ganz klein war, und drüben auf der Pfarre erwuchs ich. Der Pfarrer unterrichtete mich, ich ward Soldat, ward Unteroffizier. Dann kam ich zurück in die Heimath, ich hatte bei der Garde gestanden, und unterdessen waren die Kinder dort erwachsen. Das blinde Engelchen, das ich oft als Junge getragen, dem ich Blumen gesucht, Märchen erzählt hatte, das war ein schöner Engel von einem Mädchen geworden. Seht Geselle, wenn ich Medizin hätte studiren können, wenn ich ihr das Licht der Augen hätte wiedergeben können, — das war's; Tausende können lernen und studiren, die vielleicht weniger Fleiß, ja auch weniger Einsicht haben; warum ich nicht?"

Er schwieg und starrte vor sich nieder, dann raffte er sich empor und sagte: „Gottes Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken nicht unsere Gedanken."

Fernheim fühlte, daß er hier vor einem dieser seltsamen Schicksalsräthsel und einer dieser Leidenschaften stand, die das Leben eines Menschen vollständig ausfüllen. Sein Gedankengang war indeß durch den Schall eines Posthorns unterbrochen.

Ein Reisewagen fuhr in den Hof, Hunde bellten, man hörte Thüren auf- und zuschlagen. Eine Magd steckte den Kopf in die Stallthür und schrie: „Schäfer! Ons gnädig Herr ist medall na Hus kame."

Fernheim fuhr empor. Er wußte, welche Freude diese Nachricht im Hause seines gütigen Wirthes machen mußte, und dem Schäfer gute Nacht wünschend, eilte er dorthin.

Aus dem Wohnzimmer des Pastors blickte Licht. Der Alte saß laut lesend an einem Tische, Louise und Emilie spannen neben ihm.

Fernheim klopfte eilig an, trat ein, ohne das Herein abzuwarten, und sagte: „Der Ueberbringer einer guten Nachricht ist stets willkommen; vor zehn Minuten ist Herr Wallrode in seinem Hause angekommen."

Louise sprang erröthend und erbleichend von ihrem Sitze auf und sank, ohne ein Wort zu sagen, neben ihrem Stuhle auf die Kniee. Der Pastor zog andächtig das Sammtkäppchen von dem silberweißen Haare, und das blinde Mädchen faltete mit einem Ausdruck seliger Freude die Hände zum Dankgebete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Englischer Geschäftsbetrieb.) Vor einem Gerichtshof in Westminster kam neulich ein Unternehmer von Leichenbegängnissen in den Fall, zur Vertheidigung seiner Sache im Prozeß erklären zu müssen, daß er schon mehr als einmal große Pseudoleichenzüge durch die Stadt habe ziehen lassen, um damit Reklame zu machen. So improvisirte er einmal, als ihm das Geschäft flau zu gehen schien, ein Begräbniß erster Klasse mit einem Dutzend Trauerkutschen von 20—30 Leichendienern. „Die Leute hatten ja ohnedies nichts zu thun, so ließ ich sie denn etliche Stunden außerhalb der Stadt spazierenfahren. Diese unschuldige List hatte die besten pekuniären Resultate zur Folge," sagte der würdige Brite, der wohl verdient hätte, ein Yankee zu sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Samstag, 1. Februar 1868.

Die Klage des Armen.

Aus dem Englischen des Robert Southey.

„Was klagen denn die Armen?" sprach
Der reiche Mann zu mir.
„Komm', geh' mit mir," erwiedert' ich,
„So will ich's zeigen dir."

Es war in kalter Winternacht,
Der Nordwind brauste wild;
Wir froren sehr, obschon in Rock
Und Mantel eingehüllt.

Wir trafen einen alten Mann,
Sein Haar war silberweiß;
Ich fragte ihn, warum er hier
Verweilt' in Schnee und Eis?

„Kalt ist's," sprach er, „allein daheim
Erwärmt kein Feuer mich;
Drum flehe auf der Straße hier
Um milde Gaben ich." —

Zunächst in Lumpen eingehüllt
Und barfuß kam ein Kind;
Ich fragte es, warum es hier
Verweilt' in Schnee und Wind?

„Daheim," so sprach das Mädchen, „kämpft
Der Vater mit dem Tod;
Die Kleinen hungern — darum, Herr,
Fleh' ich noch hier um Brod."

Dann sahen eine arme Frau
Wir ruh'n auf einem Stein:
Ein Kind hing auf dem Rücken ihr,
Ein zweites lullt' sie ein.

Ich frug, warum im bittern Frost
Die Nacht sie brächte zu?
Sie wandte sich und wies das Kind,
Das wimmernde, zur Ruh'.

„Herr," sagte sie, „mein Gatte dient
Dem König als Soldat;
Ich war bei ihm und bettle nun
Mich heim zur Vaterstadt."

Dann kam ein Mädchen her, den Blick
Gar frech auf uns geheft't;
Das lose Kleid, der Stimme Ton
Verriethen ihr Geschäft.

Ich frug, ob denn so süß die Schuld,
Daß sie in Schand' und Harm
Und bitt're Reue stürzte sich? —
„Herr," sprach sie, „ich bin arm!"

Nun wandte ich zum Reichen mich,
Denn sprachlos stand er hier —
„Du fragtest, was den Armen fehl'?
Sieh, diese sagten's dir!"

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant, dessen lebhafter Triumph in den Ausdruck stiller Glückseligkeit übergegangen war, küßte ihr ehrerbietig, aber doch mit einem jener Blicke, die eine Brücke gegenseitigen Verständnisses bilden, die Hand.

„Ich verlange nicht mehr, Miß Eva," sagte er dabei in innigem Tone; — „Sie haben mir vorläufig genug gegeben, um mich über alle Beschreibung glücklich und stolz zu machen. So wahr mir Gott helfe, Sie sollen Ihre himmlische Milde gewiß nicht an einen Undankbaren verschwendet haben."

Evchen drückte in überwallendem Gefühle seine Hand und eilte alsdann aus dem Stübchen, um das bisherige Krankenzimmer wieder für ihn einzurichten

und sich dann zu den Ihrigen zu begeben; doch hatte sie viele Mühe, das stürmische Klopfen ihres Herzens zu unterdrücken und eine äußerliche Ruhe zu erheucheln, die ihr in der That so sehr fern lag.

In den nächsten Tagen blieb die Farm von fremden Gästen ganz ungestört und in der Häuslichkeit James Crotton's ging es in dem alten gewohnten Geleise her. Nur die Gesichter der Hausbewohner waren ernster und kummervoller als sonst; Jeder von ihnen trug eine, wenn auch verschiedene Last auf dem Herzen, der einzige Glückliche war der Lieutenant, der jetzt übrigens fast sichtbar schnell seine Kräfte wiedergewann. Die Hoffnung, sein Korps, das abermals im Vorrücken gegen den Missouri begriffen war, bald wieder in der Nähe zu haben und sich ihm anschließen zu können, trug nicht wenig zu seiner schnellen Genesung bei. Was die Trennung von Eva anbetraf, so hielt er sie jetzt nur für eine vorübergehende, nachdem das junge Mädchen selbst sich verrathen hatte, wie fest ihr Herz an das seinige geknüpft sei.

Wo Kapitän Warbeck geblieben sei, wußte man um diese Zeit noch nicht auf der Farm; es hieß, die Illinois-Jäger hätten sich in Verbindung mit anderen Truppenkorps über den Gasconade- und Osagefluß vor Jefferson gezogen, um diese wichtige Stadt zu decken; man erwartete in ihrer Umgegend sogar einen bedeutenderen Zusammenstoß der in dem Staate Missouri verwandten starken feindlichen Streitkräfte.

Daß Kapitän Warbeck nicht einmal schrieb, beunruhigte die arme Jenny auf das Aeußerste; sie war überzeugt, ihren so heiß geliebten Verlobten auf das Unversöhnlichste gekränkt zu haben. Vor ihrem Vater und ihrer Schwester verbarg sie, so viel sie vermochte, ihren Kummer; im Stillen flossen aber oft die bittersten Thränen.

Evchen hatte ihren Muth überschätzt; sie konnte kein Wort ihres süßen und doch qualvollen Geheimnisses der Schwester gegenüber über die Lippen bringen; sowohl die Furcht als ein zartes Taktgefühl, der Schwester, die das Glück der Liebe jetzt verloren zu haben meinte, nicht das ihr selbst neu erblühte zu offenbaren, schloß ihr den Mund. Mit ruhigerer Ueberlegung sagte sich Eva auch, daß der Vater nach einer so kurzen Bekanntschaft und unter so schwankenden und ungesicherten Verhältnissen, wie die des Lieutenants v. Steinbach, gewiß nicht seine Einwilligung zur Schließung eines festen Bundes ertheilen werde, im besten Falle konnte er dem Lieutenant und seiner Tochter nur anheimstellen, ihre Liebe treu im Herzen zu bewahren, bis der Krieg zu Ende geführt sei und Steinbach eine Existenz, die ihm eine Gattin an den eigenen Herd zu führen erlaube, gegründet habe.

Daß solche Hindernisse die reine Flamme in dem Herzen Eva's nicht zu löschen vermochten, sondern ihr täglich und stündlich neue Nahrung gaben, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Das Verhältniß zwischen dem Lieutenant und dem liebenden Mädchen wurde mit jedem Tage vertraulicher, wenn Beide es auch in den strengsten Grenzen gegenseitiger Achtung zu halten wußten; Evchen scheute sich nicht mehr vor den Zärtlichkeits-Ausbrüchen des Geliebten, sie wies ihn damit nur gütig und milde zurück und ermahnte ihn zur Mäßigung, die er der Zartheit ihres Verhältnisses schuldig sei; der Lieutenant gehorchte ihr wie ein Kind. So verlebten Beide recht glückliche Stunden, um so mehr, als Jenny in ihrem Trübsinn der Schwester hauptsächlich die Sorge um die Pflege des immer noch schwachen Gastes überlassen hatte.

Der Lieutenant hatte vernünftiger Weise einsehen müssen, daß Eva ganz Recht thue, die Ruhe ihres Vaters nicht durch ein übereiltes Bekenntniß zu stören und ihn um eine Entscheidung anzuflehen, die er mit Besonnenheit nicht gewähren könnte. Alle seine Hoffnungen, seine ganze Zukunft beruhten jetzt auf dem Kriege; es drängte ihn wieder hinaus in die Thätigkeit, die, einmal sein Lebensberuf, ihm jetzt auch nur einzig und allein die Aussicht darbot, seine Glücksumstände zu verbessern.

Kaum verbreitete sich daher das Gerücht in der Umgegend, die Konföderirten rückten auf Jefferson vor, so duldete es den jungen Offizier nicht länger auf der Farm, obgleich seine geschwächten Kräfte noch Manches zu wünschen übrig ließen. Nachdem er die in Thränen zerfließende Eva mit seinem Vorhaben zu versöhnen gesucht hatte, kündigte er es seinem Wirthe an.

Tags darauf schon saß Steinbach in voller Uniform auf seinem Rappen, der sich vor ungeberdiger Lust kaum zu lassen wußte.

Er hatte bereits von allen Mitgliedern der kleinen Familie den herzlichsten Abschied genommen; dem alten Quäker hatte er zugesagt, ihm einen Sicherheitsschein General Morgan's, der seine Farm unter den Schutz der konföderistischen Truppen stellen würde, zu besorgen und zukommen zu lassen, Jenny hatte er versprochen, den Kapitän Warbeck wie seinen Bruder zu behandeln, wenn das Kriegswürfelspiel sie einander gegenüber führen solle, und als er sich zu der bleichen Eva vom Sattel niederneigte und ihre Hand zum Abschied drückte, fand er Gelegenheit, ihr, ohne von den Andern bemerkt zu werden, zuzuflüstern: „Dein bis in den Tod!"

„Möge der Herr seine Hand schirmend über Dich decken!“ erwiederte das junge Mädchen ebenso leise. „Wann Du auch wiederkehren magst, Du wirst mich treu Deiner wartend finden.“

Noch einmal rief der Lieutenant v. Steinbach Allen ein bewegtes Lebewohl zu, dann ließ er seinen Rappen einen langen Satz machen und verschwand in einer aufwirbelnden Staubwolke.

Der Quäker und Jenny gingen mit der Miene von Leuten, die einen lieben Bekannten für immer scheiden sahen, ins Haus zurück. Evchen eilte auf ihr Stübchen und weinte recht bitterlich.

7.

Der Kapitän.

Die Unionisten hatten vor Jefferson Stellung genommen; ihr linker Flügel lehnte sich an den Missouri und ihre Front erstreckte sich längs des Osageflusses. Die Konföderirten hatten sich durch einen plötzlichen Ueberfall des am rechten Flußufer gelegenen Städtchens Erie bemächtigt; außerdem waren starke Abtheilungen nach Norden detachirt worden.

Lieutenant v. Steinbach hatte also keine große Mühe und lief dabei in der von den Unionisten ganz gesäuberten Gegend noch weniger Gefahr, sein Korps wieder zu erreichen. Von der Ungeduld rastlos fortgetrieben, legte er den über zehn deutsche Meilen langen Weg nach dem Hauptquartier General Morgan's, dem erwähnten Städtchen Erie, im Laufe eines Tages zurück.

Der General, ein bei seinen Truppen sehr beliebter und geachteter Mann, war über die Wiederkehr des geschätzten deutschen Offiziers hocherfreut und empfing ihn mit vieler Auszeichnung.

„Ich bin erfreut, Sir,“ redete er ihn unter Anderem an, „Ihrer Thätigkeit gerade jetzt einen noch freieren Spielraum geben zu können. Kapitän Baucorst, Ihr Chef, hat vor drei Tagen das Unglück gehabt, recht ernstlich am Kopfe verwundet zu werden, so daß er sich genöthigt sehen wird, den Dienst zu quittiren, falls es der ärztlichen Kunst gelingen sollte, ihn am Leben zu erhalten. Ich übertrage Ihnen mit vollkommenem Zutrauen einstweilen das Kommando seiner Schwadron und hoffe, daß der Obergeneral auf meinen Bericht nicht anstehen wird, Ihnen den Kapitänsrang zu ertheilen.“

Unser Lieutenant erglühte und sprach seinen Dank aus. Auch in Betreff der Bitte um einen Schutzschein für seinen gastfreundlichen Wirth kam ihm der General bereitwillig entgegen, indem er meinte, er könne sich dem braven Quäker gar nicht dankbar genug für die Rettung und Pflege eines seiner besten Offiziere erweisen; er stellte die gewünschte Bescheinigung sofort aus und übergab sie dem Lieutenant, der sie leicht zu besorgen gedachte, weil sein Korps ganz im Norden bei Lisleton, höchstens zwei bis drei Meilen von James Crotton's Farm entfernt, aufgestellt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Der erste Gedanke Aller war an Gott. Fernheim betrachtete Emilie heute zum erstenmal mit voller Aufmerksamkeit und zum erstenmale erkannte er, daß etwas Außerordentliches in diesem Wesen läge.

Nicht die ätherische Schönheit ihrer ganzen Erscheinung, nicht der seltene Geist, der sie befähigte, die Lasten und Entbehrungen, die mit ihrem Gebrechen verbunden sind, zu überwinden, nicht die milde Heiterkeit ihres Wesens war es, das ihn plötzlich fesselte, sondern der Ausdruck festen, bewußten Wollens in diesem unbeschreiblich zarten Gesichte.

Von dieser Zeit an war es eine Beschäftigung Fernheim's, den Charakter und das Thun des blinden Mädchens zu studiren, und wie er sich jedes Wortes zu erinnern strebte, das sie während der Dauer seiner Krankheit zu ihm gesprochen, da dämmerte ihm plötzlich auch das Andenken an die ersten Stunden seines Aufenthaltes in diesem Hause auf, und er entsann sich der liebreichen und klugen Worte Emiliens.

Sie kannte ihn also! sie hatte ihn bei seinem Namen genannt, hatte sich erboten, seine Freundin, seine Vertraute zu sein. Wie hatte er dies Anerbieten nur so lange vergessen können?

Sie war jetzt oft und viel allein, theils im Zimmer, theils im Garten, denn Louise war von der Nähe ihres Verlobten in Anspruch genommen und Frau Engel setzte die ersten Gewebe in die Gesindestube ein.

Fernheim suchte die junge Blinde auf, er sprach mit ihr, und nicht selten waren Beide Stunden lang unbeachtet neben einander.

Längst wußte Emilie aus seinem Munde, daß er der sei, für den sie ihn gehalten. Auf seinen Arm gestützt, schritt sie durch den Garten, wo in der Morgenfrühe schon zierliche Einfassungen von krystallnem Reif die am Boden liegenden braunen und rothen Blätter bekränzten; oder sie saß im Zimmer neben ihm und lauschte auf seine begeisterte Rede.

Schmeichelnd drangen seine Worte in das Ohr der jungen Blinden, und während Fernheim in ihr eine Proselytin für seine Ideale sah, sah sie die ihrigen in ihm verkörpert. Emilie liebte!

Mit jenem rührenden Vertrauen, dem Eigenthum und schönsten Glück der Jugend, glaubte sie an Fernheim's Gegenliebe.

Emilie war achtzehn Jahre alt, blind, in der Einsamkeit erzogen und daher ohne alle Kenntniß der Welt und des Lebens. Sie dachte nicht an die Zukunft, nicht an Abschließung einer Ehe, sie dachte überhaupt gar nicht, sie fühlte! Ein Glück, eine Seligkeit, von der sie bis dahin keine Ahnung gehabt, erfüllte ihre junge Seele.

Anbetend wie vor einer Götter-Erscheinung, lag ihr ganzes Ich vor dem Manne, den sie liebte, und wenn Fernheim mit der Begeisterung, die ihn selbst beseelte, ihr seine Theorien auseinander setzte, wähnte das horchende, bebende Mädchen ihn berufen, das Glück mit Demantketten an die Erde zu binden.

Im Hause des Pfarrers May veränderte sich mit dem Eintritt des Winters so Manches. Die Rückkehr von Louisens Verlobten, welche Alle mit Freude erfüllte, machte mancherlei Arbeiten nothwendig. Die Frauen förderten eifrig die Ausstattung, die Hochzeit ward für das Christfest angesetzt. Der Bräutigam brachte die Abende in der Familie zu.

Fernheim, der arme, aus Mitleid im Hause geduldete Handwerksbursche, stand dem Familienkreise jetzt ferner als je. Die Anwesenheit des preußischen Offiziers, der mit Leib und Seele Soldat, glühender Anhänger des Königshauses und der bestehenden Ordnung war, ließ es dem Pfarrer May besonders nothwendig erscheinen, den verdächtigen Gast so weit als möglich im Hintergrunde zu halten, und in der That ging Konrad von Wallrode achtlos an einem Menschen vorüber, den er, wenn er ihn gekannt, für seinen Todfeind gehalten hätte.

Leise spannte der Winter sein Silbernetz über die abgelegene Gegend. Im Zimmer surrten die Spinnräder der beiden jungen Mädchen. Hyazinthen und Krokus keimten und trieben zwischen den Doppelfenstern.

Fernheim saß einsam in seinem kleinen Erkerzimmer und schrieb Briefe an verschiedene Freunde, die unter unverdächtigen Adressen abgesendet und von Emilien in das Postfelleisen befördert wurden, das der alte Riemke wöchentlich zweimal nach der nächsten Poststation trug.

Der Aufenthalt in dem Pfarrhause war ihm von Tag zu Tag peinlicher.

Genesen war er längst. Er fühlte sich fremd unter den Menschen, die geflissentlich eine Mauer zwischen ihm und sich aufbauten; er fürchtete lästig zu werden bei dem nahenden Familienfeste, das mancherlei Gäste unter das Dach führen mußte, welches ihn so lange geschützt, und doch konnte er nicht scheiden, er mußte einen Brief abwarten, der ihm Nachricht über die Sicherheit der Reisetour nach Pillau und das nothwendigste Reisegeld für eine Uebersiedlung nach Amerika bringen sollte.

Das Herz des armen Flüchtlings war voll und schwer. Alle seine Pläne waren gescheitert, alle seine Hoffnungen zerstäubt. Seine Gefährten fern, viele seiner Freunde gefallen im Kampf, und das Weib, das einzige, welches dem jungen Schwärmer mehr als Gegenstand flüchtigen Interesses gewesen, verbannt. Die Welt schien ihm eine Wüste, in der er sich mühsam fortschleppte, ohne Hoffnung, ein Ziel zu erreichen, mit keiner andern Aussicht als der auf einsames trostloses Verschmachten.

Müde stützte er das Haupt in die Hand und starrte vor sich nieder, als ein leises Klopfen an seine Thür ihn störte.

Es war Emilie, die ihm sein Nachtessen brachte; ein Geschäft, das sie täglich der alten Frau Engel unter irgend einem Vorwande abnahm.

Fernheim's Blick streifte über die elfenzarte Gestalt des blinden Mädchens. Wie schön sie ist, dachte er, aber etwa mit demselben Gefühl, als sei die junge Blinde ein Geschöpf des Pinsels oder Meisels.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Pferdefleischessen in London.) Methode und Wissenschaft erstrecken sich sogar auf die Vertilgung von Pferdefleisch; großartige Vorbereitungen werden hierselbst zu einem zweiten „Versuchsessen" für 150 Personen getroffen, welches am 6. Februar in Langham-Hotel stattfinden wird. Schon haben 22 Gentlemen, die an dem vorigen Diner Theil genommen hatten, ihre „Mitwirkung" zugesagt, schon werden die zu diesem Zwecke bestimmten edlen Rosse methodisch gemästet, und schon hat sich ein Komite von Naturforschern und geschulten Gastronomen gebildet, welche die Resultate ihres Experimentes auf's Genaueste untersuchen werden. Ein Spezial-Deputirter ist nach Paris entsandt worden, um daselbst Erkundigungen über die beste Art einer delikaten Zubereitung einzuziehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Dienstag, 4. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Schon am andern Morgen verließ der Lieutenant Erie wieder und traf am Nachmittage bei den Rangers ein.

Die Freude, ihn wieder zu sehen, war bei der Schwadron allgemein, und besonders wurde darüber gejubelt, daß der General ihm das Kommando übertragen habe. Wahrhaft rührend aber war die Begrüßung, die dem Lieutenant von seinem alten Sergeanten Lazar und dem biederen Schwaben zu Theil wurde; der alte Ungar bedeckte trotz alles sanftmüthigen Abwehrens seine Hände mit Küssen, während ihm die hellen Freudenthränen in den grauen Bart hinabfielen, und Friederl Wohlgemuth schüttelte herzlich die ihm gebotene Hand.

Die Schwadron des Lieutenants v. Steinbach lag noch einige Tage in Lisleton, was ihm sich ganz zu erholen gestattete, und wurde dann auf Vorposten an den Uebergang der Eisenbahn, die von Saint-Louis nach Jefferson führt und augenblicklich natürlich außer Thätigkeit gesetzt war, beordert. Hier fanden besonders häufig Scharmützel statt, weil die feindlichen Truppen sich über die Eisenbahnbrücke leichter erreichen konnten, als anderwo an den Ufern des Flusses.

Der Zufall hatte hier den Rangers wieder die Illinois-Jäger gegenüber gestellt, was dem Lieutenant v. Steinbach besonders interessant erschien, indem er des Kapitäns Warbeck Bekanntschaft zu machen und Gelegenheit zu finden hoffte, ihm Nachricht von der Crotton'schen Farm zu geben. Er hielt es sogar für seine Pflicht, Warbeck das Mißverständniß aufzuklären, das ihn von seiner ihn so innig liebenden Braut getrennt hatte, da er selbst doch mehr oder weniger Veranlassung dazu gegeben.

Die Unionisten hatten ihre Vedetten bis über die Brücke hinausgeschoben; die Konföderirten standen denselben in einem ziemlich ebenen, von mittelhohem Gebüsch und Gräben durchschnittenen Terrain auf sechs- bis achthundert Schritte gegenüber. Bei Tag und bei Nacht neckten sich die Posten herum und plänkelten mit Pistolen oder Säbeln unter einander, ohne daß sie sich besonderen Schaden dadurch gethan hätten; dagegen kam es auch gar nicht selten vor, daß die Deutschen insbesondere, die auf beiden Seiten zahlreich vertreten waren, auf eigene Hand Waffenstillstand machten, wenn sie sich unbeobachtet sahen, und unter freundlichem Gespräche dann Tabak und Branntwein austauschten.

Vergebens hatte der Lieutenant auf eine kurze Waffenruhe gehofft, die ihm erlaubte, sich mit dem Kapitän Warbeck in Verbindung zu setzen; die Unterhandlungen zwischen den beiden Parteien waren vollständig abgebrochen worden, und man sah sich als Todfeinde jeden Augenblick bereit, sich mit aller Macht auf den Andern zu stürzen, wenn er sich in seiner Stellung eine Blöße geben würde.

Begeben wir uns jetzt auf die Seite der Unionisten, um Kapitän Warbeck aufzusuchen.

Ein paar Tage und Nächte lang hatte er in der That dem Lieutenant v. Steinbach gerade gegenüber auf Posten gestanden, allerdings ohne im Mindesten zu ahnen, daß der feindliche Offizier derselbe sei, dessen Anwesenheit in der Crotton'schen Farm so verhängnißvoll für ihn hatte werden müssen. Dann aber wurde der Kapitän abgelöst und mit seiner Abtheilung auf eine große Farm einquartiert, um wo möglich der Ruhe zu pflegen.

So waren denn mehr als vierzehn Tage vergangen, ohne daß Warbeck die mindeste Nachricht von Jenny Crotton erhalten oder derselben hätte zukommen lassen können. Das war früher allerdings auch schon vorgekommen; jetzt aber war das Mißverständniß, das sich zwischen sie gedrängt hatte

noch nicht gelöst, und jeder Tag längeren Schweigens mußte es mehr verwickeln.

Der Kapitän hatte sich bald Vorwürfe über sein Benehmen zu machen begonnen; er sagte sich, Jenny müsse, wenn sie wirklich auf den Wunsch des Vaters oder aus eigener Gutherzigkeit einen verwundeten Rebellen-Offizier versteckt habe, sich ihm und seinen Reitern gegenüber in einer so maßlosen Verlegenheit und Angst befunden haben, daß sie nicht bedenken gekonnt, in welch' bedrohlicher Weise sie den Verlobten blosstelle; die Stärke ihres Seelenkampfes habe ja auch die plötzliche Ohnmacht verrathen.

Warbeck begriff jetzt selbst nicht mehr, wie er es habe über das Herz bringen können, sich so kalt und theilnahmlos zu zeigen; er fürchtete nicht allein, durch diese Härte Jenny's Liebe einzubüßen, sondern er war auch überzeugt, ihr Herz verletzt zu haben.

Der Kapitän bereute also und hätte sein Unrecht gern wieder gut gemacht. Die Sehnsucht trieb ihn unwiderstehlich zu seiner so grausam behandelten Verlobten. — Sein Quartier war nur fünf deutsche Meilen von der Crotton'schen Farm entfernt, ein nicht in Betracht zu ziehender Ritt für einen Reiter-Offizier. Das einzige Hinderniß auf dem Wege waren also nur die konföderirten feindlichen Vorposten.

Der Versuch, sich durchzuschleichen, war kühn, aber doch nicht unmöglich. Die Versöhnung mit Jenny war ein zu verlockender Preis für den Kapitän; ohne lange Ueberlegung traf er daher seine Vorbereitungen.

Da ihm seine Vorgesetzten nicht erlaubt haben würden, sich allein in den Bereich des Feindes zu wagen, so nahm er auf vierundzwanzig Stunden Urlaub nach Jefferson, den er leicht erhielt.

In der ersten Frühe des nächsten Morgens schon ritt er auf einem unansehnlichen, aber zuverlässigen Pferde und in dem leichten Leinwandanzuge eines Plantagen-Aufsehers, nur mit einer langen Jagdflinte und einem Waldmesser bewaffnet, über die Eisenbahnbrücke.

Der Kapitän rechnete darauf, daß bei der ersten Tagesdämmerung sowohl die feindlichen Vedetten verschlafen sein, als der trübe Morgennebel ihn möglichst ihren Augen entziehen würde.

Das Glück, das, wie man sagt, dem Kühnen immer hold ist, begünstigte auch den Kapitän ganz außerordentlich; er kam so nahe an einem feindlichen Doppelposten der Rangers vorüber, daß er die beiden Gestalten hoch zu Roß in undeutlichsten Umrissen auf dem Nebelschleier erkennen konnte, er selbst entging ihrer wohl nicht scharfen Aufmerksamkeit vollkommen.

Der schwierigste Theil seines Unternehmens, die Durchbrechung der Postenkette, war jetzt gelungen; er hatte sich nur jetzt noch vor den umherstreifenden Patrouillen zu hüten.

Der Kapitän erreichte bald wieder das freie Feld und trabte jetzt scharf in der Richtung von Norlings-Ferry über das ebene Weideland fort. Der Nebel begann schnell zu sinken und nur noch eine dünne weiße Schicht wogte im Morgenwinde über der bethauten Boden-Vegetation hin und her. Er erhielt eine freie Aussicht und entdeckte gegen das Missouri-Ufer hin eine kleine Abtheilung Reiter, eine sogenannte stehende Patrouille.

Auch der einzelne Reiter mußte von ihnen erblickt worden sein; denn drei von ihnen stiegen in den Sattel und begannen auf den Kapitän Jagd zu machen.

Der Kapitän hatte bereits einen so hübschen Vorsprung, daß er seine Zuversicht wohl auf die Schnelligkeit seines Pferdes setzen konnte. Er gab daher seinem Gaule tüchtig die Sporen und sprengte in vollem Laufe querfeldein vorwärts.

Als die Rangers dies bemerkten, trieben sie ebenfalls ihre Pferde an, und man konnte bald bemerken, daß sie mit ihren kleinen mexikanischen Hengsten gegen das schwerere Thier des Kapitäns im Vortheil waren; bei dem ansehnlichen Vorsprunge des letzteren war der Ausgang der Jagd aber noch immer mehr als zweifelhaft.

Wie schon früher erwähnt, war das Terrain vielfach von natürlichen und künstlichen Gräben, die den Feldbau bewässern sollten, durchschnitten; auch das versetzte den Kapitän in Nachtheil, denn sein Pferd sprang bei Weitem nicht so leicht und gut wie das der Rangers; dennoch verlor er nicht den Muth und dachte nicht daran, anzuhalten und es auf eine gütliche Unterhandlung ankommen zu lassen. Sein Thier anspornend, flog er weit vor seinen Verfolgern her.

Jetzt kam er an eine über drei Fuß hohe Feldeinzäunung, die aus aufeinander gelegten großen Steinen gebildet worden war. Sein Pferd machte den Sprung, aber es streifte mit den Hinterbeinen die Mauer, und ehe sein Reiter es mit kräftiger Hand heben und halten konnte, stürzte es jenseits des Hindernisses kopfüber zu Boden nieder. — Der Kapitän war weit aus dem Sattel geschleudert worden. Roß und Reiter lagen regungslos auf dem grünen Rasen ausgestreckt.

Die drei Verfolger stießen bei diesem Anblicke ein Triumphgeschrei aus; mit Leichtigkeit alle Hindernisse nehmend, waren sie ein paar Minuten später an der Stelle des Sturzes.

„Teremtete!" rief der alte Sergeant Lazar, sein Pferd kurz parirend, „da haben sich alle Beide das Genick zerbrochen!"

Die beiden Rangers, die ihn begleitet hatten, beugten sich zuerst über das Pferd, um es zu untersuchen; es hatte sich in der That das Genick abgestürzt und gab keinen Laut mehr von sich.

„Schade um das schöne Thier!“ hieß es. „Sehen wir nun einmal nach dem Reiter!“

Der Kapitän hatte durch den Sturz eine so gewaltige Erschütterung erhalten, daß ihm die Besinnung entschwunden war; er war aber nicht verletzt.

Als die Rangers ihn an den Schultern rüttelten, um sich zu überzeugen, ob noch Leben in ihm sei, erwachte er aus seiner Betäubung und sah sich mit großen Augen um. Er erschrack heftig, als er sich in der Gewalt seiner Feinde fand; die Erinnerung war ihm vollständig wieder zurückgekehrt.

„Ihr scheint kein gutes Gewissen zu haben, Gentleman,“ meinte der Reiter in englischer Sprache, „denn nachdem Ihr vor uns wie ein Illinois-Jäger geflohen seid, schreckt Ihr jetzt zusammen wie ein Dieb, den man mit den Händen in eines Andern Tasche ertappt.“

„Teremtete! Mensch! wer sein Du!“ rief der alte Sergeant streng.

„Lieber Freund,“ antwortete der Kapitän, der sich ein wenig erholt hatte und jetzt alle seine Kaltblütigkeit zu Hilfe rief, — „ich bin ein so guter Deutscher, wie Ihr ein guter Ungar zu sein scheint, aber ich lebe hier schon seit länger als fünfzehn Jahren in der Neuen Welt.“

„Das kümmern mich gar nichts, Bursche! Wie Du heißen, wer sein, woher kommen und wohin wollen? Vorwärts!“

Der alte Ungar machte ein sehr grimmiges Gesicht und strich sich pathetisch den Schnurrbart.

„Ich werde Eure Fragen der Reihe nach beantworten,“ sagte der Kapitän — „sagt mir indessen gefälligst ganz kurz, was aus meinem Gaule geworden ist.“

„Er hat sich das Genick abgestürzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Emiliens Hände zitterten, als sie die Teller mit Speisen auf den Tisch stellte, ein Tuch auf eine andere Ecke desselben deckte und Tischgeräth darauf legte.

„Sind Sie krank, mein armes Kind?“ fragte Fernheim, als er den Farbenwechsel im Gesichte des jungen Mädchens bemerkte.

„O nein,“ sagte Emilie rasch, „aber ich hatte unten eine angstvolle Stunde. Konrad sprach mit dem Großvater von Ihnen, nicht von Ihnen, unserm Gaste, der vornehme Offizier achtet ja nicht auf den armen Handwerksburschen, der grüßend an ihm vorübergeht, von Anton Fernheim, der auf so wunderbare Weise aus einem festen Gefängniß entflohen und später gänzlich verschollen ist. Sie stritten, die Beiden, über die Pflicht des Bürgers einem Unruhestifter wie Anton Fernheim gegenüber. Großvater meinte, daß es nicht in dem Geiste des Christenthums liege, einen, der am Rande des Grabes stünde, erst noch um alle Einzelheiten zu befragen, bevor er ihm Linderung bringe; frage doch selbst der Araber in der Wüste nicht nach dem Namen seines Gastes, und sollte der Christ hinter ihm zurückbleiben? Konrad jedoch behauptete ganz das Gegentheil. Louise saß dabei, ich hörte es an ihren Athemzügen, daß ihr Herz gepreßt war. Gott, mein Gott! sie weiß, wie ich, wer Sie sind; wenn sie es für Recht hält, wahr gegen ihren Verlobten zu sein, und er nur einmal eine Frage Ihretwegen an sie richtet, so sind Sie verloren, und das Haus, das Ihnen Obdach gab, wird zur Falle für Sie.“

„Geduld, meine liebevolle und freundliche Wirthin,“ sagte Fernheim, die Hand des blinden Mädchens in seine Hände nehmend. „Es kann nicht mehr lange dauern und ich bin in den Stand gesetzt, diesem gastlichen Dache mit Dank und Segenswünschen Lebewohl zu sagen. Jeden Posttag kann der Brief ankommen, der mir die Möglichkeit einer ferneren Flucht sichert. Der Sund ist in diesem Jahr offen und mit dem ersten Frühlinge finden sich englische Fahrzeuge im Hafen von Pillau ein, die mir die Ueberfahrt nach Amerika möglich machen.“

Emilie richtete die prächtigen, lichtlosen Augen auf das Gesicht des Sprechers. Ihre Wangen waren aschbleich geworden und ihre Lippen bebten, als sie mit leiser, ersterbender Stimme sagte: „und dann liegt das Weltmeer zwischen uns und Ihnen, und ich werde sterben, ohne jemals mehr Ihre Stimme zu hören, ohne einmal zu erfahren, ob Sie leben und unser noch gedenken.“

„Nicht doch, theures Kind,“ entgegnete Fernheim, ihre Hand, die er noch immer umfaßt hielt, leise streichelnd, als sei es die Hand eines Kindes. „Wie undankbar müßte ich sein, wenn ich den Rettern meines Lebens, wenn ich besonders Ihnen, meine junge, kühne Freundin, nicht Nachricht gäbe! Mag auch das Weltmeer eine Zeit lang uns trennen, es wird, so hoffe ich fest, nicht für immer sein, und kein Plätzchen im Vaterlande würde ich rascher auf-

suchen, als diesen Ort, an keines knüpfen sich für mich heiligere Erinnerungen als an dieses."

Emiliens Thränen flossen unaufhaltsam. „Gott ist im Schwachen mächtig, Anton!" rief sie mit begeistertem Tone. „Ich bin ein armes, blindes Kind, aber mir ist oft zu Muthe, als würde ich für Sie, Fernheim, zu sterben berufen werden; und, o wie gerne würde ich sterben, wenn dadurch Sie glücklich würden."

Der junge Mann heftete einen durchdringenden Blick auf das jugendliche Gesicht seiner Gefährtin. Zum Erstenmale durchzuckte eine Ahnung dessen, was in ihrer Brust sich regte, die seinige. Emilie war schön, engelschön, aber sie war blind, und ihr Gebrechen ließ sie Fernheim wie ein unvollständig Wesen erscheinen. Ein Mitleid, das nicht ohne Beimischung von Verachtung war, bemächtigte sich seiner, und hätte Emilie den Blick sehen können, der auf ihr ruhte, sie würde bebend sich in sich selbst zurückgezogen haben; sie sah nicht und hörte nur die sanfte melodische Stimme, die ihr Dankesworte sagte, und sie verließ das Zimmer ihres Gastes, tiefer als je von einem Gefühle durchdrungen, das nach der Leitung, die es empfängt, das Weib zum schönsten Engel oder zum niedrigsten Wesen der Schöpfung macht.

Anton Fernheim war in der tiefsten Tiefe seiner Seele frei von dem Gift der neueren regierenden Philosophie. Die Unschuld einer Jungfrau war in seinen Augen ein Heiligthum, und der Mann ein Schurke, der das Vertrauen eines Weibes mißbraucht. Emiliens Ehre war neben ihm so sicher, als hätte er das blinde Mädchen mit der ehrfurchtsvollsten Liebe geliebt. Sie war zu schön und zu rein, diese liebliche Erscheinung in ihrer tiefen, leidenschaftlichen Liebe, als daß nicht Fernheim allmälich ein leises Interesse an ihr genommen hätte; aber es überstieg dasselbe kaum jenes Gefühl, das ein Blumenfreund bei der Entwicklung einer besonders prächtigen Blüthenknospe hat.

Kurz vor dem Christfest, als schon Alles für die Hochzeit vorbereitet, erschien endlich der Brief, den Fernheim so lange und sehnsüchtig erwartet.

Emilie brachte ihm denselben selbst, er erkannte das Postzeichen, öffnete ihn und steckte die Geldsumme, die er enthielt, zu sich, verbrannte sogleich die Schrift und sagte dann mit dem Tone der herzlichsten Zufriedenheit zu dem lauschenden Mädchen: „Nun, meine Freundin, freuen Sie sich mit mir, morgen reise ich und befreie Sie aus tausend Sorgen, und Ihre Familie aus einer peinlichen Lage."

Emilie horchte mit angehaltenem Athem, die heftigste Aufregung malte sich in ihren sprechenden Zügen, die Hände vorgehalten, schritt sie auf den Sprecher zu, und mit einem Ausdruck, den Worte nicht zu schildern vermögen, sagte sie, dicht vor Fernheim stehend: „Und ich, und ich?" —

„Sie werden an mich denken, wenn ich fern bin, liebe, theure Emilie —"

„Sie werden wiederkehren, nicht wahr, Fernheim; Sie kommen zurück unter das stille, friedliche Dach? Ich werde wieder neben Ihnen sitzen wie sonst —"

„Emilie, theures, liebes Mädchen!" unterbrach er sie, erschreckt von der Leidenschaftlichkeit, mit der sie sprach, und fest entschlossen, nicht durch Täuschung ein Gefühl zu nähren, dessen ganze Größe er nie geahnt hatte, — „glauben Sie nicht zu fest an die Heimkehr des Verbannten."

Emilie hatte auf sein Wort mit ihrer ganzen Seele gehorcht, nicht dies Wort war die Antwort auf ihre Frage, aber sein Ton.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem Hause eines englischen Lords ist unlängst eine Arbeitseinstellung der Dienstboten in Scene gesetzt worden. Die Sache ist für englische Zustände, besonders für das Leben in vornehmen englischen Häusern charakteristisch. Der Strike brach aus, weil sich das Dienstpersonal des Hauses, männlich wie weiblich, durch die verabreichte Beköstigung benachtheiligt glaubte. Diese bestand in Folgendem: Erstes Frühstück: Eier, Speck, geröstetes Weißbrod (Toast), Brod und Butter, Thee und Kaffee; zweites Frühstück (lunch): Brod, Käse, Ale; Mittags: Braten, Pastete, Gemüse, Pudding; Abends: Kalter Braten, Brod, Käse, Ale. Dies erschien dem Dienstpersonal des Hauses nicht ausreichend und man drang auf Hammelbraten oder Beefsteak als regelmäßige Beigabe zum ersten Frühstück. Der geängstigte Baronet, um keine „Arbeitseinstellung" zu erleben, soll wirklich in alle Forderungen gewilligt haben. In der Dienstbotenküche dieses Hauses essen zu können, würde Mancher einer Diner-Einladung gleich erachten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Donnerstag, 6. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Warbeck fühlte sich von dieser traurigen Mittheilung tief niedergedrückt; selbst im besten Falle, daß er die Rangers zu täuschen vermochte, konnte er doch nicht mehr hoffen, die Crotton'sche Meierei zu erreichen. Aber sich mit Fassung in das Unabänderliche fügend, sprach er sein Bedauern über den Fall des Pferdes nur kurz aus und berichtete dann dem Sergeanten, er heiße John oder Johann Wilken, sei Arbeiter-Aufseher auf der in der Nähe von Norlings-Ferry gelegenen Farm eines Quäkers Mr. Crotton.

Der Kapitän hatte kaum den Namen James Crotton's genannt, als sich das finstere Gesicht des Sergeanten überraschend schnell aufklärte; selbst dem Kapitän konnte dies zu seiner Verwunderung nicht entgehen.

„James Crotton?" meinte der Ungar um Vieles freundlicher. „O, das sein ein sehr braver Mann! Er sein mein Freund in guter und böser Zeit. Hier, schlag' ein, Kamerad! Wenn Du aus Crotton's Farm bist, sollen Dir kein Texas-Ranger ein Haar krümmen."

Der Kapitän begriff zwar von dieser ihm durchaus unerklärlichen Freundschaft Nichts, aber er athmete doch etwas leichter auf.

„Ihr kennt wohl James Crotton, Sergeant?" fragte er zögernd.

„Ob ich ihn kenne? Teremtete! werd' ihn mein Leben lang nicht vergessen, so wahr ich Janczi Lazar heiße. Haben er nicht meinen guten Lieutenant gepflegt, als wären's sein Sohn gewesen?"

Eine leichte Wolke flog über Warbeck's Stirne; er begann zu verstehen.

„Ah, Ihr meint den verwundeten Lieutenant?" fragte er obenhin.

„Gewiß, Freundchen! Er sein jetzt wohlbehalten wie ein Fisch wieder in unserer Mitte und kommandiren unsere Schwadron."

„Das freut mich," erwiederte der Kapitän etwas gezwungen, „als ich mich auf den Weg nach Jefferson machte, hatte er unser Haus noch nicht verlassen."

„Glaub's wohl! er sein auch erst seit acht Tagen wieder bei uns."

Warbeck erfuhr von dem in Beziehung auf seinen geliebten Lieutenant sehr geschwätzigen Sergeanten Alles, was er wollte. Dann hielt er es für gerathen, sich unter so anscheinend günstigen Verhältnissen bald auf den Weiterweg zu machen und theilte dem vertraulich gewordenen Sergeanten diesen Wunsch mit. Der Sergeant stutzte einen Augenblick und schien unentschlossen zu sein.

„Kamerad," sagte er dann zu dem verkleideten Kapitän, — „höre einmal, komm' mit mir; mein Lieutenant werden Dir auf jeden Fall einen Gruß oder einen Brief mit nach Crotton's Farm geben; die Gelegenheit dazu können gar nicht besser sein."

Warbeck wollte die Einwendung machen, daß er große Eile habe, nach der Farm zurückzukehren, aber der Sergeant ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er setzte ihm auf die überzeugendste Weise auseinander, daß der Lieutenant es ihm sehr übel deuten würde, wenn er ihn des Vergnügens beraubte, der Familie Crotton Nachricht geben zu können, und daß er, nachdem einmal das Unglück mit dem gestürzten Pferde nicht mehr rückgängig zu machen sei, gewiß nicht anstehen werde, dem ehrsamen Mr. Wilken ein Beutepferd zuzuweisen, wodurch der Letztere jede Versäumniß reichlich wieder einholen würde. Der Kapitän mußte sich, wollte er nicht Verdacht erwecken, in den Eigensinn des alten Mannes fügen.

Als man zu der stehenden Patrouille, die der Sergeant befehligte, zurückgekehrt war, wurde dieselbe gerade abgelöst, Warbeck konnte also dem Lieutenant v. Steinbach vorgestellt werden.

Er war nicht wenig darüber beunruhigt, ob ihn der Letztere in dem Crotton'schen Hause gesehen habe; in diesem Falle würde er ihn zweifellos sogleich wieder erkennen und durch seine Dienstpflicht genöthigt sein, ihn zu verhaften. Neben dieser Befürchtung war es auch noch dem Kapitän peinlich, einem Manne gegenüber zu treten, der, wenn auch unschuldig, die Veranlassung zu dem Zwiste zwischen ihm und Jenny gegeben hatte, sich in seiner jetzigen angenommenen Rolle sogar vor ihm demüthigen zu müssen.

Auf dem Lagerplatze der Schwadron angekommen, stattete der Sergeant sogleich seine dienstliche Meldung ab und kehrte nach einigen Augenblicken mit dem Auftrage, den Arbeitsaufseher von der Quäkerfarm sofort vor seinen Offizier zu führen, zurück.

Mit Rücksicht auf den immer noch nicht ganz gekräftigten Gesundheitszustand des Lieutenants v. Steinbach hatten seine Leute für ihn eine ganz seltsam aussehende Hütte von dem gerade zur Hand befindlichen Materiale, als Balken, Reisiggeflecht und Leinwand oder wollenen Decken, errichtet; in diesem keineswegs einladend aussehenden, sehr beschränkten Raume, den ein roher Tisch, ein Schemel und ein aus Maisstroh am Boden aufgeschüttetes Lager ganz ausfüllten, wurde Warbeck durch den Sergeanten eingeführt.

Der Lieutenant saß an dem Tischchen und begrüßte den Eintretenden leicht. Sein Blick schien ihn genau prüfen zu wollen; denn schon bei der Meldung des alten Lazar war es ihm aufgefallen und hatte einen leisen Verdacht in ihm erweckt, daß der Quäker, der während seines Aufenthaltes auf der Farm doch so oft zu ihm über die wirthschaftlichen Verhältnisse derselben gesprochen, nie eines Arbeitaufsehers, sondern ausdrücklich erwähnt hatte, daß er selbst die Feld- und Hausarbeit leite.

Bei dem Anblicke des Kapitäns ahnte der Lieutenant sofort, daß er es nicht mit einem gewöhnlichen Plantagen-Aufseher zu thun habe; schon die weißen, von Arbeit nicht gehärteten Hände dieses Mannes konnten ihm als einen sichern Beweis gelten, daß er sich nicht täusche.

Was aber dem Lieutenant durchaus nicht in den Sinn kam, war, daß er den Kapitän Warbeck, den er schon so lange zu sprechen wünschte, in einer Verkleidung vor sich haben könne; er dachte nur an die von den Feinden oft und mit großem Erfolge angewandte Spionage.

Zuerst suchte er sich durch Fragen nach den Verhältnissen der Crotton'schen Familie zu überzeugen, ob der angebliche Plantagen-Aufseher wirklich mit ihr bekannt sei; dies bestätigte sich, konnte aber nur beweisen, daß er in der Umgegend sehr bekannt sein müsse. Uebrigens hatte der Lieutenant auch bald die Gewißheit erlangt, daß der vor ihm Stehende ebenso wenig ein Landmann sei als er selbst, da er nur höchst seltsame Auskunft über den Wirthschaftsbetrieb zu geben vermochte.

Er änderte deßhalb plötzlich seinen Ton und sagte dem Fremden geradezu, er halte ihn nicht für einen Angehörigen des Crotton'schen Haushaltes, sondern für eine Person, die sich durch ihre Flucht vor den Rangers sehr verdächtig gemacht habe.

Der Kapitän schwieg mit finster gerunzelter Stirne; bei jedem Andern würde er versucht haben, sich durch möglichste Unbefangenheit und Täuschung aus der Falle, die für ihn recht gefährlich werden konnte, zu ziehen, aber diesem jungen Manne gegenüber hielt er jede Verantwortung fast für seiner unwürdig; er haßte beinahe diesen Lieutenant v. Steinbach, ohne ihn näher zu kennen.

Das Schweigen des Kapitäns konnte von dem Lieutenant nur für den Trotz eines überführten Verbrechers genommen werden, und da er sich entschieden weigerte, ihm irgend eine Auskunft über seine Person und seine Absichten zu geben, so verfügte jener kurz, er sei zu arretiren und sofort durch zwei Reiter nach dem Hauptquartier des Generals zu transportiren, wo eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet und er nöthigenfalls vor ein Kriegsgericht gestellt werden könne. Der Lieutenant that einfach seine Pflicht und handelte dem Kriegsgebrauche gemäß.

Schon eine Stunde später transportirten zwei berittene Jäger mit gespanntem Revolver den Arrestanten, der sich einer finsteren Resignation hingegeben zu haben schien, derart, daß sie ihm die Hände mit einer Fouragirleine zusammengebunden und deren anderes Ende an einem der Sattelböcke befestigt hatten, nach Erie.

Der alte Ungar Lazar schüttelte den Kopf; er gab der Einsicht seines Lieutenants ganz Recht, ärgerte sich über seine eigene Leichtgläubigkeit und murmelte ein über das andere Mal verdrießlich vor sich hin: „Teremtete! ist sich das ein verfluchtiger Spion! Wünschen ihm von Herzen den Strick um den Hals!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Rathangen.

(Fortsetzung.)

Plötzlich, aber mit einem Male hatte sie begriffen, daß sie bis zu diesem Moment in einer Selbsttäuschung, in einem Feenmärchen gelebt. — Fern-

heim ging und sie blieb zurück, das einsame, blinde, mutterlose Mädchen. Die Welt ihrer Träume versank neben ihr ins Bodenlose, und was sie umgab, war die schwarze ewige Nacht des Nichts.

Ihr Herz krampfte zusammen, ein Schwindel überlief ihr Gehirn, ihre Füße versagten ihr den Dienst, und ohnmächtig sank das blinde Kind in die Arme des heftig erschreckten Mannes.

Fernheim's Lage war peinlich. Er konnte nicht wagen Jemanden zu rufen, denn wie sollte er überhaupt die Anwesenheit Emiliens auf seinem Zimmer motiviren, wenn Wallrode vielleicht anwesend war und in der Verwirrung dieser Umstand ihm bekannt wurde. — Seine Sicherheit forderte dringend, daß der Offizier keine Notiz von ihm nahm, seinetwegen keine Fragen an seine Braut richtete.

So trug er denn selbst das ohnmächtige Mädchen auf sein Bett und netzte ihre Schläfen mit Wasser. Er war neben dem Lager niedergekniet, das Licht warf nur einen matten Schein auf Emiliens bleiches Haupt, das auf seiner Schulter lag, als rasche Schritte auf der Treppe ertönten, die Thür hastig geöffnet ward und Konrad von Wallrode, von einem fremden Manne begleitet, in Fernheim's Zimmer trat.

Entsetzen und Abscheu schien den jungen Offizier zu versteinern bei dem Anblick, der sich ihm hier bot; auch der Fremde stand erstarrt und betrachtete die seltsame Scene mit sichtbarer Verlegenheit; dann aber ermannte sich Wallrode, schloß und verriegelte eilig die Thür hinter sich und sprang mit vor Haß und Zorn glühenden Blicken auf Fernheim los, ihn wild bei der Brust packend.

„Schurke! elender Schurke!" rief er, „wagst Du es, undankbare Kreatur, Unruhe in eine Familie zu bringen, die dir Gutes gethan; wagst Du es, ein Kind zu entweihen, das schon durch sein Unglück auch dem Nichtswürdigsten heilig sein müßte!"

Er hatte bei diesen Worten eine kleine zufällig auf dem Tisch liegende Gerte ergriffen und holte zu einem Schlage nach Fernheim's Gesicht aus.

Dieser hatte, um sich von dem wüthenden Angriff zu befreien, Emiliens Kopf auf das Kissen sinken lassen. Rasch trat er nun zurück, packte mit Gewandtheit den zum Schlage erhobenen Arm, entriß ihm die Gerte und zerbrach sie in kleine Stücke, die er hinter sich warf.

In dem kühnen Blick, in den festen, ruhigen Bewegungen des jungen Mannes lag ein unverkennbarer Adel und eine Würde, die seinen Angreifer stutzig machte. Wallrode trat einen Augenblick zurück und sagte mit einiger Verwirrung: „was ist hier vorgefallen und wie kommt Emilie in Ihr Zimmer?"

„Diese Frage mag die Jungfrau Ihnen selbst beantworten, wenn sie dazu fähig sein wird und es für passend hält," entgegnete Fernheim, der die Arme in einander geschlagen, mit finsterm Blicke dastand.

Der Begleiter Wallrode's war indeß mit langsamem Schritt ebenfalls ganz nahe zu den Beiden getreten, und leise die Hand auf Fernheim's Schulter legend, sagte er: „Und wer sind Sie, mein Herr, der Sie die Gastfreundschaft einer Familie jedenfalls unter einer Maske benützen. Meine Frage ist nicht unberufen, ich bin der Assessor Walter aus Gerdauen und verlange Ihre Antwort von Amtswegen."

Das blinde Mädchen hatte sich indeß erholt, sie richtete sich wild empor, schüttelte die Locken aus der Stirn und horchte mit dem Ausdruck der Todesbangigkeit in ihren Zügen.

Fernheim's Stirn war todtenbleich, aber er richtete sich hoch auf, und während um seinen Mund ein leises Zucken auf einen Moment sichtbar ward, sagte er mit fester und klangvoller Stimme:

„Wohlan! ich bin Anton Fernheim und Ihr Gefangener, meine Herren."

Wir übergehen die mancherlei Scenen der Verwirrung und des Schmerzes, die nun in dem sonst so ruhigen Pfarrhause folgten.

Emilie war regungslos in ihr Zimmer und Bett getragen worden, der Assessor Walter hatte einen Boten nach Gerdauen gesandt, um sich zwei Gensd'armen zum Transport des Gefangenen kommen zu lassen, und der Schäfer Gottfried war beordert, innen im Zimmer des Arrestanten Wache zu halten, während man seinen alten Vater außen an dessen Thür postirt und dem Dorf-Nachtwächter strenge Ordre gegeben hatte, das Erkerfenster des Stübchens, in dem Fernheim sich noch aufhielt, zu bewachen.

Dieser schritt mit gemessenen Tritten in dem engen Raum, der ihm fast zur Heimath geworden, auf und ab. Sein bleiches Gesicht sah beim Licht der kleinen Lampe erdfahl aus, und seine dunkeln Augen schienen unter den Stirnknochen eingesunken zu sein.

Seltsam kontrastirte gegen ihn das blühende Gesicht des Schäfers, der in seinem blauen Rock ruhig wie ein Steinbild auf einem Stuhle saß und mit den hellen Augen jeder Bewegung des Gefangenen folgte.

Er war es auch, der das Schweigen brach und mit seiner tiefen und festen Stimme sagte: „Ihr thut mir leid, Herr! und wenn ich eine Bestellung, einen Gruß für Euch ausrichten soll! wenn Ihr irgend Etwas auf dem Herzen habt, sagt mirs, und ich will versuchen Euch beizustehen."

Fernheim reichte ihm dankbar die seine Hand, die der Schäfer in die seinige schloß, als wäre es die Hand eines Kindes.

„Ich weiß," sagte der Gefangene, „daß mein Schicksal jetzt besiegelt ist; ewige Gefangenschaft, vielleicht der Tod des Verbrechers erwartet mich; wie aber auch meine Zukunft sei, bis zum Tode werde ich der Zeit gerne gedenken, die ich hier zubrachte. Auch Euch, Schäfer, habe ich lieb gewonnen. Ihr seid ein Mensch von Geist, Herz und Kenntnissen und ich wünschte, ich hätte etwas thun können, um Euch den Weg zu einem Wirkungskreise zu öffnen, wo Ihr nützlich und glücklich sein könntet."

Gottfrieds Augen blitzten! — „Und soll ich nicht Emilie grüßen, habt Ihr dem blinden Mädchen nichts zu sagen, kein Wort des Trostes und der Liebe?" fragte er mit unterdrückter Stimme.

„Bringt Ihr den Segen eines sterbenden Freundes, der bis zum Tode nie aufhören wird, ihrer zu gedenken," antwortete der Gefangene und dann versanken Beide wieder in Schweigen bis zu dem Augenblick, da die Ankunft eines Wagens und der Gensd'armen sie trennte.

Fernheim sah von den Hausgenossen nur noch den alten Geistlichen.

Der Wagen trug ihn fort, der Dämmerung des Wintermorgens entgegen, bei dessen ersten rothen Strahlen er in dem Stadtgefängniß in Gerdauen untergebracht wurde, von wo man ihn einige Wochen später nach Königsberg abführte.

Hier verlassen wir ihn eine Zeit lang in strenger Haft und kehren zurück unter das moosige Pfarrdach, über das von Neuem die Linde ihre lichtgrünen Zweige ausbreitete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gemeinnützige Winke für Hausfrauen.) Laß deine Kinder nie müßig gehen, sondern lehre sie durch anregende Beschäftigung Fleiß und Ausdauer. Sorge dafür, daß deine Kinder im Rechnen fertig sind und zeige ihnen frühzeitig schon den Nutzen dieser Kenntniß durch Beispiele. — Gib deinen Kindern, die zur Schule gehen, nie zu viel Taschengeld: du legst sonst den Samen der Verschwendung in sie. Lehre sie den Werth und die Wichtigkeit des Geldes, denn wer den Groschen nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth. — Ist dein Gatte Gewerbs- oder Kaufmann, so richte deine Ausgaben ganz nach seinen Einnahmen. Erschwere ihm nicht sein Fortkommen durch starken Aufwand. Halte kein größeres Hauswesen, als dir unumgänglich nothwendig ist. Halte nicht mehr Häuser, als deine Mittel erlauben; eine Sommerwohnung und eine Winterwohnung haben schon Manchen ins Armenhaus gebracht. — Blicke nicht auf deinen Nachbar herab, weil er in minder günstigen Verhältnissen ist als du. — Nichts ist gewinnender, als wenn wir gegen Untergebene höflich und gegen Aermere leutselig und freundlich sind. — Trage Sorge, daß du von deinem Jahreseinkommen immer Etwas zurücklegst. Ein Pfennig täglich macht jährlich schon über einen Thaler.

(Künstliches Gold.) Die diesen Namen tragende Legirung hat kürzlich einige Aufmerksamkeit in England erregt, weil man vermuthete, daß die Verwendung derselben den Zinn- und Kupferarbeitern wahrscheinlich von Nutzen sein könne. Ein Sachkundiger gibt nun folgenden Bericht darüber: Sie besteht aus reinem Kupfer, 100 Theilen; reinem Zinn, 17 Theilen; Magnesia, 6 Theilen; Handelsweinstein, 9 Theilen; Ammoniaksalz, 3,6 Theilen und ungelöschtem Kalk, 1,6 Theilen. Das Kupfer wird zuerst geschmolzen, dann werden der Kalk, die Magnesia, das Ammoniaksalz und der Weinstein beigefügt, aber nur wenig auf einmal, und hierauf wird das Ganze ungefähr eine halbe Stunde lang lebhaft umgerührt, so daß eine vollständige Mischung entsteht, worauf man das Zinn in kleinen Körnern auf die Oberfläche wirft und umrührt, bis es gänzlich geschmolzen ist. Der Schmelztiegel wird nun zugedeckt und die Schmelzung etwa 25 Minuten lang unterhalten, worauf der Auswurf abgeschäumt wird und die Legirung zum Gebrauche fertig ist. Sie ist schmiedbar und dehnbar und kann gezogen, gestampft, getrieben, in Pulver oder in Blätter geschlagen werden wie Goldblatt. In allen diesen Zuständen ist sie selbst durch gute Kenner vom Golde nicht zu unterscheiden, außer durch ihre geringere Schwere. Diese Legirung wird bereits in den Vereinigten Staaten vielfach angewendet.

Ein junger Mediziner wurde von seinen Examinatoren gefragt: „Heilen Wunden oft bei der ersten Behandlung?" und er antwortete: „Nicht, wenn der Patient reich und der Doktor arm ist."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Samstag, 8. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

8.

Der Spion.

Welche verzweifelnden Empfindungen mußten sich nicht in Kapitän Warbeck's Brust auf dem langen und beschwerlichen Marsche nach Erie regen? — Die demüthigende Situation, in der er sich befand, besonders die rohe Behandlung der ihn transportirenden Rangers, die es für ausgemacht hielten, daß er ein Spion sei, drückte ihn tiefer zu Boden, als die glühende Tageshitze und die körperliche Ermüdung; nur sein Stolz hielt ihn ab, seine Begleiter um Milde anzuflehen.

Halbtodt kam er erst zu später Abendstunde in dem Städtchen an und wurde dort ohne weitere Umstände in ein von einer Schildwache bewachtes kleines, viereckiges Gebäude auf einem entlegenen Platze eingesperrt, das wohl ehemals zu einem Spritzenhause oder dergleichen der Gemeinde gedient haben mochte. Es war ein kleiner Raum mit schießschartenähnlichen und unverschließbaren Luken in den nackten Seitenwänden, und sein ganzes Meublement machte nur eine halbverfaulte Schütte Stroh auf dem lehmigen, feuchten Fußboden aus.

Der Kapitän war geistig und körperlich zu sehr ruinirt, um auf diesem elenden Lager nicht sofort in tiefen Schlaf zu sinken; er hatte beinahe das Gefühl für sein trauriges Schicksal verloren. Er erwachte erst ziemlich spät am Morgen; die Sonnenstrahlen brachen sich eine schmale Bahn durch die kleinen Oeffnungen in den Wänden. Während man ihn höheren Orts vergessen zu haben schien, — denn Niemand hatte sich bisher um seine leiblichen Bedürfnisse bekümmert — nahmen die unteren Schichten der Soldateska ein recht lebhaftes, ihm aber höchst peinliches Interesse an seiner Person.

Schon bei seinem Erwachen hatte er ganz in seiner Nähe ein dumpfes Summen vernommen, dessen Ursprung er sich anfänglich nicht zu erklären wußte; da es sich aber bald zu Worten und Gelächter gestaltete, konnte er nicht mehr länger in Zweifel darüber bleiben, daß die müßigen, in dem Städtchen kantonnirenden Soldaten, die von der Einbringung eines Spions gehört haben mußten, sich haufenweise damit amüsirten, durch die vergitterten Fensterchen in seinen Kerker zu blicken und die rohesten Scherze über ihn zu machen.

Der Kapitän schauderte doch leise, wenn er sich mit dem Namen „Spion" belegen und von dem ihm sicheren Stricke sprechen hörte. Er mußte sich sagen, daß, wenn er auch dem über ihn niedergesetzten Untersuchungsgerichte seinen wirklichen Namen, Rang und die eigentliche Absicht seines Rittes mittheile, die Verkleidung, in der er ergriffen worden, doch unbedingt seine Behandlung als Spion rechtfertigen würde.

Das war eine ganz hoffnungslose Aussicht. Warbeck, der die militärischen Gesetze genau kannte, konnte sich seine Zukunft leicht ausmalen: noch im Laufe des Vormittags oder am Nachmittage vor das Kriegsgericht gestellt werden, eine Stunde später den Spruch, der aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Tod durch den Strick am ersten besten Baumaste lautete, vernehmen und in der Frühe des nächsten Morgens der sonnigen Welt mit Allem, was auf ihr noch das hoffnungsvolle Herz fesselte, ein Lebewohl für immer sagen müssen — das war Alles; und dann deckte ein Grab ohne Hügel und Kreuz die Leiche eines Mannes, dessen Namen ein schimpflicher Tod entehrt hatte.

Der Kapitän wurde sehr blaß bei dieser Ueberlegung; aber er biß sich auf die Lippen und faßte schnell den Entschluß: unter keinen Umständen seinen Namen und Stand zu nennen, damit sein ruhmloses Ende wo möglich nie seinen Freunden und

insbesondere nicht auf James Crotton's Farm bekannt würde.

Das Geräusch um das Lokal herum wurde plötzlich durch eine zornige Stimme draußen unterbrochen, die alle überflüssigen Gaffer fortwies und eine zweite Schildwache an das kleine Gebäude beorderte. Gleich darauf trat ein Adjutant, von einem Korporal begleitet, in den halbdunklen Raum.

Der Kapitän hatte sich bei seinem Eintritte erhoben. Der Adjutant würdigte ihn nicht des geringsten Grußes, sah ihn nur gleichgiltig und flüchtig an, befahl dem Korporal für seinen Lebensunterhalt zu sorgen und kündigte ihm schließlich sehr kurz an, daß er am Nachmittage auf Befehl General Morgan's vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde, um sich wegen des dringenden Verdachts der Spionage zu rechtfertigen. Dann beeilte er sich, den unheimlichen Raum zu verlassen.

Wirklich erhielt Warbeck bald darauf eine karge Kost, deren er nach der Anstrengung des vergangenen Tages sehr bedürftig war.

Den Rest der Zeit bis zu seiner Abholung benutzte er, sein Benehmen vor dem Kriegsgerichte genau zu überdenken und vorzubereiten.

Um 4 Uhr Nachmittags hörte er den militärischen Schritt und das Waffengeklirr eines kleineren Detachements vor seinem Gefängnisse. Wiederum wurde geöffnet und wiederum erschien jener Adjutant und bedeutete ihm kurz, ihm zu folgen.

Draußen vor der Kerkerthüre stand eine Sektion Fußschützen mit geladenen Büchsen zu seinem Empfange bereit. Sie nahmen den Arrestanten in ihre Mitte und, von dem Volke, sowie von den umherflanirenden Soldaten angegafft, ging der kleine Zug nach einem ziemlich ansehnlichen Gebäude auf dem Marktplatze, in dem der General sein Quartier genommen hatte und wo auch die Geschäfte seines Stabes erledigt zu werden pflegten. Ein Zimmer im Erdgeschosse war dem in Eile zusammenberufenen Kriegsgerichte eingeräumt worden, das aus 4 Offizieren unter Vorsitz eines Stabsoffiziers und dem Adjutanten als Ankläger bestand; ein paar Posten hatten die Ausgänge besetzt.

Der Kapitän, dem man schon seit seiner Einschließung die Fesseln abgenommen hatte, trat, zwar bleich, aber doch mit vollkommener, würdevoller Fassung und dem Ausdrucke eines feingebildeten Mannes vor seine Richter und verbeugte sich gemessen.

Sie waren sämmtlich eingeborene Amerikaner, die den Deutschen gerade nicht sehr günstig gesinnt zu sein pflegen. Nachdem Warbeck auf Befragen erklärt hatte, daß er die englische Sprache vollständig fertig verstehe und spreche und keines Dolmetschers bedürfe, begann das Verhör, das der Adjutant leitete.

„Wie heißen Sie?"

„Ich verweigere meinen Namen zu nennen, weil er durchaus keinen Einfluß auf das Urtheil des Gerichtshofes ausübt."

„Das heißt so viel, als im Voraus auf alle Vertheidigung verzichten," sagte der Adjutant nicht ohne leichte Verwunderung. „Wollen Sie denn eine solche nicht wenigstens versuchen?"

„Nein, sie würde unnütz sein."

„Sie geben also zu, daß Sie im Solde der unionistischen Partei sich durch unsere Vorposten zu schleichen versucht haben, um Nachrichten über unsere Stellung einzuziehen, Briefschaften oder Bestellungen in unsern Rücken zu tragen?"

„Ich leugne eine solche Absicht ganz entschieden," erwiederte Warbeck, sich stolz aufrichtend und seine Richter scharf ansehend. „Ich werde mich ohne Murren oder Klage in mein Schicksal fügen und erkläre hiermit feierlich vor Gott und vor Ihnen, daß ich an dem niedrigen Verbrechen, welches mir die Anklage zur Last legt, durchaus unschuldig bin, meine Herren."

„Sie haben also gar Nichts mehr anzuführen?" fragte der Präsident.

„Nichts, Sir."

Einer der Schützenposten, die an der Thüre placirt waren, hatte schon eine Weile Winke und Zeichen von Ungeduld von sich gegeben. Jetzt nahm dieser Mann seine Büchse militärisch auf und trat mitten in das Zimmer. Die Richter und alle übrigen Zeugen blickten den Mann ganz erstaunt an.

„Was wollt Ihr?" fragte der Stabsoffizier etwas unwirsch.

„Sir, ich bin im Stande, über die Persönlichkeit des Gefangenen sichere Auskunft zu geben und halte es für meine Pflicht, dies hier zur Anzeige des hohen Gerichtshofes zu bringen."

Der Kapitän war leise zusammengezuckt; er hatte sein Auge forschend auf das Gesicht des Soldaten gerichtet, der seine Blicke, wie beschämt, vor ihm niederschlagen mußte, und schien mit einer Erinnerung zu kämpfen.

„Nun, für wen haltet Ihr den Gefangenen?" fragte der Richter.

„Ich erkenne in ihm genau den Kapitän Warbeck von den Illinois-Jägern."

Die Offiziere blickten überrascht auf den Gefangenen, in dessen Wangen eine flüchtige Zornesröthe aufgestiegen war.

„Dieser Mensch lügt absichtlich oder er täuscht sich!" rief er heftig.

„Nein, ich bin meiner Sache zu gewiß," verantwortete sich der Schütze. „Ich habe bis vor einem halben Jahre in der Schwadron des Kapitäns Warbeck gedient; in Kentucky desertirte ich dann und ließ mich bei meinem jetzigen Korps anwerben —"

„Elender Verräther!" murmelte der Kapitän drohend für sich.

Der Soldat schwieg; er schien zu fühlen, daß er diese schmachvolle Bezeichnung verdient habe.

„Erkennen Sie das Zeugniß dieses Mannes an?" fragte der Präsident, dessen kleine, häßliche Augen, wahrscheinlich vor Freude, daß er über einen Unionistenoffizier werde aburtheilen können, funkelten.

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig," antwortete der Kapitän.

Der Präsident winkte dem Soldaten, der jedenfalls in einer Anwandlung von Reue die Absicht gehabt hatte, seinen ehemaligen Kapitän zu retten, abzutreten, dann wandte er sich wieder mit einem leicht hämischen Lächeln an den Kapitän:

„Ich fürchte, Kapitän Warbeck von den berittenen Illinois-Jägern, daß Ihr Name und Rang in der feindlichen Armee Ihre Lage nur noch verschlimmern kann."

„Ich hatte es Ihnen im Voraus gesagt, meine Herren Richter. Ich mag mich Ihnen gegenüber nicht darauf berufen, daß man eine ehrlose Handlungsweise eines Offiziers — möge er Freund oder Feind angehören — nur da voraussetzen sollte, wo sehr dringende Beweise ihn anklagen können."

„Der Fall scheint hier vorzuliegen," bemerkte der Präsident kalt.

„Sie irren, meine Herren. Nachdem ich gezwungen worden bin, meinen Namen zu nennen, schulde ich der Ehre desselben auch eine Erklärung meiner Handlungsweise. Ich werde dieselbe in wenigen Worten zusammenfassen. Ich bin seit einem Jahre mit einem jungen Mädchen, das auf der elterlichen Farm am Gasconadeflusse wohnt, öffentlich verlobt. Der Wunsch, sie auf wenige Stunden zu sprechen, verleitete mich zu dem Versuche, ungesehen Ihre Posten zu durchbrechen; ich hatte von meinem Vorgesetzten einen vierundzwanzigstündigen Urlaub genommen und hoffte, um diese Zeit längst wieder bei meiner Schwadron zu sein. Ich hatte weder Zeit noch Lust, mich um Ihre Stellung zu bekümmern, noch verfolgte ich irgend eine Nebenabsicht. Dies ist Alles, was ich zu sagen habe."

Die Richter blickten sich gegenseitig erstaunt und unschlüssig an.

„Das Gesetz muß seinen freien Lauf haben," bemerkte der Präsident. „Man führe den Gefangenen einstweilen bei Seite, bis ich ihn wieder rufen lasse. „Zur Berathung, meine Herren!"

Der Kapitän wurde auf eine Flurhalle geführt und wartete den Spruch ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Der Winter war vergangen, Louise aber noch unverheirathet. Ein furchtbares Nervenfieber hatte kurz nach Fernheim's Abgang das blinde Mädchen an den Rand des Grabes gebracht; die Schwester hatte es nicht über sich gewinnen können, Hochzeit zu halten neben dem Bette der Sterbenden, und Wallrode hatte sich dem Willen seiner Braut gefügt.

Mit dem Frühling schien eine Art von Genesung bei Emilien zu beginnen. Das Fieber hatte sie verlassen, aber statt dessen eine gänzliche Theilnahmlosigkeit, eine Art geistigen Schlafes sich ihrer bemächtigt.

Ihre lichtlosen Augen zu Boden gesenkt, saß sie Stunden und Stunden lang, ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Finger zu bewegen, und die einzige Person, die sie gern neben sich zu leiden schien, war Gottfried Riemke, der ihr die letzten Grüße Fernheim's gebracht hatte und diese ihr unzählige Male wiederholen mußte.

Der Assessor Walter, ein entfernter Bekannter der Familie, den ein Amtsgeschäft an jenem Abend in das Pfarrhaus, und der Wunsch, den Menschen zu sehen, der ihm nach einigen zufälligen Worten Wallrode's verdächtig erschienen war, in Fernheim's Zimmer geführt, hatte dem Pastor vom Fortgange des Fernheim'schen Prozesses, von der Abführung des Gefangenen nach Königsberg Nachricht gebracht.

Fernheim's Aussagen vor Gericht hatten den alten Geistlichen von aller Wissenschaft um seine Person freigesprochen, so daß dieser nicht einmal die Unannehmlichkeit eines Verhörs gehabt hatte Zudem konnte das Wanderbuch und die rechtzeitige, von dem Pfarrer auf dem Schulzenamt bewirkte Anmeldung des kranken Handwerksburschen, als vollständige Sicherung für seinen Gastfreund gelten. So hatte die Familie keine Verantwortung über ihre Samariter-Barmherzigkeit; aber großes, großes Leiden war dennoch für all ihre Mitglieder aus derselben erwachsen.

Das blinde Mädchen konnte man nach ihrer Krankheit für nicht viel mehr als eine arme Blödsinnige halten.

Das war sie indeß keineswegs, all' ihr Sein und Fühlen und Denken hatte sich gleichsam nur

nach Innen zurückgezogen und arbeitete dort in ununterbrochener Thätigkeit. — Sie war sich mit voller Deutlichkeit bewußt, daß sie nicht geliebt sei und es schien ihr, als ob dadurch ihr Leben gleichsam abgeschnitten wäre. Sie hoffte, sie wünschte, sie fürchtete nichts mehr für sich. Sie hörte, sie fühlte wenig von dem, was für sie gethan ward, was sich auf sie bezog.

Fernheim's Loos, die Möglichkeit seiner Rettung war der Punkt, um den sich ihr ganzes Sein konzentrirte.

Sie machte nicht Pläne, sie dachte nicht über deren Ausführung nach; — welche Mittel besaß auch ein blindes Kind, um in den Willen der Könige, in das Rad der Geschichte eingreifen zu können; — aber ihr ganzes Dasein war ein heißer, glühender Wunsch. Ihr Ich war auf diesen einzigen Punkt zusammengedrückt.

Sie würde jedes ihrer Glieder einzeln hingegeben haben ohne zu zucken, wenn sie dadurch Fernheim hätte befreien können, sie würde dafür tausend Tode gestorben sein.

Ohne ein einziges irdisches Mittel zur Erreichung des Zweckes, der ihr ganzes Sein ausmachte, griff sie mit aller Gluth ihrer jungen Seele gläubig in den Himmel; jede Minute in Emiliens Leben, jeder Athemzug ihrer Brust war ein Gebet für Fernheim.

Gottfried Riemke war der einzige Mensch, der den Schlüssel zu dem Heiligthum ihrer Seele zu besitzen schien. Seine Stimme erweckte sie bisweilen aus ihrem Schweigen und Brüten; mit ihm sprach sie, wenn sie sich mit ihm allein befand, und Schwester und Großvater thaten Alles was möglich und schicklich schien, um ihr Gelegenheit zu geben, ihren schweigenden Gefühlswogen den Ausfluß des Wortes zu gestatten.

Der Schäfer führte sie häufig hinaus auf ihr früheres Lieblingsplätzchen am Teiche, wo sie aus dem Munde des Großvaters zuerst von Fernheim's Anwesenheit gehört. Mit jenem edelherzigen Instinkt, der echter Liebe eigen, sprach er ihr hier von dem Gefangenen und malte alle entfernten Möglichkeiten zu seiner Rettung aus.

Sein Urtheil war bereits gesprochen. Es war im Juli des Jahres 1851. Es lautete auf lebenslängliche Einkerkerung, doch hatten ihn die Richter der Gnade empfohlen.

Gottfried hatte dem blinden Mädchen dies mitgetheilt, es schien sie wie ein elektrischer Schlag getroffen zu haben.

Sie zitterte heftig und große Thränen sammelten sich in ihren Augen.

„Ich habe zu Gott für ihn gebetet, alle Stunden und Minuten," sagte sie wie zu sich selbst, „ich möchte den König um seine Freiheit bitten."

„Der König ist ein Mensch und die ihn kennen, sagen, er sei gut, liebreich und freundlich; ja! ich will den König bitten, er möge eines seiner Mitgeschöpfe nicht verschmachten lassen, ohne Luft und Sonnenschein in einem Kerker."

Ach, arme Emilie! Gott ist allgegenwärtig und unsere Gebete finden ihn überall, aber der König ist fern in seiner Residenz, in seinem bewachten Schlosse, und außer Zeit, Raum und Verhältnissen trennt dich von ihm die schwarze Mauer deiner Blindheit.

Aber von diesem Augenblick schien ein neues Leben in Emiliens Seele eingekehrt zu sein.

Mit Lebhaftigkeit durchschritt sie wieder ohne Führer Haus, Hof und Garten, ja, sie wagte sich weiter hinaus als je in früherer Zeit, und kehrte dann von ihren Exkursionen mit glühenden Wangen, mit schlagenden Pulsen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein neues Leuchtgas.) Die HH. Tessier du Mothay und Maréchal in Paris haben ein neues Leuchtgas oder richtiger eine neue Beleuchtungsart entdeckt. Dadurch nämlich, daß sie gewöhnlichen Leuchtgasflammen Sauerstoff zuleiten, erzeugen sie ein Licht, zu dem sich das Gaslicht verhält, wie zu diesem das Oellampenlicht. Nach den in Paris angestellten Versuchen ist das neue Licht 60mal stärker, als gewöhnliches Gaslicht; man kann dabei auf 25 Schritte Entfernung lesen, und es kommt obendrein verhältnißmäßig viel billiger.

Der Präsident einer Lebens-Versicherungsgesellschaft behauptete, die Lebens-Versicherungsgesellschaften verlören Tausende von Dollars, weil eine der Fragen, die die Versicherten zu beantworten hätten, lautete: „Wie alt sind Sie?" „Das," sagte er, „schreckt viele Männer und fast alle Frauen zurück."

Eine amerikanische Zeitung bringt folgende Nachricht: „In Petersburg ist ein Mensch ins Gefängniß geliefert, der drei Frauen geheirathet und die Frechheit besaß, sich von der ersten die Hochzeitsweste für die dritte sticken zu lassen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Dienstag, 11. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Das Gerichtspersonal machte sehr ernste Gesichter, in den Mienen des Präsidenten, eines abgemagerten, gelbsüchtigen Yankees, lag sogar ein Ausdruck von Schadenfreude und Hohn.

Der als Präsident fungirende Stabsoffizier nahm aus der Hand des Adjutanten ein Papier und verlas das Urtheil; nach einer ziemlich langen Reihe von Förmlichkeiten wurde darin der sogenannte Kapitän Warbeck von den Illinois-Jägern der Vereinigten Staaten von Nordamerika der Spionage für überwiesen erklärt und den zur Zeit herrschenden Kriegsgesetzen gemäß zu Recht gesprochen, daß er am nächsten Morgen früh 6 Uhr zur Strafe und öffentlichen Warnung am Halse aufgehängt werden solle, bis daß er todt sei.

Die Richter bedeckten sich wieder und ließen sich nieder. Der Kapitän war außerordentlich bleich geworden, aber er behielt seine feste Haltung bei.

„Hat der Verurtheilte noch eine letzte Bitte an uns zu richten?“ fragte der Präsident.

„Ich fürchte, daß sie vergeblich sein wird,“ erwiederte der Kapitän — „aber ich will sie wenigstens nicht versäumen. Ich, der ich diesem Richterspruche unschuldig unterliege, richte die dringende Bitte an den General Morgan, daß er die Exekution durch den Strick mit der durch die Kugel vertausche.“

„Man wird Ihr Gesuch dem General vorlegen,“ sagte der Präsident achselzuckend; — „vergessen Sie indessen nicht, daß das Gesetz klar spricht.“

Auf einen Wink wurde der Gefangene abgeführt; man brachte ihn, wie man ihn geholt hatte, wieder in sein Gefängniß. Der Korporal, der mit seiner Besorgung beauftragt war, brachte ihm bald etwas gewähltere Speisen als vorher — die Henkersmahlzeit.

Der Kapitän vermochte Nichts anzurühren; die Kehle war ihm wie zugeschnürt, seine Gedanken weilten ganz anderswo; zuweilen griff er nach der Stirne, als wolle er einen bösen Traum verscheuchen.

Nach einer Stunde kam der Adjutant zu ihm und kündigte ihm an, General Morgan habe sein Gesuch, die Kugel zu erhalten, verworfen. Auf die Bitte Warbeck's, ihm Schreibmaterialien zu gestatten, damit er seiner Braut ein letztes Lebewohl sagen könne, gab er eine abschlägige Antwort und ging wieder. [illegible] Gefangene fühlte seine bisher gewaltsam aufrecht erhaltenen Kräfte schwinden. Er warf sich wieder auf sein elendes Strohlager und bedeckte das Gesicht mit den Händen; seine Stirne brannte und dennoch schüttelte den ganzen Körper ein eisiger Frost.

Seine Gedanken verwirrten sich; Jenny in ihrer friedlichen Häuslichkeit, Scenen aus dem wilden Kriegsleben, der Lieutenant v. Steinbach in seiner Hütte, endlich der Galgen mit dem Stricke, der für seinen Hals bestimmt war — Alles schwebte vor seinem geistigen Blicke auf und nieder und wogte durcheinander. — Der Kapitän war dem Wahnsinn nahe. Da trafen sein Ohr plötzlich Töne, die ihn gewaltsam in die Wirklichkeit zurückführten; er richtete sich auf dem Ellenbogen auf und, während er lauschte, verklärte ein Strahl der Hoffnung sein Gesicht.

In der Entfernung hörte man das bekannte Trompetensignal „Generalmarsch“, andere Trompeten und Infanteriehörner nahmen es schnell auf und trugen es weiter, die Trommeln begannen zu wirbeln. Zwei Minuten später ertönte die ganze Stadt von kriegerischem Lärm; der Gefangene konnte in seinem Kerker hören, wie man draußen schreiend und rufend hin- und herlief, wie militärische Abtheilungen in schnellem Taktschritt umherzogen und einzelne Reiter in Carrière vorbeisprengten.

Seine Wangen rötheten sich, seine Augen wurden wieder klarer.

Waren die Unionisten auf Erie vorgedrungen? Konnte nicht ein für sie glückliches Gefecht ihn noch vor dem fast gewissen Tode retten? — O, die Hoffnung versteht so süß zu schmeicheln!

Aber die beiden Schildwachen vor dem Gefängnisse gingen nach wie vor ruhig auf und nieder.

9.

Die Ronde.

Die Unionisten hatten in der That ihre Streitkräfte südlich von Jefferson zusammengezogen und einen plötzlichen Angriff auf die früher erwähnte, vom Osage umflossene Halbinsel gemacht. Sie waren so überraschend und so schnell vorgerückt, daß sie die Vortruppen schnell über den Haufen geworfen hatten und Erie selbst bedrohten; die Folge davon war der Allarm daselbst und das Ausrücken der dortigen Besatzung.

Einer der hartnäckigsten Kämpfe entspann sich trotz der immer tiefer einbrechenden Dunkelheit; wenn er nicht zu den geschichtlich berühmteren gezählt wird, so liegt dies sowohl in der geringen Wichtigkeit seines Resultats, als daran, daß nur Streifkorps dabei betheiligt waren, während die Hauptarmeen viel weiter im Osten operirten.

[illegible] Punkten mit Uebermacht über den Fluß zu gehen. Die Konföderirten wußten dies aber durch Wunder der Tapferkeit zu verhindern. Man kämpfte die ganze Nacht hindurch und mit Tagesanbruch stand man sich noch, bis zum Tode ermüdet, dicht gegenüber, in jedem Augenblicke bereit, das Gefecht von Neuem aufzunehmen.

Unter solchen Umständen dachte Niemand an den zum Tode verurtheilten Spion; das über ihn verhängte Urtheil wurde von selbst ausgesetzt. Ob dies eine Vergünstigung für Kapitän Warbeck genannt werden konnte, muß sehr dahin gestellt bleiben; denn, nachdem es den Unionisten einmal nicht gelungen war, die Stadt Erie im ersten Ueberfall zu nehmen, ließ sich auch nicht voraussetzen, daß sie später ihre Gegner so rasch zurücktreiben würden, daß diese ihren Gefangenen im Stiche ließen. Warbeck's Gemüthsqualen schienen also nur verlängert werden zu sollen, und fiel es nur einem Offizier des Stabes ein, sich seiner zu erinnern, so ließ sich wohl annehmen, daß sein Urtheil ohne Weiteres vollstreckt werden würde; — das Richtschwert schwebte also, wie man sagt, an einem seidenen Faden über ihm. Ihm selbst war diese Ungewißheit so entsetzlich, daß er sich sehnlichst die Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, herbeiwünschte.

Im Laufe des folgenden Tages kam es zu neuen vereinzelten Scharmützeln zwischen beiden Parteien, bei denen keine besondere Vortheile errang. General Morgan, der an Truppenzahl schwächer war, benutzte diesen Tag, so viel der detachirten Abtheilungen als möglich an sich zu ziehen; so erhielten auch die Texas-Rangers, die bei Lisleton standen, den Befehl, sich schleunigst mit dem Hauptkorps zu vereinigen, während ein anderes kleines Korps bei dem Eisenbahnübergange zurückblieb; zwischen diesem Punkte und Erie war der Fluß zu reißend und breit, um dem Feinde leicht einen Uebergang zu gestatten, hier genügten ein paar Beobachtungsposten.

Schon am Abend nach dem nächtlichen Gefechte, das übrigens auch bei der Eisenbahnbrücke eingeleitet, von den Konföderirten aber zurückgeschlagen worden war, trafen die Texas-Rangers nach einem Eilmarsche auf ihren leichten Pferden bei Erie ein.

General Morgan hielt sich jetzt hier für stark genug, und Alles kam allmälich wieder in das ruhige Geleise, obgleich man sich noch immer gefechtsbereit und gefechtslustig gegenüberstand.

Auch des Spions erinnerte man sich wieder und ein Tagesbefehl setzte seine Exekution auf den nächsten Morgen fest; Warbeck hatte also nicht mehr als einen Verzug von 24 Stunden gewonnen.

Der Lieutenant v. Steinbach, der sich in dem unruhigen Getümmel wieder ganz zu Hause fühlte, hörte den Parolebefehl von seinem Wachtmeister höchst gleichmüthig vorlesen. Er wurde gerade nicht in die beste Laune durch die Anordnung versetzt, daß er mit seiner Schwadron die nächsten 24 Stunden lang die Stabswache in Erie bilden solle. Aber plötzlich horchte er hoch auf und verlangte heftig, daß der Wachtmeister noch ein Mal lese:

„Die Exekution des als Spion überführten und vom Kriegsgerichte zum Tod durch den Strick verurtheilten sogenannten Kapitän Warbeck von den Illinois-Jägern findet morgen früh 6 Uhr statt; die Texas-Rangers stellen dazu ein Kommando von einem Offizier, drei Sergeanten und Korporalen und dreißig Jägern; der Profoß des Korps hat die Hinrichtung zu vollstrecken."

Der Lieutenant sprang mit allen Anzeichen hoher Erregung zur großen Verwunderung seines Wachtmeisters auf und schnallte sich ohne Weiteres den Pallasch um; dann ergriff er seine Mütze und stürzte, den alten Soldaten verdutzt stehen lassend, fort.

Eine Viertelstunde später wußte Lieutenant von Steinbach ganz genau, welches Mißgeschick den Verlobten Jenny Crotton's betroffen habe und schlug sich bei dem Gedanken, daß er selbst sehr viel dazu beigetragen, ärgerlich vor die Stirne. Hatte er

Jenny nicht heilig versprochen, Warbeck wie seinen Bruder zu behandeln, wenn er mit ihm zusammen kommen sollte? Und jetzt war er es gerade, der ihn, wenn auch absichtslos, an den Strick geliefert hatte. Er begriff, daß eine unüberwindbare Schranke zwischen ihm und Eva aufgebaut sei, wenn Warbeck jetzt seinem traurigen Schicksal unterliegen müsse.

„Es geht nicht, es darf nicht sein!" murmelte der Lieutenant erregt, „ich muß ihn retten, muß mein Wort halten. Mein Gott, hattest du denn meine Augen mit Blindheit geschlagen, daß ich Warbeck nicht unter seiner Verkleidung erkannte? Man möchte sich vor Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf schießen!"

Daran dachte der Lieutenant aber doch nicht ernstlich; er, ein geborener Abenteurer, entwarf vielmehr weit hinausgreifende Pläne.

Warbeck ein Spion? fragte er sich. Welche wahnsinnige Idee. Es wäre eine Schande für die sämmtlichen konföderirten Streiter, wenn sie solch unschuldiges Blut vergießen sollten!

Nachdenklich ging er weiter, allmälich aber wurde er heiterer, und schließlich lächelte er mit seiner ganzen, etwas leichtfertigen Ungezwungenheit.

Am Nachmittag rückte seine Schwadron in Erie ein; kaum dort einquartiert, ließ er den alten Sergeanten Lazar und den Schwaben Friedrich Wohlgemuth, diese beiden Leute, auf die er sich ganz verlassen zu können glaubte, zu sich kommen und hatte eine wohl mehr als einstündige Unterredung mit ihnen. Als er sie wieder entließ, schien er sehr zufrieden zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Eine andere seltsame Eigenthümlichkeit entwickelte sich in dem jungen Mädchen zum Erstaunen ihrer Angehörigen, eine Art von Gier nach Geldbesitz.

Sie zählte oft den Inhalt ihrer Sparbüchse, sie befühlte den Pfandbrief von 100 Rthlr., ein Pathengeschenk des früheren Gutsherrn für sie.

Schweißtropfen standen dann auf ihrer Stirne, ihre Wangen glühten, ihre Hände fühlten sich eisig an.

Ihre Verwandten beobachteten sie genau, sie hielten ihren Zustand für ausbrechenden Wahnsinn. Wußte sie sich beobachtet, so hielt sie sich möglichst ruhig, aber sobald sie sich allein glaubte, warf sie sich auf die Kniee, rang die Arme zum Himmel empor und richtete ihre lichtlosen Augen nach oben, während Thränen heiß und rasch ihr zartes Gesicht überströmten.

Nicht selten verfiel sie mitten am Tage in eine Art von Verzuckung, dann sprach sie mit Fernheim wie mit einem Anwesenden, sie tröstete ihn über seine Kerkerschaft und Einsamkeit und versprach ihm mit glühenden Worten, ihn der Freiheit wiederzugeben und müßte sie dafür ihr Leben opfern.

Wunderschönes Wetter begünstigte die zur Zeit eben eingetretene Heuernte. Das ganze Personal des Pfarrhauses befand sich, bis auf den alten Großvater, der in einer Gartenlaube seinen stillen Studien oblag, den größten Theil des Tages auf den Teichwiesen, und die Blinde war ihren Träumen und Wünschen mehr als je überlassen.

Mit sicheren Schritten ging sie dann durch Haus und Garten, ging bis nach dem Walde, und die Eiche, unter der Fernheim vor einem Jahre sterbend lag, war noch nicht das letzte Ziel ihrer gefahrvollen Wanderung.

Auf der Landstraße durch den Wald schreitend, horchte sie mit vorgezogenem Kopfe auf das Rauschen der Bäume, prüfte mit den Händen die Beschaffenheit des Weges, ging, die Arme vorstreckend, bis an die Grabenränder zu beiden Seiten, und kehrte dann wieder zu den Pfaden zurück, die, zwischen dem mittleren breiten Fahrweg und den Gräben liegend, von Fußgängern am häufigsten betreten werden.

Ueber ihr rauschten die alten, prächtigen Eichen, der Moosteppich des Waldes, mit tausend Blumen gestickt, trug ihr seine süßen Düfte zu, die Vögel schauten zwitschernd und neugierig auf das schöne Geschöpf, das unsicher unter den Zweigen, auf denen sie sich fröhlich wiegten, dahin schritt. Das Eichkätzchen guckte aus grünem Blättergewirr auf sie herab und schlüpfte vor ihr her von Baum zu Baum, als möchte es ihr den Weg weisen.

Emilie sah und bemerkte von all dem was neben ihr lebte, blühte und sich freute, nichts. Sie wandelte dahin und nicht blos die dunkle Sammtdecke der Blindheit trennte sie von der Schönheit der sie umgebenden Schöpfung. Alle ihre Sinne hatten sich gleichsam nach innen gezogen und die Außenwelt existirte für sie nur als ein dunkles, unerkennbares und nicht zu beseitigendes Hinderniß dessen, was sie wollte und erstrebte.

Aber diese Seele war der Verzweiflung unzugänglich. Ein ewiges Licht strahlte in die irdische Finsterniß derselben, das Licht eines kindlichen und festen Glaubens an die Hilfe und Einwirkung Gottes.

Auf einem Stein am Wege sitzend, fand sie in einer Nachmittagsstunde der Schäfer Gottfried, der seine Heerde quer durch den Wald trieb.

„O Jungfrau Emilie!“ sagte der junge Mann, „wie nur kommen Sie hierher, so fern vom Hause und so einsam. Es ist fast eine Viertelmeile von hier bis zum Dorfe und wie wollen Sie den Weg zurück finden?“

Sie schrack zusammen. — „Du bist Gottfried,“ sagte sie dann, sich beruhigend, „fürchte wegen meiner Heimkehr nichts, ich kenne jeden Tritt von hier bis unter Großvaters Dach, auf diesem Weg bin ich nicht mehr blind.“

„Aber warum gehen Sie überhaupt so weit vom Hause fort, werthe Jungfrau?“ entgegnete der Schäfer, in dessen klarem, hellblauen Auge sich ein Thränentropfen sammelte, „es bricht mir das Herz, wenn ich Sie so allein durch den Wald schweifen sehe, Sie, die der liebe Gott nach seinem Willen recht eigentlich bestimmt hat, wie eine feine Blume auf einem Fleckchen zu blühen und von Allen, die neben Ihnen sind, gepflegt und geschätzt zu werden.“

Emilie hob das große, lichtlose und doch so hell strahlende Auge zu dem Schäfer empor.

„Gottfried,“ sagte sie und ihre Stimme klang feierlich, „denkst Du des Tages, da Großvaters goldner Trauring, mit dem Louise aus kindischem Uebermuth gespielt, in den Teich gefallen war? — Weißt Du es noch, wie ich damals verzweifelt am Ufer kniete und Gott bat, er möge das Wasser des Teichs zurückziehen, damit Jemand, dem er die Gnade des Augenlichtes geschenkt, das Kleinod sehen und finden, und dem geliebten Großvater wiederbringen könnte, den der Verlust desselben — und noch dazu herbeigeführt durch die Unart seines Kindes — tief schmerzen mußte? Gott zog das Wasser nicht zurück! — es geschahen keine Wunder mehr, so glaubt Ihr; aber nachdem ich und wir Alle die ganze Nacht nicht geschlafen, ging ich in der Morgenfrühe mit nackten Füßen in den Teich und trat so Fuß vor Fuß auf dem feinen feuchten Sande umher; ich fühlte den Ring an meiner Sohle, bückte mich und brachte ihn Euch und das Wunder war geschehen.“

Gottfrieds Heerde hatte sich unterdeß an der andern Seite des Weges unter den Bäumen zerstreut. Mit ernstem Gesicht setzte der Schäfer sich dem blinden Mädchen gegenüber auf den Rasen am Rande des trocknen Grabens.

Erdbeeren hingen korallenroth neben den gelben, feinen Blüthen des Vogelklees und den zierlichen blauen Waldglöckchen, die, wie die Dorfkinder sagen, in der Johannisnacht den Sommer einläuten.

Zu seinen Füßen lag, den Kopf auf die Vorderpfoten gedrückt, der zottige Hund. Eine uralte Eiche breitete von der andern Seite des Grabens ihre dichten, grünen Zweige wie ein Dach über die Sprechenden, und Sonnenstrahlen huschten durch dasselbe und jagten sich wie neckende Elfen in goldenen Gewändern auf dem grünen, mit Blumen und Früchten geschmückten Bodenteppich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Französische Blätter erzählen folgendes ergötzliche Pröbchen einer Reklame: Gelegentlich eines vor Kurzem in Marseille abgehaltenen Jahrmarktes sprach ein nach ostindischer Art gekleideter Mann zu den zahlreich anwesenden Käufern der Umgebung: „Wenn die launenhafte Glücksgöttin Jemanden helfen will, hilft sie ihm auch im Schlafe. Seht, ich war als armer Junge einer der niedersten Diener eines reichen Engländers in Kalkutta. Eines Tages ging ich am Ufer des Ganges spazieren, als ich ein junges Mädchen gewahrte, das von einem golddurchwirkten Seidenschleier ganz bedeckt, am Ufer des Flusses Blumen pflückte. Sie schien mir eine vom Himmel herabgestiegene Göttin zu sein. Plötzlich glitt sie aus und fiel in das reißende Wasser; ich stürzte mich ihr nach und rettete sie. Am Ufer angelangt, war ich noch unentschlossen über Das, was ich mit dem Mädchen beginnen sollte, als ich plötzlich eine Reiterschaar heransprengen sah. Einer derselben, der ganz mit Edelsteinen übersäet war, sprang, als er das gerettete Mädchen zu meinen Füßen gewahrte, vom Pferde, umhalste und küßte mich und sagte unter Thränen: „Edelmüthiger Jüngling, Du hast meine Tochter vom sicheren Tode gerettet, nach dem Gesetze gehört Dir die Hälfte meines Reiches, komm', ich bin bereit, Dir sie abzutreten.“ — „Majestät, in Frankreich ertheilt man für die Rettung eines Ertrinkenden 25 Fr., größtentheils aber unternimmt man dieselbe aus Menschenliebe, das war bei mir der Fall, weßhalb ich auf jede Belohnung verzichte.“ — „Dies kann ich nicht gestatten,“ erwiederte der König, „die Schuld der Dankbarkeit wäre eine zu große Last für mich, ich muß Dich belohnen.“ — „Nun gut,“ sprach ich zu ihm, „wenn es durchaus eine Belohnung geben soll, so bitte ich um das Rezept für die Bereitung des Pulvers zum Putzen des Messings.“ Natürlich erhielt ich es gleich und nun biete ich, verehrteste Zuhörer, dasselbe zum Kaufe an. — Und der Absatz des Pulvers war ein außerordentlicher.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Donnerstag, 13. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Dem Kapitän Warbeck war zum zweiten Male die Vollstreckung seines Urtheils angekündigt worden; er hatte dies in halber Geistesabwesenheit vernommen. Die abermals so bitter getäuschte Hoffnung hatte ihn gewaltig angegriffen, er hielt nur noch den einen Gedanken aufrecht, daß er seinen Feinden durch Fassungslosigkeit in seinen letzten Augenblicken nicht einen Triumph bereiten dürfe.

Die Stunden, die ihm am Tage im Schneckengange dahingeschlichen waren, begannen sich mit Einbruch der Dunkelheit zu jagen; jedesmal, wenn die nahe Thurmuhr die Stunde schlug, erinnerte er sich mit Schaudern, daß sein Leben um eine der wenigen ihm noch zugemessenen Stunden kürzer geworden sei; dann dachte er an Jenny und seufzte aus qualvoll gepreßter Brust tief auf. Er hoffte jetzt gar Nichts mehr.

Es war 1 Uhr Morgens und längst eine Todtenstille in dem Städtchen eingetreten, als ein Mensch unter lautem Selbstgespräche, wie es nur ein stark Berauschter zu führen pflegt, gerade auf das kleine Gefängniß, um das die beiden Posten mit dem Gewehre im Arme auf- und abschritten, zutaumelte. Diese erkannten, als er näher kam, in ihm einen Texas-Ranger, der sich vor Trunkenheit kaum noch auf den Füßen erhalten konnte.

Betrunkene waren in beiden amerikanischen Armeen nichts Neues; die Irländer und Deutschen leisteten darin, aller Strafen ungeachtet, Außerordentliches. Die beiden Schildwachen fanden sich daher auch geneigt, ihrem Kameraden zu verzeihen und ihm gefällig den weiteren Weg zu weisen, aber der Ranger schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, nicht vom Platze zu weichen, denn er verlangte lallend, zu dem „verdammten Spion" gelassen zu werden, weil er das Bedürfniß fühle, ihn sofort eigenhändig aufzuhängen.

Die Posten lachten über diese fixe Idee, aber die Zudringlichkeit des skandallustigen Trunkenboldes wurde ihnen doch bald lästig; sie drohten ihm mit Arretirung, aber er schien nicht aufgelegt, zu hören. In seinem schwäbischen Dialekte schwatzte er so viel unsinniges Zeug, daß er unleidlich wurde.

Endlich wurde es einem der Posten zu viel; er nahm den betrunkenen Burschen und schleppte ihn trotz seines Widerstandes nach der nächsten Wache.

Kaum hatten diese Beiden den Marktplatz verlassen, so ertönte auf demselben ein anderer fester Schritt und eine neue militärisch gekleidete Gestalt erschien. Sie hatte sich tief in einen Mantel gehüllt.

„Halt! Werda?" rief die Schildwache vor dem Gefängnisse mit gefälltem Bajonett an.

„Offizier der Ronde!"

„Parole?"

„Parole ist Pittsburg!" war die Antwort. „Alles in Ordnung?"

Der Posten schulterte und präsentirte, wobei er denn dienstlich meldete, daß sein Kamerad soeben genöthigt gewesen sei, einen betrunkenen Texas-Jäger, der sie belästigt, zu arretiren.

„Ich will den Gefangenen revidiren," sagte der Offizier mit kurz herausgestoßener rauher Stimme. „Ihr habt doch den Schlüssel bei Euch?"

„Ja wohl, Sir; hier ist er. Und hier befindet sich eine Laterne, die bei der Revision dienen soll."

„Gut, zündet sie an."

Die Schildwache nahm die Büchse bei Fuß, langte die Laterne von dem Nagel über der Thüre herunter und zündete sie an; dann übergab er sie, wie vorher schon den Schlüssel, dem Ronde-Offizier.

Der Letztere gebot dem Manne, seine Runde fortzusetzen, schloß die Thüre auf und trat, mit der trübe brennenden Laterne in der Hand, ein.

Der Gefangene hatte nicht geschlafen; er hatte das Gespräch draußen wie im Halbtraume gehört. Als seine Kerkerthüre geöffnet wurde, brachte er sich auf seinem Lager in sitzende Stellung.

Der Ronde-Offizier stellte die Laterne auf die Erde und trat dicht an den Gefangenen heran. Seinen Mantel etwas lüftend, zeigte er dem Erstaunten das Gesicht des Lieutenants v. Steinbach und redete ihn mit gedämpfter, natürlicher Stimme an: „Sie sind der Kapitän Warbeck, der Verlobte von Miß Crotton?"

Der Kapitän hatte den ihm verhaßten Lieutenant sofort erkannt und ein bitterer Zug spielte um seinen Mund; stolz und kalt fragte er:

„Kommen Sie, der mich hierher gebracht hat, mich noch in meinen letzten Augenblicken zu verhöhnen? Wollen Sie Ihre Schuld an die Crotton'sche Familie dadurch vielleicht abtragen?"

„Sprechen Sie nicht so laut, Kapitän Warbeck," erwiederte der Lieutenant ruhig, — „die Schildwache draußen könnte uns hören. Ich komme weder hierher, um Sie zu verhöhnen, noch um Sie zu revidiren, denn ich bin gar nicht der Ronde-Offizier des Tages, — sondern ich komme, um Sie zu befreien."

Der Kapitän blickte ihn ungläubig an.

„Sie bemerkten ganz richtig, daß ich der Familie Crotton auch großen Dank schuldig sei; ich will einen kleinen Theil desselben abzutragen versuchen. Hätten Sie sich mir bei Lisleton anvertraut, so würden Sie nicht hier sein. Ich kann Ihnen auf das Heiligste versichern, daß ich Sie damals nicht gekannt habe."

„Und Sie würden dann —"

„Sie gewiß nicht arretirt haben. Aber lassen wir das, Kapitän Warbeck, die Zeit drängt. Hören Sie mir gefälligst genau zu. Ich werde sogleich wieder dieses abscheuliche Loch verlassen und die Aufmerksamkeit des einen Postens abzulenken wissen, der andere ist bereits durch eine List entfernt. Ich werde die Thüre hinter mir nur scheinbar verschließen und Sie haben sich zu beeilen, mir zu folgen und, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, die Flucht quer über den Platz hinweg zu nehmen. In der ersten Querstraße werden Sie den alten Sergeanten, der Sie arretirte, mit einem Handpferde versehen, finden; er wird Ihnen eine Rangersuniform geben und Sie müssen sich ihm dann ganz überlassen, indem er Sie aus dem Bereiche unserer Truppen geleitet. Kommen Sie nächstens zu James Crotton, so grüßen Sie ihn und die Damen von dem Lieutenant v. Steinbach."

Der Kapitän hatte ihm wie in halbem Traume zugehört; seine Brust hob sich vor Entzücken, die Freiheit wieder kosten zu sollen.

„Und Sie, Lieutenant? — was wird aus Ihnen?" fragte er mechanisch.

„Ich hoffe nächstens Kapitän zu werden," erwiederte der Lieutenant lachend. „Aber nun vorwärts, Kapitän Warbeck!"

Er reichte Warbeck seine Hand, die dieser warm drückte, und verließ das Gefängnißlokal.

Der Posten kam herbei, um ihm die Laterne zu halten; während der Lieutenant sie ihm aber reichte, ließ er sie absichtlich fallen, so daß die Scherben zersplitterten und die Flamme erlosch.

„Alle Teufel, das war ungeschickt!" rief der Lieutenant verstellt.

Der Soldat bückte sich, um die Laterne aufzuheben; inzwischen that der Lieutenant, als ob er den Schlüssel ein paar Mal im Schlosse umdrehe, und reichte ihn dann der Schildwache zurück.

„Hört einmal," sagte er, langsam um das Gebäude herumgehend, so daß der Posten ihm zu folgen genöthigt war — „es sind beim Stabe Nachrichten eingegangen, daß die Freunde des Spions in den ersten Morgenstunden die Absicht haben sollen, ihn durch List zu befreien. Ich glaube kaum an die Wahrheit dieses Gerüchtes, indessen empfehle ich Euch und Eurem Kameraden ganz dringlichst besondere Vorsicht."

Der Lieutenant sprach noch ein Weilchen so fort, dann grüßte er militärisch kurz den salutirenden Posten und ging davon.

Der Befreite saß schon längst im Sattel und trabte an des alten Lazar Seite, der überall, wo es nöthig war, die richtige Parole gab, sehr erleichterten Herzens zur Stadt hinaus.

Das Verschwinden des Gefangenen wurde erst anderthalb Stunden später entdeckt, als der wirkliche Rondeoffizier zur Visitation eintraf. Bei den gemischten Truppentheilen, welche den Dienst thaten, war es unmöglich, daß jeder Soldat die Offiziere vom Tagesdienste persönlich kennen konnte; die Schildwachen wollten daher gar nicht die zweite Ronde stellen.

Hierbei überzeugte man sich denn allerseits zur größten Bestürzung, daß die Thüre des Gefängnisses nur angelehnt und der Gefangene dann sofort entflohen sei.

Die Meldung ging sogleich an den General ab; dieser aber gestattete nicht, Lärm zu machen und den Flüchtling zu verfolgen.

Man begnügte sich daher mit der Vernehmung der beiden Posten und schloß daraus, der falsche Rondeoffizier sei ein verkleideter Unionist gewesen,

der sich in das Cantonnement einzuschleichen und sich die richtige Parole zu verschaffen gewußt habe.

Der Lieutenant v. Steinbach selbst aber lachte sich in das Fäustchen und war herzlich froh.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Wohl hätte ein Vorübergehender Emilien für die zarte Waldfee halten können, die an der Grenze ihres Gebietes dem Hirten Lehren gibt zum Besten seines Hauses und seiner Heerde.

Der Ausdruck tiefster Aufmerksamkeit, fast der Andacht, lag auf dem frischen und treuherzigen Gesicht des Mannes, während eine göttliche Begeisterung sich in den feinen Zügen des blinden Mädchens spiegelte.

„Und auf welches Wunder harren Sie, werthe Jungfrau, hier am wilden Wege?" fragte der Hirt, als sie schwieg.

„Auf das Wunder der Befreiung Fernheim's! und ich harre nicht darauf, ich will es bewirken. Ich will fort, Gottfried, fort nach Berlin, zum Könige. Gott hält die Herzen der Fürsten in seiner Hand, er ist die Leuchte der armen Blinden. Ich will den Weg finden, Fernheim zu erretten, und ich werde ihn finden und läge Berlin am andern Ende der Erde."

„Ach, liebe Jungfrau Emilie! meine liebe, gute Gespielin! Sie würden vielleicht Berlin erreichen, denn die Post bringt Sie jetzt in wenigen Tagen dorthin, aber den König finden Sie da nicht, der ist auf einer Reise und am dritten August wird er in Königsberg sein zur Einweihung des Standbildes seines Vaters."

Das blinde Mädchen sprang empor und legte ihre Hand auf des Schäfers Schulter.

„Das ist der Finger Gottes," rief sie mit dem Ausdruck höchster Begeisterung. „Dorthin, Gottfried, kann ich in kurzer Zeit gelangen, dorthin werde ich gehen, und den Weg nach Schippenbeil, wo die Post mich aufnimmt, wirst Du mich führen."

„Ach, denken Sie daran nicht, armes Kind," sagte traurig der Landmann, „das wäre Alles, Alles umsonst. Es sind schwere Zeiten, der König ist erzürnt, Sie könnten nicht zu ihm gelangen und wenn Sie neben der Thür seines Zimmers ständen. In der Welt ist's anders, als in Ihrem Märchen, wo die Engel und die Feen alles Gute in Schutz nehmen und jedem redlichen Willen helfen, und wo der liebe Gott zu denen hintritt, die ihn anrufen und ihnen die Hand reicht und ihnen von Mund zu Munde spricht."

„Lästere nicht," rief Emilie, indem sie, die Arme zum Himmel ringend, auf dem Rasen niederkniete. „Du gabst mir, mein Gott, das erste Zeichen deines Schutzes und deiner Gnade, indem du mir das Ziel, nach dem ich strebe, mit allmächtiger Hand um so näher rücktest. Führe mich, führe mich ihm weiter entgegen, laß es mich erreichen und nimm mein Leben auf Erden, nimm, wenn es sein muß, deinem Geschöpf die Hoffnung der Ewigkeit. Ich will von dir keine andere Seligkeit als die, ihm geholfen zu haben. Ich erbete mir keine andere Erkenntniß als die, daß er frei ist. Gott mein Gott! Leuchte der Blinden, Stab der Schwachen, Reichthum der Armen, sei bei mir, laß mich ihm Freiheit geben und dann in deinem All zerrinnen, dem Thautropfen gleich, den die Sonne trinkt, wenn er die Blume gelabt hat."

Ein Beben rann über den Körper des betenden Mädchens, sie erbleichte, neigte sich plötzlich vorn über und sank ohnmächtig auf die Kniee des Schäfers, der sie mit den Armen auffing.

Einen Moment klopfte das Herz des Mannes wild in seiner Brust, aber auch nur einen Moment. Seit seiner Kindheit hatte er das seltsame, schöne, unglückliche Mädchen mit einer fast vergötternden Liebe geliebt, die das höchste Mitleid ohne eine Beimischung von Neid oder Scheu in sich schloß.

Jetzt hielt er sie in seinen Armen und ihm war's, als ob Gott sie so plötzlich an seine Brust gelegt, seinem Schutz übergeben hätte.

Er drückte sie nicht an sich, er sah mit unendlicher Barmherzigkeit auf sie nieder, und als sie sich erholte, als der Athem in ihrer Brust, die Farbe auf ihren Wangen wiederkehrte, sagte er mit fester Stimme: „Herzliebe Jungfrau Emilie! ich werde Sie nach Königsberg begleiten."

Sie zog die Hand an ihre Lippen; zu sprechen war sie nicht fähig, aber ruhig schritt sie dem Dorfe entgegen, und war in dem stillen Pfarrhause, ehe noch die Arbeiter von der Wiese heimkehrten.

Von dieser Stunde an war sie ruhiger. Sie stellte ihre weiten, einsamen Spaziergänge ein, durfte sie doch jetzt sich nicht üben, den Weg in ihrer Dunkelheit zu finden: Gott hatte ihr einen Führer gegeben. Sie achtete wieder auf die Worte ihrer Verwandten und zeigte besonders lebhaften Antheil, wenn Louise oder Wallrode die Zeitungen vorlas.

Ihren kleinen Geldvorrath hatte sie zu einem Bündelchen sauberer Wäsche und ihrem besten Anzuge in eine Reisetasche gethan, die verschlossen in dem gemeinsamen Schlafzimmer der Mädchen stand.

Am 28. Juli erwachte Louise später als sonst gewöhnlich, das Bett ihrer Schwester war leer. Es wunderte sie nicht, denn Emilie machte oft frühe Spaziergänge; seltsam schien es, daß auf dem Tische ein Brief lag, den sie am Abend dort nicht gesehen, auch vermißte sie jene Reisetasche.

Der Brief war an sie gerichtet und von einer großen und festen Handschrift. Er lautete:

„Meine Schwester!

„Erschrick nicht und fürchte Dich nicht, ich gehe einen Weg, den ich gehen muß, der zum Guten führt, auf den mich Gottes Wille und mein Herz treibt. — Ich bin nicht ohne Schutz, denn ein treuer Freund begleitet mich. Bitte den Großvater, mir seinen Segen mitzugeben und meinetwegen keine Sorge zu haben; wenn mein Geschäft verrichtet, mein Beruf erfüllt ist, kehre ich zu Euch zurück, Eure Schwester, Euer treues Kind wie sonst. — Fragt nicht, forscht nicht, schenkt mir die wenigen Lebenstage, deren ich bedarf, um das Leben überhaupt zu tragen. Gott segne Euch!

Eure Emilie."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Rettungsapparat.) Kürzlich wurde in Posen ein interessanter Versuch mit dem Golibert'schen Rettungsapparate in der Mögelin'schen Maschinenfabrik vorgenommen. Es war dazu gewählt worden ein kleiner, feuersicherer Raum, in welchem durch feuchtes Stroh u. s. w. andauernd ein starker, undurchdringlicher Rauch erzeugt wurde. In diesen Raum, in welchem der Aufenthalt ohne Apparat ganz unmöglich, begaben sich nun nach einander mehrere Mitglieder des Rettungsvereins, mit dem Golibert'schen Apparate versehen, und hielten hier 5—10 Minuten lang im stärksten Rauche aus. Selbst als Schwefel in dem Raume angezündet wurde, war ein Verweilen in demselben möglich. Der Apparat ist sehr einfach. Ein leichter, luftdichter Sack aus Drillich, etwa 4 Fuß hoch, wird vermittelst zweier Gurte auf den Rücken genommen, zwei Gummischläuche führen von dem Sacke nach einem Mundstück von Guttapercha. Dieses Mundstück nimmt man in den Mund, klemmt mit einer Klemme die Nase zu und bindet vor die Augen eine Brille, welche das Auge gegen allen Rauch schützt, aber das Sehen gestattet. Der Sack ist selbstverständlich vorher mit Luft gefüllt worden. Der mit diesem Sacke Ausgerüstete kann nur aus dem Sacke die Luft einathmen. Von vorzüglichem Werthe ist derselbe bei einem Brande da, wo in einem mit Rauch angefüllten Raume sich noch Personen befinden, welche bereits durch Rauch betäubt sind und in Gefahr stehen, bei weitergreifendem Brande zu verbrennen.

Unter den Orten, wo sich gegenwärtig die Londoner Welt an Schauspielen aller Art unterhält und die Abende verbringt, steht in erster Reihe die ungemein geräumige Agrikultural-Hall, die, nachdem sie eben noch dem preisgekrönten, schleppfüßigen Hornvieh als Schauort gedient, sich im Handumdrehen in einen kolossalen Cirkus verwandelt hat. Von den 20,000 und mehr Menschen, die dort allabendlich zusammenströmen, wurde mit dem größten Staunen neuerdings regelmäßig ein Mann betrachtet, der auf einer langen, schmalen, in Holzrahmen eingefaßten Glasscheibe, 90 Fuß über dem Boden mit dem Kopfe nach unten wie eine Fliege an der Zimmerdecke umherspazierte. Wie der Mann es anstellt, dort oben den Gesetzen der Schwere zu spotten, bleibt dem Publikum ein Geheimniß, und die Spuren allein, die von seinen Tritten auf der Glasfläche erscheinen, lassen auf eine klebrige Substanz schließen. Daß diese letztere aber auf Holz nicht wirksam ist, erfahen die Zuschauer am 28. Jan. plötzlich zu ihrem Schrecken, als der Künstler auf einmal einen Fehltritt that, seinen Fuß auf den Holzrahmen statt auf den schmalen glatten Pfad setzte, dort keinen Halt fand, einen Augenblick athemlosen Entsetzens lang an einem Beine zappelte und dann in die Tiefe stürzte. Ein tief unter ihm ausgespanntes Netz rettete ihn vor dem jähen Verderben; er machte, auf festem Boden angelangt, mit schreckenbleicher Miene seine Verbeugung und zog sich zurück, ohne seine Vorstellung zu beenden.

Ein sächsischer Landmann kam mit seiner Frau nach Berlin. Als er unter den Linden bei Moser vorüberkam, sah er in einem Stereoskop eine Venus. Er rief seine Frau und sagte zu ihr: „Siehste, Frau, so sein de Berliner, nisch nicht haben se anzuziehen; aber photographiren lassen se sich doch!"

Berlin hat manches Schild, das aller Rechtschreibung spottet; das Stärkste jedoch dürfte das Schild eines Colporteurs in der Bernauerstraße zeigen, das wörtlich lautet: „Haupt-Journal-Expedition empfiehlt Sich Semtliche in und Ausländischen-Erscheinende-Monaths Schriften."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Samstag, 15. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

10.

Der Antrag.

Die Stellung am Osageflusse schien ein ernstlicher Zankapfel für die beiden gegenüber stehenden feindlichen Parteien werden zu wollen.

Die Vorposten an den Ufern beschossen sich fast unaufhörlich; alltäglich und allnächtlich fanden an einzelnen Punkten Ueberfälle statt, die aber bei der großen Wachsamkeit beider Theile keine Erfolge hatten.

General Morgan schien einen entscheidenden Schlag in allerkürzester Zeit führen zu wollen, als er am zweiten Abende nach Kapitän Warbeck's Flucht eine Depesche vom Obergeneral des Inhalts erhielt, daß er sich unverzüglich an die Hauptarmee zu ziehen habe, die sich zu einer nördlichen Expedition gegen Virginien vorbereite.

Dem General kam diese Ordre nicht erwünscht; denn abgesehen davon, daß es den Anschein hatte, als solle sein Korps die Selbstständigkeit verlieren, so räumte er nur mit großem Unmuthe dem Feinde den Platz, den er jetzt inne hatte und noch lange mit Vortheil vertheidigen zu können hoffte.

Noch in derselben Nacht brachen die Konföderirten ihre Zelte ab, zogen ihre Vorposten ein und traten ihren Rückmarsch nach Osten hin an.

Neben General Morgan wurde wohl Lieutenant v. Steinbach am empfindlichsten von diesem Wechsel der Dinge getroffen. Er wurde dadurch so weit von Eva Crotton getrennt, daß eine sehr kühne Phantasie dazu gehören mußte, auf ein baldiges Wiedersehen hoffen zu dürfen; ja es schien sogar, als sei es eine vollständige Unmöglichkeit, sich vor der langen Scheidung noch einmal wiederzusehen. Er war sehr verstimmt.

Lieutenant v. Steinbach faßte in seiner Verzweiflung einen glücklichen Gedanken auf. Er wußte, daß sofort ein Offizier mit Bedeckung nach Lisleton abgehen sollte und eilte zum General, ihn um diesen Auftrag zu bitten.

Der General, der wohl begriff, es möchten den Lieutenant etwas zarte Verhältnisse an die Gegend fesseln, und der ihm überhaupt sehr zugethan war, gab lächelnd seine Einwilligung.

Noch nicht eine halbe Stunde später ritten etwas mehr als fünfzig Texas-Rangers unter Lieutenant v. Steinbachs Befehl in ziemlich scharfer Gangart in der Richtung auf das Missouri-Ufer fort.

Am andern Morgen traf diese Abtheilung auf ziemlich ermüdeten Pferden an ihrem Ziele ein und ihr Offizier richtete seinen Auftrag aus.

Das Detachement von Lisleton brach nach einer kurzen Ruhe sogleich auf und zog auf die Fähre von Norlings-Ferry, auf der es den Gasconadefluß zu überschreiten und sich dann weiter ostwärts bei Potosi mit dem General zu vereinigen gedachte, zurück.

Lieutenant v. Steinbach hatte es so einzurichten gewußt, daß ihm und seinen Rangers die linke Flankendeckung übertragen wurde, was ihn durch die bekannte Furt des Gasconadeflusses ganz in die Nähe von James Crotton's Farm führen mußte.

Die Unionisten bemerkten kaum den Rückzug des Feindes, als sie über die Eisenbahnbrücke hervorbrachen und sich jenem an die Fersen hefteten; das Seitendetachement Steinbachs schien von ihnen ganz und gar nicht berücksichtigt zu werden.

Die Rangers passirten, von keinem Feinde belästigt, um die Mittagszeit den Fluß und hatten eine Stunde später Crotton's Farm vor sich.

Ihr Lieutenant schickte den alten Ungarn voraus, um sich bei der Quäkerfamilie anmelden zu lassen; er war überzeugt, daß sie ihn freundschaftlich aufnehmen und seinen Leuten während des kurzen Aufenthaltes gern einige Erfrischungen reichen würde.

Der Ungar sprengte dem Reitertrupp schon wieder entgegen; er schien in der besten Laune zu sein.

„Alle sein sich gesund und munter!" meldete er freudig seinem Offizier. „Der alte Mister haben ein strahlend Gesicht vor Freude und die jungen Missis wurden roth wie die Moosrosen, als sie hörten, daß Lieutenant v. Steinbach komme."

Auch dem Lieutenant stieg das Blut verrätherisch in die Wangen; er ließ vor innerer Ungeduld seine Reiterschaar antraben, ohne auf die ungeheure Staubwolke, die sie aufwirbelte, zu achten.

Der Quäker James Crotton stand in seinem gewöhnlichen Anzuge unter der Bedachung der Hausthüre, die beiden jungen Mädchen etwas hinter ihm. Sie winkten schon von Weitem mit ihren Tüchern zum Willkommen, auch der Alte grüßte freundlich.

Der Lieutenant sprengte voran, wodurch er dem alten Lazar und dem Schwaben Zeit genug ließ, ihren Kameraden zu erzählen, daß die Schwadron die Rettung ihres beliebten Offiziers diesem wackern Quäker und seiner Familie verdanke.

Dem Lieutenant stand die glückliche Freude so deutlich auf dem Gesichte geschrieben, daß sie sich auch den Farmbewohnern hätte mittheilen müssen, wenn dieselben sie nicht schon empfunden hätten.

Der alte Crotton lächelte zufrieden und drückte herzlich seines Gastes Hand; Jenny fühlte eine Thräne sich in ihr Auge stehlen und Eva sah sehr blaß und befangen aus, aber aus ihren Augen strahlte ein herrliches Blau auf den Lieutenant.

Dieser war aus dem Sattel gesprungen und hatte zuerst Eva's Hand ergriffen und an seine Lippen gepreßt, wobei sein Blick das Geheimniß des Herzens nur allzusehr gefährdete, dann erst dachte er an Jenny und suchte nun seine Versäumniß durch die Trostesworte gut zu machen:

„Was Sie auch von Kapitän Warbeck gehört haben mögen, Miß Crotton, verlassen Sie sich auf meine Versicherung, daß er sich ganz wohl und in Sicherheit befindet. Oder sollte er selbst schon hier sein?"

„Warbeck hier?" rief das junge Mädchen, wie von Flammen übergossen. „Sie erwarten ihn wohl hier, Herr Lieutenant?"

„Allerdings; er hat mir zwar nichts Bestimmtes über seine Absichten mitgetheilt — die Zeit war zu kurz für uns —"

„Sie haben ihn also wohl gesprochen? O, erzählen Sie doch!"

„Ich bitte wenige Augenblicke um Geduld! Sehen Sie, da sind meine braven Reiter — ich muß ihnen jetzt fünf Minuten angehören."

Der Lieutenant ließ aufmarschiren und theilte seinen Rangers kurz mit, daß er dieses Haus als ein befreundetes auf das Sorglichste geschont zu sehen wünsche. Als Antwort ließen die Reiter den wackern Pfleger ihres Offiziers hoch leben, was ein freudiges Schmunzeln auf des Quäkers Antlitz hervorrief; er bedankte sich durch Anfassen seines Hutes.

Dann bestimmte der Lieutenant ein paar einzelne Posten, die während der Rast die Umgegend beobachten sollten, damit man nicht von dem vielleicht nachsetzenden Feinde überrumpelt würde, und ließ den Rest der Truppe absitzen und die Pferde zusammenkoppeln. Die meisten der ermüdeten Reiter streckten sich in einer großen Scheune nieder, um zu schlafen.

Indessen gab der Lieutenant, bei der kleinen Familie im Wohnzimmer sitzend, ausführliche Auskunft sowohl über Kapitän Warbeck's, als über sein eigenes Schicksal in letzter Zeit. Man hatte auf der Farm glücklicherweise Nichts von der drohenden Gefahr, die über dem Kapitän geschwebt, geahnt; die arme Jenny würde diese tödtliche Angst kaum überstanden haben, denn noch jetzt war sie bei des Lieutenants Erzählung einer Ohnmacht nahe und konnte ihr krampfhaftes Schluchzen nicht unterdrücken; man konnte sie nur mit Mühe beruhigen, und am wirksamsten trug wohl die Gewißheit dazu bei, daß Warbeck sich aus Sehnsucht, sie wiederzusehen, auf ein so gefährliches Unternehmen eingelassen hatte; dadurch war ihr wenigstens die alte Sorge, daß er ihr unversöhnlich zürne und ihr seine Liebe entzogen hätte, vom Herzen genommen.

Der Lieutenant saß wie auf Nadeln. Seine Augen hatten schon längst mit denen Eva's ein Beiden sehr verständliches Zwiegespräch geführt; sie variirten ja nur das Thema: Ich bin dir treu geblieben, ich liebe dich über Alles! Aber er wünschte auch in Worten auszusprechen und von ihr zu hören, welche seligen Empfindungen dieses Wiedersehen in ihnen erweckte.

Ja, der Lieutenant wollte noch mehr; er wollte, ehe er diese Gegend, in der sein Herz zurückblieb, verlassen mußte, seine und Eva's Zukunft ebenso sicher stellen, wie es Warbeck und Jenny mit dem Segen des Vaters gethan hatten. Er hätte jetzt gar so gern einen Augenblick nur mit Eva allein gesprochen.

Endlich fand sich die Gelegenheit dazu; Jenny bereitete das Mahl vor, das man dem lieben Gaste vorsetzen wollte, und der Quäker ging, um den Pferden Futter einschütten und durch die Arbeiter den Soldaten Erfrischungen vorsetzen zu lassen.

Die beiden Liebenden sahen sich kaum allein, als sie, von ihren lang verschlossen gehaltenen Empfindungen überwältigt, sich in die Arme sanken. Der

schöne Rausch durfte aber nur kurz sein, denn sie hatten gar zu viel Ernstes zu besprechen.

Der Lieutenant setzte sie jetzt erst davon in Kenntniß, daß sein Korps im Begriff sei, sich viele hundert Meilen weit in den Osten zu ziehen, daß er also voraussichtlich auf sehr lange Zeit seinen Abschiedsbesuch zu machen gekommen sei. Evchen war starr vor Schrecken; kaum glaubte sie das Glück erfaßt zu haben, da ward es ihr auch schon wieder auf die schmerzvollste Weise aus der Hand gerungen und weit entführt.

Wir wollen nicht die Klagen der beiden Liebenden über die Härte ihres Schicksals verfolgen; es sei genug gesagt, daß Evchen unter heißen Thränen und vielen bangen Seufzern endlich die Erlaubniß gab, daß der Lieutenant die ihm so kurz zugemessene Zeit benutze, dem Vater ihre beiderseitige Liebe zu gestehen und ihn um Zusicherung ihrer Hand zu bitten.

Als das Mädchen dies zugegeben hatte, floh sie zu der Schwester Jenny, um auch dieser das Geheimniß ihres Herzens zu erschließen und sie um ihren Rath und ihre Unterstützung zu bitten.

Der Quäker war nicht wenig betroffen, als er bei der Rückkehr von dem Lieutenant vernahm, daß derselbe gekommen sei, ihm und seiner Familie für lange Zeit, ja nicht einmal unwahrscheinlicher Weise für immer Lebewohl zu sagen; obgleich er der Gegend den Frieden wünschte und die konföderirten Truppen gern von dannen ziehen sah, bedauerte er doch aufrichtig die Trennung von seinem jungen Freunde.

Der Lieutenant sah ein, daß er direkt auf sein Ziel losgehen müsse und faßte sich ein Herz. Mit der Beredtsamkeit, welche ein tief empfundenes Gefühl gibt, erklärte er dem Quäker, daß er dessen jüngste Tochter liebe und ihrer Gegenliebe gewiß sei, daß es Beider höchste Wünsche in sich fasse, das öffentliche Gelübde der Treue zu wechseln, wie es schon im Geheimen geschehen sei, sie hierzu indessen vor Allem den Segen des Vaters erbäten. Der Lieutenant hatte sehr lebhaft gesprochen; jetzt lauschte er, zaghaft wie ein Schulbube, auf die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Fortsetzung.)

Eine weiße Sternblume lag in diesem seltsamen Briefe und der goldene Trauring des Großvaters, den Emilie einst auf so seltsame Weise wiedergefunden, seitdem von dem Greise zum Geschenk erhalten und stets am Finger getragen hatte.

Anfangs herrschte große Bestürzung im Hause des Pfarrers May, aber der Greis selbst war es, der seine Familie beruhigte. „Sie ist nicht auf bösem Wege und ist auch sicher nicht ohne Schutz,“ sagte er. „Diesen Brief hat Gottfried geschrieben und der ist nach Königsberg mit Erlaubniß Wallrode's gegangen, um den Feierlichkeiten bei der Enthüllung des Standbildes beizuwohnen. Sie ist bei ihm, und ich glaube zu wissen, was sie bezweckt; möge Gott ihr beistehen.“

Das blinde Mädchen wanderte indeß mit flüchtigem Fuß neben dem Schäfer, der ihr Gepäck trug, durch die Morgenfrische des Waldes.

Die beiden seltsamen Reisenden hatten es auf Gottfrieds Rath vorgezogen, die Post zu vermeiden, da ihre Ankunft in dem kleinen Städtchen, wo Jeder die blinde Enkelin des Pfarrers und den klugen Schäfer kannte, Aufsehen gemacht haben würde.

Sie schritten rüstig neben einander her, Beide schweigend und ihren Gedanken überlassen.

Die Emiliens waren ein unablässiges heißes Gebet, die ihres Begleiters schweiften zurück in die Kindheit, wo er das kleine, zarte Wesen oft geführt und getragen, und vorwärts in die nächste Zukunft, wo er, einem abenteuerlichen Gedanken eines halbwahnsinnigen Kindes folgend, sich nur eine schmerzliche Enttäuschung für die arme Emilie versprach; aber er hatte ihr dann gedient nach seinen besten Kräften, und wenn sie Alles gethan, wozu ihr Herz sie antrieb, dann mußte das unglückliche blinde Kind doch Ruhe finden.

Am ersten August langten unsere Wanderer in Königsberg an, das schon an diesem Tage sich mit Fremden füllte.

Emilie und Gottfried standen in der Nähe des Schlosses, als der König ankam, und ganz in der Nähe des Standbildes während der Enthüllungsfeierlichkeit.

Gottfried sah das gütige und geistvolle Gesicht des Monarchen, Emilie hörte seine wohlklingende Stimme, aber Beiden ward unmöglich, sich ihm zu nähern.

Emilie war in einer furchtbaren Spannung. Ihre Wangen glühten, die Augen glänzten, ihre Hände zitterten. — Den König sprechen, ihm ihre Bitte an's Herz legen und dann sterben, das war's, was sie wünschte, was sie heiß erbetete; aber es gibt für ein unbekanntes Mädchen keinen Weg, zu dem Ohre eines Monarchen zu gelangen.

Vergebens hatte sie sich bemüht, im Schlosse Einlaß zu erlangen, vergebens Jedem, dem sie dort begegnete, gesagt, sie müsse um Gotteswillen den König sehen und sprechen. Man hatte lächelnd das schöne Kind mit seinem bäurischen Begleiter

zurückgewiesen, die Zeit war verronnen und bald sollte der Monarch Königsberg verlassen.

Ich muß zu ihm, ich muß, sagte sich Emilie in jedem Momente, aber der Menschenstrom drängte und wogte, dem Sehenden ward es schwer, sich auf seinem Platze und aufrecht zu erhalten, und das blinde Mädchen fühlte sich plötzlich von ihrem Beschützer getrennt, eingekeilt in eine wogende Menschenmenge, die auseinander strömte, denn die Feierlichkeiten waren vorüber.

Da sprengte die Verzweiflungsangst alle Bande. — „Ich muß zum König, ich muß, führt mich zu ihm und tödtet mich dann, aber laßt mich den König sprechen,“ rief sie, sich Bahn machend unter der Menge.

Ihr goldiges Haar wehte im Winde, ihr Gesicht hatte nichts Irdisches mehr. Man wich ihr aus, sie drängte sich vorwärts, sie wußte nicht wo sie war; sie hörte Menschenstimmen, Pferdegeschnauf um sich, neben sich, und fühlte sich dann plötzlich, niedergerissen von einer fluthenden Menschenmenge, zu Boden stürzen, fühlte eine Last über ihren Arm wegstürmen, einen zuckenden Schmerz in diesem Gliede und dann das Vergehen ihrer Sinne.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die moderne Heilkunde hat sich bekanntlich die Erforschung innerer körperlicher Zustände durch verschiedene sinnreiche Hilfsmittel sehr wesentlich erleichtert. Mit dem Augen-, Ohren- und Kehlkopfspiegel beleuchtet man das Auginnere, das Trommelfell, die Stimmritze und benachbarte Theile und erkennt die Krankheiten oder Abnormitäten dieser Organe mit fast mathematischer Gewißheit, weil sie eben gesehen werden. Auskultation und Perkussion (Behorchung und Beklopfung) haben zur Erforschung innerer Zustände des Ober- und Unterkörpers ebenfalls ihren hohen Werth, und die dabei wahrnehmbaren, mit geübtem Ohre aufgefaßten verschiedenen Geräusche und Töne können über Art und Sitz eines Uebels sehr willkommene Aufschlüsse geben, aber sie können doch zuweilen auch verschieden gedeutet werden und dann bleibt die Diagnose unsicher. Wie erwünscht es wäre, auch hier an Stelle des Ohres das Auge setzen zu können, drückt sich schon in dem unzählige Male gehörten Stoßseufzer aus: ja, wenn man hineinsehen könnte! Und in der That ist ein Anfang zu einer solchen innern Anschauung gemacht worden. Die häutigen Gebilde des Körpers besitzen in nicht geringem Grade das Vermögen, Licht durchzulassen, also bei starker Beleuchtung transparent zu werden. Diese bekannte Thatsache hat in den letzten Jahren verschiedene Aerzte auf die Idee geführt, eine solche Durchleuchtung für heilkünstlerische Untersuchungen nutzbar zu machen. Es käme also nur darauf an, die passende Beleuchtungsmethode zu finden. Das einfachste Mittel wäre wohl, daß man die Lichtquelle gleich ins Innere des Körpers selbst verlegte, und daß dies wenigstens beim Magen angeht, ist auf dem letzten ärztlichen Kongreß zu Paris praktisch dargethan worden. Bei den dort von Dr. Milliot an Hund und Katze vorgeführten Experimenten wurde in den Magen der Thiere, nach deren Chloroformirung, eine Glasröhre eingeführt, in welcher ein Platindraht durch einen galvanischen Strom zum Glühen gebracht wurde. In dem Augenblicke, als die Kette geschlossen war, wurden die Thiere hell wie eine Lampenglocke und das kleinste Detail ihres Innern konnte deutlich gesehen werden. In der Folge ist das Experiment an einem Menschen auch mit gleich gutem Gelingen versucht worden und es wurde konstatirt, daß die Erhitzung der Glasröhre nicht bedeutend oder wenigstens nicht so rasch war, als daß nicht die Beobachtungen in aller Ruhe hätten geschehen können. Die neue Methode hat auch bereits ihren Namen, Splanchnopskopie (Eingeweideschau), erhalten und man bezweifelt nicht, daß sie der Erweiterung fähig ist und eine wichtige Stelle unter den neuen ärztlichen Hilfsmitteln einnehmen wird.

Man berichtet aus Soovar nächst Eperies in Ungarn folgenden Unglücksfall: „Der 22jährige Gutsbesitzerssohn Ludwig v. Sz., als einer der besten und unermüdlichen Tänzer im ganzen Komitate bekannt, wettete verflossenen Mittwoch mit einem Kollegen, daß er eher die Musikanten ermüden könnte, als selbst vom Tanze ermüdet zu werden. Die thörichte Wette galt 100 Dukaten, und der Jüngling tanzte nun unter den Klängen der Musik abwechselnd mit verschiedenen Mädchen 11 Stunden ununterbrochen nach einander. Endlich stürzte er mit einem leisen Aufschrei zu Boden und war augenblicklich eine Leiche. Ein Schlaganfall hatte ihn getödtet; er bezahlte die Wette mit seinem Leben.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Dienstag, 18. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

James Crotton's Stirne hatte sich in düstere Falten gelegt; des Lieutenants Bekenntniß hatte ihn offenbar unangenehm überrascht, aber er konnte auch keinen Grund zum Zürnen finden.

„Mein Bruder," sagte er nach einer kurzen Pause, dem Lieutenant die Hand reichend, „ich glaube mich nicht getäuscht zu haben, wenn ich bei Dir in ein edles und aufrichtiges Herz zu blicken meinte. Ich würde daher mit Freuden Eva's Hand, wenn ihr Herz für Dich spricht, in die Deine legen, wenn mir nicht meine Pflicht als Vater und andererseits als Dein wahrer Freund vorschriebe, mich zu fragen, welche Garantieen sich bei einer solchen unlöslichen Verbindung für die Zukunft darböten, und wenn die Antwort auf diese Fragen nur einigermaßen günstig ausfallen könnte. Höre mich ruhig und mit der Besonnenheit, die dem Manne geziemt, an. Ich will nicht davon sprechen, daß Ihr Beide noch sehr jung seid; Dich hat das ereignißvolle Leben zwar schneller als manchen Andern erzogen, Eva aber ist noch ein halbes Kind."

„Aber sie ist von der echten Weiblichkeit zu tief durchdrungen," unterbrach ihn der Lieutenant leidenschaftlich, „um je den Gefühlen untreu werden zu können, die sie einmal für heilig anerkannt hat."

„Du hast Recht, sie würde ihnen pflichtgetreu bleiben, aber im schlimmsten Falle könnte ihr Herz unter der Last brechen. Gehen wir aber darüber fort. Wenn Eva und Du auch nie Euren Entschluß bereuen solltet, welche Heimath, welch friedliches Glück, welche Existenz endlich kannst Du ihr bieten? Meinst Du, daß die zarte Taube auf die Dauer fähig wäre, Dir auf Deinen Streifzügen zu folgen? — Die große Welt ist das freie Kampffeld des Mannes, des Weibes Kreis die enge Häuslichkeit; für diese nur ist Eva geboren und erzogen."

Vergebens wandte der Lieutenant ein, daß er ja jetzt noch nicht Eva's Geschick an das seinige fessele, daß er sich erst eine Existenz, die ihr genügen könne, erwerben und einstweilen nur den Trost mit sich nehmen und auch der Geliebten zurücklassen wolle, daß sie einander für das Leben angehörten und gewisse Rechte auf einander besäßen. James Crotton blieb fest bei seiner Meinung.

„Ich werde keinen Versuch machen, Eure Herzen zu trennen," sagte er, als Eva gerade in die Wohnstube zurückgekehrt war und er ihr gewinkt hatte, näher zu treten; „mögen sie ihrer Neigung unwandelbar treu bleiben, und wenn Du, mein Freund, eines Tages mit denselben Wünschen, die Du heute im Busen trägst, wiederkehrest und mir bietest, was ich als Grundlagen von Eva's Glück fordern kann, und wenn ihr Herz Dir dann noch ebenso freudig entgegenschlägt, dann will ich mit Freudenthränen Euren Bund segnen."

James Crotton blieb unerschütterlich bei diesem Entschlusse, so bitter auch seines Töchterchens Thränen flossen und so dringend ihn sowohl der Lieutenant als Jenny, die ganz ihrer Schwester Partei genommen hatte, mit Bitten bestürmten.

Das kleine Mahl wurde sehr schweigsam verzehrt; alle Gemüther fühlten sich bedrückt. Eva brach bei jedem Blicke, den der Geliebte auf sie warf, von Neuem in Thränen aus und der Lieutenant starrte in düsterem Schweigen brütend vor sich hin.

Nachdem man sich vom Tische erhoben hatte, blieb ihm nur noch eine halbe Stunde bis zum Aufbruche; dann sollte er Eva, an die er sich mit tausend Ketten gebunden fühlte, vielleicht für immer Lebewohl sagen und ihr nur äußerlich kalt die Hand reichen dürfen; nicht einmal die beschränkte Unterhaltung durch Briefe erlaubte ihnen die Sitte; James Crotton hatte nur zugegeben, daß der Lieutenant

von Zeit zu Zeit an ihn selbst schreiben wäre, und ihm zu antworten versprochen.

Trostlose Aussichten für zwei liebende Herzen!

11.

Mitten im Kriegsgetümmel.

Auf dem Hofe wurde es plötzlich lebendig; man hörte und sah die Reiter schnell zu ihren Pferden laufen und sich unruhig hin und her bewegen. Gleich darauf ließ sich der Sergeant Lazar bei dem Lieutenant anmelden.

„Von den Posten draußen wird gemeldet," berichtete der Ungar dienstlich, „daß ein feindlicher starker Reitertrupp sich längs des Flusses nähere und kommen gerade hier auf Farm zu."

Das Auge des Lieutenants blitzte hell auf, während der Quäker die Miene eines besorgt Aufhorchenden annahm und die beiden jungen Mädchen heftig erschracken. Ihm konnte in diesem Augenblicke innerer Zerrissenheit Nichts erwünschter kommen, als ein recht blutiger Strauß mit dem Feinde, in dem sich das heiß aufwallende Blut austoben konnte. Und dann fast unter den Augen der Geliebten kämpfen, ihr, die man ihm im Leben streitig machte, vielleicht zu Füßen sterben — es lag viel romantischer Reiz für eine feurige Phantasie in diesem Gedanken.

„Laßt sogleich aufsitzen, Sergeant Lazar, und meinen Rappen vorführen," befahl er schnell; „in zwei Sekunden werde ich zur Stelle sein. Wir wollen einmal sehen, was die hier suchen."

„'S kann heiß werden, Lieutenant," bemerkte der Alte schmunzelnd im Abgehen.

Der Lieutenant schnallte hastig den Pallasch um, ergriff seinen Hut und ging dann auf die bestürzte kleine Gruppe am Fenster zu.

„Gott sei mit Euch, James Crotton," sagte er fest, dem Quäker die Hand reichend. „Wer weiß, ob Ihr nicht Recht hattet, so zu handeln, wie Ihr gethan? Vielleicht würde der heilige Bund, den wir soeben geschlossen hätten, jetzt schon durch eine feindliche Kugel zerrissen; wenn das nicht geschieht, dann hoffe ich zu Gott, sehen wir uns als treue Freunde wieder."

„Adieu, Miß Crotton *), behalten Sie mich in gutem Andenken und möge der Himmel meinen Wunsch erhören, daß Ihnen das Glück bald da recht hoch ersprießen möge, wo Sie es jetzt suchen; haben Sie die Güte, Kapitän Warbeck von mir zu grüßen."

*) Die älteste Tochter in einer englischen oder amerikanischen Familie wird immer mit dem Vatersnamen genannt.

„Gott segne Sie, Miß Eva! Leben Sie wohl, recht wohl, auf Wiedersehen!"

Der Lieutenant fühlte beinahe seine Stimme ersticken; der Quäker hielt seine eine Hand fest und gab ihm ein paar biblische Segenswünsche, die gewiß aus tiefstem Herzen kamen, mit auf den Weg. Jenny trocknete ihre Augen und Eva starrte ihn leichenblaß und an allen Gliedern zitternd an; auch sie vermochte nicht mehr zu sprechen, nicht einmal mehr zu weinen.

Der Lieutenant mußte sich gewaltsam losreißen; er verließ schnellen Schrittes und ohne sich noch einmal umzublicken, das Zimmer und schwang sich in den Sattel. Als er den Pallasch zog, flammte das kriegerische Feuer wieder in seinen Augen auf; die kleine Schaar schwenkte ab und setzte sich in Galopp; der Lieutenant wandte sich noch einmal im Sattel, — die beiden Mädchen sahen ihm nach — küßte leicht die Spitze seines Degens und senkte ihn dann zum Abschiede. Einen Augenblick darauf waren die Reiter verschwunden.

Ohne Verabredung eilten James Crotton und seine beiden Töchter, der größten Aufregung preisgegeben, in das obere Stockwerk, um zu beobachten, was draußen auf dem Felde vorgehe.

Die Rangers hatten, etwa 6—800 Schritte von der äußeren Umzäunung der Farm entfernt, in einer kleinen Bodensenkung Stellung genommen; ihre Plänkler bewegten sich in einer langen Linie vorwärts und wechselten soeben auf noch sehr bedeutende Entfernung Büchsenschüsse mit den ihnen entgegen gesandten Flanqueurs des Feindes. Die Erbitterung zwischen den beiden Korps war eine sehr große.

Die Unionisten konnten ihrer größeren Zahl wegen ihre Plänkler bedeutend mehr verstärken als die Konföderirten, sie drängten diese daher zurück, wobei bereits mehrere Verwundungen vorkamen.

Lieutenant v. Steinbach mußte es unter diesen Umständen für das Gerathenste halten, wenn er sich nicht vor der Uebermacht zurückziehen wollte, einen kühnen Angriff mit der blanken Waffe zu machen; man hat die Chance, dadurch den Feind zu überraschen, ihm zu imponiren und über den Haufen zu werfen.

Die Herzen der eines solchen blutigen Streites ungewohnten drei Zuschauer an den Giebelfenstern des Farmhauses standen fast still; Eva ruhte halb ohnmächtig in den Armen ihrer Schwester und versteckte bald angstvoll ihr Gesicht an deren Brust, bald starrte sie, wie von einem bösen Zauber gefesselt, wieder auf das blutige Schlachtfeld hinaus.

Die beiden Reiterabtheilungen stießen mit einer solchen Gewalt aufeinander, daß die eine vollständig

durch die andere ritt und daß sie sich erst wenden mußten, um einhauen zu können. Die Waffen blitzten in den Sonnenstrahlen; hin und wieder hörte man Schüsse.

Das Handgemenge mochte ungefähr fünf bis zehn Minuten gedauert haben, dann lösten sich einzelne Reiterfiguren von dem Knäuel los und jagten vollen Laufes gerade auf das Farmgehöft zu; ihrer wurden immer mehrere und bald erwies sich deutlich, daß die Rangers, die überwältigt worden, wahrscheinlich in der Absicht, sich in dem durchschnittenen Terrain leichter setzen und auf ihre Büchsen verlassen zu können, hauptsächlich auf das Quäkerhaus zurückflohen.

„Die Farm ist verloren," sagte der Quäker düster — „wenn die hier Schutz suchen."

Lieutenant v. Steinbach mochte vielleicht dasselbe denken, denn man sah ihn wie einen Wettersturm zwischen seinen flüchtigen Leuten hin- und herfahren, um sie zum Stehen zu bringen; es war Alles vergebens, die Rangers schienen von panischem Schrecken gejagt zu werden.

Endlich gelang es dem unermüdlichen Offizier, einen kleinen Trupp doch zum Stehen zu bringen und ihn ein heftiges Büchsenfeuer auf den verfolgenden Feind eröffnen zu lassen. Dies war ein Glück, sonst würden die Unionisten mit den Verfolgten zugleich in den Hof eingedrungen sein.

Die Rangers hatten ungefähr fünfzehn Todte und Verwundete, etwa acht bis zehn waren versprengt worden und hatten die Farm nicht mehr erreichen können; der Verlust des Feindes war nicht so bedeutend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Nathangen.

(Schluß.)

Als sie ihre Besinnung wiederfand, fühlte sie sich gehoben und fortgetragen. Menschenstimmen murmelten neben ihr: „Sie lebt, sie erholt sich," aber mit dem Bewußtsein kam auch der Wille ihr zurück und mit lauter Stimme rief sie: „Führt mich zum König, ich muß ihn sprechen, ich habe mein Leben daran gesetzt, ihn zu sprechen."

„Wer sind Sie, mein Kind, und was wünschen Sie vom Könige?" fragte eine klangvolle Stimme in ihrer Nähe.

Emilie richtete sich mit Hast empor, der linke Arm hing zerbrochen und blutend an ihrer Seite nieder, aber sie glaubte die Stimme zu erkennen.

„Ich bin die Enkelin des Pfarrers May aus Vollgarben," sagte sie gefaßt und ruhig, „in dessen Hause der unglückliche politische Flüchtling Anton Fernheim gefangen wurde. — Wie er auch gegen die Gesetze des Landes gefehlt haben mag, sein Herz ist edel und gut und die Welt ist groß. Blind wie ich nach Gottes Willen bin, habe ich diesen Weg gemacht, um den König, meinen Herrn, den Gott schützen möge, um die Befreiung des Gefangenen anzuflehen. Ich habe Gott gebeten, mein Leben hinzunehmen und dem Unglücklichen seine Freiheit dafür zu geben, mein Gebet scheint erhört, denn ich werde sterben, indem ich Fernheim's Befreiung erbitte."

„Mein Kind," sagte der neben ihr Sprechende, „kennen Sie den König?"

„Ich bin blind und hörte seine Stimme nur einmal, aber ich könnte sie mit einer andern nie mehr verwechseln."

„Und was würde Fernheim's Befreiung Ihnen nützen und frommen, armes Kind? Er ist, Sie wissen es vielleicht nicht, verheirathet und seine Gattin hat sich bereits seinetwegen vergeblich an den König gewendet."

„Die Gattin fordert den Gatten für sich," sagte Emilie, „ich aber fordere und erbitte Fernheim's Freiheit nur für ihn selbst; möge ich statt seiner eingekerkert werden, wenn es ihm nur vergönnt ist, in Amerika mit den Seinen zu leben, wohin er zu gehen schon vor seiner Verhaftung beabsichtigte."

„Sie sind die blinde Spinnerin aus Vollgarben, die dem König ein Geschenk mit ihrer schönen Arbeit machte?"

„Ja!"

„Der König ist Ihnen noch eine Gegengabe schuldig; ich glaube, daß ich Ihnen die Freiheit des politischen Verbrechers zusichern kann, aber mit ihm zusammentreffen werden und dürfen Sie nie und nirgend. Morgen soll Fernheim nach Pillau geführt werden und Erlaubniß erhalten, sich von dort nach England oder Amerika einzuschiffen."

Eine furchtbare Bewegung ging im Innern des jungen Mädchens vor, alle ihre Nerven erbebten in unerwartetem seligen Entzücken, all ihr Blut drängte sich in ihr Haupt und schoß plötzlich, ein roth sprudelnder Quell, über ihre Lippen.

„Sie stirbt! sie stirbt!" erscholl es von allen Seiten; aber es war nicht der Tod, der an die Seele der Jungfrau klopfte.

Gott, der mit vollen Händen Denen gibt, die ihn bitten, gab dem liebenden, sich ganz vergessenden Weibe das erbetene und unerbetene Glück zugleich.

Die furchtbare Spannung, in der Emilie seit Monaten gelebt, die heftige, freudige Erschütterung

des Augenblicks, hatte den Nerven ihrer Augen neue Kraft gegeben; ein Wunder, und doch ein in den Annalen der Arzneikunde wohlbekannter und natürlicher Vorgang, hatte den schwarzen Schleier der Blindheit von ihr genommen.

Mit einem an Entsetzen grenzenden Entzücken sah sie sich plötzlich von einem Lichtmeer umflossen, sah sich umgeben von Personen in glänzenden Kleidern, neben sich einen Mann mit hellen, klugen, blauen Augen, deren Strahl seinen Weg bis ins innerste Herz findet.

Die glänzenden Bilder verwirrten sich vor dem Erkenntnißvermögen Emiliens, und ohnmächtig sank sie von Neuem in die Arme der Personen, die sich ihrer schon bei ihrem Falle angenommen hatten.

Als sie sich erholte, umgab ihr Auge noch der ungewohnte Glanz. Ihre Blindheit war für immer beseitigt.

Gottfried stand an ihrem Lager heiß weinend.

Sie erkannte ihn an dem Jubellaute, mit dem er ihren Namen rief, als sie, ihre Erinnerung sammelnd, nach ihm fragte.

„O, Dank Dir! Dank Dir, mein treuer Jugendgespiele," sagte sie, ihm die gesunde Hand reichend, „Deiner Theilnahme verdanke ich Fernheim's Freiheit und das Licht meiner Augen."

Er zog die ihm dargebotene Hand an seine Lippen, an seine treuen Augen, und mit einer Stimme, die das Schluchzen unterbrach, sagte er: „Ja, werthe, liebe Jungfrau Emilie! für Den, der glaubt, geschehen noch heute und alle Tage Wunder."

Seit jener kleinen Begebenheit, die wenig bekannt wurde, weil ein hoher Wille das Gerücht davon unterdrückte, ist nun ein Jahr verflossen.

Anton Fernheim hat aus New-York an die Familie des Pfarrers May geschrieben. Sein Aufenthalt in Amerika scheint ihn darüber zu belehren, daß nicht die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, sei sie Republik oder Monarchie, das Glück des Menschen bedingt. Er ist mit seiner schönen, hochbegabten Gattin vereint, die Emilien in warmen und schönen Worten gedankt hat.

Louise ist Wallrode's frohe Gattin und waltet freundlich und segensvoll in ihrem Hause.

Der alte würdige Pfarrer lebt wie sonst seinem Amte und Hause, dem der Tod noch keinen der alternden Dienstboten entrissen hat.

Gottfried Riemke, der einen Namen als Wundarzt schon längst besaß, hat diesen bei der Heilung von Emiliens gebrochenem Arm vollständig bewährt und von unbekannter Hand ein Geschenk von tausend Thalern erhalten, mit der schriftlich beigefügten Weisung, dasselbe entweder zur Uebernahme einer kleinen Pachtung oder nach seinem Willen zum Studium der Medizin zu verwenden.

Er hat das Letztere erwählt und befindet sich auf einer süddeutschen Universität, da er die dazu vorbereitenden Studien in dem verwichenen Jahre glücklich vollendet.

Und Emilie? — Eine neue Welt hat sich mit dem Besitze des Augenlichts dem jungen Mädchen eröffnet.

Sie hat sich nicht blos dieses Geschenkes zu erfreuen, sie hat unsäglich viel zu erlernen: lesen, schreiben, alle Arbeiten, die das weibliche Geschlecht mit den Händen zu verrichten verpflichtet ist, und sie benutzt ihre Zeit mit Treue und Eifer. An der Mutter Wallrode hat sie eine Lehrerin und Leiterin in mehrfacher Hinsicht gefunden.

Frau von Wallrode hat selbst erfahren, daß die Liebe eines jungen Herzens nicht nur dann, wenn sie durch den Besitz gekrönt wird, das erhabendste Gefühl, das höchste Glück des Lebens ist. — Sie benutzt auch Emiliens Liebe, um ihre junge Schülerin glücklicher, das heißt vollkommener zu machen.

Anton Fernheim's Name wird mit Liebe und Achtung in dem Familienkreise genannt, wissen doch alle Glieder desselben, daß er, wenn auch in seinen Ansichten irrend, kein unedler Mensch war.

Und wer war es, der Emilien die Freiheit Fernheim's zusicherte und diese Zusicherung hielt?

Wir wissen es nicht, wir können es nur ahnen, aber wir wünschen ihm mit Emilien und mit der Familie unserer Freunde, von der wir jetzt scheiden, Heil und Segen.

Mannigfaltiges.

(Der Heirathstag in Schottland.) Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß unter der schottischen Bevölkerung der letzte Tag des Jahres, vorausgesetzt, er fällt nicht auf Sonnabend oder Sonntag, als außerordentlich günstig für Abschließung der Ehen erachtet wird. Es ist statistisch nachgewiesen worden, daß in Schottland am letzten Jahrestage stets 1000 bis 1200 Ehen abgeschlossen werden. Fällt der Jahresschluß auf Sonnabend oder Sonntag, so ist der Freitag der begünstigte Heirathstag. Im Jahre 1864 fiel der 31. Dez. auf einen Sonnabend und das Eheregister zeigte nur 75 Eintragungen, am Freitag den 30. aber wurden 1200 Ehebündnisse registrirt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Donnerstag, 20. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant hatte also nur noch über etwas mehr als die Hälfte seiner Mannschaft zu gebieten. Sieben oder acht Mann hielten bei ihm Stand, die Uebrigen waren wie rasend auf den Hof des Hauses gejagt, hatten sich von den Pferden geworfen und sogleich begonnen, in die Stuben einzudringen und die Fenster derselben mit allen zur Hand befindlichen Möbeln, ohne die geringste Schonung derselben, zu verrammeln.

Der alte Quäker und seine Töchter sahen diesem Beginnen ganz erstarrt zu; James Crotton fühlte recht schmerzlich die Bedeutung des Sprichwortes: „Der Friede ernährt, der Krieg zerstört."

Der Lieutenant mit seinen tapferen Büchsenschützen schien ihnen dazu Zeit verschaffen zu wollen; denn nachdem das Farmerhaus wider seine Absicht einmal zum Rückzugspunkte gewählt worden war, blieb ihm Nichts übrig, als sich in demselben gegen die große, auf ihn eindringende Uebermacht zu vertheidigen.

Während die Unionisten sich nun vorbereiteten, das Gehöft ernstlich anzugreifen, sprengte der Lieutenant nach dem Hause und nahm die dort getroffenen Vertheidigungsmaßregeln in Augenschein, hier und da eine Verbesserung angebend.

Er suchte den Quäker und seine Kinder, so gut es unter so mißlichen Umständen anging, zu trösten. James Crotton hatte die Hände in den Schooß sinken lassen und schien anderswo, als bei den Menschen Trost zu suchen; denn seine Augen richteten sich oft gen Himmel und seine Lippen bewegten sich leise.

Jenny weinte in maßloser Angst und Eva allein schien von einem erhabenen Muthe überkommen zu sein; die Möglichkeit, mit dem Geliebten zu sterben, hatte ihr denselben zweifellos gegeben.

Dem Lieutenant die Hand reichend, sagte sie mit ruhigem Lächeln: „Wir werden uns nicht mehr trennen, Eduard, nicht wahr?"

„Gott gebe es!" seufzte der Lieutenant; dann eilte er wieder hinaus, um die Situation mit kundigem Auge zu überblicken, um darnach mit Sorgfalt seine Maßregeln zu treffen.

Durch die Umgehung des Feindes waren seine Büchsenschützen jetzt so gefährdet, daß er sie in Eile zurückrufen mußte, zumal der Feind soeben zum Angriffe anstürmte. Ein Einziger folgte, von der Kampfeswuth fortgerissen, diesem Befehle nicht, sondern jagte mit hochgeschwungenem Pallasch dem Feinde entgegen; vielleicht handelte er auch so in der guten Absicht, seine zurücksprengenden Kameraden Zeit gewinnen zu lassen. In diesem Falle brachte er ihnen ein großherziges Opfer; denn sofort umzingelt, fiel er nach der tapfersten Gegenwehr, von den feindlichen Säbelhieben vollständig zerhackt.

„Wer ist der Brave und Tollkühne?" fragte der Lieutenant, zurückdeutend.

„Der Schwabe Wohlgemuth — er ist wahrhaftig ganz toll!" —

Das war die ganze Leichenrede des ehrlichen und treuen Frieders; sein Lieutenant schüttelte mit schmerzlicher Miene den Kopf.

Auf das Gebot Lieutenant v. Steinbachs sprangen die Rangers, wie es vorher schon ihre Kameraden gethan hatten, vor dem Hause von den Pferden, gaben diesen einen Schlag und ließen sie laufen. Die klugen Thiere schienen ihre Herren zu verstehen, sie zerstreuten sich auf die Weiden, ließen sich aber weder von den feindlichen Reitern fangen, noch jagten sie ganz davon.

Die Illinois-Jäger schossen später mehrere von ihnen nieder. Auch der Offizier mußte sich von

seinem vorzüglichen Rappen trennen; es war jetzt keine Zeit zu einem sentimentalen Abschiede.

Die Besatzung des Hauses bestand jetzt aus dem Lieutenant, seinem ungarischen Sergeanten, einem anderen Korporale und aus dreiundzwanzig Rangers; die Quäker ergriffen natürlich nicht die Waffen, weil ihnen dies ihr religiöses Gesetz verbietet.

Während die Soldaten sämmtliche Fenster besetzten, sammelten sich die Farmbewohner auf dem Boden, wo sie sich vor den feindlichen Kugeln am sichersten glaubten, und hörten hier andächtig, aber mit leichenblassen Gesichtern den frommen Trostsprüchen zu, die ihnen James Crotton reichlich spendete.

Nur Eva war an diesem Orte nicht zu halten gewesen. Es war ein ganz eigener, fast männlich erscheinender Geist über das sonst so schüchterne, in sich gekehrte Mädchen gekommen.

Nachdem sie dem Vater fest, wenn auch mit kindlicher Achtung erklärt hatte, daß sie sich gedrungen fühle, jetzt zu handeln, statt zu beten, war sie in die untere Etage hinabgeeilt und hatte sich mit der Bitte, ihr zu zeigen, wie man eigentlich eine Büchse ladet, an den alten Sergeanten gewendet.

Der Ungar lächelte über das ganze Gesicht, als er dem muthigen Mädchen, dessen Lieblichkeit sein Wohlgefallen in um so höherem Grade erregt hatte, als ihm ihr vertrautes Verhältniß zu seinem Offizier nicht entgangen war, die Unterweisung ertheilte, und sie begab sich nun, freudig triumphirend, zu dem Geliebten, der ebenfalls seinen Platz an einem der Fenster mit der Büchse in der Hand eingenommen hatte, und bot ihm ihre Dienste an. Der Lieutenant blickte sie traurig stolz an und küßte sie dann innig auf die Stirne. —

Als die Unionisten bemerkten, daß ihre Gegner sich in dem Hause verschanzt hatten, änderten sie ihren bisherigen Operationsplan; sie saßen nämlich ab und bereiteten sich zum Kampfe zu Fuß mit der Büchse vor.

Man sah zwei Offiziere bei ihnen, die der Lieutenant schon während des Gefechts für Yankees erkannt hatte, von denen sich also nicht viel Schonung erwarten ließ; wie es schien, berietheu sie vor der Front lebhaft unter einander, und auch ihre Reiter schienen an dieser Unterhandlung Theil zu nehmen.

Endlich näherte sich ein Korporal zu Pferde, mit einem weißen Tuche schon von ferne winkend, um sich als Parlamentair zu erkennen zu geben, dem Gehöfte des Quäkers Crotton.

Der Lieutenant verbot auf das Strengste, auf ihn Feuer zu geben. Vor dem Hause angekommen, verlangte er den kommandirenden Offizier der Konföderirten im Namen seines Befehlshabers zu sprechen, und als sich ihm Lieutenant v. Steinbach zeigte, entledigte er sich folgender Bestellung:

„Die Illinois-Jäger, die man vor sich habe, seien eigentlich nicht den Texas-Rangers auf der Spur gewesen, sondern sie wären mit der Absicht hierher gekommen, die Farm niederzubrennen und ihren Besitzer, den Quäker James Crotton, entweder aufzuhängen oder als Gefangenen mitzunehmen, weil er im dringendsten Verdacht stehe, sowohl vor Kurzem einen konföderistischen verwundeten Offizier aufgenommen, als den Führer der hier anwesenden und Rache fordernden Jägerschwadron, Kapitän Warbeck, der sich vor einigen Tagen zum Besuch zu ihm begeben, an den Feind verrathen und ausgeliefert zu haben; man wisse recht gut, daß der Kapitän sich im konföderistischen Lager befunden habe und als Spion zum Tode durch den Strick verurtheilt worden sei. Man habe nun beschlossen, um jeden weitern Kampf zu vermeiden, den Rangers durchaus freien Abzug zu gewähren, wenn diese die Vertheidigung der Farm aufgäben."

Der Korporal hatte diesen Vortrag kaum geendet, als ihm ein allgemeines Wuth- und Hohngeschrei der Rangers antwortete; einmal trauten sie den friedlichen Versprechungen der gehaßten Illinois-Jäger auch keinen Augenblick lang, sondern hielten sich für überzeugt, daß diese sie nur aus ihrem sichern Zufluchtsorte locken wollten, um über sie herzufallen; dann aber mochte sich doch auch wohl ihr Ehrgefühl dagegen sträuben, die jetzt so grausam bedrohte Familie auszuliefern.

Dem Lieutenant kam dieser Entschluß seiner Leute sehr erwünscht; hätten sie einen andern gefaßt, so würde er sie haben ziehen lassen und allein zurückgeblieben sein, um die Crotton'sche Familie mit seinem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Er hatte jetzt nur die größte Mühe, Jene vom Feuern auf den durch den Kriegsgebrauch geheiligten Unterhändler abzuhalten.

Er erwiederte dem Letztern kurz, er und seine Reiter hätten keine Lust, sich mit den Illinois-Jägern auf Unterhandlungen einzulassen, und was den behaupteten Verrath des Kapitäns durch den Quäker betreffe, so sei er in der Lage, ihm auf das Entschiedenste widersprechen zu können, da er selbst den Kapitän verhaftet habe und ganz bestimmt wisse, daß er aus seinem Gefängnisse wohlbehalten entflohen sei.

Mit dieser Antwort trabte der Unterhändler zu seiner Partei zurück. Gleich darauf gab sich bei derselben eine lebhafte Bewegung kund. Die Unionisten liefen im Trabe an die Umzäunungen der Felder hinan, überkletterten sie und schlichen sich dann

mit der Büchse in der Hand durch die hohen Maisstauden an die Wirthschaftsgebäude. Obgleich sie hier von einem heftigen Gewehrfeuer der Rangers empfangen wurden, gelang es ihnen doch, mit einigem Verluste, die Thüren und Fenster jener Gebäude zu erbrechen und sich in denselben festzusetzen, von wo aus sie nun das Feuer erwiederten.

Die Scene war jetzt sehr lebendig geworden; überall knatterten Schüsse, zuckten feurige Blitze und stiegen blaue Rauchwolken empor, die sich über dem Gehöfte zu einer dichten Wolke zusammenballten.

Hier und da riefen sich die Schützen, die stellenweise nicht mehr als vierzig bis fünfzig Schritte von einander entfernt waren, Drohungen und Spottworte zu, anderswo ertönte wieder klagendes Stöhnen der Verwundeten und zum Tode Getroffenen. Die Rangers waren offenbar im Nachtheile; denn ihre Gegner übertrafen sie an Zahl um das Dreifache und hatten sich durch mit Mais oder Mehl gefüllte Säcke aus den Scheunen noch besser als sie verschanzt.

Bereits hatten auch die Rangers schon Verluste erlitten; das gegenseitige Beschießen dauerte erst eine kleine halbe Stunde und schon lagen auf dem Boden zwei Leichen, und drei Schwerverwundete hatte man in eine der Giebelstuben getragen und dort so gut, als es sich thun ließ, gebettet. Jenny und die beiden Mägde waren bei ihnen beschäftigt; denn das Gebet des alten Quäkers hatte keinen Anklang gefunden, seitdem einzelne Spitzkugeln durch die Dachsparren schlugen und den Bodenraum pfeifend durchstrichen. James Crotton selbst und seine Arbeiter ließen es sich jetzt angelegen sein, die Verwundeten zu unterstützen und von Zeit zu Zeit den angelegentlich in ihrem blutigen Berufe arbeitenden Soldaten Erfrischungen zu geben.

(Schluß folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Kriminalgeschichte.)

Der Schauplatz dieser wahrhaftigen Geschichte ist das Palais des schwedischen Grafen Malström.

Dieses Palais ist in der Hauptstraße einer mittelgroßen deutschen Residenz gelegen, die wir nicht näher bezeichnen wollen, wie denn auch gewisse Rücksichten uns bestimmten, den Personen des Dramas, dessen Kenntniß wir den Mittheilungen eines hochgestellten Kriminalbeamten verdanken, erdichtete Namen beizulegen.

Was wir hier zu erzählen haben, ereignete sich vor mehreren Jahren; die gerichtlichen Verhandlungen darüber wurden durch hohen Einfluß so viel wie möglich geheim gehalten, die ganze Angelegenheit ward wohl kaum in weiteren Kreisen bekannt.

Graf Malström, ein verarmter Kavalier, hatte, sechs Jahre bevor das nachstehende Ereigniß stattfand, in Kopenhagen die Tochter eines reichen dänischen Kammerherrn geheirathet, mit seiner Gemahlin in England und Paris gelebt und schließlich das Palais angekauft, in dem er nun etwa seit zwei Jahren in ziemlicher Abgeschiedenheit mit seiner Familie wohnte.

Dieses Palais ist ein altes verwittertes Gebäude von riesigen Dimensionen. Es stand vordem durch lange Jahre leer und bietet noch zur Stunde ein unheimliches, düsteres Ansehen, obwohl der Graf die hohen Gemächer mit modernem Luxus ausgestattet und den finsteren Korridoren, die einander zahllos in dem weiten Bau durchkreuzen, durch frische Uebertünchung einen wohnlicheren Charakter zu geben versucht hatte.

Jener Aufenthalt ward weniger durch die Wahl des Grafen, als die seiner Gemahlin bestimmt. Diese, eine eifersüchtige Frau, war darauf bedacht gewesen, den flüchtigen Sinn des Lebemannes dadurch mehr an Beständigkeit zu gewöhnen, daß sie sich mit ihm aus dem geräuschvollen, verführerischen Treiben der großen Städte unter allerlei Vorwänden auf das weniger gefahrvolle Terrain einer Duodezresidenz zurückzog. Der Graf hatte wohl oder übel sich ihrem Wunsche akkomodiren müssen; war die Gräfin doch Herrin über den größten Theil des Vermögens!

Ob sie durch ein solches Isoliren ihren Zweck erreichte? Ob das nachfolgende ungewöhnliche Drama je stattgefunden hätte, wenn jenes Isoliren nicht vorangegangen wäre? Wir schreiten über diese Fragen hinweg zu unserer Mittheilung.

I.

Es war Mitternacht. Eine dunstige Sommerschwüle lag über der Stadt, die Nacht war finster.

Das Palais des Grafen Malström schien so ausgestorben wie die Gassen ringsumher. Der schwarze Steinkoloß glich einem trübseligen Gefängniß; weder außen an der Gassenfronte noch im Hofe oder den Seitenflügeln war ein Fenster erhellt. Die Jalousien zweier Zimmer waren fest verschlossen; in ihnen konnte möglicherweise noch Licht brennen. Das eine dieser Zimmer lag im zweiten Stock des Vordergebäudes, das andere am äußersten Ende des östlichen Flügels, der dicht an den Park stieß.

Dumpfe, lautlose Stille herrschte in den öden Räumen des Gebäudes. Von der nahen Kirche dröhnte ein einziger Glockenton — es schlug ein

Viertel auf Eins. Dem Klange draußen folgte ein leises, kaum vernehmbares Geräusch im ersten Stock des alten Hauses. Es war, als ob eine Thüre, die bereits nur angelehnt gewesen, sich öffne und wieder schließe.

Dann ließ sich ein fast unmerkliches Schlurfen hören. Dieses Schlurfen ging an der Treppe weiter, welche in den zweiten Stock führte, und verlor sich in dem Korridor, der in den östlichen Flügel des Hauses mündete.

Der Korridor hatte in der Hälfte seiner Länge ein Fenster, das auf den Hof hinaus ging; an dieser Stelle war es um ein Geringes heller.

Jetzt huschte ein Schatten dort vorüber, nach der Richtung des Seitenflügels hin. Eine Minute verging. Die frühere Grabesstille herrschte wieder. Noch eine Minute später und eine Thüre des zweiten Stockes, die ebenfalls nur angelehnt war, ward fast lautlos geöffnet.

Eine gekrümmte Gestalt huschte dort in ein von einer Astrallampe beleuchtetes Gemach. Das volle Licht fiel auf die Gestalt, eine alte, hagere Frau, deren lauernder Blick zu der Mitte des Zimmers flog. Dort, am Tische, auf dem die Lampe brannte, saß eine völlig angekleidete Dame.

Diese Dame — sie mochte dreißig Jahre zählen — hatte regelmäßige Züge, aber eine gewisse Härte war darin ausgeprägt, ein unverkennbarer Stolz. Ihr reiches Haar, das sie in Flechten trug, war auffallend lichtblond wie die Augenbrauen; ihre Wimpern hatten sogar eine weißliche Farbe; sie verliehen ihren grauen Augen mit dem starren Blick einen seltsamen, eisigen Ausdruck.

Die Dame war hoch gewachsen und bleich. Das Lampenlicht, welches voll auf ihr Antlitz fiel, ließ die regungslosen Züge wie eine Wachsmaske erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schönheitssinn eines Vogels.) Die australische Natur offenbart immer mehr eigenthümliche, überraschende Züge. Ein Thier, das über Bedarf und Nothdurft hinaus arbeitet und Anlagen macht, die lediglich auf Vergnügen berechnet scheinen, möchte, wie man glauben sollte, kaum anzutreffen sein. In Australien aber findet sich eine Vogelart, die Clamydera, die in dieser Weise ihrem Dasein einen höheren Reiz zu geben versteht. Der Vogel nistet, wie gewöhnlich, macht aber außerdem noch eine Anlage, die man nicht anders als einen Gesellschaftssaal, ein Besuchszimmer oder eine Putzstube nennen kann. Dieser Bau, der gewöhnliche Aufenthalt der genannten Vögel, besteht aus einem breiten Fundament von ineinander geflochtenen Ruthen. Inmitten dieses Podiums erhebt sich von aufrecht eingesteckten Ruthen der Saal, oft an 3 Fuß lang; die Ruthen stehen sehr dicht beisammen, sind mit eingeflochtenen Grashalmen eng verbunden und oberhalb zu einer Wölbung vereinigt. Die inneren Wandungen sind glatt und eben. Damit aber dem Raume auch Eleganz und Schmuck nicht fehlen, sammelt der Vogel emsig allerlei kleine, hübsch in die Augen fallende Dinge: bunte Vogelfedern, Schneckenhäuser, Muscheln, bunte Steinchen &c. Er unternimmt zu diesem Zwecke weite Ausflüge und kann auch Manches brauchen, was Menschen weggeworfen oder verloren haben. Die gesammelten Schätze werden, zierlich geordnet, an den Eingängen und im Innern des Saales umhergelegt, und selbst an der Decke wissen sie Federn als Fahnen und Wimpel anzubringen. So finden wir ein heiteres Bild thierischen Lebens in einem Lande, wo der einheimische Mensch selbst eine gar klägliche Rolle spielt.

Welches Land die schönsten Frauen habe, das ist eine alte Streitfrage, die noch immer eifrig behandelt wird. Daß Italien und Spanien die Länder der größten weiblichen Schönheiten seien, wird von den Engländern und Amerikanern heftig bestritten. Jetzt wird von wiener Blättern behauptet, daß Oesterreich den Preis davon trage; kein anderes Land der Welt bringe eine solche Fülle schöner Frauen hervor. Damit alle Welt diese Wahrheit erkenne, hat der Maler Melcher eine Gallerie von österreichischen Schönheiten nach der Natur gezeichnet und zunächst 21 derselben in Photographieen bei Bruckmann in München erscheinen lassen. Die wiener „Presse" sagt über die Gallerie: „So weit die Sammlung bis jetzt reicht, berücksichtigt sie vorzugsweise die slavischen Kronländer Oesterreichs. Es ist ein Satz der Völkerkunde, daß bei den Slaven das Weib dem Manne geistig überlegen sei. Das spiegelt sich auch in den Zügen der slavischen Frauen wieder: Der reiche weibliche Flor Wiens ist nur durch einen einzigen Kopf vertreten, welcher nicht einmal über die Linien einer konventionellen Schönheit hinausgeht. Ungarn ist am schönsten durch Adeline Bay, einen Kopf voll gebietender Noblesse, repräsentirt; die deutsche Aristokratie durch die Fürstin Anna Odeskalchi, eine geborene Gräfin Degenfeld.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Samstag, 22. Februar 1868.

Eva,
die Tochter des Quäkers.

(Schluß.)

Eva wich noch immer nicht von ihres Geliebten Seite, der in seinem ganzen Wesen einem jungen Kriegsgotte glich; sie hatte ihn noch nie so schön gefunden und blickte voll begeisterter Bewunderung zu ihm auf. Er war überall bald anordnend und das Feuer seiner Leute auf gewisse Punkte dirigirend, bald selbst sich der Büchse bedienend. Bei alledem fand er noch kurze Pausen genug, um Eva heimlich die Hand drücken und ihr ein paar zärtliche Worte zuflüstern zu können.

Der Gemüthszustand Lieutenant v. Steinbachs konnte übrigens kein nur einigermaßen ruhiger sein; er begriff nämlich vollkommen, daß allen im Hause Eingeschlossenen nichts Anderes übrig bleibe als zu sterben, wenn die Unionisten nicht bis auf den letzten Mann erschossen würden oder sich zurückzögen, wovon das Eine ebenso unwahrscheinlich war als das Andere; überdies fürchtete er in jedem Augenblicke, die leichten Wirthschaftsgebäude und in Folge dessen auch das Wohnhaus in Flammen aufgehen zu sehen.

Diese Besorgniß war nicht umsonst gewesen; aus einem der Scheunendächer drang plötzlich eine Rauchsäule und die blutroth aufflackernde Flamme folgte schnell darauf.

Die Unionisten schienen dadurch auf einen neuen Gedanken zu kommen; sie waren wohl auch schon des Gefechtes müde. Sie zogen sich aus den Gebäuden zurück, nachdem sie dieselben in Brand gesteckt hatten. Eine Viertelstunde später schlug eine furchtbare Lohe gen Himmel empor und dicker schwarzer Dampf wälzte sich über das ganze Gehöft fort; das brennende Getreide sprühte nach allen Seiten einen Funkenregen um sich.

Die Rangers wurden unruhig; man konnte es ihnen nicht verdenken, denn die Flammen wogten fast dicht um sie herum; der Lieutenant mußte einen Theil von ihnen auf den Boden nehmen, damit sie dort bereit wären, die hier und da anglimmenden Dachsparren zu löschen; dadurch wurde die Besatzung der untern Etage noch mehr geschwächt. Auch James Crotton und seine Hausgenossen hatten sich auf den Boden begeben müssen.

Hätte Lieutenant v. Steinbach nicht die Unmöglichkeit eingesehen, die Frauen mitzunehmen, so würde er sich, dem Flammentode ausgesetzt, entschlossen haben, mit dem Reste seiner Leute auszufallen und den Versuch zu machen, seine Pferde wieder zu erreichen; aber jetzt durfte er daran nicht denken.

Das Feuer aus den Fenstern war immer schwächer geworden; die Unionisten hatten dies merken müssen. Sie sammelten sich hinter den brennenden Wirthschaftsgebäuden und drangen plötzlich mit betäubendem Geschrei und unter heftigem Feuern vorwärts auf das Wohnhaus. Die Fenster der untern Etage waren tief gelegen; die wenigen Vertheidiger vermochten sie nicht mehr zu halten und der Feind drang von allen Seiten in das Haus ein.

Der Lieutenant hatte dies schon vorausgesehen; dennoch gelang es ihm nicht so schnell, wie er wünschte, seine Leute die Treppe hinaufzuziehen; es entspann sich zuvor noch ein Handgemenge auf dem Flur.

Eva war bereits oben und beugte sich, der eigenen Gefahr nicht achtend, über das Geländer, um angstvoll den Geliebten zu rufen. Die Rangers warfen sich fechtend auf die schmale Treppe, der Lieutenant und Sergeant Lazar waren die Letzten, sie kämpften Brust an Brust mit den Illinois-Jägern.

Einer der Letzteren führte einen wüthenden Säbelhieb auf Steinbachs entblößtes Haupt; Eva sah es und taumelte, einen entsetzlichen Schrei ausstoßend, zurück; — der Lieutenant wäre verloren gewesen, aber der alte Ungar warf sich mit seinem ganzen Körper zwischen ihn und seinen Angreifer; — er sank mit einem dumpfen Stöhnen gegen das Gelän-

der der Treppe zurück, förmliche Blutwellen überströmten sein Gesicht.

Der Lieutenant warf sich jetzt seinerseits über den vertheidigungsunfähigen Freund; die feindlichen Jäger griffen nach ihm, um ihn an sich zu reißen und zum Gefangenen zu machen, — aber die Rangers waren blitzschnell umgekehrt, sie zogen den Lieutenant und den Sergeanten mit sich die Treppe hinauf. Von oben fielen ein paar Büchsenschüsse, die Unionisten wichen zurück, die schmale Treppe war ein gefährliches Defilee für sie.

Lieutenant v. Steinbach zählte oben auf dem Boden elf seiner Getreuen, die Uebrigen waren todt oder lebendig in Feindes Hand gefallen. Jancsi Lazar lag in den letzten Zügen.

Steinbach hatte Eva's Hand nur flüchtig drücken können; er kniete jetzt neben dem alten Sergeanten nieder und suchte das aus seinem gespaltenen Schädel in Strömen fließende Blut zu stillen.

„Es sein sich Alles aus, Lieutenant," stöhnte der Ungar mühsam; „ich haben ganz genug. Teremtete, ist sich doch ein Soldatentod! und wenn halbe Rangerschwadron zum Teufel geh'n, mag alter Lazar auch nicht mehr leben. Grüß' Euch Gott, Lieutenant, und — Eure kleine Frau!"

Der alte Lazar war todt; Lieutenant v. Steinbach zerdrückte eine Thräne in seinem Auge. Er hatte an diesem Tage zwei seiner besten Freunde verloren.

Die Unionisten schäumten vor Wuth; sie dachten nur noch an die Vernichtung ihrer Feinde, die sich so wacker ihres Lebens wehrten.

„Legt Feuer an die Treppe! Brennt das Nest aus!" schrieen einzelne Stimmen unter ihnen, und jubelnd wurde der Rath befolgt.

Die Flammen zuckten schon an den hölzernen Stufen und dem Geländer empor, der Bodenraum füllte sich mit Rauch; obenein schossen die Illinois-Jäger noch auf gut Glück mit ihren Büchsen in den Qualm hinein.

„Alles verloren! wir werden zusammen sterben, Eva!" sagte der Lieutenant starren Blickes zu ihr.

„Gleichviel, Edward!" erwiederte das muthige Mädchen, „so wird uns Niemand mehr trennen können."

„Mein Gott! Hilf mir!" rief eine gellende Stimme wie im Todeskampfe.

James Crotton sank soeben, von einer Kugel mitten in die Brust getroffen, sterbend um.

Ein doppelter angstvoller Aufschrei! — Seine beiden Töchter warfen sich verzweifelnd über den schnell erstarrenden Körper.

Die Rangers schrieen durcheinander; die Einen wollten sich durchschlagen, Andere warfen die Waffen von sich und sprangen davon, um Pardon bitten zu wollen. Der Korporal, ein Franzose, trat anscheinend ruhig etwas bei Seite, setzte sich die Mündung des Revolvers an die Lippen und zerschmetterte sich den Schädel.

Die Flammen schlugen ellenhoch in den Bodenraum hinein. —

Da sprengte draußen ein athemloser Reiter auf schäumendem Pferde in den von brennenden Gebäuden umgebenen Hof; er trug die Kapitänsuniform der Illinois-Jäger.

„Haltet ein!" rief er mit Anstrengung aller Kräfte. „Rettet, was noch zu retten ist, ich befehle es, ich beschwöre Euch bei Allem, was Euch heilig ist!"

„Kapitän Warbeck!" riefen die zunächst stehenden Unionisten, ihn beinahe ungläubig anstarrend. „Sie leben? Sie sind nicht von den Rebellen hingerichtet worden?"

Der Kapitän achtete nicht auf ihre Fragen; wie ein Verzweifelnder stürzte er auf die brennende Treppe, die unter ihm zusammenzubrechen drohte.

„Wer ist der Wahnsinnige?" riefen die Jäger von allen Seiten.

„Gebt nicht Feuer auf ihn! Bei Leibe nicht! — Es ist Kapitän Warbeck selbst!"

Die von Feuer und Qualm Bedrängten hatten sich in eine der Giebelstuben geflüchtet; plötzlich stand Kapitän Warbeck unter ihnen.

Jenny warf sich laut schluchzend in seine Arme. Er umschlang sie fest und hob sie auf.

„Folgt mir! rettet Euch!" rief er den Uebrigen zu und stürzte mit seiner Last wieder hinaus.

Als er an die Treppe gekommen war, brach dieselbe dicht vor ihm unter einer hoch aufzischenden und ihn umsprühenden Flamme zusammen. Dieser Ausweg war abgeschnitten!

Der Kapitän stürzte in die Giebelstube zurück und rief, sich weit aus dem Fenster lehnend, nach einer Leiter. Seine Jäger erkannten ihn; die Leiter wurde herbeigeschleppt, er stieg sie mit seiner theuern, ohnmächtigen Last auf dem Arme hinab. Der Lieutenant v. Steinbach, Eva tragend, wollte ihm folgen.

Da erhob sich ein wüthendes Geschrei der Unionisten; es fielen ein paar Schüsse auf die verhaßte Uniform des Rangers. Der Lieutenant taumelte zurück und fiel besinnungslos in die Arme seiner Leute; eine Kugel war ihm in die rechte Brust gefahren; Eva lag ohnmächtig an seinem Halse.

„Was thut Ihr, Leute?" rief der Kapitän außer sich. „Wißt Ihr, daß dieser Mann mein Retter vom schimpflichen Tode, mein bester Freund ist? — Wehe Dem, der noch feige und nichtswürdig genug ist, den besiegten Feind anzufallen! ich schieße

ihn mit meinem eigenen Revolver auf der Stelle nieder!"

Die Jäger verstummten; einige von ihnen leisteten selbst dem Gefährdeten Hilfe.

Es wurden die sämmtlichen Farmbewohner bis auf einen erschossenen Knecht und die sieben noch lebenden, meistens verwundeten Rangers über die Leiter gerettet; auch der bewegungslose Körper Lieutenant v. Steinbachs und die Leiche des Quäkers wurden hinabgeschafft.

Jenny, die sich wieder erholt hatte, beschäftigte sich mit ihrer ohnmächtigen Schwester, Kapitän Warbeck beugte sich mit dem aufrichtigsten Schmerze in seinen Mienen über den konföderirten Offizier.

Das Kampfgetümmel verstummte, die übrig gebliebenen Kämpfer standen in feierlich ernster Stimmung neben einander um jene düstere Gruppe.

Die Flammen der bis auf den Grund niederbrennenden Farm loderten hoch zum Himmel empor.

Der furchtbare Kampf, auf dessen eines Nebentheater wir unsere Leser geführt haben, tobte mit ungeschwächter Gewalt fort und zerrüttete den bereits auf eine so hohe Stufe getriebenen Wohlstand des Nordens der Neuen Welt auf eine arge Weise.

Glücklicherweise haben die Hauptpersonen unserer Erzählung für jetzt wenigstens Ruhe vor den Ausschreitungen der entfesselten bösen Leidenschaften eines ganzen Volkes gefunden.

Der alte Quäker, James Crotton, liegt auf seiner verwüsteten ehemaligen Farm unter dem grünen Rasen begraben.

Kapitän Warbeck hatte nach dem blutigen Kampfe, den Befehl über seine Schwadron wieder übernehmend, mit Energie dafür gesorgt, daß die gefangenen Rangers sofort entlassen wurden.

Die beiden erschöpften Damen, sowie den schwer verwundeten Lieutenant v. Steinbach hatte er mit großer Sorgfalt nach Jefferson geschafft.

Während der Letztere hier langsam wieder hergestellt wurde und ungehindert Eva's Pflege genießen durfte, reifte in ihm der Entschluß, der durch den Ausspruch der Aerzte, daß er die nächsten Jahre lang wenigstens in Folge seiner Wunden keinen anstrengenden militärischen Dienst mehr thun dürfe, angeregt worden war, seinen Abschied zu nehmen und sich ganz der Landwirthschaft zu widmen, die Eva mit dem von dem Vater geerbten ansehnlichen Vermögen einrichten konnte.

Auch Warbeck forderte, des grausamen Bruderkrieges satt und sich wieder nach dem gesitteten Leben zurücksehnend, um diese Zeit seinen Abschied aus der Unionsarmee, vermählte sich mit Jenny Crotton und übernahm sein Geschäft wieder; da Missouri seitdem nicht mehr der Schauplatz neuer blutiger Kämpfe war, blühte letzteres schnell wieder auf.

Als Lieutenant v. Steinbach in dem Hause seines zukünftigen Schwagers nach Verlauf eines halben Jahres vollständig wieder hergestellt worden war und seine Verabschiedung als Kapitän erhalten hatte, reichte ihm Eva, in sanfter Freude strahlend, ihre Hand vor dem Altare. Beide kauften sich, um sich den Wechselfällen des Krieges zu entziehen, in Wisconsin im Norden an, wo die zärtliche Sorge der jungen Frau auch die letzten Spuren von den Verwundungen ihres Gatten zu verwischen bemüht ist; ihr, sowie auch Warbecks Lieblingswunsch, der bei ihren günstigen äußeren Verhältnissen wohl bald einmal zur Ausführung gelangen dürfte, ist die Rückkehr nach Europa.

Ob diese beiden Ehen einmal zu denen, die man ein Paradies auf Erden zu nennen pflegt, gezählt werden dürfen, läßt sich heute noch nicht entscheiden, da sie erst nach Flitterwochen zählen; diese letzteren aber geben jedenfalls wohl allen Grund zu recht günstigen Schlüssen für die Zukunft.

Was nur zuweilen vorübergehend das reine Glück der beiden Pärchen trübt, ist die Erinnerung an den Schreckenstag auf der Farm, der außer dem wackern James Crotton auch noch zwei treu ergebenen Freunden Lieutenant v. Steinbachs, dem alten Ungarn und dem braven Schwaben, sowie Vielen seiner tapferen Waffengenossen das Leben gekostet hatte.

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Das graue Augenpaar begegnete dem lauernden Blicke der gekrümmten Alten.

„Nun? Ist er dort?" fragte die Dame in dänischer Sprache nach einer kurzen Pause mit heller Stimme, deren Ton scharf wie Glas klang, das auf dem Boden zerspringt.

„Ja!" zischelte die Alte, ebenfalls dänisch redend. „Er tappte soeben an mir vorbei."

„Bist Du gewiß, daß er es war?"

„Ja. Ich sah freilich Nichts, ich hörte ihn nur. Aber das Geräusch kam von seinem Schlafzimmer und verlor sich in dem Gang, der zum Flügel führt. Kein Anderer als er konnte es sein!"

„Ist sämmtliche Dienerschaft zu Bette?"

„Es rührt sich Nichts im ganzen Hause."

Die schmalen Lippen der Dame zuckten leise und konvulsivisch. Ihre grauen Augen blitzten einen

Moment lang unheimlich unter den weißlichen Wimpern hervor. Dieser Blick hatte etwas grausam Tigerartiges. Im nächsten Augenblick aber war die vorige Starrheit in den Zügen und Augen zurückgekehrt. „Es ist gut so," murmelte die Dame; „Du kannst schlafen gehen, Ilda."

„Aber, Frau Gräfin," zischelte die Alte, „wenn ich —"

„Still, ich will es so," unterbrach sie die Dame mit einem Blick, der die Alte erbeben machte. „Du hast Deine Aufgabe erfüllt, ich gebrauche Dich nicht zu der meinigen. Geh'!"

Die Alte zögerte an der Schwelle. Sie kämpfte sichtlich gegen eine gewisse Zaghaftigkeit.

„Frau Gräfin," sagte sie dann, sich ermannend, „was wollen Sie thun? Bedenken Sie, daß außer Ihnen und mir noch Niemand um die Sache weiß. Und wenn Sie —"

„Still!" herrschte die Gräfin ihre Dienerin an. Die Alte schwieg. Die Dame aber erhob sich ruhig vom Fauteuil und richtete sich hoch und stolz auf. „Du hast in meinem Dienste nicht zu denken, nur zu gehorchen, Du weißt es!" sagte sie eifrig. „Du bist mir mit Leib und Seele verfallen, Ilda; erinnere Dich jederzeit, daß ein Wort von mir Dich einst verderben konnte, Dich noch jetzt einer harten gesetzlichen Strafe überliefern kann! . . . Verlieren wir kein Wort mehr darüber! Jetzt gehe sogleich in Deine Kammer und verlasse sie nicht vor dem Morgen!"

Die Alte warf einen besorgten Blick auf ihre Herrin, deren starre Züge Nichts verriethen. Dann schlüpfte die Dienerin demüthig und so lautlos, wie sie gekommen war, von der Schwelle und tauchte in die Nacht der Gänge, dem Befehl der Gräfin gehorsam.

Diese aber blieb einen Augenblick neben dem Fauteuil stehen. Ihr blasses Antlitz, das in Gegenwart der Alten weder Aufregung, Schmerz, noch Zorn hatte blicken lassen, verzerrte sich jetzt mehr und mehr, bis es den Ausdruck ungemessenen Hasses trug. So stand sie eine geraume Weile, ihre Seele in einen einzigen brennenden Gedanken versenkt. Dann trat sie zu einem Bücherkasten und öffnete ihn. Am Fuße desselben stand eine kleine Blendlaterne. Diese Laterne brannte bereits. Die Gräfin nahm sie hervor und durchschritt das Zimmer. Eine Sekunde später schwebte die hohe Gestalt fast lautlos durch den Korridor, die Treppe zum ersten Stock hinunter und dann dem östlichen Flügel zu. Von Zeit zu Zeit blieb die Gräfin stehen; sie spähte horchend voraus. Je näher sie dem Ende des Flügels kam, desto behutsamer trat sie auf. Jetzt hatte sie dieses Ende erreicht: eine Thür jenes Zimmers, dessen Jalousieen so fest verschlossen waren, wie bereits gesagt wurde. Die Gräfin schloß ihre Laterne; sie war am Ziel. Sie gewahrte sogleich, daß Thürspalt und Schlüsselloch sich erhellten, ein Licht brannte also in jenem Zimmer. Im gleichen Augenblick vernahm sie deutlich halblaut gesprochene Worte. Beim Klang jener Stimme rieselte ein Schauer durch den Körper der Gräfin. Sie legte das Ohr an den Thürspalt.

„Zürnen Sie mir nicht, Rosalia," sagte die männliche Stimme; „ich muß von Ihnen eine solche Stunde zur Unterredung begehren; am Tage bewacht die Gräfin alle meine Schritte."

„Herr Graf," antwortete eine sanfte, merklich zitternde Frauenstimme, „ich habe Ihrem Wunsche willfahrt, Sie hier und zu solcher Stunde zu sehen, weil ich Ihnen Dankbarkeit schuldig, weil ich Ihnen die Erhaltung meiner Ehre verdanke! Sie retteten mich vor einem halben Jahre aus den Händen eines gewissenlosen Vormunds, Sie brachten mich in Ihr Haus und übertrugen mir die Erziehung Ihres Kindes. Sie gaben mir so eine ehrenvolle, gesicherte Stellung. Und jetzt wollen Sie Ihren Edelmuth beflecken, Ihre Ruhe, die Ruhe des Hauses vielleicht und — die meinige einer Leidenschaft preisgeben, welche sträflich ist! Und wenn die Frau Gräfin davon erführe — sie würde mich verachten, mich schimpflich entlassen — meine Zukunft würde vernichtet, es würde mein Tod sein! Ich beschwöre Sie, Herr Graf, lassen Sie ab von mir!"

„Rosalia," antwortete eine Stimme bewegt und lebhaft, „ich habe Ihnen nur eines auf das Alles zu erwiedern: ich liebe grenzenlos! In dieser Einsamkeit Sie täglich sehen, täglich viele Stunden, und Ihnen nicht wenigstens auf Augenblicke sagen dürfen, was mein Herz für Sie empfindet, wäre eine unerträgliche Folter für mich!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Oelanstrich auf Cement.) Ein haltbarer Oelanstrich auf Cementmörtel läßt sich nach einer Mittheilung von **Keim** in der polytechnischen Gesellschaft zu Berlin dadurch erhalten, daß man die Fläche, ehe der Oelanstrich gegeben wird, drei- bis viermal mit Essigsäure überstreicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Dienstag, 25. Februar 1868.

Zwei Freier*).

„Also behalt' es wohl! Du stellst Dich an die Gartenthüre; wenn es dreimal klopft, ist Eduard draußen, Du riegelst auf, führst ihn an der Mauer hin ins Haus und durch den Seitengang zu dieser Thüre."

Mathilde, die Tochter des Rentiers Wiesenborn, indem sie an ihr Dienstmädchen Nanni diese Worte richtete, zeigte auf die Seitenthüre des eleganten Zimmers, das Beide kurz zuvor betreten hatten. Jene erwiederte vergnügt: „Ganz wohl, Fräulein! — Ach, wie freu' ich mich —"

„Geh'," fiel Mathilde ein, „es ist Zeit!"

Nanni entfernte sich.

Die Zurückgebliebene stand in einer Aufregung, die sie vergebens zu bemeistern suchte. Sie sah eine Weile nachdenkend für sich hin; dann, indem ihre schönen Züge einen edlen Ausdruck annahmen, rief sie: „Ich kann nicht anders handeln! — Niemand soll mir nachsagen, daß ich mein Wort gebrochen habe! Die Liebe und die gelobte Treue haben mehr Rechte, als der Befehl der Eltern! Es ist meine Pflicht, ich muß versuchen, sie umzustimmen — — und nun keine Verzagtheit mehr!"

Entschlossener ging sie im Zimmer auf und ab. „Sie werden mir entgegen halten, welch ein vortrefflicher Mann Herr v. Schenk ist — wie ganz geschaffen, ein Mädchen glücklich zu machen — — nun ja, leugn' ich's denn? Er ist einer der besten Menschen, die ich kenne; aber ich liebe Eduard! — Ja, Eduard," setzte sie mit innigem Tone hinzu, „Du kannst auf mich rechnen! Je geringer sie von Dir denken, je mehr sie Dir Unrecht thun, desto mehr lieb' ich Dich! — Herr v. Schenk hat Alles — Du hast nichts als meine Liebe, und die soll Dir bleiben! Du sollst meine Hand und mit ihr Alles haben, was ich besitze!"

Nach diesen Worten sah sie im Zimmer umher, machte eine Bewegung, als ob sie sich auf Etwas besonnen hätte, ging nach der Thüre, durch die sie mit Nanni eingetreten war, und schob den Riegel vor. Dann trat sie zu dem Fenster auf der Gartenseite und horchte. Kopfschüttelnd, weil sich noch immer keine Tritte hören ließen, sah sie auf die Uhr, die auf einem zierlichen Schranke stand; aber der Blick mußte sie beruhigen, — sie ließ sich auf einen Armstuhl nieder und gab sich ihren Gedanken hin. —

Mathilde war das einzige Kind Wiesenborn's. Ihr Vater, der sich als Compagnon eines Großhändlers von Anfang an in günstigen Verhältnissen befand, hatte sie sorgfältig erziehen lassen, sie aber zu Hause selber verwöhnen helfen, indem seinem Aufbrausen in der Regel eine nachgiebige Stimmung folgte, wo sie, die ihren Willen hatte, ihn meist durchsetzen konnte. — Zum Glück war sie von Herzen gut und besaß in ihrem Geist eine Anlage zu nicht gewöhnlicher Bildung und Denkweise.

Sie hatte etwas Dichterisches an sich: einen Sinn, die Wirklichkeit, die ihr Freude machte, verschönernd aufzufassen und liebevoll in ihrem Innern zu hegen. Dazu einen heroischen Zug, womit sie fähig war, Pflichten auf sich zu nehmen und das für recht Erkannte gegen Widerstand von außen beharrlich zu verfechten. Ihres guten Willens und ihrer vortrefflichen Zwecke sich bewußt, machte sie nun aber an die Welt auch Ansprüche! Sie setzte voraus, daß man ihr zu liebe gar Vieles zu thun vermöchte, und ihre Zumuthungen waren zuweilen von großer Naivetät. — Ein eigenthümliches Bild hatte sie sich von der Ehe gemacht. Als Tochter eines — man durfte jetzt sagen — reichen Vaters konnte sie den Gatten in jedem Betracht glücklich machen. Was war natürlicher, als daß dieser ihr dafür das ganze

*) Aus den Erzählungen von Melchior Meyr. Hannover, Carl Rümpler. 1867.

Leben hindurch die reinste Liebe und Verehrung widmete? Sie dachte sich selber unvermerkt als Herrin und erste Person im Hause, den Gemahl als zweite, und für den Fall, daß dieser sie von Herzen ehrte, fühlte sie sich wohl im Stande, ihm beiläufige Mängel nachzusehen.

Mit diesen Gesinnungen entschied sie als Mädchen von siebzehn Jahren ihr Lebensgeschick; — sie vergab ihr Herz an einen jungen Mann, der fröhlich von Gemüthsart, liebenswürdig von Manieren war — als ihr Vetter Gelegenheit hatte, traulich mit ihr zu verkehren und nichts versäumte, sie für sich einzunehmen.

Eduard Wild, ihr verwandt von Seiten der Mutter, zählte sechs Jahre mehr und verbrachte schon als Gymnasialschüler seine Ferien zum größten Theile in ihrem Hause. Sein Spiel mit der Kleinen gewann einen ernsten Charakter, als diese zu einer schönen, durch den Ausdruck ihrer Eigenheiten besonders reizenden Jungfrau heranwuchs. Eduard, der mit viel jugendlichem Leichtsinn eine gewisse Klugheit verband und sich von dem holden Bäschen sehr angezogen fühlte, widmete ihr einen Kultus, der sie rührte und gewann. Sie sah den hübschen, flotten, unterhaltenden Studiosus juris von der besten Seite, überzeugte sich, daß er der Mann sei, sie glücklich zu machen, namentlich aber, von ihr beglückt zu werden, und wendete ihm nun alle Huld ihres phantasievollen Wesens zu. Kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag kam es zur Erklärung und der Bund der Herzen wurde geschlossen. Man fand aber nicht für gut, den Eltern, die von dem wenig bemittelten, lebenslustigen Studiosus keine besondere hohe Meinung hatten, ein Geständniß zu machen, sondern wollte ihnen das Verhältniß verbergen, bis Eduard, im Besitz einer Stelle, mit Ehren um die Hand der Geliebten anhalten konnte.

Nach bestandenem Examen betrat dieser den Vorhof des Staatsdienstes in der Residenz, wohin zu kommen seinen Bemühungen geglückt war. Die schöne Erbin, die dem achtzehnten Jahre entgegen ging und die man ungebunden hielt, konnte aber in der Handelsstadt nicht länger mehr ohne solide Verehrer bleiben. An den Vater gelangten Anträge und die Tochter hatte Mühe, sie mit guter Art abzuweisen. Sie fühlte, daß sie bei fortgesetzten Bewerbungen ihr Verhältniß zu Eduard doch endlich würde gestehen müssen, und da sie keine Hoffnung hatte, die Beistimmung der Eltern zu erlangen, so redete sie dem Vater, der sich schon länger nach Ruhe gesehnt hatte, mit Eifer zu, sich vom Geschäft zurückzuziehen und seinen Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen. Wiesenborn folgte ihr; er kaufte eine von dem Handelsort ungefähr eine Tagreise entfernte stattliche Villa, die man ihm angetragen hatte, und richtete sich dort vollständig ein.

Ein Mädchen wie Mathilde ist man indeß nirgends ungestraft. Nachdem längere Zeit kein Heirathslustiger ihre Ruhe gestört hatte, kam durch den Kauf des Nachbargutes ein Mann in ihre Nähe, der auf die Eltern gleich beim ersten Besuch einen so vortheilhaften Eindruck machte, daß in ihnen selber der Wunsch aufstieg, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Er hatte die Universität absolvirt, es aber vorgezogen, der Verwaltung seines Vermögens und seinen Studien zu leben, war dreißig Jahre alt, stattlich von Wuchs, gewinnend von Sitten, mäßig in seinen Gewohnheiten, gut und edel von Charakter. Hermann v. Schenk (so hieß der Nachbar) erschien wieder und wieder in der Villa, und die Eltern sahen bald mit großer Genugthuung, daß seine Wünsche mit den ihrigen Hand in Hand gingen. Die Zeichen seiner Liebe zu Mathilde wurden immer deutlicher; die Eltern erwarteten eine Anfrage, und diese gelangte zuletzt an sie. Mit Würde, kaum im Stande, ihre Freude zurückzuhalten, ertheilten sie dem Freier die Erlaubniß, sich der Tochter zu erklären. — Sie zweifelten keinen Augenblick, daß diese die Werbung günstig aufnehmen werde; denn sie schien von den Aufmerksamkeiten, die Schenk ihr widmete, geschmeichelt, unterhielt sich gern mit ihm und hing, wenn er sprach und erzählte, an seinem Angesichte mit dem vollsten Vertrauen. Damit sie aber vorher doch mit sich zu Rathe gehen könnte, theilten sie ihr des Nachbars Absicht mit, hinzufügend, daß die Werbung ihren ganzen Beifall habe.

Das Mädchen erschrack, verbarg aber den eigentlichen Eindruck, den die Mittheilung auf sie gemacht hatte, und entgegnete: sie sei auf's Höchste überrascht, müsse aber aufrichtig bekennen, daß sie vor dieser Heirath eben die größte Scheu empfinde! Die Mutter nannte das eine Redensart und sprach die Erwartung aus, daß sie nicht so thöricht sein werde, mit der Hand dieses Mannes das Glück ihres Lebens von sich zu stoßen. Der Vater stimmte bei und äußerte sich über Schenk mit dem wärmsten Lobe.

Mathilde erbat sich eine Frist zur Ueberlegung und zog sich zurück. Durch die Gefahr, die ihrer Liebe drohte, war ein außerordentlicher Entschluß offenbar gerechtfertigt. Keinen der früheren Bewerber hatten die Eltern so dringend unterstützt, und keiner war auch an sich so achtungswerth, so tadellos wie dieser; ihn nach Art der früheren abzuweisen, war unmöglich. Es mußte Etwas geschehen, und zwar etwas Entscheidendes.

Eduard, der ihr — dem sie geraubt werden sollte, erschien der Liebenden im schönsten und rührendsten Lichte. Sie fühlte einen unendlichen Zug zu ihm, dem die Eltern mit ihr jede Freude des Lebens nehmen wollten; Thränen traten in ihre Augen — Thränen der Liebe, des Mitleids, der Begeisterung. Sie setzte sich nieder und schrieb ihm, er solle zu ihr eilen, um sich mit ihr in geheimer Zusammenkunft zu berathen: das Glück ihrer Liebe und ihres Lebens stände auf dem Spiele! Nachdem sie Zeit und Art und Weise, wie er unbemerkt zu ihr gelangen könne, genau angegeben, ließ sie durch Nanni, die von ihr gewonnene Mitwisserin des Verhältnisses, den Brief zur Post besorgen und harrte mit ruhigern Empfindungen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

„Aber ich darf nicht hören, Herr Graf, was Sie mir in solchen Augenblicken sagen könnten!“

„Weßhalb nicht, Rosalia? Ich weiß, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin; Sie haben es mir wider Willen enthüllt! Wir sympathisiren in Allem; was hindert uns, einen Bund zu schließen, der die Harmonie unserer Seelen noch in innigeren Einklang bringt?“

„Sie vergessen die Gräfin!“ murmelte das Mädchen erschreckt.

„Die Gräfin?“ tönte die Stimme des Mannes fast verächtlich. „Ich habe sie nie geliebt, und ich gestehe zu meiner Schande, daß ich Weltmensch genug war, nur auf meinen Vortheil bedacht zu sein, als ich sie heirathete.“

„Sie haben nichtsdestoweniger Pflichten, Herr Graf, deren Sie sich nicht entschlagen dürfen! O, ersticken Sie jene unselige Leidenschaft, ich beschwöre Sie um Ihret- und meinetwillen, denn, Gott weiß es, ich fühle mich nicht stark genug, diesen inneren Kampf länger fortzusetzen! Gedenken Sie Ihrer Pflichten gegen Ihre Frau, gegen Ihre Tochter, die dort neben uns schlummert, ahnungslos, daß der Vater im Begriff ist, sein Familienglück zu zerstören!“

Eine kurze Pause entstand. Diesseits und jenseits der Thüre bewegte Nichts die Luft als ein leises, fieberhaftes Athmen.

Da unterbrach des Grafen tiefe Stimme die Ruhe. „Familienglück?“ sagte er dumpf, „ich lernte es bis zur Stunde nicht kennen! Bald nach unserer Vermählung merkte meine Frau, daß ich sie aus Eigennutz geheirathet. Wir verließen Kopenhagen, um uns in Paris zu zerstreuen. Ich behandelte die Gräfin mit großer Rücksicht, allein lieben konnte ich sie nicht. Ihre Neigung zu mir nahm dagegen mit meiner Kälte zu, aber auch ihre Eifersucht. Ein unangenehmer Auftritt folgte dem andern, bis ich mich, dieser lästigen Scenen müde, entschloß, die Ruhe hier mit dem lebhaften Pariser Treiben zu vertauschen. Aber ich vergaß dabei, daß ich jung, daß mein Herz noch seine Rechte fordern könne! Sie kamen ins Haus und jetzt — Sie wissen nun Alles, Rosalia; setzen Sie mir nicht länger Widerstand entgegen!“

„O, mein Gott!“ stammelte das Mädchen, „es ist ein unseliger Konflikt, in den Sie mich bringen wollen. — Sie beschwören nur zu gewiß ein Unheil herauf über uns Beide, Herr Graf! Ich fürchte Sie und die Gräfin, deren starrer, eisiger Blick mich beben macht. Mir bleibt Nichts übrig, als dieses Haus zu verlassen!“

„So verlasse auch ich es!“ entgegnete der Graf leidenschaftlich. „Ich vermag nicht mehr ohne Sie zu leben! Sie sehen, Ihre Flucht würde Nichts ändern! Rosalia, Ihr Herz gehört mir!“

„Um Gotteswillen,“ flüsterte das Mädchen in einem Tone, dem man Bestürzung und Angst anhörte, „wenn Sie mich lieben, so gehen Sie jetzt, Herr Graf! Mir ist, als schwebe augenblicklich über unserem Haupte eine drohende Gefahr!“

„Ich gehe,“ murmelte der Graf zärtlich, „aber nur, um glücklicher wiederzukehren!“

Die Gräfin fuhr von der Thüre zurück, als habe sie eine Viper gestochen. Die letzten Worte des Grafen brachten die Halbohnmächtige wieder zum vollen Bewußtsein. Die stolze Frau schwankte wie ein geknicktes Rohr. Sie vernahm noch einige Worte des Grafen, die sie nicht verstand. In der nächsten Minute mußte jene Thüre sich öffnen. In wilder, fieberhafter Angst entwich sie. In ihrem Zimmer warf sie sich kraftlos in den Fauteuil. Ihr Antlitz war verzerrt, ihr Blick glühte unheimlich. „Sie lieben einander,“ murmelte sie, „Ich muß sie Beide unschädlich machen!“ Und sie starrte brütend vor sich hin. So saß sie lange und regungslos. Ihre Züge wurden wieder eisig und verschlossen. Endlich richtete sie sich hoch und zuversichtlich auf, ein dämonisches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Ich hab's!“ murmelte sie triumphirend und suchte ihr Lager auf.

II.

Am folgenden Morgen schien die Sonne freundlich. Es war ein herrlicher Junitag. Eine junge Kammerzofe trat in das Schlafgemach der Gräfin. Diese wachte.

„Ist der Graf schon aufgestanden?“ fragte sie.

„Ja. Der Herr Graf sind bereits im Park,“ antwortete das Mädchen.

„Gut, so kleide mich an, Lisette. Doch gehe zuvor und sage einem der Leute, daß er den Herrn Grafen benachrichtige, wir werden, wenn es ihm recht sei, diesen Morgen das Frühstück gemeinschaftlich in der Veranda einnehmen.“

Die Zofe ging.

Kaum hatte diese sich entfernt, als die Gräfin sich vom Bette erhob und zu ihrem Toilettetisch trat. Sie griff dort zu einem kleinen Handspiegel und schritt zum Fenster. Hier blickte sie in den Spiegel und prüfte ihre Züge. Sie lächelte. Durch dieses Lächeln würde ich den schärfsten Beobachter täuschen, murmelte sie vor sich hin. Wohlan, ich bin gerüstet! Das Werk des Hasses kann beginnen! Sie verließ das Fenster und legte den Spiegel aus der Hand.

Lisette erschien und half die Toilette der Herrin vollenden. Das Mädchen erstaunte innerlich; sie hatte nie an der Gräfin eine wohlwollendere Miene gesehen. Die grauen, sonst so strengen Augen trugen einen milden Ausdruck.

Lisette hatte ihren Dienst verrichtet; sie harrte eines weiteren Winkes.

„Gehe jetzt, Mädchen,“ sagte die Gräfin, immer lächelnd, „und melde dem guten Fräulein Rosalia, daß ich sie und das Kind beim Frühstück zu sehen wünsche.“

„Sehr wohl, Frau Gräfin.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine falsche Nummer.) **Ehrlich währt nicht nur am längsten, es gewinnt auch am sichersten.** Herr H. ist mit seiner Frau in Baden-Baden. Die Dame hat nie ihr Glück am grünen Tisch versucht, und während sie im Spielsaal den Launen des Glückes zuschaut, kommt ihr ein Gedanke.

„Ich werde ein Goldstück auf eine Nummer setzen!“ sagt sie zu ihrem Gatten.

„Meinetwegen!“

„Aber auf welche Nummer?“

„Nun, setz' auf die Nummer Deines Alters!“

Die Dame tritt an das Roulette und wirft ihr Goldstück auf eine Nummer.

„Trente-six!“ ruft gleich darauf der Croupier.

„Trente-six!“ wiederholt der Mann erfreut. „Meine Frau hat zweiunddreißig Mal ihren Einsatz gewonnen! Macht zweiunddreißig Friedrichsd'or! ... Nun, was habe ich Dir gesagt,“ ruft er seiner Frau entgegen, als diese vom Spieltisch zu ihm zurück in den Saal tritt. „Zweiunddreißig Goldstücke hast Du gewonnen!“

„Aber ich habe ja verloren!“ antwortete sie mißgestimmt.

„Verloren! Wieso denn?“

„Nun, Du sagtest mir ganz laut vor aller Welt: setze auf die Nummer Deines Alters, und da ich immer nur von siebenundzwanzig gesagt, so habe ich auf d i e s e Nummer gesetzt!“

Den Mitgliedern der achtbaren Langfingerzunft ist es begreiflicherweise äußerst verdrießlich, wenn sie einen reichen Fang gemacht zu haben glauben und dann entdecken, daß sie betrogen sind; sie betrachten das mit Recht als eine Art Vertrauensbruch und verachten das miserable Subjekt gründlich, das sich desselben schuldig macht. So wurde kürzlich einem deutschen Geschäftsmann in New-York, Mitglied einer geachteten Firma, auf dem Zollhaus sein Portemonnaie aus der Tasche gestohlen; dasselbe enthielt jedoch Nichts als zwei Postmarken. Den Tag darauf erhielt er es mit folgendem Begleitschreiben zurück:

„Mein Herr! Es hat mir viel Mühe gemacht, Ihren Namen und Ihre Adresse auszumitteln. Ich möchte Sie ersuchen, künftig etwas mehr Geld in der Tasche zu tragen, als gestern, weil sonst mein Geschäft ruinirt wäre. Für einen Gentleman von Ihrer Stellung und Ihren Mitteln ist's doch wahrhaftig eine Schande, mit einem nur zwei Postmarken enthaltenden Portemonnaie in der Tasche auszugehen. Wenn ich wieder Gelegenheit habe, Ihre Taschen zu leeren, hoffe ich wenigstens einige größere Bills zu finden; andernfalls müßte ich Sie einem gewandten Einbrecher zur Berücksichtigung empfehlen.

Ihr nicht sehr dankbarer

Taschendieb.

P. S. Die zwei Postmarken habe ich dem Jungen für Uebermittelung dieses Briefes gegeben.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Donnerstag, 27. Februar 1868.

Zwei Freier.

(Fortsetzung.)

Drei Tage waren vergangen. Die Liebende hatte viel überlegt, wie sie die Eltern am besten umzustimmen und zu gewinnen vermöchte, war aber zu keinem Schluß gekommen und wendete die Möglichkeiten auch jetzt noch prüfend hin und her. — Das Schlagen der Uhr zeigte ihr an, der Moment, den sie dem Geliebten bestimmt hatte, sei erschienen. Sie stand auf, trat an's Fenster — und ihr Gesicht erglänzte. Sie hörte die Tritte des Geliebten, der den Laubengang herkam! — Wer sie erblickt hätte, die schlanke Gestalt in der zierlichen Fülle, wie sie, glühend in liebender Aufregung, ihre großen dunklen Augen auf die Thüre heftete, während in ihren Zügen ein heldenmüthiger Ausdruck die Oberhand gewann, der würde den Glücklichen, den sie zu sich entboten, beneidet haben!

Die Thüre ging auf, der Erwartete erschien, Mathilde flog in seine Arme, pries ihn, daß er so pünktlich gekommen, und gab ihm die zärtlichsten Namen. Der junge Mann erröthete glücklich und dankte ihr in den wärmsten Ausdrücken. Ein schärferes Auge, als es jetzt der Liebenden zu Gebote stand, hätte aber in seinem Wesen eine eigenthümliche Befangenheit und eine Sorge wahrnehmen können, die durch die gegenwärtige Situation allein nicht gerechtfertigt schien.

„Gute, beste Mathilde!“ rief er nach der letzten Kundgebung ihrer Zärtlichkeit. — „Aber Dein Brief war so allgemein! Was ist's, das auf dem Spiele steht? Was droht unserer Liebe? Erzähle!“

Das Mädchen sah für sich hin. Dann sagte sie: „Du weißt, daß ich vor zwei Jahren meinem Vater zuredete, seinen bleibenden Wohnsitz auf dem Lande zu nehmen — aus Liebe zu Dir!“

„Ich weiß, ich weiß,“ versetzte Eduard.

„Entfernt von Bewerbern um meine Hand wollt' ich nur Dir und unserm künftigen Glück leben.“

„Theure Mathilde!“ rief jener, ihre Hand fassend.

„Aber bald nach Deinem letzten Besuch starb unser alter Nachbar, das Gut wurde feil und ein junger Mann, Herr v. Schenk, zog als Eigenthümer ein.“

„Ah?“

„Um nur gleich die Wahrheit und das Schlimmste zu sagen,“ fuhr Mathilde fort, „dieser Herr von Schenk ist ein vortrefflicher Mann.“

„Im Ernst?“ entgegnete Eduard lächelnd mit einem leichten Zug von Verlegenheit.

„Nur einige Jahre älter als Du, hübsch, ein sehr angenehmer Gesellschafter und von größter Gutmüthigkeit. Dabei sehr gebildet und — reich!“

Jener wurde unruhig. „Und dieser Herr v. Schenk?“ rief er. „Ich bitte Dich, rede!“

„Dieser Herr v. Schenk war in letzter Zeit viel in unserem Hause, er hat Partieen arrangirt, denen ich mich nicht entziehen konnte, er hat das Herz meiner Eltern, besonders meines Vaters, gewonnen, er hat ihm seine Absicht angedeutet, bei mir um meine Hand anzuhalten, mein Vater ist entzückt und ich muß jeden Moment erwarten —“

„Himmel!“ fiel der junge Mann ein, „das ist ja eine Fluth von schlimmen Neuigkeiten! — Aber Du, liebe Mathilde, Du selbst?“

„Ich,“ versetzte sie mit Selbstgefühl, „habe an Dich geschrieben und Dich hierher gerufen!“

„Ja, Du bist gut,“ rief er, „Du bleibst mir treu —“

„Ich hab' es Dir gelobt,“ erwiederte das Mädchen, „und ich halt' es!“

Eduard ergriff ihre Hand und rief: „Edles Herz! — Aber was ist zu thun? Was sollen wir —“

„Das ist eben die Frage,“ entgegnete Mathilde. „Ein Grund, den die einzige Tochter gegen einen Freier wohl geltend machen könnte, fällt leider weg:

Herr v. Schenk ist ein Mann, an dem ich Nichts auszusetzen weiß!"

Die Lippe Eduards verzog sich. „Also ein förmliches Ideal!" erwiederte er. „Der Mann, wie er sein soll —"

„Scherz bei Seite," bemerkte sie, „es fehlt ihm Nichts als — meine Liebe!"

„Dann fehlt ihm Alles!" rief jener, zärtlich ihre Hand fassend, „und ich — ich besitze Alles!"

„Ja," erwiederte sie lächelnd, „für mich wohl — aber nicht für meine Eltern!"

Eduard zuckte die Achseln. „Das ist wahr," sagte er.

„Wenn mein Vater Herrn v. Schenk auf's Höchste schätzt, ja bewundert, so weißt Du, guter Eduard, daß in Bezug auf Dich nicht das Gleiche der Fall ist."

„Leider!"

„Vater und Mutter," fuhr Mathilde fort, „halten Dich für — ein wenig leichtsinnig — flatterhaft — vergnügungssüchtig! — Ja, und auch Clementine v. Berneck, die mit ihrem Vater in die Residenz gezogen ist, hat mir vor einigen Wochen geschrieben, daß Du Dich recht gut unterhälst!"

Eduard, den diese Worte eigen getroffen hatten, sah sie prüfend an. „Du stehst in Briefwechsel mit Fräulein v. Berneck?" fragte er.

„Sie hat ihn selbst begonnen," versetzte Mathilde; „und — mir war's lieb, Etwas von Dir zu hören!"

Eduard neigte sich dankend. „Nun ja," sagte er, „ihr Bruder, der Lieutenant, ist einer meiner Freunde. — Auf diesen," setzte er lächelnd hinzu, „hat sie sich wohl berufen?"

„Sie hat Nichts von ihm geschrieben," erwiederte Mathilde.

„Meine Liebe," versetzte der junge Mann, sich zusammen nehmend, „Du kennst mich. Ich bin geselliger Natur und im Grund meiner Seele vergnügt, wo ich auch bin — weil Du mir gehörst! Doch jetzt will man Dich mir entreißen und jetzt gilt's Ernst — Ernst und Besonnenheit!" Nach einigem Besinnen fragte er, entschlossen aufsehend: „Bist Du fähig, Etwas zu wagen?"

„Das," versetzte Mathilde, „glaube ich gezeigt zu haben."

Eduard schwieg. Dann fuhr er fort: „Wenn Du Dich entschließen könntest, mit mir zu entfliehen —"

„Wie?" rief das Mädchen.

„Dann würde Herr v. Schenk zurücktreten und Deine Eltern wären gezwungen, uns zu verzeihen."

Mathilde sah ihn betroffen an. „Eduard," rief sie, „was forderst Du! — Ich sollte meinen Eltern, die mich über Alles lieben, solchen Kummer, solche Schande bereiten? — Das sagst Du nicht im Ernst!"

Jener, der sie scharf angesehen, erwiederte: „Verzeih' mir! Die Größe der Gefahr erschreckte mich und gab mir einen Gedanken ein, wobei ich nur an mich dachte! — Aber ich sinne vergebens —"

„Handeln wir offen und ehrlich!" rief das Mädchen. „Gehen wir von hier zu meinen Eltern, sagen wir Alles — — Du schüttelst den Kopf?"

„Du kennst Deinen Vater," entgegnete Eduard. „Bei seinen Ansichten über mich, bei seiner Hochachtung vor Rang und Reichthum hätte ich beleidigende Reden, vielleicht eine schmähliche Behandlung zu erwarten. Ich bin arm, aber ich halte auf Ehre!"

Mathilde sah betreten für sich hin. „Es ist wahr," sagte sie. „Er muß vorher zu Deinen Gunsten gestimmt werden, Du mußt eine Fürsprache haben! Ich bin zu Allem entschlossen — aber wie find' ich Zeit dazu? — Jeden Moment kann der Freier eintreffen!"

Sie schwieg nachdenklich. Mit einem Male fuhr sie auf und rief: „Halt, da kommt mir ein Gedanke!"

„Ein Rettungsgedanke?"

„Ein seltsamer Gedanke," erwiederte sie mit einem Ausdruck, der ein entsprechendes Bedenken verrieth; „aber der beste, den ich habe! — Ja," setzte sie hinzu, „so ist Hoffnung und ich muß es wagen!"

„Aber was, liebe Mathilde, was?" rief jener.

Das Mädchen sah ihn mit freundlicher Ueberlegenheit an. „Das bleibt vorderhand mein Geheimniß, lieber Eduard!" sagte sie. „Ich bin heiter bei aller Aufregung! In Gottes Namen!"

Jener, mit großem Ernst, entgegnete: „Mathilde, hör' auf einen Mann, der die Welt doch etwas mehr kennt als Du! Die Sachen stehen so, daß ich Dich ohne eine Entscheidung nicht wieder verlassen kann. Hast Du ein Mittel, so gebrauch' es muthig, daß es zu einer Entscheidung kommt. Versagt es Dir, so müssen wir entschlossen zu einem andern greifen. Sonst ist Alles verloren für mich und für Dich!"

„Vertraue mir!" erwiederte das Mädchen. Und mit einem anmuthig heroischen Ausdruck setzte sie hinzu: „Ich ziehe für Dich ins Feld und mit dem Sieg kehr' ich wieder! — Für jetzt," sagte sie dann, „erlaube mir, daß ich Dich einen Moment allein lasse!"

Sie ging zur Thüre, die auf den Hausgang führte, riegelte sie auf und verließ das Zimmer.

Eduard schaute ihr nach, nickte und machte unwillkürlich eine Bewegung des Bedauerns. „Das

gute Mädchen," sagte er. „Sie liebt so treu wie jemals!" — Er schwieg und sah für sich hin, wie Einer, der eine Frage scharf ins Auge faßt. Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Es bleibt mir keine andere Wahl! Da der Abgrund, der mich zu verschlingen droht, — hier die Hand, die sich mir liebevoll entgegendrängt, um mich zu retten! Ich muß sie annehmen, es geht nicht anders — was unmöglich ist, ist unmöglich! — — Und wenn ich dem braven Mädchen etwas verschweige, betrüg' ich sie? Mein Entschluß ist gefaßt. Hab' ich erreicht, was ich will und was ich haben muß, dann mach' ich das Vergangene gut — und beginne an der Seite einer wackern Frau ein anderes Leben."

Als er dies gesprochen, ging die Thüre auf und Mathilde trat ein. „Lieber Eduard," sagte sie, „wir müssen uns trennen — ich erwarte Herrn v. Schenk."

„Er wird sich Dir erklären!" rief jener.

„Höchst wahrscheinlich," entgegnete sie. „Aber meine Antwort ist bereit!"

Eduard sah besorgt auf sie. „Denk' an die Treue, die wir uns gelobt! Denk' an meine Liebe! Denke daran, daß —"

„Eduard!" rief sie fast unwillig.

„Die Schilderung dieses Mannes," entgegnete er; — „ich bin in Furcht, ich will's nicht leugnen. Gib mir noch einmal Deine Hand, schwöre mir —"

Mathilde sah ihn mit einem Blicke an, der Mitleid und Nachsicht ausdrückte. „Nun," rief sie, „hier meine Hand und meinen wiederholten Schwur: Liebe um Liebe und Treue um Treue, selbst gegen den Willen des Vaters!"

„Ich danke Dir!" versetzte Eduard, lebhaft ihre Hand schüttelnd. —

„Fräulein!" rief es draußen vom Korridor.

„Herein!" antwortete Mathilde.

Es war Nanni. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann und sagte zu Mathilde: „Herr von Schenk ist hier und bittet um die Erlaubniß, Ihnen aufwarten zu dürfen."

Die Liebende nickte und wandte sich zu Eduard. „Adieu! In einer halben Stunde komm' wieder! — Geh'!" setzte sie lächelnd hinzu, als jener zauderte; und er entfernte sich durch die Seitenthüre.

Erröthend und aufgeregt sagte sie zu Nanni: „Herr v. Schenk ist willkommen!"

Als das Mädchen fort war, legte sie die Hand auf ihre Brust und rief: „Still, unruhiges Herz! Du mußt — ich kann Dir nicht helfen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Die Frau des Hauses verließ, von der Dienerin gefolgt, ihre Gemächer, stieg zum ersten Stock hinab und schritt dann durch einen Korridor dem westlichen Flügel zu. Am Ende des westlichen Flügels befand sich ein moderner Anbau, der einen eleganten Gartensalon und die vorerwähnte Veranda bildete, von welcher zierliche, mit Vasen geschmückte Marmorstufen in den Park herniederführten. In der Veranda war das kostbare Frühstück-Service aufgestellt; zwei Diener standen bereit, der Herrschaft aufzuwarten.

Als einer der beiden Leute der Gräfin die Glasthür des Salons öffnete, schritt der Graf vom Park aus die Stufen der Veranda hinan. Der Graf grüßte flüchtig, die Gräfin lächelnd. Sie nahmen einander gegenüber Platz. Er schien zerstreut, sie froh belebt. Im Ganzen paßten Beide, dem Aeußern nach, nicht übel zu einander. Er war ein schöner Mann von sechsunddreißig Jahren, sie eine stattliche Frau. Und in diesem Augenblicke wurde sogar die Schärfe ihrer stolzen Züge durch gewinnende Freundlichkeit gemildert. Dem Grafen entging das freilich. Er hatte seine Frau nur leichthin angeblickt und sogleich zu frühstücken begonnen.

„Ein schöner Morgen!" sagte die Gräfin, während sie vom Zucker nahm, welchen einer der Diener präsentirte. „Du hast ihn bereits besser benutzt, als ich, Alfred!"

„Ich sah nach den Pferden," antwortete der Graf, „und machte dann einen Spaziergang durch den Park."

„Das Letztere hätte Rosalia mit dem Kind wohl ebenfalls thun können. Die Kleine ist seit einigen Tagen blaß; die frische Morgenluft dürfte ihr wohlthätig sein!"

Als der Name der Erzieherin ausgesprochen ward, zuckte es eine Sekunde lang um die Lippen des Grafen. Die Gräfin schien das nicht zu bemerken. Dann warf er verstohlen einen mißtrauischen Blick auf seine Frau. Sie saß so unbefangen da; in ihren Worten konnte keine Absichtlichkeit liegen, sagte er sich.

„Ueberhaupt," fuhr die Gräfin fort, „überwacht die gute Rosalia das Kind zu ängstlich! Sie fürchtet jeden Luftzug für die Kleine und verwöhnt sie mir. Ich will sie nicht tadeln; es entspringt das aus ihrem guten Herzen, ihrem regen Pflichtgefühl, das sie uns und dem Kinde beweist, man muß es anerkennen! Fürwahr, Alfred, wir können uns nur Glück wünschen, daß Du der armen Waise eine

Zuflucht botest! Wir haben so gut dabei gewonnen, wie sie!"

Alle diese Bemerkungen wurden in Gegenwart der Diener gemacht.

Der Graf hob den Kopf und schaute unsicher zu der Frau hinüber.

Da war Nichts als Wohlwollen in ihren Zügen zu lesen. Hatte sie sich nicht früher bei jedem Argwohn herrisch und heftig gezeigt? „Sie argwöhnt also Nichts!" so schloß er. „Aber schienst ihr seither nicht eben sonderlich gewogen zu sein!" warf er dennoch anscheinend oberflächlich hin.

„Mein Freund," entgegnete die Gräfin, „ich bin so lange ernst und zurückhaltend gegen Leute, bis ich sie geprüft und meines Vertrauens würdig befunden habe. Rosalia hat sich bewährt; ich finde es daher nicht mehr nöthig, ihr den Ausdruck meines Wohlwollens vorzuenthalten!"

„Es freut mich," sagte er nach einer kleinen Pause in ziemlich gleichgiltigem Ton, „daß Du mit der Lehrerin der Kleinen zufrieden bist."

Er hatte kaum geendet, als die Glasthür des Salons klirrte und Rosalia, die kleine Comtesse an der Hand, über die Schwelle trat.

Das Kind, stumpfnäsig und flachshaarig, war Nichts weniger als hübsch. Es hatte altkluge Züge und hüpfte der Mutter keineswegs nach Kinderart fröhlich entgegen, sondern schlich mit störrischem Blick verdrossen heran.

Die Erzieherin näherte sich dem gräflichen Paare mit ziemlich unsicherer Haltung. Sie war ein schönes, frischblühendes Mädchen von höchstens zwanzig Jahren. Als sie beim Eintritt grüßte, erröthete sie lebhaft. Sie wagte weder den Grafen noch die Gräfin anzublicken, deren Auge voll Wohlwollen auf ihr zu ruhen schien.

Der Graf spielte ziemlich geschickt den Unbefangenen, während er verstohlen jede Bewegung Rosalien's wie seiner Frau beobachtete.

Kind und Lehrerin nahmen am Frühstücke Theil.

Die Gräfin, welche sich gemeiniglich gegen Jedermann stolz und zurückhaltend zeigte, war heutgegen Rosalia ausnehmend freundlich, und die Unterhaltung ward in scheinbar unverfänglichster Weise geführt.

Als das Frühstück beendet und man im Begriffe war, sich zu erheben, wandte die Gräfin sich zu ihrem Gatten. „Was wirst Du diesen Morgen beginnen?" fragte sie in leicht hingeworfenem Tone.

„Ich werde vielleicht ausreiten," antwortete der Graf.

„Wie? Seit zehn Tagen haben wir heute zum ersten Mal einen unumwölkten Himmel, und Du wolltest heute Deiner Lieblingsbeschäftigung entsagen, wolltest die Gelegenheit, ein hübsches Bild liefern zu können, vorübergehen lassen, mein Freund?"

„Mir sind einige der chemischen Präparate ausgegangen, deren ich zum Fixiren der Bilder bedarf. Und wen sollte ich heute photographiren? Ich habe bereits die Geduld der kleinen Schaar unserer sämmtlichen Bekannten hundertmal auf die Probe gestellt!"

„Du wirst noch immer den Einen oder Andern übergangen haben!

„Ich wüßte nicht!"

„Sieh' da, wir haben hier schon einen Beweis! Fräulein Rosalia ist noch niemals von Dir aufgenommen worden!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gegen die Wunder der Chassepots.) Seit dem preußisch-österreichischen Kriege waren die Anstrengungen der militärischen Fachleute auf Erfindung von Gewehren gerichtet, die so tödtlich als möglich wirken. Einer suchte den Andern in der Vernichtungsfähigkeit der Schießwaffen zu übertreffen. Jetzt endlich soll ein Mann italienischer Abkunft darauf verfallen sein, ein Gegengewicht der Vertilgungswerkzeuge zu schaffen. Er soll die Fertigung von Harnischen zu Stande gebracht und selbe mit dem Namen „Paraballe" belegt haben, welche den Kugeln der Chassepots eine unbesiegbare Undurchdringlichkeit entgegen setzen, so daß bei ferneren Kriegen das Kleingewehrfeuer zur Unwichtigkeit einer unnützen Spielerei herabgedrückt wäre.

In Boston sind Versuche angestellt worden, die Dampfspritzen mit Petroleum zu heizen, und die Resultate haben die größten Erwartungen weit übertroffen; denn 6 Minuten, nachdem das Feuer angezündet war, arbeitete die Maschine und erreichte einen höheren Grad, als je bei Steinkohlenheizung. Das Experiment währte eine Stunde und die Zuschauer waren überrascht, als das Feuer augenblicklich verlöschte, so wie die Zuflußröhre von dem Oelbehälter abgeschlossen worden war. Die Kosten des während des Experiments verbrannten Oeles betrugen nur 30 Cts., während die Kosten der Steinkohlenheizung für dieselbe Zeit — eine halbe Tonne Kohlen Doll. 2.80 betragen haben würden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Samstag, 29. Februar 1868.

Zwei Freier.

(Fortsetzung.)

II.

Wenige Minuten und der Gemeldete stand vor ihr. Sein Aussehen verrieth eine tiefe Bewegung, die aber durch das Bewußtsein der Absicht, die ihn hierher geführt hatte und deren Ernst in seinen edlen Zügen sich ausdrückte, gedämpft erschien. — „Fräulein Mathilde," begann er mit einem Tone der Achtung und Liebe, „Sie haben die Güte gehabt —"

„Sie sind willkommen, Herr v. Schenk," erwiederte sie mit unsicherer Stimme.

„In der That?" entgegnete er mit halb verlegenem Lächeln.

Die Gewissensfrage machte das Mädchen erröthen. „Sie zweifeln?" erwiederte sie.

Eine Pause trat ein. Schenk faßte sich und sagte mit fester Stimme herzlich: „Mein Fräulein, ich wage zu hoffen, daß Ihnen nicht ganz unbekannt ist, was mich zu Ihnen führt!"

„Ich gestehe —"

„So lassen Sie mich offen reden," fuhr er fort, „und hören Sie mich gütig an! — Wenn ich in der Absicht, die Sie kennen, vor Sie trete, so ist es nicht nur der Zug des Herzens, der mich zu Ihnen führt, sondern die tiefsinnige Ueberzeugung, die ich bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen erlangt habe: daß Sie das Wesen sind, dem ich mich selbst, meine Liebe, mein Leben weihen muß."

Mathilde schaute zu Boden.

„Ich sah Sie," fuhr Schenk fort, „wie Sie sich vielleicht erinnern, zum ersten Male im Haus Ihrer Tante. Ich hörte Sie in der Unterhaltung mit dieser vortrefflichen Frau und — ich kaufte Leutfels."

„Wie," rief Mathilde, „Sie hätten —"

„Das Gut gekauft, um Ihr Nachbar zu werden," erwiederte er.

„Ah," rief das Mädchen mit unwillkürlichem Dankgefühl.

Jener, mit einem Ausdruck von Hoffnung, sagte: „Zwei Monate sind verflossen. Ich habe Sie näher kennen gelernt, und meine Achtung, meine Liebe ist mit jedem Tage gewachsen. Ich gewann die Freundschaft Ihrer Eltern und, wie ich mir schmeichle, zu gleicher Zeit Ihr Vertrauen, Ihr Wohlwollen. Und nun, verehrtes Fräulein, was soll ich weiter sagen? Sie kennen meine Stellung, meinen Charakter und — mein Herz. Sagt das Ihrige Ja zu meinem Antrag, dann lassen Sie es auch die holden Lippen sagen und reichen Sie mir diese schöne, liebe —"

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber Mathilde trat zurück. „Herr v. Schenk," entgegnete sie mit inniger Scheu, „wenn Sie wüßten —"

„Sie weichen aus?" rief er bestürzt. Mit befangenem Lächeln setzte er hinzu: „Verlangen Sie Bedenkzeit?"

„Nein," rief das Mädchen entschlossen; „es soll jetzt entschieden werden!"

„So reden Sie," versetzte Schenk, sich ermannend, mit Güte. „Sagen Sie, was Sie denken und fühlen; was es auch sein mag, es wird mir das Liebste sein."

„Herr v. Schenk," begann Mathilde, „ich schätze Sie unendlich — Sie sind der edelste, beste Mann — Sie verdienen alles Glück der Erde — aber ..."

„Aber?"

„Nehmen Sie dieses Geständniß großmüthig auf — mein Herz — ich kann es nicht ändern —"

„Sagen Sie's offen!" rief Schenk, die Farbe wechselnd. „Sie lieben mich nicht?"

„Ich gestehe —"

„Wirklich?" fiel er schmerzlich lebhaft ein, — „Sie lieben mich nicht? — Ah, das ist unglücklich!"

„Ich bitte Sie um Vergebung!“ versetzte sie. „Inständig!“

„Aber mir schien's doch,“ fuhr er nach kurzem Schweigen aufgeregt fort, „als wäre ich bei Ihnen wohlgelitten — als wären Sie mir gut — von Herzen gut?“

„Das wohl,“ entgegnete sie; „aber ...“

„Aber von da zur Liebe, zur wirklichen Liebe, ist noch ein weiter Schritt — wollen Sie sagen?“

„So ungefähr,“ erwiederte sie schüchtern.

„O Eitelkeit, Eitelkeit,“ rief der Abgewiesene, seinen Schmerz zurückdrängend, „wie tief steckst Du im Menschen! — Ihre Freundlichkeit, Ihr Zutrauen — ich hätte darauf geschworen! — — Nun,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „nun bin ich freilich geheilt! Aber, mein Fräulein, ich kann's Ihnen wohl sagen: die Empfindung, die ich habe, ist nicht sehr angenehm!“

Mit einem unmerklichen Lächeln des Bedauerns versetzte sie: „Es ist mir auch recht schwer — außerordentlich schwer angekommen, Ihnen dies Geständniß zu machen. Aber wenn so viel auf dem Spiele steht —“

„Natürlich,“ versetzte er. „Wenn man heirathen soll und nicht liebt, da muß man schon reden! Ich begreife das vollkommen! — Aber nun erlauben Sie mir eine Frage. Wenn es mir nicht gelungen ist, Ihr Herz zu gewinnen — gibt es vielleicht einen Andern, der es schon gewonnen hat?“

Mathilde, erröthend, sagte nach kurzem Zögern: „Ich kann es nicht leugnen.“

„In der That?“ rief Jener; — „Sie scherzen nicht?“

„Ich sage die Wahrheit,“ erwiederte sie.

„So fahre hin, meine schöne Hoffnung!“ rief Schenk; — „nun ist Alles verloren! — Und darf man fragen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wer der Glückliche ist?“

„Es ist mein Vetter Eduard,“ sagte sie bescheiden; „Accessist in der Residenz — und seit Kurzem, von mir gerufen, in der Nähe. Wir kennen uns schon so lange! Er brachte die Ferien bei uns zu — wir machten Ausflüge — wir tanzten zusammen —“

„Ich begreife,“ sagte Schenk. „Holde Erinnerungen, Lebensfreude, Poesie — Sie sind glücklich!“

„O,“ rief Mathilde, „noch lange nicht!“

„Wie so?“ fragte Jener.

„Sie wissen,“ entgegnete sie, „meine Eltern wollen durchaus, daß ich Ihnen meine Hand gebe!“

„Mein Fräulein,“ erwiederte er mit einem stolzen Verziehen des Mundes, „glauben Sie, daß ich Ihnen nach dieser Erklärung noch im Wege stehen werde?“

„O nein!“ versetzte das Mädchen. „Sie sind zu edel, zu gut dazu!“

„Zu viel Ehre!“

„Aber Eduard ist arm,“ fuhr sie mit gesenktem Blicke fort, „hat noch keine Anstellung — und mein Vater hat darüber seine Ansichten.“

„Das ist wahr,“ versetzte Schenk begütigt.

„Mein Vater könnte uns wohl glücklich machen,“ fuhr sie fort, — „er ist ja reich! — Aber er ist Eduard ohnehin nicht sehr gewogen, und wenn er erst hört, was er wünscht, so fürchte ich sehr —“

„Sie haben Recht. Er wird zornig werden, und statt Herrn Eduard in seine Familie aufzunehmen, könnte er ihn eher —“

„Aus dem Hause weisen! Leider!“

„Das ist schlimm!“ versetzte Schenk, der sich unvermerkt zum Vertrauten gemacht sah und mit seiner Ritterlichkeit in die Rolle sich fand. „Aber Sie können ja warten! Herr Eduard soll sich hervorthun und wenn er mit einem wohlklingenden Titel in Uniform erscheint —“

„Das ist ja gerade das Schlimme,“ entgegnete sie, „daß ich nicht warten soll! Eduard dringt auf eine Entscheidung; er ist so ängstlich, so aufgeregt! Er fürchtet, mich zu verlieren; er wird nur Ruhe finden, wenn er das Jawort der Eltern hat!“

„Ich verstehe. Nun, da hilft dann weiter nichts: frisch zusammen vor die Eltern getreten und das Geständniß gemacht!“

„Das müssen und wollen wir,“ versetzte Mathilde, deren Stimme einen eigenen resignirten und bittenden Klang erhielt. „Aber was können wir hoffen, wenn der Vater nicht durch eine Fürsprache schon einigermaßen erweicht und für unsern Wunsch gestimmt ist?“

„So wenden Sie sich,“ entgegnete Schenk nicht ohne eine Anwandlung von Ungeduld, „an einen Verwandten, der Einfluß auf Ihre Eltern hat!“

„Ich habe keinen solchen Verwandten,“ versetzte das Mädchen, zu Boden sehend. — „Ich kenne nur Eine Person, die bei meinem Vater im größten Ansehen steht und die ihn bewegen könnte, eine Entschließung zu ändern! Wenn diese Person sich unserer annehmen wollte und recht warm für mich, für den armen Eduard spräche, so wäre noch Hoffnung!“

„Und diese Person?“

„Sind Sie, Herr v. Schenk,“ erwiederte das Mädchen leise.

„Was?“ rief jener auffahrend, — „ich? Das muß ich gestehen! — Ich soll einem Nebenbuhler zu Ihrer Hand verhelfen?“

„Ihr gütiges Fürwort einlegen,“ sagte die Erröthete demüthig, „ja, ich bitte Sie darum!“

Schenk drehte sich auf dem Absatz herum. Dann stellte er sich vor sie und rief nicht ohne einen Klang von Unwillen: „Halten Sie mich für einen Engel?“

„In der That, Herr v. Schenk,“ erwiederte sie, „das thu' ich und nur deßwegen —“

„Ein Engel, der einen Korb erhält!“ rief er. „Schöne Auszeichnung! — Aber man darf in dieser Welt nur ein guter Mensch sein und man ist gewiß verloren!“

„Herr v. Schenk,“ erwiederte Mathilde mit inniger Bitte, „verzeihen Sie mir. Ich bin in der größten Noth. Auf der einen Seite von meinen Eltern gedrängt, Ihnen meine Hand zu geben; auf der andern Seite von Eduard getrieben, in Angst und Leidenschaft gejagt — was soll ich thun? Ich hab' umhergesonnen, aber zu Niemand konnt' ich das Zutrauen haben als zu Ihnen! Sie sind so großmüthig, so uneigennützig —“

„Bitte!“

„Und in mir hat's gerufen: Vertrau' dich ihm ganz, er wird deine Noth fühlen, er wird dir helfen!“

Schenk sah sie an. „Also wirklich,“ sagte er, — „nur von mir erwarten Sie Hilfe?“

„Nur von Ihnen!“ erwiederte sie mit größter Bestimmtheit.

Jener schwieg. Dann, mit einem vollen Klang des Humors, rief er aus: „Nun — in Gottes Namen! Niemand entgeht seinem Schicksal! Und da ich nun doch einmal ein guter Narr bin, so will ich's auch ganz sein! — — Fräulein — ich will Ihnen helfen!“

„O, Sie edler Mann!“ rief das Mädchen. „Ich hab' mich nicht getäuscht!“

„Aber,“ fuhr jener fort, „auf meine Weise!“

Mathilde sah ihn fragend an; er trat näher zu ihr und sagte: „Sie geben zu, eine Strafe haben Sie hinsichtlich meiner verdient?“

„Ich gesteh's,“ erwiederte sie beschämt.

„Also müssen Sie auch eine Last auf sich nehmen und sie abbüßen. — Ohnehin, wenn ich vor Ihre Eltern treten und sagen wollte: Ich habe mich um die Hand Ihrer Tochter beworben, ich erfahre aber, daß ein Anderer geliebt wird, und nun bitte ich recht sehr, geben Sie diesem Andern ihre Hand! — das wäre doch wohl gar zu kläglich!“

„Es ist wahr!“ versetzte sie dann, unwillkürlich lächelnd.

„Sie müssen zuerst in's Feuer!“ rief Schenk. „Sie müssen Ihre Leidenschaft vor Ihrem Vater offenbaren — eine Leidenschaft, die den Kampf nicht scheut, die zum Kühnsten entschlossen ist und sich eben darum Respekt erwirbt. Haben Sie den Feind erschüttert, dann komm' ich ins Treffen und helf' ihn besiegen.“

„Also wirklich? Und ich kann mich auf Sie verlassen?“

„Hier meine Hand,“ entgegnete Jener, „und das Wort eines Mannes von Ehre! — Sprechen Sie mit Ihren Eltern, ich bin in der Nähe und werde zu rechter Zeit erscheinen.“

„Nun bin ich gerettet!“ rief das Mädchen.

„Fräulein,“ erwiederte Schenk, den Kopf schüttelnd, „Sie sind von einer Naivetät —“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dampfmensch.

Die Welt schreitet mit Siebenmeilenstiefeln fort. Nachdem die Alchymisten sich Jahrhunderte lang vergebens abgemüht, auf chemischem Wege einen Homunkulus herzustellen, ist es jetzt einem einfachen Mechaniker in Newark, N. J. Zaddock Deddrick, gelungen, einen Dampfmenschen zu erfinden, der abermals eine „Revolution“ in dem Verkehrs- und Transportationswesen hervorbringen wird, sofern er so konstruirt ist, daß er nicht nur in jeder gewünschten Richtung und mit beliebiger Schnelligkeit läuft, sondern auch noch als Lokomotive für eine Last dient, zu deren Fortbewegung sonst drei starke Zugpferde erforderlich wären. Der „Newark Advertiser“ gibt uns über dieses jüngste Erzeugniß des nimmer rastenden Menschengeistes folgende Einzelnheiten: Der Dampfmensch steht sieben Fuß und neun Zoll „in seinen Schuhen“ und sämmtliche Dimensionen seines Körpers sind vollkommen proportionirt, so daß er an den bekannten Riesen Daniel Lampert erinnert, wie denn auch Deddricks Arbeiter die Figur blos den langen Daniel nennen. Der Rumpf ist nichts Anderes als eine Dampfmaschine von 3 Pferdekraft, nach Art der bei den Dampfspritzen gebräuchlichen, mit einem Gewicht von 500 Pfund. Die Beine, auf denen der Rumpf ruht, sind wunderbar komplizirt; mittelst ihrer macht die Figur Schritte mit der größten Natürlichkeit und überraschender Leichtigkeit; sobald der Körper auf dem vorgesetzten Fuße weiter rückt, hebt sich der andere mittelst einer Feder vom Boden und wird durch den Dampf vorwärts bewegt. Bei jedem Schritt rückt die Figur zwei Fuß vor und jede Umdrehung der Maschine gibt vier Schritte; da nun die Maschine in einer Minute mehr als 1000 Umdrehungen machen kann, so würde der Dampfmensch nach diesem Verhältniß in einer Minute etwas über eine Meile zurücklegen; um aber ganz sicher

zu gehen, namentlich auf unebenem Boden, will Herr Deddrick die Maschine blos 500 Umdrehungen in der Minute machen lassen, so daß sein „Mann“ eine halbe Meile in der Minute macht — immer noch eine ganz anständige Geschwindigkeit. Sofort wird der Bursche vor eine gewöhnliche Kutsche gespannt, deren Lanne dazu dient, ihn in seiner vertikalen Stellung zu unterstützen; diese Lanne besteht aus zwei eisernen Stangen, die in der gewöhnlichen Weise an der Kutsche befestigt und in einen eisernen Reif eingehängt sind, der die Figur wie ein Gürtel umschließt. Die nöthigen Kohlen werden unter dem Rücksitze der Kutsche, das erforderliche Wasser in einem Kessel unter dem Vorsitz untergebracht; der Vorrath von beiden ist auf einen halben bis ganzen Tag berechnet. Natürlich würde das Dahersausen eines solchen Riesen eine Verwirrung unter dem Vieh, namentlich den Pferden, verursachen, allein Herr Deddrick hilft diesem Uebelstande dadurch möglichst ab, daß er der Figur ein ganz menschliches Aussehen gibt, und sie wird stets Rock, Hose und Weste nach der neuesten Façon tragen. So oft das Feuer geschürt werden muß, hält der Kutscher, steigt ab, knöpft dem „Daniel“ die Weste auf, öffnet eine an der Stelle des Herzens befindliche Thür, schaufelt die nöthige Quantität Kohlen hinein, knöpft die Weste wieder zu und fährt weiter. Für alle Vorkommnisse, plötzliches Anhalten, Sperren, Bergauffahren rc. ist vollkommen gesorgt; alle diese Manöver werden durch einen einfachen Druck an einer Feder regulirt. Zur Verdeckung der verschiedenen Schrauben trägt die Figur einen Tornister mit gerolltem Mantel; das schwarze Haar und der schwarze Schnurrbart kontrastiren anmuthig mit dem Gesicht „wie Milch und Blut“; der aus Blechplatten zusammengesetzte „Kalabreser“ dient zugleich — wie jetzt ja bei vielen anderen Menschen auch — als Rauchfang. Der Dampfmensch kostet bis 2000 Dollars. — Herr Deddrick hofft aber in nicht ferner Zeit ein brauchbares Exemplar, für das auf ein Jahr garantirt wird, für 300 Dollars herstellen zu können. Fällt dieser erste Versuch befriedigend aus, so wird der erfindungsreiche Meister sich an die Konstruktion eines wirklichen, nicht blos figürlichen „Dampfrosses“ machen, das die Arbeiten von 12 gewöhnlichen Pferden verrichten wird.

Mannigfaltiges.

(Seltene Toleranz.) Dr. Daniel führt in seinem „Handbuch der Geographie“ V. Bd. S. 678. ein Beispiel von Simultanismus auf. Das Dorf Goldenstadt, Grafschaft Diepholz (Hannover), hat katholische und lutherische Bewohner. Gotteshaus und Gottesdienst waren von 1646—1850 gemeinsam, der Pfarrer katholisch, der Küster lutherisch. Spezielle Amtshandlungen für die Lutherischen hatten die Pfarrer zu Collenrode und Barnstorf zu verrichten. Der Sonntagsgottesdienst war gemeinsam und wurde in folgender Weise abgehalten: Der Priester betete den Introitus, dann folgten die Lutherischen mit dem Kyrie=eleison; der Priester sang das Gloria; die Lutherischen darauf „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“; der Priester las die Epistel, die Lutherischen sangen den 3. Vers vom genannten Liede; der Priester sang Evangelium und Credo, darauf die Lutherischen „Wir glauben All' an einen Gott“. Der Priester brachte das katholische Meßopfer zu Ende, wobei die Lutherischen unthätig zusahen. Nach demselben sangen sie ein auf den Sonn- oder Festtag bezügliches Lied, worauf der Geistliche die Kanzel bestieg und für seine Pfarrkinder beiderlei Konfession predigte.

Ein menschliches Herz.

Herr Hansen, zum Wohlthun stets geneigt,
Sich liebreich gegen die Armuth zeigt.
Wo Noth ist, da hilft der Wackere gern,
Sei's in der Nähe, sei's in der Fern'.
Er trocknet viel Thränen, er lindert den Schmerz
Und spricht: „Ich hab' ein christliches Herz.“

Herr Aron, ein Mann von großem Gut,
Sein Lebenlang dasselbe thut.
Er ist der Armen bester Freund,
Fühlt Mitleid, wenn Einer im Unglück weint.
Er trocknet viel Thränen, er lindert den Schmerz
Und spricht: „Ich hab' ein jüdisches Herz.“

Ihr Guten, Ihr irrt Euch beide gar sehr;
Drum nehmt von mir bescheidene Lehr':
Wer liebevoll Barmherzigkeit übt,
Auch in dem Aermsten den Bruder liebt,
Der trägt in der Brust — denkt nicht, es sei Scherz —
Kein christlich, kein jüdisch — ein menschlich Herz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Dienstag, 3. März 1868.

Zwei Freier.

(Fortsetzung.)

Mathilde war blutroth geworden. „Verzeihen Sie, Herr v. Schenk,“ entgegnete sie, „ich bin halb von Sinnen! — Gerettet aus der Noth, in die das Schicksal mich gebracht hat, wollt' ich sagen. — Aber ewig werde ich Ihnen Dank wissen, die herzlichste, innigste Verehrung —“

„Verehrung!“ rief Jener. „Ja, ja, das ist die Münze, womit man unser Einen bezahlt! — Verehrung! Und das Bewußtsein der Tugend dazu, nicht wahr? — Und zu alledem das Nachsehen!“

Mathilde horchte. „Ich höre die Stimme meines Vaters! Himmel!“ rief sie.

„Er wird neugierig sein!“ bemerkte Schenk, die Achsel zuckend. — Nach einem Blick auf Mathilde, welche die Farbe wechselte, rief er: „Muth! Immer frisch gewagt! — Auf Wiedersehen!“ — Er grüßte mit der Hand und entfernte sich durch die Seitenthüre.

Mathilde stand nachdenklich. „Was ist das für ein Mann!“ rief sie mit einem Ausdruck beinahe feierlicher Anerkennung. — Diese Probe hätte kein Anderer bestanden! — und er übertrifft meine Erwartungen — er stellt nicht nur seinen guten Willen, sondern auch seinen Geist zu meinen Diensten! — „Er hat mich geliebt,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort; — „er liebt mich noch — ich sah's an der Trauer, die aus seinem Auge schimmerte, obwohl er sie in liebenswürdiger Laune verbergen wollte! — Beim Himmel, Eduard, — Du darfst Dir Etwas einbilden!“

III.

Vater und Mutter traten ins Zimmer. Es waren kräftige, behäbige Gestalten, deren Züge aber mehr Lebenserfahrung, Weltverstand und bürgerliche Bravheit ausdrückten, als feinere Bildung des Geistes und Herzens. In dem runden, röthlichen Gesicht des Mannes war ein Zug, der auf einen gewissen häuslichen Humor deutete. Die Frau mußte früher schön gewesen sein; wenn aber damals auch etwas Poetisches aus ihren Augen gesehen hatte, so war es jetzt verflogen, um natürlicher Gutmüthigkeit den Platz allein zu überlassen. Im Ganzen flößte das stattliche Paar Vertrauen ein und ein Freier der Tochter konnte sich durch Ihre Art vielmehr angezogen fühlen: sie sahen aus wie Leute, mit denen bequem zu leben war.

„Nun, Mathilde,“ begann der Vater mit einem hoffenden Lächeln, „Herr v. Schenk hat mit Dir gesprochen?“

„Ja, Vater,“ erwiederte das Mädchen.

„Und Ihr seid einig?“

„Wir sind einig.“

„Brav, meine Tochter!“ rief der Alte jovial. „Ich hab' doch immer gewußt, daß ich ein vernünftiges Kind habe! — Komm', das verdient einen Kuß!“

„Ich muß Dir vor Allem ein Geständniß machen.“

„Ein Geständniß?“ rief die Frau, die befremdet auf sie gesehen.

„Ja,“ versetzte Mathilde, „ein Geständniß — die heiligste Pflicht gebietet mir's.“

„Verzeihung, lieber Vater!“ entgegnete Mathilde, zurücktretend.

„Nun?“

„Die heiligste Pflicht?“ entgegnete Wiesenborn, indem er eine gewisse unmuthige Verwunderung ausdrückte. — „Gut, ich höre.“

„Ich bin Dein einziges Kind,“ begann Mathilde.

„Bekannt,“ erwiederte Jener.

„Du bist mit Glücksgütern gesegnet.“

„Zur Noth. Auch bekannt.“

„Und Du hast keine andere Sorge in der Welt, als mich glücklich zu machen!“

„Wieder bekannt,“ versetzte der Alte mit Ungeduld. „Ich hab' das immer und am meisten da-

durch bewiesen, daß ich Dir den vortrefflichsten Mann bestimmt habe, der in unserem Lande zu finden ist."

„Lieber Vater," erwiederte Mathilde, „nimm all' Deine Liebe und Güte zusammen — und höre mich! — Ich kann — es thut mir unendlich leid, Dir dies sagen zu müssen! — ich kann Herrn von Schenk nicht heirathen."

„Was?" entgegnete der Alte.

„Um's Himmelswillen!" rief die Mutter.

Jener, sich zusammen nehmend, sah das Mädchen an und sagte streng: „Du willst Herrn v. Schenk nicht heirathen?"

„Ich kann nicht," entgegnete sie.

„Und warum nicht?"

„Weil ich ihn nicht liebe."

„Wie," rief die Frau, „ist Herr v. Schenk nicht der liebenswürdigste Mann in der ganzen Umgegend?"

„Ich geb' es zu."

„Ist er nicht ein Mann von Charakter und Ehre?" rief der Alte.

„Gewiß!" entgegnete Mathilde.

„Ist er nicht ein Mann von Geist und Bildung?" fuhr die Mutter fort.

„Sicher."

„Ist er nicht ein Mann von edler, einflußreicher Familie?" versetzte Wiesenborn mit großem Ernst.

„Ist er nicht der beste Mensch von der Welt?" rief die Frau mit glänzenden Augen, — „das bravste Herz unter der Sonne?"

„Alles, Alles das ist er!" erwiederte Mathilde. „Ich weiß das vielleicht besser als Jemand, und ich schätz' ihn unendlich. Aber die Liebe, Vater, ist etwas ganz Anderes. Das ist ein Zug des Herzens, dem wir nicht widerstehen können. Wenn sie unsere Seele erfüllt, dann sehen wir die geliebte Person in einem Zauber — in einem Glanz, durch den Alles überstrahlt wird! O, das ist ein Drang, eine Wonne! — Mit dem Geliebten zu leben," fuhr sie fort, indem ihre Wangen höher sich rötheten, „für ihn zu leiden, für ihn zu sterben, ist das höchste, das einzige Glück! Ihm anzuhängen, ihm ganz anzugehören und mit ihm Alles zu überwinden, ist die höchste, die heiligste Pflicht. Ja, lieber Vater —"

Weiter ließ der Alte sie nicht reden. Staunend — denn allerdings hatte er von der Tochter noch nie solche Dinge vernommen! — war er dagestanden und hatte blos mit Kopfschütteln geantwortet. Jetzt rief er entrüstet: „Sagst Du das einem alten Geschäftsmann? Das ist romantischer Unsinn!"

„Phantasieen, liebe Tochter," fügte die Frau hinzu, „eitle, kindische Phantasieen!"

„Nein, liebe Mutter," entgegnete Mathilde, „keine Phantasieen, sondern reine, klare Wahrheit. Mit dieser Liebe liebe ich wirklich — einen Andern!"

„Was," schrie Wiesenborn, „Du liebst —"

„Du unterstehst Dich?" rief die Mutter.

„Ich liebe," erwiederte Mathilde, — „ich muß lieben!"

Wiesenborn faßte sich gewaltsam. „Und wer ist der Mann," fragte er mit zusammen gezogenen Brauen, „den Du einem Herrn v. Schenk vorziehst? Kennen wir ihn?"

„Ihr kennt ihn," versetzte die Tochter, — „er steht Euch nahe, es ist Vetter Eduard!"

Beide sahen starr auf sie. „Bist Du toll?" — „Bist Du von Sinnen?" riefen sie fast zu gleicher Zeit.

„Der arme Schlucker?" fuhr der Alte mit Verachtung fort.

„Der lockere Zeisig?" fügte die Frau hinzu.

„Ein Mensch, der Nichts ist?" rief der Vater.

„Und der nie etwas werden wird?" schloß die Mutter.

Mathilde, welche den verbündeten Angriff ausgehalten, erhob nun das Haupt. „Ihr thut dem guten Eduard Unrecht, bitter Unrecht!" entgegnete sie. „Reich ist er nicht, das ist wahr, und angestellt ist er auch noch nicht. Aber er liebt mich, er liebt mich über Alles! Aus Liebe zu mir wird er thun, was in seinen Kräften steht, er wird eine Stellung gewinnen, wird höher und höher steigen. Wenn Ihr Eure Einwilligung gebt, wenn ich die Seine bin —"

„Daraus wird nie Etwas!" entgegnete der Alte.

„Was bildest Du Dir ein?" rief die Frau.

„Lieber Vater, liebe Mutter!"

„Unter keiner Bedingung!" tobte der Alte. „Nun und nimmermehr."

„Glaubst Du," fuhr die Mutter fort, „weil Du unser einziges Kind bist, kannst Du uns trotzen?"

„Ich will Dir zeigen, wer Herr im Hause ist!" schrie der Vater.

„Ich will die Pflicht einer Mutter gegen ihr sinnloses Kind erfüllen," setzte die Frau hinzu.

Mathilde stand ruhig — entschieden da. „Liebe Eltern," sagte sie, „ich kenne Eure Macht und ich werde gehorchen, so weit ein Kind dazu verpflichtet ist. Aber bevor Ihr einen gewaltsamen Entschluß faßt, hört mich an. Ich liebe Eduard seit Jahren, wir haben uns Treue geschworen — für Zeit und Ewigkeit!"

Wiesenborn zuckte verächtlich die Achseln.

„Ich kann," fuhr Mathilde, sich selbst erregend, fort, „nicht die Seine werden ohne Eure Einwilli-

gung, das weiß ich, und will es auch nicht werden. Aber ich werde auch keinem Andern meine Hand reichen — das ist mein fester Entschluß. Ich werde allein leben und — sterben!"

„Hilf Himmel!" rief die Mutter.

„Alberne Vorsätze," bemerkte der Vater geringschätzig, „die man Dir austreiben wird!"

„Ich sage Dir, was ich denke und fühle," entgegnete die Tochter mit Ernst, „und was unvermeidlich kommen wird. Eduard hat mein heiliges Versprechen, ich muß es halten, ich kann und darf es nicht verletzen. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich's thun könnte, mein ganzes Leben wäre vergiftet. Auch aus Liebe zu Euch kann ich's nicht. Darf ich Dem nicht meine Hand geben, der mein Herz und meinen Schwur hat, dann habe ich keinen fröhlichen Tag mehr! Das Glück ist mir geraubt und das Leben verkürzt!"

„Bah," versetzte der Alte, „das kennen wir!"

„Du wirst Dich anders besinnen!" sagte die Frau.

„Nein," rief das Mädchen, in Thränen ausbrechend, „nein, nein! Ich werde es nicht überleben! — ich will es nicht überleben!" setzte sie leidenschaftlich hinzu.

„Gerechter Gott!" rief die Mutter erschrocken.

„Das ist ja zum Verzweifeln!" ächzte der Alte. „Und ich glaubte, ein vernünftiges Kind zu haben! Dummkopf! Dummkopf!" Er wandte sich hinweg und ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Aber sagtest Du nicht," begann die Mutter zu Mathilde, „Du wärest einig mit Herrn v. Schenk?"

„Jawohl," antwortete sie, „und ich bin's auch. — Ich hab' ihm meine Liebe zu Eduard gestanden und er tritt freiwillig von seiner Bewerbung zurück."

„Wie?" rief Wiesenborn. „Aber er liebt Dich dennoch!"

„Eben darum tritt er zurück!" erklärte die Tochter.

„Das begreif' ein Anderer!" erwiederte der Alte mit grimmigem Kopfschütteln.

In diesem Augenblicke kam Nanni und sagte: „Herr v. Schenk wünscht die Ehre zu haben!"

„Hör' ihn selbst!" rief Mathilde dem Vater zu, während Nanni sich entfernte.

Schenk trat ein. „Ah," rief Wiesenborn, „Sie kommen gerade recht! — Sie haben um die Hand meiner Tochter angehalten?"

„Ja, Herr Wiesenborn," war die Antwort.

„Wann wollen Sie, daß die Hochzeit sei?"

Schenk warf einen Blick auf Mathilde, die eine bittende Bewegung machte. „Die Hochzeit mit mir," erwiederte er, — „niemals! Die Hochzeit mit einem Andern — sobald als möglich!"

„Siehst Du?" rief Mathilde dem Vater zu.

„Alle sind toll!" entgegnete dieser. „Aber Sie lieben meine Tochter!" fuhr er, zu Schenk gewendet, fort.

„Aus Liebe und Achtung," versetzte dieser, „tret' ich zurück."

„Siehst Du?" wiederholte das Mädchen.

„Herr v. Schenk," sagte Wiesenborn, indem er ihn mit würdevollem Unmuth ansah, „ich habe mich in Ihnen getäuscht! Ich habe Sie für einen Mann gehalten — Sie sind ein schwaches Rohr, ein Spielzeug in der Hand eines überspannten Mädchens!"

„Ich kann mich rechtfertigen," erwiederte Jener mit Nachdruck.

„Ich glaub's nicht!" versetzte der Alte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen erröthete tief. Der Graf zuckte kaum merklich zusammen.

„Wahrhaftig. Du hast Recht!" sagte er anscheinend unbefangen.

„Ich glaube, mein Gesicht eignet sich nicht dazu," stotterte Rosalia, indem sie sich bemühte, ihre Verlegenheit hinter einem Lächeln zu verbergen.

„Weßhalb nicht?" rief die Gräfin lachend „Sie sind ein hübsches junges Mädchen und haben nicht so scharf ausgeprägte Züge, wie zum Beispiel die meinigen sind, welche leicht im Bilde älter erscheinen lassen. Ja, ja, Rosalia, wir müssen Ihr Bild haben, und unser Künstler wird sich doch herbeilassen, es anzufertigen, wenn wir unsere Bitten darum vereinigen."

„Frau Gräfin!" stammelte Rosalia verwirrt.

„Ich gestehe Ihnen, liebes Fräulein, daß es mir angenehm sein wird, Ihr Bild in meinem Album zu wissen, denn ich betrachte die Lehrerin meiner Ottilie gewissermaßen schon als eine jugendliche Freundin! Darf ich das?" Die Gräfin streckte dem jungen Mädchen eine ihrer schmalen, weißen Hände huldvoll entgegen.

Rosalia küßte diese Hand erröthend und murmelte verlegen: „Sie sind sehr gütig!"

„Ich lasse Ihnen nur Gerechtigkeit wiederfahren! Und nun, mein Freund," fügte die Gräfin hinzu, sich an ihren Gatten wendend, „übe Deine Kunstfertigkeit doch gleich heute an Fräulein Rosalia!"

„Aber ich sagte Dir bereits vorhin," versetzte der Graf gedehnt, „daß mir einige wesentliche Präparate fehlen. Ich müßte sie erst heute Vormittag besorgen, denn das thue ich am Liebsten selber."

„Nun denn, die chemische Fabrik ist ja nur ein halbes Stündchen von hier entfernt. Bis Wolkersdorf hat man eine hübsche, schattige Allee. Gebe Deinen Ritt auf, lasse anspannen, ich begleite Dich, ich möchte ohnehin gern ein wenig spazieren fahren. Fräulein Rosalia und Ottilie können mitfahren."

„Ich möchte," antwortete das Mädchen zögernd, „Ihre Abwesenheit benutzen, um mit der Komtesse ihre französischen Aufgaben durchzunehmen, denn später dürfte wohl —"

„Gut. So fahren wir allein. Ist es Dir recht, mein Freund?"

„Gewiß!"

Der Befehl zum Anspannen ward gegeben. Die kleine Komtesse und ihre Lehrerin entfernten sich. Die Lehrstunde sollte in einem Schweizerhäuschen des Parkes abgehalten werden. Graf und Gräfin verließen die Veranda, sich zur Fahrt zu rüsten. Eine Viertelstunde später rollte eine elegante offene Kutsche über das Pflaster der Residenz dem nahen Thore zu. Der Graf lehnte ziemlich zerstreut in einer Ecke der Equipage, die Gräfin lässig, doch in augenscheinlich heiterer Laune, in der andern. Man gelangte zur Kastanienallee, die zum benachbarten Orte Wolkersdorf führte.

Die Gräfin plauderte von allerlei Dingen. „Welche Präparate wirst Du Dir holen?" fragte sie endlich anscheinend gleichgiltig.

„Silber und Cyankalium."

„Was ist das, Cyankalium? Ah, ich erinnere mich! Nicht wahr, es ist diejenige Flüssigkeit, welche Du stets so sorgfältig verschließest?"

„Ja. Das heißt, Du hast es aufgelöst gesehen. Man verkauft es in kleinen Stücken."

„Ein starkes Gift, wenn ich nicht irre?"

„Ein sehr starkes. Ein Tropfen, von ungefähr an den kleinsten frischen Riß am Finger gebracht, genügt, den ganzen Körper zu infiziren."

„Ja, ja, ich erinnere mich. Du sagtest mir schon einmal davon und auch unser Doktor. Nicht wahr, der arme Photograph, welcher sich im vorigen Jahre Nahrungssorgen halber in unserer Gasse vergiftete, hatte von solchem Cyankalium genommen?"

„Ja, so hieß es. Der arme Schelm soll ein ganzes Fläschchen geleert haben."

„So hätte er also wohl mit einigen Tropfen seinen Zweck nicht erreicht, meinst Du? besonders wenn er sie mit einer andern Substanz vermischt genommen und dann auch nicht das ganze Glas würde geleert haben?"

„Dann wäre er nur erkrankt und durch ein rasch angewandtes Gegenmittel unzweifelhaft gerettet worden, was natürlich nicht in der Absicht des armen Burschen liegen konnte."

„Es ist in der That beinahe unheimlich," sagte die Gräfin lachend, „stets einen solchen Giftmischer, was also doch im Grunde ein Photograph ist, neben sich zu wissen! Wie leicht kann die geringste Unvorsichtigkeit ein Unglück herbeiführen! Man sollte so scharfe Gifte nicht so leichtfertig an Jedermann verabfolgen!"

„Was willst Du, mein Kind? Lassen sich da überhaupt in jeder Hinsicht umfassende und durchgreifende Maßregeln nehmen? In der Hand eines Bösewichts können tausend Dinge gefährlich werden!"

„Da hast Du ganz Recht!"

Die Kalesche erreichte Wolkersdorf. Bald darauf hielt sie vor der Fabrik. Der Graf begab sich in dieselbe, die Gräfin blieb im Wagen. Das Antlitz der Dame nahm auf wenige Augenblicke einen seltsamen Ausdruck an, als der Graf in das Haus verschwand.

Nach fünf Minuten kehrte er zurück. Er trug ein kleines Paket.

„Ich habe Dich lange warten lassen?" sagte er.

„Nicht doch!" entgegnete die Gräfin lächelnd. „Ich werde ja jetzt haben, was ich wünsche!"

„Was?"

„Nun, die Photographie der lieben Rosalia, und zwar recht bald! Hast Du Alles erhalten, was Du gebrauchst?"

„Ja."

„Auch dieses Cyankalium?"

„Freilich."

Der Graf stieg ein; die Kalesche rollte der Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Künstl. Sommerbetten.) Durch einen sinnreichen Mechanismus, welchen der Liegende durch seine eigene Schwere in Bewegung setzt, versetzen kleine Nadeln dem Ruhebedürftigen von Zeit zu Zeit an verschiedenen Stellen des Leibes Stiche, welche vollkommen die Empfindung von Wanzenbissen hervorrufen. Durch diese Empfindung ist man in den Stand gesetzt, im strengsten Winter täuschend ähnlich die Annehmlichkeiten des heißen Sommers zu genießen. Besonders in Fremdenzimmern für solche Gäste zu empfehlen, welche Familienkreisen ungebeten die Ehre ihres Besuches gönnen und sich längere Zeit aufzuhalten gedenken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Donnerstag, 5. März 1868.

Zwei Freier.

(Fortsetzung.)

Schenk trat einen Schritt näher und sagte: „Ich habe Fräulein Mathilde geliebt, ich habe an ihre Gegenliebe geglaubt und mich in diesem Glauben um ihre Hand beworben. Da erfahr' ich, daß ihre Gunst gegen mich nur freundschaftliches Wohlwollen gewesen, daß ihr Herz einem Andern gehört! Ich gewinne davon aus ihren Geständnissen die volle Ueberzeugung — und nehme meine Bewerbung zurück."

„Wie?" rief Wiesenborn. „Die Flucht ergreifen, weil der erste Angriff mißlang!"

„Herr Wiesenborn," versetzte Jener, „darüber hab' ich meine eigenen Ansichten. Zur Ehe ist und bleibt die wahre Liebe das erste Erforderniß. Wo sie ist, da ist Glück und Freude, da ist die Fähigkeit, in tiefem Vertrauen mit einander durch's Leben zu gehen und seine Wechselfälle zu ertragen. Wer um ein Herz wirbt und findet, daß es in solcher Liebe an einem Andern hängt, der muß zurücktreten wie ein Ungeweihter vor einem Heiligthum! Ein solches Band der Liebe zerreißen wollen, wäre der größte Frevel — eine Handlung der Selbstsucht, deren ich unfähig bin!"

„So spricht ein Philosoph," entgegnete Wiesenborn, „ein Phantast — kein Liebhaber!"

„So spricht und handelt gerade der Liebhaber," versetzte Schenk mit Nachdruck, „wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat! Der wahre Liebhaber ist nicht empfindlich und durch eine Abweisung unter solchen Umständen nicht beleidigt. Er suchte, was nicht mehr zu finden war, er bat um Etwas, das schon vergeben war — es ist sein eigenes Unglück. Sollte er nun toben, den Gekränkten spielen und gegen den glücklichen Nebenbuhler wüthen?"

„Ja," rief der Alte, „wenn er Ehre und Galle im Leibe hat!"

„Nein," entgegnete Schenk, „wenn er Liebe und Noblesse im Herzen hat! Wer keine Gegenliebe findet und verfolgt doch die Geliebte und das, was ihr theuer ist, der hat nie geliebt, sondern nur selbstsüchtig begehrt! Hat er geliebt, so wird sich sein Gefühl nicht in Haß, sondern in Freundschaft verwandeln; er wird auch nachher nichts Anderes wollen, als das Glück der Geliebten; und wenn er sich überzeugt hat, daß ihr Glück im Besitze des Nebenbuhlers besteht, so wird er ihr, kost' es, was es wolle, zu diesem Besitz verhelfen!"

„Das ist bewunderns — nein, abgeschmackt ist es und lächerlich!" rief Wiesenborn außer sich. „Und so einen Mann," fuhr er, zu der Tochter gewandt, fort, „willst Du nicht lieben, nicht heirathen? Du mußt ihn lieben!"

„Lieben müssen?" versetzte Schenk. „Nein, bester Herr, das geht nicht. Ich hab' auch schon resignirt und mein Absehen ist jetzt auf etwas ganz Anderes gerichtet. — Sie dürfen nicht glauben, edler Freund, daß ich einen Korb erhalten habe und weiter nichts. Auch für mich gibt es eine Empfindung, eine schöne Empfindung: Verehrung; wahre, herzliche Verehrung! — Nicht wahr?" setzte er mit einem Blicke auf Mathilde hinzu.

„Ja," erwiederte diese, — „die tiefste Verehrung und ewige Dankbarkeit!"

„Da sehen Sie! Und ich sollte empfindlich sein? Stolz bin ich — und dankbar will ich mich zeigen. — Lieber, alter Herr," fuhr er, mit Laune drängend, fort, „es hilft Ihnen nichts; wir haben zwei junge Leute, die sich lieben — wir müssen sie darum auch verloben!"

„Niemals!" entgegnete der Alte.

„Und warum nicht?"

„Eduard ist ein leichtsinniger, charakterloser Mensch — er spekulirt auf mein Vermögen, um es durchzubringen."

„Ah!" rief Mathilde mit vorwurfsvollem Blick.

Frau Wiesenborn hatte den Kopf geschüttelt. „Da muß ich mich des Vetters doch annehmen," sagte sie nun. „Ein Springinsfeld ist er; aber sein Fehler war, daß er nur immer zu wenig auf sein Fortkommen bedacht gewesen ist! — Er liebt unsere Tochter — ist das so unnatürlich?"

„Wahrhaftig, nein!" rief Schenk.

„Und dann ist er doch immer unser Verwandter!" fuhr die Mutter fort.

„Dein Verwandter!" entgegnete der Alte mit Schärfe.

„Nun," erwiederte die Gattin, „ich dächte doch —"

„Nun ja," versetzte Jener mit dem Humor des Aergers, „er ist von Deinem Blut und sollte ein Ausbund von Tugend sein — aber keine Regel ohne Ausnahme. Er hätte vorzügliches Talent, um jährlich mit zehntausend Gulden Rente fertig zu werden. Aber er hat eine sehr mittelmäßige Note erhalten, er wird keine Carrière machen und uns auf dem Halse bleiben."

„Du bist ungerecht gegen Eduard," versetzte die Liebende, „sehr ungerecht!"

Schenk hatte erwägend dagestanden. „Hören Sie mich," sagte er jetzt. „Nach Allem, was ich über Ihren Vetter vernommen, hab' ich mir eine Ansicht über seinen Charakter gebildet."

„Eingebildet!" replizirte der Alte.

„Eduard," fuhr Schenk fort, „ist ein fröhlicher, gutmüthiger, liebenswürdiger Studiosus gewesen."

„Das war er," versetzte die Frau mit dem Accent der Parteinahme.

„Gute Mutter!" rief Mathilde.

„Als solcher hat er dem Colleg die Gesellschaft, den Büchern das Leben vorgezogen, daher die mittelmäßige Note."

„Schön erklärt!" bemerkte der Alte.

„Allein im Leben hat er seinen Verstand geschärft und die Menschen kennen gelernt; er ist klug, geistreich, praktisch geworden."

„Beweis?"

„Haben Sie ihn nicht vor Augen?" entgegnete Schenk. „Er hat die Liebe eines edlen, geistvollen Mädchens nicht nur gewonnen, er hat sie sich auch erhalten! Wer das konnte, der wird in kurzer Zeit nachholen, was er im Studium versäumt; er wird fortfahren, wie er angefangen, und von einem Posten zum andern steigen."

Frau Wiesenborn sah ihn fragend an. „Glauben Sie wirklich —"

„Ist denn das so ungewöhnlich?" erwiederte jener. „Im Gegentheil, es kommt sogar häufig vor, daß flotte Musensöhne, die vor lauter Geist und Leben nicht zum Studiren kamen, die besten Beamten, Lehrer und Richter geworden sind! Herr Eduard, der Gatte einer geliebten, ausgezeichneten Frau, wird in Kurzem Rath sein; er kann Direktor, er kann Präsident — wer weiß? — er kann Minister werden!"

„Er kann aber auch gar Nichts werden!" versetzte Wiesenborn mit desperatem Lachen. — „Herr v. Schenk," fuhr er ernster fort, „Sie haben Unrecht, diesen leichtgläubigen Weibern solche Dinge in den Kopf zu setzen! — Rath! Direktor! — Ein Mensch, der keine Konnexionen, keine Protektion hat!"

„Das ist's, worauf ich kommen wollte!" entgegnete Schenk. „Sie wissen, daß ich einen Onkel Staatsrath und einen Vetter Minister habe!"

„Nun?"

„Ich habe diese Verbindungen nie benutzt; für mich war's nicht nöthig und sonst hat mich Niemand darum angegangen."

„Und Sie wollten —" rief Mathilde.

„Alles aufbieten bei diesen beiden sehr einflußreichen Herren, um unserem jungen Freunde eine rasche und glänzende Carriere möglich zu machen. Mein Wort darauf!"

„O, Sie wahrer Freund!" rief Mathilde mit feuchten Augen.

„Edler Mann!" setzte die Mutter bewundernd hinzu.

„Das wollen Sie thun?" rief Wiesenborn, ihn ansehend. „Einen Mann, der Ihnen — das ist übermenschlich!"

„Lieber, alter Herr," sagte Schenk, ihn bei der Hand nehmend, „was bleibt mir anders übrig? Wenn wir nicht glücklich sein können, müssen wir wenigstens tugendhaft sein! — Nun denn, Ihr Jawort!"

„Liebster Vater," sagte Mathilde, „ich bitte Dich in meinem und Eduards Namen! Du kannst selbst keine Einwendung mehr machen! — Liebe Mutter, ich sehe, Du bist schon gewonnen — nimm Dich meiner an, bitte für mich!"

„Wie die Sachen stehen —" sagte die Frau.

„Bleibt keine andere Wahl," ergänzte Schenk. — „Also?"

Der Alte hatte sich vor die Tochter gestellt und sagte mit Nachdruck: „Du bist ein einfältiges Mädchen, eine ungehorsame Tochter, Du verdienst Strafe und Du sollst sie haben! — Nimm den Burschen!"

„Ach, liebster, bester Vater!" rief die Glückliche.

„Bravo!" setzte Schenk hinzu.

Der Alte sah diesen an. „Sie haben die Sache gemacht," erwiederte er, „Ihr Abfall hat mich den Weibern in die Hände gegeben — auf Sie wälz' ich die Schuld, wenn's geht, wie ich fürchte!"

„Ich übernehme sie,“ versetzte Schenk.

„O Vater,“ begann Mathilde mit übergehenden Augen, „wenn Du wüßtest —“

Mit humoristischer Verzweiflung entgegnete der Alte: „Jetzt noch Dank, Rührung, Thränen? — Das halte ein Anderer aus!“ Er wandte sich ab und verließ rasch das Zimmer.

„Lieber Herr v. Schenk,“ sagte die Mutter hierauf, „wenn man das Beste nicht haben kann, muß man mit dem Guten vorlieb nehmen.“ — Zu der Tochter gewendet, sagte sie: „Laß mich nur machen! Ich will ihn schon besänftigen! — Nun ist's aber an Eduard, rasch zu kommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

„Diese Präparate,“ sagte die Gräfin nach einiger Zeit in gleichgiltigem Tone, „sind doch eigentlich leicht mit einander zu verwechseln; sie sind fast alle farblos. Ich würde sicher eine schlechte Photographin abgeben, denn ich vergriffe mich wohl bei jeder Gelegenheit!“

„Das dürfte doch kaum geschehen,“ entgegnete der Graf; „klebt doch an jedem Fläschchen ein Zettel, auf dem der Inhalt angegeben ist.“

„Richtig, ich entsinne mich dessen!“

Die Gräfin plauderte von andern Dingen. Die Kalesche erreichte das Portal des Malström'schen Palastes. Der Graf begab sich zu dem kleinen Glashause, welches er sich am Dache des linken Palastflügels für seine Liebhaberei hatte erbauen lassen.

Die Gräfin ließ sich Mantille und Hut abnehmen. „Wo ist Fräulein Rosalia mit dem Kinde?“ fragte sie.

„Im Park, in der Eremitage,“ war die Antwort.

Die Gräfin begab sich zu dem Atelier des vornehmen Dilettanten. Als sie dort eintrat, befand sich ihr Gemahl hinter einem Vorhang, der das Laboratorium von dem übrigen Theile des Glashauses trennte. Das letztere, in dem der Apparat aufgestellt war und allerlei Utensilien umherstanden und lagen, war in seiner Einrichtung durch Nichts von den gewöhnlichen Photographen-Salons verschieden. Ein Diener stand an einem Tische und putzte Platten.

Die Gräfin schritt zu dem Vorhang. Sie lüftete ihn ein wenig und mit Vorsicht. „Ich habe Dir eigen[illegible],
Deinen Arbeiten [illegible]lächelnd, „noch nie recht bei

„Warum nicht?“ [illegible]arf man eintreten?“

„Ich werde Dir Nichts in Unordnung bring[illegible].“

„An den Vorbereitungen ist nicht viel zu sehen.“

„Nun, ich möchte doch ein Mal einen Blick darauf werfen.“

Die Gräfin schlüpfte hinter den Vorhang. Ihr scharfes Auge überflog den kleinen Raum und den Tisch, der im Hintergrunde desselben stand. Sie sah bei dem schlechten Lampenlichte genug. Rechts auf dem Tische, in der Nähe des Silberbades, blinkten mehrere Fläschchen. Es waren diejenigen, welche der Graf vor einer halben Stunde aus der Fabrik geholt hatte. In einem dieser Fläschchen, das mit einem gläsernen Stöpsel verwahrt war, befand sich eine krystallartige farblose Substanz in verschiedenen kleinen Stücken. Das Fläschchen trug einen Zettel. Die Gräfin trat an jene Seite des Tisches, wo die Fläschchen standen. Sie schob eine ihrer Hände in die Tasche ihres Kleides.

Der Graf, nicht allzu geübt, hatte soeben eine Platte beim Präpariren verdorben.

„Friedrich,“ rief er, „eine andere Platte!“

„Sogleich, Herr Graf,“ antwortete der Diener. „Ich weiß nicht, es muß da — ich bringe hier den Flecken nicht weg.“

Der Graf verließ das Laboratorium mit einem Ausruf der Ungeduld.

Blitzgeschwind fuhr die Gräfin mit der Hand aus der Tasche. Sie hielt ein zerknittertes Papier Rasch bückte sie sich zu dem Fläschchen nieder. Sie las auf dem Zettel, den es trug: Cyankalium.

Im Nu war das Fläschchen geöffnet und in ihrer Hand. Zwei der Krystallstückchen fielen in das Papier, das sie nun zusammendrückte und hastig zurück in die Tasche schob. Das Fläschchen stand geschlossen an seinem Platz, als im nächsten Augenblick der Graf wieder in das Laboratorium trat.

Sie schien angelegentlich die verdorbene Platte zu betrachten, welche sie jetzt in der Hand hielt Es war für sie die höchste Zeit gewesen, zu nehmen, was sie haben wollte, denn der Graf griff nun sogleich nach dem Cyankalium.

„Ist die andere Platte noch nicht gut?“ fragte die Gräfin ruhig, indem sie bedächtig die verdorbene Glastafel zur Seite stellte.

„O doch,“ versetzte der Graf; „ich nehme vom Cyankalium nur, weil ich mir die Finger beschmutzt habe.“

„Es gibt wohl Flecken,“ bemerkte die Gräfin, „welche nur durch dieses Gift ausgelöscht werden können?!“

„Ja.“

„Dann ist es freilich ein noth[illegible]gen Lächeln, sagte die Frau mit [illegible]. Hätte er einen Argwohn das dem Gr[illegible], der seltsame und unheimlich glühende Blick der Gräfin müßte ihn stutzig gemacht haben. „Weißt Du, mein Freund,“ fuhr sie fort, während er geschäftig am Tisch stand, „diese Vorexperimente sind doch im Grunde langweilig, und die Atmosphäre hier wirkt keineswegs wohlthätig auf meine Nerven. Ich werde daher meiner Wißbegierde Zügel anlegen.“

„Du bist mir ein wenig im Wege, mein Kind,“ bemerkte darauf der Graf.

„Nun, so sei versichert, daß ich Deine Geheimnisse zum letzten Male belauscht habe!“

Betroffen blickte der Graf auf seine Frau. Ihn durchzuckten diese Worte, eben weil er sich ihr gegenüber nicht unbefangen fühlte.

„Wie meinst Du das?“ stammelte er.

„Nun,“ erwiederte sie lachend, „jeder Photograph par excellence wird doch seine geheimen kleinen Kunstgriffe haben, die er Anderen nicht anvertraut! Beruhige Dich, ich bleibe Publikum und lasse den Vorhang zwischen Dir und mir.“

Die Gräfin schlüpfte in den lichten Theil des Glassalons zurück und ließ sich nachlässig auf einen Fauteuil nieder. Sie nahm ein Buch zur Hand, das neben ihr auf dem Tischchen lag. Ruhig blätterte sie in dem Buche.

Ein Diener erschien und überreichte der Gräfin eine Modezeitung, welche soeben mit der Post angelangt war.

„Ich lasse Fräulein Rosalia ersuchen, mit der Kleinen heraufzukommen!“ befahl die Gräfin dem sich entfernenden Diener. Dann warf sie einen Blick in die Zeitung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf dem Ball im Pariser Stadthause am 13. Febr. las ein Kammerdeputirter, welcher das neue Preßgesetz poetisch zusammenfaßte und in Reime setzte, sein untenstehendes witziges Produkt unter dem Titel „die Gebote der Presse“ unter dem stürmischen Beifall aller Anwesenden vor. Dabei ist zu bemerken, daß der französische Text ganz in derselben Weise, wie in den französischen Katechismusbüchern die christlichen Gebote gereimt sind, nachgeahmt ist. In freier Uebersetzung lauten diese:

Gebote der Presse:

1. Noch kaum geboren, mußt du schon
   Erlegen schwere Kaution.
2. Stempelgebühren Tag für Tag
   Nimmt gleich der Fiskus in Beschlag.
3. Niemals bespricht mit dreistem Muth,
   Was weislich die Regierung thut!
4. Die Kammern respektire sehr,
   Die Herrn Minister noch weit mehr!
5. Von einem Bürger überhaupt
   Sprich nur, wenn er es dir erlaubt!
6. Den parallelen Kammerbericht,
   Auch andre, publizire nicht!
7. Denn, wenn du fehlst, so tritt in Kraft
   Geldstrafe und Gefängnißhaft.
8. Geldstrafen jedesmal bedroh'n
   Ein Drittel deiner Kaution.
9. Der Wählerrechte obendrein
   Wirst du depossedirt sein.
10. Der Richter suspendirt dich gar
    Vorläufig auf ein halbes Jahr.
11. Er unterdrückt dich, wenn er will,
    Und macht dich dann für immer still.
12. Und stimmst du diesen Regeln bei,
    So kannst du Alles drucken frei.

Die „Berner Ztg.“ berichtet: In der Kirche zu Sumiswald fand vor einigen Tagen eine öffentliche Probe statt mit einer elektrischen Orgel, konstruirt von den HH. Lauenberger und Komp. in Sumiswald. Diese elektrische Orgel spielt nach vorgelegten Noten Alles, was es auch sei, mit der gleichen Leichtigkeit und Genauigkeit. Damit die Noten von der elektrischen Orgel gespielt werden können, werden sie mit einer eigens zu diesem Zwecke konstruirten Maschine auf breite Papierstreifen von beiläufig 40 bis 50 Fuß Länge so übertragen, daß sich auf denselben die verschiedenen Werthe der Noten und diese selbst als schmale Ausschnitte von verschiedener Länge darstellen, woselbst sie dann von dem elektrischen Mechanismus abgelesen werden. Der spezifisch elektrische Theil des Instruments ist ein für sich unabhängiger Apparat, der so beschaffen ist, daß er in kürzester Zeit an jeder beliebigen Kirchenorgel angebracht werden kann und dieselbe dadurch zu einer elektrischen Orgel wird.

Zipfl. Also in Niederbayern ging's bei den Wahlen stürmisch zu?

Zapfl. Ja, die Naturwüchsigen scheinen eben unter Wahlkampf — Wahlprügel zu verstehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Samstag, 7. März 1868.

Nachtbilder.

Matt erbleicht der Sonne Glänzen,
Rosig noch den Berg sie malt,
Bald am sterndurchwebten Himmel
Hesper's gold'ne Fackel strahlt.

Traulich mild die Sterne funkeln,
Mondlicht zittert durch den Hain,
Bald die Nacht mit schwarzen Schwingen
Alles hüllt zur Ruhe ein.

Und der Thäler weite Auen
Deckt der Nebel Silberflor,
Feierlich die Abendglocke
Schallt jetzt an des Lauschers Ohr.

Dort ein Schäfer heimwärts ziehet
Aus der Berge Einsamkeit,
Leise er ein Liedchen summet
Von der Liebe Lust und Leid.

Und Palast und nied're Hütte
Ist gewiegt in sel'ge Ruh',
Selbst dem gramdurchbebten Herzen
Schließt der Schlaf die Augen zu.

Süßer Friede deckt die Erde,
Sanft die Zeit vorüberzieht,
Bis von Phöbus erstem Strahle
Lichtumglänzt die Nacht entflieht.

So verrinnet Stund' um Stunde,
Dunkel wechselt so mit Licht,
Bis des Herzens Schlag einst stocket
Und der Parzen Faden bricht!

Zweibrücken. *K. L.*

Zwei Freier.

(Fortsetzung.)

„Liebe Mutter," erwiederte das Mädchen, die Augen niederschlagend, — „er ist schon hier!"

„So, so!" versetzte Jene. „Abgekartet? — Indeß — jetzt um so besser! — Und Sie, Herr v. Schenk, vergessen Sie Ihr Versprechen nicht wegen der Empfehlungen."

Nachdem sie sich vor dem Zusagenden verneigt, folgte sie dem Gatten.

IV.

Mathilde und Schenk standen eine Weile schweigend. Dann sah dieser das Mädchen mit dem heiteren Wohlwollen bewiesener Großmuth an und sagte: „Fräulein Mathilde, sind Sie nun mit mir zufrieden?"

„Ach, Herr v. Schenk," rief diese gerührt, „welchen Dank bin ich Ihnen schuldig! Welche Großmuth, welche Güte —"

„Bitte!" rief Jener lächelnd. „Genau genommen, handle ich rein egoistisch: es macht mir Vergnügen, Ihnen zu dienen, und ich diene Ihnen!"

„Um so edler ist Ihr Herz," versetzte Mathilde, „um so schöner Ihre Seele. — Ach, Herr von Schenk," fuhr sie nach einer Weile fort, „wünschen Sie sich Glück zu diesem Ausgang! Ich bin eines solchen Mannes nicht würdig. Sie müssen eine Frau haben, die so gut, so edeldenkend ist wie Sie — die ein solches Herz über Alles liebt und einen Andern gar nicht lieben kann! — Eine solche müssen Sie finden, wenn Gerechtigkeit in der Welt ist!"

„Meinen Sie?" versetzte Jener, indem er sie ansah.

„Aber ich werde darum Ihre Freundschaft nicht verlieren," fuhr das Mädchen fort, „nicht wahr? — Ich verdiene sie nicht, das weiß ich — aber ich bitte Sie darum! — Sie sind mir nicht böse? Sie wollen mein Freund bleiben?"

Er schlug in die gebotene Rechte ein und sagte: „Hier, meine Hand darauf!"

„Ich danke Ihnen," rief Mathilde erfreut. Nach kurzem Schweigen fuhr sie herzlich fort: „Wenn ich mit Eduard verheirathet bin, müssen Sie uns besuchen! Sie werden immer unser willkommenster Gast sein! Sie versprechen es?"

„Mit großem Vergnügen. Es gehört ohnehin zu meinen Passionen, glückliche Menschen zu sehen!"

„Und erst Menschen," erwiederte sie, „die man selber glücklich gemacht hat, die uns Alles verdanken! — Daß ich Ihre Freundschaft nicht verloren habe, macht mich wahrhaft glücklich!"

„Gutes Fräulein!" versetzte Schenk. — „Aber nun rufen Sie den Beneidenswerthen, und wenn Alles im Reinen ist, lassen Sie mich auch seine Bekanntschaft machen."

„Sein erster Gang," sagte Mathilde, „soll zu Ihnen sein!"

Während sie, gegen einander gekehrt, sich diese verbindlichen Worte sagten, nahmen sie nicht wahr, daß die Seitenthüre sachte geöffnet wurde und an der Schwelle Eduard sich zeigte.

„Liebes Fräulein," sagte Schenk, „leben Sie wohl!"

Mathilde, die dargereichte Hand fassend, erwiederte gerührt: „Adieu, lieber Freund! — Auf baldiges Wiedersehen!"

„Adieu, holde Freundin!" rief Schenk mit Liebe, gab ihr noch einmal die Hand und entfernte sich.

Mathilde, von der Mittelthüre zurückkehrend, erblickte Eduard, der die Seitenthüre ganz geöffnet hatte. „Ah," rief sie, „Du bist da?"

Jener, betroffen, mit einem eigenen Blicke aus dem gerötheten Gesichte, versetzte: „Ich hab' angeklopft und glaubte ein „Herein" zu hören. Es thut mir leid, ich störe —"

„Nicht im Geringsten," erwiederte Mathilde. „Ich sprach mit Herrn v. Schenk."

„Und zwar sehr vertraut, wie ich sah!"

„Welch ein Mensch!" rief das Mädchen ergriffen. „Der vortrefflichste, der herrlichste Charakter!"

„So!" versetzte Jener.

„Der herzvollste, liebenswürdigste Mann unter der Sonne!"

„Sehr aufrichtig," erwiederte Jener. „Und ich — ich kann nun gehen, wie's scheint?"

„Wie?" rief Mathilde.

„Nun," sagte Jener, „ich begreife nicht, daß ein gewöhnlicher, unbedeutender Mensch wie ich, mit dem Inbegriff aller edlen und großen Eigenschaften nicht in die Schranken treten konnte, ohne besiegt zu werden. Du hast ihn gesprochen, ihn erkannt — und ich habe meinen Abschied."

Mathilde sah ihn mit unwilligem Staunen an. „Du bist sehr ungerecht gegen Herrn v. Schenk und sehr ungerecht gegen mich!" entgegnete sie.

„Durchaus nicht," versetzte Jener. „Ich sehe vollkommen ein, daß Jeder sich selbst der Nächste ist, und daß eine junge Dame, die einen besseren Liebhaber findet, sich wegen des bisherigen keineswegs zu geniren braucht."

„Wie!" rief Mathilde mit dem Blicke einer Gekränkten, „könntest Du glauben, daß ich mein Wort gebrochen?"

„Ich habe Augen, zu sehen," erwiederte Jener, „Ohren, zu hören, und einen Verstand, um zu begreifen."

„Du hast keinen Verstand, wie ich sehe," entgegnete Mathilde vorwurfsvoll, „und ich fürchte, Du hast auch kein Herz! Wer Andere so leicht der Untreue fähig hält, der ist ihrer selbst fähig!"

„Vortrefflich," rief Eduard. „Am Ende bin ich der Schuldige?"

„Du bist ein Thor," versetzte sie, „mit dem man Nachsicht haben muß! — Nun gut, was ich Dir zur Freude, zur gemeinsamen höchsten Freude mittheilen wollte, das erfahre nun zu Deiner Beschämung! — Ich habe Herrn v. Schenk offen gestanden, daß Du mein Wort hast, daß meine Hand Dir gehört — und er hat nicht nur seinem Wunsche entsagt, sondern er hat auch mir geholfen, den Vater zu unsern Gunsten zu stimmen und ihn so weit zu bringen, daß er nur noch eine offene, redliche Erklärung von Dir hören darf, um Dich als seinen Schwiegersohn zu umarmen."

Eduard stand wie Einer, der nicht fassen kann. „Das hätte er gethan," rief er mit einem Gesicht, in welchem Unglaube mit Genugthuung und Hoffnung kämpfte — „Herr v. Schenk?"

„Ja, mein Freund," erwiederte Mathilde. „Und nur ihm verdanken wir unser Glück, nur seinem großmüthigen Beistande ist es gelungen, den Vater zu entwaffnen!"

„Schön!" versetzte Jener mit dem Ausdruck, der seinen tiefen Widerwillen gegen diese Anerkennung verrieth.

Mathilde, nicht darauf achtend, rief mit aller Wärme eines dankbaren Herzens: „Wir dürfen ihm das nie vergessen!"

„Natürlich nicht," sagte Jener mit entsprechendem Tone.

„Wenn wir verheirathet sind," fuhr sie mit Genugthuung fort, „wird er uns besuchen und er wird uns immer der geehrteste Gast sein!"

„Sehr wohl," entgegnete er mit einem bedeutsamen Nicken.

„Und daß Du mir nie mehr," setzte sie mit Autorität hinzu, „solche Anwandlungen des Mißtrauens und der Eifersucht hast, wodurch das Verhältniß zu diesem Freunde gestört werden könnte!"

Eduard nickte fast heiter und entgegnete mit ironischer, aber noch feinironischer Bescheidenheit: „Wo denkst Du hin? Ich weiß, was man Leuten, denen man Alles verdankt, schuldig ist!"

„Ein solcher Freund," rief Mathilde, „ist in der That der höchste Gewinn! Hat man ihn gefunden, dann muß man ihn bewahren für's ganze Leben!"

Nun hatte die Zurückhaltung Eduards ein Ende. Mit unverkennbarem Ausdrucke entgegnete er: „O ganz gewiß! — Ich werde Alles thun, was von einem einsichtsvollen Ehemanne zu verlangen ist, und wenn Ihr beisammen seid, Euch nie mehr so plump überfallen wie vorhin!"

Mathilde sah ihn bestürzt an. „Was sind das für Reden!" sagte sie. „Könntest Du im Stande sein —?"

„Ich bin Alles im Stande," versetzte Jener, „für eine Frau wie Du, und für einen so großmüthigen Hausfreund wie Herr v. Schenk."

Das Mädchen hielt die Augen starr auf ihn gerichtet. „Ist das," rief sie dann mit Unwillen und Schmerz, „wirklich Eduard, der vor mir steht? Hör' ich solche Reden von Dir, für den ich Alles gethan habe, was ein treuliebendes Mädchen thun kann? — Frevelhaft, wenn im Scherz gesprochen — abscheulich, wenn ernst gemeint! — Wie, hätte mein Vater recht gehabt, wärst Du leichtsinnig und verdorben? Hätte mich die Liebe zu Dir blind gemacht?"

Gegen diese Erklärung aus tiefem Gefühl konnte der Wahn des Gereizten nicht Stand halten. Er war bei den letzten Worten zusammengefahren und zeigte nun eine Miene der Reue und Selbstverurtheilung. Mit Ergebung trat er zu Mathilde, faßte ihre Hand und sagte in ernstbittendem Tone: „Verzeih' mir, liebe Mathilde! — ich bin auf's Höchste aufgeregt und eigentlich unzurechnungsfähig. Ich sehe Dich schwärmen für einen Mann, den ich für meinen Rival halten muß, ich erinnere mich, was ich anderswo von den Töchtern Eva's gehört — und ein Dämon fährt mir ins Herz! — Ich bitte Dich — Vergebung!"

„Nun ja," erwiederte sie zögernd, „ich will es, wenn Du wieder der Alte bist. — Ich muß aber gestehen," fuhr sie, ihn betrachtend, fort, „daß Du mir überhaupt anders vorkommst als sonst!"

Eine Röthe ging über Eduards Wangen. „Nun," sagte er, „damit Du meine Laune und mein Betragen um so erklärlicher findest, so sei Dir ein Geständniß gemacht! Um die Unruhe zu stillen, die in mir tobte, hab' ich in der Zwischenzeit beim Wirth drüben eine Flasche Wein getrunken, rascher getrunken, als ich wohl gesollt hätte!"

„So!" erwiederte Mathilde.

„Es war ein Rausch, der meinen Kopf umnebelte, und der jetzt verflogen ist. Ich erkenne Deine Liebe, Deine Treue! Ich sage Dir den herzlichsten, zärtlichsten Dank und will sogleich zu den lieben Eltern —"

„Bist Du jetzt auch in der Fassung?" fiel das Mädchen besorgt ein.

„Jawohl, Liebste," entgegnete er, „Alles ist vorüber! Ich gehe und kehre wieder mit dem Segen der guten Eltern! Adieu!" Er reichte ihr die Hand und ging entschlossen hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Als der Graf mit seinen Vorbereitungen fast zu Ende war, erschien die junge Lehrerin, Ottilien an der Hand.

Rosalia zeigte sich wiederum befangen, die Gräfin so ungewöhnlich munter und wohlwollend, wie während des Frühstücks. Sie stand auf und trat von Neuem zum Vorhang.

„Nun, Herr Gemahl," fragte sie in scherzhaftem Tone, „kann die Sitzung beginnen? Ihr Opfer ist bereit!"

Rosalia zuckte bei dem Doppelsinne der letzten Worte zusammen.

„Sogleich!" klang die Stimme des Grafen zurück.

„Nun denn," sagte die Gräfin lächelnd zu dem jungen Mädchen, „ich überlasse Sie auf wenige Minuten Ihrem guten Glücke und der Geschicklichkeit meines Mannes. Entfernen Sie sich jetzt auch nicht einmal auf einen Augenblick von hier, denn der Photograph ist ein Despot, nach dessen Willkür man geduldig antichambriren muß!"

Das junge Mädchen blieb verlegen lächelnd am Tische stehen, wo das Kind bereits über die Kupfer der Modenzeitung hergefallen war.

Die Gräfin verließ den Glassalon. Hastig eilte sie durch einen Verbindungsgang, der zu ihren Gemächern führte.

In ihrem Zimmer traf sie das Kammermädchen. In zwei Worten gab sie der Zofe einen Auftrag und schickte sie fort. Das Mädchen wäre ihr im Wege gewesen. Im Antlitz der Gräfin spiegelte sich eine ängstliche Beklemmung wieder. Sie eilte zu ihrem Toilettetisch, schloß ihn auf und nahm

aus einem kleinen Fache zwei Schlüssel hervor. Sie drückte die Feder eines anderen, verborgenen Faches; dieses sprang auf.

Nun zog sie das Papier aus der Tasche hervor, in welches die beiden Stückchen Cyankalium gewickelt waren. Eines dieser Stückchen ließ sie in eine kleine Schale fallen, die in dem Fache stand. Das andere blieb im Papier, welches sie rasch in die Tasche zurückschob. Sie schloß das geheime Fach und den Toilettetisch. Dann trat sie auf den Gang hinaus, der an ihren Gemächern vorbeilief. Sie schritt zur Haupttreppe und horchte dort.

Niemand von der Dienerschaft schien sich augenblicklich im ersten Stock zu befinden. Die Gräfin schlüpfte die Treppe hinunter und begab sich rasch in den östlichen Flügel. Gleich darauf stand sie vor jener Thür, an der sie in der vergangenen Nacht in furchtbarer Aufregung lehnte. Auch jetzt war sie bleich und fast athemlos. Sie steckte einen der beiden Schlüssel, welche sie dem Toilettetische entnommen, in das Schloß der Thür und öffnete sie. Nun stand sie im Zimmer Rosalien's. Sie huschte zu einem Schreibtisch, der sich neben einem der Fenster befand.

Der zweite kleinere Schlüssel öffnete diesen Tisch, der allerlei Rosalien angehörige Kleinigkeiten enthielt. Die Gräfin zog eine der Schiebladen auf. Ein paar leichte Schmucksachen, farbige Bänder, mehrere Flacons lagen darin durcheinander, auch einige Notizblätter, welche die Handschrift Rosalien's trugen. Die Gräfin griff nach einem dieser Blätter. Sie zog das Papier aus der Tasche; das Stückchen Cyankalium hatte im nächsten Augenblick eine andere Umhüllung. Und nun verschwand das zusammengerollte Notizblättchen Rosalien's in einer Ecke der Schieblade unter den Bändern. Die Gräfin schloß die Lade und den Schreibtisch. Sie schlüpfte zur Thür und horchte hinaus, den Korridor scheu entlang blickend. Alles war still. Sie sah Niemanden. Nun glitt sie in den Gang und schloß das Zimmer Rosalien's hinter sich. Die Schlüssel verschwanden. Das Alles war in weniger Zeit geschehen, als es hier erzählt werden konnte.

Die Gräfin eilte vorwärts bis zur Haupttreppe. Jetzt erst verließ sie die Angst, welche während des geheimen Ganges, den sie kaum beendet, auf ihrer Brust gelastet hatte — sie athmete tief auf. Rasch und mit einem satanischen Lächeln auf den schmalen Lippen stieg sie die Stufen zu dem Atelier ihres Mannes hinauf und trat dann wieder in den kleinen Glassalon. Ihr unheilvolles Lächeln war verschwunden. Blick und Züge hatten den harmlosesten Ausdruck. Die Sitzung war beendet, Rosalia soeben aufgestanden und zu dem Kinde getreten, das noch immer die Holzschnitte der Modenzeitung betrachtete.

Der Graf trat im gleichen Augenblick hinter den Vorhang, als seine Frau in den Glassalon rauschte.

„Ah," sagte diese, „Sie sind bereits aufgenommen worden, Fräulein? Wie lange mußten Sie sitzen?"

„Wohl kaum eine Minute."

„Wäre auch nur ein solches Bild in gleich kurzer Zeit fertig! Aber da gibt es noch allerlei Experimente, die oftmals mißlingen und uns von Neuem auf eine Geduldprobe stellen. Diese Experimente sind übrigens nicht uninteressant. Haben Sie das allmäliche Hervortreten eines Bildes schon beobachtet, Fräulein?"

„Nein."

„So gehen Sie hinter den Vorhang und schauen meinem Manne zu!"

„Ich würde stören."

„Nicht doch; ich war zuvor ebenfalls dort, aber mich vertreibt der Geruch wieder. Sie haben schon bessere Nerven. Gehen Sie nur ungenirt!"

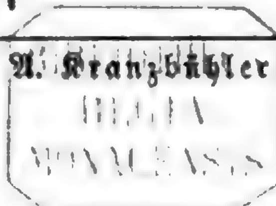
Rosalia trat zögernd hinter den Vorhang und entschuldigte mit zitternder Stimme ihr Erscheinen durch die Aufforderung der Gräfin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Wochen hat sich eine reiche, schöne und liebenswürdige junge Dame, die Inhaberin einer Million, aus der Nähe von Leeds nach London begeben, um dort ungekannt als Geschäftsführerin in einem der großen Londoner Kaufläden auf einen Liebhaber zu harren, der ihre Hand um ihrer Person und nicht um ihres Vermögens willen begehren möchte. Als dies bekannt wurde, waren die Londoner Läden sofort von Schaaren heirathslustiger Glücksritter überlaufen, die allein binnen Einer Woche 22 junge Damen vom Ladentisch weg an den Traualtar geführt haben sollen. Ob auch die richtige Millionärin darunter war, wissen wir nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.



Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Dienstag, 10. März 1868.

Zwei Freier.

(Fortsetzung.)

Mathilde sah ihm nach. Dann mit Bekümmerniß den Kopf schüttelnd, sagte sie: „Wie ist mir auf einmal? — Aengstlich, traurig, — und hier im Herzen — kalt! — Ist das Eduard, der liebenswürdige, zärtliche Freund, das schönste Bild meiner Seele? — Welche Anwandlungen! — wenn es nur Anwandlungen sind!"

Sie machte ein paar Schritte im Zimmer und blieb sinnend stehen. „Es ist," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „als ob ein Zauber, der mich befangen gehalten, plötzlich wiche! Es ist, als ob ich geträumt hätte und plötzlich erwachte — zum grauen, prosaischen Tage! — Ich habe kein Gefühl mehr für ihn, mein Herz spricht nicht mehr für ihn, die Liebe, die mich erfüllte — — Und er ist bei meinen Eltern, um ihr Jawort, ihren Segen zu holen? — Himmel," rief sie, auffahrend, „was geht in mir vor! Ich wünsche, daß mein Vater — — Nein, nein, nein!" rief sie mit leidenschaftlichem Nachdruck. „Ich bleibe treu, ich halte meinen Schwur! Und wenn es wahr ist, was ich fürchte, so will ich es geduldig tragen — denn ich hab' es verdient!"

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, legte den Kopf auf die Hand und man hörte nichts mehr als ihr leises Athmen.

Die Thüre ging auf, Nanni trat ein und sagte: „Fräulein, Sie sind allein? Hier ist ein Brief an Sie."

Mathilde nahm ihn mechanisch.

„Man darf gratuliren, wie ich höre?" fuhr Jene fort. „Sie werden Herrn Eduard heirathen?"

„Wenn mein Vater es zugibt — ja!" sagte Mathilde.

„Der ist ja schon umgestimmt, wie mir die gnädige Frau sagte! — Ich freue mich von Herzen über Ihr Glück, recht von Herzen!"

„Ich danke."

„Herr v. Schenk ist gut," fuhr die runde, in ihrer Art hübsche Person etwas kokett fort, „aber Herr Eduard ist lieb!"

„So," versetzte Mathilde mit einem unmerklichen Verziehen der Lippen, „gefällt er Dir auch?"

„Er ist so freundlich, so artig!" rief Jene, — „mir wär' er der liebste von allen Männern!"

„Sehr schmeichelhaft für ihn," erwiederte Mathilde, „aber nun geh' und laß mich allein!"

Nanni empfahl sich und murmelte im Abgehen: „Was hat sie doch? Just, als wüßte sie —"

Mathilde, sich allein sehend, betrachtete die Adresse des Briefes und rief mit einer gewissen Freude: „Aus der Residenz — von der guten Clementine!"

Sie öffnete und las. Bald fuhr sie befremdet auf, las mit wachsender Erregung weiter und ließ endlich die Hand mit dem Briefe sinken. In Schmerz und Entrüstung erhob sie sich und rief: „Ist es möglich? — Können Menschen so schlecht handeln? — Unglaublich, unglaublich! — Und doch kann ich nicht zweifeln! Ihr Bruder ist sein Freund, sein Vertrauter! Es ist wahr und es ist eine Gunst des Himmels, daß ich es noch zu rechter Zeit erfahre!" —

„Großer Gott," fuhr sie, vor Aufregung bebend, fort, „Eduard ein Verschwender, von Gläubigern verfolgt! Der Verführer eines armen Mädchens, der er die Ehe versprochen! Gemeiner Spekulant auf meines Vaters Vermögen — — abscheulich, abscheulich! — Und ich liebte ihn, wagte, opferte seinetwegen Alles und war blind mit sehenden Augen!"

Eine Röthe bedeckte plötzlich ihre Wangen und sie rief erschüttert: „O Rechtlichkeit des Sinnes, Redlichkeit des Herzens, Treue des Gemüthes — wie kann man etwas Anderes lieben als dich? Du wirst immer holder, je näher man dich sieht —

aber der Zauber der Falschheit sinkt hin, wenn wir mit offenen Augen zu ihm treten und — ein Gerippe grinst uns an."

„Mein Glück ist verscherzt," fuhr sie nach einer Weile mit dem Tone stiller Verzweiflung fort, „und ich kann mich nicht beklagen. — — „Aber," setzte sie nach kurzem Innehalten hinzu, „darf ich schweigen? Muß ich nicht — ja, das ist's! Er hat diese Genugthuung verdient — er hat ein Recht darauf — und wenn ich den höchsten Schimpf erfahren sollte — er soll sie erhalten! — Vergeltung, Vergeltung!" rief sie wie außer sich, — „ich will mein Schicksal haben!"

Sie setzte sich an das Pult, schrieb ein Billet und rief ihr Mädchen herbei. „Ist Herr v. Schenk noch hier?" fragte sie. Nanni, mit Staunen auf die glühend Erregte blickend, antwortete, sie hätte ihn soeben noch im Garten gesehen. „Gib ihm dies Billet," sagte die Herrin, „sogleich!" Jene nahm es und entfernte sich kopfschüttelnd.

„So," rief Mathilde, aufathmend. „Nun geschehe, was da wolle!"

Plötzlich horchte sie nach der Thüre hin. „Ah," rief sie, „er kommt! Mit ihnen! Gut — ich bin bereit! er soll den Trank, den ich ihm bestimmt habe, tropfenweise trinken!"

V.

Vater und Mutter erschienen mit Eduard. Der Alte, auffallend begütigt und geradezu behaglich aussehend, sagte: „Nun, liebe Mathilde, da Du nicht zu uns kommst, so müssen wir der Ungeduld Eduards nachgeben und Dich aufsuchen. — Hier, weil Du's nicht anders haben willst, ist Dein Bräutigam. Ich gestehe, daß ich ihm Unrecht gethan habe. Er hat Grundsätze, Talent, Geist, gewandte Manieren — kurz ich glaube, daß er in der Welt sein Glück machen wird."

Die Frau sah ihren Gatten von der Seite mit einer Schlauheit an, aus der man schließen konnte, daß der Vetter unter ihrem Beistande sich nicht nur von der vortheilhaftesten Seite gezeigt, sondern dem guten Herrn auch gesagt hatte, was er am liebsten hören mochte.

„Theure Mathilde," begann Eduard mit einem Ernst, der an Feierlichkeit streifte, „der verehrte Vater willigt ein, daß die Verlobung sogleich stattfinde. Er ist der gütigste, beste Mann —"

Wiesenborn hatte unterdeß auf die Tochter gesehen und rief jetzt: „Wie stehst Du da! — Dankst Du mir nicht?"

„Ja, lieber Vater," erwiederte sie, „ich danke für das Glück, das Du mir anbietest!"

„Was soll das heißen?"

„Ich danke für diesen Bräutigam."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich danke für Dein Geschenk," erklärte das Mädchen, „und bitte Dich, es für Dich zu behalten!"

„Mathilde," rief Eduard staunend mit einer Anwandlung von Schrecken.

„Kind!" setzte die Mutter mit strengem Gesicht hinzu.

„Ruhig!" entschied der Alte. Und zu Mathilde gewandt, fuhr er fort: „Bist Du toll geworden? Was bedeuten diese Reden?"

„Sie bedeuten einfach: ich kann Herrn Wild nicht heirathen."

„Und warum nicht?"

„Weil ich ihn nicht liebe," versetzte das Mädchen.

„Was?" schrie der Vater. „Auch den nicht? — Das ist ja zum Rasendwerden!"

„Hast Du ihn denn nicht selber gewählt?" begann die Mutter vorwurfsvoll.

„Allerdings."

„Hast Du nicht seinetwegen die beste Partie ausgeschlagen?" rief der Vater.

„Es ist wahr."

„Ist er nicht der Mann, von dem Du Glück und Ehre erwartetest in der Welt?" fuhr die Mutter fort.

„Ich geb' es zu."

„Ist er nicht der Mann, um dessen Hand Du mich flehentlich gebeten hast?" setzte der Alte grimmig hinzu.

„Mit dem Du leben, für den Du leiden und sterben wolltest?"

„Er ist's, er ist's," entgegnete die Tochter. „Ich hab' ihn auch wirklich geliebt und glaubte das Glück meines Lebens nur mit ihm finden zu können — — aber — es war nicht die rechte Liebe!"

„Nein," rief Wiesenborn mit verzweifelndem Blick, „jetzt wird mir's zu bunt!"

„Mathilde," begann Eduard mit strenger Miene, „trotz Deines ernsthaften Gesichts kann ich das Alles nur für ein Spiel — für einen Scherz halten, den sich Deine Laune gestattet! Aber der Moment scheint mir nicht gut gewählt! Ich bitte Dich —"

„Ich scherze nicht, mein Herr," entgegnete Mathilde schneidend, „am wenigsten mit Ihnen! — Ja, lieber Vater," sagte sie, zu diesem gewandt, „ich habe den Traum der falschen Liebe geträumt; aber — Gott im Himmel sei Dank! — ich bin zur Erkenntniß der wahren erwacht. O, ich unterscheide sie jetzt wie Licht und Finsterniß! Die falsche Liebe ist blind, die wahre Liebe sehend. Die falsche Liebe liebt den Schein, den äußeren Reiz,

die wahre Liebe liebt das Wesen. Die falsche liebt das Bild der eigenen Phantasie, die wahre liebt den Geliebten! Die falsche Liebe ist vergänglich und muß es sein; die wahre ist ewig, und jeder Schritt, den wir in ihrem Himmel thun, enthüllt uns neue Wunder und Herrlichkeiten!"

„Guter Gott," rief der Alte, „nun ist sie gänzlich übergeschnappt!"

„Träumereien," versetzte die Mutter mitleidig, „Träumereien einer überspannten Seele!"

„Keine Träumereien, liebe Mutter, sondern die reine Wahrheit! Mit dieser Liebe lieb' ich wirklich — einen Andern!"

„Was?" entgegnete die Mutter, „wieder einen Andern?"

„Das ist mein Letztes!" rief der Alte mit desperatem Ausdruck.

„Aber wen denn, unglückliches Kind," fuhr die Mutter fort, „wen denn?"

Mitten in dieser Rede war Nanni eingetreten. „Herr v. Schenk!" meldete sie.

„Gott sei Dank!" rief Wiesenborn; „ein vernünftiger Mensch! — Willkommen!"

Nanni ging hinaus.

(Schluß folgt.)

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Einige Sekunden später trat ein Diener in den Glassalon und meldete der Gräfin, daß der Hausarzt gekommen sei, seine gewöhnliche Visite abzustatten.

Die grauen Augen der Gräfin blitzten seltsam. „Der Doktor möge sich zu uns herauf bemühen!" sagte sie.

„Frau Gräfin haben sich photographiren lassen?" fragte der Doktor, indem er der Dame des Hauses die Hand küßte.

„Nein, Doktor, für dieses Mal war die Lehrerin der Kleinen das Opfer, Fräulein Rosalia."

Zwei Minuten später trat der Arzt in den Glassalon.

Er blickte umher. „Aber ich sehe sie nicht! Die Sonnenstrahlen werden sie doch nicht völlig auf die Platte gezogen haben?" bemerkte er scherzend.

„Blicken Sie hinter den Vorhang dort," entgegnete die Gräfin lächelnd; „Sie werden vermuthlich sehen, wie mein Mann das Fräulein in der Chemie unterweist."

III

Drei Tage später hatte der Graf seine gewöhnliche Whistpartie. Die Spieler waren, außer ihm, ein alter, pensionirter Oberst, ferner ein Gesandtschaftssekretär und der Hausarzt. Die Gräfin pflegte dem Spiele zuzuschauen. Es war kurz vor Sonnenuntergang, als die Herren sich an den Spieltisch setzten. Außer der Gräfin waren Fräulein Rosalia und die kleine Comtesse gegenwärtig. Die Gräfin saß in einem Fauteuil, in unmittelbarer Nähe ihres Gatten.

„Treten Sie zu uns, Fräulein," sagte sie lächelnd zu Rosalia, an deren Kleid das Kind ungeduldig zerrte; „Sie wissen, daß Sie binnen acht Tagen den Herrn Oberst zu ersetzen haben, der auf vier Wochen zu seiner Tochter reist. Es kann nicht schaden, wenn Sie inzwischen noch ein wenig die Feinheiten des Spiels studiren."

„Ich will aber nicht, daß sie sich dahinstellt!" rief die kleine eigenwillige Comtesse trotzig. „Ich will in den Garten, und sie muß mit!"

„Pfui, Ottilie!" versetzte die Gräfin mit strengem Blick. „Sei ruhig! Setze Dich an's Fenster, man wird Dir Bilder geben!"

Das Kind hielt den ernsten Blick der Mutter unbekümmert aus, blickte dann trotzig umher, ballte die kleinen Hände und stampfte mit dem Fuß auf den Parquetboden. „Ich will keine Bilder," kreischte die Kleine, „ich will in den Park, ich will die Schwäne füttern!"

Die Gräfin zeigte sich, wie schon früher gesagt, meist gegen Jeden herrisch. Nur dem Kinde gegenüber war sie es selten. Es war vielleicht das einzige Wesen, das von dieser Frau jemals wahrhaft geliebt ward. Und dieses Kind wußte seinen Willen fast immer von der Mutter zu ertrotzen. Auch jetzt biß sie in die Lippen und schwieg einen Augenblick. „Fräulein Rosalia bleibt hier," sagte sie dann. „Stephan," fuhr sie fort, sich an einen Diener wendend, welcher an der Thür des Salons stand, „begleite die Comtesse in den Park."

Das Kind lachte hell und beinahe höhnisch auf, ohne die Mutter anzublicken, und sprang zu dem Diener. Dieser entfernte sich mit der Kleinen. Das Spiel begann. Rosalia stellte sich hinter den Stuhl des Obersten und schien den Gang des Spieles aufmerksam zu verfolgen. Auch die Gräfin schien daran lebhaften Antheil zu nehmen; wenigstens machte sie von Zeit zu Zeit darauf bezügliche Bemerkungen.

So verging eine halbe Stunde.

„Mir ist so schwül," sagte dann die Gräfin, obwohl sie in diesem Augenblick bleicher aussah, als gewöhnlich. „Oeffnen Sie doch gefälligst ein Fenster, Fräulein!"

Rosalia that, wie ihr geheißen worden, und stellte sich dann wieder an ihren vorigen Platz.

Einige Minuten vergingen. „Mir ist noch immer heiß," bemerkte die Gräfin von Neuem. „Ich glaube, etwas Limonade würde mich erfrischen!"

Rosalia entfernte sich von dem Stuhle des Obersten und sagte: „Soll ich Ihnen eine Limonade zubereiten, gnädige Frau?"

„Ja, meine Liebe," entgegnete die Gräfin, „seien Sie so gut. Sie verstehen sich besser darauf als meine Leute, Fräulein, Sie haben mir das gestern bewiesen. Lassen Sie das Nöthige zur Kredenz ins Nebenzimmer bringen."

Rosalia verneigte sich und ging. Und wiederum verstrichen wenige Minuten.

Da sagte die Gräfin: „Herr Oberst, hat Ihnen mein Mann sein jüngstes Meisterstück gezeigt?"

„Welches, wenn ich fragen darf?" schnarrte der alte Herr.

„Die Photographie des Fräuleins Rosalia," fuhr die Gräfin fort. „Das Bild ist in der That gelungen!"

„Darf man es nicht sehen?" bemerkte der Gesandtschaftssekretär zerstreut, indem er die Karten mischte.

„Lasse es doch holen!" sagte die Gräfin, sich an ihren Gatten wendend.

„Ach ja!" ergänzte der Doktor.

„Es ist nicht in meinem Atelier," entgegnete der Graf mit einiger Befangenheit; „das Fräulein hat das Bild."

„Nun, so muß sie es uns zur Stelle schaffen," antwortete die Gräfin und fügte lächelnd hinzu: „denn es ist jedenfalls das beste, was unser Künstler seither hervorgebracht hat."

Der Doktor legte die Karten hin und schickte sich an, Rosalia von dem Wunsche der Gräfin zu benachrichtigen. Diese aber erhob sich sogleich und sagte: „Unterbrechen Sie nicht Ihr Spiel, meine Herrn!"

Und die Gräfin schritt dem Nebenzimmer zu und trat in dasselbe. Sie fand, was sie erwartet hatte, Rosalia stand an einer Kredenz, mit der Zubereitung der Limonade beschäftigt. Einige Schritte von ihr stand harrend ein Lakai, der Dasjenige gebracht hatte, dessen Rosalia jetzt bedurfte.

„Gehe," sagte die Gräfin zu dem Burschen, „und benachrichtige den Gärtner, daß ich heute Abend zum Souper ein hübsches Bouquet auf den Tisch wünsche." Der Lakai entfernte sich. Die Gräfin wandte sich jetzt zu Rosalia. „Meine Liebe," sagte sie, „holen Sie doch sogleich Ihre Photographie, die Herren sind neugierig, dieselbe zu sehen!"

Rosalia erröthete leicht. „Ich habe noch diese Limone auszudrücken, damit die Frau Gräfin —"

„Lassen Sie das bis nachher, meine Liebe," unterbrach sie die Gräfin; „wir wollen die Herrn, welche gerade jetzt ein wenig pausiren, nicht ungeduldig machen."

Rosalia legte die geschnittene Limone auf einen Teller und ging.

Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, als die Gräfin hastig zum Kredenztische trat. Sie zog ein zusammengeknäultes Papier aus der Tasche und öffnete es. In dem Papier befand sich das Stückchen Cyankalium, welches sie zurückbehalten und seither in ihrem Toilettetisch aufbewahrt hatte. Sie ließ dieses Stückchen in das für sie bestimmte, bereits mit Zuckerwasser gefüllte Glas gleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist denn recht?

Was du thust, es ist Nichts recht:
Lebst du still, der Welt entzogen,
Sagt die Welt: „Es ist nicht recht;"
Wirfst du dich in ihre Wogen,
Sagt die Welt: „Es ist nicht recht;"
Bist du sanft und bist du fleißig,
Beides ist der Welt nicht recht;
Trinkst du gern, so ist's nicht recht;
Trinkst du nicht, so ist's nicht recht;
Liebst du viel, so ist's nicht recht;
Hassest du, so ist's nicht recht;
Sprichst du wahr, so ist's nicht recht;
Lügst du, ist es erst nicht recht;
Sparest du, so ist's nicht recht.
Brauchst du viel, ist's auch nicht recht.
Magst du lieben, hassen, tadeln,
Loben, schimpfen oder adeln,
Lachen, weinen, singen, schweigen,
Flöten, trommeln oder geigen,
Kurz, du magst dich auf der Erden,
Wie du immer willst, geberden,
Was du thust, sei's gut, sei's schlecht:
Alles ist der Welt nicht recht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Donnerstag, 12. März 1868.

Zwei Freier.

(Schluß.)

„Aber wen liebst Du denn, Mathilde?“ wiederholte die Mutter. „So rede, ich befehle es Dir!“

Schenk trat ein. Mathilde, mit einem Blick auf ihn, sagte zur Mutter: „Ihn!“

„Herrn v. Schenk?“ erwiederte diese höchst überrascht.

„Wär's möglich?“ rief der Vater.

Eduard sah erschreckt, mit blassem Gesicht auf sie. „Ich hatte doch Recht,“ murmelte er. „Aber wir wollen sehen!“

Schenk war unterdessen vorgetreten. „Fräulein Mathilde,“ sagte er, „Sie haben mich gerufen —“

Das Mädchen, glühend roth, aber mit dem edlen Ausdruck eines unwiderruflich gefaßten Entschlusses, erwiederte: „Ja, Herr v. Schenk. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig und will sie Ihnen hier vor meinen Eltern geben. Sie haben mir Ihr Herz und Ihre Hand angeboten. Ich habe Ihnen geantwortet, daß ich einen Andern liebe; ja, ich habe Ihnen eine Zumuthung gemacht, über deren Kühnheit ich jetzt selber erstaune und erschrecke. Sie haben mich nicht verhöhnt, — Sie haben gethan, um was ich Sie bat, mit der freundlichsten, herzgewinnendsten Großmuth. Aber die Strafe, die Sie mir schenkten, hat das Schicksal über mich verhängt. Meine Liebe war ein Irrthum, ein grober, unverzeihlicher Irrthum. Die Binde ist mir von den Augen genommen — ich erkenne, was ich begehrt, ich erkenne, was ich verschmäht und gekränkt habe, und aus dieser Erkenntniß fließt mir ein Quell des Leides, der nie versiegen wird. Mein Loos ist verdient und ich ergebe mich darein. Nur Einen Wunsch, Einen Ehrgeiz hab' ich noch und ich muß ihn befriedigen: Sie sollen wissen, daß ich mein Unrecht einsehe und Scham und Reue mich foltern! Sie sollen erfahren, wie ich meine Strafe ertrage.... und mir Ihre Achtung wieder schenken!“

Der Gute, Liebende, dessen Triumph so vollkommen war, stand in einer Aufregung, daß er zuerst keine Worte hatte. Dann, sich fassend, entgegnete er mit herzlichster, aber noch bebender Stimme: „Das kann ich nicht, Fräulein! — Ich kann Ihnen nicht wiedergeben, was Sie nie verloren haben!“

Mathilde sah ihn ergriffen an.

„Ich habe stets in Ihr Herz gesehen,“ fuhr er fort, „und darum nun Geständniß gegen Geständniß! Meine Gesinnungen gegen Sie sind unverändert, meine Gefühle —“

„Um Gotteswillen!“ fiel das Mädchen angstvoll ein, „kein Wort weiter! — Ich darf's — ich will's nicht hören!“

„Mathilde!“ rief Schenk in schmerzlichem Tone.

„Nein, nein!“ erwiederte sie, indem sie auf die Thüre zuging, „leben Sie wohl — vergessen Sie mich!“

Sie eilte hinaus. Schenk machte einen Schritt gegen die Thüre, aber Frau Wiesenborn trat ihm entgegen. „Was jetzt zu thun ist,“ sagte sie mit Würde, „das kommt der Mutter zu! — Lassen Sie mich mit meinem Kinde reden!“

„Sagen Sie ihr —“

Die Frau machte eine abweisende Bewegung mit der Hand und verließ das Zimmer.

Der Vater blickte auf die Zurückgebliebenen mit Kopfschütteln und einem Ausdrucke, der fast etwas Komisches hatte. „Ich falle von einem Erstaunen ins andere,“ rief er. „Mir schwindelt der Kopf!“

„Am meisten,“ entgegnete Eduard, „hab' ich Ursache zu staunen. Ihre Tochter hat sich gegen mich unverantwortlich benommen! Beispiellos! Es ist förmlich eine —“

„Mein Herr!“ fiel Schenk mit strengem Tone ein, „Geduld noch eine Zeit! wie ich Fräulein

Mathilde kenne, wird sie Ihnen die Erklärung ihres Verhaltens nicht schuldig bleiben!"

Eduard, von einem Gedanken getroffen, zuckte und schwieg. Aber bald ermuthigte er sich wieder und schaute entschlossen, trotzig vor sich hin, während Schenk äußerlich beruhigt stand und der Alte im Zimmer auf- und abging, wiederholt in Rufe des Staunens ausbrechend.

Endlich ging die Thüre auf und die Mutter erschien mit der Tochter. Diese hatte geweint und noch glänzten die Augen in Feuchtigkeit; aber ein Blick der Liebe ging aus ihnen und ein himmlisches Lächeln verklärte das Gesicht.

„Herr v. Schenk," begann die Mutter mit Rührung, „wenn Sie noch dieselben Gefühle hegen wie früher, so kann ich Ihnen sagen: nie hat ein Mädchen mit mehr Liebe und Verehrung an einem Manne gehangen, als Mathilde an Ihnen!"

Der Glückliche, mit einem Ausrufe des Entzückens, wollte den Beiden entgegeneilen, aber Eduard war dazwischen getreten und rief mit Energie: „Vor Allen hat der Gekränkte das Wort!" Zu Mathilde gewendet, mit einer Miene der Entrüstung fuhr er fort: „Mein Fräulein, Sie verüben in diesem Moment gegen mich eine Untreue, die ohne Gleichen ist! Sie haben mich geliebt, Sie rufen mich in den dringendsten Ausdrücken zu sich, Sie erneuern Ihre Schwüre, Sie lassen mich zu Ihren Eltern gehen und um Ihre Hand anhalten — und nun schenken Sie plötzlich Ihr Herz einem Andern, um den Treuliebenden an den Pranger zu stellen? Das ist Verrath, der größte, den jemals ein leichtsinniges Mädchen gegen einen Mann von Ehre begangen hat!"

Der Vater, mit bedenklicher Miene, sagte zu der ruhig Dastehenden: „Allerdings, Mathilde, Dem hast Du's wirklich arg gemacht!"

Die Tochter zog den Brief aus der Tasche, überreichte ihn und sagte: „Lies meine Rechtfertigung!"

Der Alte las. Nach wenigen Zeilen machte er hoch verwunderte Augen; dann klärte sein Gesicht sich auf, bis es in einer eigenthümlichen, tiefen Befriedigung glänzte. „Da," rief er, „ganz wie ich mir's gedacht habe! Nun," fuhr er, herumsehend, fort, „wer von uns hat Recht gehabt? Wer hat seinen Mann gekannt?"

„Sie haben Recht gehabt," versetzte Schenk mit der heiteren Ueberlegenheit des Glücks, „wir Alle haben uns getäuscht!"

„Erfahrung, Erfahrung, mein lieber Nachbar," erwiederte Jener. Dann, zu Eduard gewandt, sagte er spöttisch, indem er ihm den Brief übergab: „Hier, empörter Freund, lies — und halte Gericht!"

Eduard sah in das Schreiben — und erblaßte. Eine Pause folgte.

„Nun," begann Mathilde mit Hoheit, „klagen Sie mich noch an?"

„Nein," versetzte der Entlarvte, „ich bin beschämt und nehme hin, was mir gehört. Meine Handlungsweise ist schlecht, aber sie sieht noch schlechter aus, als sie ist. Erst ist man leichtsinnig, dann verstrickt man sich in ein Netz, und in der Noth greift man nach dem Mittel, das Rettung verspricht, ohne zu sehen, daß es der Teufel ist, der es Einem an die Hand gibt und beschönigt. Doch — wie ich auch gefehlt haben mag, ich bin hinreichend dafür gestraft: denn," fügte er düster hinzu, „ich bin verloren!"

Alle sahen mit Ernst und einer Art von Mitleid auf ihn, das bei Mathilde freilich den stolzesten Charakter hatte. — Schenk trat vor ihn und sagte: „Mein Herr, Sie haben, wenn auch wider Ihren Willen, mir einen großen Dienst geleistet. Erlange ich die Ueberzeugung, daß Sie eine Empfehlung durch Ihr Verhalten rechtfertigen, so zählen Sie auf eine wirksame — mein Wort darauf!"

„Aber nur unter der Bedingung, daß er das Mädchen heirathet," rief Mathilde, „dem er die Ehe versprochen und das er verlassen hat — um meinetwillen!"

Die letzten Worte, von einem Blick auf den Vater begleitet, klangen hochironisch. Eduard gönnte sich nun auch eine kleine Rache und sagte: „Sobald ich's kann, will ich's mit Freuden thun, denn ich habe sie immer geliebt!"

Mathilde, mit dem heitersten Gesicht, rief: „Ich bin nicht eifersüchtig!"

„Ich bin zu bescheiden, dies anzunehmen," versetzte Eduard mit wieder erlangter Haltung, „und zu galant, um diese schöne Harmonie noch länger durch einen Mißton zu stören." — Er verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Der Vater sah den jetzigen Schwiegersohn mit aller Freude an und sagte: „Aber Sie, bester Freund, wollen Sie's denn nun wirklich mit diesem tollen Mädchen wagen? Fürchten Sie keinen neuen Umschlag?"

„Nein, guter Papa," erwiederte dieser. „Mathilde gehört mir und uns vereinigt ein unzerreißbares Band: der Blick, den eine redliche Seele in das Innerste der anderen gethan hat!"

Die Liebende sah ihn an und nickte. Sie sah die männlich schönen Züge glänzen in glückseliger Freude — und sie dachte der unendlichen Güte, welche der von ihr Gekränkte gegen sie bewiesen, — des überlegenen Geistes, womit er die groß-

müthig übernommene Rolle durchführte! Die Gefahr, die ihr gedroht hatte, sich für's Leben an einen Werthlosen zu binden — die unverdiente Gunst des Schicksals, dies noch zu rechter Zeit erfahren zu haben, und das namenlose Glück, nun dem Edelsten zu gehören — Alles das trat vor ihre Seele und erschütterte ihr Herz. Thränen drangen ihr in die Augen, sie sank an die Brust des Geliebten. „Ja," rief sie mit einem zärtlich aufleuchtenden Blick, „uns vereinigt die Erkenntniß des Besten auf dieser Erde — die Erkenntniß der Herzensgüte, die über Alles und ewig liebenswürdig ist!"

Schenk umarmte die Geliebte, küßte sie und hielt sie zärtlich umfangen. Die Eltern sahen gerührt und glücklich auf die Glücklichen.

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Die Hand der Gräfin zitterte heftig, als sie das Papier wieder einsteckte, aber ihre Miene hatte einen kalten, grausamen Ausdruck. „Ich werde zwei Schlücke von diesem Getränke nehmen," murmelte sie vor sich hin, auf das Glas mit einem leichten Schauder blickend, „das wird mich hinreichend vergiften, ohne mir gefährlich zu werden. Auch ist der Doktor da! Nach menschlichem Ermessen habe ich Alles vorgesehen und jeder, selbst der geringfügigste Umstand wird gegen sie und den Verräther zeugen! Wohlan, vorwärts!" Und mit festen Schritten kehrte sie zum Salon zurück. „Die Herren werden sogleich Gelegenheit haben, das Meisterstück meines Mannes zu bewundern!" sagte sie lächelnd. Die Gräfin saß eine geraume Weile da und schaute dem Spiele zu. „Sie könnte schon zurück sein!" sagte sie sich. Und sie horchte mit doppelter Aufmerksamkeit, während ihre Augen den Karten folgten. Da plötzlich klang es, als ob ein schwerer Gegenstand im Nebenzimmer auf den Boden falle. Einige Töne, die sich wie leises Wimmern anhörten, trafen das Ohr der im Salon Anwesenden. Da erscholl ein gellender Schrei. Die Herren sprangen betroffen von ihren Stühlen. Die Gräfin stürzte zur Thür und riß sie auf; die Herren drängten sich ihr nach.

Welch' ein Anblick bot sich dar! In der Mitte des Zimmers lag die kleine Comtesse Ottilie in Zuckungen. Neben ihr kniete Rosalia, angstvoll, händeringend. Die Photographie zur Seite geschleudert, lag sie zu den Füßen der Kleinen. Diese aber verdrehte konvulsivisch die Augen. Schaum stand vor ihrem Munde, sie rang unverkennbar mit dem Tode. Die Gräfin stand wie leblos da, mit leichenhaft verzerrtem Antlitz. Ihr Blick stierte auf die zuckende Kleine, dann schweifte er in qualvoller Angst zur Credenz hinüber. Dort war ein Sessel angelehnt. Das verhängnißvolle Glas war mehr als zur Hälfte geleert. Die Gräfin wankte zu der Stelle vorwärts, wo ihr Kind lag, ein unartikulirter Laut entrang sich ihren Lippen, ihre Hände streckten sich krampfhaft der Kleinen entgegen. Dann stürzte sie besinnungslos zu Boden. Der Oberst und der Gesandtschaftssekretär sprangen der ohnmächtigen Gräfin bei, der Doktor und der Graf Ottilien.

Der Diener, welcher zuvor von der Gräfin den Auftrag erhalten hatte, mit der Kleinen in den Park zu gehen, erschien auf der Schwelle des Zimmers.

„Was fehlt dem Kind? Was ist mit ihm geschehen?" rief der Graf.

„Ich weiß es nicht!" stammelte Rosalia. „Als ich von meinem Zimmer hierher zurückkehrte, fand ich Ottilien am Boden und in Krämpfen, — o mein Gott!"

„Comtesse Ottilie lief mir in der Siedelei davon!" lallte der bestürzte Diener.

Die Gräfin, von dem Obersten und dem Sekretär zu einem Sopha getragen, erholte sich von der Ohnmacht. Jetzt richtete sie sich mühsam auf, schleppte sich bis zu der Kleinen und sank dort auf die Kniee. Ihr Antlitz war fürchterlich entstellt. „Mein Kind, mein Kind!" jammerte sie. Sie warf sich über die zuckende Kleine. Ein Thränenstrom rann über ihre Wangen.

Der mit dem Kinde beschäftigte Doktor schob sie zurück.

Der Gesandtschaftssekretär erblickte den an die Kredenz gelehnten Sessel und das Glas. „Auf dem Sammt des Stuhles dort sind die Fußspuren der Kleinen," rief er. „Jenes Glas ist beinahe geleert! Die Kleine war erhitzt und trank vermuthlich hastig."

„Dann ist es ein Nervenschlag, der sie ereilte!" brummte der Oberst düster.

„Nein," rief der Arzt mit lauter Stimme, „alle Symptome bezeugen es — das Kind ist vergiftet!"

Rufe des Entsetzens tönten ringsum. Und in der allgemeinen Verwirrung ertheilte der Doktor den herandringenden Dienern Befehle.

Der alte Oberst bewahrte von allen Anwesenden, mit Ausnahme des Doktors, die meiste Fassung. Rasch trat er zur Kredenz und ergriff das Glas, auf die trübe, weißliche Flüssigkeit am Boden desselben starrend. „Wenn die Kleine vergiftet ist, so muß Dieses hier in Gewahrsam gebracht werden!"

sagte er mit fester Stimme. — „Wer hat diese Flüssigkeit gemischt?"

Rosalia taumelte bleich und bebend in die Höhe. „Heiliger Gott," stammelte sie voll Entsetzen, „unmöglich! — Nein — es kann nicht sein!"

Der Graf stierte voll Bestürzung Rosalia und dann seine Frau an. Die Gräfin überwältigte in diesem Augenblick fast der furchtbare Schmerz. Wie grauenvoll hatte die Vorsehung ihren wohl angelegten Plan vereitelt! Aber sie dachte jetzt an das Alles nicht. Sie hatte keinen andern Gedanken als ihr Kind. „Retten Sie Ottilie, Doktor, retten Sie! Allmächtiger Gott!" schrie sie. — „Ist noch Hilfe? Helfen Sie!" Krampfhaft schluchzend rang sie die Hände.

Diener und Mädchen stürzten ins Zimmer. Man brachte warme Milch, Oel und was der Doktor sonst noch befohlen hatte. Der Arzt flößte der Kleinen, die sich wand und die Zähne zusammenbiß, mühsam die Gegenmittel ein. Es war zu spät. Das Kind verschied nach wenigen Minuten vor den Augen der erschütterten Umgebung.

Die Mutter brach jammernd von Neuem zusammen. Aber sie erhob sich nach wenigen Augenblicken. Nun das Gräßliche unwiderruflich geschehen, nun erfaßte sie eine an Wahnsinn grenzende Wuth, nicht gegen sich, sondern gegen Jene, wegen deren jetzt ihr Liebstes den Tod gefunden. Sie erkannte nicht die Strafe des Himmels in dem Entsetzlichen, das sich ereignet; sie empfand nur mit Schmerz und Wuth, welches Opfer die Ausübung ihrer Rache bereits gekostet habe. Und diese Rache mußte, was auch immer die Folgen sein mochten, durchgeführt werden. Hoch aufgerichtet, mit verzerrten Zügen und flammendem Blick, die Thränenspuren noch auf den bleichen Wangen, trat sie zum Oberst. Der alte Soldat hielt noch immer das Glas mit seiner Rechten umspannt. Die Gräfin legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm. Mit dem Blick einer Tigerin starrte sie zu Rosalia und dem Grafen hinüber. „Das Gift" — sagte sie in kurzen, gewaltsam hervorgestoßenen Absätzen mit bebender, fast tonloser Stimme — „welches mein armes Kind — ohne Zweifel aus jenem Glase — trank, verfehlte sein Ziel. Die Limonade war — für mich bestimmt — Rosalia dort hat sie gemischt! Vor allen Zeugen hier fordere ich Sie auf, Herr Oberst, den Rest des Getränkes sogleich bei der Polizeibehörde zu deponiren — ich habe Enthüllungen zu machen und — klage jene Rosalia und den Grafen Malström des vollführten Giftmordes an! Kommen Sie!"

Ein Schrei der Anwesenden gellte durch das Zimmer. Der Graf erblaßte und schlug die Hände zusammen. Rosalia sank ohnmächtig zu Boden. Die Gräfin, geisterbleich und athemlos, zog während der allgemeinen Verwirrung den bestürzten Obersten mit sich fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Steuern.

Drei Steuern nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie geh'n jetzt von Munde zu Munde.
Doch stammen sie nicht vom Bundestag her,
Norddeutschland nur gibt davon Kunde.
Man sagt: wir sei'n aller Kraft beraubt,
Wenn man höher und höher die Steuern nicht schraubt.

Der Mensch ist zu rauchen manchmal so frei,
Will ruhig die Pfeife sich stopfen;
Da schweben ihm freundliche Bilder herbei
Beim Schreiben wie Steineklopfen.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette zerbricht,
Vor'm gemüthlichen Raucher erzittert nicht!

Und das Bier ist auch kein schlechtes Getränk,
Dabei gemüthlich zu plaudern
Vom städtischen und polit'schen Gezänk,
Von Mordgeschichten zum Schaudern.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Sieht oftmals beim Bierkrug ein kindlich Gemüth.

Der Branntwein selbst, der den Armen stärkt,
Ist kaum noch mehr zu vertheuern.
Der Arme gar wohl den Pfennig merkt,
Mit dem ihn die Herren besteuern.
Was bleibt da noch übrig dem armen Mann?
Statt Branntwein gewöhnt er sich Fusel an!

Das sind die drei Steuern, so inhaltschwer,
O, würden sie nimmer bewilligt!
Sie stammen vom Kriegsbedürfniß her,
Das in Deutschland Niemand doch billigt.
Denn Deutschland wird aller Wohlstand geraubt,
Wenn man höher und höher die Steuern
schraubt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Samstag, 14. März 1868.

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

IV.

Es war der Tag der Schlußverhandlung. Mehrere Monate waren seit jenem Abende vergangen, an welchem die Gräfin, vom Oberst begleitet, beim Gerichte erschienen war, ihren Gatten und die einstige Lehrerin ihres Kindes eines furchtbaren Verbrechens anzuklagen. Auf die Aussagen der Gräfin hin, und nachdem das vorläufige Gutachten des Gerichtsarztes die Flüssigkeiten im Glase für gifthaltig erklärt hatte, waren noch denselben Abend der Graf und Rosalia gefänglich eingezogen worden. Seit jener Zeit hatten vielfache Verhöre stattgefunden. Je mehr die Zahl derselben angewachsen war, desto evidenter war auch die Schuld des Grafen und der Erzieherin erschienen. Beide hatten ihre Schuldlosigkeit betheuert, auch hatten die Aussagen Beider übereingestimmt. Aber ein geheimes Einverständniß hatten sie nicht ableugnen können, insofern es die Angelegenheiten ihrer Herzen betraf, oder richtiger die des Grafen, denn Rosalia war ja daran eben nur eigentlich soweit betheiligt, als sie den Grafen nicht mit Entschiedenheit abgewiesen hatte. Eine chemische Analyse des Zuckerwassers hatte das Ergebniß geliefert, daß in der Flüssigkeit aufgelöstes Cyankalium enthalten. Eine polizeiliche Untersuchung von Rosaliens Zimmer brachte jenes zusammengerollte Notizblättchen, welches ein Stück des Giftes enthielt, an's Tageslicht.

„Woher stammt dieses?“ war die Frage des Untersuchungsrichters gewesen.

Das Mädchen hatte Nichts angeben können und ihre Schuldlosigkeit betheuert.

Dagegen hatte der Doktor aussagen müssen, daß er Rosalia hinter dem Vorhang bei dem Grafen fand, als er seine letzte ärztliche Visite gemacht. Er hatte sich sogar der Worte erinnert, welche damals die Gräfin fallen gelassen: „Sie werden vermuthlich sehen, wie mein Mann das Fräulein in der Chemie unterweiset!“

Wie leicht konnte Rosalia schon damals das Gift und eine Instruktion erhalten haben.

Aber die Gräfin war ebenfalls, und zwar schon früher als Rosalia, hinter dem Vorhange gewesen. Der Anwalt des Grafen hatte es durch die Aussage des Dieners nachgewiesen, welcher im Atelier die Platten putzte.

Wohl! Doch konnte es denkbar sein, daß die Gräfin Gift entwendete, um sich tödten zu lassen?

Keiner konnte auftreten und sagen, daß er sie jemals das Zimmer des Mädchens betreten gesehen habe.

Die Schlüssel, deren die Gräfin sich bedient hatte, waren vor längerer Zeit Rosalien anscheinend durch eigene Schuld in Verlust gerathen. Sie hatte damals neue Schlüssel erhalten; diese waren in ihrem Besitz, als das Entsetzliche sich ereignete. Die alten Schlüssel aber befanden sich schon am Tage vor dem Spielabende nicht mehr im Toilettetisch der Gräfin. Sie lagen im Schlamme des Schwanenteiches. Wer konnte das wissen?

Die Gräfin befand sich in jenem Zimmer, in dem das Zuckerwasser stand, als Rosalia ging, die Photographie zu holen. Dieser Umstand war geltend gemacht worden. Was bewies es? War es doch unglaublich, daß eine Frau sich so großer Lebensgefahr aussetzen werde, nur um sich an einem treulosen Gatten zu rächen. Und wie hätte sie Rosalia sonst scheinbar als Giftmischerin hinstellen und entlarven können, ohne von dem gefährlichen Getränk wenigstens genippt zu haben.

Man ahnte eben nicht die Untiefen, welche unter der starren Hülle dieses dämonischen Charakters verborgen lagen.

Die Gräfin hatte sich während sämmtlicher Verhöre als würdevolles Weib gezeigt, sie hatte sich

in den stillen, trostlosen Schmerz der Mutter gehüllt, den sie in Wahrheit empfand. Und eben diese erschütternde Trauer, welche sich in Miene und Wort kundgab, die zuversichtliche Ruhe und schmerzliche Ergebung, womit sie den Fragen begegnete, erwarben ihr die Sympathie Aller, ließen sie als das Opfer eines verruchten Bösewichts und seines Werkzeuges erscheinen, das sich, durch Liebe bethört, willenlos zum Verbrechen hatte leiten lassen und jetzt aus eben dieser Liebe sich kein Geständniß erpressen ließ.

Eine solche Meinung hatte sich mehr und mehr über den Grafen und Rosalia bei Denen verbreitet, welche die Untersuchung dieser unseligen Angelegenheit zu leiten hatten.

Und endlich waren die Akten geschlossen, der letzte Tag der Verhandlung da.

Es war ein trüber, frostiger Herbsttag. Der Nebel rieselte stark nieder. Dennoch standen Leute aus dem Volke in gespannter Erwartung am Portale des Kriminalgebäudes.

Eine Wache wies Jeden, der nicht Justizbeamter war und eintreten wollte, zurück, — der im Gerichtssaal für das Publikum bestimmte kleine Raum war bereits überfüllt.

Jetzt rollte eine Kutsche heran, deren Jalousieen geschlossen waren. Die Kutsche fuhr ins Portal vor die Haupttreppe.

„Der Wagen kommt vom Detentionshause!“ rief einer der am Portal Harrenden.

Die Zuschauer an der Gasse drängten sich an's Thor, so weit es die Wache gestattete. Sie sahen, wie eine Frauengestalt den Wagen verließ.

Diese Gestalt schien sich kaum aufrecht erhalten zu können. Ein Amtsdiener stützte sie, als sie wankend die Stufen hinaufstieg.

„Das ist die Erzieherin!“ sagte auf der Gasse Einer zum Andern. „Heute wird ihr Urtheil gesprochen!“

„Unglückliches Geschöpf!“ murmelte ein Weib aus dem Volke. „Der vornehme Verführer hat es ihr angethan, er ist schuldiger als sie.“

„Dort fährt der vornehme Schuft!“ tönte eine tiefe Baßstimme aus dem Volke.

Der Mann, welcher im Wagen neben einem Polizeisoldaten saß, vernahm das Murren der Menge. Der Wagen hielt im Portal an, der Schlag ging auf. Der Graf stieg festen Trittes die Treppe hinauf, vom Polizisten gefolgt.

„Jetzt muß noch die Gräfin kommen,“ hieß es unter den Neugierigen.

Diese aber schritt bereits, von einem untergeordneten Beamten geleitet, durch einen Korridor des Kriminalgebäudes dem Gerichtssaale zu. Man hatte ihr gestattet, tief verschleiert in Begleitung einer Dienerin durch eine Seitenthüre in das Gebäude zu treten. Und jetzt erschien sie im Saal.

Auf der Bank der Angeklagten saß der Graf. Er war bleich und hager, aber seine Haltung ungebeugt. Sein spärliches Haar hatte eine graue Schattirung.

Nicht weit von ihm, in einem Lederfauteuil, lag mehr als sie saß, Rosalia, die Erzieherin. Was war aus dem frischen, rosigen Mädchen geworden? Ihre Wangen waren eingefallen, eine hektische Röthe deckte dieselben, ihre Augen, die unverwandt auf dem Boden hafteten, lagen tief in bläulichen Ringen. Sie fühlte sich seit Wochen leidend, seit mehreren Tagen sterbenskrank, ihr Gehirn brannte in besinnungverzehrender Gluth, sie hatte sich mit übermenschlicher Anstrengung aufraffen müssen, um hier erscheinen zu können.

Der Graf schaute von Zeit zu Zeit das Mädchen verstohlen an. Ein tiefer Schmerz ging durch seine Seele. Nur einmal hatte er sich in seiner einsamen Zelle gesagt: „Das Mädchen hat mich geliebt. Wie, wenn sie das Gift wirklich entwendet hätte?“ Der Gedanke an Rosaliens edles, reines Gemüth, das er hinreichend erkannt hatte, verscheuchte diesen leise aufsteigenden Zweifel für immer aus seiner Brust. Wie nagte jetzt der Schmerz an seinem Herzen! War er nicht schuldlos wie das Mädchen dort? Aber war er nicht dennoch die Ursache — wenn gleich in anderer Weise, als die Menschen glaubten — daß diese Blume gebrochen ward?

Ein Murmeln ging durch die Versammlung, als die Gräfin in die Schranken trat.

Sie setzte sich auf die der Anklagebank gegenüber liegende Seite und schlug ihren Schleier zurück. Die Züge der Gräfin waren bleich, der Ausdruck des Leidens, den sie trugen, flößte allgemeine Theilnahme für die Frau ein. Ihr Blick hatte Nichts von seiner gewöhnlichen Härte.

Der Graf erröthete leicht und schaute sie einen Moment durchbohrend an. Sie aber richtete ihr Auge nur auf die Tribüne der Richter, die sich inzwischen versammelt hatten.

Und jetzt begann die Schlußsitzung. Der Staatsanwalt gab in einem energischen und glänzenden Plaidoyer eine Uebersicht des ganzen Prozesses und hielt schließlich die Anklage aufrecht. Seine Rede ward — ein seltener Fall für einen Staatsanwalt, doch unter diesen Umständen erklärlich — durch lebhaften Beifall des Publikums ausgezeichnet. Als er geendigt, erhob sich der Gerichtshof und verließ den Saal.

Bis derselbe wieder eintrat, verstrich ein langer Zeitraum, der schwer selbst auf der Brust der Unbetheiligten lastete.

Und jetzt erschien der Gerichtshof, den Präsidenten an der Spitze. Es ward lautlos im Saal. Aengstliche Spannung malte sich auf allen Angesichtern. Rosalia blieb regungslos, noch immer den Blick auf den Boden geheftet, der Graf schaute unruhig die Richter an, die Gräfin glich einer Marmorstatue, ihr Auge hing an den Lippen des Präsidenten.

Und der Präsident begann zu sprechen. Das Urtheil lautete: Graf Malström wird wegen mangelnder Beweise von der Anklage freigesprochen, Rosalia Steiger, obwohl nicht des Verbrechens geständig, doch desselben durch zahllose Indizien überführt, zu — zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Ein Schrei gellte durch den Saal, als der Präsident schwieg. Rosalia war vom Fauteuil aufgesprungen. An allen Gliedern zitternd, das Antlitz verzerrt, schwankte sie einen Schritt vorwärts, der Tribüne des Gerichtshofes entgegen. Sie wollte reden, ihre Lippen zuckten. Nur ein schriller Angstruf — ihre Hände griffen konvulsivisch in die Luft, ihre Augen wurden starr. Dann sank sie zu Boden. Ein Tumult folgte dem Niederstürzen des Mädchens. Mehrere Leute sprangen hinzu, unter ihnen der Gerichtsarzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

Eine Humoreske.

Begegnung.

In den Wartesaal des Stationshauses trat ein Reisender, der auf der Eisenbahn weiter fahren wollte. Er war soeben mit der Post angekommen, seitwärts aus dem Gebirge, wohin Eisenbahnen noch nicht gedrungen waren.

Er war ein etwas beleibter Herr, am Ende der dreißiger, vielleicht auch im Anfange der vierziger Jahre. Er schien auch ein bequemer Herr zu sein; er ging langsam und stöhnte schwer.

Als er in den Wartesaal eintrat, sah er sich sorgfältig und wie vorsichtig nach allen Seiten darin um, und da er sich allein sah, schritt er vergnügt weiter auf ein Sopha zu, das hinten sich längs der Wand des Saales ausdehnte.

Neben dem Sopha stand ein Stuhl; auf diesen legte er seine Sachen, die er bei sich trug, einen Nachtsack, einen Reisepelz, einen Schirm und Rohrstock, die in einem ledernen Futteral zusammengebunden waren. Er legte Alles sorgfältig und ordentlich hin. Er schien auch ein ordentlicher Herr zu sein; er mußte freilich seine Zeit dazu haben.

Dann sah er sich noch ein Mal vorsichtig um, auch nach den Fenstern des Saales. Sie gingen in die unmittelbar anstoßende Einsteigehalle. Er sah auch an den Fenstern Niemanden. In der Halle war es leer und still.

Es war noch früher Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die Station war eine kleine Nebenstation, auf der nur Züge ankamen und nach wenigen Minuten wieder abgingen; der nächste Zug wurde erst in einer halben Stunde erwartet.

Als der wohlbeleibte Herr Niemanden gesehen hatte, weder im Zimmer noch draußen durch die Fenster, ließ er sich auf das Sopha an der Wand nieder. Er stöhnte mächtig dabei; das schien zu seiner Bequemlichkeit zu gehören. Das Sopha war von Leder, zwar lang und breit, aber —

„Verdammt hart!" sagte er, als er sich niedersetzte.

Er streckte sich gleichwohl der Länge nach darauf aus, und er schien bequem zu liegen.

Aber da wurde ihm etwas Anderes unbequem.

„Und verzweifelt kalt ist es hier!" sagte er. „Ach, diese Eisenbahnen — Postpassagierstuben sind besser."

Er nahm den Pelz von dem Stuhle und deckte ihn über sich, und nun schien ihm wohl zu werden. Man hörte es seinem Stöhnen an, das beinahe wie ein behagliches Grunzen lautete.

Aber er wurde in seiner Bequemlichkeit gestört.

Die Thür des Wartesaals wurde geöffnet.

Er flog in die Höhe, erschrocken fast; es konnte auffallen.

Eine Dame trat in das Zimmer.

Als er sie sah, wurde er ärgerlich; er mußte etwas Anderes erwartet oder gefürchtet haben.

„Die verdammten Weiber!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Immer stören sie Einen. Wozu der liebe Gott sie wohl geschaffen hat!"

Die Dame war nicht mehr ganz jung; sie konnte dreißig, vielleicht auch einige dreißig Jahre alt sein. Aber sie war noch frisch und ihr feines Gesicht hatte angenehme Züge; ein hervortretender Ausdruck von Bestimmtheit und Entschlossenheit erregte darin besonderes Interesse.

Die Dame hatte einen kurzen Blick auf den wohlbeleibten Herrn geworfen; dann schritt sie auf das Sopha zu. Sie wollte sich ebenfalls darauf niederlassen.

Ausstrecken konnte er sich nicht wieder.

„Die verdammten Weiber!" fluchte er noch einmal. Er rückte in die Ecke des Sophas.

Die Dame setzte sich in die andere Ecke.

Sie hatten kein Wort mit einander gesprochen, nicht guten Morgen, noch sonst Etwas. Sie saßen ferner schweigend beisammen oder einander gegenüber, wie man will.

Aber der dicke Herr mußte wieder stöhnen, ob aus Behaglichkeit oder aus Unbehaglichkeit, wer konnte es wissen? Er hatte sich zwar nicht wieder lang auf dem Sopha ausstrecken können, aber er lag in seinem dicken Pelze ganz bequem und warm in seiner Ecke.

Die Dame sah nach ihm hinüber, wohl ob ihm etwas fehle. Sie sah ihn nur bequem und warm daliegen.

Aber er hatte es gesehen, wie sie zu ihm hinblickte, und es ärgerte ihn. Das Stöhnen gehörte nun einmal zu seiner Bequemlichkeit; es war seine Sache, warum störte sie ihn darin?

Sie sah seine verdrießliche Miene, sie wollte die Nase rümpfen.

Ein Frost faßte sie auf Einmal, sie mußte sich schütteln; ihr Gesicht wurde bleich.

Der frühe Oktobermorgen war frisch; der Wartesaal war in der Nacht durchgekältet. Der wohlbeleibte Herr hatte es auch schon empfunden; aber er hatte sich mit seinem warmen Reisepelze schützen können. Die Dame war in leichter Kleidung, in einfacher, man hätte sie, zumal der Kälte des Morgens gegenüber, eine ärmliche nennen können.

Der dicke Herr hatte ihr Naserümpfen gesehen; er wollte sich darüber ärgern. Da sah er, wie der Frost sie schüttelte und blaß machte. Er war auch ein mitleidiger Herr. Man sah das Mitleid auf seinem Gesicht. Er warf einen Blick auf seinen warmen Pelz, unter dem er noch einen warmen Ueberrock trug, von dem Pelze auf die leichte Kleidung der Dame. Er kämpfte wohl mit einem Entschlusse, aber er konnte ihn nicht fassen. Er stöhnte.

Das Stöhnen aber schien nun einmal der Dame unleidlich zu sein.

„Fehlt Ihnen Etwas?“ fragte sie.

Er erschrack fast über die Frage.

„Nein, nein!“

„Warum stöhnen Sie denn?“

„Es ist nur so eine Angewohnheit von mir.“

„Es ist eine schlechte Angewohnheit.“

Die Dame sagte das kurz und trocken.

„Donnerwetter!“ fuhr der wohlbeleibte Herr auf, „Madame oder Fräulein —“

Das Gesicht der Dame war nicht mehr blaß; sie war glühend roth geworden.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „ich bin Schulmeisterin.“

Sie hatte Oel ins Feuer gegossen.

„Und da hatten Sie mich für einen Schulbuben angesehen?“ rief er.

Da gerieth auch die Dame in Eifer.

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich hatte es nicht böse gemeint, obwohl Ihr Stöhnen wirklich eine schlechte Angewohnheit ist. Aber, wie Sie wollen.“

Damit sah sie einen andern Weg.

Der wohlbeleibte Reisende sah mürrisch vor sich hin. Er hatte Mitleid mit ihr gefühlt; er hatte sich seines warmen Pelzes berauben wollen, um sie damit zu wärmen. Zum Dank war sie so frech gegen ihn gewesen.

Die Dame war verdrießlich geworden.

Sie hatte ihm eine gute Lehre geben wollen, wozu sie als Schulmeisterin doch eine Art von Recht hatte; sie hatte sich dann, als sie bemerkte, daß sie zu weit gegangen sei, entschuldigt; sie wurde von Neuem beschuldigt.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kindes Macht.

Kindesauge ist der Spiegel,
Drin die Englein sich geschaut;
Kindesstirn' trägt noch das Siegel,
Wie man aller Welt vertraut.
Kindeshand ist immer offen,
Nimmt und gibt mit gleicher Lust;
Kindesherz kennt sel'ges Hoffen
In der freien, kleinen Brust.

Kindeslächeln gleicht der Sonne
Lichtem Strahl auf grünem Strand.
Kindesthränen stillt voll Wonne
Jedes Herz mit sanfter Hand.
Kindeslieb' ist leicht gewonnen
Durch ein Wort, durch einen Blick;
Kindesschmerz, wie schnell zerronnen
In dem neu erlangten Glück.

Schaut auf sie, Ihr großen Leute,
Lernet doch ein Kind zu sein;
Gottes Engel Euch zur Seite
Zieht Ihr in den Himmel ein,
Hört den Heiland, wie er dringet:
„Werdet doch den Kindern gleich;
Ob Ihr kämpfet, ob Ihr ringet,
Ihrer bleibt das Himmelreich!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Dienstag, 17. März 1868.

Ein weiblicher Dämon.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin entfernte sich rasch während der allgemeinen Verwirrung. Ihr Antlitz zeigte dieselbe Duldermiene, mit der sie erschienen war. Nur ein sehr scharfer Beobachter würde aus dem Blick, welchen sie sekundenlang auf ihren Gatten richtete, als sie den Saal verließ, errathen haben, was in ihr vorging. Es lagen zugleich Triumph, Haß und Enttäuschung darin, — ihr Plan war nur theilweise gelungen, da der Graf Malström einer entehrenden Strafe entging.

Dieser aber stand verzweiflungsvoll da und rang die Hände. „Hilfe! Hilfe!" schrie er entsetzt.

Ein Dutzend Stimmen wiederholten den Ruf.

Der Gerichtsarzt, welcher neben der Leblosen gekniet hatte, stand auf. „Hier ist keine Hilfe mehr nöthig," sagte er, „das Mädchen ist todt!"

V.

Eine unscheinbare Kutsche, deren Jalousieen fest verschlossen waren, verließ einen der inneren Höfe des Kriminalgebäudes.

Auf dem Bocke neben dem Kutscher saß ein ältlicher Mann in Dienertracht.

Der Kutscher brach das Schweigen zuerst. „Mir ist ordentlich unheimlich, Bärwinkel," sagte er, „daß ich da eine Leiche führen muß!"

„Wirst es schon gewohnt werden," entgegnete der Angeredete lachend. „Dein Vormann hat mir da manche Leiche hineinpacken und fahren müssen."

„Was fängt denn der Professor mit den Leichen an?"

„Er secirt sie, das will sagen, er schneidet sie auseinander, um daran zu studiren."

Der Wagen rollte zu einem einsam an der Chaussee gelegenen großen Gebäude. Der Kutscher hielt vor dem Eingangsthore an, der alte Diener kletterte vom Bock herab und läutete an der Glocke.

Eine Minute später trat ein grobknochiger Mann mit einer Laterne aus dem Thorhäuschen und öffnete. Der Wagen fuhr in den Hof und zu einem der kleinen Häuser, die unmittelbar an das Hauptgebäude stießen. Die Fensterläden dieses kleinen Hauses waren fest verschlossen. Dorthin war auch der alte Diener gegangen. Er zog nun einen Schlüssel hervor und öffnete die Thüre des Häuschens.

Der Alte, der Thürhüter und der Kutscher, welcher abgestiegen war, traten nun an den Schlag des Wagens und öffneten ihn. Sie hoben den in Tuch gehüllten Körper Rosaliens aus der Kutsche und trugen ihn in das Häuschen, in dessen Innerem sich Nichts als einige Secirtische befanden. Die drei Leute legten den Körper, eingehüllt wie er war, auf einen der Tische; dann entfernten sich Kutscher und Thürhüter. Der alte Diener aber blieb in der kleinen Halle zurück, schloß hinter ihnen ab und tappte in der Finsterniß zu der Thür, die ins Hauptgebäude führte. Sie war unversperrt. Der Alte zog sie hinter sich zu und stieg eine Treppe hinauf, die zum Studirzimmer seines Herrn ging. Dort klopfte er an, ohne Zögern gleich darauf eintretend.

An einem Schreibtische saß ein langer, hagerer Mann. Er war ganz in Grau gekleidet, sein ernstes Antlitz zeigte sich tief gefurcht, das Haar hing ihm unordentlich bis zu den Schultern herab. Er hatte in einem Folianten gelesen und blickte jetzt vom Buche auf.

„Du bist's, Bärwinkel!" sagte der graue Mann.

„Die Leiche ist da, Herr Professor."

„Gut."

Der Professor blieb bis gegen Mitternacht an seinem Arbeitstisch. Dann erhob er sich. Er griff zu einem der chirurgischen Bestecke, welche neben ihm auf dem Tische lagen, und schob es in seine Brusttasche. Hierauf nahm er die Studirlampe und verließ das Zimmer. Fast lautlos stieg er die Treppe zum Erdgeschosse nieder. Todtenstille herrschte

ringsum. Der ernste, graue Mann mit dem langherabwallenden Haar, schwach vom Lampenlicht beleuchtet, glich einem umwandelnden Gespenst.

Er gelangte an die Thüre, welche zur Secirkammer führte. Er trat in diese ein und ging zum Tisch, auf welchem die verhüllte Leiche lag. Er setzte die Lampe daneben und schlug das Tuch auseinander. Der Körper der armen Rosalia war noch in dasselbe Gewand gehüllt, welches das arme Mädchen bei der Schlußsitzung des Gerichts getragen hatte. Die Züge der Leiche glichen keineswegs denjenigen einer Todten; auf den Wangen machte sich sogar noch jene hektische Röthe bemerkbar, deren wir früher erwähnten. Die halbgebrochenen Augen erschienen starr, im Uebrigen hätte man sich leicht dem Wahne hingeben können, eine Schlafende vor sich zu erblicken. Der alte Professor blickte sinnend auf das Angesicht nieder. Sein Blick war düster, ein bitterer Hohn zuckte um seine Lippen.

„Belügt uns unsere Phantasie," murmelte der Professor vor sich hin, „wenn wir im Todesantlitz des Verbrechers Etwas von jener Herzensreinheit aufdämmern sehen, welche ihn vor seinem Falle erfüllte? Ist es ein Wink der Geisterwelt an uns, daß durch den martervollen Tod wenigstens ein Theil der Sünden ausgelöscht sei, die der Verbrecher im Leben beging? Mit all unserem Forschen sind wir armselige Stümper! Und trotz dieser Erkenntniß forschen wir weiter ..." Der alte Professor schüttelte das greise Haupt. Er zog das chirurgische Besteck hervor, öffnete es und stellte es auf den Tisch. Er legte die verschiedenen Messer zurecht. Sie blitzten unheimlich im Lampenlicht. Dann schaute er auf die Leiche. „Armes Kind," murmelte er von Neuem, die unschuldsvollen, starren Züge Rosaliens mit dem Ausdruck des Mitleids prüfend, „ich glaube nicht so recht an deine Schuld! Wenn du ein Opfer der Justiz wärest?"

Der alte Mann streifte das Gewand von der Leiche. Er nahm eines der Secirmesser und setzte die Spitze desselben auf die Brust des Leichnams, um einen Einschnitt zu machen. Das Messer ritzte die Haut. Da plötzlich vernahm der Professor ein heftiges Läuten. Vom Hofthor her ertönte ein starkes Geräusch. Der Professor setzte das Messer ab und horchte. Er vernahm einen Wortwechsel. Der Thorhüter weigerte sich ohne Zweifel, einen Fremden einzulassen.

Eine unbekannte Stimme rief heftig: „Ich muß ihn sehen, um jeden Preis! Gebt Raum, sag' ich Euch, oder meldet mich und beeilt Euch!"

Der Thorhüter weigerte sich neuerdings. Der Streit ward heftiger.

Nun schritt der Professor, das Messer in der Hand, zu der kleinen Thüre, durch welche zuvor der Leichnam gebracht worden war. Er öffnete sie.

Ein junger Mann, mit bleichem, entstelltem Antlitz und wirrem Blick, sprang ihm auf der Schwelle entgegen. Der Thorhüter folgte ihm hastig in einiger Entfernung. Beim Anblick des alten Mannes mit dem Messer und der Leiche stieß der junge Mann einen leisen Schrei aus. Dann drängte er den Greis zur Seite und stürzte in die kleine Halle.

Er eilte zum Tisch, forschte angstvoll einige Augenblicke in den vom Lampenlicht geisterhaft erhellten Zügen des Leichnams. Dann warf er sich jammernd darüber hin.

Der betroffene Professor machte eine abwehrende Handbewegung nach dem Thorhüter hin und schloß die Hofthür der Secirkammer. Dann trat auch er zum Tisch: „Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er.

Der junge Mann richtete sich verstört auf.

„Sie sind der Professor Mangold?"

„Der bin ich."

„Sie werden diese Leiche nicht seciren!"

„Wer kam, mich daran zu hindern? Der Gerichtsarzt hat sie mir überlassen."

„Ich beschwöre Sie, geben Sie meiner Bitte Folge! Sie müssen es, ich reklamire diese Leiche!"

„Mit welchem Rechte?"

„Ich bin der Bruder jener armen Verblichenen!"

Der Professor richtete erstaunt seinen Blick auf den Fremden.

„Der Bruder?" sagte er dann. — „Ich wußte nicht, daß jenes Mädchen einen Bruder hatte."

„Ich komme aus Alexandrien —"

„Wie —?"

„Ich bin Arzt wie Sie, und lebte dort seit mehreren Jahren," entgegnete der junge Mann, in seiner heftigen Aufregung die Worte fast athemlos in Absätzen hervorstoßend; „mit meiner armen Schwester korrespondirte ich seit längerer Zeit nicht wegen meiner vielfachen Reisen in das Innere des Landes — sie hielt mich sicher für todt, ich zweifle nicht daran!"

„Und wie erfuhren Sie —?" fragte der Professor überrascht.

„Durch einen Landsmann, der von ungefähr nach Alexandrien gereist kam, ward mir die Nachricht von Rosaliens Einkerkerung. Ich löste meine Verbindlichkeiten —"

„Und kamen hierher?"

„Heute — vor einer Stunde — zu spät! Entsetzlich, Rosalia — dieser Engel — eines Verbrechens beschuldigt — verurtheilt, todt! — Ich eilte zum

Gerichtsarzt, er wies mich zu Ihnen! Ich erfuhr alle näheren Umstände! Herr Professor, ich beschwöre Sie, — war meine Schwester schuldig?"

„Das weiß nur Gott und — vielleicht die Gräfin Malström!" entgegnete der Greis. „Ich wohnte allen Verhandlungen bei und — hege einen furchtbaren Verdacht!"

„Den Einige mit Ihnen theilen, wie ich vernommen," antwortete der junge Mann hastig. „O mein Gott, wenn es zu erforschen wäre, wenn Rosalia — doch sie ist todt, todt!"

In dumpfem Schmerz wandte sich der Arme zum Tisch, auf dem der Körper des unglücklichen Opfers lag. Auch der alte Arzt blickte bekümmert dorthin.

Da entrang sich ein Schrei den Kehlen Beider.

„Ich sah die Wimpern zucken!" stammelte der junge Mann.

„Auch ich!" rief der Greis mit bebender Stimme. „Vielleicht — das Flackern der Lampe täuschte uns!"

„Nein, nein!" schrie der junge Arzt und stürzte zum Tisch. „Wenn es nicht der Tod, wenn es ein Starrkrampf wäre!"

Der greise Professor ließ das Secirmesser fallen. Auch er eilte zum Tisch. Der Körper Rosaliens lag regungslos und eisig da, kein Puls ging, kein Herzschlag war bemerkbar, aber dennoch verkündeten einige schwache Symptome dem geübten Blicke der beiden Aerzte, daß in dieser starren Hülle das Leben nicht erloschen sei. „Wir haben alles Nöthige sogleich zur Hand!" stammelte der Greis in fieberhafter Hast und stürzte durch die Thüre in das Haus. Im Parterre neben der kleinen Halle schlief Bärwinkel, das Faktotum. Einige Worte des Herrn verkündeten ihm Alles. Er folgte dem Greise zur Hausapotheke.

Nach wenigen Minuten standen die drei Männer in der Secirkammer, angstvoll, schweigend, alle Mittel aufbietend, die Scheintodte zum Leben zu erwecken. Und ihr Mühen hatte Erfolg. Der Körper verlor seine todtähnliche Starrheit. Rosalia erholte sich nach und nach. Aber ihr Blick, der jetzt lebendig ward, hatte etwas Eigenthümliches. Ein unheimlich leeres Lächeln zuckte um ihre Lippen. Es war, als wisse sie nicht, was um sie her vorgehe.

„Rosalia," rief der junge Mann, ihre Hände pressend, „Du bist gerettet, sieh her, ich bin's, der Franz! Dein Bruder ist da, Deine Schuldlosigkeit an den Tag zu bringen! Rosalia!"

Das Mädchen blickte mit gleichgiltigem Lächeln von Einem zum Andern, zuckte zusammen und fuhr mit der Hand zum Scheitel ihres Hauptes, als ob sie dort einen stechenden Schmerz empfinde. Dann starrte sie vor sich hin und lächelte wieder.

„Still," sagte sie unheimlich flüsternd in fast singendem Tone, „weckt die Kinder nicht auf, die dort unter Blumen schlummern — dort — dort — seht Ihr wohl?"

Eine fahle Bläße bedeckte das Antlitz des jungen Arztes. Er richtete einen Blick der Verzweiflung auf die erschütterten Männer an seiner Seite. „Allmächtiger Gott," murmelte er, „sie hat den Verstand verloren!" — —

(Schluß folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

Sie saßen lange wieder schweigend, Jedes in seiner Sophaecke.

Wiederum wurde die Thür des Wartesaals geöffnet, diesmal rasch, aber leise.

Ein wohlgenährtes Gensd'armengesicht blickte in den Saal, sah den wohlbeleibten Reisenden, stutzte und sah ihn schärfer an.

Der dicke Herr war aufgefahren, als er den Gensd'armen sah, wurde dann verlegen und drückte sein Gesicht in seinen Pelz.

Der Gensd'arme trat mit einem eigenthümlichen listigen Gesicht zurück und machte die Thür langsam hinter sich zu.

Der wohlbeleibte Reisende blieb mit dem Gesichte in seinem Pelze.

Die Dame sah ihn verwundert an, beinahe etwas scheu.

Die Thür zu der Einsteigehalle wurde aufgeschlossen. Man hörte den Eisenbahnzug, der erwartet war, heranbrausen.

„Einsteigen!" rief ein Schaffner in den Wartesaal hinein. „Nur drei Minuten Aufenthalt!"

Der Zug war schon da, hielt schon.

Wenn man einen Eisenbahnzug, der nur drei Minuten anhält, nicht versäumen will, so muß man sehr schnell und flink bei der Hand sein.

Die Dame war es. Sie führte nur eine kleine Handtasche bei sich, die sie nicht aus der Hand gelegt hatte. Sie war schon an der Thür, als der Schaffner rief. Da mußte sie doch Halt machen.

Der schwerfällige und bequeme dicke Herr war nicht so flink, wie sie war. Er hatte schnell genug aufstehen wollen; er kam nur langsam in die Höhe. Er wollte dann um so schneller seine Sachen nehmen, den Reisesack, den Schirm und Stock. Aber — je mehr Eil, desto mehr Verweil! Für bequeme und wohlbeleibte Herren, zumal auf Reisen, gilt

das Sprichwort gewiß. Indem er nach dem Sack griff, fiel ihm der Pelz von den Schultern, den er nur umgehängt hatte. Als er den Pelz wieder aufheben wollte, fiel ihm der Sack zur Erde. Er mußte sich nach Beidem niederbücken; das Bücken wurde ihm schwer. Er stöhnte noch schwerer; darüber erschrocken, mußte er aufblicken, ob die Dame, die Schulmeisterin, noch da sei. Sie war noch da; sie stand in der Thür und sah nach ihm mit einem eigenthümlichen Lächeln; er meinte, mit einem boshaften. Darüber wurde er ärgerlich. In seinem Aerger griff er nach Allem, faßte Nichts.

„Die verdammte Schulmeisterin!“ fluchte er in sich hinein. „Die Person ist an Allem Schuld.“

In der Einsteigehalle läutete es.

„Einsteigen, einsteigen!“ riefen die Schaffner und Führer längs des ganzen Zuges.

„Einsteigen, Madame! Schnell, schnell!“ kehrte der Schaffner zurück, der den Wartesaal aufgeschlossen hatte.

Er wollte die Dame, die in der Thür stand, nach dem Wagen hinschieben.

Die Dame hatte sich schnell eines Anderen besonnen.

„Helfen Sie dort!“ rief sie.

Sie zog den Schaffner in den Wartesaal zu dem wohlbeleibten Reisenden.

Der dicke Herr hatte den Kopf verloren; er tappte wie blind mit den Händen am Boden umher.

„Nehmen Sie den Reisesack!“ befahl die Dame dem Schaffner.

Er nahm ihn.

„Hier, nehmen Sie den Pelz! Sie können ihn im Wagen anziehen.“

Sie hatte den Pelz des dicken Herrn aufgehoben und warf ihn ihm über die Schultern.

Sie selbst nahm seinen Schirm und Stock.

„Nun fort!“

Sie setzten sich alle Drei in Bewegung.

„Herr des Himmels!“ rief der wohlbeleibte Herr auf Einmal.

„Was ist Ihnen?“

„Ich habe meinen Schirm vergessen, meinen Stock mit dem goldenen Knopf!“

„Ich habe Alles.“

„Sie — ?“

Er schien sie erst jetzt zu sehen, und wie er sie sah, wurde es ihm klar, was sie gethan, was sie für ihn gethan hatte.

Er sah sie so sonderbar an; er fluchte nicht mehr; die verdammten Weiber! oder: die verdammte Schulmeisterin!

Sie kamen an dem Wagenzuge an.

Es war die höchste Zeit. Auf der Lokomotive pfiff es schon.

Schaffner und Führer sprangen herbei, hoben in das nächste Coupé die Dame, warfen den wohlbeleibten Reisenden hinein; sein Reisesack flog ihm nach. Die Thür wurde zugeschlossen. Der Zug brauste dahin.

Die Beiden waren in dem Coupé allein.

Der Zufall hat sonderbare Launen. In einer seiner sonderbarsten hatte er diese beiden Menschen zusammengeworfen, die die vollsten Gegensätze zu einander zu bilden schienen.

Der dicke Herr — er war zu Boden gefallen — hatte sich mühsam erhoben und seinen Platz eingenommen. Da mußte er doch wieder stöhnen; noch ein Mal. Aber er erschrack heftig darüber.

„Ach, entschuldigen Sie!“ sagte er zu der Dame, die nun seine Reisegefährtin war.

Sie mußte lächeln.

Das ärgerte ihn doch.

Aber als der ordentliche Mann, der er war, sah er nach seinen Sachen. Sie lagen in voller Ordnung neben ihm. Die Dame hatte sie hingelegt, während er sich vom Boden aufraffte. Das erinnerte ihn an eine Pflicht, über die er den Aerger vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

New-York. Kürzlich ist ein neuer Handelsartikel auf den Markt gebracht worden, der sogenannte Grasschwamm. Man findet ihn in fast unerschöpflicher Menge unter den Korallen-Riffen der Bahama-Inseln und an den Küsten von Mexiko und Florida. Der Schwamm wird gewaschen und von Sand gereinigt zwischen Federharzwalzen mit Glyzerin gesättigt und dann in Oefen getrocknet. Nach Ausführung dieser Behandlung ist er zum Gebrauche geeignet. Die Zwecke, zu welchen man diesen Grasschwamm verwenden kann, sind sehr verschieden, besonders eignet er sich zum Ausstopfen von Betten, Sophas und Sesseln. Ein Pfund dieses Schwammes ist für diese Zwecke gleich 1½ Pfund Roßhaar. Mehrere Schiffe sind jetzt damit beschäftigt, große Ladungen dieses Materials nach New-York zu bringen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Donnerstag, 19. März 1868.

Ein weiblicher Dämon.

(Schluß.)

Der Graf Malström hatte eiligst die Stadt verlassen. Vom nächsten Städtchen aus gab er die Weisung, daß man ihm seine nothwendigsten Effekten nachsende. Dann reiste er nach Hamburg. Dort schrieb er an einen Sachwalter und an die Gerichte seines Landes und trug auf Scheidung von seiner Gattin an. Er begehrte Nichts von ihr als seine Freiheit. Das Paar hatte in gemischter Ehe gelebt, die Gräfin war katholisch. Der Graf ward also, gemäß dem protestantischen Gebrauche, nach einer Auflösung der Ehe in Wahrheit frei, während seine Gattin sich nicht wieder vermählen durfte.

Letztere hatte die Residenz nicht wieder verlassen. Sie zeigte sich nur spärlich und stets in tiefer Trauer. Sie spielte die Dulderin so geschickt, wie während der Gerichtssitzungen. Dennoch war es ihr, als widme man ihr in der Stadt nicht die frühere Theilnahme, als suche ihr Mancher auszuweichen. Die neugierige Scheu, mit der sie betrachtet ward, wo sie erschien, wurde ihr peinlich, aber noch peinlicher der Aufenthalt an einem Orte, in dem sie bei jedem Schritte an die dunkle That, welche ihr Gewissen belastete, sich erinnern mußte. Und sie entschloß sich, die Residenz zu verlassen. Um dieselbe Zeit traf der Scheidungkantrag bei ihr ein. Was hätte sie darum gegeben, ihm nicht willfährig sein zu dürfen, sich an ihn ketten zu können, wie der blutgierige Vampyr an sein Opfer! Aber sie hatte ihren Gatten vor Gericht eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt, es war für ihn hinreichender Grund zur Scheidung vorhanden, sie konnte ihm ihre Einwilligung dazu nicht vorenthalten. In ohnmächtiger Wuth unterschrieb sie Alles und acht Tage später reiste sie nach Paris.

Was war inzwischen aus der armen Rosalia geworden? Sie befand sich noch in der Anstalt des Professors Mangold. Nur drei Menschen wußten darum — der Professor, der Bruder Rosaliens und der alte Diener Bärwinkel. Als nach der erschütternden Entdeckung von Rosaliens Geistesumnachtung die Männer sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, waren sie zu einer Berathung zusammengetreten.

„Herr Professor,“ hatte der junge Arzt gesagt, „ich sehe es als eine Fügung der götlichen Vorsehung an, daß mich seit mehreren Jahren ein unwiderstehlicher Hang antrieb, mich vorzugsweise mit der Behandlung Geisteskranker zu beschäftigen. Wenn irgend eine Möglichkeit vorhanden sein sollte, Rosaliens Geistesstörung zu beseitigen, so getraue ich mir, dieses zu vollbringen. Ich glaube voll Zuversicht daran, wie an die Schuldlosigkeit meiner armen Schwester!“

„Wohl! Aber vergessen Sie nicht, junger Mann,“ hatte der Professor geantwortet, „daß der Gerichtshof Ihre Schwester verurtheilt hat. Wenn sie heute genesen sollte, würde sich ihr morgen der Kerker öffnen!“

„O, mein Gott!“

„Sie wissen, auch ich halte Ihre Schwester für schuldlos. Und sie verdient jetzt doppelte Theilnahme. Wohlan, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Das Mädchen bleibe hier in meiner Anstalt. Nur Sie, ich und Bärwinkel wissen um des Mädchens Existenz — diese bleibe ein Geheimniß. Werden Sie mein Assistenzarzt und versuchen Sie, im Verein mit mir Ihre Schwester zu heilen. Gehen Sie darauf ein?“

„Edler Mann, von ganzem Herzen!“

Und so hatte die Berathung geschlossen. Die Unglückliche war noch in derselben Nacht in eine geheime Kammer gebracht worden. Sie lebte dort seitdem, ohne daß außer den Dreien irgend ein Bewohner des großen Gebäudes um ihre Anwesenheit im Hause wußte. Sie gedieh körperlich, doch

wollte die Umnachtung nicht von ihrem Geiste weichen. So vergingen zwei Jahre.

VII.

Die Gräfin war wieder von Paris zurückgekehrt und hatte sich mittlerweile glanzvoll in ihrem Palais eingerichtet. Kein Tag verging, an dem sie nicht in der Residenz von sich reden machte. Ein solch sicheres Auftreten der Weltdame verscheuchte, wie sie richtig vorausberechnet hatte, die hin und wieder immer noch auftauchenden Skrupel nach und nach vollständig.

Da erschien der Tag, an dem sich vor zwei Jahren die entsetzliche Katastrophe ereignet hatte. Eine seltsame Unruhe erfüllte die Gräfin. Der Abend kam. Sie hätte diesen Abend um keinen Preis der Welt allein bleiben können. Es war denn auch eine zahlreiche Gesellschaft geladen worden. Zu den Geladenen gehörte ein Mann, der sich, obwohl der Gräfin persönlich unbekannt, diese Einladung, auf wir wissen nicht welchem Wege, zu verschaffen gewußt hatte. Dieser Mann war der Professor Mangold. Bevor er in seine Kutsche gestiegen war, hatte er seinen jungen Assistenzarzt aufgesucht und sich wohl eine Viertelstunde mit ihm eingeschlossen. Und als dann beide Männer das Zimmer verlassen hatten und zu der Kutsche hinabgeschritten waren, würde ein tiefer Physiognomiker eine seltsame Erregung in ihren Angesichtern gewahrt haben. Er erschien ziemlich spät und ließ sich durch einen Regierungsrath der Gräfin vorstellen. Nach ihm fanden sich noch der Doktor, der Oberst und der Gesandtschaftssekretär ein, die Zeugen jenes furchtbaren Auftrittes. Als sie sich vorstellten, zuckte die Gräfin kaum bemerkbar zusammen; aber sie lächelte, während sie dieselben willkommen hieß.

In der nächsten Minute winkte sie ihren Haushofmeister zu sich heran. „Wer hat diese drei Herrn geladen?“ flüsterte sie ihm zu.

„Ich!“ war die ebenfalls geflüsterte Antwort. „Es geschah ja auf den Befehl der Frau Gräfin.“

„Wie? Ich hätte? Das ist unmöglich!“

„Die Namen der Herrn standen auf der Liste, welche ich erhielt.“

„Wo ist die Liste?“

„Ich suchte sie vorhin,“ entschuldigte sich der Haushofmeister erröthend, „ich muß sie verlegt haben!“

Die Gräfin schleuderte ihrem Untergebenen einen vernichtenden Blick zu und kehrte lächelnd zu der Gesellschaft zurück.

Zehn Uhr war vorüber. Eine alte Dame, die Wittwe eines Ministers, schlug ein kleines Spiel vor, ein Ecarté oder dergleichen.

Das Wort „Spiel“ ging wie ein Dolchstich durch die Brust der Gräfin. „Im andern Salon sind einige Tische arrangirt!“ sagte sie, immer lächelnd.

Es war dasselbe Gemach, in welchem vor zwei Jahren am gleichen Abend die Whistpartie stattgefunden hatte. Als die Gräfin über die Schwelle schritt, schwankte sie kaum merklich. Verschiedene der Gäste nahmen an den Tischen Platz. Einer dieser Tische war noch leer. Der Professor Mangold trat an denselben heran. Der Oberst und der Gesandtschaftssekretär näherten sich ihm in gleichgiltigem Gespräch.

„Machen auch wir eine Partie!“ sagte der Oberst, das Gespräch abbrechend, und setzte sich an den Tisch; „wollen Sie mit uns ein Whist machen, Herr Professor?“

„Mit Vergnügen,“ antwortete dieser; „aber wo ist unser Vierter?“ Der Professor blickte umher. Wenige Schritte von ihm stand der Doktor, er hatte soeben mit der Gräfin geplaudert. Und nun winkte ihn der Professor zu sich heran. „Kommen Sie,“ sagte er, „ich weiß, Sie sind stark im Whist, seien Sie mein vis-à-vis.“

Die Herren nahmen ihre Plätze ein.

Die Gräfin überblickte den Salon und fuhr unwillkürlich zusammen. Seltsamer Zufall! Da saßen der Oberst, der Attaché, der Doktor, wie vor zwei Jahren, es fehlte nur der Graf, dessen Stelle jetzt der Professor einnahm. Die Herren hatten dieselben Plätze, und neben dem Professor stand auch ein leerer Sessel, wie einst neben ihrem Gatten. Welche Mahnung! Sie zitterte leise. Der Oberst, welcher die Karten mischte, bat sie, einen Augenblick Platz zu nehmen. Die Gräfin setzte sich, entschlossen, sich bei der nächsten passenden Gelegenheit zu entfernen. Das Spiel begann. Es war ein peinlicher Moment für die Gräfin. Ihr Blick schweifte unwillkürlich mehrere Male unruhig zu dem Sessel des Obersten hinüber. Hinter diesem war einst Rosalia gestanden, bevor sie in das Nebenzimmer ging, die Limonade zu bereiten. Es überfiel die Gräfin eine seltsame Angst, die mehr und mehr sich steigerte. Den Rest ihrer Energie aufwendend, erhob sie sich vom Sessel. Der Oberst blickte von seinen Karten weg auf die Gräfin.

„Was ist Ihnen, meine Gnädige?“ sagte er, „Sie sind bleich!“

„Nichts!“ erwiederte sie, mit der größten Anstrengung ein Lächeln erzwingend, „ich will nach den jungen Leuten im Salon sehen!“

„Nein, nein, Frau Gräfin,“ rief der Oberst, indem er sich erhob und die Karten hinlegte, „Ihnen ist nicht wohl, ich sehe es deutlich!“

„Eine leichte Unpäßlichkeit,“ stammelte die Dame.

Der alte Professor richtete seine großen braunen Augen starr auf die Gräfin. „Wir hatten heute einen heißen Tag,“ sagte er, „der Gnädigen wird schwül sein, Nichts weiter! Eine Limonade würde Sie erfrischen!“

Die Gräfin ward auf das Wort „Limonade“ leichenblaß. Ihre Lippen zuckten.

Da plötzlich ertönte ein dumpfes Geräusch, wie wenn ein schwerer Gegenstand zu Boden falle. Dem Geräusch folgte ein Aufschrei. Beides kam aus einem Nebenzimmer, dessen Thüre geschlossen war, — kam aus jenem kleinen Salon, in welchem sich einst das Entsetzliche zugetragen hatte.

Der Gesandtschaftssekretär und der Doktor sprangen erschreckt auf und ließen die Karten fallen. „Was geht da vor?“ riefen sie zugleich.

Das Antlitz der Gräfin ward aschfarben. Sie starrte mit Entsetzen auf die Thüre, sie hatte alle Besonnenheit verloren. Sie wollte fliehen, die Füße versagten ihr den Dienst. Der Oberst stand plötzlich an ihrer Seite, seine Hand erfaßte ihren Arm mit eisernem Griff. Der Professor war aufgesprungen, zu jener Thüre geeilt und öffnete sie nun. Der alte Soldat aber zog die zitternde Gräfin lautlos zur Schwelle. Es war die Sache eines Augenblicks. Die Gräfin schwankte willenlos vorwärts über diese Schwelle. Sie stierte voraus. Da stand an der Kredenz — Rosalia, die Erzieherin, bleich, einem Gespenste ähnlich. Sie trug die Kleider, welche sie vor zwei Jahren an jenem verhängnißvollen Abend getragen. In der Hand hielt sie ein gefülltes Glas, als sei sie im Begriff, eine Limonade zu bereiten. Ihr dunkles Auge richtete sich schreckhaft auf die eintretende Gräfin. Diese starrte die gespensterhafte Erscheinung eine Sekunde lang voll Entsetzen an, dann entrang sich ihren Lippen ein furchtbarer Schrei, sie taumelte zurück, sie stürzte unter Konvulsionen zu Boden — ein Nervenschlag hatte sie getroffen.

Die arme Wahnsinnige ließ das Glas fallen; es zerschmetterte klirrend zu ihren Füßen. Sie griff mit beiden Händen nach den Schläfen, ein Zittern ging durch ihren ganzen Körper. Die Situation, der Anblick der Gräfin, die Umgebung — das Alles hatte augenscheinlich heftig auf sie eingewirkt. Ihre Augen begann ein eigenthümlicher Glanz zu beleben. Sie schaute staunend umher. Sie fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob sie sich besinne. Plötzlich fiel ihr Blick auf die zuckende Gräfin vor ihr auf dem Boden. In den Zügen des Mädchens malte sich Entsetzen. Sie schreckte zurück, sie wollte entfliehen. Sie eilte zur gegenüber liegenden Thüre. Diese, nur angelehnt, öffnete sich. Der junge Assistenzarzt des Professors sprang seiner Schwester entgegen. Rosalia wich zurück und starrte den jungen Mann an. Dann tönte ein leiser Schrei von ihren Lippen, Thränen entstürzten ihren Augen, sie warf sich dem Eintretenden an die Brust und rief angstvoll, hinter sich deutend: „Rette mich, Bruder, rette mich vor jener Frau dort! Ich bin schuldlos!“

„Allmächtiger Gott, hab' Dank!“ riefen der Professor und sein junger Assistent in diesem Augenblicke zugleich. „Sie hat ihren Verstand wieder erlangt!“

Und der Bruder zog seine Schwester jubelnd von dem Ort des Schreckens mit sich fort.

Die Gäste drängten sich heran. Man trug die Gräfin in den anstoßenden Salon. Der Doktor und der Professor leisteten ihr Beistand. Sie erhielt ihre Besinnung wieder, aber sie war sterbend.

„Den Geistlichen!“ stammelte sie.

Nach einer Viertelstunde erschien ein Priester.

Die Gesellschaft zog sich zurück. Die Gräfin beichtete. Sie gestand ihre Schuld. Sie begehrte Rosalien gerecht zu werden, bevor sie sterbe.

Nachdem der Geistliche sich entfernt, wurden ihre Aussagen von einem Beamten zu Protokoll genommen.

Eine Stunde darauf verschied sie.

Zwei Tage später verkündete das Amtsblatt der Residenz die Schuldlosigkeit Rosaliens. — —

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

„Ach, Madame oder Fräulein —“

Er stutzte auf Einmal bei den letzten Worten. Er mußte sie fragend ansehen: er sah dabei ihr feines Gesicht, das wieder frisch war.

Er erhielt keine Antwort. Er fuhr fort:

„Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, sehr vielen. Ohne Sie wäre ich nicht mitgekommen, und das wäre mir recht unangenehm gewesen.“

„Sie sind wohl nicht oft auf der Eisenbahn gefahren?“ fragte ihn die Dame.

„Es ist das erste Mal.“

„Da werden Sie gefunden haben, daß man auf den Eisenbahnen nicht viele Rücksicht nimmt.“

„Das weiß Gott!“ platzte der dicke Herr heraus. „Man ist hier nur Eisenbahngut. Da sind doch die Posten anders. Dort macht man Unterschiede. Aber hier wird Alles zusammengeworfen und ist Alles Eins, die Menschen, das Gepäck, die Ochsen und die Kälber, die man da hinten brüllen hört, und die Schweine und —“

„Oh, oh, mein Herr!“ unterbrach ihn die Dame, und ihr Ton wurde ganz der einer verweisenden Schulmeisterin.

Er nahm es folgsam auf. „Ach, nehmen Sie es mir nicht übel. Aber ich habe mich schon lange ärgern müssen, wenn die Eisenbahnen immer auf Kosten der Post bis in den Himmel gehoben wurden. Meinetwegen könnten sie zum Teufel fahren.“

„Oho, mein Herr, mit uns?“ sagte die Dame.

„Nun, nun, das gerade nicht. Aber zum Teufelholen ist es doch.“

„Mein Herr,“ sagte die Dame, fast in dem strengen Schulmeisterton, „das Fluchen steht Ihnen schlecht.“

Das war dem dicken Herrn wohl zu arg. In Zorn war er schon. Die Eile, das Hineinwerfen in den Wagen, das Nachwerfen seiner Sachen hatte ihn hinein versetzt; noch mehr hatte er sich hinein gesprochen. Nun wurde er wieder wie ein Schulknabe behandelt, zum zweiten Male!

Er warf einen sehr ingrimmigen Blick auf die Dame und rückte von ihr weg, so weit er konnte, in die andere Ecke des Coupés. So hatte er sich vorhin im Wartesaal in die Ecke des Sophas gedrückt. Er erwiederte der Dame kein Wort.

Auch die Dame sagte lange Nichts. Dann schien sie zu fühlen, daß sie doch zu weit gegangen sei. Sie wollte es wieder gut machen. Ein böses Herz hatte sie nicht; das hatte sie gezeigt, als sie ihm half, daß er nicht zu spät kam.

„Sie gehören wohl zur Post?“ fragte sie ihn.

Die Frage, wie natürlich sie für die Dame war, kam dem dicken Herrn so plötzlich.

„Ich?“ fuhr er auf.

Und er rief das so betroffen, fast erschrocken, und er hatte sich doch gewiß vorgenommen, mit der frechen, antwidernden Schulmeisterin kein Wort mehr zu sprechen.

Er sprach aber auch nur das eine Wort und drückte sich sofort wieder in seine Ecke.

Aber auch die Dame war betroffen geworden. Warum erschrack er über die einfache, natürliche Frage? Warum antwortete er nicht? Ihr fiel der Gensd'arme wieder ein, und wie ihr Gefährte sein Gesicht vor ihm verborgen hatte, und der Gensd'arme darauf mit einem so listigen Gesichte zurückgekehrt war. Sie sah nachdenklich vor sich hin.

Sie saßen so still für sich bis zur nächsten Station.

Er mochte wohl denken: „Die Person ist doch gar zu frech.“

Sie schien sich zu sagen: „Im Grunde ist er doch ein Bär mit seinen schlechten Angewohnheiten. Und dazu noch das Erschrecken vor dem Gensd'armen!“

Sie hatten die nächste Station erreicht.

Der Zug hielt auch hier nur ein paar Minuten.

Die Räder standen kaum, als auch schon die Thür des Coupés geöffnet wurde und zwei neue Reisende einstiegen.

Es waren ein paar junge Herren, von denen der eine ein glattes und sehr wichtiges Gesicht, der andere aber einen großen Schnurrbart und ein paar sehr kluge Augen hatte.

Das glatte Gesicht würdigte die beiden Reisenden, die schon in dem Wagen saßen, kaum eines halben, vornehmen Blickes.

Die klugen Augen des Schnurrbarts aber flogen zuerst mit Blitzesschnelle über die stattliche Gestalt des wohlbeleibten Herrn dahin, glitten dann mit einem plötzlich auftauchenden Gedanken über das feine Gesicht der Dame weg und kehrten mit einem gewissen Behagen zu dem dicken Herrn zurück.

Der dicke Herr gewahrte es nicht. Er hatte die beiden Fremden, wie es wenigstens schien, kaum beachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein großer Hecht.) Im August 1865 wurde zu Saint Paul en Cornillon ein seltener Fischfang gemacht. Man fing in der Loire einen riesigen alten Hecht, in dessen Körper man ein Messer mit zwei Klingen, einen Schlüssel und die Stahlgarnitur einer Börse fand. Nach der Ansicht erfahrener Fischer war dieser Hecht mindestens ein Jahrhundert alt, seine Länge betrug gegen 5 Fuß. Ueber den Ursprung der in ihm gefundenen Gegenstände verliert man sich in Konjekturen; die Meisten nehmen an, er habe einen Menschen, der seinen Tod im Wasser fand, verzehrt. Derjenige, der die Wildheit und sprichwörtliche Gefräßigkeit der Hechte kennt, wird darin nichts Unmögliches finden. — Man hat das Thier präparirt und dem Museum zu Saint Etienne zugesandt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Samstag, 21. März 1868.

Gefangen*).

Von den in Jena fünfzehn Jahre nach ihrer Studienzeit wieder zusammengekommenen Freunden erzählt Fax:

„Ihr wißt, Hochzuverehrende, daß ich in dieser Stadt der Musen das schöne Amt eines Paukdoktors bekleidet habe; Ihr wißt es, und wie ich hoffen darf, seid Ihr mir auch dankbar, denn wohl Jeden von Euch habe ich mit feinster Näharbeit zusammengeflickt, und keineswegs habt Ihr, wie es sonst im Leben und in der Praxis üblich, Euren Dank mit edlen Erzen abgestattet. Ihr seid mir also Eure Erkenntlichkeit noch schuldig, — eine sehr herzerhebende Gewißheit für mich, denn es ist allbekannt, daß schuldiger Dank auf ein Haar dem Undank gleicht, zumal dann, wenn die erwiesene Wohlthat in Stichen bestand. Nun, Ihr vermuthlich Undankbaren, Ihr werdet Euch kaum noch erinnern, daß ich damals auch Prosektor in der Anatomie und bald darauf Assistenzarzt des Professors K. war; aber ich muß Euch gestehen, daß ich zum Theil gerade Euch diese Würde und meinen Fortschritt auf dieser Bahn verdanke, denn obgleich Ihr eigentlich niemals etwas Ordentliches wegkriegtet — keiner von Euch hat ein Auge zu wenig, einen steifen Arm oder einen interessanten Stich —, so übtet Ihr mich doch in der unbefangenen Betrachtung anatomischer und pathologischer Erscheinungen und in einem gewissen heilkünstlerischen Mangel an Erbarmen. Ihr waret, mit Erlaubniß, für mich, was für den Akademiker die Kaninchen sind, Experimentirgegenstände, und ich muß schon bekennen, daß ich manchen von Euch, als ich seine Wange nähte, recht sündhaft gerupft haben mag. Ich nehme es Euch deßhalb auch vom ärztlichen Standpunkte aus nicht so übel, daß Ihr mir, wie ich voraussehe, mit Undank lohnt. Also ich bekam, wie mancher Eroberer und mancher Henker, von meiner Blutarbeit her nach und nach Geschmack an andern solchen Kunststücken und wurde sehr eifrig in der Anatomie; wie sich aber Eins an's Andere knüpft, so machte mir mein Wissen in dem einen Fach auch Lust für andere verwandte Fächer. Bald hatte Euer Fax alle Faxen vergessen und lebte ganz und gar nur seiner Medizin. Und das war gut! denn ich bin nun ein berühmter Mann, zu dem die Kranken aus ganz Europa wallfahrten wie zu einem Orakel; in mancher Stunde spreche ich Menschen aus Madrid und Odessa, aus Edinburg und Petersburg, und lasse mir für meine Aussprüche opfern wie der delphische Gott. Ja, was mehr sagen will, in meiner Wenigkeit gilt der Prophet auch im Vaterlande; ich bin in meinem gegenwärtigen neununddreißigsten Jahre Geheimer Medizinalrath und Professor der Medizin an der Universität und beziehe einen anständigen Gehalt. Damit Ihr mir aber nicht blosen Mammonsdienst vorwerft, so sei Euch gesagt, daß mir über meinen Erwerb und meine Ehre die Freude geht, einem Unglücklichen zur Gesundheit zu helfen, und daß ich den Armen fast lieber als den Reichen zu helfen bestrebt bin, — nämlich sowohl deßhalb, weil jene leichter zu behandeln sind, weniger Ansprüche machen und besser folgen, als auch deßhalb, weil sie nicht bezahlen können und jede Kur eines Armen ein Band für's Leben bleibt.

Mein Steckenpferd ist die Anatomie; sie hat die sichersten Grundlagen, sie hat keine Geheimnisse, sondern klare, sogar der Anschauung faßbare Gesetze; im Uebrigen bin ich der Allopathie aus demselben Grunde zugethan. Ich könnte Euch von manchem bedeutenden Erfolge erzählen, aber damit wäre Euch nicht gedient. Ihr wollt nur die Schicksale wissen, die das Gemüth berühren und so das

*) Aus der Novellen-Sammlung „Nach fünfzehn Jahren“ von Adolf Ewald (Jena, Hermann Costenoble).

Leben bestimmen, und diese waren bei mir nicht besonders romantisch.

Ich besaß für meine Wissenschaft zu viel Interesse, und fand in ihr zu viel Beschäftigung, um daneben noch andere Zwecke zu verfolgen. Ohne rechts und links zu sehen, habe ich mich immer nur der Medizin gewidmet, die Politik hat mich selbst 1848 nur vom Standpunkte der Psychiatrie berührt, die Religion hat mir keine Skrupel gemacht; mein bescheidener Glaube ist doch am Ende so viel werth wie das schönste Dogma. Damit hab' ich's denn sehr glücklich getroffen, denn ich kurire Helden und Christen, Bettler und Fürsten, und nütze beständig mir und meiner Wissenschaft.

In einem Punkte sah es freilich bedenklich aus. Die Medizin war nämlich mein Alles und Einziges, und sie ist eine Wissenschaft, die sich wenig mit anderen Herzenskrankheiten beschäftigt als physischen Erweiterungen und Verknöcherungen. Auch waren die Bekanntschaften, zu denen sie mich führte, nicht eben solche, die mich von einer andern als der ärztlichen Seite her beschäftigen konnten. Die schöne Welt ist, versichere ich Euch, zu einem großen Theile eine kranke Welt, und meistens in Folge verkehrter Erziehung und Gewöhnung. So ein kleines Mädchen in seiner Zartheit und Feinheit, mit seiner körperlichen Empfindlichkeit und geistigen Empfindsamkeit, ist ein reizendes Ding und ganz zum Verhätscheln geschaffen. Von hundert Müttern und Vätern widerstehen keine zehn der Versuchung, das liebe Geschöpf körperlich und geistig gründlich zu verwöhnen; es wird eingewickelt in Tücher und Pelze und gefüttert mit Kuchen und Konfekt; seine lebhafte Phantasie wird gleichfalls mit Zucker genährt, jeder Wunsch wird erfüllt, jeder Laune wird nachgegeben; zuletzt ist der Engel so vollkommen, daß er dieser irdischen Welt nicht mehr angehört; blutarm plagt er sich mit ewigen Unpäßlichkeiten, Nerven und Krämpfen, Zahnweh und Magenleiden; gehen und stehen kann er nicht, aber tanzen desto besser, und bei seiner Kränklichkeit ist er unleidlich und folgt dem Arzt nicht. Da verliebe sich ein Doktor! Wir Aerzte sind überhaupt so glücklich, von unserem Berufe selbst immer genöthigt zu werden, das Leben von der realen Seite zu nehmen. An jedem unserer Freunde und Freundinnen lernen wir am besten Krankheiten und Schwächen kennen, und weil Krankheiten und Schwächen vielfach aus Schuld entspringen, auch die Fehler und Laster. In Geist und Gemüth können wir freilich noch nicht mit Sicherheit hineinblicken, aber die Leiber können uns nichts verschweigen. Ja, hat ein Herr Patient uns einmal in die Beschaffenheit seines Innern blicken lassen müssen, dann hält er's in der Regel nicht der Mühe werth, etwas zu verstecken, sondern macht den Arzt zum Vertrauten. Wie manche Schönheit hat vor unsern Augen einen ekelhaften Flecken, wie manche Liebenswürdigkeit wird uns zur Widerlichkeit! Hätten wir Politik zu treiben, so würden wir es nicht dürfen, denn wie manchen Potentaten müßten wir, um ein Urtheil zu fällen, für krankhaft verstimmt, ja für verrückt erklären! Die Politik, kann ich beinahe sagen, ist für uns manchmal in trüben Stunden eine Physiologie des Blödsinns und Wahnsinns, und die Geschichte die Beobachtung der Verrücktheit durch ihre Stadien und Phasen; die Diplomatie dünkt uns bisweilen wie die Schule dieser Narrheit; die ganze Welt kommt uns krank vor. Wir meinen dabei zu sehen, wie sich die Leidenschaften, je freier sie sich entfalten, um so schöner zu Idiosynkrasieen und fixen Ideen entwickeln, und am meisten Anlage zur Verrücktheit hat, wer am wenigsten Widerspruch erfährt; je höher geboren, desto größer die Gefahr. Zu Demokraten sind wir Aerzte prädestinirt trotz aller Leibärzte! — Sehen wir richtig oder nicht? Jedenfalls erkaufen wir unser Urtheil sehr theuer, denn ein bischen poetische Illusion und sogar gründliche Täuschung ist auf dieser Welt nicht wohl zu entbehren, und daß wir's nicht entbehren können, wissen wir Aerzte leider am besten.

Dieser Schleier der Illusion ist vor Allem für das Familienleben ersprießlich. Fast überall gibt es da dies oder jenes zu beklagen; am glücklichsten leben Die, welche am nachsichtigsten gegen einander sind; in das Innere mancher Ehen thut der Arzt einen Blick, bei dem er das Gruseln lernen kann; selbst Ehen, die für glücklich gelten, zeigen sich oft im stillen Frieden der Häuslichkeit sehr trübselig und wenig anziehend. Das ist gar selten, daß Eins mit dem Andern in voller Uebereinstimmung lebt und Eins das Andere fördert und erhebt!

Ich war demnach auf dem besten Wege, ein Bruder Hagestolz zu werden, und hätte mich mit Freudigkeit in dieses Schicksal ergeben. Im Rathe der Götter war's aber anders beschlossen.

Als lediger und wohlsituirter Mann hatte ich, so zu sagen, ganze Regimenter von Amazonen, jedoch heirathslustigen, zu bestehen, die Mütter waren die Aufmerksamkeit selbst, die Töchter bestrebten sich, mir zu gefallen, und zierten sich um so mehr und thaten um so gebildeter, die glücklichen Väter sekundirten. Es regnete Einladungen in Häuser voll edler Weiblichkeit; die meisten dieser Angriffe, ja fast alle, schlug ich ab, ich wäre sonst vor der Zeit fett geworden, denn man wollte mir gründlich zeigen, was Küche und Keller leisten könnten. Die schönen

Töchter wurden krank, damit ich gerufen werden konnte; für die meisten ihrer Krankheiten hat die Wissenschaft noch keine Lehre und keinen Namen gefunden, in der Regel war's Kopfweh, Mattigkeit. Und wie liebenswürdig konnten diese Patienten sein und wie niedlich standen ihnen die zierlichen Morgenhäubchen, die faltenreichen Negligékleider und die kleinfüßigen Saffianschuhe, die kokett unter dem Rocke hervorguckten! Jedes Weib ist geborene Schauspielerin, man könnte sie alle mit einander von der Wiege gleich auf's Theater schicken, wenn sie sich nur dann auch gäben, wie sie sind, und nicht, so zu sagen, überschauspielerten, das heißt, zehn Rollen auf Einmal darstellten! Zuweilen deutete auch eine ehrbare Matrone darauf hin, es sei doch für manche Krankheiten sehr unangenehm, einen unverheiratheten Arzt einzuziehen; ein solcher stehe der Familie etwas fern. Ich verstand vollkommen, — daß sie eine Tochter hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

Die Dame aber hatte die Blicke der klugen Augen verfolgt und es war ihr, als wenn ein Gefühl der Unheimlichkeit sie beschleichen wollte.

Die klugen Augen bemerkten es sofort.

Das sah die Dame wieder.

Die Beiden ließen sich nicht aus den Augen — mit den gleichgültigsten Mienen von der Welt. Sie hatten einen Krieg begonnen; sie machten Feldzugspläne; sie sannen wohl, wer den ersten Angriff machen sollte; sie suchten sich ihre Pläne gegenseitig zu verbergen.

Der Krieg ging um den dicken Herrn, und er merkte Nichts davon.

Das geht auch manches Mal so in andern Kriegen.

Der junge Mann mit dem großen Schnurrbart und den klugen Augen begann ein Gespräch mit dem andern jungen Manne, der mit ihm eingestiegen und sein Nachbar geblieben war.

„Ich bin sehr erfreut, lieber College, daß wir uns hier getroffen haben."

„Es war mir gleichfalls eine große Freude, lieber College."

„Und so unvermuthet, so zufällig!"

„Ich bin dem Zufall dankbar."

„Sie wollen auch zur Residenz?"

„In Geschäften! Im unmittelbaren Auftrage meines Herrn Präsidenten."

Der glatte Herr sagte das sehr wichtig.

„Ah!" verbeugte sich der Schnurrbart.

„Auch Sie haben vermuthlich Amtsgeschäfte in der Residenz?" fragte darauf der Andere mit einer Protektormiene.

„So eigentlich nicht."

„Ei, mein Lieber, man kennt das. Die Polizei will nie Geschäfte haben, thut immer geheimnißvoll."

„Die Polizei muß stets vorsichtig sein."

Der Schnurrbart und die klugen Augen gehören also zur Polizei. Natürlich!

„Aber Ihnen gegenüber, lieber College," fuhr der junge Polizeibeamte lächelnd fort, „brauche ich wenigstens keine Geheimnisse zu haben, und —" er sah sich leicht nach den beiden andern Reisenden um, —„und, wie ich sehe, hier überhaupt nicht. So hören Sie denn. Ich reise allerdings in Amtsgeschäften, und zwar in Angelegenheiten der Post."

„Der Post? Wie kommt denn das?" fragte laut der glatte und wichtige College des Listigen, der sich selbst als Polizeibeamter bekannt hatte.

„Der Post?" wollte der wohlbeleibte Reisende ausrufen. Ueber seine Lippen kam zwar der Ruf nicht. Aber der dicke Herr war heftig in die Höhe gefahren, und er saß da, als wenn ihm ein schwerer Schreck in die Glieder gefahren sei.

Das sah die Dame.

„Der Post?" wollte sie rufen. Der Schreck erstickte ihre Stimme.

Der Polizeibeamte lachte sehr still und vergnügt in seinen Schnurrbart hinein. Er hatte den Angriff begonnen und auch schon seinen Sieg erfochten, bevor seine Gegnerin nur ahnen konnte, daß sie angegriffen war.

Er antwortete seinem Collegen, der aber nicht sein College von der Polizei sein mochte; sie waren wohl beide Assessoren, der eine bei der Polizei, der andere anderswo.

„Wie das kommt, Herr College? In den letzten drei bis vier Tagen sind bei der Post zwei verzweifelt raffinirte Betrügereien verübt worden. Denken Sie sich, auf sechs oder sieben Postbüreaus — so viele sind bis jetzt ermittelt — erscheint ein Herr in der Uniform eines Postinspektors, gibt sich für einen Beamten des Generalpostamtes aus, legt eine Vollmacht des Generalpostamtes vor, an der Niemand Spuren einer Fälschung zu entdecken vermag, fordert auf Grund derselben bedeutende Gelder aus der Postkasse, erhält sie und verschwindet damit. Der Mensch hat auf diese Weise eine große Summe erschwindelt."

„Das ist ja ein infamer Spitzbube!" versicherte der wichtige Herr.

„Das ist er, Herr College."
„Und man hat ihn nicht erwischt?"
„Noch nicht, aber —"
„Man ist auf seiner Spur?"
„Ich hoffe es."

Der Polizeiassessor, indem er diese Worte sprach, warf einen langen, durchdringenden Blick auf den dicken Herrn und von diesem auf dessen Reisegefährtin.

Der wohlbeleibte Reisende saß mit kreideweißem Gesichte da; seine Augen suchten am Boden umher. Der Schweiß tröpfelte schon von dem runden Gesicht in den Kragen seines Pelzes.

Aber auch die Dame neben ihm war heftig erschrocken, und es war erklärlich genug. Daß ihr Reisegefährte ein Postbeamter sei oder zu der Post in irgend einer Beziehung stehen müsse, hatte sie schon früher geahnt. Konnte sie jetzt noch daran zweifeln? Und welche entsetzliche Gewißheit war dies! Und von diesem Menschen hatte sie sich täuschen lassen! Sie hatte sich mit ihm eingelassen, so sonderbar, weil sie ihn für so ehrlich und brav gehalten hatte. Und sie ward nun von den beiden Beamten mit ihm zusammen getroffen, in einer Weise, daß der Eine, der von der Polizei, sie für seine Mitschuldige halten durfte; sein forschender Blick zeigte es ihr deutlich. Sie zitterte am ganzen Köper.

Der Polizeibeamte sah das Alles. Aber im Momente nachher hatte er Nichts gesehen.

„Ich hoffe es," hatte er zu seinem Kollegen gesagt. „Wir haben sein Signalement," setzte er hinzu, „und ich denke, wir haben auch den Weg gefunden, den er nach Verübung der Betrügereien genommen hat."

„Und wie sieht er aus?" fragte der Andere.

„Er ist nach der Beschreibung ein stattlicher Mann; wohlbeleibt, nicht zu sehr; blond, ein frisches Gesicht."

„Mein Gott!" riefen dieses Mal laut zu gleicher Zeit zwei Stimmen im Wagen.

Die Dame neben dem wohlbeleibten Herrn rief es, den die Worte des Polizeibeamten porträtirt hatten.

Lauter rief es der College des Polizeibeamten, der den kreideweißen und schweißtriefenden dicken Herrn ansah und sich dann mit seiner leisesten Stimme an seinen Collegen wandte.

„Ist er das nicht?"
„Still!"
„Aber es ist kein Zweifel!"
„Still! Sie verderben!"
„Aber er kann Ihnen ja hier nicht entgehen; er kann nicht aus dem Wagen springen."
„Der mit seinem Embonpoint nicht!"

Der Polizeibeamte mußte doch laut lachen, als er das leise sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mittel gegen Mäuse in Scheunen.) Ein höchst einfaches Verfahren, welches ich bereits seit Jahren mit dem besten Erfolge angewendet habe, darf ich im Hinblick auf den enormen Schaden, welchen diese niedlichen Thierchen der Landwirthschaft bereiten, nicht unterlassen, inwieweit es noch unbekannt, in diesem Blatte zu veröffentlichen. Sehen wir in diesem Jahre wieder die großen Verheerungen der Mäuse auf den Feldern an, so wird uns eine Beobachtung nicht entgehen können, und zwar, daß die Mäuse nur in kräftigem oder doch wenigstens lehmhaltigem Boden am meisten zu finden sind, wogegen sie den Sand fliehen, ja selbst die üppigste Roggensaat auf ächtem Lupinenboden verschmähen. Dies nun vorangeschickt, komme ich zu dem Mittel selbst: Beim Einfahren des Getreides in Miethen *) oder in Scheunen halte ich mir trockenen, möglichst feinen, weißen Sand in Bereitschaft und lasse, nachdem eine Fuhre eingefahren und fertig gefaßt ist, eine Schwinge voll Sand, ungefähr 2—3 Metzen, darauf ausstreuen. Diese Arbeit wiederhole ich bei jeder Fuhre, bis die Miethe resp. das Getreide in der Scheune eine Höhe von 3—4 Fuß erreicht hat. So einfach dieses Mittel auch ist, so kann ich doch die Versicherung aussprechen, daß ich, so lange ich dasselbe angewendet, beim Einfahren der Miethen nie eine Maus in denselben gefunden, noch irgendwie eine Spur dieser Thiere bemerken konnte, ebenso auch beim Ausdreschen in den Scheunen. Wollen die Mäuse durchdringen, so verursachen sie durch ihr Laufen oder Kriechen eine Bewegung des sie zunächst umgebenden Getreides, und es fällt ihnen in Folge dieser Bewegung etwas von dem trockenen Sand auf den Pelz; dies können sie durchaus nicht ertragen und treten sofort den Rückweg an.

*) Miethe bedeutet, was man bei uns Getreidehaufen nennt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Dienstag, 24. März 1868.

Gefangen.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Kriege sind, wie beim wirklichen, die Kriegslist und der diplomatische Betrug erlaubt. Alles vereinigt sich und jedes Mittel gilt, eine Tochter zur Frau zu machen. Allein ich fand auch Bundesgenossen, denn außer jeder Einzelnen standen mir die Uebrigen wieder gegen diese bei, indem sie die weithin treffende Kraft ihrer vernichtenden Artillerie bethätigten. So blieb ich beschirmt und fühlte keine Rührung im Herzen.

Eines Tages ging ich auf einen Maskenball. Das war noch eine Gelegenheit für mich, meinem Vergnügen nachzugehen, denn bei gewöhnlichen Bällen konnte ich den Verfolgungen der liebenswürdigen Schönen nicht entrinnen. Ich hatte mich möglichst unkenntlich gemacht und erlaubte mir, etlichen Damen, die sich im Gegentheil möglichst bemüht hatten, sich kenntlich zu machen, ihre Liebenswürdigkeit gegen mich mit Spöttereien zu vergelten. Sie hatten keine Idee davon, wer hinter der Maske stecken möge, denn als Arzt war ich, woran Ihr bei Todesstrafe nicht zweifeln dürft, natürlich die Liebenswürdigkeit selbst; sie glaubten, es müsse irgend ein gänzlich Unbekannter sein, der sich solche Freiheiten herausnahm, und flohen vor mir in die fernsten Ecken. Ich amüsirte mich höchlich darüber und äußerte dies, wie ich glaubte, unbeobachtet, gegen einen Bekannten. Gleich darauf aber redete mich eine schlanke Rococofigur, die wie zufällig am Arme einer Andern an mir vorbeiging, mit einem Vers an, der ungefähr lautete:

„Am Tageslicht erscheinst Du spröde,
Die Maske zeigt Dich nicht so blöde,
Sie demaskirt Dich nur als schnöde.“

Etwas verblüfft faßte ich mich schnell und die gute Laune gab mir sogar eine poetische Antwort ein, oder wenigstens eine gereimte; denn die Poesie kann ich nicht als meine Gabe rühmen. Ich sagte:

„Uebel, schöne Maske, that ich,
Und Verzeihung hoff' ich blos:
Deine Güte, das errath' ich,
Ist ja sicher nur zu groß.“

Sogleich war auch ihre Antwort fertig, sie entgegnete:

„In der Hoffnung, sonst im Leben
Ueberall Dir auszuweichen,
Kann ich heute Dir vergeben
Und die Hand zum Frieden reichen.“

Mir ging dabei etwas der Dampf aus und meine poetische Begabung hatte ich mit der ersten Antwort schon stark erschöpft. Es war mir daher sehr lieb, nach dieser Friedenserklärung wieder zur Prosa übergehen zu können. Inzwischen hatte ich mir auch diese jugendliche Dame aus vorigem Jahrhundert etwas näher betrachtet. Es war eine zierliche Gestalt, schlank und doch rundlich, mittelgroß, ein reizendes Köpfchen, von dem ich freilich der Larve und des Puders wegen nichts als wenige Contouren wahrnehmen konnte. Ich hatte keine Ahnung, wo mir dieses Dämchen begegnet sei; auch die Stimme, die sie übrigens verstellte, schien mir nicht bekannt. Neugierig, wer diese Sappho sein möge, reichte ich ihr meinen Arm und führte sie im Saale umher. Recht kokett hing sie sich ein, steigerte meine Neugier und plagte mich mit tausend Neckereien. Offenbar war sie fein erzogen, allerliebst war ihr Humor. Wer mochte es nur sein? Ich bekam's nicht heraus. Um wenigstens einen Theil ihres Gesichtes sehen zu können, reichte ich ihr, an's Büffet tretend, ein Glas Champagner; sie trank es aus auf meine „Zukünftige“, hielt sich aber den Kinnbart fest zu, so daß ich nicht mehr sehen konnte als vorher. Ich führte sie weiter und frug: „Sehe ich Dich wieder, schöne Maske?“

„Willst Du's denn, Herr Weiberfeind?"

„Nun, ich meine, blos dann und wann!"

„Sehr schmeichelhaft. Aber ich wünsche Dich durchaus nicht zu sehen. Denn ich bin nicht gern krank."

„Als ob ein Arzt nur Kranke sehen könnte!"

„Du hältst doch jedes weibliche Wesen für eine Kranke."

„Desto lieber ist's mir, einmal ausnahmsweise eine Gesunde zu sehen."

„Aber ich fürchte mich, einen Doktor zu sehen, der mich wie eine Kranke behandelt und ein meschanter Mensch ist. Adieu bis auf's Todtenbett!"

Und plötzlich löste sie sich aus meinem Arme, mischte sich unter eine dichte Masse und verschwand, und ich bekam sie nicht mehr zu Gesichte, obwohl ich nach ihr suchte.

So ein Erscheinen und Verschwinden hat etwas Ueberirdisches, Feenhaftes, und die unbekannte Sappho wurde meine stille Fee; sie kam mir nicht mehr aus dem Sinne. Wo ich nur hingerufen wurde, spähte ich nach ihr aus, in jeder Gesellschaft suchte ich sie. Nirgends fand ich etwas Aehnliches. Zu meinen gewöhnlichen Kreisen konnte sie nicht gehören, hin und wieder war ich aber in jedes Haus der Stadt gekommen.

Beinahe ein halbes Jahr war vergangen; schon wurde die Erinnerung schwächer, schon glaubte ich, das Opfer einer leeren Mystifikation gewesen zu sein. Woher wußte ich denn, daß meine Dame jung und hübsch war, wie ich meinte? Konnte ich mich nicht darüber getäuscht haben, daß ich sie für fein erzogen und gebildet hielt? Es wollte mir aber doch nicht zu Sinne, daß ich mich so geirrt haben sollte, und Eins war jedenfalls auffallend und sprach dagegen: Niemand hatte erfahren, daß ich's gewesen war, der so vielen Schönheiten fatale Herbheiten gesagt hatte und auf den sie sehr aufgebracht waren. Das bedeutete Etwas. So verschwiegen ist keine Dame, die nicht liebt, die sich nur den Spaß macht, einen Mann zu mystifiziren. Aber wie konnte ich damit zusammenreimen, daß sie mich so wenig suchte, ja umgekehrt vermied?

Da ward ich eines Abends zu einem alten pensionirten Major gerufen. Ich traf den Mann bedenklich krank an einer Lungenentzündung, die selten, am wenigsten aber beim Alter des Majors, gefahrlos ist. Ich verordnete einige Mittel und empfahl vor Allem Ruhe und sorgfältige Pflege. Der Major wies auf ein Mädchen: seine Tochter sei dazu doch wohl kräftig genug. Erst dadurch wurde ich auf das Mädchen aufmerksam, das ich vorher für eine Dienstperson gehalten hatte, denn sie war mehr als einfach angethan. Sie erröthete, da ich meine Augen auf sie richtete. Ich frug, ob ihre Kräfte ausreichen würden. Sie erwiederte, das verstehe sich von selbst, und sie werde ihren Vater nicht von Fremden pflegen lassen. Die Antwort gefiel; ein ächtes Soldatenkind, dachte ich im Stillen, auch schien mir die Stimme nicht unbekannt, aber ich war zu sehr mit dem Kranken beschäftigt, um darauf zu achten, und das Mädchen stand zu sehr in der Tiefe des spärlich beleuchteten Zimmers, als daß ich seine Gestalt und Züge genau hätte ins Auge fassen können. Ich schärfte meine Vorschriften noch einmal nachdrücklich ein und empfahl mich. Als ich im Wagen saß, fiel mir die Stimme wieder ein und einen Augenblick dachte ich an meine Maske; aber ich mußte gleich wieder bei einem Patienten vorfahren und hatte keine Zeit, den Gedanken weiter zu verfolgen.

Am andern Tage wiederholte ich meinen Besuch beim Major. Es hatte sich mit ihm ein wenig gebessert, und nach einem kurzen Verweilen stand ich im Begriffe, mich zu entfernen, da ich noch viele Patienten zu besuchen hatte, als die Tochter des Majors noch eine Frage an mich richtete. Sie war heute etwas sorgfältiger als gestern, aber immer noch bescheiden gekleidet. Wieder und bestimmter mußte ich der Maske gedenken. Aber wie sollte dieses Mädchen, das ich mich außerdem gar nicht gesehen zu haben erinnerte, auf den Einfall gerathen sein, mit mir Maskenscherz zu treiben? Halb verwundert, halb neugierig sah ich ihr bei meiner Antwort fest ins Auge; sie erröthete und sah zu Boden. Die ganze Erscheinung hatte etwas Frappantes, das meine Neugierde immer lebendiger anregte. Es war ganz die Figur meiner Maske, so frisch mußte deren Trägerin sein. Eine offene Stirne, ein helles braunes Auge, volle braune Flechten, ein rother Mund voll kleiner weißer Zähne, eine leichte und graziöse Haltung, eine blühende Gesichtsfarbe, ein lustiges ungefüges Stumpfnäschen!

Diesmal wurde ich meinen Gedanken nicht so schnell los, er ging mir beständig im Kopfe herum; und es war ja auch wieder ein neues Räthsel, eine neue Spannung. Unwillkürlich machte ich dem Major ein paar Besuche mehr, als durchaus nöthig war, obgleich es sich mit ihm besserte und ich keine Zeit zu verlieren hatte. Therese empfing mich anfangs munter und freundlich, dankbar für meine Bemühungen um den Vater, aber immer mit einiger Zurückhaltung, so daß mir eine vertrauliche Annäherung unmöglich war. Immer hatte ich mir vorgenommen, den Maskenball zu erwähnen und immer wurde das Gespräch abgelenkt, immer stand mir Therese zu fern, um eine Andeutung auch nur scherz-

weise zu wagen, welche ihr unangenehm sein konnte. Als ich später wiederkam, fand ich sie oft nicht zu Hause. Endlich erhielt ich eines Tages ein anständiges Honorar zugeschickt; der Major schrieb dabei: er glaube jetzt nicht mehr der ärztlichen Hilfe zu bedürfen und halte es für seine Pflicht, meine kostbare und Vielen gewidmete Zeit nicht weiter in Anspruch zu nehmen. Ich sagte ihm dafür Dank und bat um die Erlaubniß, mich zuweilen nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Major konnte das nicht wohl ablehnen, aber ich merkte wohl, es war nicht ganz nach seinem Wunsche. Ich sollte also wegbleiben. Und das geschah.

Inzwischen hatten Bekannte mich beim Major ein- und ausgehen sehen. Der Eine sagte: von dem treffe das Wort zu: „Schulden wie ein Major," der Andere nannte ihn einen sonderbaren Kauz. Mich hatte der Mann höchst anständig bezahlt, ich erkundigte mich nach seinen Verhältnissen und erfuhr nun Folgendes:

Allerdings hatte der Major vor einigen Jahren ziemliche Schulden gehabt; es war aber weniger ihm selbst zur Last zu legen, als vielmehr seiner Frau, welcher er die Wirthschaft vollständig überließ, und die der Sache doch nicht Herr war und sich durch Rang und Würde für verpflichtet hielt, ein großes Haus zu machen. Für diese Verpflichtung langte freilich der Gehalt nicht, aber die Frau Majorin wollte trotzdem nichts von Einschränkung wissen, verrieth ihrem Gemahl nicht, daß es da und dort fehlte, und fuhr in ihrer Wirthschaft fort bis an ihr seliges Ende. Nun fanden sich ein paar Tausend Thaler Schulden und der Major meinte darunter ersticken zu müssen. Allein Therese nahm sich der Sache an und brachte es durch alle möglichen Einschränkungen dahin, daß die Last jetzt nach drei Jahren fast abgetragen war. Man sagte mir, sie vermeide ungeachtet ihrer Jugend alle größeren Gesellschaften, trüge sich stets höchst einfach und lege sich überhaupt alle möglichen Entbehrungen auf, damit ihr Vater nicht von seiner gewohnten Lebensweise ablassen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

„Sie werden ihn also auf der nächsten Station verhaften?"

„In der Residenz."

„Das ist die nächste Station?"

„Ja."

„Ach, das wird interessant werden. Und ich gratulire Ihnen, lieber College. Sie haben Glück. Die Geschichte wird Ihnen eine Beförderung oder einen Orden einbringen."

Der Polizeibeamte erwiederte Nichts darauf, aber er mochte das Nämliche denken. Er sah sehr vergnügt vor sich hin.

Dem wohlbeleibten Herrn floß unterdeß der Schweiß stromweise in den Pelz hinein.

Die Dame aber an seiner Seite war sehr unruhig geworden. Der Mann saß neben ihr wie ein Bild des Unglücks und des Jammers. Sie fühlte Mitleiden mit ihm. Sie hatte kein Polizei-, sondern doch am Ende ein weiches Frauenherz. Das Mitleiden brachte sie zugleich auf andere Gedanken. Das Aussehen und Benehmen des Mannes war verdächtig, aber doch wollte er ihr nicht wie ein Schwindler und Betrüger vorkommen. Er war so bequem und so langsam gewesen; er hatte sich über ihre schulmeisterlichen Zurechtweisungen so natürlich geäußert und war dann doch wieder so folgsam und gehorsam gegen sie gewesen. Das Alles zeigte keinen abgefeimten Betrüger, und ein sehr gewandter und geriebener Betrüger mußte Der sein, von dem der Polizeibeamte sprach. Freilich traf alles Andere wieder zusammen, um den dringendsten Verdacht gegen ihn zu begründen.

Sie mußte Licht haben. Sie mußte es. Warum, das wußte sie wohl selbst nicht ganz.

Aber wie es bekommen?

Sie war eine gerade entschlossene Frau.

Sie wandte sich zu dem Mann, der ihre Gedanken beschäftigte. Sie sah ihn voll an.

„Mein Herr, Sie schwitzen."

Der dicke Herr fuhr wie aus einem Traum auf.

„Ich, ich?"

„Ja, Sie! Der Schweiß läuft Ihnen ja in den Pelz. Legen Sie den Pelz ab."

Er fühlte in seiner Verwirrung wohl nach dem nassen Pelzkragen, aber er legte den Pelz nicht ab.

„Nun?" sagte die Dame.

„Was befehlen Sie?"

„Ich befehle Nichts; aber ich möchte erfahren, was Ihnen so warm gemacht hat."

„Mir? — Ich wüßte nicht."

„Vielleicht die Erzählung des Herrn da?"

„Um Gotteswillen —"

„Also in der That!"

„Ich beschwöre Sie —. Nein, nein!"

„Mein Herr!" sagte die Dame, und der Ton ihrer Stimme wurde ein strenger, „in diesem Augen-

blick sprechen Sie eine Unwahrheit, und Sie machen sich dadurch in hohem Grade verdächtig."

„Ich, verdächtig?"

„Ja, ja; sehen Sie nur den Polizeibeamten Ihnen gegenüber an."

Der dicke Herr warf einen Blick auf den Polizeibeamten.

Der Beamte hatte bei dem so plötzlichen und unerwarteten Inquiriren zuerst verwundert aufgehorcht; er hatte sich dann wohl ärgern wollen, daß ihm in sein Handwerk gegriffen, vielleicht gar gepfuscht werde. Da sah er die Verwirrung des Inquisiten; er horchte gespannt, triumphirend weiter. Er saß da wie ein Habicht, oder besser, wie eine Katze, die den Moment erlauert, wo sie über ihre Beute herfallen und ihre Krallen in sie einschlagen kann.

So sah ihn der wohlbeleibte Herr.

Eine Ahnung dämmerte in seinem Innern auf, eine entsetzliche.

„Was ist es denn?" rief er. „Was wollen Sie von mir?"

Er fragte es den Polizeibeamten, dessen glühende Augen er auf sich gerichtet sah, dessen Arme er schon nach sich ausgestreckt zu sehen glaubte.

Die Dame antwortete ihm: „Sehen Sie denn nicht, daß man Sie für den Betrüger hält?"

Da hatte der dicke Herr die Gewißheit, und er war wohl wie Einer, der aus den Wolken gefallen ist; aber er war leicht gefallen. Er athmete tief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Mich?" sagte er dann, aber doch kläglich. „Mich hält man für den Betrüger? Der Mensch hat ja mich betrogen."

Er sprach es mit so viel Wahrheit.

Die Dame athmete tiefer und leichter, als so eben er.

Der Polizeibeamte machte ein sehr langes Gesicht.

Sein Gefährte sah um desto zufriedener aus; er hatte dem Collegen wohl weder die Beförderung noch den Orden gegönnt.

Der dicke Herr sprach zuerst wieder. Er hatte über die Sache nachgedacht und dieses Mal dauerte sein Grübeln nicht lange, und er war auch zu einem Entschlusse gelangt.

„Mein Herr," fragte er gemessen den Polizeibeamten, „Sie hielten mich wirklich für den Betrüger, den Sie verfolgen?"

Der Beamte war noch ärgerlich. „Nun ja," antwortete er kurz.

„Und Sie wollten mich also auch wohl arretiren?"

„Ja, in der Residenz."

„Gleich auf dem Bahnhofe?"

„Gleich beim Aussteigen auf dem Bahnhofe."

„Donnerwetter, Herr — ach, verzeihen Sie!"

Das Letztere sagte er zu der Dame, die ihm das Fluchen verboten hatte.

Die Dame lächelte glücklich.

Der Polizeibeamte aber sagte noch immer verdrießlich: „Wie konnten Sie aber auch so erschrecken, mein Herr?"

Das schien dem dicken Herrn gar zu arg zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die kurze schlagende Sprechweise der Spartaner oder Lacedämonier nennt man lakonisch. Die Amerikaner üben sich auch darin. Zwei Brüder trafen sich auf einer Farm bei Cincinnati. „Wessen Eigenthum war dein Grundstück bis jetzt?" fragte der Eine. — „Mogg's" (eines gewissen Mogg). — „Wie ist der Boden?" — „Bogs!" (Moor- oder Sumpfland). — „Und die Luft?" — „Fogs" (voller Nebel). — „Hast Du Viehzucht?" — „Hogs" (Schweine). — „Womit hast Du Dein Haus gebaut?" — „Logs" (Baumklötze). — „Hast Du viele Nachbarn?" — Der Andere, kopfschüttelnd: „Frogs" (Frösche).

Literarisches.

Die von uns schon mehrfach besprochene, im Verlage von A. Haack in Berlin erscheinende „**Victoria**", illustrirte Muster- und Modezeitung, ist, wie dies auf's Neue die uns vorliegenden Nummern derselben beweisen, in der That eine „Damenzeitung für Alles", denn wie sie durch ihre ausgezeichneten Modenbilder und Musterbogen, sowie dem Text eingedruckte Zeichnungen in Sachen der Schneiderei und Stickerei die sicherste Rathgeberin bildet, so liefert sie auch zur Unterhaltung und Belehrung des schönen Geschlechts eine wirklich gediegene Lektüre, Musikalien, ausgezeichnete Rezepte für bürgerliche Koch- und feine Backkunst und überhaupt Mittheilungen, die sich in der Praxis des Frauenlebens nach jeder Richtung hin verwerthen lassen. Rechnet man hierzu den billigen Subskriptionspreis von 20 Sgr. pro Quartal, so wüßten wir in der That in der betreffenden Branche kein Journal, was wir der „Victoria-Zeitung" an die Seite stellen könnten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

④ Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Donnerstag, 26. März 1868.

Gefangen.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Nachrichten nahm mein Interesse an dem jungen Mädchen nicht wenig zu, aber ebenso mein Zweifel, ob sie's gewesen, die mich am Maskenball angesprochen hatte. Woher hätte sie mich kennen sollen? Auch mußte ich aus der Zurückhaltung, die sie jetzt gegen mich beobachtete, schließen, daß sie kein tieferes Interesse für mich fühle. Nun, dachte ich, auch gut, es muß ja nicht sein! Aber es wurde mir doch etwas schwer, diesen Gleichmuth zu behaupten, und meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihr zurück. Und dazu kam, daß ich mitten in meinen nüchternen Bestrebungen der jungen Dame mehr als früher begegnete, und ihr Gesicht, rosig wie das Morgenroth, in die Dämmerung meiner Gefühle helle Strahlen warf.

Indessen, was konnte ich thun? Mit einer Liebeserklärung ins Haus fallen? Etwa gar einen Korb holen? Das dünkte mir zu tragisch. Ich befolgte die Lehre, die dem Arzt oft durch's Leben eingeprägt wird: man muß der Natur ihren Lauf lassen.

Es verflossen etliche Monate. Da wurde ich wieder zu meinem Major gerufen; die Krankheit war doch nicht so spurlos an ihm vorübergegangen, seine Gesundheit hatte einen Stoß erlitten, von dem er sich nicht wieder erholte. Ich erkannte alsbald die Symptome der Brustwassersucht und der Major selbst fühlte sich dem Tode verfallen. Ich suchte den Kranken hinzuhalten und zu erleichtern, aber er ging rasch seinem Ende entgegen. Seine Tochter pflegte ihn wieder mit einer seltenen Treue und liebevollen Gewissenhaftigkeit, ich hatte meine Freude an ihr; mit jedem Besuche wurde mir nachdenklicher zu Muthe, und zwar dachte ich darüber nach, ob ich etwa verliebt sei. Aber oft sah ich auch die trüben Blicke des Vaters bekümmert auf ihr ruhen. Eines Tages, als sie von ihm wegging, machte er seinem Herzen gegen mich Luft. Er fühle, wie es mit ihm zu Ende gehe, und dann werde Therese allein auf der Welt stehen, sie habe so zurückgezogen gelebt, daß sie allen seinen früheren und vermögenderen Freunden fast unbekannt sei; nur mit einer Freundin verkehre sie, und deren Eltern würden sie nicht bei sich aufnehmen können. Um ihn habe das Kind jedes Glück verdient und doch stehe ihr eine einsame und entbehrungsvolle Zukunft bevor. Wie schrecklich sei es doch, aus dem Leben zu scheiden, ohne für sein Kind, sein einziges Kind gesorgt zu haben. Als er seufzend schwieg, war mein Entschluß gefaßt; Mitleid mit dem bekümmerten Vater gab den Ausschlag, während ich sonst vielleicht länger geschwankt hätte. Aber ich ward mir nicht so schnell über die Wendung klar, die zu nehmen sei, und mochte auch dem Vater nicht bestimmt entgegen treten, ohne der Tochter gewiß zu sein. Um Zeit zu gewinnen, tröstete ich: wenn er seiner Therese auch keine Glücksgüter hinterlasse, so habe er ihr doch eine Erziehung gegeben, welche ihr Glück mehr sichere als Hab und Gut.

„Für eine andere Welt,“ erwiederte der Major bitter, „auf Erden gilt nur irdisches Vermögen.“

„Doch nicht immer,“ sagte ich, „meiner Wenigkeit zum Beispiel nicht. Ich nähme sogar keine Reiche.“

Sarkastisch lächelnd versetzte der alte Herr: „Seltene Uneigennützigkeit! Aber um so werthvoller, da Sie nicht heirathen!“

„Das steht noch nicht geschrieben. Was sagten Sie wohl dazu, Herr Major, wenn ... kurz und gut, wenn Ihr schönes Töchterchen mein Herz gerührt hätte?“

„Ah, ah, Herr Doktor,“ entgegnete er verletzt, „das ist kein Scherz für einen Sterbenden!“

Nun mußte ausgesprochen werden, was ich zurückzuhalten gedacht hatte. „Nein, nein,“ wiederholte ich, „es ist mein völliger und heiliger Ernst.“

Zweifelnd sah er mich an. Ich erklärte nochmals, es sei mein Ernst.

„Haben Sie denn," frug er darauf, „das Herz meiner Tochter gewonnen?"

„Ja," mußte ich erwiedern, „das weiß ich nicht."

Nun, äußerte der Major, ohne ihre Einwilligung verfüge er nicht über ihre Hand, er halte nichts davon, wenn man die Tochter versorge, ohne daß deren Herz dabei sei, aber er werde sich darüber freuen, wenn sie meine Frau werden wolle.

„Ich habe also," schloß ich, „Ihre Einwilligung, mehr verlange ich nicht. Im Gegentheil müssen Sie mir versprechen, ihr von unserer Unterhandlung nichts mitzutheilen. Nur aus ihrem Herzen darf die Antwort kommen."

Das wäre ganz seine Meinung, sagte der Major und reichte mir darauf die Hand.

Wie sollte ich aber der Tochter beikommen? Der Moment war höchst ungünstig. Das Schmerzenslager eines Dahinsterbenden, eines Vaters, ist doch wahrlich der schlechteste Platz für eine Liebeswerbung; ebenso gut könnte Einer auf dem Meere spazieren gehen. Und überdies dünkte es mir, als würde ich das Ding so ungeschickt als möglich anfangen. Die Liebe macht uns etwas tölpelhaft, und zwar so, daß wir zugleich das unangenehme Bewußtsein der Tölpelhaftigkeit besitzen. Indessen, ich überlegte mir's und faßte mir ein Herz. Da es mir nicht passend erschien, mit süßer Liebeslispelei hervorzutreten, so glaubte ich vom praktischen Standpunkte ausgehen zu müssen. Ich setzte mich zu ihr an den Nähtisch und frug, was sie von ihres Vaters Krankheit halte? Sie brach in Thränen aus und antwortete: „Sie wollen mich darauf vorbereiten, daß es mit ihm zu Ende geht."

„Ich glaube," sagte ich, „es Ihnen nicht länger verhehlen zu können."

„Das ist hart," versetzte sie, „erführe ich es nicht bald genug im Augenblicke, da er mich verläßt? Wollen Sie mir den Muth nehmen, ihn zu pflegen?"

„Nein, wie können Sie so Etwas denken? Aber ich sage es Ihnen, damit Sie Ihre Zukunft ins Auge fassen."

„Was hilft es mir, ein paar Tage früher daran zu denken? Ich sorge für mich auch darum nur ein paar Tage länger, ohne etwas thun zu können."

„Das wäre wohl richtig," versetzte ich wieder, und in diesem kritischen Moment war mir nicht ganz wohl zu Muthe, „das wäre wohl richtig, wenn Sie nicht doch Etwas thun könnten."

„Was?"

„Nun, wenn ich Ihnen Jemanden vorschlüge, durch den Ihre Zukunft ..."

„Ah, ah!" unterbrach sie mich erröthend und unwillig.

„Rund heraus," erklärte ich jetzt entschlossen, „wenn ich Ihnen selbst meine Hand anböte."

Sie stand stolz auf und sagte scharf: „Sie wählen Ihre Zeit recht passend, und zu diesem Zwecke war's freilich nöthig, daß Sie mich davon unterrichteten, wie es um meinen Vater steht; denn das macht Ihren Antrag unwiderstehlich."

Das war mir doch etwas zu viel und auch ich gerieth in den Harnisch. „Denken Sie, gnädiges Fräulein," sagte ich grimmig, „was Ihnen beliebt, aber es läge wohl nicht minder nahe, zu glauben, daß ich jetzt mit meinem Antrage hervortrat, um Ihrem Vater noch eine schwere Sorge vom Herzen zu nehmen und ihn noch um seinen Segen zu bitten. Da Sie so wenig im Stande scheinen, mich zu verstehen, so betrachte ich mich als abgewiesen. Ihren Vater werde ich noch besuchen, damit er nichts davon gewahr werden möge, daß sein Wunsch nicht in Erfüllung geht."

Ich ergriff Rock und Hut, warf mich in den Wagen und fuhr nach Hause. Mein Ingrimm ließ mich lange nicht einschlafen und als ich früh erwachte, blieb ich sehr gegen meine Gewohnheit halb träumend liegen. In dieser Morgenbetrachtung erschien mir die Sache doch etwas anders, als am Abend vorher. Erstens stellte sich die ungnädige Schöne meiner Phantasie jetzt höchst anziehend dar. Sie war doch in der That sehr hübsch und ihre zornige Aufwallung that ihrer Schönheit keinen Eintrag. Ich sah das glänzende Auge blitzen, die schlanke Gestalt schien wie gewachsen, die bebende Lippe sprach wie geflügelt. Zum andern aber begann ich zu begreifen, daß die Form, die ich so schlau gewählt zu haben meinte, recht ungeschickt und verletzend gewesen war, und daß, trotz der fatalen Situation, hier wie überall im Leben, der gerade Weg der richtige und die Sprache des Herzens die wahre gewesen wäre. Ich dachte indessen, in meine Hagestolzideen zurückfallend: Wer weiß, wozu's gut ist? und beschloß, keinen neuen Versuch zu wagen.

Während ich noch mit solchen Gedanken im Bette lag, wurde die Glocke geläutet. Ein Bote holte mich zum Major, es gehe sehr schlecht mit ihm, ich möge doch ja recht schnell kommen. Ich zog mich an und folgte. Noch dämmerte der Morgen kaum, in der Krankenstube war Licht. Therese stand in dem Zimmer, das ich durchschreiten mußte, um in jene zu gelangen. Ich verbeugte mich kurz und wollte vorübergehen, als sie mich zögernd an-

redete: „Herr Doktor — bitte! — seien Sie mir nicht bös .... ich war nur augenblicklich verletzt ..." Sie faßte nach meiner Hand, die ich ihr bereitwillig überließ, indem ich antwortete: „Nicht ganz mit Unrecht, ich hatte es dumm genug angefangen, — ich habe das Werben noch nicht gelernt, — statt vom Herzen zu sprechen, das mich zu Ihnen drängt, schwatzte ich von den traurigen Umständen, die Sie bewegen sollten, sich mir zu vertrauen." Ich hatte noch nicht vollendet, als Therese weinend ihre beiden Arme um meinen Hals schlang. Trotz meiner Ungeübtheit in ähnlichen Situationen verstand ich ohne Mühe, was dies bedeutete, und fand mich mit Ergebung in die Umstände; auch hinderte mich, als einen in der Anatomie Wohlbewanderten — oder meint Ihr, das wäre vielleicht auch so gelungen? — das zweifelhafte Licht in der Stube nicht daran, Theresens Lippen zu finden. Wir mochten in dieser Beschäftigung die Geduld des alten Herrn ein wenig auf die Probe gestellt haben; er ächzte laut. Therese bat: „Wollen wir mit einander vor den Vater treten?" Jetzt überfiel mich eine kleine Angst. Sollte sie meine Hand blos ihres Vaters willen annehmen? Ich frug sie leise; aber sie lächelte und verneinte es, als ich meine Frage wiederholte, sehr entschieden. Hätte ich noch mißtraut, so mußte ich mich bei der rührenden Scene, die nun folgte, eines Andern überzeugen. Als Therese in ihrer wunderlich einfachen Weise zum Major sagte: „Der Doktor will mich heirathen, ist Dir's recht?" vergaß er auf einige Minuten seiner Schmerzen und legte tief bewegt unsere Hände in einander. Allerdings war er kränker als den Tag zuvor; aber die Tochter hatte, offenbar in dem Wunsche, mich bald wiederzusehen, etwas übertrieben, und ich, der es sonst einem Patienten sehr übel bemerkte, mich unnütz vor meinen gewöhnlichen Ausgängen zu belästigen, ich war diesmal nicht bös darüber, verschwendete vielmehr während der nächsten acht Tage, bis zum Tode des Majors, viel Zeit an seinem Bette. War nun die Gelegenheit eine sehr sonderbare für den Abschluß einer Verlobung gewesen, so war sie um so günstiger für die Liebe; denn ich durfte mit meiner Freundin so lange beim Kranken sitzen, als ich wollte, und hatte das dankbare Amt eines Pflegers und Trösters; und je verlassener Therese sich fühlte, desto inniger schloß sie sich mir an.

(Schluß folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

„So, Herr?" rief er. „Herr, ich wollte, Sie wären an meiner Stelle gewesen und Sie wären es noch. Ich bin Postbeamter; ich führe die Kasse des Postamts. Da kommt gestern auf das Postamt ein Mensch, gerade so, wie Sie ihn eben beschrieben, nennt sich Postinspektor so und so, legt mir eine Vollmacht vom Generalpostamt vor, die auf den Postinspektor so und so lautet, und verlangt auf Grund dieser Vollmacht tausend Thaler aus der Kasse, wenn so viel darin sei, und es war so viel darin, und ich zahle ihm die tausend Thaler baar aus und der Herr Postdirektor war gerade abwesend, und ich bin der erste Beamte des Postamts nach ihm, und ich habe also auf meine Verantwortung gehandelt und muß nun durch Sie erfahren, daß ich um die tausend Thaler betrogen bin und blamirt dazu, mein ganzes Leben lang, daß ich mich von einem Schwindler und Landläufer habe betrügen lassen, und ich bin ein so langgedienter, treuer Postbeamter und kann das nun mit Ehren nicht mehr bleiben, und darüber soll ich nicht erschrecken, Herr? Und dafür wollten Sie mich arretiren?"

Der dicke Herr hatte sich wieder in Zorn geredet.

Der Polizeibeamte suchte seiner Verlegenheit zu entgehen.

„Nun, mein Herr," sagte er, „wenn ich Sie vor allen Leuten hätte arretiren müssen, wären Sie noch mehr blamirt worden. Danken Sie der Dame dort, daß das nicht geschehen ist."

Aber der dicke Herr war auch zähe.

„Der Dame werde ich nachher danken. Vorher möchte ich wissen, warum Sie mich hätten arretiren müssen."

„Hm, weil Sie sich verdächtig gemacht hatten."

„Weil es Ihnen beliebt hatte, mich verdächtig zu finden."

„Schon mein Gensd'arme hatte Sie verdächtig gefunden, im vorletzten Wartesaal."

„Sehe Einer!"

Auf einmal hatte ihn ein anderer Gedanke ergriffen.

„Waren Sie dort bei ihrem Gensd'armen, Herr?"

„Nein, ich war hier. Er meldete Sie mir durch den Telegraphen hierher."

„Zu den verdammten Eisenbahnen nun noch die verdammten Telegraphen! Kann dabei eine ehrliche Post bestehen?"

„Aussteigen!" rief es in das Coupé.

Der Zug hatte gehalten in der Bahnhalle der Residenz. Die Thür des Coupé war aufgerissen. Keiner hatte es bemerkt.

Der Polizeibeamte sprang aus dem Wagen; er machte wohl, daß er davon kam.

In manchen Ländern ist die Polizei völlig unfehlbar, in andern kann sie sich zuweilen irren; sie gesteht es dann aber nicht gern geradezu ein, macht sich aber davon.

Der College, der nicht von der Polizei war, sprang seinem Collegen nach.

Die Dame war fertig zum Aussteigen. Sie wartete auf den wohlbeleibten Reisenden; er stand vor ihr, und sie konnte in dem engen Coupé nicht an ihm vorbei. Sie wartete auch wohl noch auf sonst Etwas; er war ihr zum Beispiel seinen Dank noch schuldig; sollte er den schon vergessen haben?

Es schien so. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt, er sah sich nicht nach ihr um.

„Die verdammten Eisenbahnen!" fluchte er noch ein Mal.

Sollte ihn das Fluchen nicht wieder an sie erinnern?

„Ah, da bist Du ja? alter Freund!" rief draußen am Wagen eine Stimme.

„Ja, Gottlob, da bin ich!"

Der dicke Herr sprang aus dem Wagen. Er war dieses Mal flink.

Seine Sachen wurden ihm draußen abgenommen. Auch ihn selbst hatten wohl ein Paar Arme in Empfang genommen, als er aus dem Wagen sprang.

Die Dame konnte es nicht sehen. Seine stattliche Figur nahm die ganze Breite der Wagenthüre ein. Als er hinaus war, sah sie in dem Gewühle der Menschen Nichts mehr von ihm.

Sie stieg allein aus dem Wagen.

„Der Bär!" sagte sie. „Gott behüte mich vor einem solchen Bären!"

Sie wollte lächeln. Aber ein bitteres Gefühl ließ sie nicht dazu kommen.

Täuschung.

Der Doktor Neumann stand zum Ausgehen bereit.

Seine Frau hatte nur noch den Hut aufzusetzen, sich von ihm den Shawl umhängen zu lassen, so war sie bereit, ihn zu begleiten.

Der Doktor Neumann war ein geschickter Arzt, ein gewandter Mann, ein angenehmer Gesellschafter; er war daher einer der am meisten beschäftigten Aerzte der Residenz, obwohl er erst seit zehn Jahren in der Residenz war. Er hatte früher in einer kleinen Stadt der Provinz praktizirt.

Seine Frau war eine reizende und liebenswürdige Frau; daß sie schon ihre dreißig Jahre zählte, sah ihr wohl Niemand an.

Sie hatte ihren Hut aufgesetzt; ihr Mann hatte ihr den Shawl umgehängt.

Sie gingen.

Draußen vor der Hausthür hielt die Equipage des Doktors.

Sie stiegen hinein.

Der Wagen fuhr fort.

Nicht zu den Patienten des Doktors ging es.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zahl der mit freiem Auge sichtbaren Fixsterne.) Oft schon ist uns in Büchern die Phrase von den Millionen oder unzählbaren Sternen, die das Auge in jeder Nacht am Himmelsgewölbe erblickt, begegnet, ohne daß wir etwas dagegen einzuwenden gehabt hätten, indem es uns nicht im Entferntesten einfiel, daß sowohl die Millionen als auch das Prädikat unzählbar in doppeltem Sinne aus der Luft gegriffen sei. $^4/_5$ des Himmelsgewölbes sind uns sichtbar — das fünfte Fünftel erhebt sich nie über unseren Horizont und kann nur von den Bewohnern des Südens gesehen werden. — Die $^4/_5$ sind aber zu wiederholten Malen einer genauen Zählung unterworfen worden. Es ist natürlich, daß das Resultat je nach der verschiedenen Sehkraft der Augen verschieden ausfiel. Ein Astronom sieht mehr, der andere weniger. Allein selbst die besten Augen können ohne Bewaffnung nie viel über 5000 Sterne erblicken. Dr. Heis in Münster sah von allen Beobachtern bis jetzt am meisten und er versichert uns, trotz wiederholt angestellter Zählung, nie mehr als 5029 erblickt zu haben. Der berühmte Astronom Argelander sah nur 3156.

Berlin. In einer hiesigen Realschule kam es jüngst vor, daß von sämmtlichen fünfzig Quintanern, die gar fleißig die alte persische Geschichte von vor dreitausend Jahren auswendig lernen müssen, nur ein einziger Schüler wußte, wann, wo und von wem die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen wurde; dieser Knabe hatte bis vor zwei Jahren eine Realschule in England besucht, wo natürlich die vaterländische Geschichte und das Ereigniß von Waterloo schon in den untersten Klassen gelehrt wird.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Samstag, 28. März 1868.

Gefangen.

(Schluß.)

Der Major starb. Die ernste Trauerzeit verstrich, allmälich kehrte meine Braut wieder zu ihrer jugendlich frischen Heiterkeit zurück; ja nach und nach kam ein rechter Schalk zum Vorschein. Lange schon hatte sie mich geplagt; an unserm Hochzeitstag wolle sie mir Etwas erzählen, daß ich schaudere, und mich auf meine Frage, ob sie doch die Maske gewesen, lachend bis zur Hochzeit vertröstet. Ich war wirklich neugierig geworden. Was erfuhr ich nun, als wir nach der Trauung und einem Frühstück mit einigen Bekannten in den Wagen stiegen, um eine kleine Hochzeitsreise zu machen?

Kurz vor dem Maskenball ging Therese mit ihrer Freundin Laura Mengs eines Tages spazieren, ich fuhr an ihnen vorbei.

„Sieht er nicht aus," sagte Laura, „als ob ihn die ganze Welt nichts onginge; er soll ein ausgemachter Hagestolz sein; er könnte die reichsten Partieen machen, die Goldfische schwimmen ihm nur so zu, aber er behandelt alle so, als wollte er nur sagen: Ihr seid meine Patienten, gut, aber damit basta!"

„Ja," sagte mein Schlauköpfchen, „da mag er Recht haben, er wird seine Leute schon kennen, und da sie ihm nachlaufen, so weicht er vor ihnen aus. Ich würde das ebenso machen."

„Nun," gab Laura zur Antwort, „wenn die Mädchen vor ihm auswichen, so würde er sich erst recht nicht um sie kümmern."

„Es käme darauf an," entgegnete Therese wieder. Und was beginnen die Mädchen? Sie wetten mit einander: Therese soll mit mir auf dem Maskenball — ein guter Bekannter hatte zufällig verrathen, daß ich ihn besuchen wolle — oder bei sonst einer Gelegenheit ein Gespräch anknüpfen und sich dann von mir zurückziehen. Sie behauptete, ich würde sie aufsuchen und heirathen. Wenn ich sie heirathe, so bekommt sie, wenn es fehlschlägt, bekommt Laura — was? — zwei Tafeln Chocolade! Ja, um zwei Tafeln Chocolade wurde meine würdige Person verwettet. Ist's nicht schauderhaft? Und der Spaß war gelungen und ich war im Besitz der Dame, weil es ihr beliebte, mit ihrer Freundin zu wetten! Wahrlich, es wurde mir himmelangst, es fröstelte mich ordentlich. Aber es kam noch ein Bekenntniß hintendrein.

Therese hatte mich schon oft vorbeifahren sehen und nebenbei von meinen Kuren gehört. Ein Arzt ist überhaupt für ein Frauenzimmer ein Beglücker der Menschheit, ein Märtyrer christlicher Aufopferung, ein Sieger über Leben und Tod. Die schöne Equipage stach meinem Schatz in die Augen, mein Ruhm schallte ihr in die Ohren — denn eitel war auch mein Schätzchen ein wenig, sonst hätte sie nicht zu Eva's Geschlecht gehören müssen; meine sonstige Persönlichkeit fand gleichfalls Gnade vor ihren Augen — und so war jene kuriose Wette zugleich ein schlauer Verwand, um einmal in meine Nähe zu kommen. Jedes Frauenzimmer kann, auch in der Leidenschaft und wo das Herz mitspielt, mit klügster Berechnung und zähester Beharrlichkeit handeln. So meine Maske, da sie wahrnahm, daß eben ihre kühle Manier mich reizte, und daß ich nach ihr suchte, als sie mir entwischt war. Ihr eigenes Verlangen wuchs freilich ebenfalls, je länger eine zweite Gelegenheit zum Verkehre auf sich warten ließ; aber dessenungeachtet beobachtete sie auch dann, als die Krankheit ihres Vaters mich mit ihr zusammenführte, dieselbe Regel, mir durchaus nicht entgegenzukommen, und das um so mehr, als sie bemerkte, daß ich immer eifriger wurde, je mehr sie sich mir entzog; ja sie war, als sie meine deutlich hervortretende Leidenschaft gewahrte, ihres Sieges gewiß, voller Uebermuth die Veranlassung gewesen, daß ihr Vater mir zu verstehen gab, meine Besuche seien

nicht mehr nöthig, und sie behauptete, sich höchlich darüber amüsirt zu haben, wenn ich nachher durch die Straße fuhr und nie versäumte, herauf zu grüßen — was mir übrigens kaum noch erinnerlich ist. Bei der zweiten und tödtlichen Krankheit des Majors dachte sie natürlich nicht mehr so geflissentlich an's Ränkeschmieden, aber ihr System hielt sie doch fest. Als ich mit meiner Werbung hervortrat, hatte sie vielleicht noch unbewußt unter Mitwirkung ihres Planes gehandelt, obschon es ihr auch keine Freude machen konnte, mich so steif wie von einem Geschäfte sprechen zu hören, wo sie dachte, ich würde ihr auf meinen Knieen Liebe schwören. Da ich aber davon ging, erhielt sammt dem Herzen das System einen Stoß und die Planmacherei war zu Ende.

Es packte mich doch ein wenig, Ihr Herrn, daß ich alter Knabe trotz aller Erfahrungen, trotz aller Vorsicht so ins Netz einer Planmacherin gegangen war; aber ich mußte trotzdem mitlachen, wenn die junge Frau einmal über's andere ausrief: „Ja, ja, ich habe Dich gefangen und Du hast's gar nicht gemerkt!“ und sich vor Lachen ausschütten wollte. Ferner kann ich nicht leugnen, daß mir für den Frieden meiner Zukunft überaus bange wurde, als ich hörte, bis zu welchem Grade von schlauer Konsequenz meine Dame es gebracht hatte. Ich muß Euch auch gestehen, daß sie wirklich Manches durchsetzt, was besser unterbliebe, wenn man alle Gesetze der Logik und Vernunft gelten läßt. Indessen, dazu ist das schöne Geschlecht nicht von der Vorsehung bestimmt, uns Männer zu heiliger, unverrückbarer Vernunft zu erziehen, und wir können schon damit zufrieden sein, wenn sie nur insofern ihren Zweck erfüllen, daß sie unser irdisches Dasein mit ein bischen Liebe und lustiger Tollheit schmücken. Ich bin damit sogar vollkommen zufrieden, und, wenn möglich, mehr als vollkommen. Denn geht mir mit der grausamen Vernunft, die unausstehlich wäre, wechselte sie nicht im Menschenleben hübsch mit der Narrheit ab wie Berg und Thal; die Schellenkappe klingelt nicht minder schön als das Geläute der Kuhheerde im Walde, man muß sie nur zu tragen verstehen, daß sie lustig klingelt. Ja, ich bin zufrieden; denn was sie auch treibt, hat eine Art, daß man gern zusieht, und so lasse ich sie gern schalten und walten, indem ich mir nur die Oberherrschaft vorbehalte, und wenn sie mir einmal Etwas abgewinnt, so freue ich mich mehr über die schlaue Liebenswürdigkeit, die sie dabei aufwendet, als ich über den Mangel an Weisheit traure, zu dem sie mich bringt.

Ja, Ihr Freunde, Ihr müßt begreifen, daß ich ein ungeheures Glück gemacht habe. Denn eine Frau, klug wie eine Schlange, sanft wie eine Taube, munter wie eine Lerche, gesund wie eine Dorfamme (das weiß ein Arzt vorzüglich zu schätzen!) und — vor allen Dingen — ohne Vater und Mutter, Vettern und Basen, und arm wie eine Kirchenmaus, das ist das Beste, was man finden kann. Sie hat keine Freude als mit mir; gebe ich ihr ein neues Kleid, so freut sie sich darüber wie ein kleines Kind, aber gewiß zieht sie das alte an, um das neue zu schonen. Verlasse ich das Haus, so nimmt sie von mir so zärtlichen Abschied, als wär's auf Lebenszeit; kehre ich von meinen Gängen und Fahrten zurück, so empfängt mich eine warme Stube und ein warmer Mund, und ich stecke in Schlafrock und Hausschuhen, ehe ich's recht weiß; denn bequem soll ich's haben, meint sie, nach meinen täglichen Strapazen. Eins befürchtete ich anfangs, daß ihre dichterischen Bestrebungen nämlich nicht sehr zum Heile des Hauses gereichen möchten, und ich doch ihr Dichten nicht verdammen könne, denn sie hat ein ganz hübsches Talent. Aber bald kamen gewisse Sorgen, und es mußte viel genäht und gestrickt werden, und statt in Versen dichtet die kleine Frau jetzt, wie es sein muß, in Werken der Wirthschaft, daß Alles schimmert und flimmert, klingt und singt. Unser Hauswesen kommt mir vor wie eine Idylle, obwohl ich kein Daphnis bin und keine Chloë Theresen gleicht.

Gern hätte ich sie hierher mitgenommen, damit sie das liebe alte Jena und Euch, alte Knaben, kennen lerne. Aber gewisse Umstände waren mir hinderlich. Als ich ihr sagte, was mich hierher führe, lachte sie gerade heraus und band mir's auf die Seele, daß ich auch wahrhaft erzähle, wie sie mich gefangen habe. Die aber, meinte sie, die hier zusammenkämen, um ihr Wort zu lösen, das müßten wunderliche Käuze sein; sie möchte wohl hinter der Wand stehen und horchen und sich ausschütten vor Lachen.

Dieses Diktum kann ich Euch nicht verschweigen, und Ihr würdet ihr verzeihen, daß sie uns auslacht, wenn Ihr dabei die weißen Zähnchen und die Grübchen in ihren Wangen sähet.

Ich bin zu Ende. Meine Geschichte war kurz, aber bündig.

* * *

„Therese lebe hoch!“ rief alsbald Jus und hob sein Glas empor. „Wer auch nur einen Menschen mit Liebe glücklich macht, der sei gepriesen, an dem freuen sich Viele.“

„Hoch! hoch!“ riefen die Andern und die Gläser erklangen.

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

Es war zwar neun Uhr Morgens, und um diese Zeit fuhr gewöhnlich der Doktor auf seine Praxis. Die Doktorin stieg auch wohl zuweilen mit ihm ein, wenn die Kinder schon zur Schule geschickt waren und sie in der Stadt dies oder das einzukaufen oder sonst zu besorgen hatte. Dieses Mal fuhr der Wagen, wenigstens zunächst, anders wohin.

„Du weißt doch, Christian, direkt zur Eisenbahn!“ hatte der Doktor vorsorglich beim Einsteigen dem Kutscher zugerufen.

Der Doktor fuhr direkt zur Eisenbahn.

„Wie freue ich mich, die gute Helene wieder zu sehen!“ sagte die Doktorin, während sie fuhren.

„Und ich bin neugierig auf meinen braven Anselm. Ich sah ihn seit zehn Jahren nicht, gerade so lange nicht, wie wir hier sind.“

„Und eben so lange sah ich Helene nicht. Erinnere Dich, ich hatte sie besucht, als wir hierher zogen.“

„Ich erinnere mich.“

„Wie sie sich mag gehalten haben! Sie war das feine Wesen, und sie hat so Manches ertragen müssen: Anfeindungen, Zurücksetzungen und Alles, um als Lehrerin, mit zweihundert Thalern Gehalt, in dem traurigen, kleinen Landstädtchen ein einsames, trauriges Leben fristen zu können.“

„Sie war zu offen, zu gerade,“ sagte der Doktor.

„Weil sie so brav war,“ sagte die Frau.

„Sie war aber auch manches Mal wohl zu scharf, zu bitter, Emilie.“

„Brachte nicht eben ihre Lage sie dazu?“

„Es war dennoch ihr Unglück.“

„So war also immer ihre Lage ihr Unglück! Nun, wir befreien sie jetzt daraus.“

„Du sagst das so gewiß, Emilie?“

„O, wie sollte es mißlingen?“

„Zum Heirathen gehören Zwei!“

„Ja, ja! Und Deines Freundes bist Du sicher, und Helene kann gar nicht anders wollen; für sie stehe ich ein.“

„Ich glaube es Dir, obwohl sie einen festen Willen und Stolz hat; aber —“

„Aber, lieber Hermann,“ unterbrach die Doktorin ihren Mann, und sie lächelte etwas schelmisch dabei, „Helene ist ein armes Mädchen, eine Schulmeisterin dazu, und ein armes Mädchen sollte einen Mann von anderthalbhunderttausend Thalern ausschlagen, wenn er ein braver, ein geachteter, dabei gar ein hübscher Mann ist? Und das Alles ist Dein Anselm —“

„Hm, er schreibt nur, daß er dick geworden sei.“

„Ich glaube es — den ganzen Tag an seinem Posttische — aber unförmlich wird er nicht sein, und dann kann er wieder mager werden. Laß ihn hierher in die Residenz ziehen; er kann es ja jetzt, und nimm Du ihn in Deine Kur, Hermann!“

„Ach, Helene, Du machst mir ein Kompliment! Kurire ich die Leute mager?“

„Die Fetten mager, die Magern fett, wenn Ihr nicht die Einen wie die Andern unter die Erde kurirt; das ist ja Euer Beruf.“

„Du hast Recht, mein Kind!“ gab der Arzt zu. „Indeß mein Aber vorhin sollte etwas Anderes bedeuten.“

„Und was?“

„Den Anselm.“

„Den Anselm? Für den ist mir gar nicht bange. Der arme Mensch hat zwanzig Jahre in dem kleinen, alten Neste ausharren müssen, in dem wir es keine fünf Jahre aushalten könnten, geschmiedet an den schwarzen, eisernen Kasten seiner Postkasse, bei vier oder fünfhundert Thalern Gehalt, die für seine Person kaum ausreichen. Da erbt er auf Einmal von dem Vetter in Rußland, von dem er in seinem Leben Nichts gehört hatte, die anderthalbhunderttausend Thaler oder gar Silberrubel. Meinst Du nicht, daß sein erster Gedanke an eine Frau gewesen ist?“

Der Doktor meinte doch das Gegentheil.

„Das ist die Frage, Emilie. Er ist ein alter Junggeselle darüber geworden. Bequem war er immer.“

„Ach, Freund, ist eine Frau eine Unbequemlichkeit?“

„Mitunter!“

„Warte!“

„Aber für einen alten, bequemen Junggesellen immer!“

Die Doktorin entschied und endigte den Streit.

„Gleichviel, Hermann! Ich habe mir das Ding nun einmal in den Kopf gesetzt und es muß glücken und soll glücken! Ich bin nur neugierig auf die Gesichter, die sie machen werden. Sie haben Beide keine Ahnung davon, was sie hier sollen. Der Anselm meint, Du wolltest ihm bei Unterbringung seiner Kapitalien behilflich sein. Helene will die Schulferien bei mir zubringen. Auf Einmal sagen wir ihnen, was sie eigentlich sollen — sie sehen sich —“

„Du kuppelst, Emilie!“

„Nun ja, wir Frauen thun das gern und von den Aerzten sagt man ja dasselbe. Bewähre Euren Ruf und — da sind wir an Ort und Stelle und kommt auch gerade der Zug.“

Sie waren auf dem Eisenbahnhofe angelangt. Sie verließen den Wagen. Der Wagen blieb halten.

Den Eisenbahnzug hörte man von Weitem ankommen.

Auf dem Hofe war ein großes Gedränge von Menschen, die Freunde, Verwandte, Gäste in Empfang nahmen oder auch nur den Zug sehen wollten.

Der Zug hatte die große Eisenbahnhalle erreicht. Die drängenden Menschen wurden in die Halle eingelassen.

„Wir werden auseinander kommen," sagte der Doktor zu seiner Frau. „Wenn wir uns nicht wieder finden, so fährst Du mit Deiner Freundin in einer Droschke nach Hause, ich bringe Anselm in meinem Wagen zum Gasthofe. So wird es auch am besten sein; sie sehen sich dann erst, nachdem wir sie vorbereitet haben."

„Es sei," sagte die Doktorin.

Sie kamen mit dem Gedränge in die Eisenbahnhalle.

Ein paar Worte, während sie dort suchen.

Anselm Sommer hatte vor wenigen Wochen an seinen Jugendfreund, den Doktor Neumann, geschrieben, daß er plötzlich aus einem armen Postsekretär ein reicher Mann geworden sei, indem er von einem alten, längst verschollenen Onkel in Rußland einhundertfünfzigtausend Silberrubel geerbt habe.

„Helene! Meine gute, liebe, arme Helene!" hatte sofort die Doktorin ausgerufen. „Er muß sie heirathen! Dein Anselm und meine Helene müssen ein Paar werden!"

Sie hatte sich das in den Kopf gesetzt. Der Doktor hatte nicht widersprechen dürfen.

Sie hatte auch alsbald ihren Plan gemacht und auch auf ihn hatte der Doktor eingehen müssen.

Der Doktor schrieb in Folge dessen an seinen Freund Anselm Sommer:

„Lieber Anselm, meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Glück! Nun können wir endlich uns einmal wiedersehen. Ich erwarte Dich hier mit Sehnsucht. Ich kann Dir auch in Unterbringung Deiner Gelder behilflich sein, ich kenne hier viele Leute. Also Du kommst! Und zwar am zehnten dieses Monats, keinen andern Tag! Gerade dann habe ich Zeit. Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor Kurzem durchwanderte Papst Pius IX. ganz allein die Zimmer und Säle des Vatikans, um sich, nach dem Gebote seines Arztes, etwas Bewegung zu machen, was er ungünstigen Wetters halber nicht im Freien ausführen konnte. In einem der Säle bemerkte er einen sehr jungen Mann, der in stummer Betrachtung, oder vielmehr Verzückung, vor einem bewunderungswürdigen Fresko-Gemälde des „göttlichen Rafael", wie ihn seine Landsleute nennen, dastand. Stillschweigend wollte der Papst vorüberschreiten, um den Kunst-Enthusiasten nicht zu stören; aber jener hörte dennoch leichtes Geräusch und wandte das Haupt, worauf er sich tief verbeugte, als er den Greis in seinem weißen Gewande vor sich stehen sah, der ihn mit freundlichem und klugem Lächeln betrachtete. Pius IX. hatte eine Künstlerseele in dem jungen Menschen errathen, und fragte denselben wohlwollend: „Sie sind ein Maler, mein Sohn?" „Ja, heiliger Vater, ich möchte wenigstens Einer werden." „Wahrscheinlich sind Sie Ihrer Studien halber nach Rom gekommen?" „So ist es, heiliger Vater." „Ohne Zweifel sind Sie ein Schüler der hiesigen Maler-Akademie?" „Ach nein, leider nicht." „So haben Sie irgend einen besonderen Lehrer?" „Nein, auch das nicht; ich bin zu arm dazu. Ich muß meine Studien allein treiben und habe mir Rafael zum Lehrer und Meister auserkoren." „Nun, mein Sohn, es wäre aber doch vielleicht besser für Sie, wenn Sie in die Akademie einträten. Thun Sie es sobald als möglich; wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Kosten übernehmen." „O, heiliger Vater, wie kann ich —" „Still, danken Sie mir nicht." „Aber Ew. Heiligkeit wissen nicht, daß ich —" „Sprechen Sie, mein Sohn; was haben Sie auf dem Herzen?" fragte Pius gütig. „Ich bin Protestant." „O," erwiederte lachend der Papst, „was geht das die Akademie an?" Seit dieser Zeit studirt Georg Johnston auf Kosten des Papstes auf der römischen Maler-Akademie und gedenkt seinem Gönner alle Ehre zu machen.

Der Wittenberger Magistrat macht unterm 3. d. M. im „Intelligenzblatte" bekannt: Die Hundesteuer pro 1. Semester 1868 ist von sämmtlichen Hunden binnen 14 Tagen bei Vermeidung der Exekution an die hiesige Kämmereikasse einzuzahlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Dienstag, 31. März 1868.

Muth!

Nicht immer spielt des Lebens leichter Kahn
Im Zeitenstrom auf spiegelglatten Wellen.
Nicht immer kann hienieden seine Bahn
Der Sonne Strahl, der Sterne Licht erhellen.
Oft wird von wilden Stürmen
Gestört sein stiller Lauf,
Und Wetterwolken thürmen
Sich schwarz am Himmel auf.

Doch wenn der Sturm des Schicksals dich umbrüllt,
Wenn Todesnacht dein starres Aug' umdunkelt,
Wenn jeder Weg der Rettung sich verhüllt,
Und selbst der Stern der Hoffnung trüber funkelt:
Dann gilt es, Muth zu fassen,
Dann bleibe stark und fest!
Der ist nie ganz verlassen,
Wer sich nicht selbst verläßt.

Bleib' in der Noth nur deiner selbst bewußt,
Laß deinen Muth durch Nichts darnieder beugen,
Manch' edle Kraft ruht in des Menschen Brust,
Das Ungemach zu mildern, zu verscheuchen.
O wende diese Gaben
Getrost nach Gottes Plan,
Statt feig sie zu vergraben,
Zu deiner Rettung an!

Ist nur dein Herz von keiner Schuld beschwert,
Kannst du nur frei den Blick zum Himmel heben,
Dann wohlgemuth! Was dir auch widerfährt,
Du brauchst vor nichts zu zittern und zu beben!
Ein ruhiges Gewissen,
O das schafft guten Muth!
Das ist ein sanftes Kissen
In aller Stürme Wuth!

Sieh himmelwärts! Dort streckt sich eine Hand,
Kleingläubiger, dich schützend zu umfangen.
Dort oben wacht ein Auge unverwandt,
Und eine Stimme ruft: Laß dir nicht bangen!
Befiehl dem deine Sache
Und halt' ihm gläubig still.
Kein Sperling fällt vom Dache,
Wenn es der Herr nicht will.

Drum Muth gefaßt! In jeder Erdennoth
Ist über dir und in dir selbst ein Retter.
Drum Muth gefaßt, wenn auch das Aergste droht,
Den braven Mann zermalmt kein Schicksalswetter.
In seine Tugend hüllet
Der Redliche sich ein,
Und Gottvertrauen füllet
Sein Herz mit Sonnenschein.

Schw. J. M......e.

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

Die Doktorin schrieb an ihre Freundin Helene Krone:

„Meine liebste Helene, wir sahen uns so lange nicht. Ich habe eine unendliche Sehnsucht, Dich wiederzusehen. Am neunten dieses Monats fangen Deine Ferien an. Denselben Tag mußt Du aus Deinem abscheulichen Gefängniß abreisen, am zehnten bist Du dann hier. Ich wäre unglücklich, wenn Du nicht kämst und meine Freundschaft verschmähtest."

In den Brief legte sie eine Banknote von fünfundzwanzig Thalern für die Reisekosten. Darauf bezogen sich die Schlußworte. —

Anselm Sommer hatte darauf zugesagt und auch Helene Krone; er hatte sich nur vorbehalten, um seiner Bequemlichkeit willen im Gasthofe logiren zu dürfen; sie hatte das angebotene Quartier bei der Freundin angenommen. Beide mußten mit dem ersten Zuge der Eisenbahn heute eintreffen.

Der Doktor und seine Frau waren in dem Gedränge schon nach der ersten Minute getrennt. Sie sahen Nichts mehr von einander. Jeder mußte auf seine eigene Hand drängen und suchen.

Der Doktor hatte sich mit seinen kräftigen Armen rasch an den Zug der Wagen hinausgearbeitet. Schon in dem zweiten oder dritten Wagen fand er, was er suchte.

„Ah, da bist Du ja, alter Freund!"

Sein Freund Anselm stand in der Thür des Coupés, nahm die ganze Thür ein.

„Herr Gott, Mensch, was bist Du dick geworden!"

„Ja, ja, lieber Hermann! Ich schrieb es Dir ja. Aber hilf mir nur! Die verdammt enge Thür!"

Der Doktor nahm ihm Pelz, Sack und Alles ab; dann ließ er den wohlbeleibten Herrn in seine Arme gleiten und führte ihn fort.

In den Wagen hatte er nicht weiter gesehen.

Und der Postsekretär Anselm Sommer hatte sich nicht wieder umgesehen, auch nicht nach seiner Reisegefährtin, der er sogar seinen Dank schuldig geblieben war. Er dachte also auch nicht mehr an sie, oder doch wohl?

„Die verdammte Eisenbahn!" rief er. „Gottlob, daß ich aus ihr erlöst bin! Möge der Teufel sie holen!"

„Anselm, Du fluchst ja wie ein Heide!" mußte der Doktor lachen.

Da sah der dicke Herr Anselm sich doch erschrocken um, und es war ein Zeichen, daß er doch wieder an seine Reisegefährtin dachte, aber auch wohl nur mit Schrecken; denn wie er Nichts mehr von ihr sah, schien es, als wenn es ihm ordentlich leicht um's Herz werde, und er fluchte sich nun nach Herzenslust aus.

„Soll man da nicht fluchen? Zu allen Teufeln und noch mehr! Soll man sich da nicht ärgern? Da geht Alles über Kopf und Hals. Geht? Sprich! Nein, es fliegt, es stürmt, es stolpert, es raset. Von einem vernünftigen Gehen, von einem Denken und Nachdenken, von Ordnung, von Regel, von Vernunft ist nicht mehr die Rede. Es ist, als wenn die Mächte der Hölle in dem Feuer und Dampf los wären; es ist ein wahres Satansregiment."

„Aber, was ist Dir denn geschehen, Anselm? Was hat Dich braven, ruhigen, besonnenen Menschen so in Rage versetzen können?"

Der dicke Herr hatte sich nur in Zorn geredet; er gehörte zu den Menschen, die das leicht können, wie wir gesehen haben; sie wissen das natürlich nicht.

„Was mir geschehen ist? Ich bin ein an Ordnung gewöhnter Mensch."

„An die Ordnung der Post!"

„Ja, ja, der Post! Spotte auch Du nur! Mit der Post kommt man doch fort und aus der Post kommt man wieder heraus."

„Du bist auch mit der Eisenbahn fortgekommen, hierher."

„Aber wie? Hätte ich nicht fremde Hilfe gehabt, ich säße noch dahinten auf der Station, und hättest Du mir nicht hier mit den Sachen aus dem Wagen geholfen, ich glaube, sie führen mich nach der verdammten Station wieder zurück. Aber ich will keine fremde Hilfe, keine Kammerjungfern und Kammerdiener."

„Ich finde Dich in einer reizenden Laune wieder, Anselm," sagte der Doktor. „Bist Du jetzt immer so?"

„Wenn ich mich geärgert habe, ja."

„Aergerst Du Dich denn oft?"

„Wenn man mich in Ruhe läßt, nein."

„Hm, hm, es fehlt Dir Etwas, mein lieber Freund Anselm."

„Und was wäre das?"

„Ich sage es Dir im Wagen."

Sie waren bei dem Wagen des Doktors angekommen.

Der Doktor hatte sich unterwegs nach seiner Frau umgesehen. Er hatte sie nirgends entdeckt. Sie wird mit ihrer Freundin schon fort sein, dachte er. Er hatte mit seinem wohlbeleibten Freunde nur langsam gehen können.

„Steigen wir ein, Anselm. Ich fahre Dich zu Deinem Gasthof."

Sie stiegen ein.

Der Wagen fuhr zum Gasthofe.

„Und nun, mein Freund, was Dir fehlt? Ich bin Arzt und habe auch sofort Dein Uebel erkannt."

„Und wirst Dich geirrt haben. Ihr Aerzte meint den Stein der Weisen gefunden zu haben und wißt doch erst recht Nichts."

„O, o, Freund, wir studiren die Natur und sie ist der Stein der Weisen."

„Und meine Natur?"

„Ist eine Natur, der die Frau fehlt."

„Da haben wir's!"

„Und was?"

„Ich eine Frau? In der That, das sollte mir fehlen!"

„Ja, ja, sie fehlt Dir in der That."

„Höre, Hermann, mache mich nicht böse! Ich eine Frau nehmen? Das Unbequemste, was es in der Welt gibt? Sieh mich an! Mit einer Frau

und mit diesem Körper wäre ich in einem halben Jahre ein Kind des Todes! — Ich eine Frau? Eine Gouvernante, eine Hofmeisterin? Wenn ich ooh! sagte, hieße es: Anselm, das schickt sich nicht! Das Stöhnen ist unanständig. Wenn einmal ein Fluch über meine Lippen käme, riethe sie: Um des Himmels willen, man muß nicht so lästerlich fluchen; weiß Du nicht, daß es unsittlich ist? — Gott behüte und bewahre mich vor einer Frau! Hole lieber der Teufel alle Weiber! Ich will frei sein und meine Bequemlichkeit haben und stöhnen und fluchen, wie es mir gefällt. Das will ich."

„Bist Du fertig, Anselm?" fragte der Doktor.

„Ja."

„Dann sage ich Dir, daß Du doch eine Frau haben mußt und haben wirst."

„Und ich sage Dir, daß ich keine haben werde."

„Aber meine Frau hat es sich in den Kopf gesetzt, Anselm."

„Und was geht mich Deine Frau an?"

„Und meine Frau hat Deine künftige Frau schon hier."

„Aber den Mann für sie hat sie nicht hier."

„Pah! Sieh Du sie nur erst an. Helene Krone —"

„Pah! Und wenn sie eine Krone trüge, meine Frau wird sie nicht."

„Wir werden sehen."

Der Wagen hielt vor dem Gasthofe.

Anselm Sommer stieg aus.

Der Doktor mußte weiter fahren zu Kranken. „Zu Mittag hole ich Dich ab, Anselm," sagte er beim Wegfahren. „Du wirst bei mir essen, mit — nun, Du weißt."

„Ja, ich weiß!" sagte der dicke Herr für sich. „Aber ich weiß mehr als Du, mein kluger Freund, und als Deine wohl noch klügere Frau und als das Dämchen, an das ihr mich verkuppeln wollt. Ha! Hätte ich darum das Geld geerbt, um an eine Frau verkauft zu werden, um Ruhe, Bequemlichkeit, Freiheit, Alles zu verlieren? Ich eine Frau, eine Hofmeisterin, eine Gouvernante? Hole der Teufel die Weiber! — Kellner, ein Frühstück, und dann eine Droschke, die mich zur Eisenbahn fährt! Wann geht der nächste Zug?"

„In zwei Stunden, mein Herr."

„Gut!"

Die Dame, die mit dem wohlbeleibten Herrn Anselm Sommer auf der Eisenbahn gefahren war und zuletzt das Coupé verlassen hatte, sagte dann noch einmal mit recht bitterem Lächeln: Der Bär! und sah sich darauf nochmals in dem Gedränge um, aber nicht nach dem Bären! sie suchte etwas Anderes. Sie fand aber auch das Andere nicht, und es schien ihr in ihrem Innern so bitter zu werden, daß sie nicht einmal mehr lächeln konnte.

„Allein muß ich hier herumirren in der fremden, großen Welt, in dem wilden Gedränge? Kein Mensch, der mich in Empfang nimmt? Sie hat doch Bediente! Ja, sie ist reich und ich bin arm. Ein armes Mädchen! Klingt das Wort nicht wie ein Fluch? Ist es nicht ein Fluch? Das Geld, das sie mir schickte — ich konnte es annehmen. Aber mich hier so meine Armuth fühlen zu lassen —"

„Helene! Meine liebe, theure Helene!" rief es neben ihr.

Die Freundin lag in ihren Armen.

„Emilie, Du selbst?"

Die gute Doktorin verstand die Frage wohl nicht.

„Kennst Du mich nicht mehr, Helene?"

„O, jetzt ganz!"

Und die arme Schulmeisterin weinte laut an der Brust der Freundin vor allen den Leuten, obwohl sie eine Schulmeisterin war.

„Komm, komm, Helene, Du Arme! Du sollst glücklich werden. Du sollst bessere Tage sehen. Auch Du!"

Sie setzten sich in eine Droschke und fuhren zu dem Hause der Doktorin.

Als sie im Hause angekommen waren, hatte die Lehrerin ihre Thränen getrocknet und die Doktorin sprach wieder.

„Wie freue ich mich, Dich endlich wieder zu haben, meine liebste, beste Freundin! Aber laß einmal sehen. Wie siehst Du aus? Nun, Du hast Dich konservirt trotz allen Widerwärtigkeiten, mit denen Du so vielfach zu kämpfen hattest."

„Ich hatte ihnen Geduld und ein ruhiges Gemüth entgegenzusetzen, Emilie."

„Und sollst dafür belohnt werden. Deine Leiden, Deine Entbehrungen sollen zu Ende sein. Du sollst glücklich werden, bessere Tage sehen — ich sage es Dir."

„Du sagst das so besonders, Emilie!"

„Ich habe einen besonderen Plan mit Dir."

„Mit mir? Einen Plan?"

„Ja, mit Dir. Darum ließ ich Dich herkommen. Gerade heute."

„Du machst mich neugierig. Wäre eine Lehrerinstelle für mich in der Residenz? Hier in Deiner Nähe, an Deiner Seite?"

„Es ist etwas Anderes. Höre mir zu! Ich muß es Dir nur gleich sagen. Du sollst heirathen!"

„Wie?"

Die Lehrerin war roth geworden, nicht vor Freude. Sie suchte einen Unwillen zurückzudrängen, der sich

plötzlich ihrer bemächtigte, sich wieder ihrer bemächtigte. Er klang doch noch durch ihren Ausruf hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Was unsere Soldaten thun.) Diese Frage beantwortet eine amerikanische Zeitung aus dem „Westen“ wie folgt: In einer Rede, welche General Sherman jüngst zu St. Louis an die Mitglieder der Armee von Tennessee hielt, sagte er: „Ich erinnere mich an einen kleinen Vorfall in Memphis im Sommer 1863. Wir waren im Lager und exerzirten unsere Soldaten für den kommenden Winter ein, als ich den Besuch eines angesehenen Mannes erhielt, eines Hauptmanns, jetzt Admiral Sessoffski von der russischen Marine, der mich bei vielen Exerzitien und Revüen begleitete und stets unsere Leute wegen ihres kriegerischen Ansehens beglückwünschte. Bei einer Gelegenheit ritten wir ins Lager von Barel's Batterie und ließen sie alle Exerzitien durchmachen vom Sammelruf an bis die Batterie gänzlich in Vertheidigungszustand gesetzt und zum Schlachtfeld bereit war. Er war sehr erfreut über die Schnelligkeit der Ausführung. Ich erklärte ihm, daß unsere Leute keine geschulten Soldaten von Profession, sondern vor einigen Monaten Commis, Mechaniker und Arbeiter gewesen wären. Er gab zu, daß dies möglich wäre, sagte aber: Was wollen Sie mit diesen Leuten anfangen, wenn der Krieg vorüber ist? Ich antwortete, sie werden Alle in Ruhe und Frieden in die Heimath zurückkehren. Er schüttelte den Kopf und schenkte mir keinen Glauben. Ich zweifle nicht, daß er uns seitdem, als einer Nation, vollkommen Glauben für dieses Resultat geschenkt hat, das in seiner Art ihm und allen Europäern so räthselhaft ist. Ja, unsere Leute sind in Ruhe und Frieden in ihre Heimath zurückgekehrt und ich mag hingehen, wo ich will, so treffe ich sie, alle mehr oder weniger beschäftigt in ihren verschiedenen Berufsarten. Anstatt der großen Kunst der Vernichtung üben sie jetzt die bessere Kunst des Schaffens. General Dodge leitet die Pacific-Eisenbahn über die Felsenberge (Rocky-Mountains), jenes erstaunliche Monument der Energie und Hilfsmittel unserer Nation. General Casement läßt des Tags 2 Meilen Schienen legen, General Wright projektirt die südliche Pacific-Bahn; General Sprague ist im Norden beschäftigt, eine Bahn nach Westen zu bauen. General Corse errichtet für den Schutz der Schiffe Häfen an den Seen des großen Westens. General Blair und Warren bauen Baumwolle im Süden; Wilson untersucht den Mississippi und entwirft einen Plan, um aus dem Illinoisflusse einen majestätischen Kanal zu bilden, welcher durch die großen Seen des Nordens genährt werden soll. Man wende sich, wohin man will, so finden wir unsere Kameraden beschäftigt, ihre Schwerter in friedliche Werkzeuge verwandelt. Jeder pflanzt seinen eigenen Wein und Feigenbaum und Niemand fürchtet sich.

(Vorschrift zur Glanzwichse.) Bekanntlich hat die Wichse den Zweck, dem damit überzogenen Leder rasch ein schönes, glänzendes, tiefschwarzes Aussehen zu ertheilen, ohne übrigens die Elasticität, Weichheit, Dauerhaftigkeit desselben zu beeinträchtigen; überdies darf die Wichse auch nicht schmutzen, sondern soll vielmehr das Leder möglichst undurchdringlich für Wasser machen. Nach dem bayerischen Kunst- und Gewerbeblatte besitzt die von E. Lutz in München erfundene und für Bayern patentirte Glanzlederwichse diese sämmtlichen Eigenschaften; dieselbe wird wie folgt bereitet: 6 Loth gute Potasche werden in 6 Pfund reinem Wasser aufgelöst, und der kochenden Lösung 12 Loth gelbes Wachs in kleinen Stücken zugegeben und unter Ersatz des verdampfenden Wassers so lange gekocht, bis das Wachs gänzlich aufgelöst ist. Diese Lösung wird nun heiß mit 20 Pfund reinem Beinschwarz gut gemengt und dann zu derselben noch 1 Pfund englische Schwefelsäure und 1/4 Pfd. Salzsäure unter Umrühren gegossen, worauf man nach einigen Stunden unter beständigem Umrühren 10 Pfd. Thran und 10 Pfund Syrup hinzusetzt. Die so erhaltene Wichse ist glänzend, tiefschwarz und für alle Arten Leder anwendbar. Sie zeigt alle guten Eigenschaften, die eine ausgezeichnete Wichse haben soll.

(Zahl der Thierarten.) Man kennt auf unserer Erde mehr als 155,000 Arten von Thieren, von welchen manche Arten sogar Millionen von Individuen haben. Ueber 135,000 Arten leben noch jetzt; über 20,000 Arten sind ausgestorben. Unter den jetzt lebenden sind 2000 Arten von Säugethieren, 7000 Arten Vögel, 1500 Arten Kriechthiere, 8000 Arten Fische, 100,000 Arten Insekten, 4000 Arten Strahlthiere, 3500 Arten Polypen, 1400 Arten Infusorien (Aufgußthiere).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Donnerstag, 2. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

Unsere Erzählung beginnt auf einem der hohen, üppig bewachsenen Berge am südlichen Abhange des Thüringer Waldes, zwischen denen die Werra mit ihren klaren, blauen Wellen sich hindurchwindet, und auf deren höchsten Höhen dem Besucher der Fernblick in das herrliche Franken sich darbietet.

Es war Sonntag und noch sehr früh am Tage, es war um die schönste Zeit im Jahre, denn der Monat Mai war eben zur Hälfte abgelaufen.

Das heitere Blau des Himmels war, so weit das Auge reichte, von keinem einzigen Wölkchen bedeckt; in den Thälern herrschte eine tiefe, feierliche Ruhe; kein Eisenhammer rührte sich, keine Mühle ließ ihr geschäftiges Klappern hören, nur das Brausen der Wehre, über die sich der Gebirgsbach schäumend stürzt, und der Gesang aus tausend Vogelkehlen unterbrach die andächtige Stille.

Die Gegend, von der wir sprechen, gehört zu denjenigen, die fast nur von ihren Bewohnern gekannt, aber desto mehr mit der schwärmerischen Anhänglichkeit des Gebirgssohnes von diesen Bewohnern geliebt werden, weil sie so schön, und vielleicht eben darum, weil sie so verborgen und jungfräulich sind.

Die Berge ringsum waren alle hoch und steil, hie und da auf graue Felswände sich auflehnend: aber nirgends sah man eine öde Stelle, Alles athmete frisches, junges Leben, von der blaugrünen, nach dem hohen Himmel hinauf strebenden Tanne herab bis zu dem smaragdgrünen Teppich der von murmelnden Bächlein blaudurchäderten lachenden Waldwiese.

Auf einem Baumstamme dicht an dem jähen Abhange des Berges, unter dem Laubdache einer bemoosten Buche, saß ein junger Mann, den Kopf auf Ellbogen und Knie stützend, und mit der andern Hand eine kurze, auf dem Boden stehende Büchse umfassend.

Neben ihm auf dem Baumstamme lag ein grüner Hut, wie ihn die Jäger des Gebirges tragen, geschmückt mit den bunten Federn erlegter Vögel. Außer der Büchse und dem Hut verrieth noch ein langes Waidmesser am schwarzen, blanken Gurt den Jäger vom Fach. Ein eng anschließender, kurzer grüner Rock, ein paar dunkle Beinkleider und erbsengelbe Gamaschen, welche einen äußerst zierlichen Fuß zur Hälfte versteckten, bildeten den äußeren Anzug. Ueber der Hand des Jägers, welcher zu schlafen oder zu träumen schien, reihte sich Locke an Locke des dichtesten braunen Haares.

Die feierliche Stille wurde plötzlich durch einen langen, hellen Pfiff, der von dem schräg gegenüber liegenden Berge kam, unterbrochen, welchen der plötzlich in die Höhe fahrende, den gekrümmten Finger zwischen die Lippen legende Jäger mit einem ebenso schrillenden Pfiffe beantwortete. Das nun nicht mehr bedeckte Antlitz des Jünglings ließ eine außerordentliche Schönheit erkennen. Unter einer hohen, von den Sonnenstrahlen verschont gebliebenen sehr weißen Stirne und unter schön gebogenen Augenbrauen hervor leuchteten ein paar braune Augen, die, mit einem Ausdrucke von Schwärmerei, gewiß unwiderstehlich werden konnten; die scharf gezeichnete Nase war ein klein wenig gebogen und gab dem Gesichte etwas Edles, der Mund war klein, und die Lippen, welche dann und wann sehr schöne, weiße Zähne sehen ließen, tiefroth.

Bis auf einen kaum sichtbaren Flaum an Kinn und Oberlippe war das Gesicht glatt, hatte aber von Sonne und Wetter jenes Braun erhalten, welches von den Frauen des Gebirges als die wahrhaft männliche Farbe der vornehmen Blässe der Salonherren vorgezogen wird. Dieses braune Colorit hatte sich auf dem entblößten, muskulösen Halse niedergelassen, um welchen ein schwarzseidenes Tuch geschlungen war, dessen Enden frei herabhingen.

Der junge Mann war von schlankem Körperbau, ein Stück über die gewöhnliche Größe hinaus, und

von jener Ausdehnung der Brust, des Nackens und der Schultern, die auf eine große Körperkraft schließen läßt! Und in der That, unser junger Freund hatte die Kraft von zwei Männern.

Der helle Pfiff, den der junge Jäger als Antwort gegeben, war kaum verklungen, da rauschte es in den Gebüschen vor ihm und ein braun getigerter Hühnerhund sprang in munteren Sätzen auf den Jäger zu, wie bei einem alten trauten Bekannten, an ihm in die Höhe.

Jetzt schallte ein lautes, kräftiges Hiaho durch die Bäume von daher, wo der Hund gekommen, und nach wenigen Minuten trat ein zweiter älterer Jäger, ebenso gekleidet und bewaffnet wie der erst dagewesene, aus den Bäumen hervor auf den freien grünen Plan.

Das „Guten Morgen, Richard" des Neuangekommenen wurde mit einem freundlichen „Grüß' Gott, Werner" erwiedert; beide Männer schüttelten sich herzlich die Hände und setzten sich auf den Baumstamm nieder.

Der ältere der beiden Jäger war noch ein paar Linien größer als sein Gefährte, hatte blondes Haar, ein sehr sonnverbranntes Antlitz, dem ein dicker, langer Schnurrbart ein wildes Aussehen gab, und konnte bei einem paar grauen, lebhaften und klugen Augen und einer Adlernase ein schöner Mann genannt werden.

Er zählte 33 und Richard 20 Jahre. In dem Umgang beider Jäger mit einander erkannte man gar leicht die innige Zuneigung, die sie aneinander fesselte.

Werner liebte den jungen Richard, den er die Büchse führen und ein Wild zu beschleichen gelehrt hatte, mit all der Zärtlichkeit, welche sich bei Männern, die keine Familie besitzen, so leicht für junge Gefährten findet, in denen sie ihre eigene Jugend wieder erkennen.

Es waren dieselben Grundsätze der Ehre und des Edelmuthes, die Beide befolgten, nur daß Werner dabei eine gewisse Derbheit an den Tag legte, während Richard dieselben mit Sanftmuth und zugleich mit einer unerschütterlichen Entschlossenheit ausübte.

Gerade diese mitunter weibliche Sanftmuth, gepaart mit einer unbeugsamen Entschlossenheit in dem Charakter des Jünglings war es, die ihn zum Gegenstand der leidenschaftlichen Verehrung des gereifteren und mit seinen Gunstbezeugungen sonst sehr kargen Werner machte.

Richard erwiederte diese ihm so wohlthuende Zuneigung mit der ganzen Lebhaftigkeit und Ungebundenheit eines jugendlichen Gemüthes und hatte vor den sonstigen männlich starken Eigenschaften Werner's eine tiefbegründete Achtung.

„Warst Du in der tiefen Aue, Richard, und hast Du dort geschossen?" fragte Werner.

„Nein, ich war auf dem Spitzberger Schlag*, als der Schuß fiel, und glaubte, Du hättest Deine Büchse abgeschossen, weil Du nach meiner Berechnung um jene Zeit in der Aue sein mußtest; ich bin, immer auf der Höhe, über die Trautmannsleite hierher gegangen und habe auf dem ganzen Wege auch nicht ein lebendig Haar gesehen."

Als Richard den Schuß, den er in der Ferne gehört, mit so großer Zuversicht als einen Büchsenschuß bezeichnete, konnte man auf Werner's braunem Antlitz die stolze Zufriedenheit eines Vaters erkennen.

„Du hast Recht, mein Junge, ein Büchsenschuß war es, aber da Du nicht geschossen, so war es kein anderes als das Rohr des braunen Heinrich, das uns guten Morgen geboten, denn in den Bergen hier gibt es blos zwei Rohre mit so hellem Schlage, das eine ist das Deinige, das andere ist das des braunen —"

„Nenne diesen Schurken nicht mehr," unterbrach hier Richard seinen Freund mit einer Hast und Wildheit, die große innere Aufregung verrieth, „wenn ich zum zweiten Male mit ihm zusammen gerathe, wird Einer von uns den letzten Schuß aus seinem Rohre thun, denn ich werde ihm seinen Stutzen nehmen, so wahr —" „Schwöre nicht, mein Junge, ich weiß, was Du thun wirst, aber ich bitte Dich, denke daran, daß der Heinrich Dich, seinen ärgsten Verfolger, wahrlich keinen Grund zu schonen hat und daß er sehr selten fehlt. Denke an Deine Mutter und an mich, an Deinen Bruder, und sei nicht unvorsichtig. Wenn Dir je der Heinrich ein Leid thun sollte, so weißt Du, daß ich keine andere Kugel mehr verschießen würde als diejenige, die ihn zu Boden streckte, aber Dich würde ich mir nicht wieder schaffen können und ich würde vor Gram oder im Gefängnisse sterben."

Die beiden Männer drückten sich nochmals die Hände und Richard versprach seinem Freunde, bei der ferneren Verfolgung des genannten gefürchtetsten Wildschützen des Gebirges die größte Vorsicht anzuwenden.

Werner hatte inzwischen seine Jagdtasche geöffnet und sein Frühstück hervorgeholt, das er redlich mit Richard theilte.

Als Beide, die Jagdtaschen quer auf den Knieen, die Taschenmesser in der Hand, recht ernsthaft an das Frühstück gingen, rückte Hektor sehr nahe an Richard und gab diesem durch leises Anstoßen mit der kalten Nase das große Interesse zu erkennen,

welches er an der Beschäftigung der beiden Jäger nahm.

„Ah, Freund Hektor, hast wohl auch Appetit bekommen? — Hier, mein alter Bursche, versuche Dein Gebiß —“ sagte Richard und überreichte seinem treuen Anhänger eine Partie Knochen, mit denen Hektor, sehr ernsthaft und geschäftig, bald eine Musik hervorbrachte, die schwache Nerven äußerst affizirt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

Die Doktorin bemerkte es nicht; sie war nur mit ihrem Plane beschäftigt. „Frauen kuppeln gern,“ hatte ihr eigener Mann ihr gesagt, und sie liebte die Freundin und wollte sie glücklich machen, und was sie für ein Glück hielt, mußte ja auch die Freundin dafür halten. So sagte sie mit einem Gesichte, das vor Freude strahlte.

„Ja, Helene, mein Kind, es ist eine abgemachte Sache.“

„Und zwischen wem?“ fragte die Schulmeisterin.

„Zwischen meinem Mann und mir. Höre mir zu!“

„Sprich!“

Die Lehrerin sagte es sehr kalt.

Die Doktorin erzählte um desto wärmer:

„Mein Mann hat einen Freund; Sommer heißt er; er ist ein braver, prächtiger Mensch. Er hat sich gleichfalls sein Leben lang plagen und quälen müssen. Da hat er vor einigen Wochen unerwarteter Weise eine Erbschaft von einhundertfünfzigtausend Thalern gemacht. Den Mann haben wir Dir bestimmt.“

„Den soll ich heirathen?“

„Den sollst Du heirathen.“

„Daraus wird wohl schwerlich Etwas werden.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht will.“

„Und warum wolltest Du nicht?“

„Ich lasse mich nicht verhandeln wie eine Waare.“

„Helene!“

Die Doktorin rief es in höchster Verwunderung.

Der Unwille der Lehrerin war voll hervorgebrochen, der Zorn, die Scham.

„Ach,“ sagte sie, „ich habe nie bitterer meine Armuth empfunden, als in diesem Augenblick. Ich hatte Freundschaft, Liebe hier erwartet; mich empfängt eine Demüthigung.“

Sie mußte bitterlich weinen.

„Aber, Helene, die herzlichste Freundschaft, die innigste Liebe waren es nur, die uns den Gedanken eingaben.“

Die Lehrerin trocknete ihre Thränen.

„Gebt den Gedanken auf, Emilie. Und dann verzeihe mir!“

Sie umarmte die Freundin.

„Sie hat ihren Stolz und einen festen Willen,“ sagte die Doktorin für sich. „Mein Mann hat es mir wohl gesagt. Aber —“

Aber auch die Doktorin hatte wenigstens einen zähen Willen.

„Nun gut, Kind,“ sagte sie, „wenn Du denn durchaus nicht willst. Aber ansehen kannst Du ihn Dir doch.“

„Wen?“

„Den Herrn Sommer. Er ist hier. Mein Mann hat an ihn geschrieben, wie ich an Dich geschrieben habe. Er wird zu Mittag bei Tisch hier sein.“

„Ah, da sollten wir uns kennen lernen?“

„Ja!“

„Und er weiß —?“

„Mein Mann hat mit ihm gesprochen, wie ich mit Dir.“

„Und ich soll ihn hier sehen?“

„Das kannst Du doch!“

„Emilie, Emilie! Hast Du denn —? Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen. Ihr habt es gut mit mir gemeint, Du und Dein Mann. Ihr habt es gut gemeint; Ihr habt es nur nicht gut getroffen. Und — und — nimm es mir nicht übel, meine Freundin, ich muß wieder zurückreisen, jetzt gleich, auf der Stelle.“

Sie stand auf; sie langte nach ihrer Reisetasche.

„Helene!“ rief die Doktorin fast entsetzt.

Die Lehrerin stellte sich vor sie, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, sah sie mit ihrem braven Gesichte an.

„Emilie, höre Du jetzt mir zu! Wenn ich die reiche Doktorin Neumann wäre und Du wärst die arme Lehrerin Krone, und ich hätte an Dich geschrieben: Komm' zu mir, meine Freundin; mein Mann und ich haben da einen reichen Mann verschrieben, den sollst Du heirathen — wärst Du gekommen?“

„Aber, Helene, ich habe ja nicht so an Dich geschrieben.“

„Das ist's eben. Aber wärst Du gekommen?“

Die Doktorin antwortete nicht.

„Ach, Du hast keine Antwort. Und nun weiter. Wenn ich das nicht an Dich geschrieben, wenn ich

Dir geschrieben hätte, wie Du mir schriebst, und ich empfinge Dich nun hier, wie Du mich empfängst: mein Mann hat einen Freund, der reich geworden ist und nun eine Frau haben soll, und wir haben Dich dazu ausersehen. Ob er Dich will, ob er überhaupt eine Frau will, das wissen wir zwar nicht, aber wir haben ihn heute eingeladen, versuche Du Dein Glück an ihm! — Emilie, was thätest denn Du?"

„Du nimmst die Sache zu scharf, Helene!"

„Kannst Du sie milder auffassen, so antworte mir, was Du thätest?"

„Wir Beide werden nicht bei Tisch erscheinen, Helene."

„Ich wenigstens nicht."

Sie hatte ihre Reisetasche an den Arm gehängt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Amerikanisches.) Um zu zeigen, wie trefflich sich in Amerika der Sinn für riesenhafte Schöpfungen auf dem Gebiete des materiellen Verkehrslebens mit dem für Förderung der Geistesbildung vereint, mögen hier aus dem „Yale Courant" (Universitäts-Zeitung) einige statistische Mittheilungen folgen. Das genannte Blatt stellt eine Liste von 31 höheren Lehranstalten auf, welchen im Laufe des letzten Studienjahres (1. September 1866 bis dahin 1867) an Vermächtnissen und Dotationen von Privatleuten 3,041,000 Dollars zufielen. Darunter ist die durch den früheren Zimmergesellen und nachmaligen Compagnon des Telegraphen-Erfinders Morse ins Leben gerufene und mit einer Summe von 500,000 Doll. ausgestattete Universität zu Ithaca im Staate New-York. Dem altberühmten Howard College in Massachusetts fielen 400,000 Dollars zu, dem nicht minder angesehenen Yale College in Newhaven 206,000, dem Tuft's College zu Bedford (Massachusetts) 300,000, der Baldwin University in Ohio 103,000, dem Dickinson College zu Carlisle, der Universität in Chicago und der zu St. Louis 100,000, der Western University zu Pittsburg 95,000, der Wesleyan University in Connecticut 98,000, dem Hamilton College zu Clinton im Staate New-York 94,000, dem Lafayette College zu Easton in Pennsylvanien 90,000, den übrigen 20 Collegien Beträge von 16,000 bis 8000 Dollars. Das Alles, um es nochmals zu wiederholen, innerhalb eines einzigen Jahres! Ueberhaupt bleibt Alles, was in Deutschland und wohl auch anderwärts an materiellen Mitteln für das Unterrichtswesen aufgewendet wird, weit, sehr weit zurück gegen das, was Amerika leistet. Die amerikanischen Schulhäuser erscheinen in den größeren Städten als glänzende Paläste, und selbst die kleinsten sichern der Schule mindestens eine ihrem Berufe würdige Stätte. Wer kennt z. B. das Städtchen Sedalia? Wahrscheinlich nur wenige oder keiner unserer Leser; es ist irgendwo ein kleiner Ort in der Union, aber dieser kleine Fleck baut soeben ein Schulhaus, das 30,000 Dollars kostet, und verwendet natürlich eine entsprechende Summe auf Lehrmittel und Lehrergehalte. Und in dem amerikanischen Lehrer achtet man nicht nur den Menschen, den Gentleman, sondern man bezahlt ihn auch als solchen, entsprechend seinen Leistungen und seiner großen Aufgabe.

(Wilhelmine v. Chezy als Prophetin.) Ein deutscher König, der seine Verachtung für die deutsche Literatur förmlich zur Schau trug, schickte einst einer Dichterin, die ein begeistertes Loblied an ihn gerichtet hatte, zwei Thaler, die sie aber nebst einer poetischen Antwort wieder zurücksandte. Der König war Friedrich der Große und die Dichterin Anna Luise Karsch, und diese unkönigliche Handlungsweise wird den Namen der Karsch länger fortleben lassen, als dies in Folge ihrer poetischen Leistungen der Fall gewesen sein würde. Eine Enkelin dieser Dichterin, Wilhelmine v. Chezy, hat prophezeit, daß am 17. August 1868 Louis Napoleon ermordet und die Republik in Frankreich proklamirt werden würde. Das Nähere mögen unsere Leser in: „Nicht nach der Schablone", Novelle von E. Merr, (Verlag von H. Matthes in Leipzig) nachlesen, welche außerdem noch in der Novelle: Dr. Arnold ein Seelengemälde von ergreifender Wirkung vorführt. Diese Novelle schildert Lebensverhältnisse, wie sie unsers Wissens noch nirgends gezeichnet, sie trägt das Gepräge einer auf wirklich vorgekommenen Thatsachen gestützten Erzählung und doch möchte man nicht glauben, daß eine in bester Absicht begangene That solche Folgen haben, daß ein gleichgiltig hingeworfenes Wort Selbstmordgedanken in einem seelenstarken Manne wachrufen und diese Gedanken bis zur That führen könnte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Samstag, 4. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Fortsetzung.)

Die beiden Jäger saßen noch auf dem Baumstamme, ihr Frühstück war beendigt, Hektor hatte die ihm gereichten Knochen zermalmt und saß, verständig um sich schauend, neben Richard, dessen Hand auf seinem Kopfe ruhete.

In die Gemüther der beiden Männer zog unwillkürlich jene Andacht ein, welche die erhabene Schönheit der Natur bei dem dafür so sehr empfänglichen Sohne des Hochwaldes schnell und leicht hervorruft. Sie saßen schweigend neben einander und tauchten wieder und immer wieder die Blicke in die vor ihnen ausgebreitete reizende Gegend.

Da begann des Gebirgsjägers wahre und von ihm hochgehaltene Sonntagsfeier — das Geläute der Glocken von den Kirchthürmen der umliegenden Ortschaften.

Es waren die kleineren, bescheidenen Glöckchen der weniger bewohnten ärmeren Dörfer zu den Füßen der Jäger, die mit ihren Silberstimmchen zuerst ihren hellen, klaren Klang in die reine Morgenluft hinaus erschallen ließen; ihr Ruf war noch nicht verklungen, so trugen die Wellen der Lüfte den sonoren, harmonischen Schall der Glocken in den Stadtkirchen von der Werra herüber an die Gebirgswand.

Auf dem Punkte, auf dem die beiden Jäger sich befanden, ließ sich das vielfache Geläute der verschiedenen Glocken, je nach dem Luftzug, bald stärker, bald schwächer vernehmen; jetzt schien es zu verklingen oder in weite, weite Ferne sich zu verlieren, und im nächsten Augenblicke war es so hell, so volltönend harmonisch, als wenn die Entfernung nicht mehrere Stunden, sondern nur Büchsenschußweite wäre.

Ein Frühlingsmorgen im Gebirge, mit seiner stärkenden, mit Wohlgerüchen gewürzten und doch so reinen, schönen Luft, die Natur rings herum in festlichem Schmucke der glücklichen, Wonne athmenden Braut, die buntgefiederten Völker des Waldes in ihrem unschuldigen Wetteifer, die Freude über ihr Dasein in hellen Liedern zu verkünden — dies Alles verfehlt seinen tiefen, ergreifenden Eindruck auch auf das vertrocknetste Gemüth des Egoisten niemals.

Hehrer noch, erhabener ist der Sonntagmorgen im Gebirge.

In den Thälern, in den Werkstätten der Menschen ruhen die sonst fleißigen Hände, das Geräusch der geschäftigen Arbeit ist verstummt, auf den Straßen sieht man nur Diejenigen, welche, feiertäglich geputzt, das Gesangbuch in der Hand, zur Kirche wallen; auf den Triften grast das Vieh, das in der Woche den schweren Wagen und den Pflug gezogen; auf den Bergen, in den Wäldern hört man nicht das Lärmen der rastlosen Jäger; die dröhnende Axt des fleißigen Holzhauers ruht, und wenn an einer einsamen Gebirgswand auch der Köhler seinen Schürbaum handhabt, so ist es nur die dringendste Arbeit, die er an seinem Meiler verrichtet, denn auch er hat sich vom Schmutz und Ruß der Woche rein gemacht und seine muskulöse Brust blickt durch ein rein gewaschenes Hemd hervor.

Diese Ruhe ist es nicht allein, welche den Sonntagmorgen zu einer Feier für die ganze Schöpfung macht; der Schall der ehernen Zungen, die den Menschen zur Andacht rufen, ist es, welcher diese Feier erhöht.

Es ist ein unbeschreiblich erhabenes Gefühl, das ein empfänglich Herz da oben auf den schönen Bergen, in der heiligen Natur, bei solchem Glockenschall erfaßt.

Als das Geläute der Glocken aus den verschiedensten Richtungen her die höchste Schönheit seiner feierlichen Harmonie erreichte, da überwältigte die beiden Männer das Gefühl der Andacht und der

Gottesfurcht; sie drückten sich stumm die Hände, Werner nahm, wie Richard schon vorher gethan, seinen breitrandrigen Hut vom Kopfe und ein Jeder betete still und andächtig für sich. — So ist des Jägers und Wäldlers Gottesdienst, wenn die Natur des Schöpfers Dasein predigt und tausend Kehlen seine Allmacht singen. —

Nachdem sie ihr Gebet vollendet, erhoben sich die beiden Jäger, setzten ihre Hüte auf, warfen die Gewehre über die Schultern und nahmen ihren Weg in das hohe Holz hinein, einen ebenen Fußpfad auf dem Kamme des Gebirges verfolgend.

Eine halbe Stunde waren sie miteinander fortgeschritten, da theilte sich ihr Weg; Werner, welcher das nächste Forsthaus im Thale bewohnte, mußte von der Höhe herabsteigen, während Richard dieselbe noch eine Stunde lang halten mußte, um auf dem geradesten Wege nach der Oberförsterei zu gelangen, in welcher er seit einigen Jahren sich als Lehrling befand.

Die beiden Jäger reichten sich die Hände; Richard blieb auf dem Wege und Werner stieg auf einem schmalen, durch dichtes Holz führenden Pfad mit Hektor hinab in das Thal, nicht ohne erst noch ein paar Mal sich zur Seite zu wenden und der wirklich schmucken Gestalt seines munter dahinschreitenden Lieblings mit einem Blick nachzusehen, der all die rührende Zuneigung ausdrückte, die er für den Jüngling empfand.

Als Richard ein Stück des Weges fortgeschritten war und sich von seinem Freunde nicht mehr beobachtet wußte, veränderten sich plötzlich seine ernsten Züge; seine braunen Augen glänzten und eine unbeschreibliche Wonne war auf seinem schönen Gesichte und in dem stillen, freudigen Lächeln der halbgeöffneten, frischrothen Lippen zu lesen. Aus der Brust hervor zog er eine rosaseidene Schleife und ein kleines Blättchen sehr feines Papier und bedeckte beide Gegenstände mit heißen Küssen.

Richard liebte seinen Werner sehr, die Schleife aber und das Blättchen Papier waren offenbar von einer andern geliebten Person, denn eine Rosaschleife war, so lange Werner lebte, noch nicht durch seine Hände gegangen, und das Papier war so fein, daß Werner Bedenken getragen haben würde, darauf zu schreiben, indem er, wie er sagte, auf dem albernen Postpapier sich immer vorkam, wie auf leibhaftigem Glatteise, auf dem man ausgleitet und einbricht.

Auf dem Liebesbriefchen, denn ein solches war es, stand: „Ich danke Ihnen und werde mich freuen, Sie am Sonntag Mittag am Garten vorüberkommen zu sehen. Clara.“ Das war wenig und doch viel; Richard wenigstens schien es für sehr viel zu halten, denn er las und las noch einmal, und ganz besonders ruhten seine Augen auf dem Wörtchen „freuen“, und auf der Schleife, welche mit dem Billet zugleich an ihn gelangt war. Da es inzwischen, wie Richard nach dem Stand der Sonne genau beurtheilte, zehn Uhr geworden war, so beschleunigte er seine Schritte, um pünktlich an dem Garten vorüberzukommen.

Der Weg, den Richard verfolgte, wurde mehrmals von Fußpfaden, die quer über den Gebirgskamm aus einem Thale in das andere führten, durchschnitten und dadurch sogenannte Kreuzwege gebildet.

An einem dieser Kreuzwege saß, als Richard herankam, ein Mädchen von 17 Jahren, gekleidet in die Volkstracht der Grenzdörfler, die aus einem grünen, bis kurz unter die Kniee reichenden, mit grünseidenen Bändern besetzten, weitfaltigen Tuchrocke, einem blauen Spenser, einem oben aus demselben sichtbar werdenden rothgeblümten Halstuche und einem kleinen, auf dem Hinterkopfe sitzenden Häubchen mit langen, schwarzseidenen Bändern bestand.

Dieses Kind des Volkes, mit den kleinen, aber von gewohnter Arbeit hart gewordenen Händen, mit dem niedlichen, in grobe Schuhe verborgenen Fuße, war schlank und von jener gefälligen Fülle der sich entwickelnden Jungfrau. Ein kohlschwarzes Haar, ein paar funkelnde schwarze Augen, gesunde, rothe Wangen neben einem kleinen, scharfgezeichneten Näschen ließen ihr weißes und zartes, ovales Gesichtchen ganz entschieden als recht hübsch erscheinen.

Richard, dessen ganze Seele in diesem Augenblicke zwar anderswo weilte, war doch auch zu gleicher Zeit in jener freudigen, offenen, für alles Natürlich-Schöne so recht empfänglichen Herzensstimmung und sah, immer näher an das niedliche Kind heranschreitend, mit recht freundlichem Blicke auf dasselbe hernieder, indem er ihm mit seiner sanften, klaren Stimme einen „Guten Morgen, mein Kind!“ zurief. „Grüß' Gott, Herr!“ war die schüchterne Antwort des Mädchens, das über und über roth wurde, aber nach kurzer Verlegenheit dem jungen Jäger mit dem unnachahmlichen Lächeln des Vergnügens ins Gesicht schaute, welches ein schöner, junger Mann einem jungen, unschuldigen Mädchen beim ersten Zusammentreffen stets entlockt.

Richard schritt weiter, ohne zu ahnen, daß ihm sein freundlicher „Guten Morgen“ das Herz eines einfachen, aber entschlossenen Weibes zu eigen gemacht hatte. Das Mädchen schaute ihm mit sinnendem Blicke nach; die Hand auf's Herz gepreßt, flüsterte sie: „Wie schmuck, wie vornehm er ist und wie gut er sein muß, daß er mich armes Mädchen zuerst grüßt; Den möcht' ich oder keinen, wenn ich dürfte.“ Je weiter sich Richard entfernte, desto

ernster und trauriger wurde der Ausdruck der Gesichtszüge des vorher so fröhlichen Mädchens.

Sie hatte eine kurze Zeit dagesessen, sehr wehmüthig und gedankenvoll; da schallten abermals Tritte an ihr Ohr und ein breitschulteriger, eher kleiner als großer Mann, in brauner Leinwandblouse, mit bärtigem, braun gefärbtem Gesichte, aus welchem unter dem breiten Rande eines groben, grauen Filzhutes ein paar wilde, graue Augen hervorleuchteten, bewaffnet mit einer kurzen Büchse und einem blanken Waidmesser, trat herzu. Dieses war der braune Heinrich und das Mädchen seine Tochter Bärbe.

„Ach, Vater," begann Bärbe, „wer war nur der schmucke Jägersmann, der eben hier vorüber gegangen ist?" — und beschrieb in ihrer einfachen und diesmal doch so beredten Weise dem mürrisch sie anschauenden Wildschützen seinen Erzfeind Richard so genau, daß dieser nicht verkannt werden konnte.

„Ohe, Bärbe — Du hast dem Milchgesicht verdammt tief in die Lichter g'schaut, sonst wüßt' ich nicht, wie Du das Alles so behalten hätt'st — der Fant ist der Jäger Richard drüben von Dillhausen, verstehst Du! — Und wenn er mir wieder einmal auf meiner Fährte pirscht, der Gelbschnabel der, so werde ich seinem Vorwitze ein Ende machen, und wenn ich die letzte Kugel dran wenden sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

„Helene, Du wirst doch nicht —!"

Die Lehrerin sah noch ein Mal die Freundin klar und ruhig an.

„Ich muß, meine liebe Emilie. Ich habe Dir und Deinem Manne einen Plan verdorben, einen Lieblingsplan; ich erkenne es mit dem aufrichtigsten Danke an. Das läßt eine Verstimmung in Euch zurück. Ich habe durch die Weigerung, Deines Mannes Freund nur zu sehen, Euch gegen diesen, diesen gegen Euch kompromittirt. Das muß Euch Alle noch mehr verstimmen. In meinem Innern fühle ich selbst eine gewisse Säure; ich leugne es nicht. Da passen wir Alle für den Augenblick nicht zusammen. Ich muß fort, wie wehe es mir thut. Ueber's Jahr komme ich wieder zu Dir. Dann haben wir Alle Alles vergessen. Lebe wohl, meine liebe Freundin! Habe Dank für Alles, was Du für mich gethan hast, was Du für mich thun wolltest, Du und Dein Mann. — Lebe wohl!"

Die Thränen waren ihr doch wieder in die Augen getreten.

Auch der Doktorin traten sie hinein.

Aber scheiden mußten sie, das erkannte, das fühlte auch die Doktorin.

Sie schieden. —

Eine Stunde später kam der Doktor nach Hause.

Aber er war allein.

„Wo hast Du Sommer?" fragte ihn die Frau.

„Der Narr ist wieder abgereist. Da, lies den Wisch, den er mir zurückgelassen hat."

„Gottlob!" sagte die Frau.

„Und wo ist Deine Freundin?" fragte der Doktor.

„Gleichfalls wieder fort."

„Teufel!" sagte der Doktor.

Wiederfinden.

„Eine Frau! Das hätte mir fehlen sollen! Als wenn man nicht ohnehin genug Aerger und Verdruß, Mühe und Last in der Welt hätte! Eine Frau! So eine Gouvernante gar! Ich dürfte mich nicht ausstrecken, nicht fluchen. Ich müßte für ihre Sachen mit sorgen, ihr einen Platz verschaffen, sie gar in den Wagen heben! Jetzt sitze ich so bequem hier — kann thun und lassen was ich will — habe mich um keinen Menschen zu kümmern! Bah, mein lieber Freund Neumann, so hatten wir nicht gewettet! Ich will mein Geld in Ruhe genießen. — Was für eine Person sie mir wohl zugedacht hatten, er und seine Frau, die so zärtlich besorgt für mich war, die sich mein Glück in den Kopf gesetzt hatte? Mein Glück! Helene Krone hieß sie? Gott behüte mich in Gnaden vor dieser Helene Krone! — Aber verdammt, was ist denn das? Hatte ich doch dem Menschen —. Ja, diese nichtswürdigen, diese verdammten Eisenbahnen! Keine Treue, kein Glaube! Und nun darf ich wieder nicht ein Mal mehr fluchen! Aber ich will es! Hole der Teufel alle Eisenbahnen und alle Weiber!"

Der Postsekretär Herr Anselm Sommer hielt dieses Anfangs so gemüthliche und dann so zornige Selbstgespräch.

Er war, nachdem er schnell sein Abschiedsbillet, dessen Inhalt leicht zu errathen ist, seinem Freund geschrieben hatte, sehr frühzeitig zur Eisenbahn gefahren, um ja nicht zu spät zu kommen, vielmehr mit recht voller Bequemlichkeit sich zum Einsteigen vorbereiten zu können. Er hatte sich dann den nächsten Zug angesehen und die Schaffner, die zu dem Zuge gehörten. Einen von ihnen hatte er auf die Seite genommen.

„Könnten Sie mich wohl in ein Coupé bringen, in dem ich so recht bequem säße?"

„Gewiß, mein Herr. Wir stehen hier gerade an einem ganz bequemen."

Der Mann schloß ein Coupé auf, an dem sie standen.

Der dicke Herr sah hinein. Es gefiel ihm.

„Hm, hm, könnte ich wohl ganz allein darin bleiben? Nur für zwei Stationen!"

Der Schaffner wollte die Achseln zucken.

Der dicke Herr zeigte einen Thaler zwischen den Fingern.

Geizig war er nicht.

„Ja, ja, es wird gehen," sagte der Schaffner. Er hatte den Thaler schon in seiner Hand.

„Es muß gehen," sagte er.

„Könnte ich sogleich einsteigen?" fragte der dicke Herr.

„Auf der Stelle, mein Herr!"

„Holen Sie mir auch wohl meine Sachen hierher? Sie liegen im Wartesaal, gleich an der Thür."

„Zu Befehl, mein Herr."

Der Schaffner eilte in den Wartesaal, kam mit den Sachen des wohlbeleibten Reisenden zurück, Pelz, Reisesack, Schirm und Stock, legte sie in das Coupé, hob hinter ihnen den dicken Herrn hinein, verschloß das Coupé und ging weiter.

Der dicke Herr war sehr zufrieden und vergnügt, machte es sich sehr bequem, hielt dann sein Selbstgespräch und wurde in diesem unterbrochen.

In dem Schlosse des Coupés drehte sich draußen ein Schlüssel.

Der dicke Herr sah durch das Fenster. Ein Schaffner stand an der Thür, hinter dem Schaffner eine Dame. Der Schaffner schloß die Thür auf, um die Dame einsteigen zu lassen.

Der dicke Herr war betrogen. Er wollte sich überschlagen vor Zorn. Und er durfte nicht einmal Etwas sagen; es war ein anderer Schaffner, der jetzt aufschloß, und er erkannte die Dame, und sein Zorn verwandelte sich in Entsetzen: die Dame war seine Reisegefährtin vom Morgen, in deren Gegenwart er nicht hatte stöhnen und nicht hatte fluchen dürfen und der er noch seinen Dank schuldig geblieben war. Nichts drückt mehr, als die rückständige Schuld eines Dankes.

Der Schaffner hatte aufgeschlossen.

Die Dame stieg ein.

Und auch die Lehrerin Helene Krone erkannte den Reisegefährten vom Morgen, der auf so unhöfliche Weise sich nicht weiter um sie bekümmerte, den sie einen Bären genannt hatte, vor dem Gott sie behüten möge, wie der Herr Anselm Sommer den lieben Gott gebeten hatte, er möge ihn vor einer Frau behüten. Sie erkannte ihn in der Stimmung, in der sie war; sie hatte diese selbst eine säuerliche genannt.

Daß sie sich hatten heirathen sollen, daß man sie hatte verkuppeln wollen, das wußten sie gar nicht einmal.

Aber sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen, Beide; wenigstens unhöflich durften sie nicht gegen einander sein; namentlich der dicke Herr hatte nicht die geringste Veranlassung dazu.

„Ah, da treffen wir uns ja wieder!" sagte er. Er hätte gern dabei gestöhnt, aber er wagte es doch nicht, und daß er es nicht wagen durfte, das ärgerte ihn schon von Neuem.

„Ja," antwortete die Dame.

Der „Bär" hatte nicht einmal gesagt, daß er sich freue, sie wiederzusehen; wie hätte sie ihm da mehr erwiedern sollen?

Fühlte er das trotz seines Aergers?

„Sie haben sich nicht lange in der Residenz aufgehalten," fuhr er fort.

„Auch Sie nicht, wie ich sehe."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Freunde einer gediegenen und ansprechenden Unterhaltungsliteratur machen wir aufmerksam auf

„Dr. Traut's historische Darstellungen der Geschichte des Mittelalters. In 2 Theilen. Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig."

In diesem Werke finden sich interessante Geschichtsepisoden aus dem Leben berühmter Männer und Frauen, die sich wie ein Roman lesen: Die Personen rühren uns durch ihre Schicksale und erheben uns durch ihre Charaktere. Um nur an Einiges zu erinnern, heben wir namentlich hervor:

„Rosamunde, die Mörderin ihres Gemahls, die Hinrichtung Maria's von Brabant oder die Verwechselung des rothen und grünen Siegels, der Sängerkrieg auf der Wartburg, Krönungsgeschichten, Welfengeschichten, der sächsische Prinzenraub, der falsche Waldemar": — alles Erzählungen, die den Leser in vollster Spannung erhalten und zugleich ein historisches Verständniß anbahnen helfen. —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Dienstag, 7. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Fortsetzung.)

Bei dem Namen Richard ward Bärbe bleich wie der Tod; Richard war der Mensch, den ihr Vater als seinen schlimmsten Feind bezeichnet, und den er sie hassen gelehrt hatte. Bisher hatte sie ihrem Vater geglaubt, wenn er sagte, daß er so viel Recht habe, in Gottes freier Natur auf das Wild, das für alle Menschen geschaffen sei, zu jagen, als wie die Jäger des Fürsten, und sie hatte als eine gute Tochter den Richard, der, wie sie wußte, der erbitterte Verfolger ihres Vaters war, aus dem Grunde ihres Herzens gehaßt. Und nun war dieser Richard so jung, so schön, so sanft und freundlich gegen sie gewesen und hatte gar nicht so ausgesehen wie Einer, der ein Unrecht begeht, daß sie nicht umhin konnte, an dem gerühmten Rechte ihres Vaters zu zweifeln.

Wenigstens hassen konnte sie diesen Richard nicht mehr; ihr reines, unschuldiges Herz hatte sein schönes Bild aufgenommen, noch ehe sie sich dessen ordentlich bewußt war.

Der Wildschütz, der seine einzige Tochter, die Bärbe, mit all der heftigen Zärtlichkeit seines unbändigen Charakters liebte, ahnte vielleicht, was in dem Innern seiner Tochter vorging, und wurde nicht, wie gewöhnlich, wenn Jemand nicht nach seinem Willen gethan, barsch und wild, sondern sehr traurig.

„Bärbe," sagte er, indem er seinen mächtigen Arm um den schlanken Nacken seiner Tochter legte und diese an seine breite, kräftige Brust zog, „nimm Dich in Acht, mein Kind, daß Du den vornehmen Herren nicht nachhängst; unter denen ist Keiner, der Dein Mann werden könnte; sie stehlen nur Dein Herz und Deine Ruhe, und Du wirst unglücklich all Dein Leben lang. —

„Nimm Dich in Acht, daß Dir nichts Böses widerfährt, mein Herzensbärbel; der Jörg, der seinen Stutzen zu führen weiß wie Keiner, hat Dich recht sehr lieb, aber der ist eifersüchtiger als ich, und wenn er einmal gewahr würde, daß Du einen Andern lieber hättest als ihn, so wäre der Andere ganz gewiß den nächsten Tag darauf ein kalter, todter Mann."

„Laßt Euch nicht angst sein, Vater; Ihr habt gewollt, daß ich den Jörg nehmen soll, und weil er mir auch gefiel, hab' ich Ja gesagt; ich fühle, daß ich ihn nicht so lieb habe, wie es sein müßte, aber ich weiß auch keinen Andern im Dorfe, der mir besser gefiele; was ich einmal gesagt habe, das halte ich, der Jörg wird mein Mann, und er soll nie von mir erfahren, daß ich einen Andern lieber hatte als ihn. Aber fürchten kann ich mich auch nicht, denn wenn ich einen Andern lieber hätte, wenn ich ihn so recht mit dem Herzen liebte, wie ich fühle, daß ich kann, und der Jörg schlüge den Andern todt, so würde ich mitsterben oder —"

„Oder?" fragte der alte Wildschütz. „Oder — ich würde den Jörg mit dem Waidmesser tödten, das er, wie er spricht, in den Bergen am besten zu schleifen versteht."

Der alte Wildschütz schaute erstaunt seiner Tochter in das blitzende Auge; er wußte, daß die so ruhig gesprochenen Worte keine leeren Reden waren; dann drückte er das Mädchen nur noch fester an sein Herz, das außerdem nichts weiter auf der Welt besaß, an das er in seiner Wildheit sich angezogen gefühlt hätte, und sagte ernst vor sich hin: „Beschütz' Dich Gott vor allem Unheil, und wenn ein Unglück kommen soll, so mag es mich treffen, für mich hat doch außer Dir nichts weiter in der Welt einen Reiz."

Bärbe küßte ihres Vaters rauhe, bärtige Wange; er preßte sie nochmals an sein Herz und dann trennten sie sich; der Wildschütz verschwand im

nächsten Dickicht und seine Tochter flog, schnellfüßig wie ein Reh, den Pfad entlang, den Richard gegangen war, um ein Stück weiter den Berg herab den Weg nach einem größeren Orte einzuschlagen, wo sie Mancherlei einkaufen wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Seit dem Sonntage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, war eine Woche verstrichen, es war der zweite Tag des Pfingstfestes.

In dem Dorfe Dillhausen war fast ein jedes Häuschen festlich geschmückt; über den Thüren, vor welchen kleine Alleen aus duftigen, grünen Birkenbäumen, die man in der Pfingstnacht aus dem Walde geholt hatte, formirt waren, prangten Guirlanden und Kränze, auf den freien Plätzen hatte man schlanke Fichten emporgerichtet, die von ihrem schönen, mit Kränzen und Bändern geschmückten Gipfel abwärts geschält und mit Guirlanden umwunden waren. Man hatte im wahren Sinne des Wortes das Fest mit grünen Maien geschmückt.

Auf dem großen Hofe des Gutes hatte man es nicht bei den Birkenalleen und Fichtenmaien bewenden lassen, dort hatte man auch aus den schwellenden Reisern der Weißtanne große Lauben errichtet, in welchen die Knechte und Mägde des Gutes, sowie die Burschen und Mädchen des Dorfes von der Gutsherrschaft mit Kuchen und Bier traktirt wurden.

Der Platz um den mittelsten, am verschwenderischsten mit flatternden Bändern und grünen Guirlanden gezierten Fichtenmaien war sorgfältig geebnet und fest gerammt, denn dort sollte getanzt werden, und dieser Platz war es, an welchen sich gar manche ehrgeizige Wünsche der harmlosen, erwachsenen Dorfjugend anknüpften, denn dort durften die jungen Burschen mit dem wunderschönen gnädigen Fräulein und mit den andern vornehmen jungen Damen, die gewöhnlich zum Pfingstfeste zum Besuch kamen, tanzen, und dort widerfuhr den jungen Mädchen aus dem Dorfe die Ehre, von den anwesenden jungen Herren zum Tanze geführt zu werden.

Und noch lange nach einem solchen Pfingstfeste, an den Winterabenden in den Spinnstuben bei den schwirrenden Flachsrädern, erzählten sich die Mädchen, glücklich in der Erinnerung, mit wem sie damals getanzt, und was die vornehmen Herren ihnen Schönes gesagt hatten, und die war die Beneidete, deren Tänzer der vornehmste und feinste gewesen war.

In dem Herrenhause zu Dillhausen herrschte ein frohes, reges Leben; des Gutsherrn einzige Tochter, seit einem halben Jahre erst aus der Pension zurückgekommen, hatte mehrere intime Freundinnen aus der Stadt zum Pfingstfeste eingeladen, und diese waren um so bereitwilliger gekommen, als sie sich alle das bestmögliche Vergnügen versprachen.

Mehrere junge Beamte und Militärs aus der Stadt, sowie benachbarte junge Oekonomen, fast ohne Ausnahme die Jagdgenossen des Gutsherrn, hatten der Einladung des letzteren mit Vergnügen Folge geleistet.

Die Mittagstafel war aufgehoben und man schickte sich an, in dem am Hause gelegenen reizenden Garten den Kaffee einzunehmen und dort so lange zu verweilen, bis die jungen Leute aus dem Dorfe auf dem Gutshofe erscheinen würden.

Aus der sehr laut gewordenen fröhlichen Tischgesellschaft hatten sich, zum Verdrusse ihrer Nachbarn, eines Lieutenants mit einer zum Zerbrechen dünn geschnürten Taille und eines jungen, bleichen Assessors, zwei Mädchen davon gestohlen, die unbestritten die schönsten aller anwesenden Damen waren. Die Eine, schlank, blond, mit blauem, frommem Auge, lilienweißem, durchsichtigem Teint, in weißem, mit blauen Schleifen verzierten Kleide, war Clara, die liebliche Tochter des Gutsherrn, die Andere mit dem schnippisch lächelnden Munde, kastanienbraunem Haar, braunen, blitzenden Augen und gesunden, rothen Wangen, eine reizende Erscheinung in leichtem Rosakleide, war Mathilde v. F., Clara's beste Freundin.

Mathilde, im Herzen triumphirend, den gelehrten und gegen Damen sonst zurückhaltenden Assessor während der Tafel so redselig gemacht zu haben, daß er, wie sie zu glauben betheuerte, sich selbst verabscheuen würde, wenn er wieder hinter seine staubigen Akten komme, konnte den sonst nie bemerkten Mangel an wirklicher froher Stimmung bei Clara absolut nicht begreifen.

In einem Eckzimmerchen, von welchem aus sich eine reizende Aussicht auf das niedriger gelegene Dorf, auf den nahen, herrlich beleuchteten Wald und auf die am Saume des Waldes gelegene reizende Oberförsterwohnung bot, angelangt, stellte sich Mathilde dicht vor ihre Freundin und rief in komisch ernstem Tone: „Aber um des Himmels willen, Clara, was ist aus Dir für eine steife Carmeliterin geworden! Alles freut sich, Deine Herren Knechte singen und putzen sich die Stiefeln, Deine flinken Mägde pfeifen einen Schottischen nach dem andern, und Du, die Prima Donna au bal champêtre, siehst aus wie die wahrhaftige Marmorbraut, aber — voilà — was für grüne Herrn kommen da an?“ — Clara, welche den Blick hinüber nach dem Walde gelenkt hatte, folgte der Richtung, die Mathildens Auge genommen, und wurde roth, wie mit Zinnober übergossen. Mathildens

forschendem Auge entging die plötzliche Verlegenheit ihrer Freundin nicht, sie schwieg aber und wiederholte ihre Frage. „Der alte Herr“ — antwortete Clara — „ist der Oberförster Delly, der zweite große, schöne Mann ist der Revierförster Werner, — — aber wir müssen wohl wieder zur Gesellschaft?“ — „Und der dritte,“ fragte Mathilde, schelmisch lächelnd. — „Der dritte ist Richard. —“ „Was für ein Richard, liebe Clara?“ — „Nun, Richard v. C...., der beim Oberförster die Jägerei erlernt,“ stieß Clara, ängstlich verlegen, heraus, indem sie sich bemühte, von Mathildens H. nd sich zu befreien und das Fenster zu verlassen. „Aber so erlaube doch, liebste Clara,“ sagte Mathilde muthwillig, „daß ich mir den jungen Nimrod, der wirklich schön zu sein scheint, auch ein bischen betrachte. Bleib' nur einen Augenblick noch, Clara, — siehe, jetzt grüßen die Herrn — der alte Oberförster wie ein Mann, der einmal am Hofe gelebt hat, der Förster etwas steif und der Richard, wie wenn er nicht wüßte, daß sein schöner Jägerhut den schönsten Kopf im ganzen Reiche bedeckt. Apropos, Clara, siehst Du diesen Richard oft?“

Clara beantwortete diese Frage nicht, sondern flog wie ein Pfeil zur Thüre hinaus, und Mathilde folgte lächelnd und mit dem Vorsatze, den jungen Jäger etwas zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Fortsetzung.)

Damit hatte Jedes das Andere unmittelbar auf sein unangenehmes Abenteuer oder Nichtabenteuer in der Residenz zurückgeführt und ihre Laune war Beiden noch mehr verdorben. Er antwortete nicht weiter; sie schwieg. Nach einer Weile sah man ihm zwar eine kleine Unruhe an; er sah nach ihr von der Seite hin; er wechselte gar einmal die Farbe; er war augenscheinlich in einem Kampfe mit sich selbst, wahrscheinlich darüber, wie er ihr noch jetzt seinen Dank abstatten solle, den er ihr schon seit dem Morgen schuldete.

Aber wenn nicht der Zorn seine Kämpfe mit sich entschied, so kam er zu keinem Entschluß; und so war es auch jetzt; in den Zorn konnte er sich wohl hineinreden, aber nicht hineingrübeln.

Die Dame schien seine Unruhe und seine Seitenblicke und den Grund derselben bemerkt zu haben. „Er ist ein Bär, ich sage es ja!“ bestätigten ihre leise aufgeworfenen Lippen.

Sie hatten die nächste Station erreicht.

Wie auf der Heimfahrt, so bekamen sie auch jetzt auf der Rückfahrt Gesellschaft. Es war wohl Beiden nicht unangenehm; der dicke Herr ärgerte sich nicht einmal mehr, daß er von Neuem betrogen wurde.

Drei Herren stiegen ein, zwei jüngere und ein älterer. Der ältere nahm auf der Bank Platz, auf welcher der wohlbeleibte Herr und die Dame schon saßen; er setzte sich neben jenen; die beiden jüngeren ließen sich auf der Bank gegenüber nieder.

Der Zug fuhr weiter.

Einer der jüngeren Herren fing mit dem älteren ein Gespräch an.

„Sie kommen aus der Residenz?“

„Nicht unmittelbar. Ich war vor drei Tagen da. Seitdem hatte ich Geschäfte in der Umgegend.“

„Dann kennen Sie den köstlichen Spaß nicht, der seit heute Morgen die ganze Stadt unterhält?“

„Und der wäre?“

Der ältere Herr fragte sehr neugierig. Er schien neugieriger Natur zu sein.

„Ei, man hat in der Nacht und am frühen Morgen nicht weniger als sieben Postbeamte arretirt.“

Dem dicken Herrn sah man an, wie ihm über die Nachricht der Schreck in alle Glieder fuhr. Dann mußte er sich zuerst nach der Dame, seiner Nachbarin, umsehen, die von Allen im Coupé allein wußte, daß er ein Postbeamter war.

Die Dame hatte sich, wohl über seinen Schreck, des Lächelns nicht enthalten können.

„Die Person ist ja boshaft!“ rief es in ihm, und sein Kampf, der vorhin nicht hatte zum Austrage kommen können, war entschieden; „die soll lange auf meinen Dank warten.“

„In der Residenz?“ fragte der neugierige ältere Herr den erzählungslustigen jüngeren.

„Gott bewahre! Auf der Reise! Alle auf Eisenbahnen und in Postwagen. Seit Mitternacht sind sie Alle in der Residenz eingeliefert.“

„Und was ist der Grund gewesen? Was ist geschehen?“

„Der Grund? Die Klugheit unserer Polizei. Ja, mein Herr, wir haben eine sehr kluge Polizei.“

„Aber sie muß doch einen Grund, eine Veranlassung gehabt haben! Sieben Postbeamte —“

„Arretirt man nicht für Nichts und wieder Nichts. Sie haben Recht, mein Herr! Da kommt gestern oder vorgestern an das Generalpostamt von sechs oder sieben Postämtern in der Provinz die Meldung, daß ein Schwindler, der die Uniform eines Postbeamten getragen und sich für einen Beamten des Generalpostamts ausgegeben, auf den Namen dieser

hohen Behörde bedeutende Gelder erhoben habe und damit durchgegangen sei. Das Generalpostamt theilt es der Polizei mit und unsere kluge Polizei argumentirt folgendermaßen: der Schwindler, dem die ersten Versuche so vortrefflich geglückt sind, wird weitere machen. L'appetit vient en mangeant (der Appetit kommt über dem Essen!) Er ist also noch unterwegs und zwar in seiner Postuniform! Flugs sendet sie einige Dutzend junger Polizeibeamten auf alle Eisenbahnen und läßt den Telegraphen durch das ganze Land spielen mit dem Befehle, jeden Menschen, der in einer Postuniform betroffen werde, sofort zu arretiren und zur Residenz zu schaffen. Und so sind heute sieben Postbeamte in die Residenz eingebracht."

„Und der Betrüger war darunter?" fragte der ältere Herr.

„Behüte! Es waren sieben höchst ehrbare und unschuldige Postsekretäre."

„Aber wie kann die Polizei — ?"

„Die Polizei kann Alles, mein Herr!"

„Das muß wahr sein!"

„Ja, das muß wahr sein!" wiederholte mit lange verhaltenem innern Ingrimm der wohlbeleibte Reisende, der bekanntlich ein Postsekretär war.

Die Andern mußten ihn doch verwundert ansehen, wie er so plötzlich losfuhr. Er hatte bisher noch kein Wort gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 26. Januar 1843 war auf der Round-Down-Klippe unfern von Dover eine zahlreiche Menschenmenge in ängstlicher Erwartung versammelt, um dem Ausgang einer der großartigsten und kühnsten Sprengungen beizuwohnen, welche die genialen Kombinationen menschlichen Scharfsinns auszuführen unternommen. Die Vorarbeiten hierzu, die Anlegung der Stollen und Schachte, hatten Jahre erfordert. Durch eine riesenhafte galvanische Batterie wurde die bis dahin noch niemals angewendete Menge von 185 Zentnern Pulver auf ein Mal entzündet! — Eine ungeheure Klippe wurde ins Meer geschleudert, in einer Minute war eine Fläche von 19 Morgen 20 Fuß hoch mit Trümmern von Kalkfelsen bedeckt. Und mit wem ließ sich hier die menschliche Geisteskraft in diesen Riesenkampf ein? Mit den Kalküberresten von Infusorien, von denen 100,000 erst genügen, um den weißen Glanzüberzug auf einer Visitenkarte herzustellen! Was heißt „klein" in der Natur?

(Eine Heirath auf Wechsel.) In Kilkenny in den Vereinigten Staaten von Nordamerika versprach ein Schneider, Namens Sullvian, einem jungen Mädchen, dasselbe 14 Tage nach dem Tode seiner Frau zu heirathen. Als Bürgschaft stellte er einen Wechsel folgenden Inhalts aus: „Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau verpflichte ich mich, Fräulein Elise Morand, oder auf ihre Ordre diejenige Dame zu heirathen, die mir diesen Wechsel im Werthe einer Summe von 60 Pfd. St. präsentiren wird." Die Inhaberin des Wechsels verstarb aber bald nach Ausstellung desselben und vermachte ihn einer Freundin, die ebenfalls noch vor dem Tode der Schneiderfrau das Zeitliche segnete. Das Papier gerieth in den Besitz einer Cousine der ersteren, welche die Einlösung forderte. Die Heirath fand wirklich statt, und die beiden Gatten sollen ganz glücklich mit einander leben.

Professor Heuch, ein ausgezeichneter Chemiker am Agrikultural-College zu Cirencester, hat gefunden, daß die frischen Blätter der Mangoldwurzel oder gelben Rübe eine Menge Oxalsäure enthalten, welche junges Vieh, z. B. Schweine, vergiftet. Er kam darauf, als ein Landwirth, dem plötzlich ohne erklärbare Ursache mehrere Schweine fielen, ihn bat, das Futter zu untersuchen. Mr. Heuch fand in 100 Pfund frischen Blättern mehr als 4 Unzen Sauerkleesalz und konstatirte, daß diese Portion bei sehr trockenem Wetter sich noch steigerte.

(Unerwartete Antwort.) Ein ziemlich bejahrter Onkel hatte seinen Liebling, einen kleinen 4jährigen Neveu, auf den Knieen reitend sitzen, und es entspann sich zwischen beiden das folgende drollige Gespräch: „Höre, Goldsohn, ich will dir einmal ein kleines Räthsel aufgeben!" „Ei ja, bitte!" „Was ist das? es hat ein Paar große Ohren, graue Haare, und man kann drauf reiten!" „Onkel, das bist du!" rief der kleine Schelm, sich nichts Arges denkend. — Das gibt die Lehre, daß man beim Räthselaufgeben für kleine Kinder vorsichtig sein muß, wenn man nicht durch drollige — vielleicht gar in Verlegenheit setzende Antworten überrascht werden will.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Donnerstag, 9. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Fortsetzung.)

Als die jungen Mädchen ins Gesellschaftszimmer zurückkehrten, waren die drei Jägersleute eingetreten, von dem Hausherrn auf das Herzlichste bewillkommt und gegenseitig vorgestellt. Beim Eintritt Clara's wurde Richard tiefroth und so sichtlich verlegen, daß sein Werner ihm zuflüsterte: „Nicht verlegen werden, mein Junge, siehst aus wie ein Birkhahn so roth, die denken sonst, wir fürchten uns vor ihnen, und wenn ich auch zehntausendmal lieber mit Wilddieben mich herumbalgte, als hier zwischen den seidenen Kleidern herumzupirschen, so will ich doch dem wilden Jäger verfallen sein, wenn sie etwas merken."

Die ganze Gesellschaft begab sich nach dem Garten, wo Kaffee getrunken, gescherzt und gelacht wurde. Die jungen Damen und Herren wandelten paarweise in den belaubten Gängen umher, während die älteren Herrschaften unter einem Kastanienbaume mit seinen christbaumähnlichen Blüthen Platz genommen hatten.

Clara hatte sich dem Arme des Lieutenants nicht entziehen können und ging, seiner Unterhaltung nur die von der Artigkeit gebotene Aufmerksamkeit schenkend, mit diesem voraus.

Mathilde hatte den Assessor im Stich gelassen und sich mit der Schlauheit des einen bestimmten Zweck verfolgenden Weibes so zu placiren gewußt, daß sie an die Seite Richards kam, der nicht versäumte, sie mit der ganzen Sicherheit eines Mannes von guter Erziehung und so geistreich zu unterhalten, wie sie bestimmt nicht vorausgesetzt hatte.

An dem äußersten Ende des Gartens befand sich auf einem etwas erhöhten Punkte unter alten, hohen Linden ein wunderliebliches Plätzchen. Ueber die Mauer hinweg, die hier den Garten von dem Felde und zunächst von einem, unter der Mauer hinweg laufenden, in den Wald sich verlierenden Fußpfad schied, hatte man eine prächtige Rundschau über das Feld, die nahen Berge und den rauschenden Waldstrom.

In dem Augenblicke, als Clara an dieses Plätzchen kam, schien eine süße Erinnerung sie zu beleben; ein Lächeln, welches ihrem Gesichtchen einen unbeschreiblich reizenden Ausdruck verlieh, spielte um ihre feinen, rosenrothen Lippen, sie blieb mit ihrem Begleiter, den sie mit einer Handbewegung auf den schönen Punkt aufmerksam machte, plötzlich stehen und wartete die nachfolgenden Paare ab. Ihr leuchtendes Auge suchte Richard, der eben an der Seite Mathildens in eifriger Unterhaltung daherkam. Der Blick, den sie mit dem jungen Jäger austauschte, war kurz, aber tief und inhaltsschwer, denn Beide errötheten bis zu den Ohren. In der Gesellschaft waren zwei Personen, die diesen Blick bemerkt hatten; Mathilde, welche in demselben Augenblicke wußte, daß ihre liebe Clara den interessanten Jäger entweder eben erst anfange oder emsig fortfahre mit ganzem Herzen zu lieben, und Werner, der rauhe Waidmann, der mit seinem Scharfblicke die Unruhe, in der Richard auf dem ganzen Wege hierher sich befunden, wahrgenommen hatte, und nunmehr mit sich einig war, daß das schmucke Ding, das blonde Fräulein mit ihrem sanften Blicke, den armen Jungen im Herzen waidwund geschossen habe. —

Plötzlich wurde es lebendig — vom Hofe herüber erscholl Musik und Vivatrufen — und der Gutsherr rief vom Kastanienbaume her, daß jetzt der eigentliche Spaß losginge. In fünf Minuten war der Garten leer und die muntere, glänzende Gesellschaft versammelte sich auf dem Hofe unter dem Maien mit dem Tanzplatze.

Auf dem Hofe lebte es von jungen frischen Gestalten, auf deren gesunden, sonnverbrannten Gesichtern das Vergnügen einen beredten Ausdruck erhielt. Das anspruchslose Landvolk bedurfte so wenig,

um vergnügt zu sein, und der Gutsherr that so viel, um sein Völkchen im Dorfe glücklich zu machen, daß ein ganz besonderes Frohsein an einem so schönen Tage im Jahre sich ganz von selbst verstand.

Die Musikbande aus dem Dorfe spielte lustige Weisen auf, die jungen Burschen hoben unwillkürlich die Füße, um den Takt dazu zu treten, während bei den jungen Bauernmädchen die unwillkürlichen Bewegungen ihrer mit bebänderten Mützchen bedeckten Köpfe, sowie das Wiegen des Oberkörpers nach den einzelnen Taktgängen anzeigte, mit welcher Aufmerksamkeit sie den Tönen der Musik lauschten.

Neben einem schlanken, wildaussehenden, etwas Rohes in den sonst nicht häßlichen männlichen Zügen zur Schau tragenden Burschen stand ein in die Gebirgstracht äußerst niedlich gekleidetes sehr junges und wirklich reizend aussehendes Mädchen, das, wie es schien, nicht aus dem Dorfe selbst, aber mit den meisten Mädchen im Dorfe genau bekannt war.

Die Blicke der tanzlustigen jungen Leutchen hefteten sich nach und nach nicht mehr auf die dicken Backen, welche sich der Posaunist der Musikbande in ungeheucheltem Eifer aufblies, sie lenkten sich vielmehr nach der Thüre des Gutsgebäudes, aus welcher die Herrschaften hervorkommen sollten, vor deren Eintreffen der Tanz nicht beginnen durfte.

Jetzt kamen die Herrschaften, viele junge Herren und junge, reizend schöne Damen in herrlichen, weißen und bunten Kleidern traten aus dem Hause heraus und gingen über den Hof nach dem Maien, unter dem die Musikbande sich aufgestellt hatte.

Beim Herausgehen aus dem Garten hatte Richard die günstige Gelegenheit wahrgenommen und sich an Clara's Seite begeben; er hatte ihr in dem Augenblicke, als sie zur Thüre herausgingen, die Hand drücken und „meine Clara, meine theure Clara!“ zuflüstern können, und sie hatte ihm „mein Richard!“ vorsichtig zugelispelt; dann unterhielten sie sich lebhaft, aber von allgemeinen Gegenständen, und nur das Leuchten ihrer Augen ließ errathen, was ihre Herzen bewegte.

Einer der beherztesten Burschen bat, als ein Walzer begann, Clara um den Tanz, seine Kameraden folgten seinem Beispiele und bald waren alle die feinen Damenfigürchen an der Seite kerniger Burschen eingereiht; die Herren revanchirten sich, indem sie die Dorfmädchen herbeiführten, und so begann mit der größtmöglichen Ordnung das bunte Durcheinander; Richard, welchen, er wußte selbst nicht was, abhielt, mit einer Andern als mit Clara zuerst zu tanzen, wurde von dem Gutsherrn allen Ernstes angetrieben, sich in die Reihe zu mischen; er sah sich im Kreise der wenigen Mädchen, die nicht aufgefordert worden waren, um, und siehe, da war das bekannte, niedliche Gesichtchen, das ihm vor einer Woche oben auf den Bergen im Walde begegnet war und ihn recht freundlich betrachtete.

Ob der bärbeißige Geselle nebenan ihr Schatz ist? dachte Richard und konnte nicht umhin, sich darüber zu ärgern.

Ohne sich lange zu besinnen, ging er zu der Kleinen hin, aus deren vor Verlegenheit purpurroth gewordenem reizenden Gesichtchen dem Richard ein paar von Freude trunkene Augen entgegen blickten. Der Bursche, der neben ihr stand und bisher den Förster Werner scharf im Auge gehabt hatte, schien in dem Augenblick, als Richard mit seiner Nachbarin sich der Reihe anschloß, entschieden anders als das kleine Mädchen zu denken, ein aufmerksamer Beobachter wenigstens würde ihn haben die Fäuste ballen und dem Paare giftige Blicke nachschießen sehen. Dieser Bursche war Jörg, der Wildschütz, der Bräutigam von Bärbe. Schon der Rock, den Richard trug, machte, daß der Jörg ihn als seinen grimmigsten Feind ansah, und nun kam der Grünling auch noch und holte ihm Bärbe von der Seite weg, und diese — die ganze Woche über war sie ernst und verdrießlich und so schweigsam, wie noch nie gewesen — und siehe, wie sie dem jungen Jäger, der nun auch noch so abscheulich schön sein mußte, daß Jörg es einem Mädchen gar nicht verdenken konnte, wenn es Interesse für ihn bekomme — so viel vorplauderte, wie sie ihn anlächelte, wie ihre schwarzen Augen funkelten und wie sie sich vergnügt auf seinen Arm stützte, wenn sie tanzten, so war sie mit ihm noch nie gewesen, und Jörg fühlte, daß sie ihn nicht lieb habe. —

Das fuhr wie ein Blitzstrahl in seine Seele, und alle Donnerschläge, die in seinem wilden Gemüth entstanden, sammelten sich, um Diejenigen zu treffen, die das höllische Feuer der vernichtenden Eifersucht in seiner Brust angefacht. Hätte Jörg in diesem Augenblicke seine Büchse zur Seite und den Richard im Walde oder nur entfernt von andern Menschen gehabt, er würde seinem Jähzorn durch das Blut Richards Kühlung verschafft haben.

Der Tanz war vorbei, Bärbe kam zurück. — „Wer war das?“ stieß Jörg leise, aber heftig heraus. — „Das war der Jäger Richard.“ — „Und Du lachst und tanzst mit ihm und weißt, daß er Deines Vaters Erzfeind ist?“ sagte Jörg, indem er aus dem Kreise zurücktrat und Bärbe ebenfalls herauszog. „Mußt' ich nicht, ist er nicht der freundlichste, beste und vornehmste der jungen Herrn, die hier sind, und hat er nicht ein Gesicht wie ein Engel, daß man ihn lieb haben muß, wenn man ihn nur ansieht?“

Bei diesen mit leidenschaftlicher Stimme gesprochenen Worten ging ein fürchterlicher Kampf in des Wildschützen Brust vor sich. „Du hast ihn wohl auch lieber als mich?“ sagte er und drückte des Mädchens Arm krampfhaft herunter.

Bärbe, die jetzt erst wahrnahm, welche Furie in ihm wüthete, suchte ihn zu besänftigen. „Was Du da schwatzest,“ sagte sie, „Du weißt, daß ich Dich gern habe und daß mir kein Anderer zu nahe kommen darf, und wenn ich sage, daß so ein junger vornehmer Herr schön ist, so hast Du davon doch wahrlich nichts zu befürchten.“ — „Von denen gerade am meisten!“ polterte Jörg, „aber gib Acht, was geschieht!“ — Damit schwieg er und Bärbe überließ sich ungestört ihren Beobachtungen. Sie wußte nun, daß sie den schönen, sanften Jägersmann, der so freundlich mit ihr gesprochen und ihrem naiven Geplauder so gütig lächelnd zugehört hatte, liebte wie keinen Menschen auf der Welt weiter, sie wußte aber auch, daß diese Liebe zu Nichts führen könne, und dennoch liebte sie.

Ihr Blick folgte allen Bewegungen Richards, der sie dann und wann freundlich ansah; jetzt tanzte er mit Clara; das Auge des Weibes, wenn es liebt, ist scharf; Bärbe hatte das junge schöne Paar nicht lange betrachtet, da wußte sie, daß das schöne, blonde Fräulein von dem feinen Jägersmann geliebt wurde, und daß dieser Jägersmann das ganze Herz des Fräuleins besitze.

Diese Entdeckung träufelte bittern Wermuth in ihr Herz, aber ihre Liebe blieb dieselbe; auch konnte sie Clara nicht hassen, weil sie diese allein für würdig erachtete, den schönen Richard zu besitzen.

(**Fortsetzung folgt.**)

Ende gut — Alles gut!

(**Fortsetzung.**)

Der arme dicke Herr sollte gleich aber noch ganz anders angesehen werden.

„Aber schändlich bleibt es,“ sagte der ältere Herr, „so mit der persönlichen Freiheit unbescholtener und unschuldiger Menschen umzuspringen!“

Auf Einmal wurde er blaß.

„Alle Wetter!“ rief er.

Man sah seine Hand in seiner Westentasche suchen. Sie fuhr aus einer Tasche in die andere, in die Busentasche des Rockes.

„Was ist Ihnen?“ fragte der jüngere Reisende, der erzählt hatte.

„Meine Uhr! Ich kann sie nicht finden.“

„Sie haben sie verloren?“

„Nein, nein! Ich hatte sie noch, als ich in den Wagen stieg. Ich weiß es gewiß. Ich fühlte darnach, als ich schon saß.“

„So müssen Sie sie noch haben.“

„Aber ich finde sie nirgends, in keiner Tasche, am ganzen Körper nicht.“

„So muß sie im Wagen liegen. Suchen wir! Stehen Sie auf, meine Herrschaften!“

Der junge Mann hatte ein freies entschiedenes Wesen.

Sie standen Alle im Wagen auf, auch die Dame. Sie suchten in allen Winkeln und Ecken des Wagens. Es war keine Uhr zu finden.

„Es ist unbegreiflich,“ sagte der junge Mann, „wenn Sie wirklich Ihre Uhr noch hatten.“

Der ältere Herr war ärgerlich geworden über den Verlust der Uhr; die letzten Worte des jungen Mannes reizten ihn noch mehr.

„Zum Teufel! Gewiß hatte ich sie noch. Es ist eine goldene Ankeruhr, Genfer Fabrikat, sie geht auf zwölf Steinen, trägt die Nummer 20,002, ich weiß es genau. Und wenn sie hier nicht gefunden ist, dann — dann —“

Der junge Mann wollte ihm Nichts schuldig bleiben.

„Dann ist sie gestohlen, wollten Sie sagen?“

„Ja, mein Herr, das wollte ich sagen.“

„Und Sie haben Recht darin, mein Herr! — He, meine Herren, lassen wir uns Alle visitiren durch den Herrn, der bestohlen ist oder bestohlen sein will. Findet er die Uhr — nun wohl; dann wissen wir, was wir auf der nächsten Station mit ihm zu thun haben. Wohlan, meine Herren! Sie, meine Dame, werden sich, wenn es noch nöthig sein sollte, auf der nächsten Station einer Visitation durch eine Frau nicht entziehen wollen?“

„Ich werde nicht, mein Herr!“

„Also beginnen Sie, mein Herr! Fangen Sie mit mir an, wenn ich bitten darf. Aber suchen Sie genau. Finden Sie Ihre Uhr nicht, so haben Sie uns zu Dieben machen wollen.“

Dem Vorschlage hatte sich Keiner widersetzt, Keiner widersetzen können. Der ältere Herr war der Aufforderung nachgekommen.

Er durchsuchte Taschen und Kleidungsstücke des jungen Mannes.

„Herr des Himmels!“ rief auf Einmal der wohlbeleibte Reisende, und er wurde blässer, als vorher der ältere Herr, und das Entsetzen malte sich in allen seinen Zügen.

„Mein Herr, was ist Ihnen?“

„Ich — ich —“

Der dicke Herr hatte, als der ältere Herr die Visitation begann, unwillkürlich nach seiner Uhr

gefaßt; es war so natürlich bei seiner Vorsicht. Seine Uhr war noch da, er fühlte sie noch in der Westentasche, in der auch er sie trug. Aber was fühlt er denn zugleich über ihr, in der Brusttasche seines Rocks?

„Herr des Himmels!" schrie er auf. „Ich — ich — habe die Uhr! Hier —"

Er zog die Uhr des älteren Herrn hervor.

„Nun, wir hätten den Dieb!" sagte ruhig der junge Mann.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr!" rief der wohlbeleibte Reisende. „Ich schwöre Ihnen —"

„Daß Sie unschuldig sind?"

„Bei Gott im Himmel —"

„Mit dem gestohlenen Gut in der Hand, mit der Uhr in der Tasche?"

„Ich weiß nicht, wie sie hineingekommen ist. Ich begreife es nicht."

„Ah, Mißverständnisse! Herr, die überlassen Sie andern Leuten, den Diplomaten —"

„Aber, mein Herr, meine Herren, bei Allem, was heilig ist, bei Recht und Gerechtigkeit —"

„Nun wird es zu arg. Schweigen Sie, Herr! Sie sind auf dem Diebstahl ergriffen. Wir Alle sind Zeugen. Sie sind der Dieb, — damit basta!"

Der dicke Herr wollte sich noch vertheidigen. Er hatte den Kopf verloren.

„Ich ein Dieb! Heiliger Gott, ich ein Dieb!"

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Schweigen Sie!" befahl ihm die Dame.

Sie sagte es mit strenge befehlender Stimme.

Sie hatte bisher kein Wort gesprochen.

„Auch Sie? Auch Sie?" rief der dicke Herr.

„Schweigen Sie!" befahl sie noch einmal.

Er verstummte, mit den Zähnen knirschend.

„Satan! Satan!" fuhr es ihm leise über die Lippen.

Dann saß er still wie ein vernichteter Mensch.

Aber nur wenige Minuten noch.

Die nächste Station war erreicht.

Der Zug hielt; die Coupés wurden aufgeschlossen.

Der jüngere Herr, dem der ältere erzählt und dann den Vorschlag zur Durchsuchung nach der gestohlenen Uhr gemacht hatte, erhob sich zuerst.

„Ich werde nun sofort einen Gensdarmen herbeiholen. Bleiben Sie unterdeß sämmtlich im Coupé, meine Herrschaften, und lassen Sie ja den Dieb nicht entspringen." Er wollte das Coupé verlassen.

Er mußte an der Seite aussteigen, an der die Dame saß. Sie saß gerade an der Thür. Er wollte an ihr vorüber.

„Nicht doch, mein Herr!" sagte sie.

Er sah sie verwundert an.

„Ich will ja den Gensdarmen herbeiholen."

„Sie werden bleiben."

Sie sprach es bestimmt, entschieden.

Er erblaßte. Dann wollte er mit Gewalt fort, sie zurückstoßen.

Er vermochte das nicht. Sie hatte mehr Kraft, als man ihr ansah.

„Aber was soll das?" fragte er.

„Was das soll? — Schaffner!" rief sie aus dem Coupé hinaus. „Rufen Sie auf der Stelle einen Gensdarmen hierher! Es ist ein Dieb im Coupé."

In einer halben Minute war ein Gensdarme da.

„Was gibt's hier?"

„Mein Herr, erzählen Sie dem Gensdarmen."

Die Dame befahl es dem jungen Reisenden, der hatte fort wollen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Unsere guten Urväter waren der Meinung, ihre Verstorbenen beschäftigten sich oben im Elysium oder unten in der Walhalla mit dem, was sie im Leben am liebsten getrieben hätten. Sie gaben dem Einen daher sein Leibroß, dem Andern seine Streitaxt, dem Dritten sein Trinkhorn mit in das Grab, damit er's sogleich bei der Hand habe. Bei einem in Grenchen (Schweiz) ausgegrabenen Skelette, in welchem man die Ueberreste eines im vorigen Jahrhundert gefallenen französischen Soldaten erkennen will, hat man einen ordonnanzmäßigen Eßlöffel gefunden. Die Schweizer schließen daraus, daß dieses Werkzeug die liebste Arbeit anzeige, der die Soldaten sich bei Lebzeiten widmen.

Wolfgang Menzel erzählt in seiner Geschichte des Krieges von 1866 folgende drastische Anekdote aus dem Mainfeldzuge: „Während des heftigsten Gefechts um Kissingen ging ein Engländer mit seiner Gemahlin unter einem Regenschirm auf dem Verschönerungswege spaziren. Als die Kugeln um die Dame pfiffen, sagte er: „Es sind die Kugeln der Bayern und Preußen." „Aber, lieber Mann," bemerkte die Dame, „es ist doch sehr gefährlich." Er aber erwiederte: „Es geht uns ja Nichts an."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Samstag, 11. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Fortsetzung.)

Einige Tänze waren vorüber, der Gutsherr mit seinem Besuch zog sich zurück und das junge Landvolk wurde nun ausgelassen unter sich.

Bärbe stand theilnahmlos neben Jörg, der sich ebenfalls nicht überwinden konnte zu sprechen; endlich kam der Abend und Beide machten sich auf den Weg nach ihrem heimathlichen, nur eine halbe Stunde entfernt gelegenen Dorfe.

Auf der westlichen Seite dieses rings von hohen Bergen eingeschlossenen Dorfes erhebt sich fast senkrecht aus der Erde empor eine kolossale Felswand, welche sich an die Gebirgskette anlehnt, deren Höhen damals mit herrlichem Walde bewachsen waren.

Da, wo sich diese Felswand dem zunächst nördlich gelegenen, ebenfalls aus gewaltigen Felsmassen aufgethürmten Berge in spitzem Winkel näherte, befand sich ein enges, den Namen der „Unkenschlucht“ mit Recht verdienendes Felsthal.

Zwischen diesen schwarzen, mit düster glänzendem Moose an einzelnen Stellen bewachsenen Felsen, durch deren Ritzen eisiges Wasser hervordrang und herabtropfte, herrschte eine ewig feuchte und kalte Luft; auf dem nassen, mit abgebröckeltem Gestein bedeckten Boden gab es keine Vegetation; nur hie und da, wo sich ein wenig Erde unter grünem feuchten Moose gesammelt hatte, bestrebte sich der üppig gewachsene Strauch eines Farrenkrautes, die hier fraglich gewordenen Rechte der Pflanzenwelt mit Ernst und gutem Erfolge zu vertheidigen.

Je tiefer man in das Felsthal eindrang, desto enger und schauriger wurde es; die Wände hingen an einigen Stellen hoch oben über, wie wenn sie über einander zusammenstürzen wollten. Die Wassertropfen kamen dichter, schwarzgrünes und braunes Moos stand überall an den Felswänden, und häßliche, schwarze Eidechsen, Molche und kleine, graue Schlangen schienen die ungestörten Bewohner dieser wilden und nicht besuchten Schlucht zu sein.

Der aufmerksame Beobachter, wenn er ein Stück in das Felsthal hineingegangen war, konnte auf der linken Seite, hinter einem Felsvorsprunge, etwa sechs Stufen, die in den Stein gehauen waren, bemerken; ging man diese Stufen hinauf, so kam man auf einen schmalen, dem Felsen mühsam abgerungenen Pfad, der an vielen Stellen über spitze, nur mit kühnem Sprunge zu erreichende Klippen hinwegführend, von seinem Besucher die Sicherheit der Füße verlangte, die der Flachländer dem Kinde des Gebirgs selten ablernt.

Wenn man den bald allmälich, bald steil in die Höhe führenden Pfad weiter verfolgte, so gelangte man auf einen terrassenartigen, etwa 40 Fuß unter der höchsten Ebene befindlichen, von keiner Seite anscheinend weiter zugänglichen Absatz, welcher, obwohl er ziemlich groß war, dennoch durch die rings herum stehenden zerklüfteten Felsmassen geborgen, nur von der gegenüber liegenden Felswand gesehen werden konnte.

In die Felswand hineingebaut, von Felsklippen umragt und von einem aus dem Steinboden herausgewachsenen dichtbelaubten Ebereschenbaum überschattet und verborgen, stand auf der Terrasse ein niedriges, schwarz und düster aussehendes Häuschen, dessen innere Räume durch drei niedrige Fenster Licht empfingen.

Diese inneren Räume, zu denen man durch eine kleine zweitheilige Thüre und über den aus den nackten Felsen gebildeten Flur kam, bestanden in einer Stube und zwei Kammern, von denen die eine ihr Licht durch eine im Dache angebrachte Luke empfing.

In dieser letzteren nicht recht hell erleuchteten Kammer befand sich ein sehr großer Kleiderschrank, der, auf kleinen Walzen ruhend, von dem Kundigen

leicht beseitigt werden konnte, und hinter welchem sich alsdann eine sehr geschickt angebrachte Thüre in der Wand des Hauses zeigte. Durch diese Thüre hindurchgegangen, befand man sich in einer engen, röhrenartigen Felsschlucht, welche in mannigfachen Windungen bis zur Höhe der Felsen reichte, dort aber auch nur von dem Kundigen gefunden werden konnte.

Auf der rechten Seite neben dem Häuschen war der felsige Boden mit mühsam herbeigetragenem, fruchtbarem Erdreich bedeckt, und es war dort eine Art Gärtchen hergestellt, in welchem die Vereinigung des Nützlichen mit dem Schönen überwiegend zum Vortheil des ersteren ausgefallen war.

Vor dem Hause unter dem Eschenbaume stand eine steinerne Bank und ihr gegenüber vorn am Felsrande über der Unkenschlucht war ein Sitz in den Felsen gehauen, von welchem man an einigen Punkten bis hinunter auf den Grund der Unkenschlucht sehen konnte.

Auf der Bank vor dem Hause saß an demselben Abend ein breitschulteriger, mit einer braunen Tuchjacke und einer braunen kurzen Tuchhose, blauen langen Strümpfen und derben Schuhen bekleideter Mann, welcher, aus einer kurzen hölzernen Pfeife dicke Tabakswolken vor sich hinblasend, damit beschäftigt war, von neugegossenen, wie Silber glänzenden Büchsenkugeln die sogenannten Schwänze abzukneipen.

In diesem Manne finden wir den braunen Heinrich wieder, der sich in der Abwesenheit seiner Tochter Bärbe die Zeit nicht besser zu vertreiben wußte, als daß er seine Jagdgeräthschaften in den Stand setzte. Hinunter ins Dorf zu gehen und sich unter die fröhlichen Menschen zu mischen, behagte ihm nicht; denn obwohl ihn, der Jedem, wenn er konnte, half, Niemand haßte, so fürchtete sich doch das ganze Dorf vor ihm wegen seines Jähzorns und mit Vertrauen nahete sich ihm Keiner; er aber verachtete die feigen Menschen und konnte gleichwohl nicht umhin, diese Feiglinge, die so fröhlich und zufrieden sein konnten, zu beneiden, wenn es ihm selbst zuweilen so unheimlich und ruhelos zu Muthe war, daß ihm der weite Wald noch zu enge wurde.

Der Wildschütz hatte schon einige Male unruhig nach dem Pfade geblickt, der von der Unkenschlucht heraufleitete, ohne Etwas gesehen zu haben; plötzlich hob er wieder das Haupt, machte eine Sekunde lang die Miene eines Mannes, der aufmerksam lauscht, die Worte: „das ist Bärbe," gingen über seine Lippen und sein braunverbranntes Antlitz nahm einen recht fröhlichen Ausdruck an.

Der leichte und doch sichere Tritt von Bärbe, welchen des Wildschützen geübtes Ohr so bald wahrgenommen und unterschieden hatte, wurde jetzt deutlicher gehört und Bärbe erschien langsamen Ganges auf der Felsplatte und wandelte auf ihren Vater zu.

Das Mädchen war ernst und außerordentlich blaß, aber seine Haltung war ruhig und aus seinem Auge sprühete ein wilder, langer Blitz.

„Guten Abend," sagte das Mädchen, indem es den vollen Arm um des Alten Schultern legte, „seid Ihr so mäuschenallein hier geblieben den ganzen Nachmittag und habt Euch nicht gelangweilt und nicht gefürchtet?" setzte es schelmisch hinzu.

„Ja, mein Herz; was soll ich unter den dummen Bauern im Dorfe; hier habe ich mir Kugeln gegossen, habe meinen Stutzen recht blank geputzt, mein Waidmesser geschliffen und habe mir eine Lockpfeife gemacht; nun aber bin ich froh, daß Du da bist, denn der Abend wär' mir sonst gar zu lang geworden; erzähle mir ein bischen, was Ihr getrieben habt, und ob der Jörg heute noch herauf kommt; ist Dir denn Etwas passirt, mein gut' Bärbel, Du siehst ja ganz weiß und traurig aus, erzähl' mir doch, mein Herz," drängte der alte Wildschütz, indem er sein Kind zärtlich in den Arm nahm.

„Vater," sagte Bärbe feierlich, „wenn Ihr mich recht lieb habt und wenn Ihr haben wollt, daß ich Euch noch einmal so gern haben soll, so — — geht nicht mehr in das Dillhäuser Revier und weicht dem Richard aus, denn wenn Ihr und der Richard Euch einmal trefft, so gibt es ein Unglück für mich, das weiß ich so bestimmt, als daß ich Bärbe heiß'. Schaut, Vater, ich brauch' Euch nicht zu sagen, wie lieb ich Euch hab' und was für ein armes Mädchen ich wär', wenn Euch ein Unglück widerführ'; aber, verheimlichen kann ich's Euch nicht, wenn Ihr dem Richard ein Leid anthätet, wenn Ihr ihm vielleicht gar mit Eurem Stutzen das Leben nähmt, ach, Vater, ich könnte Euch nicht mehr so gern haben, ich würde mich vor Euch fürchten und Euch fliehen. — — Nicht wahr, Vater, Ihr thut dem Richard nichts zu leid, Ihr macht Euer armes Bärbel nicht unglücklich?" — Als sie diese Worte sagte, war ihre Stimme weich und ihr Auge feucht geworden.

Des Alten Gesicht war erst sehr finster geworden, als er aber seinem Kinde in das feuchte Auge sah, da schmolz sein Unwille.

„Sei ruhig, mein Bärbel, ich verspreche Dir's, ich will dem Richard nicht mehr nachgehen, ich will ihn vermeiden, wo ich kann, aber so auf Einmal kann ich auch nicht aus dem Revier bleiben, was würden die Andern sagen, was würde Jörg denken. — Ach ja, sag' mal, mein Kind, hast Du Dich

etwa mit dem Jörg gezankt, oder was ist Dir begegnet, daß Du so traurig bist?" —

(Fortsetzung folgt.)

Ende gut — Alles gut!

(Schluß.)

Dieser mußte erzählen:

„Dem Herrn dort war während der Fahrt seine Uhr entkommen. Sie konnte nur gestohlen sein. Der Dieb mußte sich im Coupé befinden. Ich machte den Vorschlag, daß Jeder von uns sich untersuchen lasse. Dies geschah. Als die Reihe an den Herrn hier kommen sollte, gab er die Uhr freiwillig heraus; er wollte nicht wissen, wie er in ihren Besitz gekommen sei.

„Ist dem so?" fragte der Gensdarme die Andern.

„Dem ist so."

Der Gensdarme wandte sich an den dicken Herrn.

„Sie werden mir folgen."

„Ich beschwöre Sie!" wollte der dicke Herr noch einmal anfangen.

„Lassen Sie mich reden, mein Herr," sagte ihm die Dame.

Sie befahl nicht, sie bat ihn.

Er schwieg.

„Herr Gensdarme," sagte die Dame zu dem Gensdarmen, „es war Alles so, wie dieser Herr Ihnen gesagt hat, aber der Dieb ist dieser Herr selbst."

Der Herr wollte lachen. Aber er wurde kreideweiß.

„Haben Sie Beweise?" fragte der Gensdarme die Dame.

„Wir werden sehen. Einer von den beiden Herren nur kann der Dieb sein, dieser junge Herr oder jener wohlbeleibte Herr. Der Letztere saß neben dem Bestohlenen. Der junge Herr saß Beiden gegenüber. Nun kommt es darauf an, wer von den zwei Herren der gewandteste im Stehlen ist. Ist es der junge Herr, so war er auch gewandt genug, bei der Entdeckung des Diebstahls unbemerkt dem Andern die Uhr in die Tasche zu spielen. Sie geben es zu, Herr Gensdarme?"

„Vollkommen, meine Dame."

„So fordern Sie den Herren ihre Legitimationen ab.

Der wohlbeleibte Reisende hatte schon ein Papier aus der Tasche gezogen. Er überreichte es dem Gensdarmen.

„Mein Paß!"

Der Gensdarme sah den Paß an.

„Hm, Postsekretär!"

Er wollte sich an den jungen Herrn wenden.

Aber es war nicht mehr nöthig.

Ein zweiter Gensdarme war, wohl aus Neugierde, herangetreten.

Er sah in das Coupé.

„He, zum Teufel, Liedtke! Verdammter Spitzbube? Wo kommst Du denn her? Direkt aus dem Zuchthause?"

Der zweite Gensdarme sagte das zu dem jungen Herrn.

„Sie kennen den, Kamerad?" fragte der erste Gensdarme den zweiten.

Der zweite Gensdarme lachte.

„Wie werde ich nicht Louis Liedtke kennen, den gewandtesten Taschendieb der Residenz? Er muß seit gestern aus dem Zuchthause entsprungen sein, in dem er seit ein paar Monaten eine sechsjährige Zuchthausstrafe zu verbüßen hat. Ist es nicht so, Liedtke?"

Der Taschendieb sah, daß ihm das Leugnen Nichts helfen konnte.

„Es ist so, Herr Gensdarme," sagte er.

„Und Du hast auch hier die Uhr gestohlen?" fragte ihn der erste Gensdarme.

„Ja!"

Er wurde gebunden.

Fünf Minuten später saßen der wohlbeleibte Reisende und seine Gefährtin wieder in dem Wartesaal der kleinen Eisenbahnstation, in dem sie am frühen Morgen sich gefunden hatten.

Sie warteten auf den Abgang der Post, mit welcher der Eine rechts, die Andere links in das Gebirge fahren, Jedes in seine Heimath zurückkehren wollte.

Die Dame war zuerst eingetreten; sie hatte sich auf das harte, lederne Sopha gesetzt.

Der dicke Herr war eine halbe Minute später gekommen. Er legte sorgfältig seine Sachen auf einen Stuhl: den Pelz, den Reisesack, den Schirm und Stock. Er nahm sich in Acht, nicht den leisesten Seufzer dabei hören zu lassen. Als er fertig war, ging er zu dem Sopha. Er setzte sich aber nicht, er trat vor die Dame.

„Mein Fräulein — oder Madame?"

Er hatte schon am Morgen so, aber nur halb, gefragt; jetzt fragte er ganz und geradezu.

Und die Dame antwortete dieses Mal:

„Ich bin unverheirathet."

Und er fuhr fort:

„Mein Fräulein, ich bin Ihnen recht großen Dank schuldig, doppelten. Ohne Sie wäre ich heute Morgen als ein Betrüger arretirt worden."

„Es wäre wohl möglich gewesen," sagte die Dame lächelnd.

„Und ohne Sie wäre ich heute Nachmittag als ein Dieb angehalten und vielleicht auch gar bestraft worden."

„Auch das wäre möglich gewesen."

„Und zum Danke, Fräulein, hatte ich Ihnen in meinem Innern bitteres Unrecht gethan."

„Hatten Sie?"

Die Dame mußte noch einmal lächeln.

„Hm, hm," sagte der dicke Herr und räusperte sich. Er stand im Kampfe mit sich. Sollte er wieder zu keinem Entschlusse kommen? In einen Zorn konnte er sich auch dieses Mal nicht hineinreden. Er faßte einen halben Entschluß.

„Wir müssen uns hier trennen, Fräulein!"

„Ja, das müssen wir."

„Sie sind Erzieherin?"

„Schullehrerin."

Die Dame mußte zum dritten Male lächeln.

„Bedürfen Sie einer Gouvernante?"

„Alle — alle —. Ja, ja!" platzte der dicke Herr heraus, der am Morgen geschworen hatte, daß er keine Gouvernante wolle.

„Ja, ja, Fräulein! Und wo wohnen Sie?"

„In Wildenfels, vier Meilen von hier."

„Und Ihr Name, mein Fräulein?"

„Helene Krone, mein Herr."

„Herr — Herr des Himmels!" rief der dicke Herr.

Einen Augenblick wurde er kreideweiß. Es war ihm, als wenn er umsinken müsse. Dann leuchtete sein ganzes Gesicht.

„Fräulein, ich bin ja der Postsekretär Anselm Sommer."

Da erblaßte auch die Dame; aber auch nur einen Augenblick lang. Dann mußte sie beinahe laut auflachen.

Der dicke Herr hatte ihre beiden Hände gefaßt. Er wollte sprechen, seinen Entschluß ganz ausführen. Es schien nicht gehen zu wollen.

Die in die Einsteigehalle führende Thür des Saales wurde geöffnet.

Ein neuer Eisenbahnzug war in dem Augenblicke angekommen.

„Ist Niemand da, der zur Residenz fahren will?" rief ein Schaffner in den Saal hinein.

Da konnte der dicke Herr seinen Entschluß ganz ausführen.

„Fräulein, kehren wir zur Residenz zurück!"

„Warum? Wozu?"

„Ach, liebes Fräulein, Sie kennen doch die Frau Doktor Neumann?"

„Sie ist meine Freundin."

„Und der Doktor Neumann, ihr Mann, ist mein Freund."

„Das freut mich."

„Und — und — die Beiden, nämlich der Doktor Neumann und seine Frau, wollten aus uns Beiden ein — ein — Etwas machen."

„Ein Etwas?"

„Hm, hm, ein Brautpaar!"

„Aber Sie scheinen dem aus dem Wege gegangen zu sein, mein Herr?"

„Und Sie auch, mein Fräulein, — und wohl noch eher, als ich. Aber —"

„Was für ein Aber hätten Sie?"

Der Schaffner erschien wieder an der Thür.

„Es ist die höchste Zeit, wenn die Herrschaften mit wollen."

„Fahren wir mit, Fräulein!" bat der dicke Herr.

„Aber wozu?"

„Um uns dem Doktor Neumann und seiner Frau als Brautleute vorzustellen. „O, ich bitte Sie!" Er bat so rührend. Er drückte ihre Hände so zärtlich.

Sie entzog sie ihm nicht.

„Er ist doch kein so schlimmer Bär!" mochte sie denken.

„Ich bedarf wahrhaftig einer Gouvernante!" sagte er.

Sie war aufgestanden.

„Wir fahren, Fräulein?"

„Fahren wir!"

Und sie fuhren, dem Doktor Neumann und der Frau Doktorin sich als Brautleute vorzustellen.

Mannigfaltiges.

(Komische Anzeigen.) Ich photographire nicht blos einzelne Personen, sondern auch ganze Familien; auch todte Personen nach dem Leben. — Ställe für einzelne Herren sind zu vermiethen im Gasthofe zum halben Mond. — Eine Frau aus dem Mittelalter wird als Wirthschafterin gesucht. — Heute entschlief ruhig und sanft, unter den fürchterlichsten Schmerzen, mein geliebter Gatte an Krämpfen, im Unterleibe zu Jena. — Mit vorzüglichem Wachstaffent empfehle ich mich ellenweise dem an Podagra leidenden Publikum. — Vorgestern ist ein Pferd entlaufen und hat die Deichsel mitgenommen. Wem dieselbe ins Gesicht gekommen, beliebe sie ***straße abzugeben. — Es ist eine Frau zum Ausbessern für 5 Silbergroschen zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Donnerstag, 16. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Fortsetzung.)

Bärbe erzählte ihre Erlebnisse in Dillhausen, daß Richard mit ihr getanzt und gar freundlich mit ihr gesprochen habe, daß der Jörg eifersüchtig geworden sei und auf dem Nachhausewege hoch und theuer geschworen hätte, dem Richard „eine durch die Haut“ zu blasen, sobald er ihn einmal im Forste treffe.

„Was hast Du ihm darauf geantwortet?“ fragte der Wildschütz gespannt.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn dann nicht heirathen würde, weil ich mit einem Mörder nichts zu schaffen haben wollte, und daß ich die Erste wäre, welche dafür sorgen würde, daß er seiner Strafe nicht entginge; er hat mich ausgelacht, weil er dachte, daß ich ihn den Gerichten anzeigen wollte, die ihn niemals könnten einziehen lassen, weil er Tritt und Schritt im Gebirge kennt, und hat mir so recht höhnisch auf die Schulter geklopft und gesagt: „„Wenn Dein schönster, bester, freundlichster und vornehmster Herr Richard mit dem Gesicht wie ein Engel noch am Michelstage umherstolzirt und mit seinem Milchlärvchen die hoffärtigen Dirnen, wie Du eine bist, verrückt macht, so will ich nicht mehr der Jörg mit dem Geierauge heißen, ich müßte denn blind werden, oder müßte steife Finger kriegen oder gar dem Teufel in die Klauen fallen.““

„Und wie er das sagte,“ fuhr das Mädchen fort, „schau', Vater, da hatt' ich einen Abscheu vor ihm, daß ich ihn geschlagen hätte, wär' ich ein Jung' und stark genug gewesen. Das konnt' ich freilich nicht, aber ich hab' ihm gesagt, er braucht' nimmer wieder zu mir zu kommen, wir wären geschiedene Leut' allezeit, und er würde dem Teufel in die Krallen fallen, ehe er sich's versähe und ehe er dem Richard Etwas gethan hätte, der tausendmal besser wäre als er.“

„Mit der Manier hast Du ihm also den Abschied gegeben?“ fragte der Alte ernsthaft.

„Ja, und er hat auch geschworen, der Teufel müsse ihn reiten, wenn er solch einem Nickel, wie ich wäre, noch einen Schritt zu Gefallen ginge.“

„Der Lotterbube,“ brauste hier der Alte auf, „der soll sich hüten, mein Kind zu schimpfen, sonst soll er den Heinrich kennen lernen. — Aber hör' mich an, mein Bärbel, die Sache ist schlimm genug und um den Richard ist mir's leid, denn ich kenne den Jörg besser, wie Du ihn kennst; ich will von morgen an drüben über der Grenze jagen, damit ich mit dem Richard niemals wieder auf eine Fährte komme, weil ich es Dir versprochen habe, aber der Jörg wird nunmehr auf den Richard pirschen gehen, das kannst Du mir glauben.“ —

„Vater,“ flehte das Mädchen, „Ihr dürft nicht böse sein, aber ich kann nicht anders; ich weiß, daß ich was Gutes thu', und es ist mir, wie wenn's mein gut' Mütterchen im Himmel so haben wollt'; ich will hinübergehen nach Dillhausen zum gnädigen Fräulein Clara, das ist des Herrn Richard Braut, der will ich sagen, daß sie ihren Schatz warne, weil ihm der Jörg aufpasse.“

„Das thu', mein Bärbel, und sag' auch: der braune Heinrich ließe dem Herrn Richard und dem Herrn Werner einen schönen Gruß vermelden und sie möchten sich nichts weiter um ihn scheeren, er käm' von nun an nicht mehr auf ihre Jagd.“

Der Wildschütz und sein Kind gingen, weil es schon spät geworden war, in das Haus hinein; der Wildschütz, obwohl er ordentlich mit sich zufrieden war, seiner Tochter einen Gefallen gethan zu haben, konnte sich einer trüben Ahnung nicht erwehren, und Bärbe war ruhig, aber tief in ihrem Innersten traurig.

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage später saß Anna an dem Eckplätzchen im Garten; es war hoher Nachmittag, und nachdem am Mittag die letzten Gäste in die Stadt zurück-

gefahren waren, hatte sich die gewöhnliche Ruhe wieder eingefunden. Clara hatte ihren Richard, der an dem Abend des letzten Festtages ihr noch so vielfach seine Liebe betheuert hatte, nicht mehr gesehen und sie hoffte zuversichtlich, daß er heute hier vorüberkommen würde.

Ihre Blicke bestrichen daher sehr häufig den Pfad, der vom Walde hereinführte; Richard kam noch nicht, aber eine andere weibliche Gestalt erschien am Saume des Waldes und kam hastig auf den Garten zugeschritten.

Clara richtete unwillkürlich ihr Auge auf die Daherschreitende, die sie nicht kannte; diese war Bärbe, des Wildschützen Tochter.

Bärbe, als sie dicht an der Gartenmauer angekommen war, blieb stehen, sah verlegen zu Clara hinauf, welche den ihr gebotenen freundlichen Gruß erwiederte, faßte sich aber rasch ein Herz und sagte: „Mein liebes gnädiges Fräulein, ich möchte Euch wohl so im Vertrauen Etwas mittheilen, wenn Ihr nicht böse werden wollt."

Clara konnte sich nicht denken, was das ihr völlig fremde Mädchen ihr im Vertrauen mitzutheilen haben könnte; für eine Bettelnde war Bärbe nicht anzusehen, denn ihr standesmäßiger, geschmackvoller Anzug war reinlich und drückte sogar eine gewisse Wohlhabenheit aus, und das ganze entschiedene, wenn auch bescheidene Wesen des Mädchens war nicht dasjenige einer Hilfesuchenden. Clara gab dem Mädchen die Weisung, zur Seitenthüre herein über den Hof in den Garten zu kommen, und zwei Minuten später stand Bärbe, erröthend, frisch wie ein knospendes Waldröschen vor der mit einer zarten Lilie zu vergleichenden Clara.

„Was willst Du mir denn sagen?" begann Clara, nachdem Bärbe auf der Bank neben ihr hatte Platz nehmen müssen.

„Ach, gnädiges Fräulein, Ihr dürft mir ja nicht denken, daß ich ein dummes, unartiges Ding bin — Ihr seid so gut, drum hab' ich mir ein Herz gefaßt und bin zu Euch gekommen, damit auch für Euch ein großes Herzeleid abgewendet werde, wenn's Gottes Wille ist. — Auf dem Pfingsttanz hab' ich gesehen, daß der Herr Richard" — bei diesem Namen wetteiferten die beiden Mädchen im Rothwerden — „Euch recht lieb haben muß und Ihr seid ihm auch recht gut und herrlich zugethan, und ich wüßt' auch nicht, wo sich ein schöneres Paar in unseren Bergen fände, und wie es anders sein könnte, als daß Ihr und der Herr Richard Euch gern habt bis in den Tod."

„Aber" — unterbrach sich hier Bärbe, als sie sah, daß Clara's schönes Gesicht erst verlegen und dann etwas finster wurde — „Ihr seid mir doch nicht böse, liebes Fräulein?"

Clara war allerdings betroffen, als sie ihr süßestes Geheimniß so ungenirt über die Lippen des fremden Mädchens wandern sah, und ein gewisser Unwille faßte sie bei dem Gedanken, daß sie sammt Richard sich so wenig zu beherrschen gewußt, daß ein so gewöhnliches Mädchen ihre Liebe mit so großer Sicherheit entdeckt habe, und doch lag etwas so Zutrauliches und Hingebendes und so viele Theilnahme in dem Tone der klaren und weichen Stimme, und etwas so Freundlich-Ehrliches in dem lebhaften, dunklen Auge des Waldmädchens, daß Clara nicht im Stande gewesen wäre, ihren Angaben zu widersprechen.

„O nein, erzähle nur immer weiter, liebes Kind; wenn Du Vertrauen zu mir hast, so will ich auch zu Dir welches haben."

Und Bärbe erzählte, wie der Jörg dem Richard auflauern und ihn erschießen wolle; kurz Alles, was wir wissen, nur nicht, daß Bärbe den jungen, schmucken Jäger aus der Tiefe ihrer Seele liebte.

„Sagtest Du nicht," fragte Clara, „daß Jörg, der Wildschütz, Dein Bräutigam sei?"

„Er war es, gnädiges Fräulein, aber seit er sich mit Mordgedanken herumträgt, hab' ich ihm abgesagt; wir sind geschiedene Leute; ich hab' ihn auch nie lieb gehabt, aber mein Vater wollt's haben, und da ich keinen Andern gern hatte, sagte ich Ja; nun aber ist auch mein Vater damit zufrieden, daß ich den Jörg nicht heirathen soll."

„Wer ist denn Dein Vater?"

„Mein Vater, gnädiges Fräulein, mein Vater" — sagte Bärbe zögernd — „ist — — sie nennen ihn nur den braunen Heinrich — —"

„Der furchtbare Wildschütz?" fuhr Clara entsetzt auf, indem sie die so ruhig dasitzende Bärbe mit furchtsamen Blicken betrachtete — „der Richards wildester und gefährlichster Feind ist?"

„Er war einmal böse auf Herrn Richard, das ist wahr, aber jetzt nicht mehr, seit ich ihm gesagt hab', wie gut und freundlich der Herr Richard ist; und er hat mir auch aufgetragen, Ihr möchtet doch dem Herrn Richard und dem Herrn Werner sagen, daß sie sich nicht weiter um ihn scheeren möchten, er käme nie wieder auf ihre Jagd, und Ihr könnt ihnen versichern, daß er's auch hält, denn er hat es mir versprochen."

„Aber, Mädchen, ich bitte Dich, nicht wahr, Bärbchen heißest Du? also, Bärbchen, sage mir recht aufrichtig, wie Du, des Wildschützen Tochter und des andern Wildschützen Braut, dazu kömmst, Euren Feind zu warnen; ich kann nicht glauben,

daß Du so schlecht sein solltest, mich zu hintergehen, sage mir" — ein Gedanke flog durch Clara's Seele, der ihr das Blut aus den Wangen trieb — „kennst Du meinen — — ich meine, kennst Du den Herrn Baron Richard v. C... schon von früher?"

Bärbe fühlte instinktmäßig, was in Clara's Seele vorging.

„Acht Tage vor Pfingsten hab' ich den Herrn Richard zum ersten Male gesehen, da hat er mich so freundlich gegrüßt, daß ich gleich gewußt hab', wie gut er ist, und am Pfingsttanz hab' ich die Ehre gehabt, da hat er mit mir getanzt und hat so gutmüthig gelacht, wie ich ihm so ein paar Späßchen erzählt hab'; nachher hab' ich aufgepaßt, wie er mit Euch sprach, gnädiges Fräulein, wie er Euch in die Augen sah und Ihr ihm wieder, und da hab' ich gefühlt, daß es eine große Sünde wäre, wenn Einer dem Herrn Richard etwas zu Leide thäte.

„Mein Vater der liebt mich wie seinen Augapfel, dem hab' ich das Alles gesagt und er hat mir versprochen, nicht wieder in die Berge links vom Schlippenstein zu gehen, um zu jagen; der Herr Richard hat also keine Ursach' mehr zu glauben, daß mein Vater ihm in den Weg käme. O, seht Ihr, gnädiges Fräulein, ich war so froh, als ich meinen Vater dazu gebracht hatte; und dem Jörg dem will ich aufpassen und wenn ich Etwas gewahr werde, will ich's Euch sagen, damit Ihr Euren Herrn Richard warnen könnt; aber Eins bitte ich Euch und Ihr müßt es mir versprechen. Sagt dem Herrn Richard, daß er mich nicht verachten soll, weil ich des Wildschützen Tochter bin; ich bin nicht schlecht, gewiß nicht, ich bin ein armes, dummes Mädchen, aber ich hab' ein recht gutes Gewissen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Aussteuer.

Frau Werthenau, Wittwe eines Kammerraths, der leider zu früh den Lasten seines beschwerlichen Zahlenamtes unterlegen war, und somit seinen Hinterlassenen eine nach Dienstjahren berechnete, kleine Pension erworben hatte, trat soeben heimkehrend in ihr Wohnzimmer, wo Wilhelmine, ihre einzige Tochter, mit feiner weiblicher Arbeit eifrig sich beschäftigte, und ohne aufzusehen die Eingetretene begrüßte.

Die Mutter legte Handschuhe, Tuch und Hut ab in sichtbarer Aufregung, die nicht blos Folge des raschen Ganges war, und fragte: „Ist Moll dagewesen?"

„Nein, liebe Mutter," war die Antwort; „ich habe ihn auch zu ungewöhnlicher Zeit nicht erwartet. Aber warum fragst Du so angelegentlich?"

„Weil ich Dich auf etwas vorbereiten muß; weil ich Dir etwas mittheilen will, das Einfluß auf unseren Ruf und auf Deine Zukunft hat."

„Sie erschrecken mich, Mama!" wandte sich Wilhelmine zu ihr, die Arbeit niederlegend.

„Nun, es ist nicht so arg, um zu erschrecken," entgegnete die Mutter, sich auf ihren gewohnten Sessel niederlassend, — „aber die Klugheit und der Anstand erfordern, daß wir uns vor jedem übeln Schein verwahren. Ich war bei Lindenfelds und theile Dir mit, was Fräulein Eulalia, die Stadtallwissende, über Moll geäußert hat. Es ist ein recht artiger Mensch, sagte sie, der in höheren Zirkeln schon etwas linkisch sein darf, weil er der Erbe eines gemeinen, aber sehr reichen Vaters ist. Dieser letztere Umstand verschafft ihm überall in besseren und geringeren Häusern Zutritt, weil Jede hofft, den Goldfisch zu fangen; und es gibt Gänschen genug, sogar ohne alle höheren Ansprüche, die sich einbilden, er mache ihnen im Ernste den Hof, während der junge Mensch keinen eigenen Willen hat, und von seinem Vater so abhängig ist, daß an eine Heirathsgenehmigung von dessen Seite gar nicht gedacht werden darf, wenn die Wahl nicht auf eine Person fällt, die vermöge ihres Reichthums den Erwartungen des alten Sonderlings entspricht."

„Eulalia scheint ja in alle Verhältnisse eingeweiht zu sein," äußerte unwillig Wilhelmine, „aber die Schilderung ist gewiß boshaft und falsch."

„Gleichviel, meine Tochter!" entgegnete die Mutter. „Solche Zungen träufeln überall Gift hin, das an dem guten Namen ätzt wie Scheidewasser, und es wäre mir das Unangenehmste und Kränkendste, unsern Namen von einem solchen Munde genannt zu hören, was vielleicht schon in meiner Abwesenheit geschehen ist. Deßhalb gebietet mir meine Pflicht als Mutter und unbescholtene Frau, den Besuchen des jungen Mannes ein Ende zu machen, die unter den bestehenden Verhältnissen keine günstige Folge haben können, auch wenn wahrhafte Neigung da wäre und Du sie theiltest."

Wilhelmine erröthete und beugte ihr Gesicht tief auf ihre Näherei.

„Oder —" fragte sie weiter, — „hast Du, die Vaterlose, die Tochter einer armen Mutter, Dir ernstliche Hoffnung auf eine solche Partie gemacht?"

Wilhelmine wandte sich und ergriff ihre Hand: „Ich will so aufrichtig sein, wie eine gute Tochter es gegen eine so liebevolle Mutter sein muß, und so gestehe ich Dir gern, daß, geweckt durch die

unschuldigen Merkmale der Zärtlichkeit Leonhards, in den Tiefen meines Herzens schüchtern die Hoffnung aufdämmerte, einem solch' edlen, jungen Manne anzugehören; ich läugne auch nicht, daß sein Reichthum diesem Wunsche kein großes Hinderniß in den Weg zu legen, vielmehr nur das Mittel zu sein schien, meinem Mütterchen ein sorgenloses Alter zu bereiten. Leonhard Moll ist redlich und einfach; er hat gegenüber von vornehmen Familien uns Beweise seiner aufrichtigen Anhänglichkeit und Achtung gegeben, daß mußt Du zugestehen; denn Du warst stets Zeuge unserer Unterhaltung, die sich immer in den anständigsten Schranken bewegte. Sage, liebe Mutter, ist Dir seit unserer Bekanntschaft mit Leonhard nicht auch der Wunsch aufgetaucht, Dein Kind glücklich zu sehen?"

„Er ist es, ich gestehe es," antwortete diese mit weichem Tone, — „und der Himmel weiß es, daß ich Deine Zukunft mehr im Auge hatte, als die meinige. Aber seit mir bekannt ist, in welchen Verhältnissen Leonhard steht, und wenn die Schilderung von seinem Vater nur einigermaßen der Wahrheit sich nähert, so ist hier an eine erfreuliche Lösung nicht zu denken. Du bist arm, meine liebe Wilhelmine, das reichste Herz, der klarste Verstand, das zarteste Gemüth, Fleiß und Geschicklichkeit wiegen wenig auf der Goldwaage der gewöhnlichen Welt."

„Ja, Armuth!" rief Wilhelmine aus; „das ist der Fluch des Lebens, der unser Geschlecht zwiefach trifft und dem auch die größte Resignation den Stachel nicht nehmen kann. — Doch ich beuge mich dem Schicksale," — fuhr das Mädchen, eine Thräne im Auge zerdrückend, fort; „ich lege meine Zukunft in den Willen Dessen, der nur auf ein reines, kindliches Herz sieht und meine stillen Wünsche ja kennt; auf Ihn will ich hoffen und diese Hoffnung mir nicht rauben lassen."

„Mein gutes, frommes Mädchen!" sagte gerührt Frau Werthenau, sie küssend; „ja, wir wollen das Unsrige thun und das Uebrige dem Himmel überlassen. Ich bin nur um die Art verlegen, wie ich dem jungen Manne solches eröffne. Ach! es ist ein so delikater Gegenstand, der mehr Feinheit verlangt, als die Aufrichtigkeit besitzt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Frauenstärke.) Zum Studium des weiblichen Charakters gibt nachfolgende Erzählung eines Seereisenden einen interessanten Beitrag: „Wir konnten des Sturmes nicht mehr Meister werden; Angst, Schrecken und Verzweiflung malte sich auf jedem Gesichte, und endlich erklärte der Kapitän, daß an Rettung nicht mehr zu denken sei. Jetzt zeigten sich die mitreisenden Damen von einer Charakterstärke, welche die Männer beschämen mußte. In stummer Resignation verhielten sie sich ruhig auf ihren Plätzen; die eine ein Gebet murmelnd, die andere die Bibel in der Hand, die dritte fest ihr Kind an ihr Herz drückend. Doch noch hatte das Schiff keinen Leck; wie eine Nußschale, ohne Steuer, ohne Mast wurde es auf den hohen Wellen umhergeworfen; plötzlich saß es auf einer Bank bei Kap Hatteras und wurde glücklich durch Rettungsboote mit Stricken und anderen Geräthen wieder flott gemacht und in den Hafen von Newbern gezogen. Da wurden die Damen wieder lebendig, ihre Selbstbeherrschung, ihr Heroismus waren verschwunden, laute Wehklagen ertönten von ihren schönen Lippen! Und weßhalb? Alle Koffer waren vom Wasser durchdrungen, alle schönen Kleider verdorben; die Glaçéhandschuhe, die seidenen Shawls, alle Nippsachen, Alles war total ruinirt! Bei kleinen Sachen wurde geseufzt, bei größeren wurde gestöhnt, bei den schönsten bittere Thränen vergossen! Was ist auch eine Lebensgefahr gegen eine vollkommen zerstörte Toilette!"

Eine neue und großartige Art von Feuerwerk und Beleuchtung wurde in Sydney gelegentlich der Ankunft des Herzogs v. Edinburg in Scene gesetzt. Die sämmtlichen Schiffe im Hafen hatten illuminirt, als ein ganz gewaltiger feuriger Drache, ausgestattet mit allen Attributen des fabelhaften Thieres: Klauen, Flügeln, fürchterlichen Augen, einem wahren Höllenrachen, der Feuer und Flammen, Schwärmer und Raketen spie, und endlosem Schweife, sich über die Wasseroberfläche dahinbewegte. Es war der Dampfer „Yamba" der Australian Steam Navigation Company, der sich durch Transparente an beiden Seiten zum Ungeheuer umgeschaffen. Der Leichnam des so hergestellten Thieres war 102 Fuß lang, und der schreckliche Kopf mit den in grün, schwarz und roth sehr geschickt ausgeführten Augen erhob sich 26 Fuß hoch. Zwischen den 16 Fuß langen Kinnladen gähnte des Rachens Weite 7 Fuß aufgesperrt, 25 Schiffsboote bildeten den endlosen Schweif und das feuerspeiende Ungethüm wurde von einem unbeleuchteten Dampfer im Schlepptau umhergeführt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Samstag, 18. April 1868.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Fortsetzung.)

Clara, erstaunt über die Beredtsamkeit und gerührt von der Herzensreinheit dieses einfachen Waldkindes, verzieh in ihrem Herzen der Bärbe sehr gerne, daß auch diese, wie ihr ihr eigenes Herz sagte, dem theuren Richard gut war; sie faßte des Mädchens kleine, aber derbe Hand und sagte liebevoll zu ihr: „Du bist ein braves, recht braves Mädchen, dem ich gewiß nichts übel nehmen werde; sei immer recht offen und voll Zutrauen gegen mich; Richard wird Dir dankbar sein und soll Dich lieb haben, wie wenn Du seine Schwester wärest, aber beruhige Dich nur, der Jörg wird nicht so schlimm sein, und den Richard will ich warnen, daß er vorsichtig ist."

„Ja, thut das um Gotteswillen, gnädiges Fräulein, ich kenne den Jörg, der hält Wort. — Lebt wohl, Gott segne Euch und ihn!" — —

Bärbe küßte Clara's zarte, kleine Finger und war fünf Minuten später auf demselben Pfade nach dem Walde, von dem sie gekommen war.

Seit dem ersten Zusammentreffen der beiden Mädchen, die unter so verschiedenen Umständen ihre Herzen dem jungen Jägersmanne geschenkt hatten, waren vier Monate verflossen; der Monat September war bis auf zwei Tage abgelaufen. Richard war der von dem Vater Clara's angenommene Bewerber um die Hand der Letzteren, das heißt, der alte Gutsherr, als Richard, von Clara dazu ermächtigt, ihm sein Herz erschloß, hatte gesagt, daß Richard ihm ein ganz willkommener Sohn sein würde, indeß wären sie Beide noch ein bischen jung und könnten, ehe sie ernstlich an's Heirathen dächten, ruhig noch ein paar Jährchen warten; in dieser Zeit könnten sie sich gegenseitig erproben, und wenn sich ihre Neigung nicht ändere, so möchten sie in Gottes Namen ein Paar werden.

Clara hatte ihrem Richard von dem ersten Besuche Bärbe's genauen Bericht geliefert; der braune Heinrich war in der That nicht wieder herüber in Werners oder Richards Jagdrevier gekommen und die beiden Männer waren darin einverstanden, daß der braune Heinrich, insofern er sein Versprechen hielt, das er hatte geben lassen, ein anständiger Mensch sei; dagegen machte der Jörg den beiden Jägern viel zu schaffen und der ängstlichen Clara erschien dieser Mensch wie ein böser Geist.

Bärbe war einige Male seitdem zu Clara gekommen und hatte Mittheilungen über die von dem Jörg eingeschlagenen geheimen Wege gemacht. Clara hatte Richard stets davon in Kenntniß gesetzt und wenigstens so viel über diesen vermocht, daß er in der Gesellschaft seines Freundes Werner blieb, wenn einer von den gefürchteten Abenden nahete.

Richard, der keine Furcht kannte, dennoch aber nicht ruhig sein konnte bei dem Gedanken, daß ihm ein Mensch den Tod geschworen und Tag um Tag auf ihn lauere, war, sobald er in das Gebirge trat, die Vorsicht selbst; seine ohnehin scharfen Sinne ließen ihm nichts entgehen; nur ein Mensch von derselben Vorzüglichkeit der Organe würde im Stande gewesen sein, ihn nach dem Jägerausdruck zu überschleichen. Bei alledem wünschte Richard nichts sehnlicher, als diesem Jörg ins Auge schauen und die Rechnung kurz mit ihm abmachen zu können.

Wie wir oben gesagt, war das Ende des Monats September näher und näher gerückt; es war Tags vor dem Michelstage und der Jörg hatte geschworen, daß der Richard bis zum Michelstage — getödtet sein sollte.

Je näher dieser Tag heranrückte, um desto größer wurde die Angst der sonst so muthigen Bärbe; der Jörg war ihr erst vor einer Woche unten im Dorfe begegnet und als er dicht an ihr vorübergegangen war, hatte er mit einem entsetzlich höhnischen Gesicht gesagt: „Der Michelstag ist erst in zehn Tagen, aber meine Büchse ist lang geladen und wenn der

Michelstag kommt, wird man wissen, wohin die Kugel geflogen ist."

Er hatte also seinen Vorsatz noch nicht aufgegeben und sie wußte, daß er Alles aufbieten würde, ihn auszuführen.

Bärbe hatte den Jörg seit einigen Tagen unbemerkt verfolgt und beobachtet. Gestern Nachmittag hatte sie entdeckt, daß er sich auf einem Felsvorsprunge über der tiefen Aue ein Versteck gemacht hatte. Diesem Verstecke gegenüber, an dem Abhange des die tiefe Aue auf der anderen Seite begrenzenden Berges, zog sich ein schmaler, meist nur von den Jägern betretener Fußpfad hin, welcher von Richard eingeschlagen wurde, wenn er aus einer rückwärts liegenden Waldgegend direkt nach Hause wollte.

Bärbe kannte dies Alles und ersah auf der Stelle, daß dies Versteck der Ort sei, aus dem die tödtliche Kugel hervorbrechen sollte.

Der 28ste September war ein windiger, häßlicher Tag; dicke Regenwolken wurden in den Lüften herumgepeitscht, die höheren Berge waren gar nicht sichtbar, denn ihre Häupter waren tief verschleiert; einzelne Regenschauer führten eine Kälte mit sich, als wenn der November mit seinen dumpfen Tagen schon da wäre, und unter des Windes stürmender Gewalt brachen die alten verdorrten Aeste der riesigen Bäume des Hochwaldes, die jungen Fichten aber beugten sich wie Ruthen.

Richard war des Nachmittags auf einem der Holzschläge beschäftigt gewesen; um 4 Uhr kam Werner zu ihm, um ihm mitzutheilen, daß er heute Abend hinauf nach der hohen Grenze auf den Anstand gehen wolle. Richard äußerte seine Absicht, hinunter an die schwarze Sau — so hieß ein Waldort unten in der tiefen Aue — gehen zu wollen, wo er heute Morgen einen Wechsel *) gespürt habe. Er beendigte, so rasch er konnte, seine Geschäfte und verließ dann mit Werner den Holzschlag, in dessen nächster Nähe schon ihre Wege sich trennten.

Der feste, entschiedene Werner war heute so eigenthümlich unruhig und fühlte sich so ängstlich beklommen wie sonst nie.

„Ich weiß nicht," sagte er zu seinem Gefährten, „mir ist es so unheimlich, ich kann sagen ängstlich, wie ich mir denke, daß es Einem ist, der seinem Tode entgegenzieht."

„Das kömmt von dem erbärmlichen Wetter," meinte Richard, „die Luft ist so feucht und schwer, daß man es fühlt, wie sie drückt."

„Nein, mein Junge, das ist es nicht; so wie heute ist es mir schon zweimal in meinem Leben zu Muthe gewesen; einmal als meine unvergeßliche Mutter starb, und ein ander Mal, als mein Bruder, der damals noch unerfahrener Jägerbursche war, auf der Sauhatz dem verwundeten Thiere so nahe ging, daß es ihm das Fleisch am linken Beine von unten bis oben bis zum Knochen aufschlitzte; es ist ein Unglück wider mich oder Dich im Anzuge; meine Ahnung betrügt mich nicht, und es wäre vielleicht besser, wir blieben heute bei einander."

„Aber, Werner," sagte Richard lächelnd, „ich glaube, Du bist richtig abergläubisch, mein Freund; doch wir wollen uns die Jagd nicht verderben, geh' Du nach der hohen Grenze, dort schrie gestern ein verliebter Urian, wie wenn er besessen wäre, und ich will nach der schwarzen Sau gehen; bei Dir oben wird es ein bischen länger Büchsenlicht geben, als bei mir unten im düsteren Thale, und ich denke, wenn ich etwas früher vom Anstand gehe als Du, so mußt Du fast zur selben Zeit oben an den kalten Männern sein, wenn ich ins Kreuzloch komme; dort können wir uns unsern Signalpfiff geben, damit wir wissen, daß uns nichts zugestoßen ist; aber ich habe noch eine dreiste Stunde zu laufen, drum — Waidmannsheil!"

„Waidmannsheil, mein Junge," sagte Werner, indem er dem Jüngling herzlich die Hand schüttelte, und die beiden Jäger schritten nach verschiedenen Richtungen in den Wald hinein mit jenem sichern, lautlosen Schritt, der es dem gewandten Jäger möglich macht, selbst das lauschende Wild zu täuschen.

Zu derselben Zeit, als Richard und Werner den Holzschlag verließen, erklimmte ein mit einem kurzen nicht blanken, aber rein gehaltenen Stutzen und mit einem langen im Gürtel steckenden Waidmesser bewaffneter, mit einer dunklen leinenen Blouse, schwarzledernen Beinkleidern, dunkelgrauen Gamaschen und groben Schuhen bekleideter Mann, der einen groben breitkrämpigen Filzhut tief in die Stirne gedrückt hatte, nicht ohne Gefahr und viele Mühe einen der Felsvorsprünge über der tiefen Aue.

Der Felsen war oben mit dichtem Gestrüpp bewachsen, welches einen Menschen vollkommen zu bergen vermochte, und man konnte bei genauer Besichtigung wahrnehmen, daß durch Ausschneiden von Zweigen aus diesem Gestrüpp eine Art Lucke gebildet war, welche es möglich machte, den an dem gegenüber liegenden Bergrücken entlang führenden Pfad genau zu observiren.

Ehe der Mann das Erklimmen des Felsens begann, spähete er bedächtig nach allen Seiten, aber er sah nichts als den dichten Wald und hörte nur

*) Einen Wechsel nennt der Jäger die Stelle, welche das Wild, wenn es des Morgens und des Abends aus einer Waldgegend in die andere zieht, regelmäßig hin- und herwärts überschreitet.

das Sausen des Windes in den Wipfeln der majestätischen Tannen.

Nach jedem Schritte, den er weiter hinauf geklettert war, hielt er an und lauschte nach allen Seiten; endlich hatte er die Höhe erreicht, er beugte sich vor, schaute forschend hinab in die tiefe Aue, sein Blick schweifte an die gegenüber liegende Bergwand und schien jeden Busch durchdringen und erforschen zu wollen; als er aber auch jetzt nichts gewahrte, lachte er wie ein Teufel still in sich hinein und verschwand in dem Gestrüpp, durch welches er sich wie eine Schlange hindurchwand.

(Schluß folgt.)

Die Aussteuer.

(Fortsetzung.)

Sie wurden unterbrochen; das Hausmädchen brachte ein Schreiben, das soeben abgegeben worden sei.

„Wahrscheinlich eine Arbeitsbestellung für Dich," sagte die Kammerräthin, es öffnend und still lesend, indeß Wilhelmine ihr Geschäft fortsetzte.

Das Gesicht der Lesenden klärte sich mit jeder Zeile auf, und als sie fertig war, sagte sie zur Tochter: „Kannst Du ahnen, von wem der Brief ist?"

Wilhelmine verneinte, doch wurde sie aufmerksam.

„So höre!" Die Mutter las:

„Verehrte Frau! Es ist sonderbar, mich schrift-„lich an Sie zu wenden, während ich durch Ihre „Güte nicht verhindert bin, jeden Augenblick „Ihr Haus zu besuchen. Es betrifft aber einen „Gegenstand, der nicht eher zur Sprache kommen „kann, als bis ich hierzu die Erlaubniß habe, „um welche ich angelegentlich bitte. — Zur Sache: „Ihre liebenswürdige Tochter Wilhelmine" —

„Ist der Brief von Leonhard?" fragte diese schnell.

„Ich bin noch nicht an der Unterschrift," antwortete lächelnd Frau Werthenau, und fuhr fort:

„Ihre liebenswürdige Tochter Wilhelmine hat „mir durch ihre Vorzüge den Wunsch nach ihrem „Besitze zur ernstesten und doch so angenehmen „Aufgabe gemacht, und ich trage die süße Hoffnung „im Herzen, sie werde meine aufrichtige Neigung „bemerkt und stillschweigend gebilligt haben. Ich „zweifle nicht, verehrte Frau Kammerräthin! daß „Sie uns Ihre Einwilligung ertheilen werden. „Ich bin vom Glück in den Stand gesetzt, meiner „Gattin ein sorgenfreies und heiteres Loos an-„bieten zu können. Mein Vater, der mich liebt „und den ich nach Ihrer entscheidenden Antwort „sogleich in meine Wünsche einweihen werde, „wird meinem Glücke kein Hinderniß in den Weg „legen. Ein einfaches, unbedingtes Ja genügt, „mich zum zufriedensten und fröhlichsten Menschen „auf der Erde zu machen, und mein Diener hat „Befehl, diese Antwort heute Abend noch in Ihrer „Wohnung abzuholen. — Weisen Sie mich nicht „ab, theure Frau! oder veranlassen Sie Wilhelmine „nicht, mich zu verschmähen; sonst schlage ich alles „europäische Glück in den Wind und wandere „aus in das Land, wo alle Unzufriedenen und „vom Glück Verlassenen hinwandern.

Leonhard Moll."

Mutter und Tochter standen überrascht vor einander, bis die erste fragend begann: „Nun, was sagst Du?"

„Ich möchte hören, was Du sagst," antwortete Wilhelmine.

„Wollen wir ihn auswandern lassen?"

„O Mutter, scherze nicht!" bat die Tochter.

„Nein, mein liebes Kind," versetzte jene, „das fällt mir nicht ein, im Gegentheil, es ist ein sehr ernster Augenblick, der uns wie eine magische Erscheinung ein helles Bild vor Augen stellt, das jede Minute wieder verschwinden kann. Leonhard meint es redlich, davon bin ich überzeugt, aber ich fürchte, er nimmt die Sache, wie alle jungen und erregten Leute, zu leicht; er glaubt, die väterliche Liebe werde die Vorurtheile des reichen Mannes überwinden; aber reiche Leute sind hart und beharrlich, weil sie gewohnt sind, Alles mit Geld durchzusetzen und an nichts Glauben zu haben, als an Geld. Bereite Dich auf den Sturm vor, so lachend der Himmel aussieht; an der starren Klippe des eigenwilligen Vorurtheils scheitert gar oft die schönste Hoffnung des Lebens."

„Du bist grausam, Mutter!" klagte Wilhelmine; „Du hättest das von mir aufgerollte liebliche Bild nicht gleich mit dem trüben Schleier der Befürchtung überfloren sollen. Aber Du hast recht, und ich entsage im Voraus. Das Glück wäre zu groß für mich, Leonhards Frau zu werden; wer weiß, ob es mir zu wahrem Wohl gereichen würde. O, wäre Leonhard an Gütern der Erde mir gleich, ich würde ihm mit Freuden meine Hand reichen, wir würden uns mit geschickten und fleißigen Händen ein Paradies schaffen, das jetzt von einem flammenden Schwerte gehütet wird. — Aber antworten müssen wir ihm."

„Allerdings! und mit einem doppelten Ja!" stimmte die Mutter bei; „denn daß ich mit Freuden meine Einwilligung zu jeder Wahl Deines Herzens gebe, wirst Du nicht bezweifeln."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Zufall.) Eine originelle kleine Geschichte, die vor einigen Tagen erst passirt, und die beweist, welch eine Rolle der Zufall in der Welt spielt.

Herr G. ist vor vielen Jahren als simpler Arbeiter aus Deutschland nach Amerika ausgewandert. Er konnte nicht lesen, nicht schreiben, aber er hatte vielleicht gerade deßhalb um so mehr Glück und gewann ein enormes Vermögen — wie, das ist mir unbekannt.

G. hatte sich in Amerika verheirathet, aber seine Ehe war kinderlos geblieben. Auch seine Frau starb ihm, und G. war mit seinem Reichthum allein. Der Trübsinn überfiel ihn. Er erinnerte sich einer Schwester, die er in Deutschland zurückgelassen; aber auf seine Anfrage erhielt er die Nachricht, daß auch sie gestorben sei.

Diese Schwester, so schrieb man ihm, hatte einen Sohn, Niemand aber wußte, wohin derselbe gekommen sei.

G. setzte seine Forschungen nach diesem Neffen fort und brachte endlich in Erfahrung, daß er nach Paris ausgewandert und jedenfalls noch dort sei.

Sofort setzte sich G. aufs Schiff und reiste nach Paris, um seinen Neffen zu suchen. Er langte in Paris an und fragte überall. Keine genügende Auskunft; er war in einigen Bureaux beschäftigt gewesen, dann hatte Niemand weiter von ihm gehört.

Wochen, Monate lang suchte G. vergebens. Es gefiel ihm in der alten Welt nicht mehr, wie es den meisten Leuten geht, die einmal in der neuen Welt gelebt; mißmuthig über die Fruchtlosigkeit seines Suchens, beschloß er nach Newyork zurückzukehren.

Er ließ sein Gepäck zum Bahnhof voraussenden und fuhr dann nach, um mit dem am Abend von Havre abgehenden Schiffe zu reisen, auf welchem er bereits einen Platz genommen.

G. erreichte den Bahnhof gerade in dem Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzte. Eine Todesangst überfiel ihn. Wenn er nun das Schiff versäumte!

Schnell entschlossen, rannte er dem langsam zum Bahnhof sich hinaus bewegenden Zuge nach, klammerte sich an einen der Wagen, sprang auf den Tritt und glaubte auf diese Weise sich expediren zu können, wie man überhaupt in Amerika wenig Façons zu machen pflegt.

Da trat ihm der Kondukteur des Wagens entgegen.

„Mein Herr, ich darf Sie nicht mitnehmen!" rief er dem keuchenden Passagier zu.

„Mir gleichviel! Ich werde aber mitreisen!" antwortet G., stolz auf seine Eigenschaft als amerikanischer Bürger.

„Unmöglich! Sie sind strafbar, wenn Sie sich widersetzen!" ruft der Kondukteur.

„Gut, so werde ich die Strafe zahlen!" antwortete G.

„Ihren Namen, mein Herr?"

„Ich heiße G. und bin amerikanischer Bürger!"

Der Kondukteur stutzt und blickt G. erstaunt ins Gesicht.

„G. heißen Sie und sind aus Amerika?"

„Wie ich sagte."

„So heiße ich ja auch! Sie sind ein geborner Deutscher?" ruft der Kondukteur.

„Allerdings! Aber Sie — Sie heißen — auch?"

„Freilich! So sind Sie am Ende mein Onkel aus Amerika?"

Große Erkennungsscene. Man kann sich denken, daß der Neffe, der Kondukteur, den Onkel mit nach Havre nahm, die Hauptsache aber ist, daß der Onkel den Neffen von Havre mit nach Amerika nahm, wo dieser jetzt eine Million erben wird, die er im Fluge auf der Eisenbahn erhascht.

Wenn das in einem Roman steht, sagen die Leute, es sei unwahrscheinlich. In dem Bahnhof St. Lazare zu Paris kann es uns jeder Beamte bestätigen.

Die Mahnung.

Do war Euch letzscht die Red' dervun,
Was Owends dann das Läute,
Wann's zehe schlaht, for unser Schtadt
Un Verjer soll bedeute.

Mer weeß doch, daß die Bollizei
Um elf Uhr erscht kann komme
Un Feierowend biete derf;
S' läut' ach nit for die Fromme.

Un hin un her werd dischbudirt,
Kee Grund war recht zu finne;
Doch Eener fangt uff emol an
Un saht no korz Besinne:

„Das Läute soll e Mahnung sein,
Mer muß das nur verschtehe,
Daß wer um zehn Uhr noch derheem,
Soll schnell ins Werthshaus gehe."

C. B.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Dienstag, 21. April 1868.

Die Kält' hat sich gebroche.

Die Dag do bin ich mit 'me Freund
Die Schtadt enuff gegange;
Der Mond der hat so hell gescheint,
Voll Schtern der Himmel g'hange.
E kalter Wind geht durch die Gasse,
Heut' Nacht gefriert's, s'is nit zum Schpasse.

So sahn ach zwee, die vor uns gehn,
Das Wetter macht viel Schade:
Dann Nachts die Kält', im Dag der Rehn,
Do kann jo nix gerathe.
Wie wär's, mer könnte eene roppe,
For Kält' is recht e guter Schoppe.

Der Vorschlag leuchtet ach uns in,
Un mer dhuns grad so mache;
Un wie mer widder heeme sinn —
Do hann mer, 's war zum Lache,
Die Zwee recht wacklich angetroffe,
Wo vor uns sinn zum Wein geloffe.

Vum annre Wetter war ihr Redd,
Mer dhäts ach ganz gut schpüre,
Un Eener saht, er macht die Wett',
Heut' Nacht könnt's nit gefriere;
Er hat sogar bestimmt gesproche:
Die Kält' die hätt' sich jo gebroche.

Un's war noch kälter wie vorher,
Un uff de Däch', de dunkle,
Do sieht mer grad, wann's Silber wär',
De Reif im Mondschein funkle.
Die Gass' die war ganz fescht gefrore
Un kälter zieht's ei'm um die Ohre.

Mer bliebe schtehe trotz der Kält',
Wie die do dischkurire,
Un hann als Thatsach' uffgestellt,
Daß die gewiß nit friere.
Wo so viel Wein is in de Knoche,
Do hat sich gleich die Kält' gebroche.

C. B.

Die Braut des Jägers im Hochgebirge.

(Schluß.)

Dieser Mann war kaum in dem Verstecke unsichtbar geworden, als sich eine weibliche Gestalt, in die gewöhnliche Tracht der Walddörfler gekleidet, ein großes Regentuch über Kopf und Schultern tragend, unhörbar hinter einem Busche an einer gegenüber liegenden Felswand hervorschlich, mit hastigem Schritte um die Felswand herumlief und den Berg hinaufeilte, wo sie in dem dichten Walde bald nicht mehr gesehen werden konnte.

Eine halbe Stunde später befand sich dieses Weib auf der Höhe des Berges, gegenüber dem Felsvorsprung, wo der Mann versteckt lag, in der jungen, dichten und schon höher als mannshohen Fichtenpflanzung, die den Pfad begrenzte, der am Rande des Berges sich hinzog und nach der tiefen Aue zu ganz frei lag. Das Weib hatte sich so weit vor an den Pfad begeben, daß es durch die es völlig verdeckenden Zweige hindurch den Felsen drüben genau beobachten konnte. Sie hatte bemerkt, daß sich einige Male das Gestrüpp bewegte, sie hatte gesehen, daß ein Kopf aus den Zweigen hervortauchte und lauernd herüber auf die Stelle spähete, wo der Pfad aus dem hohen Holze herauskam, und daß, nachdem der Kopf wieder verschwunden war, die Mündung einer Büchse aus den Zweigen herausschaute; aber sie hatte nicht bemerkt, daß links von ihr und rechts von dem Manne drüben, ein zweiter Mann, ebenso bewaffnet wie der erste, aber mit einer braunen Blouse bekleidet, hinter einem sogenannten Zwisel — zwei Bäume, die aus einer

Wurzel dicht neben einander in die Höhe gewachsen sind — Posto gefaßt, und ebenso aufmerksam wie sie selbst, den Mann auf den Felsen beobachtet hatte, ohne daß dieser ahnte, daß vier glühende Augen auf seinen Bewegungen hafteten.

Das Weib war bleich wie der Tod, es fühlte sein Herz schlagen und eine fürchterliche Angst überwältigte seine sonst so starke Seele, es war Bärbe, die es seit heute Morgen vor Unruhe zu Hause nicht mehr ertragen, die den Jörg, der drüben im Versteck lag, als er das Dorf verlassen, bis hierher verfolgt hatte, und welche nun ängstlich auf jeden Laut lauschte, der die Annäherung Richards verkünden könnte. Da sich fünf Schritte von ihr zwei aus dem Walde entspringende Wege in den Pfad nach der tiefen Aue vereinigten, so hatte sie diese so gefährliche Stelle wählen müssen, um Richard, wenn er kam, zu warnen.

Es war bereits 5 Uhr vorüber und in Folge des düsteren Wetters brach der Abend rasch herein; Bärbe ließ ihren ängstlichen Blick von dem Felsen nach dem Pfade und wieder zurück in namenloser Angst gleiten, ohne daß Richard erschien.

Schon tauchte die freudige Hoffnung in ihr auf, daß er heute diesen Weg gar nicht kommen würde, da sah sie, wie die Mündung der Büchse drüben sich bewegte, ein Blick links belehrte sie, daß Richard kam, leise wie die Jäger gehen, aber hastig, weil er die Zeit nicht versäumen wollte; es deckten ihn noch einige Bäume, war er an diesen vorbei, so war er der Kugel seines Verfolgers völlig ausgesetzt — Bärbe wollte ihm zurufen, stehen zu bleiben, sie konnte nicht, ihr Herz drohte ihre Brust zu sprengen, ihr Busen flog, der Athem stockte ihr — Richard trat hinter den Bäumen hervor — vor Angst ihrer Sinne kaum mächtig — flog sie heraus. —

„Zurück, um Gotteswillen — Herr Richard — Ihr seid verloren, zurück" — und mit der unwiderstehlichen Gewalt der tiefen Liebe ihres Herzens für den Jüngling — sprang sie auf seine linke Seite, so daß er durch sie gedeckt war, und legte die Hand auf seine Schulter — da fiel ein Schuß — — „Herr Richard, der Jörg — — ach, Gott, ach — — ich bin getroffen," hauchte das Mädchen und sank in Richards Arm, der sie fest umfaßte und auf den Boden gleiten ließ, indem er neben sie niederkniete.

Das ganze Ereigniß kam so unerwartet, mit solcher fürchterlichen Rapidität, daß Richard zu gar keiner Ueberlegung hatte kommen können; er begriff wohl, daß Bärbe, als er sie unter dem ihr Gesicht verhüllenden Tuche erkannte, ihn warnen wolle, denn er hatte dieses Mädchen schon seit einiger Zeit für seinen Schutzgeist erkannt, aber er wußte in dem Augenblicke nicht, woher die Gefahr komme und daß diese so nahe sei.

Als der Schuß fiel und Bärbe in seine Arme sank, erkannte er die ganze Tiefe ihrer Liebe zu ihm, die sie angetrieben hatte, ihn mit ihrem Körper zu decken und für ihn zu sterben.

Als Richard das Mädchen, dem die Kugel links in den Busen eingedrungen war, auf das Moos gleiten ließ, erhob Jörg seinen Kopf und seine Schultern aus dem Gestrüpp; und als er sah, daß Richard noch lebe und Bärbe am Boden lag, begann er seine Büchse von Neuem zu laden. Da ward der helle, kräftige Knall einer andern Büchse gehört, Jörg taumelte, sein Hut flog vom Haupte und mit zerschmetterter Stirne stürzte er vom Felsen herab in die Tiefe.

Als dieser zweite Schuß fiel, fuhr Richard in die Höhe — die letzte Büchse kannte er — der braune Heinrich mußte in der Nähe sein, und er war es, der mit der Schnelle des Blitzes den Mörder seines Kindes ereilt und vernichtet hatte.

Richard beugte sich wieder nieder zu dem Mädchen, das für ihn starb; er umfaßte ihren Nacken — „Bärbchen, Kind, was hast Du für mich gethan, der ich Dir doch fremd bin, — wo sitzt die Kugel, mein Mädchen? Hast Du Schmerzen, viel Schmerzen?" fragte er mit seiner weichen, melodischen Stimme. — „Herr," sagte das Mädchen schwach, „es hat mich die Kugel ins Herz getroffen, ich weiß, daß ich sterben muß, da kann Keiner mehr helfen, aber ich sterbe gern; schaut, Herr Richard, ich hab' Euch lieb gehabt, mehr wie mein Leben, aber ich hätt' Euch doch entsagen müssen, denn Ihr seid ein hoher Herr, habt eine vornehme Braut und ich bin ein armes Mädchen; ich wäre ohne Euch unglücklich geworden und einen Andern hätt' ich nicht gemocht. So ist's am besten, das schöne Fräulein kann nun allein für Euch leben und ich hab' für Euch sterben können — — aber wenn ich todt bin und Ihr seid recht glücklich mit Eurer Liebsten, nicht wahr, dann denkt Ihr manchmal an mich und denkt, daß es Eine gegeben hat, die Alles für Euch gethan, damit Ihr für immer glücklich würdet."

Richard vermochte vor Rührung und tiefem Herzeleid kein Wort zu sprechen, er hob des Mädchens Köpfchen etwas höher, drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirne und sah ihr mit tiefer Wehmuth in die matter werdenden Augen. Da hob sie sich noch einmal empor, umschlang seinen Hals, heftete einen innigen Kuß auf seine Lippen und sagte: „Ich segne Euch, Herr Richard, es ist bald mit mir vorbei, leb' wohl, mein Richard."

In diesem Augenblick trat der braune Heinrich herzu, erschöpft und noch keuchend von dem raschen Laufen, das er hatte anwenden müssen, um sein Kind noch lebend zu treffen.

„Ach, mein Vater," flüsterte Bärbe, „Ihr habt nun keine Tochter mehr, versprecht mir aber noch Etwas, geht nicht mehr auf die heimliche Jagd, wollt Ihr?"

„Mein Bärbe, das war der vorletzte Schuß, den ich soeben gethan habe, ich verspreche es Dir, ich schieße nie wieder ein Wild." —

„Gebt mir Eure Hand, Vater, und Ihr auch, Herr Richard — so — lebt wohl, ach, mein Gott, lebt wohl." — Das Mädchen war nicht mehr!

Richard reichte dem braunen Heinrich die Hand, welcher neben seinem todten Kinde kauerte wie ein gebrochener Mann. „Ihr habt viel verloren, Heinrich!" — „Herr, ich habe Alles, Alles verloren; sie hat Euch lieb gehabt, Herr, mehr wie ihr Leben, drum seid Ihr mir auch lieb und theuer geworden, und hätt' ich ahnen können, wie das werden mußte, so hätte ich dem Buben da drüben auf dem Felsen meine Kugel fünf Minuten früher in das Gehirn gejagt.

„Doch, Herr, ich bitt' Euch um eine Liebe: geht und schickt mir eine Bahre hierher, daß ich mein todtes Kind ins Dorf hinunter bringe, und sagt vorläufig nichts von dem Jörg, damit ich nicht gefangen und vor den Richter geführt werde, ich konnt' nicht anders, und sobald mein Kind untergebracht ist, soll mich hier in der Gegend Keiner mehr sehen, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr für ein ehrlich' Begräbniß meiner Bärbe sorgen wollt."

Richard versprach dies mit gerührtem Herzen und eilte nach dem Dorfe, wo er eine Tragbahre herbeischaffte, auf welcher er selbst in der Nacht noch den Leichnam des Mädchens hereinholen ließ, der dann feierlich bestattet wurde.

Der braune Heinrich meldete sich am andern Tage bei dem Ortsrichter, erzählte dort den ganzen Vorfall, indem er sich auf das Zeugniß Richards berief, deutete darauf hin, daß er nicht haben wolle, daß irgend Jemand denken sollte, ein Anderer als er habe den Jörg erschossen, und ging unangefochten nach seinem Hause über der Unkenschlucht.

Als indeß eine Stunde später das Ortsgericht mit mehreren Gendarmen die Unkenschlucht hinaufstieg, um den braunen Heinrich einzufangen, hörte man einen Schuß fallen und fand den Wilddieb mit zerschmettertem Haupte auf der Steinbank sitzen, den abgefeuerten Stutzen, auf dem Boden aufgestemmt, in der erkalteten Faust haltend.

Das war des braunen Heinrich letzter Schuß.

* * *

Zehn Jahre später, am Abend des 28. September, saß die junge Frau Oberförsterin in dem Forsthause zu Dillhausen, ein kleines, etwa zweijähriges blondlockiges Mädchen mit einem wahren Engelsgesichtchen auf dem Schooße, an dem Fenster und blickte erwartend hinaus auf den Pfad, der nach dem Walde führte.

Endlich erschien ein hoher, schöner Mann und schritt langsam auf das Forsthaus zu. „Wer kommt dort, Barbara?" sagte die junge Mutter; das kleine Engelsbild bekam Leben, klatschte in die kleinen Händchen und lief dem heimkehrenden Vater entgegen, der es heraufnahm und seine kleinen Händchen mit Küssen bedeckte. An der Hausthüre erwartete die junge reizende Frau den Mann, und nachdem sie ihn sammt dem Kinde umarmt und recht innig geküßt hatte, fragte sie: „Wo kommst Du heute so spät her, mein Richard?" — „Weißt Du nicht, Clara, mein süßes Weib, was heute für ein Tag ist? Ich komme von Bärbe's Grab, es ist heute der 28. September." — Clara sank nochmals, ohne ein Wort zu sprechen, ihrem Gatten an die Brust, der ihr die Thräne aus dem Auge küßte, die dem Andenken an des Wildschützen edle Tochter geweiht war.

Die Aussteuer.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine warf sich an ihre Brust und eine süße Thräne entquoll dem Auge des lieblichen Mädchens.

Moll erhielt von der Hand der Mutter das kurze Billet: „Mit dem Ja Ihres Herrn Vaters — unser gemeinschaftliches freudiges Ja!"

Daß der Glückliche in die Arme seiner Auserwählten flog, kann sich denken, wer je in jener ängstlich freudigen Lage war. Die Besorgnisse der Mutter zerstreute die über jeden Zweifel siegende Liebe des jungen Mannes, der mit den Worten schied: „Heute noch schreibe ich meinem Vater; übermorgen ist seine Einwilligung da!"

Am kleinen Schreibtische saß Andreas Moll, den man in seinem Wohnorte nur den Kommerzienrath nannte, weil er in der nicht unbedeutenden und für den Handel günstig gelegenen Provinzialstadt unstreitig die bedeutendsten Geschäfte machte, und zu dessen wohl überlegten Spekulationen sich auch das Glück gesellt und ihn zum reichen Manne gemacht hatte. Er führte keinen offenen Laden, aber seine Niederlagen und Speicher waren mit Wolle, Holz, Leder,

Hopfen und Getreide gefüllt, und in seinen Kellern lagerte Wein von den besten Qualitäten.

Es war ein Mann von altem Schrot und Korn, wie man sonst zu sagen pflegte, der wenig Worte machte, aber was er sagte, mit der That bekräftigte. Dem allgemeinen Rufe nach nicht sehr wohlthätig, besonders gegen gewöhnliche Bettler, fand sich doch sein Name in den Listen der meisten wohlthätigen Anstalten, die es wirklich waren, — aus Geldstolz, wie seine Neider sagten; aber mancher brave, arme Familienvater zog ehrerbietig den Hut, wenn er ihm begegnete, und sagte herzlich und dankbar: Guten Morgen, Herr Moll! Gott gebe Ihnen einen guten Tag.

Dieser Herr Moll also saß an seinem Schreibtische, ein offenes Schreiben in der Hand haltend, das er soeben durch die Post erhalten hatte und über dessen Inhalt er den Kopf schüttelte. „So! heirathen will der Bursche!" — sprach er während des Lesens; — „nun das wäre in seinem Alter ein gewöhnlicher Einfall. Aber wen? — Aha! aus gutem Hause, — verwittwete Kammerräthin, ohne Vermögen, richtig! natürlich schön, nämlich die Tochter, und von hoher Unbescholtenheit, geschickt und fleißig, — nun, das kennt man: Noth lehrt beten. — Da wollen wir doch von vorher nähere Notizen einziehen." Er rückte sein Sammetkäppchen einigemal und rief dann: „Nane!"

Nach einigen Minuten erschien ein wohlgenährtes, sorgfältig gekleidetes Frauenzimmer, eine Anverwandte Herrn Molls, die, seit er Wittwer war, das Hauswesen desselben führte und in Familien-Angelegenheiten sein volles Vertrauen besaß.

„Was gibt's Neues?" fragte die Eingetretene; „Briefe aus der Residenz?"

„Ein Brief von Leonhard."

„Wie steht das Befinden?"

„Besonders gut; denn er will heirathen."

„Heirathen?" rief Jungfrau Christiane; „ei, das ist ein ganz vernünftiger Entschluß, der den jungen Männern in jetziger Zeit besonders gut ansteht, soll nicht die alte gute Ordnung gänzlich zerstört werden. Da kann ich ihm gleich eine recht anständige Partie vorschlagen, und es ist mir recht angenehm, daß ich Gelegenheit bekomme, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der mir schon lange auf dem Herzen liegt. — Was sagen Sie zu Finanzraths Jakobine, die gegenwärtig beim Herrn Oberpfarrer zum Besuche da ist? Ein stattliches Frauenzimmer, und gescheidt, gescheidt wie ein Professor; die kann über Alles Vorlesungen halten."

„Das ist nun gerade nicht sehr angenehm an einem Frauenzimmer," unterbrach sie der alte Herr.

„Aber Batzen hat der Finanzrath," fuhr sie redselig fort, „das ist das angenehmste, Herr Vetter! So ein fünfzig, sechzigtausend Gulden Beibringen der Frau zum eigenen Vermögen des Bräutigams, da kann man in der Welt auftreten und sagen: der bin ich!"

„O, es treten jetzt Leute in der Welt auf, die weniger als einen Batzen besitzen, und dennoch schreien: der bin ich!"

„Nämlich, ich will nicht sagen, wer; aber man macht Papier davon."

„Jedenfalls, Nane, kommt deine Rekommandation zu spät," sagte Moll; „denn Leonhard hat eine Braut."

„Eine Braut! In der Residenz?" fragte sie hastig; „wer ist sie? wie heißt sie? ich kenn' ja fast die ganze Stadt."

„Kennst Du die Kammerräthin Werthenau?"

„Werthenau?" sagte sie, sich besinnend; — „die kenn' ich nicht."

„Das wäre ein gutes Zeichen für sie und ihre Tochter," versetzte Moll spöttisch.

„Sie werden eben aus der Kreisstadt still in der Residenz eingezogen sein, mit magerer Pension, dünner Suppe, dünnem Kaffee, mit gebrannten gelben Rüben vermengt, dünnen Kleidchen, feinen Geschichtchen und großen Hoffnungen," erwiederte Jungfer Christiane.

„Nun, die Hoffnungen muß man Niemanden nehmen," — sagte Herr Moll: „wir hoffen ja Alle."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ein seltener Zufall.) Vor acht Tagen ging ein hiesiger Bürger nach Homburg und verlor dorten seinen Hund, — den Liebling der ganzen Familie. Sogleich meldete er die traurige Botschaft seiner in Frankfurt auf Besuch weilenden Frau und Tochter an. Alle Bemühungen waren umsonst, der Hund war verloren. Einige Tage darauf ging die Frau mit Tochter in den Straßen Frankfurts, als plötzlich Fidel vor ihnen in die Höhe sprang. Das unverhoffte Wiederfinden des vermißten Lieblings wurde zu einer doppelten Freude.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Donnerstag, 23. April 1868.

Das Gelübde.

„So gönnt mir wenigstens Verzug bis nach der Ernte, bester Meister!“ flehte, den Angstschweiß auf der Stirne, der alte Mönhofsbauer Veit. Ihm gegenüber saß Meister Braun, der Matador der zahlreichen Goldschmiede in der nahen schwäbischen Reichsstadt, welcher gekommen war, eine Schuldforderung mit aller Strenge einzutreiben.

„Nicht eine Minute länger als bis Ostern,“ antwortete der Angeredete, die schmalen Lippen zusammen pressend. „Ich wiederhole Euch, daß mir die Euch vorgestreckte Summe gerade erforderlich ist, um die Mitgift meiner Tochter vollständig zu machen und,“ fuhr er höhnisch fort, „Ihr werdet mir doch nicht zumuthen wollen, meinen reichen Schwiegersohn vertrösten zu müssen!“

Hier erhob er sich und seine hagere Gestalt schien noch um einige Zoll länger zu werden, als er, der Thüre zuschreitend, ausrief: „Schafft Ihr bis dahin nicht Rath, so werde ich genöthigt sein, Euch pfänden zu lassen!“

„Jesus Maria!“ rief Veit, „dann wäre ich verloren! Das wird doch nicht Euer Ernst sein?!“

„Mein Ernst!“ lautete das Echo, und indem er das eiskalte, erdfahle Gesicht noch einmal umwandte, verschwand der harte Mann im Hausflur.

Der alte Veit ließ sein sorgenschweres Haupt auf die Brust sinken. Unwillkürlich rollte sich das Gemälde seiner Vergangenheit vor ihm auf und schmerzlich fühlte er es, wie fast sein ganzes Leben eine Kette von Unglück und Widerwärtigkeiten gewesen war. Bei Beginn des dreißigjährigen Krieges geboren, hatte er als Kind und Jüngling schon Angst und Jammer vollauf erfahren. Mehr als einmal waren seine Eltern, vermögliche Bauersleute im Fränkischen, ausgeplündert, ihre Heerden fortgetrieben und ihre Felder verwüstet worden. Zuletzt wurde der Hof Nachts von einer feindlichen Schaar eingeäschert und sein Vater, der die jüngeren Kinder retten wollte, mit diesen unter den Trümmern begraben. In Begleitung seiner Mutter, welche er inzwischen aus den Flammen getragen hatte, flüchtete sich Veit noch in derselben Nacht und fand nach mehrtägiger beschwerlicher Reise eine Zufluchtsstätte bei einem bekannten Bauersmanne in seiner jetzigen Heimath. Durch des Letzteren Vermittlung wurde ihm, als rechtschaffen und tüchtig erprobt, der Mönhof nach einiger Zeit von der Reichsstadt zu Lehen gegeben. Bald nachher aber hörte das treue Mutterherz, von Gram verzehrt, auf zu schlagen, und Veit stand jetzt ganz allein und aller Freude abgestorben auf der weiten Gotteserde, bis sein Leben durch die Liebe eines braven Mädchens, seiner nachmaligen zu früh verklärten Gattin, wieder neuen Reiz gewann. Doch war auch jetzt des Leidens noch kein Ende. Er mußte den Schmerz erfahren, alle seine Kinder, mit Ausnahme eines einzigen Sohnes, ins Grab sinken zu sehen, und bis zur Stunde seufzte er unter dem Mangel an den erforderlichen Mitteln zur Hebung seines Feldbaues und unter dem Druck der hieraus erwachsenen Schulden. Nun war er vollends mit Pfändung bedroht — mußte diese nicht den Verlust des Lebens nach sich ziehen? Und was sollte denn aus ihm werden, wenn er, vom Alter bereits gebeugt, Haus und Hof mit dem Rücken schauen müßte?!

In diesen trüben Betrachtungen wurde der gequälte Mann durch das Eintreten eines lieblichen, etwa siebzehnjährigen Mädchens gestört. Es war Josephe, eine arme Waise, welche die verstorbene Hofbäuerin in der frühesten Kindheit aufgenommen und sorgfältig erzogen hatte. Die gute Frau glaubte sich um so mehr zu diesem Liebeswerke an dem verlassenen Kinde verpflichtet, als der Mönhof auch einst die Heimath von dessen Mutter gewesen war. Auf dem ungeheuer großen, damals herrlich ange-

bauten Gute hatten sich deren Eltern, Veits letzte Vorgänger, einer großen Wohlhabenheit zu erfreuen, welche aber durch den Krieg gänzlich zerstört wurde. Von allem Verkehr abgeschnitten, waren die Bewohner dieses Hofes mehrmals schweren Mißhandlungen preisgegeben und erlagen zuletzt einem nächtlichen Ueberfalle. Am andern Morgen wurden in dem ganz ausgeplünderten Hause die Leichname beider Eltern und die ihrer Kinder gefunden. Nur das jüngste Töchterchen, Josephens nachherige Mutter, war dem Tode entgangen: unter einem Karren, wohin es sich in der Todesangst verkrochen hatte, wurde das arme Kind in jammervollstem Zustande hervorgezogen und von mitleidigen Menschen in der Reichsstadt aufgenommen. Zu dem Hofe aber fanden sich lange keine Lehensleute, woran der Aberglaube jener dunklen Zeit — die Furcht vor den Geistern der Ermordeten — keinen geringen Antheil haben mochte. So geschah es denn, daß Veit dem Magistrate sehr willkommen war. Schon seit einer Reihe von Jahren hauste er hier mit seinem treuen Weibe, als die Kunde von großer Noth jener Geretteten zu ihren Ohren drang. Nach dem Tode ihrer Pflegeeltern hatte sie sich verheirathet, war aber bald nachher Wittwe geworden und lag jetzt arm, hilflos und verlassen, ein kleines Kind neben sich, in den letzten Zügen. Urplötzlich eilte die Mönhofbäuerin zu ihr und war so glücklich, die sterbende Mutter noch über die Zukunft ihres Kindes beruhigen zu können. Sogleich nahm sie die Kleine mit sich, welche zu ihrer Freude heranwuchs und sich bestrebte, ihrer Wohlthäterin die verlorenen eigenen Töchter zu ersetzen. Mit dankbarer Liebe hatte sie derselben endlich nach unverdrossener Pflege in langwieriger Krankheit die Augen zugedrückt, und war seither dem Hauswesen fleißig und umsichtig vorgestanden.

Auch Veit liebte das Mädchen gleich einem eigenen Kinde und hatte sie längst, da sein Herz sich nach Mittheilung und zartem weiblichem Troste sehnte, zu seiner Vertrauten gemacht. Ihrer klaren Einsicht und kindlichen Heiterkeit gelang es meistens, ihres Pflegevaters Trübsinn zu verscheuchen; diesmal aber vermochte sie nicht damit zu Stande zu kommen. Schien es doch, als ob sie heute die Besiegte wäre, denn nachdenkend, ja in sich gekehrt, verließ sie den Trauernden, welcher ihr mit einem tiefen Seufzer nachblickte.

Josephe, in welcher eine beklemmende Ahnung aufdämmerte, eilte in den Garten; erst hier in der belebenden Frühlingsluft hoffte sie wieder freier athmen zu können. Des alten Mannes Jammer hatte sie tief ergriffen — sollte es denn kein Hilfsmittel geben?.... Doch — aber hier preßte sie schnell die Hand auf ihr lautklopfendes Herz — könnte nicht Anton, der Sohn ihres Pflegevaters, durch eine reiche Heirath Beruhigung und Wohlstand in das Haus zurückführen? Hatte nicht des benachbarten, sehr reichen Hofbauers Tochter, die schöne Therese, ihr erst auf dem letzten Jahrmarkte, gleichsam nur im Scherz ihr Wohlgefallen an dem Mönhofe zu erkennen gegeben und dem Anton sogar neulich zu seinem Namenstage ein Angebinde gesandt? Jetzt war ihr das bisher kaum Beachtete klar geworden: es war kein Zweifel, Therese interessirte sich für ihn! Wie sollte sie aber auch nicht? Denn in der ganzen Umgegend gab es keinen schmuckeren, fleißigeren und besseren Burschen als Anton, den sie bisher gewöhnt war als Bruder zu betrachten. Sie rief sich die mit ihm so harmlos verlebte Kindheit zurück, wie er, bedeutend älter als sie, ihr Alles zuliebe gethan und sie stets so sorglich gehütet hatte, und wie er später mit unausgesetzter Freundlichkeit immer bemüht gewesen war, sie schwerer Arbeit zu entheben oder Kummer von ihr abzuwenden. Ach! und ihm, den sie, was erst in ihr aufflammte, mehr als ihr Leben liebte, ihm sollte Therese näher stehen als sie?.... Und doch könnte hiedurch ihrem guten, alten Pflegevater geholfen und von Anton jede, sein junges Leben belastende Sorge genommen werden!.... Und war Therese nicht auch ein wackeres Mädchen, die ihn gewiß nicht unglücklich machen würde?.... Diese letzte Erwägung befestigte sie in ihrem Vorsatze, heute noch diese Angelegenheit einzuleiten. Aber, arme Josephe, dachte sie, wirst du Theresens Einzug mit ansehen können?.... „Nein, nein!“ rief sie, laut schluchzend, aus, „das würde mir das Herz brechen — drum fort, fort von hier!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Aussteuer.

(Fortsetzung.)

„Also darf auch Leonhard hoffen, daß der Papa alsogleich in seine Ideen eingehen und einwilligen werde?“ fragte Christiane.

„Hoffen darf er,“ antwortete Moll.

„Das hätt' ich in Ewigkeit nicht geglaubt!“

„Aber es gibt auch falsche Hoffnungen.“

„Falsche! Damit bin ich einverstanden.“

„Ich lasse mir keine Schwiegertochter ins Haus schleudern wie eine Rakete.“

„Außer eine recht schwere, — eine englische Pfundrakete.“

„Die zischen und knallen am ärgsten. — Ich muß erst die Waare kennen, eh' ich meinen Consens zum Handel gebe. Vor der Hand ist gar nicht daran zu denken, in einer Zeit, wo Alles wankt, und nichts zuverlässiger ist, als der allgemeine Ruin."

„Das Heirathen gibt man deßwegen doch nicht auf;" versetzte Christiane; „das hört man alle Sonntage in der Kirche, wo oft ein ganzes Dutzend Brautpaare ausgerufen werden. — Freilich, es kömmt alles darauf an, wie die Braut ist. Finanzraths Jakobine, zum Beispiel — —"

„Geh' zum Henker mit Deiner Jakobine!" polterte der Alte, — „und wenn sie Abrahamide hieße. In solchen Zeiten ist das Heirathen eine Dummheit; ich will ihm meine Meinung sagen: ich habe ihn des Geschäfts wegen, nicht zum Heirathen in die Residenz geschickt. — Gehe an Deine Verrichtungen und störe mich nicht in den meinigen."

„Weßwegen bin ich denn gerufen worden?" versetzte Christiane schnippisch.

„Ja so," entgegnete der alte Herr; „ich wollte Dich fragen, ob Du die Werthenau kennst; Du kennst sie nicht, also ist mein Geschäft mit Dir aus."

„Ich will sie schon kennen lernen," sagte diese halblaut im Abgehen, und ihren ersten freien Augenblick benützte sie, einer Freundin in der Residenz unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Auftrag zu ertheilen, nach den Verhältnissen der ihr vollkommen unbekannten Kammerräthin Werthenau und ihrer Tochter sich genau zu erkundigen, da sie sich unterstanden hätten, den Herrn Leonhard Moll in ihr Netz zu ziehen und in ihrem Bettel-Uebermuthe zu einem dummen Streiche zu verleiten, den der sehr aufgebrachte Papa in seinem Leben nicht zugeben werde.

Aus der Anfrage konnte man deutlich folgern, wie die Antwort lauten sollte, und so fiel sie denn auch vollkommen so aus, wie Jungfer Christiane sie gewünscht hatte, die, ohne gerade bösartig zu sein, es nicht leiden konnte, daß ein so wichtiger Gegenstand im Moll'schen Haushalte ohne ihren Rath und Willen verhandelt werden sollte, und eine unberufene Conkurrentin es wagte, in die Reihen derjenigen zu treten, die sie aus zureichenden Gründen zu begünstigen die Absicht hatte.

„Wollen Sie wissen, wer die genannte Frau Kammerräthin und ihr Töchterlein ist?" fragte sie mit dem Briefe in der Hand Herrn Moll.

„Nun, wer ist sie denn?"

„Eine vermögenslose Frau, welche die Nase hoch trägt; eine Wittwe mit kleiner Pension, weil sie wahrscheinlich ihren Eheherrn in den besten Jahren zu Tode geärgert hat; eine Madame, die aus Hochmuth mit Leuten ihrer Einnahme nicht verkehren will, und mit Höheren nicht verkehren darf, deßhalb also eingezogen lebt. Und das Töchterchen, mit einem impertinenten glatten Gesicht, sitzt und arbeitet über Hals und Kopf, um aus alten Fetzen sich neuen Putz zu bereiten, womit sie den sonstigen Mangel bedecken will. Die eitle, schwache Mutter hilft noch dazu, und hält ihr sogar aus unverzeihlichem Uebermuthe die Allgemeine Musterzeitung, ein Modeblatt für Damen. Kurz — schließt die Briefstellerin: eine stolze Bettlerfamilie, die auf höhere Stellung und Einnahme spekulirt, und auf dem besten Wge zu sein glaubt, durch Herrn Leonhard Moll zum Ziele zu gelangen, wenn der Herr Papa nicht einen Strich durch die Rechnung macht. — Hier steht es geschrieben, wenn Sie sich selbst überzeugen wollen."

„Ich danke für Deine und Deiner Freundin Bemühung!" sagte der alte Herr; „ich will dem Briefwechsel und dem ganzen Romane schnell ein Ende zu machen suchen."

„Da thun Sie wohl daran," versetzte Christiane.

„Darf ich nicht um den Namen Deiner Korrespondentin bitten, wenn er kein Geheimniß ist?"

„O bewahre!" entgegnete Christiane; „Eulalia Hornos heißt sie, und ist eine Tochter des pensionirten Stiftungspflegers." —

„Die sollte Hornisse heißen," sagte Moll, als er sich allein befand; „denn jede Zeile ihres Briefes ist ein giftiger Stich. Fast wäre ich geneigt, das Gegentheil von dem zu glauben, was diese Hornisse geschrieben hat."

Er machte einige Gänge durch das Zimmer, setzte sich dann an den Arbeitstisch und schrieb:

„Lieber Sohn! Dein Geneigtes vom 7. d. „M., worin Du mir die Anzeige von dem Wunsche „Deiner Standesveränderung machst und meinen „Consens dazu erbittest, habe ich erhalten, und „säume nicht, Dich hiemit von meiner Ansicht „zu avertiren. Was das Heirathen an sich be„trifft, so kann ich nichts dagegen haben, weil „es mit der Ordnung der Natur und mit dem „vernunft- und gesetzmäßigen Alter harmonirt. „Eine andere Frage ist aber, ob ein gehorsamer „und vorsichtiger Sohn in einem so wichtigen „Handel den Vater nicht hätte zu Rathe ziehen „sollen, ohne dessen Einwilligung ein solcher doch „nicht wohl abgeschlossen werden kann. — „Diese meine Einwilligung nun anlangend, so „hängt solche davon ab, ob diese Partie nach „meinen Grundsätzen, die auch die Deinigen sein „werden, konvenabel ist. Du stellst in die erste

„Reihe Deine Neigung hin, auf die Du Dein „Glück gründen willst. Die Neigungen sind „aber wandelbar, und was sich zugeneigt, kann „sich später auch abneigen, wenn der Grund der „Neigung nicht solid ist. Die Solidität der „Neigung beruht auf den Eigenschaften der Braut, „die ich Dir, meinen Grundsätzen getreu, in „Kürze hier bezeichnen will:

„Erstens und vor Allem eine gute, christliche „Erziehung, ohne die kein Glück auf Erden gedeiht.

„Zweitens eine gute, körperliche Gesundheit, „ohne welche ein Haushalt nicht wohl bestehen „kann: um so annehmlicher, wenn äußerliche „Anmuth damit verbunden ist. Schönheit in „Luxusartikeln verliert, wie alle Modewaaren, „bald den Werth.

„Jetzt komme ich drittens auf die Hauptsache „in der heutigen Welt, die ich mit eins bezeichnet „hätte, wenn ich die vorher genannten Eigen„schaften nicht höher schätzte. — Eine reiche „Aussteuer hilft manchem ehrlichen Manne auf „die Beine, die müssen aber nicht leicht sein, „sonst bringen sie ihn zu Falle; denn leicht ge„wonnen, leicht zerronnen. Du bedarfst keiner „reichen Frau, aber sie muß, um ebenbürtig „zu sein, eine anständige Aussteuer haben „und im Besitze eines Kapitals, oder mindestens „im Besitze einer sicheren Rente sein, sonst weiß „sie Besitzthum und Errungenschaft nicht zu „würdigen.

„Am schlimmsten wärest Du mit einer Person „berathen, die Dich des Geldes wegen nähme, „um als Frau ihren Gelüsten zu fröhnen, sich „zu putzen, Staat zu treiben, Musterzeitungen „und Modeblätter zu halten, Theater und Bälle „zu besuchen, oder gar in politische Dumm„heiten sich zu mischen, und die Sorge für das „Hauswesen üppigen oder leichtsinnigen Dienst„boten zu überlassen.

„In Erwartung der liquiden Nachweisung über „den Besitz der obengenannten Eigenschaften von „Seite Deiner Wahl, mache ich Dir noch be„merklich, daß die gegenwärtige Zeit des Schwindels „höchst ungeeignet ist für ein eheliches Bündniß, „das nur neue Sorgen auflabet.

„Damit bin ich Dein treuer und ehrlicher Vater Moll."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß in Amerika häufig die Lampen vor Eingießung des Petroleums etwas über ein Drittel mit Kochsalz gefüllt werden, und dieses bei späterer Nachfüllung darin gelassen wird; dadurch soll das Petroleum eine hellere Flamme erzeugen und auch viel sparsamer brennen.

Literarisches.

Als neue belletristische Erscheinungen, die allen Freunden einer spannenden, aber auch einen gehaltvollen Kern bietenden Lektüre hiermit angelegentlich empfohlen sein mögen, sind zu bezeichnen erstens ein neuer Roman von Louise Mühlbach, „Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tyrol", (Verlag von H. Matthes in Leipzig) welcher auf umfängliche Memoiren-Studien gestützt, ein grelles Streiflicht auf die Jesuiten-Herrschaft am Kaiserhof in Wien wirft, und das Dunkel, welches über dem Morde der beiden letzten Herzöge von Tyrol schwebt, zu durchdringen sucht. Zweitens ein Tendenz-Roman von Ludwig Würkert, „Marlene oder Magd und Gräfin", der den Unterschied zwischen lebendigem und Buchstaben-Christenthum schildernd, uns in eine Reihe spannender Begebenheiten verwickelt, die das Interesse nicht erkalten läßt und dabei Schilderungen von tief ergreifender Wirkung enthält, die ebenso ein Immermann oder andere unserer berühmten Dorfgeschichtsschreiber entworfen haben könnten. Drittens „Tod und Leben" von Aug. Schrader. Gibt es schärfere Gegensätze als Tod und Leben, gibt es einen Menschen, der nicht das volle Bewußtsein dieser Gegensätze hätte? Der vorliegende Roman wird auf alle Leser den gleichen Eindruck machen und wer das erste Kapitel gelesen, wird sich keine Ruhe gönnen, bis er nicht das Ende weiß. Viertens kommen wir zu Novellen von E. Merx, „Nicht nach der Schablone". Dieser Titel ist selbstbewußt. Die Novellen sind aber auch eine rare Gabe, sie zeugen von einem bedeutenden wohlgeschulten Talente, das seine Leser andere Wege als die gewöhnlichen Novellenschreiber führt. Nach der Heirath, mit dem die meisten schließen, entfaltet sich hier erst das Drama und führt uns zu dem erschütternden, wenn auch psychologisch richtigen Schlusse.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Samstag, 25. April 1868.

Das Gelübde.

(Fortsetzung.)

„Fort von hier?“ fragte über den Gartenzaun herüber eine wohltönende Männerstimme. „Und wohin denn, Josephe? Und was würde Dir das Herz brechen?“

Josephe erschrack heftig, denn es war gerade Anton, der, vom Felde kommend, ihren leidenschaftlichen Ausruf gehört hatte. Leicht wie ein Hirsch sprang er über den Zaun und stand vor dem Mädchen, ehe sie sich zu fassen vermochte.

„Josephe, liebe Josephe, was ist vorgefallen?“ fragte er besorgt.

„Nichts, nichts!“ erwiederte sie, indem sie ihre Thränen verschluckte und sich mühsam zusammen nahm.

„Du bist nicht aufrichtig gegen mich,“ gab Anton mit leisem Vorwurfe zurück. „Ich würde Dir nichts vorenthalten, wenn Du mich um Etwas befragtest.“

„Wirklich nicht?“ rief Josephe lebhaft. „So sage mir schnell, was hältst Du denn von Nachbars Therese?“

„Wie kommst denn Du darauf?“ fragte der junge Mann erstaunt. „Nun, es ist ein schönes, gescheidtes Mädchen!“

„So wirst Du sie heirathen,“ preßte Josephe mit fast erstickter Stimme heraus.

„Heirathen!“ lachte Anton; „ich begreife Dich nicht. Da hat es ja bei mir noch lange Zeit. Und kommt es einmal so weit, so darf ich mir den Kopf nicht erst zerbrechen: ich habe bereits gewählt!“

„Du?!“ rief Josephe, ihn anstarrend; dann, nach Fassung ringend, setzte sie hinzu: „es wird doch ein reiches Mädchen sein?“

„Ein blutarmes,“ erwiederte er, ihrem fragenden Blicke ausweichend.

„O, dann kann nichts daraus werden!“ rief Josephe.

„Wie absprechend Du bist!“ versetzte Anton lächelnd, „und warum denn nicht?“

„Sieh, Anton,“ entgegnete Josephe, „Dein Vater braucht Geld, denn nachdem Du fortgegangen warst, kam der reiche Goldschmied und bedrohte ihn mit Pfändung. Lange dachte ich vergeblich nach, wie zu helfen wäre.... auf einmal kommt mir der Gedanke, Du könntest.... ja, Du könntest eine reiche Frau nehmen, ich.... (und hier drohte unaufhaltsames Schluchzen ihre Stimme zu ersticken) ich wäre Euch überflüssig und sähe mich auswärts nach einem Dienste um!“

„Edle Seele!“ rief der junge Mann, von seinen Gefühlen überwältigt, aus, „wie sollte ich von Dir ablassen können?! Du, Josephe, Du bist meine Auserwählte, und nichts, nichts vermag meine Neigung wankend zu machen!“

Josephe wußte nicht, wie ihr geschah, sie war dem Umsinken nahe. Nachdem sie sich aber von ihrer Ueberraschung erholt hatte, zog eine Welt voll Seligkeit in ihre Brust ein. Mit Entzücken lauschte sie auf Anton's Worte, als er ihr erzählte, auf welche Weise sein Entschluß nach und nach zur Reife gekommen war. Er malte ihr aus, wie in seinen Kinderjahren schon seine Sorgfalt für sie, als dem weit schwächeren Theil, den Grund dazu gelegt habe, und wie sie ihm durch ihre Aufopferung für seine Mutter noch viel theurer geworden sei. Nach deren Hinscheiden habe er ihr weises Hausregiment aufmerksam beobachtet; ihr Werth sei ihm stets fühlbarer geworden, und bei jedem Zuge ihres reinen Gemüthes habe es laut in ihm gerufen: Keine Andere als Josephe! Er fügte hinzu, daß er entschlossen gewesen sei, seine Liebe bis zur Ermöglichung einer Heirath zu verbergen, und daß ihm nur ihr Edelmuth sein Geheimniß entrissen habe. Es wurde ihm nicht schwer, Josephe zu überzeugen, daß aus dem Erheucheln von Gefühlen an eine Andere kein Segen entsprießen könne, und daß sein Vater ihn

zu sehr liebe, um dies auch nur zuzugeben. „Laß uns demnach," so schloß er, „an Gottesfurcht und Gottvertrauen festhalten; denn wenn es in des Höchsten unerforschlichem Rathschlusse liegt, so hat er Mittel und Wege genug, uns auch ohne vorgreifende Selbsthilfe von aller Bedrängniß zu befreien."

Als Anton am folgenden Morgen bei Tagesanbruch in die Wohnstube trat, fand er seinen Vater gegen dessen Gewohnheit schon ganz angekleidet im Sorgsessel sitzen. Daß etwas Außerordentliches des alten Mannes Gedanken beschäftigte, bemerkte er augenblicklich, und in der That kam Jener seiner Frage zuvor.

„Wie verwundert Du mich ansiehst, Anton!" begann er, nachdem er seines Sohnes Morgengruß erwiedert hatte. „Du ahnst wohl nicht, daß — ein Traum mich veranlaßt, Dich so früh zu erwarten. Schon in der gestrigen Nacht träumte mir nämlich: ich sitze hier und gräme mich über die uns bedrückenden Verhältnisse; da wird mir ins Ohr geraunt: „Gehe auf die Straßburger Brücke; dort wird man dir sagen, wie dir geholfen werden kann!" Ich will mich nach dem Sprechenden umwenden, erwache aber im selbigen Augenblicke. Mit Niemanden redete ich gestern darüber, kaum daß ich selbst nur noch daran dachte, bis sich das gleiche Traumbild und auf die ganz gleiche Weise in dieser Nacht wiederholte, was mir ganz absonderlich vorkommt. Sage mir, mein Sohn, was ist nun Deine Meinung darüber?"

„Daß es eben nur ein Traum ist, Vater!" erwiederte Anton. „Recht wehe thut es mir, daß Euch die Sorgen auch bei Nacht verfolgen und Euren Schlaf stören; doch finde ich es natürlich, denn das, womit man bei Tage umgeht, erscheint auch meistens wieder im Traume. Die Weisung auf die Brücke bei Straßburg aber kommt mir so ungereimt vor, wie man dies auch nur in Träumen trifft. Wir waren nie in jener Gegend, kennen die Stadt nur dem Namen nach und haben keinen einzigen Bekannten im ganzen Elsaß — wer könnte Euch nun dort einen Rath geben?! Bedenket sodann den weiten Weg bei Eurem Alter; denn Straßburg muß ja über zwanzig Meilen von uns entfernt sein. Und allein müßte ich Euch reisen lassen, da ich wegen der Saat nicht vom Hofe abkommen kann. Nun stellt Euch vollends vor, wie sehr wir während Eurer Abwesenheit um Euch in Sorge wären, zumal die Franzosen, wie es heißt, wieder übel am Rheine hausen!"

Anton's verständige Auslegung befriedigte Vater Veit so vollkommen, daß er nicht begriff, wie er dem Traume nur irgend ein Gewicht hatte beilegen können. Dem jungen Manne wurde demnach bei der Rückkehr vom Tagewerke die Freude zu Theil, ihn darüber gänzlich beruhigt zu treffen.

Seltsamer Weise aber trat das nämliche Traumbild in der darauf folgenden Nacht zum dritten Male vor des alten Mannes Seele. Jetzt war es aber nicht Anton, sondern Josephe, die sich zuerst einfand und welcher er in seiner erneuerten Aufregung Alles mittheilte. Das Mädchen war ganz Ohr und augenblicklich geneigt, den Traum für einen Fingerzeig von oben zu halten; denn mit vielen ihres Geschlechts hatte sie einen großen Hang zum Wunderbaren gemein, der damals noch weit stärker als heutzutage ausgeprägt war und selten auf Bekämpfer stieß. Die Weisung des Traumes schien ihr ganz unumstößlich zu sein, darum ermunterte sie ihren Pflegevater zu dem bereits in ihm aufkeimenden Entschlusse, derselben Folge zu leisten.

Als nun Anton Abends vom Felde heimkam, bestürmten ihn Beide so lange mit Vorstellungen und Bitten, bis er endlich, wenn auch nicht ohne große Besorgnisse in das abenteuerliche Unternehmen einwilligte. Da das Reisen in jener Zeit noch mit vieler Schwierigkeit verknüpft und sein Vater alt und schwach war, so befürchtete er ihn nicht wiederkehren zu sehen, was ihn mit Trauer erfüllte. Dann gedachte er auch seiner einstigen Verbindung mit Josephe und daß ihm alsdann der väterliche Segen fehlen würde. Dies bewog ihn, dem guten Greise jetzt schon seine Liebe zu bekennen und ihn um seine Einwilligung zu bitten. Veit, der mit ganzem Herzen an seinem Sohne sowohl als an Josephe hing, war leicht zu gewinnen. Er sah zwar nicht ab, wie es noch mit ihnen werden würde; doch stellte er es Gott anheim und legte seine Hand segnend auf Beider Haupt.

* * *

Tags darauf in aller Frühe sah man einen Leiterwagen in der Richtung gegen Straßburg langsam dahin rollen. Auf demselben befanden sich Vater Veit und Anton, welch Letzterer, so drängend auch die Feldgeschäfte waren, es sich nicht hatte nehmen lassen, seinen Vater wenigstens eine Tagereise weit zu fahren. Tief beklommen saß der Greis nach herbem Abschied von Josephe an seines Sohnes Seite, und dieser, obschon seine Ansicht über das Widersinnige und Zwecklose der Reise feststand, hütete sich wohl, dieselbe ferner geltend zu machen, da es nun einmal so weit gekommen war. Im Gegentheil sprach er dem guten Manne, der, wenn auch auf seinem Plane beharrend, immer kleinlauter wurde, wiederholt Muth ein. Endlich kam der Augenblick

der Trennung, welche sie als Männer bestanden und sich gegenseitig höherem Schutze anbefahlen. Anton kehrte zu treuer Pflichterfüllung nach Hause zurück, während sein Vater die Reise zu Fuß fortsetzte. Sobald sich dieser allein und auf sich selbst angewiesen sah, raffte er sich zusammen. Schmeichelnde Hoffnung beflügelte seine Schritte und unter frommen Gedanken entschwand ihm die Zeit so schnell und unvermerkt, daß er Abends die Herberge heiteren Sinnes erreichte. Ebenso wohlgemuth setzte er an den folgenden Tagen seine Reise fort, und wollte seine Kraft auch manchmal erlahmen, so verlieh ein Blick nach oben ihm neue Stärke. Als der sechste Tag seiner Reise sich neigte, erreichte er Kehl und mit bangem Herzklopfen sah er sich an der Schwelle der Entscheidung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aussteuer.

(Fortsetzung.)

Leonhard, der auf alsbaldige, wenn auch nicht ganz unbedingte väterliche Zustimmung gerechnet hatte, war überrascht von dem Inhalte des Schreibens, aus dem er nicht recht kommen konnte, weil er die Vorgänge nicht kannte, aus welchen es entsprungen war. Die Schilderung der Vorzüge seiner Erwählten in dem Briefe an seinen Vater däuchte ihm so klar und anziehend, der Mangel an Vermögen, dessen er ehrlich gedacht hatte, in seinen Verhältnissen ein so geringer Umstand zu sein, daß er an eine versteckte Weigerung glauben mußte, die er mit den sonstigen Beweisen von väterlicher Güte und ungestörtem Zutrauen nicht zusammenzureimen vermochte. Jedenfalls war das Schreiben des dritten Punktes wegen nicht wohl mitzutheilen, weil das Zartgefühl Wilhelminens, mehr noch das ihrer Mutter, verletzt werden mußte. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als die Damen zu benachrichtigen, daß die vorläufige Zustimmung seines Vaters an einige merkantilische Bedingungen für die Zukunft geknüpft sei, die vorher in Ordnung gebracht werden müßten, um den allzu sorglichen und formellen Sinn des Vaters zu befriedigen.

An diesen schrieb er: „Komm' selbst, lieber Vater, und überzeuge Dich von dem Werthe meiner Wahl."

Dieser antwortete eben so kurz: „Ich werde meinen Rechtsanwalt mit gemessenem Auftrage in die Residenz senden."

Neue Verlegenheit für Leonhard, dem klar wurde, daß der Vater mindestens jetzt nicht geneigt sei, seinen Wünschen zu entsprechen, der es aber unbegreiflich unzart fand, einen Juristen in die Angelegenheiten seines Herzens zu mischen, und durch solche ungeweihte Hand vielleicht ein Inventar über die geistigen und materiellen Mitgaben seiner Braut aufnehmen zu lassen. Er tröstete sich indeß damit, die juridischen Operationen des Abgesandten gänzlich abzuleiten, oder wenigstens in dem Bette der Schicklichkeit zu erhalten, und traf Anstalten, die Ankunft desselben sogleich zu erfahren.

Wilhelmine hatte mit dem Scharfblicke der Liebe seit einigen Tagen auf der sonst heiteren Stirne Leonhards eine trübe Wolke bemerkt; sie theilte der Mutter ihre Wahrnehmung mit, und fand sie von derselben bestätigt.

„Die Antwort des Vaters" — sagte diese — „ist ungünstiger ausgefallen, als Leonhard berichtete, und er kämpft mit dem Gefühle, uns die Wahrheit aus natürlichem Zartgefühl vorenthalten zu haben. Waffne Dich mit Muth, liebe Tochter! ich fürchte, seine und unsere Hoffnungen scheitern an dem Eigenwillen des Vaters, und Eulalia hat recht."

„In des Himmels Namen!" entgegnete Wilhelmine; „ich mag eines solchen Glückes nicht würdig sein, deßwegen unterwerfe ich mich still dem Schicksale. Leonhard ist frei; ohne die freundliche Einwilligung seines Vaters kein Ja, ich gebe Leonhard sein Versprechen zurück; seine Pflicht ist, dem Vater zu gehorchen, die meinige, mit edler Resignation das Unabänderliche zu ertragen."

„Mir wird es nicht so leicht!" eiferte die Mutter. „Der Neid hat bereits seine scheelen Augen auf uns gerichtet; den Spott der Schadenfreude ertrage ich nicht."

„Um noch mehr gedemüthigt zu werden, wenn Du das merken lässest? O Mutter! denke nicht an Dich und mich; Leonhard ist unglücklicher als wir. Ich habe sein Herz kennen gelernt. Er gehorcht, das bin ich überzeugt, aber das Glück, die Ruhe seines Lebens ist verloren, — wie die meinige!" setzte sie hinzu, eine Thräne zerdrückend.

Sie wurden unterbrochen. Das Dienstmädchen meldete den Herrn Rechtsanwalt Hart aus Erlingen.

„Ist dies nicht der Geburtsort Leonhards?" wendete sich fragend die Mutter an Wilhelmine.

Diese nickte mit dem Köpfchen, und das Mädchen erhielt Befehl, ihn hereinzubitten.

„Was kann der wollen?" äußerte die Mutter; „ich führe mit Niemanden Prozeß daselbst."

„Vielleicht in Moll's Angelegenheit," sagte Wilhelmine mit einiger Erregtheit. „Ich bitte Dich, Mutter, sei es was es wolle, bewahre den Stolz der edeln Seele."

Der Mann trat ein: eine ansehnliche Gestalt mit wohlwollenden Gesichtszügen, nicht modisch, aber gut gekleidet.

„Habe ich die Ehre, die Frau Kammerräthin Werthenau zu sprechen?" begann er nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen.

Diese verneigte sich bejahend.

„Dürfte ich mir die Ehre ausbitten, einige Worte —"

Wilhelmine machte Anstalt das Zimmer zu verlassen.

„Ihre Fräulein Tochter?" wandte er sich fragend an die Kammerräthin; „ich bitte ganz ergebenst, mir Ihre Gegenwart zu schenken; ich habe keine Geheimnisse mit der Mutter, welche die Tochter nicht theilen dürfte."

Man nahm Platz.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein moderner Künstler. „Die „Kunst" erstreckt ihre Herrschaft doch ein bischen zu weit. Was wird nicht Alles Kunst genannt; die Herkules und Athleten, wie sie auf Märkten herumziehen, sind Künstler, die Friseure sind auch Künstler, die Hühneraugenschneider nennen sich ebenfalls so. Aber ein Künstler war doch noch nicht da, wie der kürzlich beim Pariser Korrektionell-Tribunal abgeurtheilte Vagabund Richs. Derselbe nannte sich auch Künstler und gab auf Befragen folgende nähere Auskunft: Ich bin mit einem Zahnkünstler 14 Monate lang umhergezogen, ging aber am 15. Februar von ihm weg, weil er mir so zu sagen gar nichts bezahlte; meine Beschäftigung bei demselben bestand darin, daß ich den Patienten machte. Um nämlich die Kundschaft beizuziehen, werden die Leute weisgemacht, man ziehe ihnen die Zähne ohne Schmerzen aus. Mein Patron maskirte mich nun bald als Bauer, bald als Arbeiter, als Frau oder als Soldat, weil ich sonst bald erkannt gewesen wäre. So stand ich unter den Zuhörern und mein Herr explizirte, daß er durch das Studium der Physik, der Metaphysik, der Optik und der mathematischen Wissenschaften dazu gelangt sei, kranke Zähne ohne Schmerzen ausziehen zu können, und zwar mit jedem beliebigen Werkzeuge, mit einem Säbel, Schlüssel, Pfeifenrohr, Zweisousstück u. s. w. Nun lud er einen mit Zahnweh Behafteten ein, zu ihm auf seinen Wagen zu steigen und deponirte bei irgend einer Person 50 Francs, welche der Patient bekommen solle, wenn er beim Zahnausziehen Schmerzen spüre. Natürlich trat ich auf den Wagen. — Hier fragte der Präsident: Und Ihr habt Euch Zähne ausreißen lassen? — Antwort: O nein, das war nur eine Täuschung; ich hatte einen falschen Zahn, den ich mir einsteckte, ehe ich auf das Gerüste stieg, und diesen ließ ich mir ausziehen. — Präsident: Und das nennt Ihr ein Künstler zu sein? — Antwort: Ja, — das ist so ein Wort. — Das Tribunal verurtheilte unsern Künstler zu 1 Monat Gefängniß.

Zu den weniger bekannten Betrügereien durch den Handel mit verfälschten Nahrungsmitteln gehört die Fabrikation und der Verkauf von künstlichem Honig, der aus Stärkezucker-Syrup (sirop de glucose) besteht, welcher in Frankreich und in der Schweiz in großartigem Umfange mit Schwefelsäure bereitet und als reiner Naturhonig verkauft wird, auch seines ungemein schönen Aussehens wegen gern Abnehmer findet. Zu Wien wurde der Verkauf derartig verfälschten Honigs festgestellt und die hiebei betheiligten zwei Händler (Schweizer) bekamen je 3 Monate Gefängniß. Neuerdings sind schweizerische Honighändler auch am Rhein erschienen, und in einem der „Köln. Ztg." bekannt gewordenen Falle ergab sich, daß ihre Waare in der oben besagten Art gefälscht war. Das Vorhandensein von Schwefelsäure ist das einzige, übrigens leicht zu ermittelnde Kennzeichen solchen künstlichen Honigs, dem nicht selten, um die Täuschung zu erleichtern, irgend ein pflanzliches Aroma beigebracht wird.

Gemeinnütziges.

(Luftreinigungsmittel.) Ein sehr einfaches und sicheres Mittel, üblen Geruch aus Zimmern, besonders Krankenstuben zu entfernen, besteht darin, daß man einige Zwiebeln zerschneidet und sie in einem Teller auf den Fußboden des Zimmers stellt. Sie ziehen alle schlechten Dünste mit großer Schnelligkeit an. Man muß das Experiment alle 5—6 Stunden erneuern. Das Mittel ist sehr alt und wurde schon von den Aegyptern angewandt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Dienstag, 28. April 1868.

Das Gelübde.

(Fortsetzung.)

Kaum graute der Morgen, als Veit auch schon den verhängnißvollen Ort betrat. Die Brücke war noch ziemlich menschenleer, und außer dem Manne, welcher am Schlagbaume saß, gewahrte er nur einzelne Wanderer, die ihn kaum zu bemerken schienen. Einem Jeden wäre er gern mit der Frage entgegen getreten: „Wißt Ihr mir einen Rath?" aber er schämte sich seiner Thorheit, wenn er jedesmal auf ganz unbekannte, theilnahmlose Gesichter stieß. Inzwischen war es vollends Tag geworden und die Brücke füllte sich mit Hin- und Hereilenden. Der Mönhofbauer faßte deren so viele als möglich ins Auge und suchte sich, manches Stoßgebet vor sich hinmurmelnd, auf verschiedene Weise bemerklich zu machen. Aber ohne ihn zu beachten, rauschte Alles unaufhaltsam an ihm vorüber. Wäre sein Gemüth ruhiger gewesen, so hätte ihm wohl die Mannigfaltigkeit der Aufzüge, die fremdartigen Trachten und so vieles noch nie Gesehene und Gehörte große Unterhaltung gewährt; aber er war taub und gefühllos für alle äußeren Eindrücke. Merkte er es doch kaum, wie Schneegestöber, Regen und brennende Sonnenhitze mit einander abwechselten; er starrte nur die Züge, ach! die ganz fremden Züge der zahllos Vorüberströmenden an!

So reihte sich in vergeblichem Harren Stunde an Stunde. Mittag war bereits vorüber und das allmälich trüber gewordene Wetter hatte sich in einen kalten anhaltenden Regen aufgelöst. Ganz durchnäßt, vor Kälte zitternd und todesmatt, denn den ganzen Tag hatte er nicht das Geringste zu sich genommen, setzte sich Veit auf einen Stein. Hier saß er regungslos, während die Scene um ihn herum sich unaufhörlich verwandelte. Mit welch' schmerzlicher Sehnsucht gedachte er seiner zurückgelassenen Lieben und wie bitter bereute er seine Leichtgläubigkeit! Daneben gähnte ihm auch noch der Abgrund der ihm drohenden Heimathlosigkeit entgegen, so daß er unaussprechliche Seelenqual erduldete.

Inzwischen hatte der Tag abgenommen und mit ihm das Gedränge auf der Brücke. Nur noch wenige Wanderer, augenscheinlich Fremde, keuchten bepackt und müde an ihm vorüber, um noch vor einbrechender Nacht die Stadt zu erreichen. Endlich sah sich unser guter Veit ganz allein und nachdem der letzte Hoffnungsschimmer erloschen war, wollte auch er sich fortbegeben. Er versuchte aufzustehen, aber die Kraft versagte ihm — er knickte zusammen und würde zu Boden gestürzt sein, hätte ihn nicht der pfeilschnell herbeieilende Zollwächter in seine Arme aufgefangen.

„Auf, Alter," rief er ihm zu, „Muth gefaßt! Ich unterstütze Euch. Aber was sehe ich? Ihr seid ja ganz blau! Wie ist Euch? Wartet — ich bin gleich wieder hier! So — lehnt Euch inzwischen an den Pfosten!"

Mit diesen Worten eilte der Mann weg und kehrte nach wenigen Sekunden, eine kleine Korbflasche in der Hand, zurück, aus welcher er dem hilflosen Greise einen kräftigen Schluck einflößte und ihn wieder zu völligem Bewußtsein erweckte. Dieser erhob sich nun mit des Mannes Beistand und drückte ihm seinen gerührten Dank aus.

„Ist gern geschehen!" erwiederte der Mitleidige. „Jetzt gehet mit Gott und legt Euch zu Bette! Aber Ihr schwankt ja — ich will Euch eine Strecke weit führen, stützt Euch auf mich. Ihr erwartetet wohl Jemand vergebens?" fragte er neugierig, „denn ich bemerke Euch schon den ganzen Tag auf der Brücke. Und doch scheint Ihr fremd zu sein — habt Ihr denn Bekannte hier?"

„Keine lebendige Seele!" antwortete Veit, vor Frost mit den Zähnen klappernd. „Mich trieb aus der Ferne das Verlangen her, hier guten Rath zu

hören; denn es träumte mir, auf der Straßburger Brücke werde man mir solchen ertheilen."

„O, lieber Alter," lachte der Mann, „Träume sind Schäume! Wer wird sich denn darauf verlassen und auch nur einen Schritt deßhalb thun! Auch ich habe schon manchen Traum gehabt, aber ich hänge dergleichen Gedanken gar nicht nach. Je zuweilen hört man von irgend Etwas reden und früher oder später spiegelt es sich in einem Traume ab. So träumte mir zum Beispiel erst kürzlich — und es mag mir wohl einmal etwas Aehnliches zu Ohren gekommen sein — auf einem Bauernhofe in Schwaben sei ein Schatz im Herde vergraben. Dies kann ja mich nicht kümmern, denn ich kenne dort keinen Menschen und mein Fuß hat jene Gegenden nie betreten. Wäre es nun nicht höchst thöricht, wenn ich hier Alles im Stiche ließe, um jenes Land auf's Ungewisse hin zu durchpilgern und Nachforschungen anzustellen!"

Unsern Veit aber durchzuckte diese Rede wie ein Blitzstrahl. Sollte dies der verheißene Rath und mein Hof und mein Herd darunter gemeint sein? dachte er bei sich selbst, indem er seine Bewegung zu verbergen suchte. Sein Führer jedoch, welcher ihn mittlerweile über die Brücke gebracht hatte und sich nicht wenig über den plötzlich fest und elastisch werdenden Schritt des alten Mannes verwunderte, wollte schnell Abschied nehmen.

„Ich bin Euch großen Dank schuldig," rief Veit, indem er dessen Hand festhielt und drückte. „Ohne Euch wäre ich wahrscheinlich umgekommen und die Meinigen in der fernen Heimath würden ihres Lebens nie mehr froh geworden sein. Laßt mich den Namen meines Retters wissen und glaubet festiglich, daß ich Euch in dankbarem Andenken behalten und Euch stets in mein Gebet einschließen werde."

„Ich heiße Franz Billing," entgegnete der freundliche Mann, Veits Händedruck kräftig erwiedernd. „Gott geleite Euch glücklich zu den Eurigen!"

Am folgenden Morgen begab sich Veit neu gestärkt auf den Heimweg. Sein Gemüth war so aufgeregt, daß nicht einmal der Wunsch in ihm aufstieg, sich Stadt und Umgegend zu beschauen. Schneller noch, als er hergekommen, fühlte er sich wieder zurückgetrieben. Denn wenn auch die Vernunft ihm stets wiederholte, daß es sich ja abermals nur um einen Traum handle, und wenn derselbe je Bedeutung hätte, warum denn gerade der Mönhof gemeint sein sollte? so flüsterte ihm die Hoffnung immer wieder Trost und süße Ahnung zu. Er rief sich Alles in's Gedächtniß zurück, was ihm ehemals von Einheimischen über den früheren, fast fabelhaften Wohlstand seines Vorgängers erzählt worden war, und zog daraus die erfreulichsten Folgerungen. „Ja," sprach er, „ist es des Herrn Wille, daß ich auf diese Art meiner Noth entledigt werde, und ist der Fund groß genug: so gelobe ich hier vor Gott dem Allmächtigen, ihm zu Ehren eine Kapelle zu bauen!"

(Schluß folgt.)

Die Aussteuer.

(Schluß.)

„Kaufleute und Advokaten sind gewohnt, wichtige und schwierige Geschäfte auf dem Rechtswege in Ordnung zu bringen," redete der Fremde die Damen an, „und so bin ich denn mit einem solchen Geschäft von Herrn Moll in Erlingen betraut worden, dessen Herrn Sohn Leonhard Sie unstreitig kennen." Er warf einen forschenden Blick auf Wilhelmine, der dem ihrigen begegnete.

„Herr Leonhard Moll ist unser Hausfreund," erwiederte die Mutter.

„Hausfreunde sind oft gefährlich," erinnerte der Anwalt.

„Redliche und wahre Freunde nie!" versetzte die Kammerräthin.

„Und Herzensfreunde noch weniger," setzte er mit Bedeutung hinzu.

„Darf ich um Ihren Auftrag bitten?" fragte ungeduldig Jene.

„Ich komme jetzt dazu," antwortete dieser. „Doch muß ich, werthe Frau, Sie ergebenst ersuchen, mir solchen dadurch zu erleichtern, daß Sie mir erlauben, ihn in Fragen zu stellen, die Sie mir gütigst beantworten wollen. Herr Moll will das Glück seines Sohnes, und von diesem ist hier die Rede."

„Vielleicht sind des Vaters Begriffe von Glück verschieden von denen des jungen Mannes," sagte Frau Werthenau mit Betonung. „Herr Moll ist ein reicher Mann, und reiche Leute gründen alles Glück auf Geld."

„Ohne Geld gibt's gar kein Glück, werthe Frau!" warf der Anwalt ein, — „sogar die Liebe erstirbt ohne Geld, doch behaupte ich auch, daß man des Geldes nicht so viel bedarf, um glücklich zu sein, aber ein wenig mehr und ein bischen viel bedarf man, um auch Andere glücklich zu machen, die nicht so besitzen."

„Da sprechen Sie edle Gesinnungen aus," stimmte die Wittwe bei.

„Das sind Moll's Gesinnungen," versicherte der Anwalt.

„So ist es Verleumdung, wenn man ihn für hart und geizig hält?"

„Aus welchem Munde haben Sie das?"

„Ich gestehe, aus keinem ganz wahrhaften; aber man sagt es."

„Aha! — Leute, die sich seiner Gunst nie zu erfreuen haben würden. — Doch das geht uns vor der Hand nichts an. Wollen Sie mir erlauben, mit meinen Fragen zu beginnen? wogegen ich Ihnen die Versicherung gebe, daß kein Arges dahinter, vielmehr meine Absicht eine redliche ist."

„Fragen Sie!"

„Wie hoch beläuft sich Ihr jährliches Einkommen?"

„Herr Anwalt —"

„Ich bitte recht freundlich um Antwort."

„Meine Tochter, wir werden gerichtlich vernommen," wandte sie sich an diese.

„Liebe Mutter," — erwiederte Wilhelmine, — „es ist ehrenvoll, mit Wenigem auszukommen."

„Ich halte meine Frage durch den Ausspruch des Fräuleins für beantwortet," sagte artig der Anwalt. „Aber was sagen Sie mir, wie man in der Residenz mit Wenigem auskommen kann, wo Alles die Hand hinstreckt."

„Man theilt es ein," antwortete Wilhelmine.

„Gut! zu den nöthigsten Bedürfnissen mag solches bei kluger Eintheilung ausreichen, aber die übrigen Dinge, die doch auch, zumal bei der Jugend, genossen sein wollen, als z. B. Theater, Concerte, Bälle und dergleichen."

„Die besucht man nicht."

„Dann will man auch in der Mode auf dem Laufenden bleiben, und hält sich zu dem Ende Journale, Modeblätter, Romänchen von Eugen Sue und sonst so was Gutes," fuhr der Frager fort.

„Herr Anwalt!" nahm die Mutter das Wort, „ich will Ihnen das Geheimniß entdecken, wie wir in der theuren Residenz auskommen können: wir schämen uns nicht zu arbeiten. Namentlich meine Tochter —"

„O Mutter!" unterbrach sie jene.

„Laß mich, Kind! der Herr Rechtsanwalt scheinen bis in das tief Innerste unserer Haushaltung dringen zu wollen, und so darf er wohl erfahren, daß aller Ausfall durch Deine Arbeit gedeckt wird, die man um so besser bezahlt, als Wenige die Geschicklichkeit, den Geschmack und den Fleiß besitzen, wie Du, meine Wilhelmine."

„Die Du auf Kosten eigener Entbehrnisse in Allem unterrichten ließest," setzte die Tochter hinzu, sich liebevoll an die Mutter schmiegend.

„Das ist recht brav und recht schön von Ihnen," sagte der Anwalt aufstehend, und einen freundlichen Blick auf die Gruppe werfend. „Kann man vielleicht etwas von Ihren Arbeiten sehen?" Er näherte sich dem Tische — „ich hätte Gelegenheit, Bestellungen zu bewirken."

Wilhelmine deckte den Stickrahmen auf.

„Schön! recht schön!" rief er, „so viel nämlich ich davon verstehe." Er betrachtete die Stickerei sorgfältig. — „Das kostet übrigens Augen," setzte er hinzu, „und die braucht man im Alter am nöthigsten."

„Junge Augen," — versetzte Wilhelmine lächelnd, „blicken nicht so sorglich in die Zukunft. Zudem arbeite ich nur in den dringendsten Fällen bei Licht."

„Somit erwächst aus der Sparniß der Augen schon wieder eine andere," fiel die Mutter ein, „mit welcher Ihr Herr Moll gewiß einverstanden sein wird; denn sie müßte wenigstens zwei Lichter brennen, um hinreichend zu sehen."

„Wer spart in der Zeit, der hat in der Noth!" versetzte der Anwalt mit Bedeutung; „der Vernünftige spart, der Unvernünftige verschwendet oder kargt. — Ei, da haben Sie ja auch Journale," fuhr er fort; „mit Ihrer gütigen Erlaubniß!" er griff nach denselben.

„Es ist die Allgemeine Musterzeitung," antwortete Wilhelmine.

„Wie? Ein Muster von Zeitung? oder eine Zeitung für weibliche Muster?" scherzte er.

„Eine Zeitung mit Mustern zu weiblichen Arbeiten," versetzte jene, „die mir schon die größten Dienste geleistet hat — und mir ganz unentbehrlich ist."

„Die kostet aber Geld — —"

„Sie trägt mir mehr als das Fünfzigfache ein."

„Mein Himmel; auf was man doch alles in der jetzigen Welt verfällt!" rief der alte Herr; „nun, wenn es nur einigermaßen nützlich ist." —

„Nicht nur einigermaßen," nahm die Mutter das Wort. „Die allgemeine Musterzeitung, die nicht nur die Allgemeine heißt, sondern wie ich hörte, es auch ist, bewährt nebst dem Vergnügen einer angenehmen Unterhaltung ihre große Nützlichkeit dadurch, daß die mannigfaltigen neuen und schönen Zeichnungen und Arbeiten, die sie fortwährend in reicher Auswahl bringt, manche zarte Hände aus Liebhaberei beschäftigen, andere, besonders Reiche und höher Gestellte zu Bestellungen veranlassen, hauptsächlich aber mancher armen, edlen Familie einen ehrenvollen Erwerb sicherten und fortwährend noch sichern. Um meine Worte und die Versicherung meiner Tochter zu bekräftigen," fuhr sie fort, indem sie an den Schreibtisch ging und ein Fach öffnete, — „haben Sie die Güte, durch dieses Papier die Ueberzeugung von der Wahrheit unserer

Behauptung, so weit sie uns und unsere Ersparnisse aus dieser Quelle betrifft, zu gewinnen, denn die Herren Advokaten wollen ja doch Alles schwarz auf weiß."

Es war ein Schein von der Sparkasse über nicht unbedeutende Einlagen.

Der Anwalt gab sie mit einer Art von Ehrerbietung zurück und wandte sich zu Wilhelmine. „Ich möchte von dem Werk Ihrer Hände auch etwas auf Spekulation besitzen, und zwar einen reichen, geschmackvollen Brautschleier, dessen Fertigung aber, wie ich bemerken muß, etwas eilen dürfte, da der Bräutigam bringen wird; nach dem Preise frage ich nicht, weil alles Schöne und Gute jedes Preises werth ist."

In demselben Augenblicke hörte man eine laut fragende Stimme im Vorplatze, und bald darauf trat Leonhard Moll in das Zimmer, einen nicht freundlichen Blick auf den Anwalt werfend, welcher ihm als der gegenwärtige Besuch bezeichnet worden war. Aber seine Gesichtszüge erheiterten sich augenblicklich, und mit freudiger Eile warf er sich in die Arme desselben mit dem Ausrufe: „O, mein lieber Vater!"

Dieser wandte sich nach freundlicher Begrüßung des Sohnes an die erstaunten Frauenzimmer: „Ja, meine Damen, ich bin der Vater dieses jungen Mannes, der, wie es scheint, sich recht angenehm hier eingenistet hat. — Frau Kammerräthin! ich muß depreziren, daß ich mich auf solche Art bei Ihnen eingeschmuggelt habe. Mir sind dafür einige bittere Pillen von Geiz und dergleichen zu Theil geworden. Mein Sohn hat mir von Ihrem Hause so viel Gutes geschrieben, daß ich mir vornahm, mich von der Wahrhaftigkeit seines Berichtes in eigener Person zu überzeugen. Es ist geschehen! — Du hast gute Geschäfte gemacht, Leonhard," wandte er sich an diesen; „Deine Braut bringt eine Aussteuer ins Haus, die für den Kenner unberechenbar ist. Der Brautschleier ist bestellt, nicht wahr, liebe Tochter? — Von Ihrem Fleiße hängt es ab, wann die Hochzeit gehalten werden soll. Gehe hin und insinuire Dich, Leonhard!" —

Er schob den Glücklichen in die Arme der Braut und wandte sich lächelnd an die Kammerräthin: „Sie haben mir nicht viel Gutes zugetraut; aber Sie haben von einer gewissen Seite her auch keine Lobsprüche erhalten. Wissen Sie, wer unser Lob gesungen hat? Die Eulalia Hornos, oder besser: Eule Hornisse! Aus Rache wollen wir sie zur Hochzeit laden!"

Mannigfaltiges.

Bei der Prüfung, durch deren günstiges Ergebniß die Zulassung zum einjährigen Freiwilligendienst bedingt ist, fragte der Examinator im Geschichtsfach einen der jungen Adspiranten, wer die Stadt Rom erbaut habe. Der Adspirant stockte. Der Examinator, in der humanen Absicht, ihm auf die Fährte zu helfen, sagte: „Besinnen Sie sich! Es sind ihrer zwei. Sagen Sie mir wenigstens Einen, in dessen Namen das Wort Rom die erste Silbe bildet. Also Ro — Rom — . . . Plötzlich ging ein Schimmer der Erleuchtung in der Miene des nachsinnenden Adspiranten auf und freudigen Tones rief er: „Romeo und Julie!"

Ein Lehrer examinirte seine Kinder über die sieben Bitten. Bei der vierten stellte er ihnen die Frage: „Warum bitten wir aber um's tägliche Brod, nicht um's wöchentliche, nicht um's monatliche, oder gar um's Brod für's ganze Jahr?" — Ein kleines Mädchen antwortete, schelmisch lächelnd: „Es würde sonst schimmelig werden!"

Ein adelstolzer Engländer prahlte mit seiner langen Reihe von Ahnen. — Ein Bekannter von ihm bemerkte: „Dies erinnert mich an einen Ausspruch von Lord Bacon, daß Diejenigen, welche ihren Werth von Vorfahren herleiten, den Kartoffeln gleichen, von denen der werthvollste Theil sich unter der Erde befindet."

(Eine Flamme ohne Gluth.) Er: Göttliche Amaranth, hören Sie gnädigst das Geheimniß meiner Seele an, ich liebe Sie — glühend. — Amaranth: Da bedauere ich, mein Herr, wir würden nicht zusammen harmoniren, denn ich gehöre noch nicht unter das alte — Eisen.

Eine seltsame Exekution, die an Schöppenstedt erinnert, wird aus Königsberg gemeldet. Der Magistrat hat kürzlich auf Antrag des Eigenthümers B. vor dessen Häusern Trottoir legen lassen. Als B. jetzt regelmäßig die Hälfte der Kosten zahlen sollte, war er dazu außer Stande. Daher sah man am 16. die Granitfliesen wieder auf Anordnung des Magistrats aufreißen und den Bürgersteg vor den genannten Häusern in den früheren Steinpflasterzustand versetzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Donnerstag, 30. April 1868.

Das Gelübde.

(Schluß.)

Ohne irgend einen störenden Zwischenfall erreichte er am Abend des dreizehnten Tages seiner Abwesenheit den Hof wieder und fand Anton und Josephe, seiner sehnsüchtig harrend. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens, und auch das Gesinde umringte den Vater mit großer Theilnahme. Dieser aber konnte dessen Entfernung kaum erwarten, so voll war sein Herz und so sehr brannte er vor Begierde, sich den Beiden mitzutheilen. Was bei ihm bisher schwankende Hoffnung war, wurde alsbald bei Josephe unwiderlegbare Zuversicht. Mit leuchtenden Augen und hochgerötheten Wangen stimmte sie alsbald für Nachsuchung, und Anton, welcher sich zwar die Möglichkeit eines solch seltsamen Zusammentreffens nicht denken konnte, war zu erfreut über die glückliche Heimkehr seines Vaters, als daß er nicht ohne Einrede in Alles gewilligt hätte. Man trennte sich mit der Absprache, die Ausführung des Planes gleich den folgenden Morgen vorzunehmen, wenn die Dienstboten auf dem Felde beschäftigt sein würden. Sowohl dem guten Veit als Josephen gaukelte der Traumgott goldene Berge vor und ihre bedeutungsvollen Blicke begegneten einander beim Morgenimbisse. Anton blieb heute unter einem Vorwande zu Hause, und als sie sich vor jeder Ueberraschung sicher wußten, schritten sie zum Werk. Vorher aber wiederholte Veit auf's Feierlichste sein Gelübde, welchem beide junge Leute freudig beipflichteten.

Der Herd war nach altem Brauch ein gemauertes, überall geschlossenes Viereck. Die oben liegende eiserne Platte war bald abgehoben und ein Theil des Schuttes, womit die Höhlung im Innern des Herdes ausgefüllt war, hinweg geräumt. Anton grub eifrig weiter und mit verhaltenem Athem starrte der Alte in den immer tiefer werdenden Raum. Jetzt kommt etwas Glänzendes zu Tage — ach! es ist nur Kupfer, aber, wie es sich bei genauerem Nachsehen zeigt, der Deckel eines großen Topfes, neben welchem noch drei ähnliche sichtbar werden. In größter Spannung machen sie die Töpfe vom Schutte frei, Anton hebt sie heraus, die zugekitteten Deckel werden abgelöst und — es blinken ihnen eine Menge Gold- und Silbermünzen, Geschmeide und silbernes Geräthe entgegen! Alle stehen sprachlos wie hingebannt und wähnen zu träumen.

Endlich entstürzen Veits und Josephens Augen Thränen der höchsten Wonne, Anton jubelt und die freudige Bestürzung geht unverzüglich in ein gemeinsames inbrünstiges Dankgebet über.

Bevor man sich die Zeit nahm, den Schatz genauer zu untersuchen, wurde der Herd wieder in Ordnung gebracht und alle Spuren des Nachgrabens vertilgt. Nun ging es aber an das Ausleeren der Töpfe, und noch ehe die Freude den drei überglücklichen Menschen grübelnde Gedanken über die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auf den Fund zuließ, wurden sie über diesen Punkt völlig beruhigt. In einer kleinen silbernen Kapsel fand sich ein deutlich überschriebenes Pergamentblatt folgenden Inhalts vor:

„Mönhof, am Tage Mariä Heimsuchung 1630."

„In schwerer Bedrängnuß bei der harten Kriegszeit habe ich, Hans Menrad Frey, mit meinem Eheweib, Maria Josepha, beschlossen, unsere Ersparnuß vor den räuberischen Rotten hier sicher zu verbergen. Ist es nicht Gottes Wille, daß wir es nach erlangtem Frieden wieder selbst herausnehmen, so soll Alles unsern Kindern und Kindeskindern zu eigen sein. Gott wolle gnädiglich zulassen, daß wir es ihnen noch vor unserem letzten Stündlein offenbaren können.

Ich, Hans Menrad Frey, habe diese Schrift bei gutem Verstand aufgesetzet und mein Haussigillum beigedruckt.

„Hans Menrad Frey, Mönchhofbauer,
und mein Eheweib:
Maria Josepha Freyin."

„Du, Josephe," begann Veit, nachdem er diese Zeilen langsam vorgelesen hatte, „Du bist der letzte Sprößling Eurer unglücklichen Familie und also die alleinige Erbin! Alles ist Dein — wir aber sind wieder, was wir vorher waren."

„Vater!" rief Josephe in höchster Aufregung, „das kann Eure Herzensmeinung nicht sein! Geht denn der Vater nicht dem Kinde vor? Und habt Ihr und die selige Mutter mir nicht von meinen Kindesgebeinen an Elterntreue bewiesen? Und," setzte sie mit niedergeschlagenem Blick hinzu, „hat nicht Anton mich erwählt, als ich noch Nichts besaß als Eure Liebe?"

„Es sei," rief der Greis gerührt, „Du bist meine echte Tochter! Möge der Himmel die Verwendung dieses Fundes segnen!"

„Das wird er, Vater," rief Anton mit Entzücken, „das wird er um unserer Josephe willen!"

* * *

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, überschlugen die beiden Männer den Betrag des Fundes. Es blieb nach Abzug der Verbindlichkeiten und des erforderlichen Geldes zur Vermehrung des Viehstandes noch eine so große Summe, daß nicht nur der Bau einer Kapelle, sondern sogar einer kleinen Kirche unternommen werden konnte. Auch wurde der mitleidige Franz Billing nicht vergessen: mit frohem Erstaunen betrachtete dieser bald darauf den Inhalt eines ihm durch die Post zugekommenen Geldpakets, welchem „der hilflose Alte auf der Brücke" noch die Wiederholung seines herzlichen Dankes schriftlich beigefügt hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß der Bau des Kirchleins in Bälde die Aufmerksamkeit der ganzen Umgebung und besonders des Magistrats der Reichsstadt auf sich zog. Veit wurde um so mehr vor denselben geladen, als man bereits von einem erhobenen Schatze munkelte, worauf die Reichsstadt, als Grundherrschaft, Anspruch machen zu können glaubte. Durch die Urkunde jedoch vermochte der glückliche Finder sich vollkommen zu legitimiren, indem deren Unterschriften, mit denjenigen verglichen, welche von Menrad Frey's Belehnung her noch im Archiv vorhanden waren, sich als identisch herausstellten.

Da nun der Mönbauer seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung bereits an den Tag gelegt hatte, so sah sich der Magistrat in Anerkennung derselben veranlaßt, dem dortigen Franziskanerkloster durch eine Dotation die Verpflichtung aufzuerlegen, die kirchlichen Funktionen in dem neuen Gotteshause mittelst eines seiner Mönche verrichten zu lassen.

Rasch stieg inzwischen der Bau empor und ehe der Winter ins Land zog, konnte die kleine Kirche eingeweiht werden. Die erste gottesdienstliche Handlung aber, die in derselben vorgenommen wurde, war die Einsegnung von Anton's und Josephens Ehebund, zu welcher Vater Veit mit dankbarer Rührung sein Amen sprach.

Noch manches Jahr erfreuten sich die in Liebe Vereinigten des Zusammenlebens mit dem ehrwürdigen Greise, welchen die sorgenfreie Lage wieder gekräftigt hatte. Der Segen des Himmels ruhte sichtbarlich auf ihnen und ihren Nachkommen, und noch lange Zeit, nachdem sie hochbetagt aus diesem Leben geschieden waren, stand das Kirchlein in großem Ansehen, ja, bis zum heutigen Tage noch ist es nicht selten das Ziel frommer Wallfahrter, sowie auch die Geschichte seiner Entstehung sich frisch im Munde des Volkes erhalten hat.

In der Brandung.

Zwischen den Ausflüssen der Elbe und Eider, in der Nähe eines Einschnittes, welchen die Nordsee in die Westküste Holsteins gemacht hat, liegt ein kleines Dorf, dessen Bewohner zum größten Theile vom Fischfange leben. Mächtige Deiche schützen das Dorf; es liegt sicher hinter drei starken Wällen, an deren letzten sich die ersten Häuser zu lehnen schienen.

Diese werden sämmtlich von Fischern und Schiffern bewohnt. Weiter ins Land hinein gewinnt das Dorf an Ausdehnung und erstreckt sich über den fetten und ungemein fruchtbaren Boden hin, der hier mit fußhohem Grase bedeckt, dort durch Gräben in Saatfelder und Aecker getheilt ist, die nur wenige, einzeln dastehende Bäume tragen. In dem untern Theile des Dorfes, welcher unmittelbar in der Nähe der Deiche liegt, scheinen die Häuschen und Hütten zusammengeschoben. Drei oder vier derselben haben ein gemeinsames Strohdach, im obern Theile sind die Häuser, welche den Namen „Gehöft" mit Recht verdienen, getrennt. Ein jedes befindet sich inmitten des dazu gehörigen Acker- und Wiesenlandes auf einer künstlichen Erhöhung, die man in jener Gegend „Warf" nennt. Die Besitzer dieser Warfen sind Landleute und meistens wohlbegütert, ja reich,

während die Bewohner des untern Dorfes, die Fischer und Schiffer, ihren kärglichen Erwerb auf dem Meere suchen müssen. Den ersteren bringt der gesegnete Boden Wohlstand — Reichthum, den letzteren gewährt das Meer kaum so viel, um sich und ihre Familien vor Sorge und Mangel zu schützen.

Eine der ersten Hütten des Dorfes, welche unmittelbar am Fuße des inneren Deiches lagen, bewohnte zu der Zeit, in welcher meine Geschichte spielt, der Leuchtthurmwächter Jakob Neergaard mit seiner Frau und mit seinem einzigen Sohne, einem Knaben von 9 Jahren. Der Leuchtthurm, von welchem ich später erzählen werde, liegt, vorläufig in Kürze bemerkt, über eine Stunde von dem Dorfe entfernt, auf einem Felsen, mitten in der Nordsee. Bei gutem Wetter ist er leicht und ohne Gefahr zu erreichen. Bei hoher See und im Sturm indessen machen die Klippen und Sandbänke, die größeren Schiffen die Einfahrt in die Bucht nicht gestatten, den Weg zu dem Felsen, auf welchem das massive Gebäude steht, zu einem beschwerlichen und gefahrvollen. Schon manches Schiff, welches, von ungünstigem Winde getrieben, das Licht des Thurmes wegen des starken Nebels, der häufig diesen Küstenstrich heimsucht, nicht früh genug wahrgenommen hatte, wor hier gescheitert. Die wilde Brandung spottete zu solcher Zeit aller Rettungsmaßregeln und nur selten war es gelungen, die Mannschaft des dem Untergang verfallenen Schiffes zu retten. Neergaard hatte während der zwei Jahre, in welchen er, in der Gesellschaft eines alten Kameraden, das Amt eines Leuchtthürmers verwaltet, manches Schiff zu Grunde gehen sehen, ohne die Macht zu besitzen, auch nur ein einziges Leben zu erhalten. Gern hätte er seine Stelle, die er mit sichtbarer Unlust bekleidete und an die er sich, wie er sich öfters gegen seine Frau äußerte, nie und nimmer so recht werde gewöhnen können, aufgegeben, aber die Noth hatte ihn gezwungen, sie anzunehmen, und die geringe Aussicht auf anderweitigen Erwerb ließ dabei ausharren. Am meisten verdroß es ihn, häufig tage-, ja wochenlang, von den Seinen getrennt, auf dem einsamen Leuchtthurme leben zu müssen, das brausende, die Wogen bis zu den Wolken emporschleudernde Meer vor und hinter sich, angewiesen auf die Gesellschaft eines wortkargen und finstern Mannes, dessen Haupt schwere Schicksalsschläge getroffen, — er hatte an einem Tage seine Frau und drei Söhne verloren, — die erbarmungslose See hatte sie verschlungen. — War das Wetter mild und freundlich, so war es Neergaard gestattet, seine Frau zu besuchen und nach dem kleinen Gärtchen zu sehen, aus welchem Else, seine Frau, an Gemüsen zog, was ihr kleiner Haushalt beanspruchte. Jens Brodersen, Neergaard's Gefährte, verließ den Leuchtthurm nur selten. Stets war eine dringende Veranlassung nöthig, um ihn an die Küste zu führen. Am Tage war die Anwesenheit eines Leuchtthürmers genügend, zur Nachtzeit durfte keiner von beiden fehlen, und Jakob war daher gezwungen, gegen Abend zurückzukehren, wenn er auch noch so gern in seinem kleinen, so wohnlichen Häuschen, bei seinem Weibe und Kinde geblieben wäre. Er war, trotzdem er sein Amt nichts weniger als lieb hatte, ein redlicher und pflichttreuer Mann, von Jung und Alt im Dorfe geachtet und beneidet dazu, denn Else war ein hübsches, stattliches Weib, eine sparsame tüchtige Hausfrau und eine treffliche Mutter ihres einzigen Kindes, des rothbackigen blühenden Niels.

Wöchentlich einmal fuhr Else mit ihrem Sohne nach dem Leuchtthurme hinüber, um nach dem Rechten zu sehen, die Kleider ihres Mannes und seines Gefährten in Ordnung und sauber zu erhalten, sowie die Vorrathskammer der Thürmer für den Fall der Noth mit dem Nöthigsten zu versorgen.

Ein solcher Tag war heute. Es war in den letzten Tagen mildes, ruhiges Wetter gewesen. Frau Else trat in Niels Begleitung, welcher ein Körbchen voll Eier und Kartoffeln in der Hand trug, während sie selbst einen großen Korb auf ihrem Rücken befestigt hatte, in welchem selbstgebackenes Brod und Vorräthe für den Tischbedarf der Leuchtthürmer lagen, aus ihrem Häuschen und schritt, ihren Sohn an der Hand, nachdem sie die Schlüssel des Hauses einer Nachbarin eingehändigt, dem Strande zu, wo ein kleines Boot lag, welches ihrem Manne gehörte. Nach einer Viertelstunde Weges, die Klippen entlang, gelangten sie auf einem schmalen Fußpfade zum sandigen Meeresufer hinab.

Das kleine Fahrzeug wurde mit Leichtigkeit ins Wasser geschoben, wobei Niels hilfreiche Hand leistete, und nachdem der Knabe und beide Körbe hinten im Boote Platz gefunden, fuhr Frau Else sicher ins Meer hinaus. Die Gewandtheit, mit welcher sie die Ruder handhabte, verrieth ihre völlige Vertrautheit mit dem Schiffer-Handwerk. In tieferem Wasser angelangt, ließ sie das Boot die gerade Richtung nach dem Leuchtthurme nehmen, dessen dunkles Gemäuer sich am westlichen Himmel klar abzeichnete.

Else, eine schlank gewachsene, stattliche Frau von sechsundzwanzig Jahren, mit frischem, offenem Gesicht und dunklen, feurigen Augen, war als Tochter eines Fischers und als Frau eines Leuchtthürmers auf dem Wasser heimisch und nahm sich nie entschiedener zu ihrem Vortheile aus, als bei ihrer

jetzigen Beschäftigung. Sie hatte die Aermel ihres Kattunkleides weit zurückgeschlagen, um nicht behindert zu sein beim Rudern, und zeigte ihre weißen, schöngerundeten Arme bis zur Schulter. Um den auf dem Wasser herrschenden kühlenden Wind sich frei um die Stirn wehen zu lassen, hatte sie den Strohhut mit breitem Rande neben sich gelegt, und wie sie jetzt, die stattliche, schlanke Gestalt, mit angeborner natürlicher Grazie, im Takte mit der Bewegung ihrer Ruder, sich hin- und herwiegte, war sie in Wahrheit anzuschauen wie ein Bild frischer blühender und kräftiger Weiblichkeit — eine Weiblichkeit, die allerdings der unteren Volksklasse angehört, aber eben deßhalb vielleicht von um so gediegenerem Kern ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Moderne Spartaner.) In San Franzisko hat sich in letzter Zeit eine Gesellschaft junger Männer gebildet, die, wie sie für sich selbst möglichste Kräftigung des Körpers erstrebt, so auch für das weibliche Geschlecht, und damit für die künftigen Generationen, nur von einem gesunden Körper Heil erwartet; die jungen Männer haben sich demgemäß feierlichst verpflichtet, keine junge Dame zu heirathen, deren Körperproportionen unter ein gewisses Maß herabgehen. Ohne Zweifel wird jeder der jungen Idealisten, sobald ihn Amor's Pfeil getroffen, vom Vereine mit einem eleganten Zollstab ausgestattet werden müssen. Ob er seine Messungen bei den bestehenden konventionellen Formen und Gebräuchen unternehmen kann, ist mehr als zweifelhaft, und ob sich der Verliebte, wenn die Geliebte unter dem Maßstab, aber über alle Maßen reizend ist, vom Verein zurückhalten lassen wird, steht auch dahin.

Das Centralkomite für das Sängerfest in Chicago, welches vom 16.—21. Juni begangen wird, unterhandelt mit den verschiedenen Dampfergesellschaften, um den deutschen Sängern ganz oder theilweise die freie Ueberfahrt zu erwirken. In Amerika werden dieselben Alles frei haben und zu New-York durch die dortigen dem Bunde angehörigen Vereine, die gegen 300 Sänger zum Feste entsenden, empfangen und im Triumphe nach Chicago geleitet werden. Für das Sängerfest sind einstweilen folgende deutsche Lieder zur Aufführung bestimmt: 1) „Auf offener See“, von Möhring; 2) „Deutsches Volksgebet“, von Abt, komponirt für das Sängerfest in Dresden; 3) „Macht der Kunst“, von Billotz; 4) „Der Lindenbaum“, Volkslied; 5) Schlachthymne aus der Oper „Rienzi“ von R. Wagner.

(Etiquette.) Das neueste Londoner Hofjournal schreibt: „Es scheint nothwendig, diejenigen Personen, welche bei Hof erscheinen, auf einen Punkt der Etiquette aufmerksam zu machen, der ihnen wahrscheinlich gänzlich entgangen ist, nämlich daß in Gegenwart der Königin keine Handschuhe getragen werden dürfen. Dies ist eigentlich die genau vorgeschriebene Regel, aber gewöhnlich wird der linke Handschuh angezogen. Die rechte Hand darf aber von Denen, welche vorgestellt werden, unter keiner Bedingung mit dem Handschuh bekleidet sein.“

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen, den Blüthen schädliche, Insekten.) Jährlich hört man die Klage, daß Früchte, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen Würmer enthalten, welche sie beschädigen und verderben. Ursache sind gewisse Insekten, welche während der Blüthe sich auf die Blüthen werfen, den Fruchtknoten anbohren und ein Ei hineinlegen, das sich in der Frucht entwickelt, sich von ihrem Fleische nährt und sie erst verläßt, wenn die Metamorphose zum vollständigen Insekt vor sich geht, welches dann im nächsten Jahre wieder Blüthen beschädigt. Man hat gegen diese Insekten ein wirksames Mittel angegeben: sie können den Essiggeruch nicht ertragen. Es genügt also, um sie zu entfernen, selbst um sie zu tödten, die Zweige der Bäume zur Zeit der Blüthenentwicklung mit einer Mischung von Wasser und Essig zu besprengen. Man nimmt 1 Theil Essig und 9 Theile Wasser, mischt gut und besprengt mittelst einer Gießkanne die Knospen damit.

Dieses in dem Berichte der kaiserl. Gartenbau-Gesellschaft des Departements der Rhone empfohlene Mittel hat Denis, Direktor der Schule für Park-Baumzucht zu Lyon, geprüft. Die in angegebener Weise behandelten Bäume waren von Früchten bedeckt, während andere fast Nichts trugen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Samstag, 2. Mai 1868.

Lebensernst.

Wohl in keines Menschen Leben
Stets der Stern der Freude blinkt,
Wilde Stürme sich erheben,
Die kein Hoffnungsstrahl durchdringt;
Dunkle Lebenswellen schäumen
Donnernd wohl dir manchmal nach,
Manchmal schreckt aus süßem Träumen
Uns ein herber Schicksalsschlag.

O, wem dann im tiefen Herzen
Hoher Seelenfriede lebt,
Der kann heitern Sinnes scherzen,
Ob auch Sturm ihn wild umbebt;
Mag des Schicksals Donner grollen,
Einer lebt, der ihm gebeut,
Dorthin blick', wo Welten rollen
In dem Strom der Ewigkeit.

Stehe fest, wenn auch nicht immer
Dir des Glückes Sonne lacht,
Zage nicht, wenn selbst in Trümmer
Niederstürzt der Hoffnung Schacht;
All' wir haben ja verloren,
Sterben muß der Erdensohn,
Ob als Bettler er geboren
Oder auf dem Fürstenthron!

Thue Recht und Niemand scheue,
Buhle nie um eitel Gold,
Dich am Wohl des Nächsten freue,
Dann sind dir die Edlen hold;
Dann, wenn längst dein Nam' erblasset
Dort am kalten Leichenstein,
Noch der späte Enkel fasset
Deine Gruft mit Blumen ein!

Zweibrücken. *K. L.*

Die Geschiedenen.

Josephine, welcher ihr kaiserlicher Gemahl mit eigener Hand die Krone auf's Haupt gesetzt und damit seiner treuen Lebensgefährtin den nächsten Platz an seiner Seite angewiesen hatte, wurde einige Jahre später, obgleich Napoleons Herz ihr noch gehörte, obgleich er von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß sie seine treueste Freundin auf Erden sei, es unter allen Umständen auch bleiben werde, ein Opfer seines unersättlichen Ehrgeizes. Des Kaisers Ehe mit Josephine war kinderlos geblieben; dies galt dem Welteroberer, der bereits halb Europa unter seinen Scepter gebeugt hatte, als ein dunkler Fleck in seinem ruhmvollen Leben; über das Grab hinaus erstreckten sich seine kühnen Pläne, er wollte mit seinem Namen zugleich eine neue Dynastie in Frankreich gründen, dem Lande, das er zu einem Kaiserthum gemacht, einen leiblichen Erben hinterlassen.

Vergebens hatte die edle Dulderin den Gatten auf ihren Knieen beschworen, sie nicht zu verstoßen, vergebens hatte sie ihm zugerufen: „Bonaparte, mit mir wird Dein guter Engel von Dir weichen; indem ich Dich verlasse, wird auch der Stern Deines Glückes erbleichen!“ Weder die Thränen eines liebenden Weibes, noch die Klagen eines mißhandelten Herzens vermochten den starren Sinn eines Mannes zu rühren, der zu seiner Zeit kein Mittel zur Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke scheute.

Nicht die Kaiserin war es, von der Josephine sich nicht trennen wollte, denn ihre eigenen Worte sind es, die sie einst zu ihrer vertrautesten Freundin sprach:

„Ich leide ja nicht durch die Veränderung meines Schicksals; — eine Rasenbank, ein Garten befriedigt meine Ansprüche an das Leben, nur die Undankbarkeit des Mannes, dem ich so viele Beweise meiner Liebe gegeben, hat meinem Herzen eine Wunde geschlagen, die nie vernarben wird.“

Nachdem sie die Trennung von dem Manne, dem sie mit allen Regungen ihres Herzens angehörte, überwunden hatte, blieb die Kaiserkrone niederzulegen nur noch ein kleines Opfer für sie. War sie ihr doch oftmals, selbst in den Zeitperioden ihres höchsten Glanzes, wie eine Dornenkrone erschienen; ja freier athmete ihre Brust, als sie sich in das Privatleben nach ihrem Lustschlößchen Malmaison zurückziehen und hier ihren Neigungen unter den Blumen, die sie mit eigener Hand pflegte, und in dem Kreise einiger Freunde leben durfte. Jetzt erst lernte sie ihre wahren Freunde kennen, die nicht verblendet von dem Glanze des neuen jungen Hofes ihr in die Einsamkeit gefolgt waren. Ihr früherer Platz in den Tuilerien, dem Stammschloß der französischen Könige, war nicht lange unbesetzt geblieben; die junge Kaiserin Maria Louise, die Kaisertochter und Enkelin der Maria Theresia, hatte, unbekümmert um das Schicksal ihrer unglücklichen Tante, der schönen Marie Antoinette, Besitz von einem Throne genommen, den rohe Volkswuth zertrümmert und den ihr Gemahl in erhöhterem Glanze neu erstehen lassen. Napoleon sah sich auf dem Gipfel seines Glückes, eines Glückes, das er für alle Zeiten nun an seinen Namen zu bannen glaubte. Während in seinen Vorzimmern Herzöge, selbst Könige eine Audienz begehrten, genoß der größte Mann seiner Zeit in dem Innern seiner Gemächer, gleich dem einfachsten Privatmanne, die Freuden seiner Flitterwochen. Mit der Geburt eines Sohnes, des so heiß ersehnten Erben, erreichten seine Zukunftshoffnungen ihren höchsten Kulminationspunkt. Aber nun sollten auch Josephinens Prophezeihungen sich bewähren; der Glücksstern des Allgewaltigen, des bisher Unüberwindlichen, begann zu erbleichen, und mit den ersten Mißgeschicken, die ihn trafen, erinnerte er sich wieder seines Schutzengels, dem er in seinem Uebermuthe den Rücken gewendet, in seinem Glücke fast vergessen hatte.

Auch er, der kühne Eroberer, der keck seine Hand nach Allem ausstreckte, was sein Verlangen erregte, blieb in kleinen Dingen ein Sklave der Verhältnisse. Maria Louise, obgleich jung, schön und einem alten berühmten Kaisergeschlechte entsprossen, blieb darum doch ein Weib mit seinen Schwächen und Leidenschaften wie jede bürgerlich Geborene, — sie war eifersüchtig, eifersüchtig auf eine Frau, die ihr weichen, ihr hatte Platz machen müssen und die dem Alter nach ihre Mutter sein konnte. Frauen haben in der Liebe ein feines Gefühl, auch sie mochte wohl empfunden haben, daß in dem Herzen ihres Gatten eine wunde Stelle sei, der eine andere Hand, als die ihrige, Linderung zu bringen vermöchte. Die Eifersucht der jungen Kaiserin blieb nicht unbemerkt, und nun fehlte es an ihrem Hofe, selbst in ihren nächsten Umgebungen nicht an Personen, welche sich ein Vergnügen daraus machten, den Ehefrieden des kaiserlichen Paares zu trüben. Einst überraschte Napoleon seine junge Gemahlin in Thränen, indem es ihm nicht entging, daß sie schnell bei seinem Erscheinen einen Gegenstand verbarg. Seine zärtlichsten Bitten vermochten endlich, ihr das Geständniß ihrer Betrübniß zu entlocken. Mit verhülltem Gesicht zeigte sie ihm ein Porträt Josephinens, das sie in ihrem Zimmer gefunden hatte. Selbst die strengste Untersuchung ermittelte nicht den Thäter dieses boshaften Streiches. Aehnliche kleine Ehestandsscenen zwangen den Kaiser, die größte Vorsicht anzuwenden, wenn das Bedürfniß in ihm rege ward, seine verstoßene Gemahlin zu sehen. Und mit dem Zunehmen seiner Mißgeschicke kam das Bedürfniß, seine Josephine zu sehen, öfter und immer öfter über ihn, und der verborgene Lauscher sah dann wohl einen einsamen Wanderer, vor welchem ein ganzer Welttheil gezittert, scheu sich umblickend, ob er auch nicht verfolgt oder bemerkt werde, den Weg nach Malmaison einschlagen.

Auf ihrem stillen Landsitze verfolgte Josephine mit ungeschwächter Theilnahme alle Ereignisse, in welche das Schicksal Napoleons verflochten war. Eine ihrer Damen, die Gräfin von Montesquiou, war ihre vertrauteste Freundin geblieben, ja mit der Bildung des neuen Hofstaates hatte sich die Gräfin fast gänzlich vom Hofe zurückgezogen, und fast kein Tag verging, an welchem sie nicht Paris verlassen, um ihn in der Stille von Malmaison, an der Seite ihrer ehemaligen Herrin zu verleben.

Wieder saßen eines Tages die Freundinnen beisammen und Josephine war nicht müde geworden, nach dem kleinen Prinzen, dem König von Rom, zu forschen; dies Kind, welches unwiederbringlich ihr Glück zertrümmert hatte, und das dennoch ihr höchstes Interesse in Anspruch nahm, — da unterbrach plötzlich der rasche Ton einer kleinen Klingel die trauliche Unterhaltung. Es war das zwischen Josephine und ihrem vertrauten Diener verabredete Zeichen, welches er ihr gab, sobald der Kaiser, wie er stets zu thun pflegte, plötzlich und unvorbereitet in Malmaison eingetroffen war.

„Der Kaiser!" rief Josephine, während ihr ganzer Körper erbebte und eine leichte Röthe über ihre blassen Wangen flog. Schon knisterten eilige Schritte im Sande und die Gräfin bekam kaum so viel Zeit, um durch das nächste Bosquet zu entschlüpfen. Vor wenigen Stunden hatte Josephine mit Thränen in den Augen dem pomphaften kaiserlichen Zuge, welcher

den Weg nach St. Cloud eingeschlagen, nachgeblickt, wie jauchzte jetzt ihr Herz bei dem Gedanken, daß er mitten in dem Trubel des Jagdvergnügens ihrer gedacht, sich fortgeschlichen und in ihre Einsamkeit geflüchtet sei! —

(Fortsetzung folgt.)

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

Niels saß im hintern Theile des Bootes und blickte bald in die Wellen, bald in das leichtgeröthete Antlitz seiner Mutter, die rüstig fortruderte. Der Knabe wußte auf dem Leuchtthurme völlig so gut Bescheid, wie am Lande in der elterlichen Hütte oder in dem kleinen Gärtchen. Das Wasser war sein Element und seine Augen leuchteten, wenn sein Vater ihm erzählte, daß, wenn er erst größer geworden, er ihn hinausschicken würde auf die See, nach weitentfernten Ländern, übers große Meer nach Amerika. Wurde der Knabe gefragt, was er zu werden gedenke, so antwortete er ohne Bedenken und mit einer Sicherheit, die ihn vor seinen älteren Spielgefährten auszeichnete: „Ich will Matrose werden wie Onkel Klas.“ Onkel Klas war der Bruder seiner Mutter und als Steuermann eines hamburgischen Schiffes vor einigen Wochen wieder in See gegangen, nachdem er lange Zeit bei seiner Schwester zugebracht und sich viel mit dem muntern, aufgeweckten Knaben beschäftigt hatte. Der Leuchtthurm und die dabei befindliche Wohnung seines Vaters behagten Niels nicht sonderlich. Sie sei so dunkel, wie in der Hütte der Keller, meinte er, als Jakob Neergaard ihn fragte, ob er nicht bei ihm bleiben wolle, draußen auf dem Wasser sei es viel schöner! Dann hob der erfreute Vater den Knaben in die Höhe, küßte ihn herzhaft und sagte, zu Else gewendet: „Frisches, echtes Seemannsblut! Er soll Matrose werden und, will's Gott, später einmal Kapitän eines stattlichen Dreimasters. Ich hab's so weit nicht bringen können, aber dafür will ich sorgen, daß es mit ihm anders wird. Nicht wahr, Else, wir wollen tüchtig schaffen und arbeiten für den da,“ und der Leuchtthürmer herzte seinen Sohn, daß es eine Art hatte und Frau Else, gutmüthig lächelnd, schalt, daß er den Knaben verziehe.

Jakob Neergaard liebte Weib und Kind von ganzem Herzen. Sie waren sein höchster Schatz auf der Welt, für sie ertrug er das Schwerste auf der Welt ohne Murren. Er stand auf dem Felsen am Fuße des Leuchtthurmes, um sie sogleich in Empfang zu nehmen, da er sie vermittelst eines Fernrohres schon lange unablässig beobachtet hatte, als sich das Boot dem Thurme näherte. Sein gebräuntes Gesicht verklärte ein Strahl der Freude, als er das ihm zugeworfene Tau befestigte und das Boot an den Landungsplatz zog. Daß Weib und Kind viele Küsse und zärtliche, wenn auch nicht eben zarte Liebkosungen von ihm erhielten, bedarf wohl nach dem vorher Geäußerten kaum der Erwähnung.

„Es freut mich umsomehr, Else, daß Du gekommen bist,“ wandte sich Jakob nach einem neuen kräftigen Händedruck zu seiner Frau, „als ich mir vor einigen Stunden schon die kleine Seemöve,“ er deutete auf das Boot, in welchem Else und Niels gekommen waren, „herbeigewünscht habe.“

„Es wird doch kein Unglück geschehen sein?“ fragte die junge Frau, ihren Mann besorgt anblickend.

„Nun, ein Unglück gerade nicht, Du brauchst nicht zu erschrecken,“ war die Antwort. „Ich muß an's Land, Anton Gunders hatte heute Morgen bei Tagesanbruch einen Schlaganfall. Er ist zwar schnell genug wieder zur Besinnung gekommen, fühlt sich aber doch noch sehr angegriffen und schwach. Er hat mich zu sprechen verlangt und, da er mein Vorgesetzter, muß ich ihm gehorchen, obschon ich ihm gerade nicht sonderlich zugethan bin. Wenn ich nun in unserm Boote ans Land fahre, so bin ich mindestens noch einmal so schnell wieder zurück, als wenn ich das schwere Leuchtthurmboot nehme.“

„Was wird aus mir und Niels, während Du fort bist?“ fragte Else.

„In drei Stunden bin ich wieder hier,“ entgegnete der Leuchtthürmer. „Du brauchst Dich daher nicht zu ängstigen, obschon Du Dich wohl wirst entschließen müssen, die Nacht auf dem Thurme zuzubringen und Jens zu helfen, die Lampen in Ordnung zu halten, da er seit seinem Unfall vor drei Wochen nicht so recht zu Kräften gekommen ist und den rechten Arm noch nicht gebrauchen kann. Du weißt außerdem auch, wie abergläubisch und furchtsam er ist.“

Else war mit dem Allem freilich nur halb einverstanden, jedoch nicht gewohnt, ihrem Manne zu widersprechen.

„Morgen früh,“ fuhr Neergaard fort, „bringe ich Euch beide wieder ans Land.“

Die junge Frau würde es vorgezogen haben, mit ihrem Sohne sogleich an die Küste zurückzukehren, jedoch die Seemöve vermochte kaum mehr als zwei Personen zu fassen, zumal da jetzt etwas mehr Wind aufgekommen war.

Was das Leuchtthurmboot anbetraf, so wußte sie zu gut, wie ungern ihr Mann dasselbe benutzte.

Es lag nicht in Else's Charakter, gegen das Nothwendige, Unabänderliche zu murren, und so gelangte sie denn mit einem Seufzer darüber, daß sie es mit ihrem heutigen Ausfluge so wenig günstig getroffen, kurz und gut zu dem Entschlusse, so gut es gehen wollte, sich in die Umstände zu fügen.

Der Leuchtthürmer küßte seinen Sohn, drückte seiner Frau herzlich die Hand und stieg in das kleine Boot, welches ein einziger Stoß mit dem Ruder in die See hinaustrieb. Rasch glitt die kleine Seemöve unter langen, gleißmäßigen Ruderschlägen der Küste zu.

Die sinkende Sonne berührte den Leuchtthurm mit ihren letzten Strahlen, als Neergaard den Felsen verließ. Weithin im Westen erglänzten die Wellen in rothgoldenem Schimmer, während sich im Norden, gleich einem aus dem Meere emporgestiegenen Berge, eine Masse schwarzer Wolken zusammengeballt hatte, und der von Minute zu Minute heftiger werdende Wind begann bei der eingetretenen Fluth die Wellen stärker gegen den Felsen zu schleudern, auf dem der Leuchtthurm stand.

Zu Else, welche mit ihren Augen das Boot verfolgte, bis es in der Entfernung nur noch als ein kleiner Punkt erschien, gesellte sich Jens Brodersen, der zweite Thurmwächter. Er war ein Mann in vorgerückten Jahren mit weißem tief auf die Schultern herabfallenden Haar und Gesichtszügen, so hart und unbeweglich, als wären sie aus Stein gemeiselt.

„Thätest Du nicht besser daran, Else, mit Deinem Sohne nach oben zu kommen," wandte er sich an die junge Frau, als es nach dem Untergang der Sonne kühl und schnell dunkel zu werden begann. „Bald ist die Stunde da, in der die Lampen angezündet werden müssen."

Else stimmte dem Vorschlag bereitwillig bei und stieg in Begleitung des Leuchtthürmers und ihres Sohnes die steile kupferne Leiter hinauf, welche zu der in ziemlich bedeutender Höhe belegenen Eingangsthüre des Thurmes führte.

Einige Minuten später ergossen die Lampen ihr glänzendes Licht über das sich allmälich in tiefe Nacht hüllende Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Marseille in Verlegenheit.) Gelegentlich eines Artikels über die Schuldhaft erinnert ein Korrespondent der „Köln. Ztg." an eine artige Geschichte, die Edmond About in seiner „Revue contemporaine" erzählt: „Vor einer Reihe von Jahren ereignete es sich, daß ein Bürger von Marseille, der nach mancherlei Wechselfällen in der Fremde sein Glück gemacht hatte, seiner Vaterstadt sein ganzes Vermögen vermachte mit der Anordnung, die Zinsen davon sollten verwendet werden, um Schuldgefangene aus der Haft loszukaufen. Aber nie kam ein Vermächtnißnehmer in schlimmere Schwulitäten als die gute Stadt Marseille. Sie hatte gut suchen nach Schuldgefangenen: es gab dort keine. Es hätte wenig gefehlt, so mußte man das Vermächtniß in das bessere Jenseits an den biederen Testator mit Protest zurückschicken als frivol, unnütz und unverträglich mit dem Herkommen dieses Landes. So weit war die Sache gekommen, als ein anderer Bürger der Stadt Marseille von der Verlegenheit hörte, in der sich der Magistrat wegen Verwendung der Zinsen des Legats befand und zu seinem Nachbarn sagte: „Höre, Freund, ich gebe Dir einen Wechsel, dann läßt Du mich wegen dieser Schuld einstecken, der Magistrat wird mich aus dem Vermächtniß dieses Biedermannes bei Dir loskaufen und zum Schluß werden wir Zwei die Loskaufssumme theilen." Die Erfindung bewährte sich als sinnreich. Ihr allein war es zu verdanken, daß endlich das Schuldgefängniß Inhaber erhielt. Ohne diese Erfindung, ohne das Legat des ehrenwerthen Bürgers von Marseille würde es nie welche gefunden haben."

Gemeinnütziges.

Das vorzüglichste Mittel gegen Blattläuse besteht in dem Bespritzen der befallenen Zweige mit Kalkmilch. Schon längst wird dieses Mittel in der Pfalz angewendet, ohne daß es weiter bekannt geworden wäre. Dort werden nämlich alle Rebstöcke, die an Straßen liegen, sowie die freistehenden Zwergobstbäume mit Kalkmilch bespritzt, um die Diebe abzuhalten. Das hat dann zu der Entdeckung geführt, daß nach diesem Bespritzen alle Blattläuse verschwinden. Selbst der Sonnenbrand und die Sonnenflecken an den Aepfeln werden verhütet, wenn sie mit Kalkwasser bestrichen worden sind.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Dienstag, 5. Mai 1868.

Die Geschiedenen.

(Fortsetzung.)

„Meine treue Josephine!" rief Napoleon, ihre beiden Hände ergreifend und die verstoßene Gattin dann in seine Arme, an seine Brust ziehend. „Vier lange Wochen habe ich Dich nicht gesehen! — Doch" — unterbrach er sich, auf den liegen gebliebenen Shawl der Gräfin deutend — „Du warst nicht allein? hattest Besuch?"

„Meine treue Montesquion war bei mir," entgegnete Josephine, — „und wir sprachen soeben von Deinem Sohne — Bonaparte, soll ich immer vergebens bitten, gönnest Du mir die Freude nicht, Dein Kind zu sehen, nur einmal es an mein Herz zu drücken; Deinen Sohn, zu dessen Mutter mich das unbarmherzige Schicksal nicht hat machen wollen?" Josephine bezwang nur mühsam ihre hervorquillenden Thränen. Der Kaiser hatte ihre Hand ergriffen, die er an sein Herz drückte.

„Längst, meine Josephine, hätte ich Dir Deinen Wunsch schon erfüllt," — erwiederte er mit bewegter Stimme, „doch in diesem Falle bleibe ich nicht unumschränkter Herr meines Willens. Meine Schritte, zumal wenn sie dem Drange meines Herzens folgen und den Weg nach Malmaison einschlagen, werden von Späheraugen verfolgt; mit meiner Person finde ich Mittel, mich ihnen zu entziehen, meinen Sohn mit mir nehmen, würde mir nicht gelingen, ich bedürfte dazu der Erlaubniß seiner Mutter, die — sie mir, wenigstens in liebenswürdiger Stimmung," setzte er zögernd hinzu, „nicht gewähren würde — oder ich müßte die Wärterinnen des Knaben zu gewinnen suchen, und da ich von weiblicher Verschwiegenheit nichts halte," fügte er lächelnd bei, „muß ich es abwarten, — bis der Zufall sich Deinem und auch meinem Wunsche günstig zeigen wird." Der Kaiser hatte unter diesen Worten die Fransen des liegen gebliebenen Shawls durch seine Finger gezogen. „Apropos," unterbrach er sich, „warum erscheint die Gräfin Montesquion so selten bei Hofe?"

„Weil der kleine Hof in Malmaison ihre Zeit zu viel in Anspruch nimmt," entgegnete Josephine mit ihrem feinen graziösen Lächeln.

„Du hast von jeher in die Gräfin ein großes Vertrauen gesetzt?" fragte der Kaiser weiter.

„Das sie stets durch ihre treue Anhänglichkeit für meine Person gerechtfertigt hat; denn erst im Unglück lernen wir unsere wahren Freunde kennen," erwiederte Josephine mit einem Seufzer.

„Die Gräfin ist eine brave Frau, ein ehrenwerther Charakter, es thut mir leid, daß sie meinem Hofe fremd geworden ist," — sprach Napoleon mehr vor sich hin, als zu seiner Gemahlin gewendet, — er war aufgestanden und schritt mit auf dem Rücken gekreuzten Armen sinnend auf und nieder — dann warf er einen raschen Blick auf seine Uhr und Josephine die Hand reichend, sagte er, — „auf baldiges Wiedersehen, theure Freundin," und im Abgehen sich nochmals zurückwendend, setzte er hinzu: „Du kannst der Gräfin unser Gespräch mittheilen und ihr sagen, daß ich es bedauere, daß sie mir die Gelegenheit raubt, ihr Beweise meiner Hochachtung geben zu dürfen."

Als einige Wochen nach dieser Unterredung der Wagen der Gräfin Montesquion wieder zur gewöhnlichen Stunde in den Hof von Malmaison fuhr, war die Kaiserin nicht wenig überrascht, als die bald darauf eintretende Freundin in großer Gemüthsbewegung ihre Hände ergriff und sie an ihre Lippen, an ihr Herz drückte, während unaufhaltsam Thränen über ihre Wangen rannen.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" rief Josephine erschreckt. „Ist der Kaiser krank? Ist ihm ein Unglück widerfahren?"

„Nichts von alledem," entgegnete die Gräfin beruhigend. „Das Unglück hat mich allein getroffen.

Das Leben stellt oft Anforderungen an uns, denen wir uns nicht entziehen dürfen, oftmals selbst dann nicht, wenn wir die liebsten Wünsche unseres Herzens zum Opfer bringen müßten."

„Wer hätte die Wahrheit ihrer Worte jemals schwerer empfunden als Ihre unglückliche Freundin?" entgegnete seufzend die Kaiserin.

„So werden Ihro Majestät begreifen, was mein Herz bei meinem heutigen Abschiedsbesuche leidet."

Josephine entfärbte sich bei diesen Worten und sagte wehmüthig: „Auch Sie wollen mich verlassen?"

„Auf Befehl des Kaisers," entgegnete die Gräfin. „Wie ich Ihnen bereits mitgetheilt, habe ich vor etwa acht Tagen die Ehre gehabt, von Sr. Majestät der Kaiserin Maria Louise vorgestellt zu werden. Gestern wurde ich zu einer geheimen Audienz beim Kaiser befohlen. Wir befanden uns Beide ganz allein in seinem Kabinet, als er mir die Mittheilung machte, daß meine Person auf seine Gemahlin einen so günstigen Eindruck gemacht habe, daß bei der jetzigen Wahl einer Gouvernante für den Kronprinzen mir die Kaiserin vor allen Bewerberinnen um dieses Amt, vor allen übrigen Damen des Hofes den Vorzug gegeben habe, und er frage mich jetzt, ob ich gesonnen sei, dies ehrenvolle Anerbieten anzunehmen.

„Ich war von diesem Anerbieten überrascht, verwirrt," fuhr die Gräfin fort, „und bat endlich stotternd Se. Majestät, mir gnädigst einen Tag Bedenkzeit bewilligen zu wollen. Da klopfte er mir sehr freundlich auf die Schultern und sagte: „Ich verstehe, fahren Sie in Gottes Namen nach Malmaison und überlegen Sie die Sache mit der Kaiserin. Josephine hat sich noch niemals meinen Wünschen widersetzt — und sie wird mir diesmal selbst die Freundin zum Opfer bringen."

Die Kaiserin hatte gedankenvoll ihr Haupt gestützt und sagte, als jetzt die Gräfin schwieg, mit einem trüben Lächeln: „Ja, ja, es ist mein Erdenloos geworden, ich muß jede Freude meines Lebens mit einem Opfer erkaufen. Der Kaiser soll sich nicht in mir getäuscht haben," fuhr sie heiterer fort. „Sie haben noch andere Pflichten als die der Freundschaft zu erfüllen, liebe Gräfin; Sie sind Mutter und der Erzieherin des französischen Thronerben werden viele Mittel und Wege geboten werden, das Glück, die Zukunft ihrer Söhne zu sichern. Sie müssen die angebotene Stelle annehmen, meine liebe Montesquion, Sie können, Sie dürfen sich der an Sie ergangenen Aufforderung nicht entziehen."

„Auch ich fühle es, ich kann und darf nicht der mir gebotenen Ehre mich entziehen, obgleich ich im Voraus weiß, daß ich, von Glanz und Pracht umgeben, wie in der Verbannung leben werde —"

„Gleich Ihrer Freundin in Malmaison," ergänzte Josephine, und nun auch die Unmöglichkeit eines baldigen Wiedersehens erkennend, verabredete die Kaiserin mit ihrer Freundin einen laufenden Briefwechsel, von welchem sie sich wenigstens Mittheilungen versprach, nach denen ihr Herz sich so vielfach sehnte, ohne daß sie sich seither die gewünschte Befriedigung hätte verschaffen können.

Was Josephinens Herz geahnt, sollte bald sich erfüllen. Ein Billet von Napoleons Hand enthielt die Bitte, daß sie sich, nur von ihrem vertrauten Diener begleitet, am nächsten Mittwoch nach dem einsam gelegenen Lustschlößchen La Bagatelle begeben möchte, wo er ihr in Begleitung seines Sohnes einen Besuch abstatten würde. Doch ersuchte er sie zugleich dringend, dieser Zusammenkunft das Gepräge eines gleichgiltigen Besuches zu geben, in welchem das Kind nichts Auffallendes, nichts Ungewöhnliches erblicken könnte. Der Kaiser hatte mit der Gräfin Montesquion die nöthige Verabredung getroffen und während er zu Pferde die Kalesche begleitete, in welchem die Gräfin mit ihrem Zögling, dem kleinen König von Rom, saß, hatte Josephine ebenso geräuschlos auf einem andern Wege das Lustschlößchen erreicht und saß nun mit hochklopfendem Herzen der Ankunft des Kaisers entgegen, und als sie das Rollen eines Wagens und zugleich den ihr so wohl bekannten Hufschlag eines Pferdes vernahm, verließen sie ihre Kräfte; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und zitterte so heftig, daß sie nicht von ihrem Sessel sich zu erheben vermochte, als der Kaiser, seinen Sohn an der Hand führend, in ihr Zimmer trat. Nur einen Blick der Begrüßung wechselte die Kaiserin mit der Gräfin Montesquion, dann zog diese sich bescheiden zurück, um eine seltsame Familienscene durch keinen Zeugen zu profaniren; doch den Verlauf derselben hat die kaiserliche Dulderin später selbst ihrer vertrauten Freundin mitgetheilt und durch sie ist sie zur Kenntniß Anderer gelangt.

(Schluß folgt.)

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

Der Felsen, auf dessen breitem Rücken sich der Leuchtthurm erhob, war, inmitten eines ganzen Gewirres sich weit und breit in die See hinausstreckender, höchst gefährlicher Klippen und Sandbänke, der einzige Punkt, den die Fluth gewöhnlich nicht überschwemmte, obgleich Springfluthen ihn häufig nicht verschonten. Besonders pflegten bei starken West-

stürmen die schaumbedeckten Wogen an den Mauern des Thurmes emporzuschlagen, die in ihrer massiven Festigkeit und Stärke der wilden Wuth der Elemente eisern Trotz boten. Bei ruhigem Wetter konnte man selbst zur Zeit der Fluth vom Mittelpunkt des Felsens etwa zwanzig Ellen weit gehen, ohne sich die Fußsohlen zu netzen, und gerade dann trat die Romantik der Umgebung am deutlichsten vor das Auge. Welch' unsägliches Unheil hatte dieses Labyrinth von Klippen schon angerichtet, manches stolze Schiff war hier rettungslos gescheitert, ohne daß die Lampen des Leuchtthurmes den unvorsichtigen Steuermann hätten warnen können. Mehr als eine Meile weit streckte dieses Klippengewirr seine gierigen Arme nach allen Richtungen ins Meer hinaus. Zur Ebbezeit sah man, wie sich die Wogen schäumend daran brachen, wo es an vier Stellen über die Wasserfläche emporstieg, während, sobald die Fluth eingetreten war, nicht das geringste Zeichen das sichere Verderben verkündete, welches hier des arglosen Schiffers harrte. Um in das Innere des Leuchtthurmes zu gelangen, war, wie ich bereits erwähnt, eine steile kupferne Leiter zu ersteigen. Auf derselben gelangte man, in einer Höhe von etwa dreißig Fuß, zu einer niedrigen Thür in der dicken Mauer, welche zunächst in ein geräumiges Zimmer führte, wie man es in diesem Gebäude kaum vorzufinden erwartete. Dasselbe diente vorzugsweise zur Aufbewahrung von allerlei Handwerkszeug. Oeffnete man eine Fallthür in der Mitte des Fußbodens, so blickte man in einen großen Raum hinab, welcher ganz zu demselben Zweck benutzt wurde, nur, daß die dort aufgespeicherten Gegenstände weniger in täglichen Gebrauch kamen.

Auf einer eisernen Treppe gelangte man zu einer Stube empor, welche kärglich möblirt war und gleichzeitig das Wohn- und Schlafzimmer der beiden Thurmwächter vorstellte. Zwei Betten befanden sich in einer Wandnische, eines über das andere angebracht, wie dies auf Schiffen der Fall. Beide waren mit sauberen Kattungardinen verhangen. Alle Räumlichkeiten des Thurmes waren außerordentlich rein und sauber gehalten. Aus dieser Stube führte eine zweite schmale eiserne Leiter zur Lampenkammer in dem höchst gelegenen Theile des Thurmes empor. Ein schmaler, gemauerter und von Eisenstäben gehaltener Altan, mit einem eisernen Gitter, lief an der Außenseite rund um den Thurm.

Else und Jens saßen, die brennende Oellampe zwischen sich, in der Wohnstube einander an dem Tische gegenüber. Erstere war mit dem Ausbessern der Schifferjacke ihres Mannes beschäftigt, letzterer las in einem stark abgerissenen alten Buche, wobei er sich dann und wann unterbrach, um an die junge Frau einige Fragen zu richten.

Es war bereits völlig dunkel. Jakob Neergaard mußte jeden Augenblick zurückkehren. Niels hatte sich, ganz gegen seine Gewohnheit, früh zu Bette bringen lassen, denn die Versuchung, in der Wandnische hinter den bunten Gardinen zu schlafen, war mächtiger in ihm gewesen, als das Verlangen, seiner Mutter und dem alten Wächter Gesellschaft zu leisten.

„Ich werde Dir mit dem nächsten Boote eine kühlende Salbe für Deinen Arm schicken," sagte Else zu Jens, „Jakob kann Dich dann damit einreiben. Sie ist nach einem Rezept meiner verstorbenen Mutter bereitet und gut für Quetschungen."

Der Leuchtthürmer drückte seinen Dank in seiner düsteren einsilbigen Weise aus, die ihm stets eigen war.

„Mich dünkt, die Seemöve könnte nachgerade wieder hier sein," hub Else von Neuem an, „Du könntest hinunter gehen, Jens, und nach dem Boote ausspähen. Jetzt, da der Mond aufgegangen, muß es schon in weiter Ferne sichtbar sein."

Der Leuchtthürmer antwortete nicht. Er schlug das Buch zu, erhob sich und kletterte dann die in das untere Gemach führende Treppe hinab.

„Ich sehe das Boot," rief er wenige Minuten später von unten herauf, „es werden aber wohl noch fünf Minuten vergehen, ehe es hier sein wird."

Das ernste, nachdenkliche Gesicht Elsens klärte sich auf. In der That hörte sie nach Verlauf der von Jens angegebenen Zeit Stimmen unten, die sie freilich, der Entfernung wegen, nicht zu erkennen vermochte. Jetzt stieg ein Mann die Leiter herauf, erreichte das erste Gemach und kletterte, nach kurzem Verweilen in demselben, die zum Wohnzimmer führende eiserne Treppe. Else hörte deutlich, daß ein zweiter Mann dem ersteren auf dem Fuße folgte. Sie hegte nicht den geringsten Zweifel, daß es Jakob und Jens seien. Bis zu diesem Augenblick hatte sie dem Eingange den Rücken zugekehrt, jetzt erhob sie sich mit lächelndem Antlitze zur Begrüßung ihres Mannes. Der Schein der Oellampe fiel auf das Gesicht des soeben Eingetretenen. Mit einem Schrei des Schreckens prallte Else zurück.

„Steffen Helms," rief Else, „wo ist mein Mann geblieben?"

„Else Lorm," schrie der Angeredete mit rohem Lachen, indem er sich ihr rasch näherte.

Er war ein Mann von kolossaler Gestalt und augenscheinlich großer Körperkraft mit schwarzem Haar und Bart und unheimlich funkelnden Augen. Lange Gewohnheit, Gesetz und Moral mit Füßen zu treten, hatten seinem sonst wohlgebildeten Gesichte ihr Siegel aufgedrückt, denn es spiegelten sich jetzt

in allen seinen Zügen nur Rohheit, Grausamkeit und Tücke wieder.

An der Küste als Schmuggler und Strandräuber verrufen und gefürchtet, war er der Anführer einer Bande gewaltthätiger roher Fischer und Schiffer, die er sich, vermöge der Wildheit und Verwegenheit seines Charakters, unterworfen hatte und welche zu ihm, wie zu ihrem Meister, empor zu blicken pflegten.

Sein Gefährte, welchen Else für Jens Brodersen gehalten und der ihm auf dem Fuße gefolgt, war ein kleiner, verwachsener, rothhaariger Mann, welcher entsetzlich schielte und außerdem noch ein wenig hinkte, ein noch viel geriebener und listigerer Schurke als der erstere, welcher weit und breit der „schwarze Steffen" genannt wurde. Beide trugen halb seemännische Kleidung, die des Rothkopfes war ungleich feiner und dabei nicht so unsauber wie die seines Spießgesellen; außerdem verrieth seine Haltung, wie sein ganzes Gebahren, einen gewissen Grad von Bildung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach dem Muster von Gent sind jetzt auch in mehreren anderen Städten Belgiens, in Hasselt, Dendermonde rc. mit den Volksschulen Sparkassen verbunden worden, die nicht blos auf die materiellen, sondern auch auf die sittlichen Zustände der Schüler einen Einfluß üben. Ueberall, wo die neue Einrichtung besteht, sind fast sämmtliche Schüler bereits im Besitze von Sparkassebüchelchen. Die Einzahlungen finden meistens in Kupfermünzen bis zu einem Centime (Pfennig) herab statt, und jeder Klassenlehrer ist befugt, das Geld anzunehmen und darüber im Sparkassenbüchlein zu quittiren. Obwohl die Einrichtung erst seit Kurzem besteht, ist doch manche Klasse dieser Volksschulen schon im Besitze eines Kapitals von mehreren hundert Franken, das unter Garantie der städtischen Behörde verwaltet und verzinst wird. Hauptsächlich sind es Arbeiterfamilien, denen diese Sparkassen der Volksschulen zu gut kommen und deren Kinder dadurch früh schon den Beweis liefern, wie unwahr die Behauptung der Lassalleaner sei, daß Schulze-Delitzsch's Theorie des Sparsystems dem Arbeiter etwas Unmögliches zumuthe.

Literarisches.

Feodor Wehl ist vielleicht derjenige aller lebenden Schriftsteller, dessen Name der älteste ist. Seine Vorfahren stammen von einem Adelsgeschlecht ab, das sein Wappen Gottfried von Bouillon verdankt. Dieser Feldherr verlieh nämlich einem verwundeten Kreuzfahrer auf dem Schlachtfelde den Adel sammt einem Wappen mit drei rothen Blutstropfen; Weh-Lehn war der Name, den er ihm beilegte und die Burg Wehlen in der sächsischen Schweiz wurde der Stammsitz der Familie. Ueberall trägt diese Burg, jetzt eine malerisch gelegene Ruine, das Wehl zu Wehlen'sche Wappen. Dr. F. Wehl ist ein bescheidener Mann, er führt seinen Adel nicht und auch sein Auftreten als Schriftsteller ist ein bescheidenes, obgleich seine Lustspiele (bis jetzt drei Bände) nicht nur über alle Bühnen Deutschlands gegangen sind, sondern auch in Petersburg und New-York, Havannah und Batavia Freude erregt haben. Wer kennte nicht seine „Tante aus Schwaben", „ein modernes Verhängniß", „Romeo auf dem Bureau", „der Kosmos des Hrn. v. Humboldt", „eine glühende Kohle"? In seinen „Plauschgeschichtchen" und „In Mußestunden" entwickelt er sein Talent geistreicher Causerie, er erinnert in beiden Werken an die Produkte A. Dumas aus seiner besten Epoche. Seine Feder bewegt sich darin am elegantesten und graziösesten in der Geschichte der Rose und die Perle und ihre Geschichte. Beide Bände enthalten eine Fülle der interessantesten Belehrung, die er wie spielend gibt, er erzählt uns darin aber auch wahre Geschichten, wie sie die Phantasie der Dichter nicht tragischer und ergreifender zu finden vermag und führt uns an die Grenze jener Welt, von der sich unsere Philosophen nichts träumen lassen. Seine „Didaskalien" stehen fast einzig in unserer Literatur da. Es sind Werke zur Scenirung von Bühnenstücken, wie sie nur ein Mann wie Wehl, der Dichter und der bühnenkundige Praktiker geben kann. Das größere Publikum sowohl wie auch namentlich Regisseure und Darsteller können viel daraus lernen. Unter seinen Gedichten, die unter dem Titel: „Vom Herzen zum Herzen" (in Leipzig bei H. Matthes) erschienen sind, werden seine während der Kriegsmonate von 1866 gedichteten Sturm- und Drangsonette namentlich in Preußen begeisterte Aufnahme finden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Donnerstag, 7. Mai 1868.

Der Morgen.

Folge mir, Freund! zum Genuß des ersten herrlichen Morgens,
Den die erwachte Natur gnädig uns wieder bescheert!
Sieh, welch' rosiger Schein auf uns're Gefilde sich lagert,
Und wie die Berge so stolz prangen in reinerem Glanz.
An dem Saume des Wegs, von wärmenden Strahlen getrieben,
Sprießen mit saftigem Grün üppige Gräser bereits,
Während die Felder bestellt mit doppeltem Eifer der Landmann,
Weil ein gesegnetes Jahr zeitiger Lenz ihm verheißt.
Aus der Furche gescheucht erhebt sich im Wirbel die Lerche
Hoch in die bläuliche Luft, zwitschernd den Morgengesang.
Hörst du das Lied? O freue dich drum: es kündet den Frühling,
Der mit balsamischem Hauch schon in dem Aether vibrirt.
Langsam gleitet der Bach, befreit von eisiger Rinde,
In dem natürlichen Bett murmelnd am Ufer hinab,
Und sein Wasser, gestaut durch Brücken und hemmende Schleußen,
Spendet den Wiesen umher wunderbar kräftigen Trunk.
Sieh! Am Rande des Walds, der drüben die Wiesen begrenzet
Und dies freundliche Bild wahrhaft malerisch deckt,
Dort sind Kinder bemüht, in zierlich geflochtenen Körbchen
Veilchen zu sammeln, und bald winkt uns der duftende Strauß! —
Eile dich, Freund! Wir suchen sie auf die kindlichen Veilchen:
Gleichen doch ihnen auch wir in der erwachten Natur.
Frisch ermannt sich der Geist und kräftiger schlagen die Pulse,
Tönt dem entfremdeten Ohr wieder das Frühlingsgeläut.
Dann wie Veilchen so bald und schüchtern treten hervor wir
Aus dem erwärmten Gemach frei in die Gottesnatur,
Und, des Blümchens Farbe im Herzen, opfern wir dankbar
Alles erhab'ne Gefühl ihrem allschaffenden Geist!
Auch wir, trautester Freund! bedürfen der duftenden Sträußchen:
Schlagen nicht treulich daheim liebende Herzen für uns?
Ihrer laß uns zuerst am heutigen Morgen gedenken,
Ihnen den goldenen Lenz bringen mit Jubel ins Haus,
Und mit dem Frühling, der uns erfüllt, auch wärmeres Leben:
Leben und Liebe zugleich, Küsse wie Veilchen so reich!

Die Geschiedenen.

(Schluß.)

Noch der Ermahnungen seiner Gouvernante eingedenk, die auf dem Wege von Paris nach La Bagatelle dem kleinen Prinzen erzählte, daß sie ihn zu ihrer Freundin führen wolle, eine herzensgute Dame, die Kinder sehr lieb habe, weßhalb sie ihn bäte, recht artig, freundlich und liebevoll gegen die fremde Dame zu sein; noch eingedenk aller jener Worte, trat der Sohn Napoleons heiter und unbefangen ins Zimmer und richtete seine großen blauen Augen auf die Kaiserin, als sein Vater seine Hand losließ und, auf Josephine deutend, zu ihm sagte: „Geh' und küsse der Dame dort die Hand!"

Der König von Rom war zu jener Zeit ein bewunderungswürdig schönes Kind, von welchem uns die von ihm existirenden Bilder keine geschmeichelte Kopie entworfen haben. Der Knabe folgte der Weisung und schritt mit keck erhobenem Kopfe der

Kaiserin entgegen, welche ihre Arme ausbreitete und das Kind stürmisch an ihren Busen drückte. Sie war so mächtig bewegt, daß selbst der Kaiser seine Rührung nicht zu verbergen vermochte und mit über die Brust geschlagenen Armen sich gegen ein Fenster stellte, wo er nun ein stummer Zuschauer der folgenden Scene blieb, die nur auf sein Antlitz die Wirkung seines Seelenkampfes hervorrief.

Der kleine Prinz hatte, wie alle Kinder, die Gewohnheit, nach Dingen, die seine Aufmerksamkeit erregten, zu greifen. Zu seiner Zeit nun war es Mode, daß die Damen an goldenen Ketten eine Menge kleiner zierlich gearbeiteter Gegenstände trugen, was man einen Charivari nannte. Auch Josephine liebte diese Mode und man sah sie stets mit einer Unzahl jener hübschen, oft sehr kostbaren Kleinigkeiten. Als sie bemerkte, mit welcher Aufmerksamkeit der Prinz ihre Berlocken betrachtete, löste sie die Kette vom Halse, um ihm das Spielen damit zu erleichtern. Diese Gefälligkeit gewann ihr vollends das Herz des Kindes. Der kleine Napoleon begann die einzelnen Stücke des Charivari zu zählen, kam aber nie über die Zahl zehn hinaus, er stockte, blickte bald auf das Charivari, sah dann wieder die Kaiserin an und schien etwas sagen zu wollen, wozu der Muth ihm fehlte.

„Sie wünschen Etwas, Sire?" sagte Josephine, worauf der Kleine zögernd erwiederte:

„O nein!"

Josephine neigte sich liebkosend zu ihm und indem sie dem Kaiser einen Wink gab, sie nicht zu stören, sagte sie leise zu ihm: „Sie können es mir dreist sagen, was Sie haben möchten."

Der Prinz blickte sie fragend an, deutete dann auf das Charivari und sagte: „das ist schön, sehr schön und kostet wohl auch viel Geld, Madame?"

„Ja wohl kostet das viel Geld," sagte Josephine lächelnd, „aber weßhalb, mein Prinzchen, fragen Sie darnach?"

Der Kleine blickte verschämt auf die Schmucksächelchen und ließ sie wieder einzeln durch seine Finger gleiten.

„Nun?" fragte die Kaiserin, indem ihre Hand sanft über das lockige Haupt des Kindes strich, „sehe ich so böse aus, daß Sie sich scheuen, mir zu sagen, was Sie soeben dachten?"

Der Prinz blickte sie mit seinen hellen Kinderaugen an und sagte dann: „ich mußte soeben an den armen Mann denken, den wir im Walde gesehen haben, — er hatte zerrissene Kleider und sah so blaß, so krank aus, gewiß hatte er kein Geld, sich neue Kleider zu kaufen, und da dachte ich, wenn er dies hier hätte, dann würde er vielleicht wieder gesund werden und könnte einen neuen Rock dafür bekommen. Ich hätte ihm gern Etwas gegeben, aber ich habe kein Geld. Schenken Sie mir Ihre Kette, Madame, dann will ich sie, wenn wir zurückfahren, dem armen Manne geben."

„O, wie freue ich mich!" sagte gerührt Josephine, „daß Sie ein so wohlthätiges Kind sind; doch brauchen Sie meine Kette nicht, bitten Sie nur den Kaiser um Geld, er gibt Ihnen, wenn Sie Gutes damit thun wollen, so viel Sie verlangen."

„Ach nein," entgegnete der kleine König von Rom, „Papa hat schon Alles ausgegeben, was er bei sich hatte, und ich möchte dem armen Manne doch so gern helfen."

Ueberwältigt von ihren Gefühlen, schloß Josephine auf's Neue den Knaben in ihre Arme, indem sie sagte: „Wir brauchen meine Kette nicht erst zu verkaufen; ich verspreche es Ihnen, ich werde für Ihren armen Mann sorgen, er soll künftig keine Noth mehr leiden."

„Gewiß auch?" fragte der Kleine.

„Ich halte immer mein Wort, wenn ich Etwas verspreche," erwiederte lächelnd die Kaiserin.

Da schlang der Prinz seine kleinen Arme um ihren Hals und küßte sie. „Sie sind so gut," sagte er dann, „Sie müssen mit uns nach Paris fahren, da können Sie in den Tuilerien wohnen, wir haben Platz genug für Sie, wollen Sie mit uns kommen? Papa wird's schon erlauben —"

Eine tiefe Erschütterung bemächtigte sich bei diesen unschuldigen und doch so bedeutungsvollen Worten des Kindes der unschuldigen Kaiserin, die, wie Napoleon später selbst erzählt, den Kaiser mit einem herzzerreißenden Ausdruck angeblickt. Dieser wollte jedoch jede Gemüthsaufregung und besonders Alles vermeiden, was auf die Einbildungskraft seines Sohnes einwirken und ihm in der Erinnerung haften bleiben konnte. Er schritt daher rasch zu Josephine hin, ergriff die Hand des Prinzen und sagte in ernstem Tone zu ihm:

„Genug, mein Sohn, — es ist jetzt Zeit, daß wir nach Paris zurückkehren; küsse Madame zum Abschied."

Der Prinz schlang auf's Neue seine beiden kleinen Arme um Josephinens Hals und küßte sie mit einer Innigkeit, die ihre Augen mit Thränen füllten.

„Fahren Sie mit uns," wiederholte bittend das Kind.

„Ich kann und darf nicht," erwiederte Josephine.

„Sie dürfen nicht?" fragte der Knabe, seinen hübschen Lockenkopf trotzig in die Höhe werfend, — „wer will es Ihnen verwehren, wenn der Kaiser und ich es wollen?"

Der Kaiser nickte mit den Augen und mit der Hand seiner Gemahlin ein letztes Lebewohl zu und zog seinen Sohn rasch mit sich fort. — Es war vielleicht die letzte glückliche Viertelstunde in dem Leben der armen, verlassenen Josephine gewesen.

Zwei Jahre nach jener kleinen, in das Schweigen des Geheimnisses gehüllten Scene war Napoleons Ruhm erloschen. Mit dem Schwinden seiner Größe schwanden auch Josephinens Körperkräfte; ihr ahnungsvolles Herz hatte den Sturz des Mannes, an dessen Existenz sie sich mit allen Banden ihres liebenden Herzens gekettet fühlte, schon empfunden, als er noch in vollem Uebermuthe der ganzen Welt zu trotzen wagte.

„O, dürfte ich ihm folgen! Wäre es mir gestattet, seine Gefangenschaft zu theilen!" rief sie wehklagend aus, als man den Kaiser nach Elba verbannte.

Eine leichte Erkältung, die sie mißachtete, endete schnell und unerwartet ihr Leben, nachdem sie nur wenige Tage das Bett gehütet hatte. Sie starb bei vollem Bewußtsein und ließ sich in ihrer Todesstunde das Bild des Kaisers reichen, auf dessen Antlitz ihre letzte Thräne fiel.

Was mag Napoleon bei der Todesnachricht seiner ersten Gemahlin empfunden haben? Es ist faktisch erwiesen, daß, als den Kaiser das Glück zu verlassen begann, als der Verrath ihn umgab, als sich ihm die Undankbarkeit in ihrer ganzen Schamlosigkeit zeigte, er in Fontainebleau es offen ausgesprochen hat:

„Ach, Josephine hatte wohl recht! Indem ich sie verließ, wandte ich meinem Glücke den Rücken; es vergalt mir die Untreue, die ich an ihr begangen hatte!"

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

Als Steffen sich von seinem ersten Erstaunen über das unerwartete Zusammentreffen mit Frau Neergaard oder Else Lorm, wie er sie bei ihrem früheren Mädchennamen nannte, etwas zu erholen begann, schlug er eine so laute Lache auf, daß es durch den ganzen Thurm schallte. Die zum Tode erschrockene Frau zog sich in den entferntesten Winkel des Gemaches zurück.

„Läuft mir die schmucke Brigg in die Hände," rief er, zu seinem Gefährten gewendet, „da ich ein ganz anderes Wild jage. Setze Dich nieder, Nehls, denn ich habe Dir Etwas zu erzählen."

Der Angeredete hinkte so rasch, als es seine Körperbeschaffenheit erlaubte, heran, nahm einen Stuhl und forderte seinen Gefährten auf zu beginnen.

„Du wirst es auch kaum glauben," begann der Strandräuber, „aber es gab eine Zeit, in der ich in jenes Weib dort im Winkel bis zum Tollwerden verliebt war. Ich habe später darüber häufig gelacht, daß ich jemals daran gedacht, mich an ein Weib zu hängen; damals lief ich ihr auf Steg und Weg nach und hatte weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Sie hätte mich wohl auch geheirathet, denn zu jener Zeit war ich der schmuckste Bursche, welcher je ein Ruder geführt, wenn nicht Jakob Neergaard — Gott verdamm' ihn — dazwischen gekommen wäre und sie mir vor der Nase weggefischt hätte. Von dem Tage an, da er die Angel nach ihr ausgeworfen, hatte sie für mich keinen freundlichen Blick mehr. Nicht einmal eines Wortes hielt sie mich jetzt mehr werth. Das fuhr mir durch den Kopf, und eines Abends, als es schon stark dunkelte und ich sie allein am Strande antraf, wollte ich ihr einen Kuß stehlen — hatte wahrhaftig sonst nichts Böses im Sinn; — da schlug sie mir mit der Hand ins Gesicht und sagte mir, daß sie nichts von mir wissen wolle. In diesem Augenblicke kam Jakob Neergaard dazu. Im Nu waren unsere Messer blank. Es wäre Blut geflossen, wenn man uns nicht gewaltsam auseinander gerissen hätte. In jener Stunde habe ich geschworen, mich an ihr und ihrem Manne zu rächen. Wer Steffen Helms kennt, weiß auch, daß er hält, was er geschworen, was auch darnach kommen möge. Jahre sind darüber vergangen und noch immer habe ich meinen Schwur nicht erfüllt. Hätte das Weib dort mich nicht so schändlich betrogen, so wäre ich ein anderer Mensch geworden und säße jetzt mit Weib und Kind drüben im Dorfe als ein ehrlicher Fischer. Noch heute ist mir Alles klar erinnerlich, als wär's erst gestern geschehen. Ich habe geschworen, Nehls, mich zu rächen, und Du wirst sehen, daß ich meinen Schwur zu halten weiß."

Er ließ seine Faust dröhnend auf den Tisch niederfallen, während sein Gefährte durch höhnisches Grinsen seinen Beifall zu erkennen gab. In diesem Augenblick zeigte sich das blühende Gesicht des durch den Lärm erwachten Knaben zwischen den Gardinen seines Bettes, ohne daß die beiden Männer, die auf ihren Sitzen der Wandnische den Rücken zukehrten, dasselbe sehen konnten. Else sah aber das Antlitz ihres Kindes und jetzt zum ersten Male schoß ihr der Gedanke an die große Gefahr, in der auch Niels schwebte, durch den Kopf. Sie benutzte einen Augenblick, in welchem die beiden Strandräuber sie nicht beachteten und gab ihm mit der Hand ein Zeichen, im Bette zu bleiben. Der kluge Knabe verstand, was seine Mutter meinte. Sein Kopf verschwand wieder

hinter den Gardinen und die Augen der geängstigten Mutter, welche noch kurz vorher weit geöffnet und starr zu ihm hinübergeblickt, verloren wenigstens etwas von dem Ausdrucke des Schreckens. Ein wie grausamer Tod ihr auch unter den Händen dieser beiden Schurken harren mochte, sie wollte ihn ertragen, wenn nur ihr einziges Kind gerettet wurde.

„Kühle Deine Rache nach Herzenslust," sagte Nehls nach minutenlangem Schweigen, „ich werde Dich nicht daran hindern. Du hast indessen noch später Zeit dazu; vor Allem aber wollen wir jetzt an das Geschäft gehen, welches uns hierher geführt hat. Es bleibt uns nachher noch Zeit genug, in Erwägung zu ziehen, was mit Deiner früheren Liebsten geschehen soll."

Steffen stimmte dem Vorschlage halb widerwillig bei, dann zog er eine Pistole aus der Tasche und begann dieselbe zu untersuchen.

„Frau Neergaard!" wandte sich der Rothkopf mit gedämpfter Stimme zu der zitternden Else, indem er ihr ein Zeichen gab, sich auf einen Stuhl, welcher in der Mitte des Zimmers stand, niederzusetzen.

Die junge Frau begriff, daß jede Weigerung vergeblich sein würde. Sie schwankte herzu und sank in den bezeichneten Stuhl. Ohne sie weiter eines Wortes zu würdigen, zog Nehls einige dünne Stricke aus der Tasche seiner Jacke hervor und schnürte sie so fest an den Stuhl, daß sie weder Hand noch Fuß zu rühren vermochte. Stumm sah Steffen dieser kunstvollen Arbeit seines Gefährten zu. Else sah von dem Gesichte des einen Schurken in das des anderen, aber sie bemerkte bald, daß jede Bitte um Erbarmen völlig vergeblich sein würde und ergab sich in stummer Verzweiflung in ihr Schicksal.

„Sie werden mir zwei Fragen beantworten, Else Neergaard," sagte Nehls, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie nicht mehr der geringsten Bewegung fähig sei. „Je williger und ausführlicher Sie dieselben beantworten, desto besser wird es für Sie sein."

„Ich beantworte keine einzige Ihrer Fragen, bis ich nicht weiß, was aus meinem Manne geworden ist," gab Else entschlossen zurück.

„Dein Mann? Weib!" fuhr Steffen auf. „Was kümmert uns Dein Mann."

Der Rothkopf klopfte ihm auf die Schulter. Steffen neigte sich zu ihm und Beide flüsterten eine Weile leise mit einander.

„So, so, das also war ihr Mann" sagte Nehls plötzlich mit lauter Stimme, „nun, der ist sicher, ganz sicher untergebracht. Wir haben ihm ein so behagliches Quartier angewiesen, daß er heute Abend wohl nicht daran denken wird, nach Hause zu kommen. Wir sollen Ihnen einen Gruß bestellen. Er bittet Sie, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er fürs erste — oder vielleicht gar nicht zu Ihnen zurückkehren sollte."

Steffen belachte den Humor des Spießgesellen aus voller Kehle.

Was die unglückliche Frau bis jetzt mit Entsetzen geahnt, wurde ihr immer mehr und mehr zur Gewißheit. Klar stand es vor ihrer Seele, daß die beiden Räuber ihren Mann ermordet, sich seines Bootes bemächtigt hatten und nach dem Leuchtthurme gekommen waren, um ein zweites Verbrechen auszuüben, welches sie noch nicht kannte.

Was mochte aber aus Brodersen geworden sein? Gewiß war ihm ein ähnliches Loos zu Theil geworden, wie ihrem Mann. In welcher Weise der schwarze Steffen sich aber an ihr rächen würde, konnte sie noch nicht errathen. Welche Todesart mochte der grausame Schurke ihr bestimmen, auf dessen Gewissen, wenn ein dunkles Gerücht nicht log, schon mehrere Mordthaten lasteten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Häuser ohne Treppen.) Vor einiger Zeit wurde, nach dem „Journal of the society of arts", in dem Quartier du Roule in Paris als Versuch einer neuen Bauart ein, ohne Einrechnung des Parterres, neunstöckiges Haus erbaut. Dasselbe hat keine Treppen; das Mittel, um in die oberen Stockwerke zu gelangen, bildet ein hydraulischer Aufzug, sowie dieser beim Bauen der Häuser in Paris im Gebrauch ist, nämlich zwei breite viereckige Wasserbehälter, welche abwechslungsweise mit Wasser gefüllt und dazu bestimmt sind, das Gegengewicht der emporzuhebenden Last zu bilden. Diese Wasserbehälter, die einen eingeschlossenen Raum mit Sitzen ziehen sollen, gehen je einmal in der Minute auf und ab und befördern auf diese Weise die Inwohner und deren Gäste ohne Beschwerlichkeit, Geräusch oder Staub auf- und abwärts. Man hat berechnet, daß die oberen Stockwerke in Folge dieser Einrichtung wegen des höheren Grades der Luftigkeit und Aussicht, sowie ihrer Geräuschlosigkeit höhere Miethzinsen abwerfen als die andern. Das nämliche Mittel, durch Anwendung von hydraulischer Kraft aufzusteigen, soll, wie man sagt, in dem neuen Gebäude der Bank von Frankreich angewendet werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Samstag, 9. Mai 1868.

Nur Sie.

Die Dame, welche in dem Eckhause mit dem Balkon mir schräg gegenüber wohnte und die ich schon seit meiner Jugendzeit kenne, holte mich Nachmittags zu einem Spaziergange ab. Wir bogen in die nahen, von schwellenden Traubengewinden durchflochtenen Weinberge ein, um rasch auf einem Seitenpfade unmittelbar aus der Residenzstadt in das Thal zu gelangen, welches ihre Bewohner die „kleine Schweiz" nennen, und das heute mit seinen buntschattirten Waldgipfeln unter einem Himmel so durchsichtig, so zärtlich, wie nur immer der sizilianische, rosig und golden in der Sonne schwamm. Zuletzt folgten wir der Landstraße, die sich durch das Dörfchen hinzieht, dessen weiße Häuser zwischen den Gärten mit ächt deutschen Christbäumen voll Aepfel und Birnen sich mit Reben umkleidet haben und einen Goldschmuck zur Schau tragen, der reichen Ernte des Mais, welcher, um die Fenster und Stockwerke gehängt, eine ganze Ornamentik bildet, nicht nur von südlichem, ja von antikem Charakter. Trotz den Blondköpfchen mit rosigen Aepfelwangen, die vor jeder Thüre spielen, neben dem milchweißen Kätzchen, das sich auf jeder Schwelle sonnt, oder dem schwarzen mit hellen Smaragdaugen, welches wie ein Koboldlein vorüberhuscht.

Nicht weit von der Kirche, am letzten Hause rechts, ladet uns der Wiesensteg ein, der uns sachte aufwärts durch Auen und Gärten, als könne es gar nicht anders sein, zu einer bescheidenen Zaunthüre bringt. Weil sie halb offen steht, treten wir hinein: lauter schlichte, meist weiße Holzkreuze über den saftig grünen Hang gesäet, der gerade hinüberschaut auf die sanftgewölbten nachbarlichen Waldhöhen, welche tausendfarbig, wie noch einmal, zum letzten Male, aufblühen im Aether, purpurglänzend. Gleich um das erste Grab stehen zwei Frauenzimmer und ein junger Bursche. Ihr Dialekt, mit dem sie uns begrüßen, verräth sie als Schweizer. „Der Herr Pfarrer," sagen sie, „hat uns gerathen, wir müßten uns halt einen Schlüssel machen lassen, weil man bei uns jeden Sonntag auf den Kirchhof geht. Wir haben Eltern und Geschwister da liegen." — So klein es ist das Fleckchen, der verlorene Graswinkel im Schooße des Gebirges, kommen sie doch weit her von allen Weltgegenden die müden Wanderer, um da auszuschlafen.

Dann weiter hinauf in dem idyllischen Friedhof, den ich erst nur mit armen Holzkreuzlein bepflanzt wähnte, mitten in den Berggräbern, wie ein Hirt, der seine Schäflein bewacht, ragt eine Kuppel, unter welcher auch fremde Pilger ruhen; im gesonderten Gärtlein, das ein leichtes Gitter einfaßt, von Blumensträuchen, zumeist Oleander, umblüht, zu welchem einige Stufen emporführen. Eine edle kleine Rotunde, mit dem Portikus von vier dorischen Säulen gehalten, in verjüngtem Maßstabe die des Tempels zu Pästum. Auch dessen Rosen fehlen nicht, wenn schon seine Schlangen. Aber der hellenische Gipfel trägt hier, statt den Akroterien, als freigebildetes, aufstrebendes Ornament: das Kreuz. Das Dach der Rotunde wiegt auf der Kugel einen funkelnden Stern. Im Giebel liest man in goldenen Buchstaben zwei Worte: „Nur Sie".

Die hier ruhen, sind aus dem fernsten Norden. Unberufen herzu eilend, erschloß man uns die Flügelthüren des Denkmals, welches ein russischer Diplomat, an diesem süddeutschen Hofe mehrere Jahre als Minister beglaubigt, seiner zu früh ihm entrissenen, tiefbetrauerten Gattin weihte, und das ihn jetzt vermählt auf immerdar, wie es schon längst ihre beiden Bildnisse umschloß: Auf die zwei Särge, welche Seite an Seite stehen in der Gruft, sieht man hinunter durch ein Gitter im Mosaikboden der Kapelle, aus deren Nische das blühende Marmorbild der wundersam schönen Frau uns entgegentritt, neben

dem des stattlichen Mannes, lebendig von dem Meisel eines berühmten Skulptors dieser Lande, welcher den ersten Jahrhunderten des Säkulums angehört. Vor dieser reinen hohen Stirne, diesem holdseligen Lächeln, diesen anmuthvollen Formen, dem Symbol einer holden Seele, lasen wir mit frischem Sinn die goldenen Worte: „Nur Sie“. Unähnlich den Grabschriften so vieler anderer Liebenden und Gatten, den volltönenden Grabschriften, die leer im Echo verhallen, ward diese durch sein Leben und Sterben, ja noch nach seinem Tode besiegelt. Denn er hat im Leben keinen Wunsch mehr gekannt, — als im Tode wieder mit ihr vereint zu sein. Die Waffen, denen er sich von Neuem zuwandte, sein altes Handwerk, das er nur aus Liebe zu ihr verlassen, wie er es jetzt aus Leidenschaft zu ihr abermals suchte: sollten ihm schneller zu dem ersehnten Wiedersehen verhelfen. Er empfing von seinem Czaar die Erlaubniß, um die er sich bewarb, gegen den Feind zu ziehen, am Kaukasus zu fechten. Dort an der Küste des schwarzen Meeres raffte den Grafen eine Krankheit hin. Er hatte längst gerichtlich bestimmt, in welchen Fernen immer auch die letzte Stunde ihn erreiche, seine Leiche müsse neben der Geliebten beigesetzt werden, in dem ihr gestifteten Monument, in dem kühlen Kämmerlein, wo sie seiner harrte nach dem Kampfe des Lebens. Sie hat ihn bald nachgeholt.

Feierlich wurde die Bahre des Feldherrn vom Pontus Euxinus in die Gauen Schwabens gebracht. Sein Herz, das nicht mehr für sie schlagen, ihr nicht mehr entgegenschlagen konnte, sollte doch wenigstens, wenn auch erstarrt, an dem ihrigen rasten. Es war eine weite Pilgerfahrt, die letzte zu dem Ziele, ein düsterer Triumphzug, ein Triumphzug der Liebe. Eine ununterbrochene todesfestliche Prozession. Eine Kette von Ceremonien für Einen, für den es keine mehr gibt; von Repräsentation für den, der sich ihr niemals entziehen durfte, den sie noch als Leichnam umwand; und der zum ersten Male, obschon jetzt ihr Gegenstand allein, sie nicht mehr wie sonst zu theilen vermochte. Ein Glockenläuten und Singen und Posaunen; ein Wehen von schwarzen Tüchern und Flören, von Fahnen, von Federn; brennenden Kerzen, Kränzen; ein Begleiten und Einholen der Geistlichkeit, der Schuljugend, der Behörden von Marke zu Marke in allen Kirchsprengeln, in jedem wieder von vorne. Denn jede Gemeinde behauptet das Recht, während der Kondukt ihr Gebiet durchschreitet, wie bei der Bestattung des Verblichenen zu funktioniren. Jede Scholle Erde, über die er hinrollt, jede Scholle auf der weiten Länderkartenstraße beansprucht seinen Staub. Ueberall muß er sich loskaufen mit den üblichen Gebühren, die unbändig anwachsen von Ort zu Ort. Wie viele Grenzen hat er noch zu überschreiten, er, der schon über die letzte hinaus ist! Dieser letzte Zehrpfennig, er fordert ein Vermögen: Von allen Durchreisenden muß der Tod den theuersten Zoll bezahlen. Für ihn, als den fernsten Fremdling, belaufen sich die Paßkosten am höchsten. Durch den Wust und die Unnatur der Zustände bedarf gerade der am meisten, der nichts mehr nöthig hat. Endlich zog er ein in die letzte einzige Heimath, die Heimath seiner Liebe, in das stille Thal, das schon früh und ahnungsvoll die Lieblingsstätte des jungen zärtlichen Paares war.

Von diesen Geschicken unterhielten wir uns, dicht hinter dem kleinen Friedhofe die abwechselnd in das Gestein und den Rasen gehauenen Stufen senkrecht wie eine Himmelsleiter erklimmend, lustige Waldpfade zu erreichen; während hinter uns in der Tiefe aus den Obstbäumen noch der Stern der Kuppel sonnig funkelte, und über den baumigen, mit Laub sammtartig umhüllten Höhen dort gegenüber das ferne blaue Gebirg sich erhob, gleich einem Diadem von Edelsteinen, Türkisen, auf einem reichen Hauptshaare. Meine Begleiterin kannte die verewigte Gräfin sehr gut, wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, brachte häufig die Vormittage mit ihrer Arbeit bei der Gesandtin zu und bereitete Abends den Thee in ihrem Salon. „Denn die russischen vornehmen Damen,“ versicherte Alienor in der Reminiscenz ihrer Frühlingstage, „die russischen vornehmen Damen mögen das gern: ein junges Mädchen um sich zu haben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

Sie war auf das Schlimmste gefaßt und nur der Gedanke, ihr Kind einsam zurücklassen zu müssen, erfüllte ihre Brust mit unsäglichem Leid. Für seine Rettung sandte sie die heißesten Gebete zum Himmel empor.

„Wo bewahrt Jens Brodersen sein Geld?“ fragte Nehls.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete sie ruhig.

„Du lügst, Weib,“ rief der Strandräuber wüthend, „wir wissen Beide, daß er seine Ersparnisse hier im Thurm versteckt hält, antworte also, wo ist das Geld?“

Elsе beharrte dabei, daß sie es nicht wisse.

„Nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht mit Gewalt die Zunge löse," schrie Nehls mit einem Fluche und faßte sie unsanft am Arme. In diesem Moment aber wurde er von Steffen zurückgedrängt, welcher auf eine Truhe zeigte, die an der Wand stand und auf deren Deckel der Name Jens Brodersen gemalt war.

Nehls ließ ab von Else und zog ein Brecheisen hervor, welches er seinem Gefährten reichte.

Die Kiste war natürlich verschlossen, wurde jedoch von Steffens geübter Hand ohne Mühe geöffnet. Kleider, Wäsche und Geräthschaften mancherlei Art wurden hervorgezogen und bei Seite geworfen, und erst nach langem Suchen fand der Räuber einen mit Geldstücken gefüllten Beutel von Segeltuch.

Im Nu hatten Beide den Beutel geöffnet und seinen Inhalt auf den Tisch ausgeschüttet.

„Einhundert zwei und dreißig Thaler für Jeden. Das nenne ich einen guten Fang!" rief der schwarze Steffen, nachdem er das Geld in zwei Theile getheilt hatte.

Sein Gefährte steckte, wohlgefällig lachend, die ihm zukommende Summe Geldes in die breiten Taschen seiner Jacke.

„Wie wär' es, Steffen," sagte er, „wenn wir, zum Dank für das schönste Geschenk, welches uns Jens Brodersen gemacht hat, auf seine Gesundheit, oder," er verbesserte sich rasch mit einem Blick auf Else, „auf sein Angedenken eins trinken. Wir haben noch ein Paar Stunden Zeit und es wird sich wohl hier etwas leidlich Trinkbares vorfinden."

Steffen stimmte diesem Vorschlage bei.

„Ich war früher schon einmal hier und weiß, wo die Lebensmittel liegen."

„Was soll aus dem Weib werden?" fragte Nehls, mit dem Daumen auf Else zeigend.

„Hol' sie der T—," schrie Steffen ergrimmt. „Das wirst Du später schon sehen."

Mit diesen Worten stieg er, eine kleine Laterne in der Hand, die zum untern Raume führende Treppe hinab.

„Halloh, halloh," rief er einige Minuten später. „Nehls, ich hab' einen neuen Fund gemacht, einen prächtigen Fund. Aber ich brauche Hilfe, um den Schatz zu heben."

Nehls sprang auf, untersuchte noch einmal die Taue, mit denen Else an den Stuhl gebunden war, und eilte dann seinem Genossen nach. Der schwarze Steffen hatte in der That einen Ballen werthvoller Tuche und ein Faß Genever gefunden, welches von den Thurmwächtern wenige Tage vorher aus einem verunglückten Schiffe gerettet und vorläufig im untersten Raume des Gebäudes in Sicherheit gebracht worden war.

Frau Else sah sich jetzt allein. — Jetzt oder niemals mußte der letzte Versuch gemacht werden, die Freiheit wieder zu gewinnen und ihr und ihres Kindes Leben zu retten. Wenn es ihr nur möglich gewesen wäre, ungesehen aus dem Thurme zu entkommen und das Boot zu erreichen, bevor ihre Flucht entdeckt wurde, so waren Beide gerettet. Es war im höchsten Grade gefährlich, mit Niels an der Hand, in fast unmittelbarer Nähe der beiden Strandräuber, das untere Gemach zu durchschleichen. Und dennoch mußte es gewagt werden, denn ein anderer Weg zum Entkommen bot sich nirgends dar, zudem Beide mit Pistolen bewaffnet waren und die Befürchtung nahe lag, daß sie, selbst wenn es ihr gelang, den Fuß des Thurmes und das Boot zu erreichen, vielleicht, ja, wahrscheinlich sogar noch am Ruder niedergeschossen würde. Doch es gab kein anderes Mittel mehr, und so mußte sie jeder Gefahr ins Auge sehen. Den Knaben wollte sie, seiner Sicherheit wegen, auf den Boden des Bootes legen, und was sie selbst anging, so erschien es ihr besser, durch eine Kugel in den Wogen umzukommen, als wieder in die Hände des schwarzen Steffen zu fallen. Um ihre Verfolgung unmöglich zu machen, mußte das zum Leuchtthurme gehörige Boot losgekettet und dem Meere überlassen werden.

„Niels," rief sie leise. Das kleine, runde Gesicht des Knaben erschien wieder zwischen den Gardinen, blickte aber jetzt mehr verwundert wie erschrocken, denn er hatte von dem Vorgefallenen kaum die Hälfte begriffen und die Möglichkeit, daß irgend ein Mensch in der Welt seiner Mutter etwas Böses anthun könnte, lag seinen Gedanken so fern, daß er auch jetzt nicht darauf verfiel.

„Sprich kein Wort, doch schlüpfe aus dem Bette und komme hierher," befahl die junge Frau mit leiser Stimme.

„Was haben die bösen Männer Dir gethan?" rief der Knabe aus, als er gleich darauf neben ihr stand.

„Still, um Gotteswillen, still. Du darfst kein einziges Wort sprechen," flüsterte sie erschrocken. „Dort auf dem Tische liegt ein Messer, nimm es und zerschneide das Tau, womit meine Arme gebunden sind. — So! Nun gib mir das Messer." In der nächsten Minute lagen alle ihre Bande zerschnitten am Boden.

Ihr Erstes war, Niels in ihre Arme zu nehmen und sein Gesicht mit einer Fluth von Küssen zu bedecken. „Der große, gute Gott im Himmel schütze und erhalte Dich, mein liebes, liebes Kind," murmelte sie und ihre Wangen feuchteten sich von heißen Thränen. Im nächsten Augenblicke jedoch war sie wieder ganz

sie selbst, entschlossen und völlig ruhig. Sie setzte ihn nieder, gebot ihm noch einmal flüsternd, in keinem Falle auch nur ein einziges Wort zu sprechen, oder auch nur das allerleiseste Geräusch zu machen, zog die Schuhe von den Füßen, schlich leise und vorsichtig zur Thür, die sie ebenso geräuschlos öffnete, wie hinter sich schloß, und stand nun, in die Dunkelheit hinausspähend, am obern Ende der Treppe, welche zum niedrigeren Geschosse des Thurmes führte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Episode aus dem Leben eines Gauners.) Das „Echo du Nord" erzählt folgende Episode aus dem Leben des berüchtigten Gauners Decarnain. In den ersten Jahren der Restauration wollte Decarnain, der so ziemlich von allen Annehmlichkeiten des Lebens verkostet hatte, sich auch den Genuß der Berühmtheit verschaffen. Zu diesem Ende hatte er sich selbst zum General ernannt und unter dem Namen des Marschalls Brune seinen Generalstab aus Leuten seines Schlages gebildet, welche so, wie er, die sauberen Manieren der Strafhäuser hatten. Er begab sich auf Reisen und wußte sich durch seine Schlauheit und Verwegenheit von den Steuereinnehmern bedeutende Geldsummen gegen Empfangsbestätigung zu verschaffen. Wie sich von selbst versteht, wurde ein Theil dieses Geldes in lustigen Gelagen, mit Weibern u. s. w. vergeudet. Kühn gemacht durch die bisherigen Erfolge, wollte Decarnain auch öffentliche Ehrenbezeugungen genießen. Er setzte daher die Militärbehörden von Montpellier in Kenntniß, daß er an einem bestimmten Tage die Garnison inspiziren werde. Der dortige General-Intendant war über diese Nachricht hoch erfreut, denn der Marschall Brune war einer seiner intimsten Schulfreunde, den er seit langer Zeit nicht gesehen und dessen Bekanntschaft er gern wieder erneuert hätte. Am bezeichneten Tage hielt der falsche Marschall mit seinem Generalstabe einen glänzenden Einzug in Montpellier. Der General-Intendant zog ihm entgegen und Decarnain begrüßte ihn mit seiner gewöhnlichen Keckheit. Wie groß war aber das Erstaunen des Intendanten, als er statt eines alten Freundes ein völlig fremdes Gesicht erblickte. Ein paar unpassende Worte Decarnain's ließen ihn sogleich Verdacht schöpfen; er argwohnte einen Betrug, vielleicht gar einen Verrath. Nach einigen Begrüßungsworten sagte er: „Marschall, wollen Sie sich gefälligst ins Hauptquartier begeben, wo die Truppen Sie erwarten." — „Sehr gern," antwortete Decarnain mit unerschütterlicher Ruhe. Mittelst einer Estafette, welche dem Zuge voraneilte, wurden sogleich die geeigneten Befehle gegeben und am Eingange des Hauptquartiers wurde der falsche Marschall sammt seinem Gefolge verhaftet. Decarnain büßte für diese Frevelthat mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe. Seine Mitschuldigen wurden je nach dem Grade ihrer Betheiligung an dieser unglaublichen Mystifikation zu verschiedenen Strafen verurtheilt. In Folge von Restitutionen, welche Decarnain an den Staatsschatz machte, wurde sein Urtheil später gemildert und ihm eine zeitliche Freiheitsstrafe zuerkannt. Als Decarnain eines Tages von einem hochgestellten Militär, der ihn in seinem Gefängnisse besuchte, gefragt wurde, wie er denn auf den sonderbaren Gedanken verfallen wäre, sich militärische Ehrenbezeugungen erweisen zu lassen, antwortete er: „Als Marschall sah ich mich so geehrt und meine geringfügigsten Aeußerungen wurden mit solcher Achtung aufgenommen, daß ich mich wirklich für eine militärische Berühmtheit hielt." Decarnain, dieser überaus gewandte Betrüger und Dieb, hatte nicht den geringsten Unterricht genossen und konnte weder lesen noch schreiben.

Hochgenuß des Frühlings.

Der Lenz bringt Lust und Freude in jedes Herz,
Ihm folgt im bunten Kleide vertrauter Scherz.
Hold, wie die Morgensonne, belebt sein Hauch
Und lockt und lächelt Wonne aus jedem Strauch.
Seht nur, wie schön die Felder der Frühling malt,
Wie mild durch Busch und Wälder die Sonne strahlt.
Ein bunter Teppich zieret die junge Flur,
Jetzt Alles triumphiret in der Natur;
Es freut sich, hüpft und springet, was Leben hat,
Und jubelt, scherzt und singet sich nimmer satt.

Hör', wie im Busch und Haine das Täubchen girrt,
Und durch das Laub der Bäume der Käfer schwirrt,
Und aus des Forstes Grunde der Kukuk schreit,
Es ist die frohe Kunde der schönen Zeit.
Hier singt die Lerch' und schwinget sich hoch empor,
Ihr Tirili durchdringet das lauschend Ohr;
Dort birgt der Zweige Schatten die Nachtigall,
Wohl gilt dem lieben Gatten des Sanges Schall.
Hör' nur das Lied, so süße! Was klingt ihm gleich?
O welche Hochgenüsse! — das Herz wird weich
Und wendet sich nach oben zum Himmelszelt,
Zu lieben und zu loben den Herrn der Welt.

Z. H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Dienstag, 12. Mai 1868.

Nur Sie.

(Fortsetzung.)

„Die Bekanntschaft,“ fuhr meine Begleiterin fort, „kam von meiner Herzogin. Die Mutter der Letzteren war eine Schwester von der Mutter des Ministers. Er selbst erzählte der Hoheit, was ich aus ihrem Munde wiederhole: Ein Jahr vor Nataliens Hinscheiden wandelte das Ehepaar auf diesem nämlichen Wege, den wir vorhin zurücklegten, nach dem Dörflein, das ihnen so werth. Es waren die ersten Maitage. Damals stand Alles in schwellender Pracht. Das ganze Thal weiß von Blüthenschnee, der seine Flocken den Glücklichen vor die Füße streute. Jeder Baum über und über mit Blumen bedeckt, ein Strauß für sich. Dazu das süßeste, sehnsüchtige Nachtigallenflöten. Die wonnige Luft, ein schmelzender, blauer, weicher Himmel wie frisches, balsamisches Duften. Und doch wurde in all dem seligen Frühlingsglück, am Arme des Geliebten, das junge Weib plötzlich ganz still und traurig. Nach einer Weile von dem Grafen darüber befragt, der bei ihrem ausweichenden Erwiedern mit steigender Sorge in sie drang, gestand sie zuletzt zögernd: „Ich hätte nur recht weinen mögen, Feodor. Denke nur, mir war jetzt eben, als ob ich meinen Leichenzug da gesehen auf dieser Straße: den Wagen mit dem Sarge, die vier Pferde mit Trauerflören, die ihn ziehen, die gestickte Sammtdecke, die Wappen, die Blumengewinde, die vielen schwarzen Männer, die Diener in ihren Livréen, die Equipagen, welche folgen, eine lange Reihe, Alles ganz deutlich, ich könnte es Dir malen. Ach, es war eine Verpuppung mitten in der glänzenden Mailust!“ —

„Der Gesandte, sichtlich verstimmt, ja betroffen, so sehr er auch es zu verbergen strebte, suchte ihr ihre Phantasterei, wie er es nannte, wegzuscherzen. Aber sie ließ sich nicht überreden, wie viel Macht er sonst auch über sie besaß. Mit den veilchenblauen Augen im Alabastergesicht, dessen reines, sanftes Oval nur zuweilen ein sanfter Hauch überflog, sah sie wehmüthig zu ihrem Gemahl auf. Sie ließ sich von ihm versprechen, wenn sie einmal stürbe, sie hier zu bestatten in dem grünen trauten Thale; es sei so lieb und still da; es hätte sie hier gleich so heimathlich angeweht. „Du und ich, wir weilen ja gern in seinem Frieden,“ sagte sie, „und ich habe schon so schöne, innige Stunden mit Dir da verlebt.“ — Er gelobte es ihr und weinte, weinte in ihre linde Hand, mit der sie ihm schmeichelte. Denn er war ein seltsamer Mensch und Beide waren oft recht kindisch oder kindlich, wenn Sie wollen, mit einander, wie es die Glücklichen Alle sind und die Liebenden noch viel mehr.

„Es gab freilich auch Momente, wo sich bei ihr die verwöhnte Tochter verrieth, das bis in den Himmel erhobene einzige Kind, die blendende Schönheit, der Alles huldigte, die gefeierte Weltdame. Sie kommt z. B. aus dem Theater zurück, hoch und schlank selbst wie eine Fürstin tritt sie in ihren Salon, dessen Wände weiß und golden glänzen, und wo sich zwischen den Spiegeln, den Divans, den Armstühlen von blauem Atlas, Alles, was die Residenz nur Vornehmes aufweist, sogar der junge König, bewegt. Sie achtet aber auf nichts, der rothe Sammtpelz fällt ihr von den schneeigen runden Schultern, sie schlägt in die kleinen Händchen: „Liebe Alienor, nur geschwind eine Tasse Thee für meinen Mann, er hat kalt! Die Andern können warten, mein Mann hat kalt.“ — Es überrascht Niemand. Auch der Gesandte zeigte sich öfters in ähnlicher Weise. Wenn er seinen vierjährigen Coco auf dem Arme hielt und der König trat ein, so nahm der Minister das Kind nicht einmal vom Arme herunter, sondern sagte: „Siehst Du, das ist der König!“ — In dem goldgelockten Knaben verwebten sich wunderbar die Züge beider Eltern. Ein großes Auge voll

Ernst, ein zauberischer Blick. Wie baute man schon jetzt an der goldenen Zukunft des Kleinen!" —

Aus den weiteren Mittheilungen meiner Gefährtin, der ehemaligen Hofdame, auf dem Heimwege bei den Steinbrüchen über dem Waldrücken, fasse ich noch Einiges zusammen: Natalie hat die Geschichte ihrer Liebe der nur wenige Jahre jüngeren Alienor selbst erzählt: Ihr Vater, Fürst P., war ebenfalls Diplomat, einer der ersten Europa's, Minister in Berlin; sie seine einzige Erbin; keine Partie konnte zu hoch für sie sein. Nur einem glänzenden Freier konnte ihr Papa sie zudenken. An ihrem achtzehnten Wiegenfeste, das sie gleich beim Erwachen mit Feengaben überraschte, den Tribut aller Welttheile ihr zu Füßen hingebreitet zeigte, ließ der Prinz sie in sein Kabinet rufen und eröffnete ihr, als die schweren, golddurchwirkten Portièren wieder hinter ihr herabgesunken waren, nach einer kleinen Vorrede, an seinem marmornen, mit Bronce verzierten Schreibtische stehend, alle Orden auf der Brust, daß sich drei Bewerber um sie gemeldet hätten. Sie erwiederte kurz besonnen, obschon ihr das Herzchen dabei pochte unter dem himmelblauen, mit silbernen Sternen gestickten Flor ihrer Robe; sie erwiederte kurz besonnen: Sie wolle keinen von allen Dreien heirathen, sie wolle W. heirathen. (Derselbe war als Major der Gesandtschaft zugetheilt.) — Ob er ihr denn seine Wünsche erklärt habe? — Nein, sie wisse gar nichts von ihm. — Ob er sie denn liebe? — Sie meine es. —

Das Hauptgeschenk zur Geburtstagsfeier mußte also noch nachkommen. Der Minister beschied nun den Grafen zu sich und fragte ihn: Ob er seine Tochter heirathen wolle? Der junge Mann antwortete, noch mehr überrascht, als Natalie von allen Märchengeschenken ihres Tages: Er hätte nie gewagt, seine Wünsche so hoch zu erheben, aber er würde dadurch, und nur dadurch, den Gipfel des Glückes erreichen. Schon damals sprach er, zum Erstenmale, mit der Hand auf die Brust gelegt, das Wort: „Nur Sie!" — Und jene goldenen Buchstaben, die noch heute in das Thal schimmern, sind nur das Echo davon.

Als der Gesandte dem Kaiser die Verlobung seiner Tochter anzeigte, welche zwei große Höfe, die ganze vornehme Welt in Staunen und Neid versetzte, rief der Czaar den Bräutigam nach Petersburg zurück und ließ ihn in aller Schnelle in der Armee eine Carrière machen. Wie der Blitz stieg er zum General und doch schien es den Verlobten, auf deren Entzücken die Trennung ihre Schatten warf, eine lange, endlose Zeit, nicht zu erleben; während der alte Fürst sich für seine Kinder freute, daß sie eine Steuer geben sollten an das Schicksal; vielleicht auch, daß er seine Tochter noch länger behalten konnte.

Nun durfte Graf Feodor, im Glanze seiner neuen Uniform, zur Vermählung nach Berlin zurückkehren und Natalie an sein Herz drücken, um sie nie wieder zu lassen. Aber am herrlichsten Sonnentag des Hochsommers ist das Gewitter am nächsten, am drohendsten. Mitten in der Seligkeit der ersten Flitterwochen überfiel den Grafen eine räthselhafte Schwermuth, ein Gemüthsleiden. Nichts, selbst nicht die Liebkosungen seines jungen Weibes, vermochten den Grafen aus der tiefen Melancholie zu reißen, die ihn umnachtete. Händeringend und flehend stand sie vor ihm. Auf ihren Knieen bat sie um einen Blick, ein Wort, ein Lächeln, einen Kuß. Sie, die Hunderte zu ihren Füßen hätte sehen können, und eine Welt von Huldigungen verschmähte um seinetwillen. Sie, die von Allen vergöttert, schon von klein auf jeden ihrer Winke erfüllt sah und es gar niemals so recht eigentlich zum Wünschen bringen konnte. Vergebens! Stumm und mit verhülltem Antlitz wandte er sich von ihr, floh ihre Gegenwart. Noch mehr als die Uebrigen mied er sie, und wo er sich nicht zu entfernen vermochte, starrte er theilnahmlos vor sich hin, als wäre sie nicht da. Welcher Schmerz für Natalie, ihn so bald stumpf und kalt für sie und ihre Liebe zu sehen! Welcher Schrecken und welche Entzauberung. Kaum vermochte sie diesen unglücklichen Schicksalswechsel zu ertragen und fast brach ihr das Herz darüber. Vergestief so von den Höhen des Glückes herabgestürzt zu werden! Was hatte sie verbrochen gegen ihn? Welche finstere Gewalt, welches Geheimniß drängte sich zwischen Beide? Was konnte die glühende Zärtlichkeit so schnell in Haß verwandeln? Sie dachte an Verleumdung, an Eifersucht, an Untreue? Vergebens, der Schleier blieb undurchdringlich.

Und doch war es nur eine neue Erschütterung, als die Aerzte das Wort Krankheit nannten, und vollends Geisteskrankheit! Auch daran wollte die Gräfin nicht glauben. Ist die Wonne zu übermächtig für ihn gewesen, hat er sie nicht tragen können? Waltet ja doch in dem höchsten Gefühlsleben eine mystische Verwandtschaft zwischen Weh und Lust. Erst später entdeckte die Gräfin allmälich, daß die Abneigung, ja der Widerwille, womit er sie zurückzustoßen schien, nur eine andere Form der Leidenschaft war. Seine inneren Verwicklungen drehten sich um die Hauptidee: er verdiene sein Glück nicht, er sei nicht würdig, Natalie zu besitzen. Sie müsse ihn wieder aufgeben und könne ihn unmöglich lieben. Stets beschloß er, sich von ihr loszureißen, und stets vermochte er es nicht zu vollbringen. Die

junge Frau litt unbeschreiblich. Sie hatte noch keine anderen Thränen gekannt als die der Freude und der Rührung, nichts als Sonnenschein. Es war der erste Tribut, mit dem sie sich loskaufen mußte von dem Verhängniß.

(Schluß folgt.)

Die Vertilgung der Maikäfer.

Dr. Stadelmann, der sich durch seine Schrift über den Schutz der nützlichen Vögel bereits sehr verdient gemacht hat, veröffentlicht jetzt einen Aufruf zur Vertilgung der Maikäfer, welcher zwar zunächst nur für den Bezirk des landwirthschaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachsen geschrieben war, der aber von so allgemeinem Interesse ist, daß wir ihn den Landwirthen und Gartenbesitzern nicht dringend genug empfehlen können. Er lautet:

„Seit dem letzten großen Flugjahre der Maikäfer (1864) und durch die von letzteren abgesetzten Eier ist der Kulturboden mit ungeheuren Mengen von Engerlingen, der Larven, der Maikäfer, bevölkert. Der Schaden, welchen das gefräßige Ungeziefer während der letzten Jahre den Feldfrüchten zugefügt hat, ist von höchster Bedeutung, und sein Umfang läßt sich ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in manchen Distrikten, abgesehen von anderen Kulturgewächsen, allein der fünfzehnte, ja, der zehnte Theil der Hackfrüchte und ähnliche Antheile an Halmfrüchten durch die Engerlinge verwüstet worden sind. Es sind die Engerlingsschäden nach Millionen von Thalern zu berechnen. Mit dem gegenwärtigen Jahre hat sich nunmehr die Verwandlung der Engerlinge zu Maikäfern wieder vollzogen, und die alle vier Jahre erscheinende sogenannte große Flugzeit der Maikäfer hat begonnen. Der Maikäfer nährt sich während dieser Flugzeit von dem Laube der Bäume und Sträucher — diese bei massenhaftem Vorkommen, wie es für gegenwärtiges Jahr zu erwarten ist, nur zu oft verwüstend —, und legt demnächst nach der Begattung seine Eier, 20 bis 30, im Boden ab; in wenigen Wochen entsteht aus diesen der Engerling, und so ist dann aufs Neue für die kommenden Jahre die Engerlingsplage begründet. Es fragt sich nun: Ist diese Plage unvermeidlich? Die Antwort lautet, daß sie wenigstens sehr vermindert werden kann. Am meisten wird dies immer geschehen durch Hegung der natürlichen Feinde der Engerlinge und Maikäfer: der Maulwürfe, der Saatkrähen, der Eulen, Bussarde, Staare und einer Menge anderer insektenfressender Vögel; aber es kann auch Vieles geschehen durch unmittelbares Eingreifen. Nun hat die Natur gerade in dieser Beziehung einen unverkennbaren Wink gegeben dadurch, daß der Maikäfer während seiner Flugzeit gegen Morgen sich auf Bäume und höhere Sträucher begibt, dort eine Anzahl von Stunden in einem schlummerähnlichen, betäubten Zustande verharrt und während dieser Zeit leicht abgeschüttelt werden kann. In Folge dieser Veranstaltung der Natur liegt es denn also so, daß alle vier Jahre eine 4—5wöchentliche Periode eintritt, innerhalb deren es ermöglicht ist, ungeheure Mengen des verderblichen Insektes unschädlich zu machen und in gleichem Grade die Verwüstungen des Ungeziefers für die nächsten vier Jahre einzuschränken. Nun liegt es aber auf der Hand, daß nur ein gemeinsames, ganz allgemeines Einstehen für diesen Zweck letzteren bis zu einem bedeutendern Grade erreichen lassen kann. Was auf diesem Wege zu erreichen ist, möge aus folgenden Thatsachen hervorgehen: In Folge eines Erbietens des Geh. Kommerzienrathes Beltze in Salzmünde, für die dort eingelieferten Maikäfer eine angemessene Vergütung zu gewähren, wurden dort während der Flugzeit des Jahres 1864 aus der Umgegend von einigen Stunden 12—1500 Scheffel Maikäfer eingeliefert. In Frankreich wurden im vorigen Jahre allein in einem Departement der Normandie zufolge gemeinsamer Thätigkeit 7400 Zentner Engerlinge und Maikäfer eingebracht. Im Kanton Bern wurden nach offiziellen Ausweisen 1864 und 1865 eine auf circa 628 Millionen berechnete Menge von Maikäfern, und an Engerlingen 1 Milliarde 528 Millionen 132 Tausend Stück an hierzu bestimmte Stellen abgeliefert. Ein dortiger bewährter Naturforscher aber berechnete, daß, wenn alle diese Käfer und Engerlinge am Leben geblieben wären, bis zum nächsten Flugjahre eine Vermehrung um das Dreißigfache eingetreten sein, und man dann die Zahl von circa 64 Milliarden und 685 Millionen 250 Tausend Engerlingen mehr in den nächstfolgenden Jahren gehabt haben würde. Diese aber würden, da ein Engerling während seines Lebens bis zur Entpuppung zwei Pfund Pflanzen-Nahrungsstoff verbraucht, die ungeheure Masse von etwa 129 Milliarden und 470 Millionen 500 Tausend Pfd. Pflanzen-Nahrungsstoff verzehrt haben. — Wenn solche Zahlen der Natur der Sache nach auch nur eine annähernde Richtigkeit beanspruchen können, so geben sie doch einen Maßstab für die ungeheuren Mengen des Vorkommens dieses verderblichen Ungeziefers und des Schadens, der durch dasselbe den Landwirthen erwächst. Muß nun zu solcher gemeinsamen Abwehr vor Allem die Gewißheit anregen, daß mit

den eingesammelten Mengen der Maikäfer einem hierzu im Verhältnisse stehenden Schaden an den Feldfrüchten für die folgenden Jahre vorgebeugt wird, und sich dadurch Mühe und Auslagen vielfach bezahlt machen, so ermuthigt zu solchem Vorgehen auch noch der Umstand, daß die Maikäfer nicht allein ein werthvolles Futter für das Federvieh (hier bei Vermeidung einer zu starken Fütterung) und für die Schweine bilden, sondern daß auch schon die Verwendung der Maikäfer zu Dünger die etwaigen Auslagen für das Einsammeln wieder ersetzt. Nach zuverlässigen Untersuchungen und Berechnungen hat der Zentner Maikäfer bei dem reichen Gehalte derselben namentlich an Stickstoff, sowie an Fett und mineralischen Stoffen einen Düngerwerth von 20 bis 21 Sgr. — Zum Zwecke der Verwendung zu Dünger empfiehlt es sich, die getödteten Maikäfer 1—1½ Zoll hoch auszubreiten, sie mit staubigem, gelöschtem Kalk zu überstreuen, nächstdem eine Erdschicht folgen zu lassen und dann mit diesem Aufschichten von Maikäfern, Kalk und Erde fortzufahren. Auch ein schichtweises Vermengen mit dem Stallmist auf der Düngerstätte wird den Zweck erreichen lassen. Nach allem diesem liegt es im eigensten Interesse der Landwirthe, während der bevorstehenden Flugzeit ein allgemeines Einsammeln der Maikäfer einzuhalten. Folgende Maßregeln dürften sich für diesen Zweck empfehlen: 1) Seitens der landwirthschaftlichen Vereine die Gründung und öffentliche Bekanntmachung von Einsammlungsorten im Vereinsbereiche, unter Bezeichnung eines bestimmten Preises pro Scheffel oder Zentner der zugebrachten Maikäfer. 2) Oeffentliche Bekanntmachung seitens einzelner Landwirthe, einzelne Maikäfer bis zu einem bestimmten Quantum zu einem bezeichneten Preise pro Scheffel oder Zentner anzukaufen. 3) Seitens der einzelnen Gemeinden Veranstaltungen zu dem Zwecke allgemeinen Einsammelns der Maikäfer und vielleicht Verpflichtung eines geeigneten Gemeinde-Mitgliedes zu dem Behufe, die eingesammelten Maikäfer entgegenzunehmen und zu tödten. Das Sammeln der Maikäfer muß beginnen, sobald diese erscheinen; es darf nicht abgewartet werden, bis große Massen da sind, weil dann die meisten schon ihre Eier abgelegt haben. Es beginnt die Flugzeit in unseren Gegenden je nach der Witterung Ende April oder Anfang Mai und dauert fünf bis sechs Wochen. Am besten werden zum Sammeln die frühen Morgenstunden, etwa von fünf bis acht Uhr, benutzt werden. Auch rauhe Tage, während welcher die Maikäfer ebenfalls an den Bäumen bleiben, sind dazu zu verwenden. Das Sammeln geschieht so, daß die Maikäfer auf untergelegte Tücher geschüttelt und in Säcken gefüllt werden, die dann zuzubinden sind. Am geeignetsten werden die Maikäfer noch in diesen Säcken eingeschlossen getödtet und zwar so, daß sie mit letzteren in siedendes Wasser eingetaucht werden. An Orten, wo ein Dampfkessel zur Verfügung steht, wird die Tödtung mit heißen Dämpfen ausgeführt werden können. Die Tödtung ist im Falle der Verwendung der Maikäfer zu Dünger und am besten für alle Fälle gründlich, und zwar so auszuführen, daß auch die Lebensfähigkeit der Eier zerstört wird. In mehreren Gegenden, namentlich in solchen mit leichtem (Sand-) Boden, kommen statt der Maikäfer die Junikäfer (Brachkäfer, Johanniskäfer) in kaum weniger zahlreichen Mengen vor. Für die Vertilgung und Verwendung dieser gilt das gleiche Verfahren wie bei den Maikäfern."

Mannigfaltiges.

(Mozart, Beethoven und Rossini.) An einem der letzten Empfangsabende bei Rossini war die Sprache von Musik. Natürlicherweise durchging man die lebenden Komponisten und kam dann auf die berühmten Todten.

„Was denken Sie von Beethoven?" wurde Rossini gefragt.

„Das ist der erste Komponist der Welt," lautete die Antwort.

„Und Mozart?"

„Der einzige."

Gemeinnütziges.

(Immer eiskaltes Wasser zu haben.) Ein einfaches Mittel, Wasser fast eiskalt zu machen und zu erhalten, welches in Indien und andern tropischen Ländern sehr gebräuchlich ist, besteht in Folgendem: Man umwickele das Wassergefäß ein oder mehrere Male mit grobem baumwollenem Zeuge und halte dieses feucht, so wird die Verdunstung des Wassers der inneren Seite die Wärme entziehen und das Wasser fast auf den Gefrierpunkt reduziren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Donnerstag, 14. Mai 1868.

Nur Sie.

(Schluß.)

Man strebte sorgfältig alle Befürchtungen über den Zustand des Patienten zu verbergen. Die heimlich herbeigezogenen Doktoren riethen selbst zu einer Ortsveränderung, zu einem Wechsel der Eindrücke. Zudem hatte der Graf sich seinem Monarchen für eine neue Laufbahn zur Verfügung zu stellen. Auch sollte er daran denken, seine Gattin der kaiserlichen Familie vorzuführen und an das Hoflager des Czaars zu bringen. Der Vater trieb sogar dazu und beschleunigte die Vorbereitungen zur Reise. Durch dieses Opfer, indem seine Tochter Alles verließ, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen, mochte er sich am besten überzeugen, daß sie ihm allein gehöre, daß er sie und ihr Herz ganz besitzen dürfe. In dem Grafen selbst mußte wirklich schon jetzt etwas Aehnliches aufdämmern, denn er schien den Gegenstand einer Entfernung mit Vergnügen zu ergreifen, indessen Natalie sich schwer von der ersten Bühne ihrer Liebe, ihrer schönsten Tage trennte.

Mit vielem Bangen stieg sie in den Wagen, in das Schiff. Es war eine düstere, innerlich und äußerlich umwölkte Fahrt. Die Zerstreuungen übten nur wenig Einfluß auf den still Leidenden, der sich vor den Menschen gewaltsam zusammenraffte und den seine Gemahlin nur heimlich wagen durfte zu beobachten. So nahte man dem Ziele. Zuletzt, bei der Ankunft in Petersburg, als es zum Ausschiffen ging in die Newa, bei hochrollenden Wogen, schlug die Barke um, welche das junge Paar trug sammt der Morgengabe: Der Graf, Natalie, ihr ganzes vielbewundertes und beneidetes Pariser Trousseau, ihre fast königliche Aussteuer, fiel in das Wasser. Es war für die Neuvermählten nur ein Untertauchen, hundert Hände fanden sich bereit, den Herrn und die schöne Frau flugs aus den Wellen zu ziehen. Auch das Meiste von der Habe, von den reizenden Dingen, den Kostbarkeiten der Mitgift ward wieder gerettet. Das Merkwürdigste und Beste aber dabei war, daß Graf W., seit diesem unfreiwilligen kalten Bade, plötzlich von seiner Schwermuth sich genesen zeigte, wie durch ein Wunder, und auch völlig geheilt blieb, wieder zum vollen Bewußtsein und Genuß seines Glückes erwachte: Eine hydropathische Kur, ein Triumph derselben, als Vorläufer des Systems, zu einer Zeit, wo noch Niemand von einem solchen träumte. Zu viel war auf Feodor eingestürmt, die Aufregung der letzten Jahre für ihn zu groß gewesen, und so vermuthlich gerade dieses Sturzbad, dieses ausgesuchte eisige Sturzbad, das zweckmäßigste hypäische Mittel, und vielleicht das allereinzige, den gestörten Blutumlauf, die zerrütteten Nerven wieder auf ihren Normalzustand zu bringen.

„Was war das für ein Glück!" sagte die Gesandtin mit ihrer liebenswürdigen Naivetät zu Alienor. „Was war das für ein Glück, dieses Umschlagen der Barke in Petersburg! Was habe ich für eine Freude an dem kalten Wasser gehabt, das meine Sachen mit fortnahm, — hätte es nur noch mehr genommen!" —

Die nämliche Katastrophe, welche den Einen rettete, konnte durch die Verschiedenheit der Umstände dem Andern verderblich werden. Doch mehr noch als der Schrecken und die Erkältung in der Fluth mochten jene bittern Honigmonde eines seelennagenden Kummers den ersten Keim der Krankheit in die Organisation dieses zarten Wesens gelegt haben; der sich, eine Lungenschwäche, langsam zwar, aber obschon die Gesandtin jetzt in ein mildes Rebenthal Süddeutschlands verpflanzt war, unaufhaltsam entwickelte und ihre Erscheinung jahrelang mit dem erhöhten Glanze umfloß, welcher immer steigend, die dem Himmel Geweihten, die früh Heimkehrenden zeichnet und sie zuletzt in wahre Verklärung auflöst. Vielleicht war die Gräfin zu glücklich, um noch

länger zu leben. Die Erfüllung war zu schön, Natalie mußte sterben. Was sollte sie noch auf Erden? Wen die Gottheit liebt, den entrückt sie im Glücke. Sie will auf ihrem Arme die Lieblinge lächelnd, nicht weinend zum Schlummer bringen.

Jahrzehnte verflossen, so viele Frühlinge erneuten die Blumen, welche die Gruft in der Rotunde umblühen. Einer brachte aus fernem Norden den einzigen Sohn des Paares zurück in das fast italienische Rebenthal, in welchem er die halbe Kindheit durchspielt, die ersten Lehren empfangen hatte. Aus dem Knaben mit dem tiefen, zauberhaften Blick war nun ein gemessener Diplomat geworden, Botschafter und Minister, welcher denselben Posten bekleidete wie sein Vater. Aber die Poesie läßt sich doch die ihrigen nicht rauben, der Traum behauptet seine Krone und ist Herr in seinem Reiche neben allen Kaisern und Königen. Niemand erinnerte sich mehr an den Tiefsinn des verstorbenen Grafen, den ihm die Wellen der Newa von der Stirne gespült. Plötzlich flüstert man sich in der so sicher umgrenzten, so wohl abgezirkelten vornehmen Welt, in welche der Gesandte unlängst als feinster Hof- und Staatsmann getreten war, Exzentrizitäten von ihm zu, abenteuerliche Sprünge der Laune, über die man sich entsetzte. Noch besannen sich die Einen, ob sie darüber lachen, die Andern, ob sie zürnen sollten, als der Ausbruch des heftigsten Fiebers sich bethätigte. Aber des geistigen Fiebers! Die Pythia hatte dem Sohne Nataliens gewinkt. Allein zur Befreiung. Der Körper vermochte den physischen Sturm nicht zu überdauern, sondern erlag bald dem Paroxismus des Wahnsinns. Siebenmal umnachtet und verschleiert sind die Wege, aber sie führen alle zum Ziel.

Wieder bewegte sich eine schwarze Prozession durch jenes grüne, stille Seitenthal, ein Leichenkondukt, wie ihn die Gräfin Natalie am Lenztage geschaut: ein Todtenwagen, vierspännig, eine Sammtdecke mit Wappen, Ordenssternen und Bändern, ein langes Gefolge, ein Zug von Fußgängern und Wagen, welcher das ganze Thal umwindet, wie eine dunkle Schlange sich darin ringelnd. In den Equipagen, welche im Waldschooße durch lichte Matten das zum Manne gereifte lebensmüde Kind geleiten zu der Rotunde seiner jugendlichen Eltern, erblicken die Bewohner des armen Dörfleins sogar eine Czaarentochter in herrlicher Schöne.

Keines von ihnen hätte gedacht, als sie zum ersten Mal in dieses liebe Thal traten, wie schicksalsvoll es ihnen wäre. Nun ruhen sie hier alle Drei beisammen im Frieden der Natur, unter dem goldenen Stern und der Inschrift: „Nur Sie". —

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

Die Fallthüre stand, von zwei eisernen Stangen gestützt, weit offen, und die beiden Strandräuber waren, nachdem sie den Tuchballen geöffnet und sich von seinem reichen Inhalt überzeugt hatten, jetzt beim Scheine der Laterne damit beschäftigt, das Geneverfaß anzubohren. Kaum warf die junge Frau den ersten Blick hinab, als ihr ein ganz neuer Gedanke durch den Kopf schoß, ein Gedanke, der ihr plötzlich alles Blut zum Herzen jagte. Der Ort, an welchem sie sich befand, die beiden Schurken dort unten, — ihre und ihres Kindes Todesgefahr, — der gewaltsame Tod ihres Mannes! — Sie griff mit einer Hand nach der Stirn, mit der andern nach dem Herzen, sank bebend und erschöpft in die Kniee und verblieb mehrere Sekunden lang in dieser Stellung, um ihre Fassung wieder zu erlangen, denn es war ihr, als wogte in ihrem Kopfe, vor ihren Augen, wie in den Traumgebilden des Wahnsinns, Alles wildverworren und schattengleich durcheinander. Endlich jedoch siegte ihre Willenskraft über die Schwäche des Augenblicks. Sie stand auf, glitt leicht und unhörbar die Stufen hinab, schob mit leiser Hand erst die eine, dann die andere eiserne Stange zur Seite, welche die Fallthüre in ihrer offenen Stellung erhielten. Diese fiel mit lautem Krachen ins Schloß, so daß die beiden Bösewichter gefangen waren. Bevor sich der schwarze Steffen und sein Gefährte von ihrer Bestürzung zu erholen vermochten, hatte Frau Else, der ihre und ihres Kindes Lebensgefahr doppelte Kräfte verlieh, auch die beiden mächtigen Riegel vorgeschoben, durch welche man die Fallthüre von außen verschlossen zu halten pflegte, und so schien denn ihre Rettung gesichert zu sein.

Jetzt galt es, das Boot zu erreichen! Die Treppe wieder hinan zu springen, den kleinen Niels in den warmen Rock einzuhüllen, den sie für ihren Mann geflickt hatte, ihn dann auf die Arme zu nehmen, so die Treppe wieder hinab, an der Fallthüre, welche die Gefangenen bereits mit verzweifelter Kraftanstrengung zu durchbrechen suchten, vorüber, nach der äußeren Thüre zu eilen und draußen die kupferne Leiter hinabzusteigen, war für die junge Frau das Werk weniger Minuten. Mit beflügelten Schritten, ihren Knaben noch immer fest an die Brust gepreßt, eilte sie der entgegengesetzten Seite des Thurmes zu, wo zwischen zwei vorspringenden Felskanten die Böte zu liegen pflegten, wenn sie nicht benutzt wurden. Sie wußte nur zu wohl, daß auch nicht

ein einziger Augenblick zu verlieren sei, da jene alte hölzerne Fallthüre, wie nützlich sie zu ihrem eigentlichen Zwecke auch noch immer sein mochte, der riesigen Kraft des schwarzen Steffen unmöglich lange Widerstand leisten konnte, und gelang es ihr nicht, aufs Meer zu entkommen, bevor die Beiden sich befreiten, so wäre es besser gewesen, sie hätte den Thurm nicht verlassen. Vorwärts und immer rascher vorwärts! Vor ihr Leben und Freiheit — hinter ihr — Doch, Gott im Himmel, wo waren die Böte?

Wie ängstlich ihr scharfes Auge auch umherspähte, es war kein Boot zu entdecken, kein einziges, weder das Boot des Leuchtthurmes, noch die Seemöve. Der Sonnenstrahl der Hoffnung, der ihr gequältes Herz zu erwärmen begonnen hatte, war mit einem Male wieder erloschen und es durchschauerte sie plötzlich wieder mit Eiseskälte der Gedanke, jeden Mittels, von dem einsamen Felsen zu entkommen, beraubt zu sein. Es war ihr jetzt, als fühlte sie sich von einer inneren Stimme gemahnt, lieber mit ihrem unglücklichen Knaben den leichteren und schnelleren Tod in den Wogen des Meeres zu suchen, als einem vielleicht langsameren und qualvolleren von den Händen der beiden Räuber entgegen zu harren. „O Gott, barmherziger Gott, schütze mich vor Wahnsinn!“ murmelte sie, zum Himmel emporblickend.

Das Verschwinden der Böte war ihr ein völlig unerklärliches Räthsel und sie stand einige Minuten lang in ihrer starren Verzweiflung unbeweglich da. Daß Jens Brodersen nirgends zu finden war, verursachte ihr durchaus kein Erstaunen, denn sie glaubte, er sei ermordet und seine Leiche ins Meer geworfen worden. Aber die Böte! Wie anders, als durch Menschenhand konnten sie hinweg geschafft sein und dennoch war und blieb nirgends die geringste Spur von ihnen zu sehen. Sie setzte Niels auf den Boden nieder, sprang zur Spitze des Felsens, an dessen Fuße sie stand, und ließ ihr Auge weithin über die dunkle breite Wasserfläche schweifen, bis sie endlich da, wo sich vom Monde aus ein schmales Silberband über die Wogen hinzuziehen schien, deutlich zwei aneinander gebundene Böte liegen sah, in deren einem, dem größeren, ein Mann saß. Sie blickte noch einmal hin, — noch schärfer wie zuvor. Das kleinere Boot war die „Seemöve“, das größere das des Leuchtthurmes, während der Mann, welcher darin saß, Niemand anders sein konnte wie Jens, dem sein wunder Arm nicht erlaubte, das Ruder zu führen. Ihre Befürchtung, daß er ermordet worden, war also ungegründet gewesen, doch blieb es ihr unbegreiflich, auf welche Weise er dem schwarzen Steffen entkommen sein konnte. Er hatte nicht nur eines der Böte genommen, sondern auch das andere mit sich fortgeführt, natürlich nur, um die beiden Schurken an seiner Verfolgung und außerdem am Entfliehen zu verhindern, bis sie ergriffen werden konnten. „Es ist sicher seine Absicht,“ sagte sie sich, „so schnell wie möglich nach dem Lande zu rudern, um zuverlässige Männer zu unserer Befreiung herbei zu rufen, doch sein kranker Arm hat ihm das Rudern bald unmöglich gemacht.“ Obgleich die Fluth bereits begonnen, lief in jener Richtung eine starke Strömung gerade auf ein Vorgebirge zu und waren, was ihr auch wirklich der Fall zu sein schien, die Böte in diese hineingerathen, so konnte sie — vorausgesetzt, daß die Landung an jener steilen Küste gelang — nicht vor Verlauf von drei oder vier Stunden Rettung durch Jens erwarten. Den Leuchtthürmer durch irgend welches Signal herbei zu rufen, stand nicht in ihrer Macht, selbst wenn demselben seine Furchtsamkeit zurück zu kehren erlaubt hätte, was sie, da sie seinen feigen, selbstsüchtigen Charakter kannte, sehr bezweifeln mußte. Sie war also von Menschenhilfe abgeschnitten, als wären jene Böte tausend Meilen weit entfernt gewesen. Jede, auch die letzte Hoffnung auf Rettung schwand dahin. Sie wandte sich und eilte nach der Stelle zurück, wo sie Niels verlassen hatte. Sollte es den Gefangenen noch nicht gelungen sein, die Fallthüre zu erbrechen, so wollte sie ihn wieder in seinem Bette verstecken, wo er ja möglicher Weise unentdeckt bleiben konnte, bis Hilfe kam. Als sie jedoch, ihr Kind auf dem Arme, den Thurm erreichte und eben den Fuß auf die erste Sprosse der kupfernen Leiter setzte, hörte sie oben das laute Krachen zerbrechenden Holzes und die fluchenden Stimmen der aus ihrem Gefängnisse hervorspringenden Räuber. Sie kam zu spät und ihr namenlos gequältes Mutterherz ergoß sich in einem flehenden Blick zum Himmel um Barmherzigkeit für ihr Kind, — ach, nur für ihr Kind, wenn sie selbst sterben mußte.

Kaum noch wissend, wohin ihre Schritte sie trugen, stürzte sie, um noch einmal, zum letzten Male, nach Hilfe umher zu spähen, nach dem Landungsplatze der Böte zurück, doch wie manche Meile weit, jetzt beim hellen Lichte des Mondes und der Sterne, ihr geübtes Auge auch das Meer zu überblicken vermochte, es war nirgends eine Spur von Leben auf demselben zu entdecken.

Sie warf sich auf die Kniee und preßte ihren Knaben krampfhaft an's Herz, denn die nächsten Minuten mußten ihr Schicksal entscheiden, und ihre Verfolger, nachdem sie das Innere des Thurmes vergeblich durchsucht, sie hier an ihrem letzten Zu-

fluchtsorte nur zu leicht und schnell auffinden. Sie blickte auf die sich schäumend an den Felsen brechenden mächtigen Wogen hinab, und noch einmal stieg der Gedanke in ihr auf, durch einen raschen Tod in den Fluthen dem qualvolleren, der ihr und ihrem Kinde von Menschenhänden so nah und schrecklich drohte, zu entrinnen. — Doch das war Selbstmord, Sünde gegen Gottes Gebot. Nein, bis der letzte, allerletzte Hoffnungsschimmer erblichen, wollte sie um ihr Leben kämpfen, dann aber die letzten Kräfte sammeln, um muthig und gefaßt zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Paris. Wie die unsterbliche Seeschlange, so taucht jetzt auch wieder eine andere Geschichte auf, die schon seit mehr als dreißig Jahren die Zeitungen beunruhigt.

Wer erinnert sich nicht der Erzählung von der Prinzessin mit dem Todtenkopfe!

Jahrelang spukte diese Geschichte in den Journalen. Dann verschwand sie, aber nur, um immer wiederzukehren.

Längst habe ich dieses unglückliche Wesen, das Niemand von Angesicht zu Angesicht gesehen und das dennoch so Vielen begegnet sein sollte, für todt und vermodert gehalten, aber die Zeitungen geben ihr keine Ruhe. Abermals ist das unselige Geschöpf wieder auf die Tagesordnung gekommen.

Vor etwa 30 Jahren war's, wenn ich nicht irre, als diese Prinzessin mit dem Todtenkopfe in Berlin und in Wien gesehen wurde. Man erzählte von ihr mit der größten Genauigkeit; man berichtete von ihren Besuchen bei den Aerzten, von den Bemühungen derselben, dieser Unglücklichen zu helfen, die der Sage nach eine ungewöhnliche Schönheit gewesen wäre, wenn sie nicht das Gesicht — eines Todtenkopfs gehabt hätte. Wie enorme Summen sie auch geboten (so erzählte immer der Volksmund), die Kunst der Aerzte scheiterte, und der arme Wurm war also gezwungen, mit diesem Gesicht in der Welt umherzureisen.

Die Unglückliche beschloß endlich, einen Mann zu suchen, der sie heirathen wolle, und so kam sie auch nach Paris, natürlich vor etwa 30 oder noch mehr Jahren. Hier verbreitete sich um die Karnevalszeit das Gerücht, eine junge Engländerin von unermeßlichem Reichthum erscheine jede Woche auf dem großen Maskenball der Oper, um einen Mann zu suchen, beiläufig gesagt, wohl nicht ganz der richtige Ort, doch läßt sich heute nichts mehr dagegen sagen.

Hier stellten sich natürlich alle unverheiratheten Männer auf den Anstand. Man sah sie und trotz ihrer Maske hielt man sie für sehr schön. Der Klang ihrer Stimme war harmonisch, ihr Fuß klein und niedlich, ihre Hand weiß, ihr Wuchs schlank, ihre Haltung elegant und ihr blondes Haar war der Neid aller Frauen.

Ein Sohn reicher Eltern, der sein ganzes Vermögen verschwendet hatte, machte ihr den Hof.

„Ich liebe und heirathe Sie!" sagte er zu ihr.

„Ohne mich gesehen zu haben?" fragte sie.

„Ja!"

„Sie wollen mich heirathen, so wie ich da bin, mit der Maske vor dem Gesicht?"

„Allerdings!"

Am andern Morgen reisten Beide nach England, wo die Hochzeit vor sich ging. Da man sie lange nicht wieder sah, verbreitete sich das Gerücht, diese Engländerin (dieselbe, die man in Deutschland mit dem obigen Titel bezeichnete), sei eine bewundernswerthe Person, aber sie habe einen Todtenkopf, da ihre Mutter vor ihrem Wochenbette durch den Anblick eines Skeletts erschreckt worden sei.

Trotzdem erschien das junge Paar wieder in Paris, ohne daß Jemand eine Ahnung hatte, die junge Frau sei dieselbe. Nur Eins fiel an ihr auf, nämlich ihre Coiffure. Sie trug in Gesellschaft ein breites Band mit Diamanten besetzt vor der Stirne und in ihrer Häuslichkeit eine Mütze, deren Bänder und Krausen ihre Stirne bis auf die Augenbrauen bedeckten.

Das Geheimniß ward indeß durch ihre Kammerfrau verrathen, deren Geschwätzigkeit schon so manches Unglück zu verdanken ist. Die wirklich sonst sehr schöne junge Frau trug auf ihrer Stirne ein Mal, das genau einem kleinen Todtenkopf ähnlich sah, und daher datirte das unheimliche Gerücht, das aus dem kleinen Mal ein ganzes Todtengesicht machte.

Aber Niemand ahnte, daß diese Dame dieselbe sei, die man damals als Prinzessin mit dem Todtenkopf bezeichnete. Wenige ahnten es auch vor einigen Tagen, als diese Dame, eine würdige, allgemein geliebte Hausfrau, in England starb.

Die Prinzessin mit dem Todtenkopf existirt seit voriger Woche also nicht mehr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Samstag, 16. Mai 1868.

Der Traum des Musikus.

Vor seinem Piano saß in nächtlicher Stunde der arme Musikus und schlug einige schwermüthige Akkorde an. Seine Hand war ermüdet von der mehrstündigen Arbeit im Hause des Bankiers, wo seine Kunst nach Brod betteln ging. Freilich spielte er dort auf einem klingenden Flügel, dessen Saiten so voll wie Glockenschall und so lieblich wie das Gelispel des Windes in Blumen ertönten, und sein eigenes Piano klagte dagegen mit einer alterdürren Stimme; aber was ist dem Tiefsinnigen ein schöner Mund werth, wenn nur geistlose Reden demselben entfallen! Das neueste Pariser Machwerk von Capricen, Etüden, Rondeaus, seelenloses Geklingel ohne Kunst, bei welchem sich die Finger gleich Seiltänzern in den wunderlichsten Verrenkungen zeigen, und das Gemüth so wenig als möglich, so viel wie gar nicht gestört wird, das war das Bedürfniß derjenigen, für deren verzärtelten Magen der Koch die faden Brühen mit buntem Schnitzelwerk verziert und das unkräftige Gebäck in den wunderlichsten Formen auftischt. Der arme Musikus! Er mußte bewundern hören, was seine Seele verachtete, er mußte seine Muse, die er schwärmerisch und über Alles liebte, zum Dienste der Schwestermuse herab würdigen, wenn nach aufgehobener Tafel der größere Theil der Gäste sich verloren hatte, und der vertrautere Kreis, die vorgeschriebene Steifheit vergessend, zu einem geselligen Tanz den Versuch zu machen wagte. Dann bildeten seine Hände mechanisch die Noten von Lanner und Gungl auf der Tastatur des Flügels ab, wie der Setzer die Buchstaben zusammenstellt zum Reigen der gedruckten Rede, ohne daß er auf den Sinn derselben Acht hat. Diesmal aber war der Abend nicht ganz eindruckslos an ihm vorüber geglitten. Er hatte unter den jungen Damen der Gesellschaft ein Mädchen gesehen, das ihn in ihrem sanften und schalkhaft heiteren Wesen, mit ihrem schlanken Wuchs, mit ihrem freundlich glänzenden Auge und der lieben klaren Stimme an die Erwählte seines Herzens erinnerte, die einst, ohne daß ein Wort der Liebe seinem Munde entkommen war, sein Dasein durch den Gruß aus ihrem wonnigen Antlitz erleuchtet hatte. Aber der Sonnenschein seines Lebens war dahin und das freundliche Auge unter der kalten Rasendecke erloschen.

Jetzt nun saß er wieder daheim in der prunklosen Stube und das sinkende Mondlicht dämmerte um die Tasten, die sein Geist ihn mit lauteren Akkorden füllen hieß, gleichsam den Gott seiner Seele zu versöhnen, daß er dem frivolen Götzen der modernen Tonkunst dienstbar gewesen sei. Klagende Klänge erschuf er, groß und düster wie Ossian's Lieder. Aber je länger er spielte, desto mehr verloren sich die Seufzer darin, und immer einfacher und edler wurde die Harmonie. Wie marmorne Bausteine waren die reinen Akkorde und es stiegen glänzende Säulen auf von ruhiger Schönheit, es wölbte sich ein harmonischer Tempel, wie er die Wohnstätte eines schönen Gottes ist. Da geschah es, daß seiner Hand eine Tonfigur entglitt, die zu der Melodie eines Liedes seiner Jugend gehörte; sie entschlüpfte, dann fand sich eine zweite Tonfolge aus derselben Weise, die frühere kehrte wieder, sie verwebten sich und endlich war das Ganze aufgefunden und tönte wie eine liebliche Kinderstimme in den Saiten. Es war ein gemäßigt schneller, überaus anmuthiger Tanzrhythmus von naiv tändelndem Charakter aus A-dur, und könnte man Menschen durch Töne bezeichnen, so würde ich sagen, daß aus dieser Melodie die heitere Anmuth jenes von ihm so schüchtern geliebten holden Mädchens lächelte. Wenn auch andere Tongedanken hin und wieder das Liedchen verdrängten, es tauchte immer von Neuem auf, bis des Spielers Augenlider müd und müder zufielen.

Da war es ihm, als ob die Tasten ohne seine Berührung fortklängen und seine Hände sanken in den Schooß. Ja wirklich, die Saiten tönten fort, und die Töne wurden sichtbar und lösten sich von den Saiten ab wie aufsteigende Nebel und wurden Gestalten. Zur Rechten, wo er den Diskant zu denken gewohnt war, erhoben sich leichte Kinder, ätherische Engel, in durchsichtigen Duft verschwimmend. Aber der Schimmer sank, sie traten klarer und klarer hervor, sie hatten bunte Gewänder an, sie schlugen mit den silbernen Flügeln und schwebten auf und nieder. Und es reihten sich ihnen größere Kinder an, Mädchen und Knaben mit wallenden Locken und selig leuchtendem Angesicht. Nun war es, als hätten sich die Saiten gehoben und wären zu einer großen, glänzenden Pforte geworden, aus welcher die Kinder herauf- und herbeigeschritten kämen. Den schäkernden und spielenden Knaben und Mädchen folgten Jünglinge, die einen mit sinnenden, die anderen mit kühnen Geberden, und Jungfrauen, die einen mit träumerisch verschämten, die anderen mit heiter schimmernden Mienen. Immer länger wurde der Zug, immer größer die Gestalten. Nun waren es Männer, ernste und trübe, stille und begeisterte; es waren Frauen von glänzender Schönheit und Frauen mit sanfter Huld. Zuletzt aber kamen Greise, heitere und ehrwürdige, Philosophen und Priester. Die Pforte schwand und die Gestalten einten sich zu einem großen Halbkreis, und Einer trat vor, ein hoher düsterer Mann in dunklem faltenreichem Gewande und erhob einen ernsten Cypressenzweig gleich einem Scepter. Sogleich breitete sich eine Wolke umher und warf einen Schatten feierlicher Trauer auf die Gestalten. Aus allen Zügen, allen Geberden redete derselbe Geist. Und sie schickten sich unter der Leitung des Mannes mit dem Cypressenzweige zu einem großen Zuge an und schritten in gemessenem Gang daher. Immer von derselben Stimmung getragen in jeder Bewegung, verschlangen sie sich in ihrem Wandel zu Gruppen und Figuren. Holde Jungfrauen zogen gesenkten Hauptes an den ernsten Greisen vorüber und blondlockige Knaben unterbrachen still andächtig den schweren Tritt der kräftigen Männer. So schaarte sich Alles in fortwährendem Wechsel und fortwährender schöner Ordnung durcheinander, und es war dem armen Musiker, als ob er mit seinen Augen einen Beethoven'schen Trauermarsch höre auf den Tod eines Helden. Da senkte sich leise der leitende Cypressenzweig und regungslos und im Halbrund wie zuvor standen die Gestalten. Aus ihrer Mitte erschien ein blühender Jüngling in idealer Tracht. Die Flöte in seiner Hand wurde zum Zauberstab, vor dessen Winke die dunkle Wolke zerrann. Die zuvor klagenden Mädchenaugen strahlten sanfte Heiterkeit und sehnsüchtiges Verlangen, die Männer trugen Blumenketten, in denen alle Härte sich löste, und die Greise an ihren Stäben blickten darein wie frohe Kinder. Sonnenlicht und Frühlingsluft durchströmten den zart gewundenen Kranz, zu welchem die Gestalten sich vereint hatten. Es war kein Gang, es war kein Tanz, es war der Wandel der Götter, wenn sie, aus ihren Himmeln herabgestiegen, Arkadiens Himmel schmückten. Bäche säuselten und Nachtigallen sangen dazwischen, bis der sympathetische Wandel sich löste, der sinnige Schäfer in die Reihen zurücktrat und die Herrschaft eines anderen Geistes begann. Feierlich wurden wieder die Geberden, aber es war nicht die Feier der Trauer, sondern die Feier der Erhebung. Zur Quelle des Lichtes, zum Himmel waren die Blicke gerichtet, der mit dem Heiligenschein der Morgenröthe die Scene verklärte. Priester standen entzückt im Anschauen der Gottheit am blumenbekränzten lodernden Altare, und herum im gewaltigen Kreise hielten die Mädchen mit feucht schimmerndem Auge und die Jünglinge voll erhabener Begeisterung in der Brust, Hand in Hand, den anmuthigen Umgang. Sie schritten, eine Hymne des höchsten Preises, gleich der Sterne hehrem Gang am ewigen Aether. Da war kein demuthsvolles Zerknirschtsein, keine von Angst gequälte Geberde, keine selbstgeißelnde Buße, da war kein Haß und kein Fluch auf fanatisch zuckender Lippe, kein scheinheiliges Fratzengesicht und keine thränenschwache Zerflossenheit — da war Andacht, himmlische Erhebung, göttliches Erfülltsein, da war, wie im Bau des großen Alls, Maß, Harmonie und Schönheit. —

(Schluß folgt.)

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte, der Vater käme und holte uns nach Hause," sagte Niels, dessen Furcht sich über seine Müdigkeit mehr und mehr zu verlieren begann. „Als ich das letzte Mal hier war, kroch ich in die Mönchshöhle, um mit ihm ein wenig „Verstecken" zu spielen. Er bekam einen furchtbaren Schreck, als ich mit einem Male verschwunden war, denn er glaubte, ich sei ins Meer gefallen."

„Die Mönchshöhle! die Mönchshöhle!" rief Elfe. „Mein Gott, daß ich bisher an diese noch nicht gedacht! Sie bietet ein Versteck, das nur, wenn die Felsen sorgfältig durchsucht werden, von

Fremden zu entdecken ist." Der letzte Zufluchtsort für ihr Kind, um welchen ihr Herz so heiß zu Gott gefleht, war endlich gefunden, und zwar durch das gedankenlose Geplauder des Knaben selbst. Sie fühlte einen Augenblick lang ihr ganzes Wesen von demüthigem, feierlichem Dankgefühl gegen den Himmel erfüllt. Doch es war keine Minute zu verlieren.

„Du mußt Dich heute Nacht, gleich jetzt, ganz schnell wieder dort verstecken, Niels, mein liebes Kind," sagte sie, „und darfst weder ein einziges Wort sprechen, noch irgend Jemanden merken lassen, daß Du dort bist, bis die beiden bösen Männer fort sind und Jens, oder der Vater, zu Dir kommt, um Dich zu holen."

Sie hatte während dieser Rede einen ihrer wollenen Röcke abgezogen, hüllte jetzt den Knaben erst in diesen und dann aufs Neue in den dicken Rock ihres Mannes ein, nahm ihn auf den Arm und eilte, so schnell sie konnte, dem kleinen Felsenvorsprunge zu, unter welchem sich der Eingang zur Höhle befand. Dieser war aber nur so groß, daß Niels kaum hindurch zu kriechen vermochte; doch fand der Knabe im Innern Raum genug, um bequem liegen und sich umwenden zu können.

Wie sehr es auch Else drängte, noch einmal Abschied von ihrem Kinde zu nehmen, das sie nun wohl auf Erden nicht wiedersehen sollte, es blieb ihr keine Zeit dazu, denn sie hörte in diesem Augenblick die Stimmen der beiden Strandräuber, welche eben die äußere Leiter des Thurmes herabgestiegen waren, um sie im Freien aufzusuchen. Niels war, nach einem letzten langen Kusse, kaum in seinem Versteck verschwunden, als ein wildes Triumphgeschrei des schwarzen Steffen ihr sagte, daß sie entdeckt sei.

Sie wankte mit unsicheren Schritten eine kurze Strecke weit aus der gefährlichen Nähe der Höhle, sank dann erschöpft in die Kniee und erwartete so, mit gefalteten Händen und gebeugtem Haupte, den Tod.

Unter Flüchen und Verwünschungen stürzte Steffen, so schnell es ihm sein schwerer Körper erlaubte, von Nehls etwas langsamer gefolgt, auf sein Opfer zu.

„Fahr' zur Hölle!" schrie er von Weitem, und der nächste Augenblick schon hätte auch wirklich Else's Leben ein Ziel gesetzt, wäre nicht sein Arm von dem rasch herzugeeilten Nehls zur Seite geschlagen worden, so daß die Kugel seiner Pistole ihr Ziel verfehlte und in einen etwa hundert Fuß entfernten Felsenvorsprung schlug.

„Halloh, nicht so eilig, Kamerad!" rief der Rothkopf. „Willst Du Dir Kurzweil dieser Art machen, so bleibt noch immer Zeit dazu. Ich wünsche zuvörderst mich mit diesem Weibe ein wenig zu unterhalten."

Der schwarze Steffen brummte etwas in den Bart, widersprach jedoch seinem Spießgesellen nicht und ging nach dem Landungsplatze.

„In's Teufels Namen, Else Neergaard, wie bist Du von den Stricken losgekommen?" redete Nehls die junge Frau an, indem er sie an den Schultern erfaßte und so umdrehte, daß der Mond gerade auf ihr Gesicht fiel.

„Das magst Du errathen, denn von mir erfährst Du es nicht," war ihre Antwort.

„Du kannst Recht haben, doch wenn —"

Hier wurde er durch einen lauten Schrei seines Gefährten unterbrochen, der eilig vom Landungsplatze zurückrannte.

„Die Böte — die Böte!" rief derselbe. „Sie sind beide verschwunden."

„Bei der geringsten Bewegung jage ich Dir eine Kugel durch den Kopf!" schrie Nehls Else an, und hinkte rasch davon, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der ihm von dem schwarzen Steffen gemeldeten räthselhaften Thatsache zu überzeugen.

Wie dem Leser schon bekannt ist, waren die Böte indessen wirklich fort und mit ihnen Jens, der keine weitere Spur von sich zurückgelassen hatte als das Tau, welches ihm zur Fessel gedient.

„Das kommt einzig und allein davon, daß Du den lahmen Gesellen schlecht gebunden hast!" fuhr Nehls seinen Kameraden wild an. „Hätte ich die Arbeit verrichtet, so würden wir ihn genau an derselben Stelle wiedergefunden haben, wo wir ihn verließen."

„Was Du für Arbeit lieferst, sehen wir an dem Weibe da," gab Steffen trotzig zurück, indem er nach der Richtung deutete, wo sich Else befand. „Die Hexe da hattest Du doch gebunden. Nun, wußte sie sich loszumachen oder nicht?"

„Da hat der Teufel seine Hand im Spiel gehabt," sagte Nehls. „Ich hätte jeden Eid darauf ablegen wollen, es sei ihr nicht möglich, auch nur ein einziges Glied zu rühren, und kaum bin ich fort, so befreit sie sich. Doch wir haben jetzt keine Zeit, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, wie das Alles zugegangen ist. Die wichtigste Frage ist: wie kommen wir fort von diesem Felsen?"

Steffen blickte rathlos umher, ohne eine Silbe zu antworten.

„Mir ist doch, als hätte ich an der andern Seite des Felsens ein Boot liegen sehen," sagte Nehls nach kurzer Pause des Nachdenkens.

„Das ist das alte Leuchtthurmboot," entgegnete sein Gefährte. „Es gerieth im letzten Winter ins

Treibels und bekam ein großes Loch im Boden. Jetzt liegt es nur da, um zu Feuerungsholz auszutrocknen, wie ich glaube. Mit dem alten Kasten ist nichts zu machen, denn wir würden damit zu Grunde gehen, bevor wir eine Viertelmeile zurückgelegt hätten."

„Behalte ein scharfes Auge auf unsere Gefangene, während ich das Boot einmal näher untersuche," erwiederte Nehls und verließ ihn, kam jedoch schon nach wenigen Minuten schnell zurückgehinkt. „He, hallohoh!" rief er, „Alles in Ordnung, Kamerad. Das Boot bessere ich in zwei Stunden hinreichend aus, um in völliger Sicherheit damit an's Land fahren zu können, denn im Thurm finden wir ja Werkzeug und alles Andere, was dazu gehört."

„Was soll aber mit der Frau des Leuchtthürmers geschehen?"

„Sie muß sterben!"

„Wie Du willst, Kamerad, ich mag indeß mit der Sache nicht das Allergeringste zu schaffen haben. Du hast hier das Urtheil zu sprechen und zu vollstrecken. Wie wär's aber, wenn man sie hier an einen Pfahl bände? Zum zweiten Male loskommen würde sie schwerlich, denke ich, und gelänge ihr das wirklich, wohin will sie entfliehen?"

„Sie hier an den Pfahl gebunden zurücklassen, bis die Fluth nach und nach hinreichend steigt, um sie zu ertränken, meinst Du vermuthlich," sagte Steffen mit unwillkürlichem, leichtem Schaudern.

„Nein, nein, mein mitleidiger, weichherziger Steffen," höhnte Nehls, „ich habe lediglich den Vorschlag gemacht, sie an den Pfahl zu binden, nichts weiter. Das Uebrige findet sich ja später. Sollte die Fluth wirklich hoch genug steigen, um sie zu erreichen, so ist das ja nicht unsere Sache. Die Fluth hat ihren eigenen Willen, wie Du weißt, und wir können unmöglich dafür verantwortlich sein, wenn sie Unheil anrichtet."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gerichtsscene aus London.) Vor den Schranken des City-Polizeigerichts in Guildhall zu London stand am verwichenen Montag ein Mann Namens Samuel Humm, seines Zeichens ein Rattenfänger, angeschuldigt des unbefugten und ungesetzlichen Betretens eines der Londoner Wasserleitungs-Gesellschaft gehörenden Abzugskanales, um daselbst Ratten zu fangen. Ein Nachtwächter hatte gesehen, wie Humm verstohlen unter den Fittigen der Nacht in die Tiefen des unterirdischen Londons hinabgestiegen war; er setzte einen Polizeikonstabler davon in Kenntniß, und als der Rattenfänger nach geraumer Zeit wieder hervorkam, fand er sich zu seinem nicht geringen Erstaunen in den Händen eines Dieners der Gerechtigkeit und wurde nach der Polizeistation abgeführt. Ein Sack, welcher dreißig lebende Ratten, das Ergebniß seiner unterirdischen Fahrt enthielt, wurde dem abenteuerlichen Humm abgenommen und konfiszirt. Der würdige Alderman, dem dieser Fall zur Entscheidung vorlag, konnte sein Erstaunen nicht verhehlen, wie man einen Mann wie Humm habe verhaften und unter Anklage stellen können, der, streng genommen, eigentlich eine Belobung verdiene, weil er das Publikum von einem lästigen und gemeinschädlichen Ungeziefer zu befreien sich bemühe, und sprach ihn nicht nur von dem ihm zur Last gelegten Vergehen frei, sondern nahm es auch auf sich, ihm bei der Verwaltung der Wasserleitungs-Gesellschaft die Erlaubniß auszuwirken, fernerhin unbelästigt in deren unterirdischem Gebiete nach Herzenslust seiner edlen und gemeinnützigen Beschäftigung nachgehen zu können. Der gutherzige Alderman wies sogar nach, indem er die Freisprechung des Angeklagten begründete, daß bis zur Regierung Georg II. am Hofe von St. James ein privilegirter Hofrattenfänger mit einem jährlichen Gehalte von 40 Pfund Sterling fungirt habe. Auf die Frage des Alderman's, was Humm denn eigentlich mit den gefangenen Ratten mache, erwiederte dieser, daß die Felle derselben ein kostbarer Artikel für Anfertigung von feinen Glacéhandschuhen seien. Viele boshafte Leute im Gerichtssaale wollten aber wissen, daß Humm die Thierchen zum Behufe der beliebten Rattenkämpfe, welche noch immer zur Belustigung edler Sportsfreunde stattfinden, verkaufe.

Ein Gutsbesitzer im Posen'schen hat ein noch nicht dagewesenes Mittel erfunden, sich dagegen zu schützen, daß das Gesinde unter dem Vorwande unzureichender oder schlechter Beköstigung willkürlich den Dienst verlasse. Er — wiegt in Gegenwart authentischer Zeugen, des Ortsschulzen oder eines Gemeindevorstands-Mitgliedes, jedes Gesinde bei seinem Dienstantritt, notirt das Gewicht und läßt es bestätigen, und nöthigenfalls wird die Waage zur Schiedsrichterin berufen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Dienstag, 19. Mai 1868.

Aus dem Frühlingstagebuch

von Emanuel Geibel.

1.

Und wieder treibt es in den Tannen
Und wieder lockt's vom blauen Zelt;
Ein Flügeldehnen, Segelspannen
Geht ungeduldig durch die Welt.

Die munt're Schwalbe zwitschert helle
Ihr Wanderlied im Sonnenstrahl,
Der Eisblock spielt dahin als Welle,
Die Schneekluft wird zum Blüthenthal.

Auf's Neue strebt mit kühnem Steuer
Nach fernem Glück die Sehnsucht fort.
Verschwieg'ne Liebe brennt wie Feuer
Und stammelt sacht ihr erstes Wort.

O Hoffnung, Muse dieser Tage,
Berührst du sanft mein Saitenspiel,
Daß ich den Klang noch einmal wage,
Der meinem Volk einst wohlgefiel?

2.

Mit geheimnißvollen Düften
Grüßt vom Hang der Wald mich schon,
Ueber mir in hohen Lüften
Schwebt der erste Lerchenton.

In den süßen Laut versunken
Wall' ich hin durch's Saatgefild,
Das, noch halb von Schlummer trunken,
Sanft dem Licht entgegenschwillt.

Welch ein Sehnen! Welch ein Träumen!
Ach, du möchtest vor'm Verglüh'n
Mit den Blumen, mit den Bäumen,
Altes Herz, noch einmal blüh'n.

3.

Ueber die Berge wandelt
Die warme Frühlingsnacht,
Da wogen die wilden Wasser,
Das Eis der Gletscher kracht.

So wogt mein Herz, so schwillt mein Herz,
Ich habe dein gedacht.
Ueber die Berge wandelt
Die warme Frühlingsnacht.

Der Traum des Musikus.

(Schluß.)

Wunderbar war es bei allen diesen Bildern, wie der Ausdruck in den Mienen und in dem Gebahren Aller je nach dem verschiedenen Charakter der verschiedenen leitenden Führer ein anderer war, und wie die wechselnde Anordnung in der Aufeinanderfolge der Einzelnen und der Grad und die Art der Bewegung dem Einzelwesen seine Grundstimmung nehmen und ihm den Stempel der Eigenthümlichkeit aufdrücken konnte, welche die Gestalt des Ganzen ausmachte. Es war, als ob die Wesen selbst andere geworden wären, sobald ihr Zusammenhang mit ihren Mitgeschöpfen ein anderer war. Aber doch nicht alle einzelnen Gestalten schienen für diese Mannigfaltigkeit organisirt zu sein, oder vielleicht gab es für jede unter ihnen das eine oder das andere Bild, mit dem ihr Wesen nicht harmonirte. Oft auch löste sich an einer Stelle aus dem Reigen eine Gruppe ab und blieb eine Zeitlang theilnahmlos, bis sie sich an einer anderen Stelle damit verwebte, um sich von Neuem wieder aus dem Ganzen zu verlieren. So kam es, daß die Gebilde, wenn sie mit einem Male eine Menge fremder Gestalten aufnahmen, von ihrer Grundfarbe verlierend in andere Schattirungen hinüber spielten, bis jene Farbentöne allmälich verschwunden waren.

Wie dem auch sein mochte, so wenigstens stellte sich die Erscheinung dem Auge des armen Musikus dar, bis ihm alle Betrachtungen dieser Art über das Auftauchen einer einzelnen leichten Gestalt verloren gingen, die an ihm vorüber schwebte und mit immer größerer Klarheit angethan, sein Auge fesselte. Und je länger er sie anschaute, desto bekannter, desto vertrauter wurde sie ihm. Er hatte sie schon in den früheren Wanderungen der Gebilde gesehen, und doch schien ihr eigentliches Wesen nicht die Trauer zu sein, nicht das schmachtende Schäferthum und nicht die Hoheit gottschauender Andacht. Das zog vorüber an ihrem Antlitz wie ein Schimmer, der darauf von außen abspiegelte; und nun erst, als sie sich zur Herrscherin aufschwang, wurde das ganze Wesen des lieblichen Mädchens offenbar. Alle aber schmiegten sich ihrem holden Zauber. Vor dem Auge des selig Schauenden schlang sich der anmuthigste der Tänze. Welch' eine Fülle reizender, auf und nieder wogender Gestalten. Welch' eine Lieblichkeit der Bewegungen! Kein bachantischer Taumel, kein heftiges, glühendes Verschränken, da war Heiterkeit, spielende Lust und sonnige Freude. Sie aber, die Herrscherin, war ihres Geistes die reichste. Sie tanzte mit zarter Bewegung dahin wie ein Blüthenblatt mit dem Zephyr tanzt, und wo ihr Fuß den Boden berührte, da sprießten liebegrüßend schimmernde Blumen auf. Um ihr lebensfrisches Haupt duftete ein Kranz schüchterner Rosenknospen. Lust, Laune, kindliche Sanftmuth, herzinnige Liebe spielten mit einander in ihren Zügen. So erblaßten dem Auge des Musikus nach und nach alle Gestalten vor der seiner Geliebten. Sie verloren sich, sobald er ihrer nicht mehr achtete, und das liebe schlanke Mädchen mit den über Alles freundlichen Augen kam näher und setzte sich zu ihm. Sie schlang ihre zarten Arme um seinen Hals und er hielt die seinigen um ihren Leib geschlungen. Sie legte das mit vollen braunen Flechten umringelte Köpfchen auf seine Schulter und schaute aus dem milden Angesicht zu ihm auf. Ihm war, als sei ein ganzer Frühling mit all seinem himmlischen Licht und seinem wonnigen Duft über ihn gekommen, er berührte mit seinem Munde ihre Wangen und lauschte auf die Worte, die sie an seinem Ohre sprach.

Und siehst du, Lieber, hier wollen wir von Zwang und Fesseln frei nach unserer inneren Lust entfliehen den Tyrannen, die sich so gern unsere Meister nennen. Aber sie wissen nicht, daß auch wir Seelen haben und mißbrauchen uns Töne zu allerlei Knechtesdiensten, in die unser Wesen sich nicht schicken will. Vernehmlich zwar sprechen wir in der Erhabenheit des rollenden Donners, im Frieden der Abendglocken, in der Sehnsucht des klagenden Nachtigallengesanges zum Gemüthe der Menschen. Doch wenn sie mit dem Donner tändeln wollen und mit Nachtigallenlauten Sturm erregen, dann mögen sie uns beschwören, so viel sie wollen und uns vor den Ohren der Hörer herumhetzen, wir rühren keine Seele, bis der uns im Innersten versteht, erscheint und uns ruft, und unserer Wenige genügen, die lauschende Menge zu entzücken!

Aber wie bist du denn ganz zum Ton geworden, du holdes Wesen, stammelte der arme Musikus, zum Ton, der vor meinen Augen ist wie glänzender Aether, den ich fühlen und fassen kann in meine Arme, den meine Brust beseligend umschließt? Und sage mir, fallen alle unsere Seelen, wenn die Saite des Leibes zerspringt, ins Reich der Klänge zurück, um mit dem vollen Wehen ihrer Schwingen zur Seele der zurückgelassenen Vertrauten zu reden?

Ei, lachte sie schalkhaft, wie du doch närrisch fragst! Begreifst du denn das Wunder nicht? Du selbst bist ja der Zauberer und dem klingenden Gemüthe ist Alles Klang. Ja, und wie ich mit leichtem Scepter den Kranz von Schwestern und Brüdern führe, so bist auch du groß unter den Tönen und die Seele des mächtigen Dreiklangs, den dein geliebtester Meister heraufbeschwört, wenn er seine große Ouverture anhebt. Und nun weißt du auch, wie du mir so nahe verwandt bist, und wie es so köstlich ist, wenn dein düsterweiches Wesen sich auflöst in das meine und unsere Naturen in einander verschmelzen. Sieh, dort ist auch deine Schwester, die hohe, schöne Gestalt mit ihrer feierlichen Freude! Du mußt sie geahnt haben „im Chor der Engel", wenn dir des schwärmenden Dichters großer Freudenschmaus erschallte. Im Reich der Töne welch' selige Harmonie, wenn du mir die eine und sie mir die andere Hand faßt, denn ob ihr auch Bruder und Schwester und einer nach dem andern heißt, so wollt ihr doch am liebsten mich als sanfte Vermittlerin haben! —

Der arme Musikus lauschte den lieben Worten, und sie plauderte noch Vieles mehr und deckte ihm Geheimnisse auf aus dem Reiche der großen Königin Harmonie, und gab ihm den Schlüssel zu vielen Herrlichkeiten in der Welt der Klänge. Ich aber kann es nicht wieder sagen, denn er verschloß Alles in seiner Seele, seine Lippen schwiegen darüber und nur in wunderbaren Tondichtungen ergoß er die Schätze und entzückte diejenigen, welche ihm zu lauschen verstanden.

Du treues, liebes Geschöpf! so rief er jetzt, laß mich nicht wieder fort von dir in die öde, unharmonische Welt. Laß mich sterben, o nimm mir

die Seele von meinem Munde! Er zog sie fester an sich, er wollte vergehen in dem Strahl ihrer Augen und ihre Herzen schlugen zusammen. —

Da lastete ihm eine Hand auf die Schulter. „O, du lieber Himmel, Herr Musikus!“ rief die alte Marthe, „da komme ich, um Ihnen das Frühstück zu bringen und Sie sitzen noch an dem alten Klingelkasten (Gott verzeih' mir meine Sünde!), und das Bett ist nicht angerührt! Himmel, da hat er die ganze Nacht gesessen und die liebe Gottessonne blickt schon herein! Und wie er übernächtig aussieht!“ Die Sonne aber blickte herein durch die schmalen Fensterscheiben und schaute dem Musikus in das blasse Angesicht. —

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

Der schwarze Steffen, dessen Nerven inzwischen die gewohnte Festigkeit wieder gewonnen hatten, schenkte dem Vorschlage Beifall, nahm das Tau, mit welchem Jens gebunden gewesen war, vom Boden auf und schritt auf die noch immer gebeugten Hauptes auf den Knieen liegende Frau zu.

„Steh' auf!“ schrie er, indem er sie an den Schultern ergriff.

„Seid Ihr Menschen oder Teufel?“ rief sie, rasch emporspringend, mit blitzenden Augen. „Habt Ihr keine Mutter, keine Schwestern, deren Andenken Euch vor einem so entsetzlichen Verbrechen zurückschrecken läßt? Wenn ich doch einmal sterben soll, so gebt mir wenigstens einen schnellen Tod. Ihr habt ja die Mittel dazu in den Händen. Was habe ich Euch gethan, daß ich so langsam und schrecklich enden soll?“

„Das will ich Dir sagen, Else Neergaard,“ antwortete Steffen ingrimmig. „Vor acht Jahren schwor ich, mich an Dir zu rächen und in dieser Nacht soll es geschehen. Ich habe ein langes Gedächtniß und vergebe Beleidigungen niemals. Mitleid von uns zu erwarten, wäre vergebens; denn das ist uns Beiden ein ganz unbekanntes Wort. Mich hat Jahr aus, Jahr ein darnach verlangt, an Dir und Deinem glattzüngigen Manne meine Rache zu kühlen, und jetzt, da ich die Gelegenheit in den Händen habe, werde ich sie mir nicht unbenutzt entgehen lassen!“

Ein wahrhaft teuflisches Gelächter begleitete diese Rede.

Ohne auch nur ein einziges Wort weiter an ihre Peiniger zu verschwenden, ließ sich die unglückliche Frau geduldig zum Todespfahle führen, an welchen der schwarze Steffen sie mit Stricken so fest band, daß sie unfähig war, auch nur ein einziges Glied ihres Körpers zu rühren. Unter Spottreden und Flüchen überließen die Räuber die Arme sodann ihrem Schicksale und gingen nach der entgegengesetzten Seite des Felsens, um mit der Ausbesserung des alten Bootes zu beginnen, von welchem jetzt ihre Rettung einzig und allein abhing. Der Pfahl, an welchem Else den martervollsten Tod sterben sollte, war durch starke Eisenklammern am Felsen befestigt, und so hoch, daß die größeren, gewöhnlich an dieser Stelle anlegenden Fahrzeuge, selbst zur höchsten Fluthzeit, an einem um seine Spitze geschlagenen Tau völlig gesichert lagen, wenn das Wetter nicht gerade stürmisch war.

Else mußte jetzt einem Schicksale entgegensehen, vor welchem selbst ihre sonst so muthige Seele zurückschauderte. Die Fluth begann zu steigen. Schon jetzt züngelten einzelne leichte Wellen bis zu ihren Füßen empor und in weniger denn einer Stunde mußten die Wogen über ihrem Haupte dahinrollen. Der Wind hatte sich mit dem Eintritt der Fluth wieder gelegt und die schwarzen Wolken, welche lange Zeit hindurch unbeweglich am nördlichen Horizont gehangen, stiegen jetzt höher empor, so daß ein Stern nach dem andern verschwand. Else's Augen folgten unwillkürlich dem langsamen, aber gleichmäßigen Zuge dieser Wolken. Höher und immer höher stiegen sie empor, höher und höher stieg die Fluth, und wenn jene dunkle Masse den hellstrahlenden Mond in sich aufnahm, so schlugen die Wogen über dem Haupte der Unglücklichen zusammen, — so gehörte sie nicht mehr zu den Lebenden. Was aber vermochte ihr jetzt, da ihr Gatte todt war, das Leben auch noch zu bieten? Ihr Knabe war in Sicherheit und fand bei den Verwandten ihres Mannes ohne Zweifel sogleich eine neue Heimath. Wie viele Freude sie auch darin gefunden hätte, ihn zum Jüngling, zum tüchtigen, fleißigen Manne heranreifen zu sehen, — umsonst, — das Schicksal versagte ihr dies Glück.

Firmament und Ozean entschwunden in diesem Augenblick des Nachdenkens ihrem Blick, und sie sah das Hüttchen vor sich, in welchem sie mit ihrem Manne seit ihrer Verheirathung so glückliche Jahre verlebt hatte, — ihre geliebte kleine Heimath, die sie niemals wieder erblicken sollte, — die Hütte mit dem Strohdache, unter welchem die zwitschernden Schwalben brüteten. Ihre Gedanken flogen hinüber zu dem Gärtchen, dessen Blumen den ganzen Sommer hindurch so süße Düfte ausströmten, und es wurde ihr fast, als athmete sie dieselben in dieser qualvollen Stunde ein. Der Fußweg, der zum Strande

führte, die gegen jene Klippen schäumenden Wogen, wie klar und deutlich das Alles, Alles jetzt vor ihr stand!

Die Fluth stieg schnell. Schon reichte sie ihr bis zu den Knieen. Kurze Zeit noch, und ihr Leben mit allen seinen Freuden und Schmerzen fiel der Vergessenheit anheim, gleich dem Inhalte eines für immer zugeschlagenen Buches. Sie hatte den Prediger von einem dunklen Flusse sprechen hören, der durchschifft werden müßte, bevor man das hellschimmernde Land ewiger Freude jenseits erreichen könne. Durfte sie hoffen, so fragte sie sich, daß, wenn sie jenes Ufer übertrat, ihr geliebter Mann sie dort empfinge, um nimmer, nimmer wieder von ihr zu scheiden?

Doch, was war das? Es war ihr unmöglich, einen leisen Schrei zu unterdrücken. Sie glaubte sich allein mit dem Tode, und fühlte plötzlich eine Berührung am Arme.

Else stieß einen leisen Schrei aus. Ihre Bande waren so fest geschnürt, daß sie den Kopf nicht umzudrehen vermochte. Im nächsten Augenblicke jedoch vernahm sie die Stimme ihres Kindes und nie im Leben glaubte sie eine lieblichere Musik gehört zu haben.

„Niels, warum bist Du nicht in Deinem Versteck geblieben?“ sagte sie. „Um Gotteswillen, eile dahin zurück und verlasse es nicht wieder, bis der Tag anbricht.“

„Ach, Mutter, ich mochte nicht länger im Dunkeln allein sein. Denke doch nur, wenn der Mönch nach Hause käme und fände mich dort, was würde er wohl sagen? Haben die bösen Männer Dich an den Pfahl gebunden? Soll ich nach dem Leuchtthurme laufen und ein Messer holen?“

„Um Gottes willen nicht! Die bösen Männer würden Dich sehen und umbringen. Aber wenn es Dir möglich wäre, den Knoten im Tauwerk hier unter meinem Arme zu lösen.“

Der Knabe machte sich mit Fingern und Zähnen an die Arbeit, denn er konnte den Knoten leicht erreichen, da der Pfahl neben der Felsenerhöhung von etwa drei Fuß stand, welche er erklommen hatte.

Mit der Gegenwart ihres Sohnes und der schwachen Hoffnung auf Rettung, welche dieselbe brachte, erwachte in Else aufs Neue die Liebe zum Leben. Was sie, wenn es ihr gelingen würde, sich von den Banden zu befreien, weiter beginnen wollte, hatte sie jetzt noch nicht Zeit und Fassung zu überlegen, denn das Wasser stieg von Minute zu Minute. Es war kein einziger Augenblick mehr zu verlieren. Aber der Knoten war außerordentlich schwer zu öffnen, und schien einige Zeit lang allen Anstrengungen des Knaben zu spotten, bis er endlich dennoch nachgab und sich zu lösen begann.

„Ich werde gleich fertig sein, Mutter,“ sagte der Knabe, als seiner Mutter scharfes Ohr Fußtritte sich nähern hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Herrnsheim. Vor einigen Tagen wurde in dem Lokale des Herrn Janson dahier ein Pferdefleisch-Essen veranstaltet, wobei sich ca. 24 Personen betheiligten. Die Meisten kosteten das Fleisch mit größtem Appetit, und selbst Diejenigen, welche anfangs mit einigem Widerwillen zu Tische gingen, vereinigten sich mit Ersteren in dem Urtheile, daß das Pferdefleisch bei guter Zubereitung in gleichem Rang mit den gewöhnlichen Fleischspeisen stehe. Manche bezeichneten sogar den Roßbraten als Leckerbissen und zogen ihn dem Rindsbraten bei Weitem vor. Bei der jetzigen Theuerung der Lebensmittel wäre es gewiß praktisch, das Pferdefleisch in den Konsum zu bringen.

(Zur Erhaltung des Lederwerks.) Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß alles Lederwerk, welches öfters eingefettet wird, viel an Dauerhaftigkeit gewinnt. Hierbei werden aber noch sehr grobe Fehler begangen: 1) wird das Lederwerk gewöhnlich nicht vollkommen von dem anhängenden Schmutz gereinigt; 2) läßt man gewöhnlich das Lederwerk, wenn es aus dem Wasser kommt, zu viel austrocknen, 3) verwendet man hierzu gewöhnlich schlechtes (billiges) Schmierfett und 4) wird diese Arbeit gewöhnlich nicht oft genug vorgenommen. Dieses wäre also alles zu vermeiden bei Vornahme dieser Arbeit. Nach verschiedenen hierüber angestellten Versuchen hat sich folgendes Verfahren als am besten bewährt: Das einzufettende Lederwerk wurde zuerst in lauwarmes Lohwasser einige Stunden eingeweicht und dann mit steifen Bürsten von dem anhängenden Schmutz befreit, dann wurde es aus dem Wasser herausgenommen, so weit getrocknet, bis kein Wasser mehr darauf zu bemerken war (daß sich aber beim Zusammendrücken des Leders auf der Oberfläche noch Wasser zeigte), dann mit einem in warmen Fischthran getauchten wollenen Lappen eingeschmiert und an einem warmen Orte getrocknet. Je öfters dieses Verfahren wiederholt wird, je mehr profitirt man dabei. Ein Zusatz von Schwärze zum Fett hat man nicht für vortheilhaft gefunden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Donnerstag, 21. Mai 1868.

Aus dem Frühlingstagebuch

von Emanuel Geibel.

4.

Seit ich mich zuerst entwand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör' ich, Vaterland,
Wie das Blatt dem Baume.

Meines Wesens Eigenbild
Hast du mir gegeben,
Und aus deiner Wurzel quillt
Fort und fort mein Leben.

Was aus deiner Zweige Nacht
Spricht in Geisterzungen,
Das nur hält mit stiller Macht
Mein Gemüth bezwungen.

Und wie viel im Waldrevier
Auch der Stimmen schallen,
Stets am schönsten singen mir
Deine Nachtigallen.

Wenn dein Wipfel himmelwärts
Rauscht in Thau und Sonne,
Schauert leise durch mein Herz
Ein Gefühl der Wonne.

Aber auch von jedem Wind,
Der dein Laub erschüttert,
Heftig bald und bald gelind
Fühl' ich mich durchzittert.

Nie den Spalt in deinem Schaft,
Der durch Mark und Rinden
Unvernarbt noch immer klafft,
Lernt' ich zu verwinden.

Und von Tag zu Tage fragt
Bänger mein Verlangen:
Kommt, der ihn zu schließen wagt,
Nicht der Held gegangen?

5.

Ihr Buchenwipfel,
Wie lispelt ihr
Am moos'gen Gipfel
So gastlich hier!

O wogt und schattet
Um's Haus mir kühl,
Noch dröhnt's ermattet
Vom Stadtgewühl,

Wo, nie entlastet,
Das Leben rollt,
Gewinnsucht hastet,
Parteiwuth grollt,

Nach Brod die Menge
Und Spielen schreit
Und hohl Gepränge
Die Kunst entweiht.

Vom eitlen Rauschen
Wie bin ich satt!
Nun will ich lauschen
Auf Blüth' und Blatt;

Nun will ich hören
Die Weise nur,
Die du in Chören
Mir singst, Natur,

Die große Weise,
Die, wo sie klingt,
In Schauern leise
Mein Herz verjüngt,

Das Lied vom Wachsen
Und vom Vergeh'n,
Nach dem die Achsen
Der Welt sich dreh'n.

Die drei Stickerinnen.

Wer auf der ganzen Gasse oder vielmehr im ganzen Stadtviertel kannte nicht die drei Stickerinnen? Ich habe sie gar gut als Kind gekannt, denn sie wohnten in einem kleinen Häuschen, welches von meinem Vaterhaus schräg gegenüber lag.

Es waren drei arme Schwestern, die ganz allein standen und sich mühevoll von der Arbeit ihrer Hände nährten. Ihren Familiennamen habe ich vergessen, oder habe ihn vielleicht gar nicht gewußt.

Obgleich es lang her ist, daß ich sie gekannt, so sehe ich sie doch alle Drei noch leibhaft vor mir stehen und mit der Erinnerung an sie mischt sich ein liebes, wehmüthiges Gefühl in meinem Herzen, obgleich wohl eigentlich die bitterherbste Prosa des Lebens, die der Armuth und des Mangels, mit dem Geschick der drei Schwestern verknüpft war.

Sie beschäftigten sich mit feinen Stickereien und nie in meinem Leben habe ich wundervollere Blumengewinde, auf seidenen Grund mit bunten Seidenfäden genäht, wieder gesehen, als mein staunendes Kinderauge unter den Händen der drei Schwestern erblühen sah.

Außer diesem mühevollen Verdienst, dem jede der Schwestern den schönsten Theil ihrer kostbaren Sehkraft geopfert hatte, unterrichteten sie eine Menge kleiner und großer Mädchen im Sticken und Nähen.

Täglich wechselten die Schwestern im Unterrichtgeben ab. Zwei saßen auf dem Fenstertritt mit dem großen Stickrahmen einander gegenüber, an den winzig schmalen Fensterchen, die hinüber sehen in den schönen Garten, der an mein Vaterhaus stieß und in dem meine frohesten Erinnerungen sich ergehen. Die dritte saß in der Mitte blühender Kinder, die als liebliche Gruppe um die Lehrerin geschaart, mit mehr oder minder großem Fleiße und Eifer sich in den Anfangsgründen der Stickkunst abmühten.

Mit Entzücken gedenke ich noch des Tages, als zwei neue Schülerinnen, meine Schwester und ich, das arme kahle Stübchen zum ersten Male betraten und in die Schaar der Schülerinnen aufgenommen wurden.

Oft hatte ich die Stickerinnen am Fenster sitzen sehen, ich hatte die kleinen Mädchen mit ihren Körbchen kommen und gehen und die schmalen, schneeweißen Gardinen über den Fensterchen flattern gesehen, und Alles hatte etwas Geheimnißvolles und Wunderbares für mich gehabt.

Alles erregte meine Neugier, die kleine rothbemalte Küche, durch welche der Eingang führte, das kleine Stübchen und vor Allem die drei Schwestern selbst.

Die beiden ältesten hießen Emerenzia und Adelgunde, welche die ältere von diesen Beiden war, wußte ich nicht, sie glichen sich wie ein Wassertropfen dem andern. Wir nannten sie schlechtweg „die Alten". Ihre Tracht war bis auf's Kleinste von gleichem Stoff und Schnitt. Haltung, Gang und Bewegung waren bei einer dieselben wie bei der andern. Beide waren sehr groß und erschrecklich mager, aber keine um eine Linie größer oder magerer als die andere, keines der vertrockneten Gesichter zeigte ein Fältchen, ein Pünktchen oder eine Runzel mehr oder weniger als das andere; selbst in den sorgfältig aufgesteckten Locken schienen die grauen Haare völlig gleichmäßig an beide Schwestern vertheilt zu sein. Auch wurden sie sehr oft verwechselt, und daher kam es, daß Emerenzia ebenso gut auf Adelgunde hörte, wie umgekehrt, ja daß wir so eigentlich gar nicht einmal wußten, welche Emerenzia und welche Adelgunde hieß.

Die jüngste Schwester, welche zwischen den beiden „Alten" stand wie eine Rose (wenn auch eine verblühende) zwischen zwei verdorrten, stachlichen Blättern, hieß Elisabeth und war unser Aller Liebling.

In jeder Hinsicht war sie ihren Schwestern unähnlich, ihre Gestalt war kleiner und zarter, ihr Haar von glänzendstem Braun, sie sprach wenig, aber immer war sie sanft und freundlich. Im Gegensatz zu ihren Schwestern, die sich gern grell und farbig kleideten, trug sie stets ein dunkles, faltiges Kleid. Ihr Gesicht war unbeschreiblich lieblich und mild, aber es lag in diesen Zügen Etwas wie ein begrabener Schmerz. Ohne sich einer Verkürzung zu bedienen, nannten sich die drei Schwestern bei ihren langen Namen.

Elisabeth besorgte auch das kleine Hauswesen mit und die Einkäufe.

In der Geschicklichkeit schienen alle Drei auf gleicher Stufe zu stehen. Nur Elisabeths braune Augen waren bei der Arbeit noch nicht hinter den starren Glanz eines Brillenglases gebannt, wie die armen blöden Augen ihrer Schwestern, sondern blickten mit dem schönen, mattfeuchten, natürlichen Schimmer unter den langen Wimpern hervor.

Einst, da der sommerliche Mittagswind drüben im Garten wehte und die Weinreben, die über die weiße Planke hingen, bewegte, stand ich an einem

der kleinen Fensterchen in der Stickstube und sah den kleinen Mädchen nach, die die Straße hinab gingen, während ich die bunten Garn- und Seidenknäulchen in mein Arbeitskörbchen packte.

Das Stübchen war leer bis auf mich, da kam mein Vater die Straße herab in Begleitung eines fremden Mannes. Mein Vater schloß die weiße Gartenthüre auf und der gelbe, sonnenbeschienene Kies blitzte heraus, der Fremde wandte sich um und blickte nach dem prächtigen Hollunderbaum, der seine duftenden Dolden über der Thüre ausbreitete. Da klang mir's plötzlich wie ein leises „Ach" ins Ohr. Ich erschrack ein wenig, Elisabeth stand hinter mir und hatte über meine kleine Gestalt hinweg auf die Straße geblickt. Ich hatte sie nicht kommen hören, das machte, sie hatte einen so leisen Gang, und ihr weiches Wollenkleid rauschte nicht über den Boden, wenn sie ging.

Indem ich mich nach ihr umsah, war sie schon an der Thüre, und ehe ich fertig war mit Verwundern und Einpacken, kam sie freundlich wieder herein. Aber der Ausdruck ihres Gesichtes hatte etwas Außergewöhnliches, auf ihrer Wange blitzte ein Tropfen und die Hand, die sie mir beim Abschied reichte, fühlte ich zittern.

Ich ging allein nach Hause, denn meine Schwester lag schon seit Wochen an einer schlimmen, schmerzhaften Krankheit darnieder.

Meine Schwester weinte und stöhnte diesmal nicht, als ich in die Kinderstube trat, wie sie sonst immer that, wenn sie nicht schlief.

Der fremde Mann, der mit meinem Vater gekommen war, hatte ihre Hand in der seinen und das kranke Gesichtchen lächelte in das ernste, bleiche Männerantlitz. Das Kind verhielt den Schmerz nicht, sondern es fühlte in diesem Augenblicke keinen, aber als der Fremde ihre Hand losließ und sein Gesicht nach mir wandte, als ich eintrat, da wurde das arme Kind sich ihrer Leiden wieder bewußt und schrie auf.

Das war ein wunderbares Gesicht, welches mich da anblickte, so klar und licht; über der Stirne war das lange schwarze Haar auseinander getheilt, und auf dem weißen Linnenstreifen, der den Hals umgab, ringelte es sich in Locken. Fremd war mir dies Gesicht nicht, es glich dem Johanniskopf, der in unserer Wohnstube hing, nur der Adler mit der Feder fehlte als Hintergrund; ich hätte den Mann als einen längst Bekannten grüßen mögen, aber als er so ruhig und ernst „Guten Tag, mein liebes Kind," sagte und mir die weiche, warme Hand gab, da schämte ich mich, daß ich so kindisch fröhlich auf ihn zugeeilt war.

Er strich leise über die Stirne der kranken Schwester und bog sich über ihr Bett, alsbald beruhigte sich das weinende Kind wieder, lächelte und schlief endlich ein.

Er schien mir ein wunderbarer Mann zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

In der Brandung.

(Fortsetzung.)

„Ins Wasser, Niels! Springe ins Wasser!" flüsterte sie, vor Schrecken bebend, „und sprich kein Wort, bewege Dich nicht einmal, bis ich rufe!"

Der Knabe tritt mit der Behendigkeit einer jungen Otter leise ins Meer hinab und schmiegte den Körper etwa zwei Schritte von seiner Mutter entfernt und bis an den Mund im Wasser, dicht an die Seite des Felsens, welcher außerdem an dieser Stelle von den Wellen etwas ausgehöhlt war.

Else hatte sich nicht getäuscht. Der schwarze Steffen kam heran.

„Auf Wiedersehen, Frau Neergaard," rief er, als er die Felskante erreichte, wo Niels noch so eben gestanden hatte, und sein Opfer noch immer an den Pfahl gebunden sah. „Nur noch kurze Zeit und das Wasser wird Ihre Sehnsucht nach Ihrem Manne gestillt haben. Gute Nacht, Else, und angenehme Träume!"

Mit diesen Worten wandte sich der Schurke, welcher augenscheinlich berauscht war, und taumelte davon.

Else athmete erleichtert auf.

„Komm', jetzt versuche es noch einmal mit dem Knoten, mein Kind," rief sie leise. Der Knabe kletterte den Felsen hinan und machte sich mit geschickten Fingern und scharfen Zähnen an die Arbeit, die endlich glücklich beendigt wurde.

Zum zweiten Male also war die muthige Frau durch die Hilfe ihres Sohnes der Bande ledig, ihre Rettung jedoch so ungewiß wie je zuvor, wenn es ihr nicht gelang, ungesehen wieder in den Thurm zu kommen. Wie aber war dies zu bewerkstelligen? Die beiden Strandräuber waren an der anderen Seite des Gebäudes, in der Entfernung von kaum zehn oder zwölf Schritten vom Fuße der äußeren Leiter, eifrig damit beschäftigt, das alte Boot auszubessern, und sie mußte die Leiter, von ihnen unbemerkt, hinansteigen oder augenblicklichen Tod erwarten. Und was sollte sie mit Niels beginnen, der sich entschieden weigerte, nach der Mönchshöhle zurückzukehren? Ja, wie groß die Gefahr auch sein mochte, er mußte sie diesmal mit ihr theilen, denn

sie konnte es nicht über sich gewinnen, allein Schutz im Thurme zu suchen und sich zum zweiten Male von ihrem Kinde zu trennen, das außerdem in seinem früheren Versteck, wenn sie vielleicht am Pfahle vermißt und die Felsen durchsucht wurden, der Entdeckung nur zu sehr ausgesetzt war.

Nachdem sie aus ihren Röcken das Wasser so viel es sich thun ließ, ausgerungen, begann sie auf Händen und Füßen, dicht von Niels gefolgt, geräuschlos den Leuttthurm zu umkriechen und sah, als sie die Seite des Eingangs erreichte und vorsichtig um die Kante des Gemäuers spähte, daß ihre beiden Verfolger eifrig bei der Arbeit waren, indem Nehls aus allen Kräften hämmerte und sein würdiger Freund ihm mit einer großen Laterne dazu leuchtete. Eine günstigere Gelegenheit, ihr gefährliches Vorhaben zur Ausführung zu bringen, konnte es kaum geben, denn dieses laute, dröhnende Hämmern mußte jedes von ihr oder Niels etwa verursachte leichte Geräusch unhörbar machen, und außerdem war jetzt der Mond von einer Wolkenschicht erreicht und völlig eingehüllt, so daß fast ganz tiefe Dunkelheit herrschte. Sie hatte diese Seite des Thurmes gewählt, weil der Boden hier mit vielen großen Steinen und losen Felsstücken übersäet war, zwischen welchen sie, während sie dem Fuß der Leiter zukroch, mehr gesichert gegen Entdeckung zu sein hoffen durfte, als wenn sie sich demselben von der anderen Seite näherte, die nur mit Kies und Sand bedeckt war.

Zoll für Zoll, langsam, unhörbar und jede Bewegung der Strandräuber im Auge, kroch sie, Niels stets zur Seite, von einem Felsstück, von einem Stein zum andern, ihrem Ziele näher und näher und kam eben hinter dem letzten, nur etwa zwei Schritte vom Fuße der Leiter entfernt liegenden Steine hervor, als sie den schwarzen Steffen seine Laterne niedersetzen und das Gesicht genau der Stelle zuwenden sah, wo sie sich mit dem Kinde befand. Ein leiser Druck auf Niels' Arm wurde von diesem augenblicklich verstanden, und Mutter und Sohn blieben, bis die Gefahr vorüber, unbeweglich am Boden liegen. Der Riese warf einen Blick über's Meer und nahm dann die Laterne wieder auf, um seinem Spießgesellen auf's Neue bei der A[...] zu leuchten. Wenn sich sein Auge wirklich auf [...]lse's am Boden liegende Gestalt, welche den Körper ihres kleinen Begleiters gänzlich verdeckte, einen Augenblick lang geheftet hatte, so war es in völliger Gedankenlosigkeit geschehen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Anwendung des elektrischen Lichtes auf offener See.) Das neueste Heft der „Mondes" berichtet über ein Experiment, das mit dem elektrischen Licht an Bord eines Schiffes zu Cherbourg angestellt wurde. Der Aviso-Dampfer „Renard" hatte den Befehl erhalten, Anker zu lichten und seinen Lauf nach der englischen Küste zu nehmen. Drei Viertelstunden nach seiner Abfahrt verließ die Yacht „Jerome Napoleon" ihrerseits den Hafen, um den „Renard" aufzusuchen. Nachdem sich das Schiff im offenen Meere befand, sendete Kapitän Dubuisson das intensive Bündel der parallelen Lichtstrahlen seiner elektrischen Lampe in horizontaler Richtung über die Oberfläche des Ozeans und prüfte diese mit aufmerksamem Blicke. Nach kurzem Verzuge sah er mit angenehmer Ueberraschung das Lichtbündel durch die Bemastung eines Schiffes aufgehalten, welche es bestrahlte und wodurch es seinerseits sichtbar wurde. Er senkte es ein wenig, um das Verdeck zu beleuchten, und erkannte sogleich den „Renard", auf dessen Jagd er ausgelaufen war. Die Mannschaft auf dem „Renard", die in das Geheimniß nicht eingeweiht war, wurde durch die plötzliche Lichtfluth, die das Schiff überströmte, in große Bestürzung versetzt. Vergeblich blickte sie aus. Völlig geblendet, sah sie nichts, absolut nichts, nicht einmal den Weg des Lichtbündels, welcher in der staubfreien Atmosphäre des Meeres nicht sichtbar wird. Daher strich sie die Segel und wartete. Nachdem die Yacht den „Renard" eingeholt hatte, klärte sich Alles auf. Das elektrische Licht hatte sein erstes Wunder auf offenem Meere vollbracht.

(Ohne Zweifel richtig.) Man will unwiderlegliche Beweise dafür haben, daß jedesmal, wenn eine Frau ihren Mann auszankt, sich auf ihrem Gesicht eine neue Runzel bilde, während bei jedem Lächeln, welches sie ihrem Gatten schenkt, eine der alten Runzeln wieder verschwindet. — Hoffen wir, daß die lieben Frauen sich die Kenntniß dieser Thatsache zu Nutzen machen.

Ein bekannter Komiker saß kürzlich in einer Gesellschaft zu dreizehn am Tische. Als einer der Gäste dies mit Schrecken bemerkte und aufstehen wollte, rief der Mime lachend: „Bleiben Sie ruhig sitzen; ich esse für zwei Personen!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Samstag, 23. Mai 1868.

Die drei Stickerinnen.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter ordnete eben eine Blumenvase mit frisch geschnittenen Blumen auf dem Speisetisch in der Wohnstube.

„Ist denn Burger nun ganz hergestellt?" frug sie leise meinen Vater.

„Ja," sagte mein Vater, „er ist als geheilt entlassen."

„Zehn Jahre," sagte meine Mutter traurig.

Ich hörte zu und mein Auge hing an dem Johanniskopf über dem Sopha. Da trat unser Gast ein; ich sah erst, wie blaß er war, denn die rothe zugezogene Fenstergardine hatte einen rosigen Schein auf sein Gesicht geworfen, der nun im hellen Tageslicht fehlte. Seine Hautfarbe hatte jene Weiße, wie sie Stubenluft erzeugt. Wie krank muß er gewesen sein, ehe er hergestellt wurde, dachte ich bei mir. Ich sah auch nun, was früher ebenfalls die rothe Gardine verhüllt hatte, daß durch seine langen schwarzen Locken unzählige schneeweiße Haare schimmerten.

Er hatte etwas Feierliches, Gebietendes und doch so Herzgewinnendes in seinem Benehmen, er war so ganz anders als alle Leute, die ich je gekannt hatte. Seine Lider waren etwas tiefer gesenkt über den glänzenden blauen Augen, als wie es bei Andern der Fall war, das gab seinem Gesicht einen Ausdruck von Müdigkeit, wie sie unzählige schlaflose Nächte erzeugen. Seine Stimme hatte etwas Gedämpftes, aber dennoch drang sie tief in die Seele Desjenigen, der sie hörte.

Mein Vater sprach mit seinem Gast von einer schönen Reise, die sie vor langen Jahren mit einander gemacht, denn auch mein Vater war damals schon ein alternder Mann. Die Erinnerung belebte die bleichen Züge des Fremden und unter seinen Lidern blitzten die herrlichen blauen Augen.

Als ich am Nachmittag in das Stübchen der drei Schwestern kam, saßen die „Alten" wie sonst am Fenster. Elisabeths Stuhl stand leer inmitten der kleinen Schülerinnen. Ich setzte mich still auf meinen Platz und begann zu arbeiten. Da fiel mir seitwärts an der Wand ein heller Fleck auf, der von der geschwärzten Mauer seltsam abstach. Ich besann mich sogleich, daß an dieser Stelle stets ein Bild gehangen hatte, welches ein männliches Porträt in altmodischer Tracht darstellte. In diesem Augenblick wußte ich, woher ich Herrn Burger seit Jahren gekannt hatte. Dieses Bild, welches so plötzlich von seinem alten Platze verschwunden war, hatte ihm geglichen. Ich hatte das junge schöne Antlitz oft betrachtet und die Züge in meine Erinnerung geprägt.

Plötzlich trat Elisabeth aus dem kleinen Nebenstübchen herein, wo die Betten der drei Geschwister standen. Ich sah eine ganz ungewohnte Röthe auf ihren Wangen und aus ihren Wimpern hervor strahlte ein wunderlieblicher Glanz.

Wer kennt nicht diese leise hereinbrechenden, ahnungsvollen Schauer im Kindergemüth? Diese vorfrühen Blitzstrahlen aus einstigen Gewittern, die sich im windschnellen Zucken über das keusche Blau des Kinderseelenhimmels schlängeln?

In meinem Gemüth erblickte ich wie in einem Zauberspiegel das schmerzvolle Liebesgeheimniß, welches Elisabeths Busen barg.

Sie setzte sich auf ihren Stuhl und hörte lächelnd die plaudernden Kleinen an, ordnete ihre Handarbeit und erfüllte die Pflichten ihres Lehramtes, während ihrer Seele Gedanken vielleicht gewaltsam in den Fluthenstrom der Erinnerung hinabgerissen wurden.

Elisabeth erschien mir an diesem Nachmittag von einer außerordentlichen Schönheit. Ich hätte fragen mögen und wagte doch keine Frage. Ich konnte nichts Klares fassen und nur ein undeutliches Gefühl

verband vor meinen geistigen Augen zwei Menschengestalten mit einander, von denen ich nicht wissen konnte, ob sie sich jemals schon im Leben begegnet waren.

Es wird einem Kinde, dessen Dasein so reich und so satt ist an Allem, was es zu seinen Eintagsbedürfnissen braucht, recht schwer, an ein Gehabtes und Gewesenes zu glauben. Eher noch an zukünftig zu Besitzendes.

Und doch sagte mir Etwas aus Elisabeths Augen, daß Alles, was von Glück in ihrer Seele schlummere, der Vergangenheit angehöre und daß sie in einer Erdenzukunft auf Nichts mehr hoffe.

Der wunderbare, fremde Mann, dessen Blick und leise Berührung meine kranke Schwester gesund gemacht, blieb nicht lange bei uns, er reiste am selbigen Abend noch ab.

Mehrere Jahre lang besuchte ich die vielbekannte Lehranstalt der drei Schwestern. Die „Alten" blieben immer dieselben. Elisabeth war zuweilen kränklich, aber immer gleich gut und mild.

Ich konnte Elisabeth nie ansehen, ohne ein eigenthümliches Gefühl von Rührung und Zärtlichkeit zu empfinden. Ich war bemüht, ihr so oft wie möglich eine kleine Freude oder Ueberraschung zu bereiten und fühlte mich unendlich beglückt, als ich gewahrte, daß Elisabeth liebevoller, inniger im Ton Worte zu mir sprach als zu meinen Mitschülerinnen.

Ich fühlte, daß Elisabeth mich liebte, daß meine Liebe ihr wohlthat, sie konnte zwar dieses im Liebesentbehren verkommene, verblühte, vom Eishauch des Schmerzes geknickte Herz nicht heilen, aber ihre Seele neigte sich der meinen zu und die Blicke der freundlichen Kinderaugen glitten wie warme Sonnenstrahlen über ihr trauerndes Dasein.

Ich war noch zu sehr Kind, um Elisabeths Freundin zu sein, und ehe ich es werden konnte, als halberwachsenes Mädchen, verließ ich meine Vaterstadt und bin erst nach 5 bis 6 Jahren dahin zurückgekehrt.

Ich habe viel geweint, als ich mich von Elisabeth trennte, und als ich, zum letzten Mal meine Wangen küssend, von den schluchzenden Mädchen Abschied nahm, sagte sie leise: „Ich sage Dir nichts vom Wiedersehen, so lieb ich Dich habe, aber ich werde Dir schreiben, verlaß Dich darauf!"

Elisabeth schrieb mir nie. Ich bekam keine Antwort auf meinen Brief, den ich Jahr und Tag nach unserer Trennung an sie schrieb, ich glaubte, sie hätte mich vergessen und liebte mich nicht mehr.

Als ich meine Vaterstadt wieder sah, drängte es mich, das kleine Häuschen in der Vorstadt aufzusuchen. Es stand noch wie sonst. Ich sah auch noch, wie sonst, die beiden Alten an dem kleinen Fenster sitzen. Mein Herz frug aber nur nach Elisabeth.

Als ich in das Stübchen trat, standen die kleinen Bänkchen umher, als seien wir Kinder soeben aufgestanden und fortgegangen. Mein Blick suchte Elisabeth, aber ich sah sie nicht. An der Wand war der helle Fleck verschwunden, wo ehemals das Bild gehangen, denn das Stübchen war unterdessen getüncht und frisch gemalt worden.

Eine eigenthümliche Angst und Beklemmung fiel auf meine Seele. Die alten Schwestern kannten mich nicht und frugen nach meinem Begehr. Ich nannte meinen Namen. Da sprangen die Schwestern beide zugleich von ihren Stühlen auf.

„Ich will es holen, Adelgunde!" sagte Emerenzia, und die eine der Schwestern setzte sich wieder, während die andere in das Schlafstübchen ging.

Adelgunde richtete eine Menge neugieriger Fragen an mich, die ich mechanisch beantwortete. Endlich trat Emerenzia ein; sie hielt ein Päckchen in der Hand, welches sie mir schweigend in den Schoos legte. Das Papier, welches es umschloß, war gelblich und mein Name stand, mit einer zierlichen, feinen Handschrift geschrieben, darauf.

„Was ist das?" frug ich, indem ich das Päckchen hin und her drehte.

„Ein Brief von Elisabeth!" sagten beide Schwestern zugleich.

„Und wo ist Elisabeth?" rief ich schnell, indem eine jähe Ahnung mich erfaßte.

„Sie ist seit vier Jahren todt," sagte Adelgunde, „und hat uns diesen Brief an Sie übergeben, ehe sie starb."

Ich fühlte keinen Schmerz, als ich von Elisabeths Tod hörte. Ein jäher Schmerz hätte mir die Thränen versagt, wie es mir immer geschieht. Aber ich konnte weinen. Eine süße, versöhnende Wehmuth, ein Gefühl, welches ich bis dahin nie mit dem Begriff „Tod" vereinigen konnte, durchdrang mich. Ich saß auf einem kleinen Schemel, wo ich als Kind so oft gesessen, und weinte mich satt.

Die beiden Schwestern flüsterten miteinander, ich hörte das Summen ihrer gedämpften Stimmen, aber ich verstand nichts.

Ich fühlte Elisabeths Nähe, ihre Liebe zu mir, ich sah ihre schöne Seele frei und der Erdenfessel entbunden.

Plötzlich raffte ich mich auf. Alles erschien mir jetzt um mich her seines früheren Zaubers entkleidet, drüben im Garten sah ich fremde Leute gehen, fremde Kinder spielen.

Ich nahm schnell Abschied von den alten Schwestern und ging fort. Mein theures Vermächtniß nahm ich mit mir; als ich allein war, erbrach ich die Siegel und öffnete den Umschlag.

Ein Bündel Blätter lag vor mir, mit der schönen feinen Handschrift der Todten eng beschrieben.

Es war Alles, was von Elisabeths Leben übrig geblieben, außer der Erinnerung im Herzen Weniger, und ihrem Grabhügel.

(Fortsetzung folgt.)

In der Brandung.

(Schluß.)

Kaum war diese Gefahr vorüber, so setzten die muthige Frau und ihr Sohn ihren Weg mit verdoppelter Vorsicht fort, und erreichten so endlich den Fuß der Leiter, welche die junge Frau, nachdem sie ihren Knaben auf den Rücken genommen und sich langsam und leise aufgerichtet, mit unhörbaren Tritten hinanzusteigen begann. Unhörbar, schattenhaft glitt sie von Sprosse zu Sprosse empor. Sie war bereits bis zur offenen Eingangsthür des Thurmes gelangt und hatte hier Niels vom Rücken geschwungen und hindurch geschoben, als Nehls, um einen Augenblick von der Arbeit zu ruhen, sich aufrichtete und umherblickte, als wollte er nach dem Wetter sehen.

„Alle Teufel, da ist die Hexe wieder!" schrie er, als er an der Spitze der Leiter einen dunklen Schatten sich bewegen sah. Er zog seine Pistole hervor und feuerte. Die Kugel pfiff dicht an Else's Ohr vorüber, ohne sie zu verletzen. Sie befand sich in der nächsten Sekunde im Innern des Thurmes, dessen starke eiserne Thür sie sogleich ins Schloß warf und verriegelte. Ihren Sohn an die Brust pressend, sandte sie knieend ein heißes Dankgebet zum Throne Gottes empor, und wäre dann vor Erschöpfung und Nervenaufregung zusammengesunken, hätten sie nicht laut dröhnende Hammerschläge gegen die Thür aufgeschreckt, durch welche sich der über das abermalige Entkommen seines Opfers vor Wuth rasende schwarze Steffen mit dem ganzen Aufwand seiner Riesenstärke Eingang in den Thurm zu verschaffen suchte. Ihre Furcht, daß ihm das gelingen würde, war nur gering, denn sie wußte, daß Menschenkraft kaum etwas gegen die dicke, mit einem sehr starken Schloß und zwei gewaltigen Riegeln versehene Eisenthür auszurichten vermochte, um so mehr, da sich ihr auf der schmalen Leiter nur ein einziger Mann zu gleicher Zeit nähern konnte. Dennoch aber schien noch immer wenigstens eine Möglichkeit vorhanden zu sein, daß die Thür den gewaltigen Schlägen des Riesen erläge, und Else stieg daher, von Niels gefolgt, zum Wohngemache empor, wo sie eine alte, dort mehr zur Zierrath wie zum Gebrauch hängende Doppelbüchse nebst Pulverhorn und Kugelbeutel von der Wand nahm. Sie lud das Gewehr so gut sie es verstand, und ging dann, mit demselben bewaffnet, den Knaben an der Hand, fest entschlossen, falls Steffen wirklich in den Thurm eindringen sollte, ihr und ihres Kindes Leben wenigstens so theuer wie möglich zu verkaufen, ins Lampenzimmer hinauf. Als sie vorsichtig von der äußeren Gallerie hinabspähte, sah sie, daß Steffen noch immer wüthend, doch vergeblich, gegen die Thür hämmerte, während Nehls neben dem alten Boote stand und seinen Gefährten aufforderte, schnell herabzukommen und ihm wieder bei der Arbeit zu leuchten, wenn das Boot fertig und es nicht zu spät zum Entkommen für sie werden sollte. Steffen indessen hörte in seinem rasenden Durst nach Rache nichts von dem Allen, oder achtete wenigstens der Zurufe seines Spießgesellen nicht im Geringsten, sondern fuhr fort, wüthende und immer gewaltigere Schläge gegen die Eisenthür zu führen, ohne daß diese seinen Anstrengungen auch nur um ein Haarbreit gewichen wäre.

Else schlich zur entgegengesetzten Seite der Gallerie hinüber und ließ hier das Auge ohne Hoffnung, etwas anderes wie schaumgekrönte Wellen zu erblicken, über die weite Wasserwüste hinschweifen.

Doch was war das? — Was hob und senkte sich dort auf den Wogen? — Gott im Himmel! — Es war ein Boot, ein großes Boot, das schnell auf den Leuchtthurm zukam und nur noch wenige hundert Ellen entfernt war. Der eben jetzt hinter der Wolkenschicht hervortretende Mond ließ es deutlich erkennen, doch es bedurfte für Else eines langen, ungläubigen Blickes, als fürchtete sie nur ein Phantom zu sehen, bevor sie sich von der Wirklichkeit der nahen, sicheren Rettung zu überzeugen vermochte. Sie faltete die Hände, blickte dankbar zum Himmel empor und begann dann die große, mit hellem Klange weithin über's Meer schallende Glocke zu läuten, welche von den Thurmwächtern bei stark nebeligem Wetter, wenn das Licht der Lampen aus der Ferne nicht zu sehen war, als Warnungszeichen benutzt zu werden pflegte. Ihr Ton sollte das Boot noch schneller herbeizukommen veranlassen.

Doch auch Nehls hatte die herannahende Gefahr bereits entdeckt und die beiden Räuber schoben, als die Glocke zu läuten begann, das Boot ins Meer hinab, ergriffen dann die Ruder und ruderten mit der Kraft der Verzweiflung dem Lande zu. Das Boot war indessen schlecht ausgebessert, wurde sogleich leck und begann sich rasch mit Wasser zu füllen,

so daß Nehls die Ruder bei Seite legen mußte, um das Wasser auszuschöpfen, und der schwarze Steffen allein vermochte, trotz aller seiner Anstrengungen, das immer schwerer werdende Boot nur langsam und immer langsamer vorwärts zu bewegen. So konnten etwa fünf Minuten vergangen sein, als das fremde Boot um die Ecke des Felsens bog. Ein lautes „Halloh“ seiner Besatzung sagte den Flüchtigen, daß sie entdeckt seien und ihre Verfolgung begonnen habe.

Im ersten Augenblicke verdoppelten sie ihre Anstrengungen, um zu entkommen, im nächsten jedoch hörten sie, als wäre ihnen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage klar geworden, mit dem Rudern inne und saßen unbeweglich da, als wollten sie die Verfolger nur herbeikommen lassen, um sich ihnen zu ergeben. Das fremde Boot näherte sich schnell, bis es nur noch etwa 20 Schritte weit entfernt war. In diesem Moment sprang Nehls plötzlich von seinem Sitze auf, feuerte seine beiden Pistolen auf seine Verfolger ab und sprang dann mit einem wilden Schrei der Wuth und Verzweiflung ins Meer, dessen Brandung ihn sogleich in die Tiefe riß. Der schwarze Steffen, ein besserer Schwimmer, folgte seinem Genossen, hielt sich eine nicht unbedeutende Zeit unter dem Wasser, kam dann mehrere Schritte weiter wieder an die Oberfläche und schwamm nun kühn dem Lande zu. Die Mannschaft des verfolgenden Bootes glaubte, er sei gleich Nehls ertrunken und steuerte, da sie das alte Boot im Zustande des Sinkens fand, nach dem Leuchtthurm zurück. Sie gehörte einem Kanonenboote an, das zufällig vorübergekommen war, als Jens Brodersen mit seinen beiden Böten, hilflos am Vorgebirge Holderbeck vorbei, in die offene See hinaustrieb, ihn angerufen und aufgenommen hatte. Kaum hörte man hier seine Erzählung des Vorgefallenen, als auf's Schnellste die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, die beiden Räuber einzufangen und Else mit ihrem Sohne zu befreien.

Der das Boot befehligende Offizier ließ zwei seiner Leute als Wache auf dem Thurm zurück und fuhr dann mit Niels und Else an's Land, wo sogleich die sorgfältigsten Nachsuchungen nach Neergaard angestellt wurden. Nach mehreren Stunden fand man ihn endlich, an Händen und Füßen gebunden, in einer der vielen Höhlen am Strande.

Er sei, so erzählte er, auf dem Rückwege zum Leuchtthurme von Steffen und Nehls überfallen worden und habe, während des Handgemenges, mit einem Knittel einen Schlag auf den Kopf bekommen, der ihn auf einige Zeit der Besinnung beraubt habe. Bei Wiederkehr derselben sei er an Händen und Füßen gebunden gewesen und habe in dieser Höhle am Boden gelegen.

Neergaard war in wenigen Tagen von der erhaltenen Wunde wieder hergestellt, doch vergingen Monate, bevor seine Frau sich von dem Schrecken jener Nacht körperlich und geistig zu erholen vermochte und den alten heiteren Lebensmuth wieder gewann.

Der entseelte Körper des schwarzen Steffen wurde einige Tage später von den Wellen an's Ufer geworfen. Nehls' Leiche behielt das Meer.

Das Geld, welches die beiden Schurken veranlaßt hatte, nach dem Thurme zu kommen, lag, ohne daß auch nur ein einziger Thaler daran fehlte, auf dem Tische im Wohngemache, wo Steffen und sein Gefährte dasselbe zurückgelassen, um es nach Ausbesserung des alten Bootes an sich zu nehmen. Als Jens einige Jahre nachher starb, fand es sich, daß die ganze Summe Else und ihrem Sohne vermacht war.

Viele Jahre sind seit jener Nacht verflossen. Jakob Neergaard, jetzt ein Mann mit weißem Haar, ist erster Wächter auf dem Leuchtthurm. Else theilt seit langer Zeit seinen Aufenthalt. Niels ist zu einem kräftigen und stattlichen Manne herangewachsen und Seemann wie einst sein Vater. Er fährt als Kapitän eines der größten deutschen Dampfschiffe.

Mannigfaltiges.

(Millionen und aber Millionen.) Der Kaiser von Frankreich hat vor einiger Zeit ein Werk herausgegeben, wornach die Napoleons ihre kaiserliche Stellung dreißig Millionen von Stimmen verdanken. — Herr Horn hat gleichfalls ein Werk geschrieben, worin wir sehen können, daß die jetzige kaiserliche Stellung dem Staate 800 Millionen Franken pro Jahr mehr gekostet hat, denn die vorhergehenden Regierungen, und dieses während 15 Jahren.

Mit andern Worten also etwa so:

Napoleon deb. à Frankreich 30000,000 Stimmen.

Frankreich cred. à Napoleon 31000,000,000 Franken, so daß jede Stimme Frankreich ca. 1,033 Fr. gekostet hat. — Es scheinen uns dieses reichliche Zinsen auf einen Napoleon während 15 Jahren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Dienstag, 26. Mai 1868.

Die drei Stickerinnen.

(Fortsetzung.)

„Geliebtes Kind!“ schrieb Elisabeth, „ich glaube, Du wirst, wenn Du diese Blätter liesest, erwachsen und im Stande sein, den Inhalt zu verstehen. Eine Todte spricht zu Dir und ruft Dir zu, daß sie Dich von Herzen geliebt hat. Das wird Dich freuen, liebes Kind! Und Du mußt nicht um die Todte weinen! Meine Liebe beweise ich Dir, indem ich für Dich meine Lebensgeschichte schrieb. Sie ist einfach und trüb, ich sterbe am Gram, er hat meine Lebenssäfte verzehrt; vielleicht ein, vielleicht zwei Jahre gehöre ich noch der Erde. Du sollst aber nicht trauern, wenn Du liesest, was ich litt. Ich bin jetzt froh und still, meine Seele freut sich auf den Himmel. Der Tod bringt mir Licht, und ich werde die dunkeln Pfade preisen, die der Vater mich geführt. Der Tod bringt mir auch Wiedersehen, denn die Jahre, die sich noch dehnen bis zu jener Todesstunde, die die hier Geschiedenen vereint, ist ja kaum ein Sonnenstaub in der Ewigkeit. Elisabeth.“

Die einfache Lebensgeschichte, wie sie Elisabeth schrieb, besaß ich nicht lange, ich habe sie in andere Hände gegeben, in Hände, die ein größeres Recht hatten, sie zu besitzen als ich. Ich glaube, ich handelte mit dem Willen der Todten.

Auch diese Hände sind nun Staub und die Getrennten längst vereint. Welche Wirrsale wären die Geschicke der Sterblichen, wenn es kein Leben im Himmel gäbe?

Aus der Erinnerung habe ich Elisabeths Geschichte nachgeschrieben und hier beigefügt.

* * *

Es brach schon manch ein starkes Herz,
Wenn man sein Lieben ihm entriß.
E. Geibel.

Ich will mit meinen frühesten Lebensjahren beginnen. Das Bild meiner Mutter breitet sich wie ein lieblicher Sonnenhimmel darüber aus. Meine arme, liebe Mutter! — Sie war meines Vaters zweite Frau, ich ihr einziges Kind. Ich hatte zwei Stiefschwestern, Kinder einer früheren Ehe meines Vaters.

Mein Vater war Kaufmann in einer kleinen Stadt. Wir bewohnten ein Haus, welches meinem Vater gehörte und in einer engen düsteren Straße lag. Im Erdgeschosse war der Verkaufsladen und die Waarenniederlagen, in denen Vorräthe der verschiedensten Art in großer Menge aufbewahrt wurden. Alle Räume unseres Hauses waren finster und unfreundlich. Ein schmaler Hof stieß daran, aber kein Garten; hinter dem Hof stieg die kahle, geschwärzte Brandmauer eines Nachbarhauses auf, welche ihren Schatten auch beim hellsten Sommersonnenschein über unseren Hof warf.

In diesem Hofe spielte ich als Kind, wenn es in der kleinen Wohnstube, die im ersten Stockwerk lag, zu heiß war. Meine Mutter spielte manchmal mit mir und dann sah ich sie bei meinen Sprüngen und drolligen Einfällen lächeln, aber ihr Lächeln war traurig, und ich fühlte schon als kleines Kind, daß sie unglücklich war.

Mein Vater war schon ein alter Mann, als ich klein war, er soll früher hellblond gewesen sein, das dünne Haar, welches sein Haupt deckte, hatte einen gelbweißen Schein, der seltsam von seinem blassen, tiefgefurchten Gesicht abstach. Dieses Gesicht lachte nie, ich glaube, seine Muskeln waren erstarrt in der finsteren, drohenden Miene, vor der ich mich stets fürchtete. Er hatte einen starken, gedrungenen Körper, einen festen Schritt und eine tieftönende Stimme.

Meine Mutter war sehr jung neben meinem Vater und ich fand sie unbeschreiblich schön.

Meine beiden Stiefschwestern schienen älter zu sein wie meine Mutter, sie glichen meinem Vater im Aeußeren, bis auf ihr Haar, welches dunkler war, wie das seine gewesen. Von frühester Kindheit an unter dem starren Willen meines Vaters gebeugt, hatten sie kein Selbstbewußtsein, keinen Willen, keinen Wunsch.

Sie arbeiteten von früh bis Abends unter dem Kommando meines Vaters, mußten Magddienste verrichten und im Laden helfen. In freien Stunden beschäftigten sie sich mit feinen Stickereien, worin sie mir später Unterricht ertheilten.

Meine Mutter konnte sich an diese Mädchen nicht anschließen, sie gingen theilnahmlos, still und ohne Verständniß, ohne Liebe und ohne Haß neben ihrer jungen Stiefmutter her.

Der Verkehr im Geschäfte meines Vaters war außerordentlich stark. Wahrscheinlich verdiente er viel Geld, er galt auch allgemein für enorm reich. Außer meinen Schwestern hatte er noch einen männlichen Gehilfen und diesem bezahlte er keinen Lohn. Dieser junge Mann hieß Bruno und war ein Waisenknabe, den mein Vater zu sich genommen und nach seiner Art gebildet hatte. Bruno war bei der Kundschaft beliebt, er galt für einen freundlichen, gefälligen und anspruchslosen Menschen, er schien gutmüthig und etwas beschränkt. Dabei war er aber schlau und eine derjenigen Chamäleonsnaturen, die ihre jedesmalige Miene genau der Laune und dem Geschmack desjenigen anzupassen wissen, mit dem sie verkehren. Sein Fleiß, seine Ausdauer und Geduld bei harter Behandlung waren staunenswerth.

Meine Mutter schien eine Art Abneigung gegen Bruno zu haben, ich ahnte dies mit dem, dem Kinde eigenen Instinkt. Unwillkürlich theilte sich mir dies Empfinden mit, ich liebte den Gefährten meiner Kindheit nicht, obgleich er viel Zärtlichkeit an mich verschwendete.

Er war auffallend häßlich, doch ich wußte nicht zu sagen, worin diese Häßlichkeit bestand. Er hatte schöngeringeltes Haar, sein Gesicht war gesund, seine Züge sehr weich und fast kindlich verschwommen, und dennoch hatte sein Gesichtsausdruck etwas Altes; ich weiß nicht, woran das lag. Dabei war er lang und etwas schwächlich gebaut wie eine Pflanze, die in feuchter, trüber Luft schnell emporgeschossen. Seine Hände waren ganz eigenthümlich weich und kalt; ihre Berührung erinnerte mich stets an kleine Schlangen. Ich floh diese Berührung und gerieth in Zorn, wenn Bruno mein Haar oder gar meine Wangen streicheln wollte.

Meine Abneigung gegen den Gehilfen meines Vaters zog mir dessen Tadel zu. Zwischen diesen Beiden entstand nach und nach, je älter Bruno ward, eine Art vertrauliches Verhältniß. Bruno bekam wichtige Aufträge zu besorgen, er mußte Einkäufe machen, für meinen Vater reisen, Briefe schreiben, und ich glaube, er war endlich auch ganz in meines Vaters Geldverhältnisse eingeweiht, von denen meine Mutter nichts erfuhr.

Unser Haus war stets verschlossen, wir hatten keinen Umgang mit andern Leuten, und ich besuchte auch die Schule nicht, wo die andern Kinder hingingen. Meine Mutter unterrichtete mich selbst, da es mein Vater so wollte.

So verging Jahr um Jahr in unserem düsteren, freundlosen Hause, meine Mutter blieb immer gleich jugendlich und schön. Sie trug im Haus stets dunkle, schlichte Kleider, aber wenn sie das Haus verließ, was selten geschah, so liebte es mein Vater, daß sie sich schmückte.

Alljährlich einmal kaufte mein Vater ein schönes Kleid für meine Mutter, gleichsam als solle sie das für Alles entschädigen, was dem armen jungen Weibe mangelte, das er von allen Freuden fern hielt, nie in die freie Natur führte, für die er keine Liebe fühlte und keine Nachsicht kannte.

Meine Mutter hatte eine alte Freundin, die Frau eines pensionirten Hauptmannes, welche sie jährlich ein paarmal besuchte; dann schloß sie den alten eichengeschnitzten Kleiderschrank auf, der im dunklen Vorsaal des ersten Stockwerks stand, sie hielt ein Licht in der Hand, um eines ihrer Gewänder zu wählen, die alle sauber und neu neben einander hingen. Ich stand dabei, der Lichtstrahl huschte an den schimmernden Seidenfalten hin und spiegelte sich drinnen. Ich hörte das zarte Knistern und Rauschen, wenn meiner Mutter liebe Hand in den Gewändern wühlte. Ich stand dabei, wenn sie sich am Spiegel schmückte und die schwere Goldkette um den Hals hing. Ich klatschte vor Freude in die Hände, und meine arme Mutter lächelte mit ihrem traurigen Lächeln. Dann kleidete sie auch mich an und ich durfte sie zu der Frau Hauptmännin begleiten, das waren meine Festtage im Jahr.

Die Frau Hauptmännin war eine freundliche alte Dame, ihr Mann war von hartnäckigem Gichtleiden an den Lehnstuhl gefesselt, aber er hatte einen wunderbar kräftigen Glauben an seine baldige Genesung, trotz tausenderlei bereits vergeblich angewandten Heilversuchen. Seine Frau theilte, wohl nur scheinbar ihm zu Liebe, diesen Glauben und pflegte ihn mit rührender Geduld.

Ihre Züge waren angenehm, obgleich von Runzeln bedeckt, sie trug stets ein weißes Häubchen mit einer weißen Schleife unter dem Kinn, deren breite Spitzenfalten auf der Stirn ruhten. Eine weiße, faltige Schürze, die wie ein Rock aussah und zu ihrem täglichen Hausanzug gehörte, gab ihrem Aussehen etwas Sonderbares.

Sie kochte Thee, wenn wir kamen, und schenkte ihn in kleine, reizende, fast durchsichtige Tassen ein. Diese Tassen waren seltsam bemalt, sie sagte, es seien ächt chinesische, die sie von ihrem Neffen zum Geschenk erhalten; dann seufzte sie und wurde traurig.

Daran war ich gewöhnt, es geschah jedesmal so, wenn wir bei der Frau Hauptmännin zum Besuch waren.

Ich frug meine Mutter, was es für eine Bewandtniß mit diesem Neffen habe, aber sie hatte mehr nie von der Frau Hauptmännin erfahren, er sei wohl gestorben, meinte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Antheil der k. bayer. Armee am Kriege des Jahres 1866.

* Die Einleitung des vom Generalquartiermeisterstab bearbeiteten Werkes über den „Antheil der k. bayer. Armee am Kriege des Jahres 1866" besagt: Das durch den Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864 geschaffene Condominat der Souveräne von Oesterreich und Preußen über die nordischen Herzogthümer, sowie die Schwierigkeiten, welche der Herstellung eines Definitivums dortselbst im Wege standen, waren binnen Kurzem die Quelle zu ernsten Zerwürfnissen zwischen beiden deutschen Großmächten geworden. Man hatte zwar versucht, durch die Gasteiner Konvention (August 1865) die Partieen zu versöhnen und den Anlaß zum Streite zu beseitigen; die gemeinsame Administration der Herzogthümer wurde suspendirt, Holstein sollte fortan durch Oesterreich, Schleswig durch Preußen verwaltet werden, und Lauenburg ging gegen eine entsprechende an die österreichische Regierung zu zahlende Geldentschädigung ständig in den Besitz des Königs von Preußen über; auch Beziehungen Schleswigs und Holsteins zum deutschen Bunde wurden in einigen wesentlichen Punkten angebahnt; allein eine feste Grundlage für die Zukunft war hiemit keineswegs gefunden. Die Hauptsache, die endgiltige Entscheidung nämlich über die beiden Herzogthümer, blieb nach wie vor ferneren Vereinbarungen aufbehalten, — an die Stelle des einen Provisoriums trat ein anderes. Und in der That, schon nach wenigen Monaten erwies sich der neue Zustand als ebenso unhaltbar wie der frühere. Es ergaben sich neue Differenzen, die Sprache der beiden Kabinete wurde von Tag zu Tag gereizter und man zog auch andere Fragen in die Verhandlungen herein, welche noch viel tiefer als die schleswig-holsteinische die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen begründeten, so namentlich die Reform des deutschen Bundes. Zu Anfang des Monats Mai 1866 war die Stellung der beiden deutschen Großstaaten eine so feindselige geworden, daß sich der baldige Ausbruch des Krieges mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen ließ. Auf beiden Seiten wurde die Mobilmachung der gesammten Streitkräfte angeordnet, und auch Italien, schon lange des Augenblickes harrend, in welchem es mit einiger Aussicht auf Erfolg einen Versuch zur Eroberung Venetiens machen könnte, bot seine Armee auf. In Anbetracht dieser Verhältnisse und im Hinblick auf die ihr obliegende Bundespflicht beschloß auch die bayerische Regierung, sich zum Kriege zu rüsten. Durch königliches Dekret vom 10. Mai wurde die Mobilmachung des Heeres anbefohlen." Nach einer genauen Darlegung über den Bestand der bayerischen Armee im Frühjahr 1866, woraus insbesondere die Mängel der früheren Wehrverfassung im Mobilisirungsfalle ersichtlich wurden, heißt es weiter: 1) Prinzipiell war die politische Stellung Bayerns in dem entbrennenden Streite insoferne längst entschieden, als man gewillt war, am Bundesrecht festzuhalten. Es hatte sich nämlich das preußische Kabinet schon unterm 24. März in einer Note an die verschiedenen deutschen Höfe gewendet, worin es die Eventualität eines Krieges besprach und unter besonderer Betonung der Unhaltbarkeit der Bundesverfassung, auf deren den realen Verhältnissen entsprechende Aenderung es in nächster Zeit seine Anträge stellen werde, anfragte, welchen Standpunkt die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten in der streitigen Frage einnähmen, ob und von wem Preußen im Falle des Krieges Beistand zu erwarten habe. Bayern, sowie die Mehrzahl der übrigen Staaten beantwortete diese Frage einfach mit der Hinweisung auf den Artikel 11 der Bundesverfassung, wornach es den Mitgliedern des Bundes untersagt war, sich zu bekriegen und dieselben vielmehr die Verpflichtung hatten, ihre Streitigkeiten vor dem Bunde schlichten zu lassen. Als nun gegen Ende Mai der Ausbruch des Krieges höchst wahrscheinlich wurde, hielten es die Regierungen von Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, welche in oben erwähntem Sinne geantwortet hatten, für angemessen, die zu treffenden militärischen Maßregeln einer gemeinsamen Besprechung zu unterziehen. Unter Vorsitz des Generallieutenants Freiherrn von der Tann

wurde denn auch zu München eine Konferenz von Militärbevollmächtigten der genannten Staaten abgehalten und über dieselbe am 1. Juni ein Protokoll niedergelegt, dessen wesentlichste Punkte sich in Folgendem zusammenfassen lassen: 1) Es ist sofort ein Oberbefehlshaber über das VIII. Bundesarmeekorps zu designiren, welchem vorerst auch das nassauische Kontingent unterstellt wird. Bayern führt den Oberbefehl über die Truppen der in der Konferenz betheiligten Staaten. 2) Sämmtliche Kontingente sind an günstig gelegenen Eisenbahnpunkten zu konzentriren. 3) Bayern erklärt, 46,000 Mann bereits disponibel zu haben, welche in nächster Zeit um 6, und drei bis vier Wochen später um weitere 10 Bataillone verstärkt werden sollen. 4) Würtemberg will in 14 Tagen mit 20,000 Mann zwischen Ludwigsburg und Heilbronn stehen; eine vierte Brigade von 5 Bataillonen und 1 Batterie, sowie — wenn nöthig — weitere 4 Eskadronen können in 6 Wochen folgen, wobei dann für Ulm noch 4 Bataillone und 1 Eskadron erübrigen. 5) Sachsen hat 25,000 Mann in und um Dresden; 5000 Mann Depot-Mannschaften stehen bei Seyda und können innerhalb etwa 4 Wochen in eine Brigade formirt werden. 6) Baden vermag in 14 Tagen 12,300 Mann und binnen 4 oder 5 Wochen sein ganzes Bundeskontingent mit 16,500 Mann und 38 Geschützen (inklusive Besatzung von Rastatt) zu mobilisiren. 7) Großherzogthum Hessen hat schon jetzt 13,000 Mann in der Linie Worms-Darmstadt-Offenbach aufgestellt. 8) Nassau will in 14 Tagen 5000 Mann mit 16 Geschützen stellen, weitere 1200 Mann können in 6 bis 8 Wochen folgen. 9) Bis zur Ernennung eines Kommandanten des VIII. Armeekorps soll die Formation von dessen Hauptquartier vereinbart sein, und 10) von fünf zu fünf Tagen über den Stand der besprochenen Angelegenheiten Mittheilung nach München erstattet werden."

Mannigfaltiges.

„In unseren Polizei-Gerichtshöfen," schreibt die „New-Yorker Staatszeitung", „passiren oftmals Geschichten, bei denen dem Zuschauer vor Lachen die hellen Thränen über das Gesicht laufen und die noch durch den Humor außerordentlich gewinnen, mit welchem einige unserer Polizeirichter auf die manchmal ganz verrückten Ideen der ihnen Vorgeführten eingehen. In dieser Beziehung leistet der Richter Dowling entschieden das Meiste von allen seinen Kollegen. Neulich, als er, das Gesicht in strenge Falten gelegt, auf seinem Sessel thronte, wurde ihm ein ungefähr 28jähriges Frauenzimmer vorgeführt, welches Mary Ann Bamp heißt und wegen unordentlichen Benehmens auf der Straße verhaftet worden war. Augenscheinlich war sie in diesen heiligen Hallen keine Fremde, denn so wie sie des Richters ansichtig wurde, wendete sie sich an ihn und rief: „O Richter, du Lump, laß mich laufen!" Natürlich brach auf diese vehemente Anrede ein unauslöschliches Gelächter aus, das noch dadurch erhöht wurde, daß Richter Dowling mit scheinbar großem Ernste ihr erwiederte, sie müsse nicht so zu dem Gerichtshofe sprechen. Doch das half nichts. „Alle Mädchen sagen, du bist der Teufel," sagte sie zum Richter, „und wenn wir Frauenzimmer stimmen dürften, dich wählen wir sicher." In diesem Tone ging es weiter, da war kein Halten und kein Zureden. Sie stellte sich auf den vertrautesten Fuß mit dem Richter, erinnerte ihn an frühere Bekanntschaft und erbat sich schließlich ihre Freisprechung, indem sie darauf anspielte, wie sie früher auf Blackwell's Island gesessen habe. „Denkst du noch daran," rief sie aus, „wie du das letztemal nach Blackwell's Island als Besucher kamst, da brachte ich dir drei Hochs aus und forderte die Gefängniß-Direktion auf, zu Ehren des Ereignisses die Flagge zu hissen." Einer solchen dringenden Bitte gegenüber konnte der Richter nichts thun, als sie mit einer Warnung entlassen. Sich nach rechts und links graziös verbeugend, verließ sie den Gerichtssaal.

(Kalter Blitzschlag.) Aus Elmsborn wird berichtet: Zwei Landleute saßen während des Gewitters am letzten Donnerstag in einer dortigen Wirthschaft beim Kartenspiel. Der Eine von ihnen fühlte sich plötzlich auffallend unwohl und bat, sich einige Augenblicke niederlegen zu dürfen. Kaum zu Bette gebracht, verschied der Unglückliche. Die ärztliche Untersuchung der Leiche ergab, daß der Verstorbene von einem sogenannten kalten Blitzstrahl gestreift worden war, welcher zum offenen Fenster herein in die Stube und dicht an dem Beine des Verunglückten vorbei in den Fußboden eingeschlagen hatte. Das Bein war leicht verletzt und der Stiefelschaft an demselben versengt. An dem Fußboden hatte der Blitzschlag sichtbare Spuren hinterlassen. Die in der Gaststube Anwesenden hatten übrigens von demselben nichts bemerkt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Donnerstag, 28. Mai 1868.

Die drei Stickerinnen.

(Fortsetzung.)

So war ich endlich ein erwachsenes Mädchen geworden; meine Schwestern waren verwelkt, ohne eine Blüthezeit gehabt zu haben. Mein Vater blieb finster und kalt, wie immer, und Bruno war meines Vaters rechte Hand.

Ich fing an zu bemerken, daß Bruno sich Mühe gab, mir zu gefallen, ja er sah mich oft zärtlich an, suchte mir gefällig zu sein, und schien nicht zu bemerken, wie sehr er mir Widerwillen einflößte.

Wenn wir Sonntags Alle zur Kirche gingen, unserm einzigen gemeinschaftlichen Ausgang, wobei wir drei Schwestern stets hinter den Eltern hergingen und Bruno, der die Gesangbücher trug, neben dem Vater, stieß Bruno jetzt die alte Ordnung um, indem er sich auf dem Wege neben mich drängte und wir zu Vieren den Eltern folgten.

Mein Vater, der sonst so streng auf hergebrachte Ordnung hielt, hatte Nichts dagegen.

Jetzt erst fiel es mir unangenehm auf, daß Bruno und ich uns immer noch Du nannten. Wir waren so unvermerkt älter geworden, ich war ein erwachsenes Mädchen, und Bruno war ein Mann.

Ich sagte meiner Mutter, daß diese Vertraulichkeit mir zuwider sei und bat sie, Bruno zu verbieten, mich ferner mit Du anzureden.

Meine Mutter, die auch das Geringste nicht ohne des Vaters Erlaubniß zu thun wagte, nahm einst Gelegenheit, in meiner Anwesenheit mit meinem Vater über diesen Gegenstand zu sprechen.

Mein Vater verzog keine Miene seines starren Gesichts, er sah mich eine Weile stumm und durchdringend an, dann sagte er mit dem eisigkalten Ton, der ihm eigen war, zu meiner Mutter:

„Es ist nicht nöthig, daß die von Dir gewünschte Veränderung stattfindet, da Elisabeth ohnedies Bruno's Frau werden wird.“

Meine Mutter schrack zusammen, mir entfuhr ein Schrei. Um mein Entsetzen zu verbergen, eilte ich aus dem Zimmer, ging in unser Schlafstübchen, wo wir drei Schwestern schliefen, und warf mich lautschluchzend auf mein Bett. Angst, Scham und Verzweiflung bestürmten meine Seele. Ich schauderte und fror auf dem naßgeweinten Kissen in der kalten, finstern Kammer. Da berührte die liebe Hand meiner Mutter mein Haupt. Ich warf mich mit krampfhafter Angst an ihre Brust. Meine Mutter strich mir das wirre Haar glatt, setzte sich zu mir auf mein Bett, und ich legte meinen Kopf in ihren Schooß.

„Mutter!“ rief ich mit gepreßter Stimme.

„Sei still, Kind,“ sagte sie leise, „und lerne Dich fügen.“

„Mutter!“ flehte ich noch einmal, als könnte ich nicht fassen, daß sie mir das Schreckliche zu tragen gebot.

Wir schwiegen eine Weile, dann hob meine Mutter mein Haupt in die Höhe, schlang ihren Arm um meinen Leib und erzählte mir flüsternd von der Zeit, da man sie dem ungeliebten, schrecklichen Manne geopfert. Sie sprach von ihrem Kampf und ihrem Leid, und daß Gehorchen und Dulden des Weibes Beruf sei, und daß sie nicht die Macht habe, mich vor dem Willen meines Vaters zu schützen.

Ich horchte auf, mit klopfenden Pulsen, mit fliegendem Athem, nicht das Kind neben der Mutter saß ich mehr, das schmerzgebeugte Weib neben der leidenden Schwester, die Freundin neben der Freundin.

Welches Vertrauens hatte meine Mutter mich gewürdigt! Diese Stunde hatte mich gereift, ich fühlte ungekannte Kraft in mir, zu dulden. Ich wollte leiden gleich meiner Mutter, ich wollte dieselben Qualen tragen, die sie trug. Ja, ich fühlte mich glücklich, daß mein Vater mich dem verhaßten Manne opfern wollte. Ich war bereit für den Kampf des Lebens.

So stand ich von dem Bettrand auf und trat vor meine Mutter hin, indem ich in stürmischer Hast meinen Gefühlen Worte gab.

Aber sie lächelte wieder mit diesem schmerzvollen Lächeln. Ach sie kannte diese kindische Gefühlsschwärmerei wohl und wußte, daß sie gar bald im qualvollen Ringen mit dem allgewaltigen Drang nach Glück, der jedem Herzen innewohnt, verzehrt sein würde wie ein Strohhalm in der Flamme.

Unser Leben ging bald seinen einförmigen Gang fort.

Aber ich fühlte oft eine krampfhafte Schwäche, Kopfweh und alle Zeichen einer heranziehenden Krankheit. Auf meiner Mutter Bitte ließ mein Vater einen Arzt kommen; dieser erklärte meinen Zustand für eine Folge schnellen Wachsens und des Mangels an gesunder, frischer Luft. Eine baldige Luftveränderung sei das einzige, was mich vor einer, vielleicht langwierigen Kränklichkeit bewahren könne.

Ich las bei diesem Ausspruch des Arztes die Angst in den Zügen meiner Mutter. Was sollte sie thun? In unserer engen, trüben Gasse, unserem sonnenlosen Hof konnte ich nicht genesen. Dazu saß auch das Bangen vor der Zukunft nagend an meinem Herzen. Das wußte sie wohl. Und doch durfte sie keinen Willen haben, keine Anordnung treffen, selbst in Betreff ihres einzigen, geliebten Kindes nicht, sie mußte sich dem tyrannischen Willen meines Vaters beugen.

Dieser sagte, er werde überlegen, was zu thun sei.

Am nächsten Tage sagte er, daß er an seinen Bruder schreiben werde, damit sich dieser auf einen mehrwöchentlichen Besuch von mir einrichte. Dabei befahl er, daß meine Mutter meinen Koffer in Ordnung bringen möge. Mein Onkel war Wirthschafts-Inspektor in einer Irrenanstalt, die auf einem Berg, inmitten einer prächtigen Gegend gelegen, allerdings ihrer gesunden Lage wegen berühmt war.

Ich hatte meinen Onkel einmal gesehen, als ich noch ein kleines Kind war, kaum konnte ich mich noch seiner erinnern. Daß es gerade eine Irrenanstalt war, wohin mich mein Vater schickte, um zu genesen, hatte etwas Aengstliches für mich. Wir wagten keine Einwendungen und machten uns stumm daran, das Köfferchen zu packen.

Mein Onkel schrieb einen freundlichen Brief zurück und freute sich meines Besuches. So kam der Abschiedstag heran.

Meine Mutter, die keinen Sonnenstrahl in ihrer Leidensnacht hatte, als ihre stille Gottergebenheit und ihr Kind, litt unsäglich, da sie mich von sich lassen mußte. Sie litt stumm und ohne Klage, und das Lächeln, welches sie ihrem gequälten Herzen abrang, schnitt in meine Seele.

Zum ersten Male ging ich einer Art Freiheit entgegen, die ich so lange entbehrt. Die Welt war mir fremd, der ich zueilte, aber mein junges Herz schlug ihr fröhlich entgegen.

Mein Vater hatte einen Wagen gemiethet, der mich nach einer zwölfstündigen Fahrt an den Fuß des Berges brachte, auf dessen Gipfel das graue riesige Gebäude thronte, in dessen Mauern meine Rast sein sollte.

Es war im Vorfrühling. Ein bleicher Abendnebel umzog die hellbelaubten Bäume und Wiesen, die den Bergabhang deckten. Ein wunderbares Gefühl bestrickte mich. Ich fühlte mich wie auf einem Höhenpunkte stehend, von dem ich in ein weites, unbekanntes Land blickte. Dieses Land war meine Zukunft. Hinter mir verwogten wie Schattenflächen meine vergangenen Jahre. Mir schien es, als sei ich von allem Gewesenen losgetrennt, allem Schlimmen entronnen, nur meine Mutter band mich an die Vergangenheit. Ich stieg die vielen Stufen hinan, die empor führten, der Kutscher trug mein Köfferchen.

Tief holte ich Athem, die Luft durchdrang meine Brust wie Balsam. Ich hätte auffliegen mögen, so frei, so froh flatterten meine Gedanken. Nur als wir oben angekommen waren und das große eiserne Thor mich anstarrte, und die vielen, vielen eisenvergitterten Fenster, da ward mir bang. Ich setzte mich auf das Bänkchen, welches am Thore stand, dem Erschöpften zur Rast bereitet, und zauderte, ehe ich die Glocke zog.

Drinnen rasselte ein Schlüssel, ein alter Mann öffnete und frug nach unserem Begehr. Ich nannte meinen Namen und sagte, daß ich die Nichte des Wirthschaftsinspektors sei und ihn zu besuchen käme.

Wir traten ein, der Schlüssel rasselte wieder, der Thorflügel schlug zu. Ich stand in einem weiten, weißgetäfelten Hof, Alles war still, nur hinter einigen der zahllosen, vergitterten Fenster dünkte es mir, als sähe ich menschliche Gestalten. Jenseits des Hofes war ein hohes, schwarzes Gitterthor, über dessen Bogen die Wipfel von Bäumen ragten.

Abgeschlossen vom Markte des Lebens, vom Verkehr der Menschheit lag diese stille Welt. Wie viel Herzweh mochte hinter den vergitterten Fenstern wohnen!

Der Thorschließer schritt über den Hof voran. Er läutete an einer Thüre, die sich alsbald öffnete. Ein Mann im weiten, grauen Schlafrock trat uns entgegen. Er hatte mich erwartet und begrüßte mich herzlich. Eilig führte er mich in die kleine, nette Stube, wo die Tante meiner beim Abendthee harrte. Es war eine liebe, dicke, freundliche Tante, die ich

fand. Wir hatten uns noch nie gesehen. Mir war gar nicht mehr bange. Sie half mir den Mantel ablegen und lachte, daß ich krank sein solle und so rothe Backen und helle Augen hätte, und sagte, es sei gar nicht schrecklich hier oben, und sie hätte viel zu thun und obgleich kinderlos, doch viele, viele Kinder zu versorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Seubottenreuth am 29. Juli 1866.

Ueber den unglücklichen Zusammenstoß bayerischer und preußischer Truppen bei Seubottenreuth am 29. Juli 1866 entnehmen wir der offiziellen Darstellung Folgendes: „Das Kriegsministerium hatte auf die Kunde der Invasion des 2. preußischen Reservekorps die schleunige Konzentrirung der wenigen augenblicklich verfügbaren Abtheilungen in einen größeren Truppenkörper in Oberfranken oder der Oberpfalz beschlossen und eingeleitet, dessen wesentlichste Aufgabe gegenüber der nach verschiedenen Andeutungen vorausgesetzten Absicht eines feindlichen Vordringens an die Donau und südwärts derselben darin bestehen sollte, die von Osten und Nordosten fast offenen Zugänge dorthin zu decken und das Vorschreiten eines überlegenen Feindes nach dem Süden Bayerns so viel immer thunlich zu verhindern oder zu erschweren, um zu ausgedehnten Gegenmaßregeln Zeit zu gewinnen. Zur Bildung dieses „Ostkorps" wurden die vierten Bataillone des Leib- und des 7. Infanterieregiments, das Reservebataillon des 11. Regiments, 2 Reserve-Jägerkompagnieen und eine halbe gezogene Batterie des 4. Artillerieregiments, dann außerdem die im Nordosten Bayerns stehenden Truppen bestimmt. Am Abend des 26. Juli traf der definitiv mit der Kommandoführung über das Ostkorps betraute Generalmajor Fuchs in Kemnat ein und übernahm den Oberbefehl. Aber schon am 28. Juli früh 6 Uhr erhielt er ein Telegramm des als Landeskommissär für Oberfranken fungirenden Regierungsraths Bucher, welcher ihm in offizieller Weise Mittheilung über den Eintritt eines Waffenstillstandes machte und zugleich den Befehl des Oberkommandos eröffnete, so viel Land zu decken, als nur immer möglich. „„Die Kolonne Höfler rücke deßhalb nach Hochstadt und Hollfeld vor. Bayreuth sei, so viel man wisse, noch von den Preußen frei.““ Mit Beziehung auf diese unzweifelhaft als authentisch zu betrachtende Nachricht verfügte Generalmajor Fuchs, daß das 4. Bataillon (Wirthmann) des 13. Regiments nach Waldeck und Umgegend, jenes des 7. (Stöckel) nach Waldsassen, Mitterteich, Erbendorf und Eschenbach, jenes des 14. (Michels) nach Kulmain und Kemnat, das Reservebataillon (Lauböck) des 11. nach Weiden, die beiden Jägerkompagnieen nach Furth, das 4. Bataillon (Joner) des Leibregiments aber mit der halben Batterie an den nun vor Allem wichtigen Punkt, nach Bayreuth, rücken solle. Dieses Bataillon erhielt die Weisung, falls die genannte Stadt von den Preußen besetzt gefunden würde, weiter rückwärts Stellung zu nehmen, und brach sofort nach Kirchenlaibach auf; nur die 8. Schützenkompagnie unter Hauptmann von Parseval blieb zurück, bis die Bahn fahrbar gemacht war, dann folgte dieselbe mittelst Extrazug nach, um das Bataillon wo möglich unterwegs aufzunehmen. Indeß traf der Zug nicht auf die Kolonne und Hauptmann von Parseval beschloß daher, um die Ankunft in Bayreuth nicht zu verzögern, mit seiner Kompagnie allein vorauszufahren. Etliche hundert Schritte vor der Stadt gab ein Bahnwärter das Signal zum Halten und meldete, der Feind, welcher vor kaum 10 Minuten eingerückt sei, habe bereits den Bahnhof mit 30 Dragonern besetzt. Der Hauptmann ließ augenblicklich aussteigen und dem gegnerischen Kommandanten durch einen Parlamentär mittheilen, daß sein Bataillon bei eingetretener Waffenruhe befehligt sei, die Garnison Bayreuth zu beziehen. Der feindliche Offizier erklärte, es sei ihm von Einstellung der Feindseligkeiten nichts bekannt; er wolle übrigens bei seinem Höchstkommandirenden anfragen und, bevor er Antwort erhalten habe (dieselbe erfolgte verneinend Abends ½10 Uhr), nichts gegen die bayerischen Truppen unternehmen. Ueber diese Verhandlungen war es ½6 Uhr Abends geworden, und Hauptmann v. Parseval, welcher dem General Fuchs über seine Lage telegraphisch berichtete, zog sich jetzt auf der Creussener Straße bis Ober-Connersreuth zurück, woselbst nach 6 Uhr auch das Bataillon anlangte. Major Graf Joner beließ die 13. bei der 8. Schützenkompagnie in Ober-Connersreuth, ging mit der 14., 15. und 16. nach St. Johannes und schickte die 7. Schützenkompagnie als Verbindungsglied an den Durchschnittspunkt der Bahn mit der Straße nach Colmdorf vor. Auch er hatte sich mit dem feindlichen Kommandanten ins Benehmen gesetzt; jedoch noch ehe von diesem ein definitiver Entscheid gegeben ward, erhielt er (etwa um 8 Uhr Abends) die Meldung, daß der Gegner Infanterie auf Wägen nach Untersteinach führe und daß eben eine größere Kolonne mit Geschützen in Bayreuth einrücke. Zugleich bekam er ein Telegramm des

Generals, das ihn anwies, „„bei Creussen-Weidenberg Stellung zu nehmen.““ Er setzte sich nun mit der 15. und 16. Kompagnie nach Weidenberg in Bewegung, befahl der 14. Kompagnie nach Creussen zu rücken, und ließ durch einen Offizier, welcher überdies beauftragt war, die in Aussicht gestellte Erwiederung des feindlichen Kommandanten entgegen zu nehmen, seine 3 detachirten Kompagnieen gleichfalls zum Rückmarsch anweisen. Hierüber brach die Abenddämmerung herein und bald lag tiefes Dunkel über der ganzen Gegend. Hauptmann Rudhart, welcher die 14. Kompagnie führte, hatte sich nach Antritt seines Marsches, um zu rekognosziren, zur Vorhut begeben, wurde aber schon bei St. Johannes durch ein Mißverständniß von der Kompagnie getrennt und nahm dies erst wahr, als er, in der Nähe der von Bayreuth nach Seubottenreuth führenden Straße plötzlich überfallen und beschossen, sich auf seine Truppe zurückziehen wollte. Mit den wenigen Leuten, die ihm geblieben und 12 Mann der Wagenbedeckung, welche sich ihm angeschlossen hatten, gelangte er Nachts ½2 Uhr nach Seubottenreuth. Seine Kompagnie war inzwischen den beiden vom Major geführten Kompagnieen nach Weidenberg gefolgt. Die 7. Schützenkompagnie war zwischen 8 und 9 Uhr von Colmdorf abmarschirt, kam zwischen 12 und 1 Uhr nach Seubottenreuth und verbarrikadirte sich dort. Eben daselbst langte fast gleichzeitig der dem General Fuchs beigegebene Generalstabshauptmann Schanzenbach an und dieser dirigirte die gesammte in Seubottenreuth anwesende Mannschaft mit anbrechendem Morgen nach Kemnat. Die 8. Schützen- und 13. Kompagnie hatten um ½10 Uhr den Befehl zum Abmarsch erhalten und waren über die nördlich von Ober-Connersreuth befindliche Anhöhe gegen die Weidenberger Chaussee abgerückt, als Hauptmann v. Parseval durch einen Unteroffizier den Befehl erhielt, in Ober-Connersreuth zu warten. Er wollte nun die vorausmarschirende 13. Kompagnie an sich ziehen; allein ehe dieselbe von der vorgeschickten Ordonnanz erreicht ward, sah sie sich plötzlich am sogenannten Rollwenzel-Haus auf's Heftigste angefallen und wurde getrennt. Der eine Zug gelangte am nächsten Morgen ohne besonderen Unfall nach Weidenberg zum Bataillon, der andere aber, welcher um Mitternacht nach dem Dorfe Emtmannsberg gekommen war, dort einige Stunden gehalten und mit Tagesanbruch seinen Marsch gegen Seubottenreuth fortgesetzt hatte, wurde zunächst dieses Ortes von Reiterei überfallen, und nachdem von 84 Mann 18 getödtet oder verwundet waren (unter letzteren auch der Kompagniekommandant Oberlieutenant Freiherr v. Aretin), gefangen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Neuen Jahrbücher für Turnkunst bringen im ersten Hefte des XIV. Bandes einen sehr beherzigenswerthen Aufsatz des Herrn Ober-Studienrathes Dr. v. Klumpp über Mädchen-Turnen, namentlich nach der von Spieß für die Schule und die Erziehung angepaßten Methode. Ihren wohlthätigen Einfluß auf Gesundheit und Wohlbefinden überhaupt, besonders aber mit Anwendung auf das weibliche Geschlecht, faßt eine Denkschrift der Berliner medizinischen Gesellschaft von 1864 an den Unterrichts-Minister in folgenden Worten zusammen: „Das Turnen stärkt das Muskel-System, regelt und fördert den Blutumlauf, verbessert die Haltung des Körpers, hebt die Brust zu freiem Athmen, gibt den Bewegungen Festigkeit und Anmuth, und befördert die normale, kräftige und harmonische Entwicklung der Glieder und des gesammten Organismus. Wir haben von einem solchen Turn-Unterricht für Mädchen“ — heißt es weiter — „die allergünstigsten Erfolge gesehen. Bleiche, schwächliche, unbeholfene Wesen mit schlechter Haltung wurden in frische, kräftige, gewandte, grad einhergehende umgewandelt, und ganz allgemein geht unsere Erfahrung dahin, daß ein frühzeitiges, d. h. mit dem siebenten oder achten Lebensjahre begonnenes und consequent fortgesetztes Mädchen-Turnen ein späteres Schief- und Buckeligwerden, selbst in Fällen, wo eine erbliche Anlage dazu vorhanden ist, fast ausnahmslos verhütet. „Dem Mädchen-Turnen wird lange noch nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt. Und die Stärkung der weiblichen Gesundheit ist doch bei deren sitzender Lebensweise und bei den vielen „weiblichen Arbeiten“, die zu den Schularbeiten hinzutreten, so dringend zu wünschen. Die Zeit für regelmäßige Bewegung im Freien wäre wohl weniger auf Unkosten des Französischen und Englischen, als namentlich des Häkelns, Stickens und sonstiger viel zu weit getriebener Arbeiten zu gewinnen, die mit Kunst wenig gemein haben und überhaupt werthlos sind.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Samstag, 30. Mai 1868.

Menschen und Uhren.

(Nach Seidl.)

Die Menschen, die haben gerad wie die Uhr'n
Verschiedene Launen und eig'ne Natur'n! —
Ein Reicher, der kommt so wie 'ne Thurmuhr mir vor,
Sie ragt über And're großmächtig empor;
Daß Alles zu ihr aufschaut, daß Alles nach ihr geht,
Und so, wie sie's vorschlägt, der Wind auch stets weht.
Doch wenn bei einem Wetter der Blitz sie berührt,
So schmelzen die Zeiger, die Uhr ist ruinirt.

Der Gelehrte, der macht wie 'ne Kunstuhr sich breit,
Verhüllt seine Schwächen im schillernden Kleid;
Zeigt Datum, Sekunden, schlägt Viertel und Stund',
Und ist trotz seiner Federn gar oft nicht gesund! —
Zieht's Schicksal am Schnürchen ein wenig zu jäh,
So fällt aus dem Streiche die Kunstuhr, o weh!
Drum sag' ich, daß wahrlich nur 'ne Uhr mir behagt,
Die's Nämliche zeiget und 's Nämliche schlagt.

Der gewöhnliche Mensch ist 'ne Schwarzwälderuhr,
Er gehet ohne Kunst ganz still nach der Schnur;
Sein Kukuck: „das Gewissen", das mahnt ihn getreu:
Es ist jetzt schon wieder eine Stunde vorbei! —
Das Gehäuse ist hölzern, ohne Schmuck und ohne Pracht,
Doch dauerhaft dagegen das Inn're gemacht;
Drum braucht so 'ne einfache Schwarzwälder'sche Uhr
Auch selten eine ernstliche Reparatur.

Die Mädchen nach uns'rer neumodischen Art
Sind wie die Cylinder-Uhr'n so zierlich und zart;
Von außen sind sie schmächtig und inwendig drin
Läuft die Spindel des Herzens im feinsten Rubin;
Die Lieb' nur, die's Uehrchen so fest an sich druckt,
Begreift, was im Räderwerk hämmert und zuckt;
Doch wenn so ein Uehrchen verdorben mal wird —
Kein Künstler auf Erden es mehr reparirt.

Vor Allem aber sind mir die Weiber verhaßt,
Wie die Uhr'n hat 'ne jede ihre Untugenden fast;
Das Herz ist die Unruh', der Wecker die Zung',
Die Füß' sind die Springfedern, sind sie alt oder jung; —
Und erst das Repetir'n und am End' noch gar 's Schlag'n,
Nein, nein! — so ein Werkchen ist nicht zu vertrag'n! —
Denn will ich grad wissen, wie viel als 's hat geschlag'n,
So weiß ich schon Leute, die's aufrichtig mir sag'n.

Ein sauberer Junge, der aber nichts versteht,
Der Bilderuhr gleichet, die niemals recht geht;
Wie die Spieluhr'n, so sind die Virtuosen bestellt,
Die mit eingelernten Stücken durchreisen die Welt.
Die Sonnenuhr gleich ist ein treuloser Freund,
Der länger nicht Stich hält, als die Glückssonn' uns scheint: —
Und trägt mein Gesang euern Beifall mir ein,
So will dann wahrhaftig — Repetiruhr ich sein!

Ersw. Fr. Luxenburger.

Die drei Stickerinnen.

(Fortsetzung.)

Wir setzten uns Drei zusammen, der Onkel rauchte und wir plauderten, bis ich müde wurde. Da führte mich die Tante in mein Schlafstübchen und ließ mich allein. Ich war so müde, so überwältigt von den Eindrücken des Tages, daß ich mich halb entkleidet auf mein Bett warf. Ich faltete die Hände, betete und dachte an meine Mutter. Gaukelnd umtanzten mich die bunten Bilder der Reise; ich fühlte mich wieder im schaukelnden Wagen, da war es mir plötzlich, als hörte ich einen sanftklagenden, wundersamen Ton, mir war's, als blickten mich dabei die feuchten, lieben Augen meiner Mutter an. Aber fort und fort drang dasselbe Tönen an mein Ohr, ich ward endlich munter, sprang auf und horchte. Ein weißer Schein lag über meinem Bett; es war der Mond, der ins Stübchen schien.

Ich eilte an's Fenster, öffnete einen Flügel und prallte erschrocken zurück. Mein Kopf stieß an das Eisengitter. Ein leises Grauen überlief mich und dabei klangen die süßen, wehmuthvollen Töne über den weiten, schweigenden, mondbeschienenen Hof.

Ich überzeugte mich, daß es eine Flöte war, die ich hörte. Eine eigenthümliche Traurigkeit überkam mich, ich begann zu weinen, eine ganze Welt ahnungsvoller Gefühle stürmte in meiner Brust empor.

Schmerz und Wonne rissen in meinem Herzen.

Endlich war es still.

Ich legte mich nieder und schlief fest und süß bis zum Morgen. Die Tante weckte mich und rief zum Morgenkaffee. Ich kleidete mich rasch an und eilte in die Wohnstube. Da fand ich den Onkel, sein Pfeifchen rauchend, mit der Tante am Kaffeetisch. Meine Tasse stand zwischen den ihren. Es war Alles so traulich. Selbst die vergitterten Fenster waren mir nicht mehr fürchterlich, die Tante hing ihre hübschen Käfige mit Kanarienvögeln an den schwarzen Stäben auf und stellte Blumentöpfe dazwischen, die sie der Nachtluft wegen hereingenommen.

Die beiden alten Leute sprachen von ihren Tagesgeschäften, lachten, scherzten und freuten sich, daß sie doch endlich auch ein Kind hätten.

Ich mußte dabei an unsere freudlose Häuslichkeit denken, an unsere Mittag- und Abendmahle, die kein frohes, geselliges Wort würzte, an meine arme Mutter, meine Schwestern und Bruno. Ich sah das Stirnrunzeln meines Vaters, vor dem wir zitterten, und fühlte mich frei, wie ein aus harter Knechtschaft entronnener Sklave.

Daß meine arme Mutter nach mir bangte, bedachte ich im Gefühl meiner Freiheit nicht gleich, auch nicht, daß ich ja bald wieder heimkehren müsse in das finstere Haus.

Dann führte mich die Tante in die Kochregionen, wo sie Königin war. Hier ward für die Einwohner des ganzen, riesigen Gebäudes gekocht. Meine Tante beaufsichtigte und befehligte eine große Schaar von Dienerinnen, die sich unter ihren sanften Scepter beugten.

Die Küche, die Speisegewölbe, das Waschhaus, die Waschkammern, Alles in blitzender Sauberkeit und Ordnung, lagen in einem Seitengebäude, welches ganz von der Heilanstalt abgeschlossen war.

Ich begann nun ein fröhliches, harmloses Leben, ging meiner Tante zur Hand, wo ich konnte, und ward mit Liebe und Güte von ihr überschüttet.

Das seltsame Flötenspiel hörte ich jede Nacht, es weckte mich mit sanfter Klage aus dem festesten Schlaf, es beschäftigte mich am Tage, aber seltsam — ich frug nicht nach dem Spieler.

Die minder Kranken gingen frei über den Hof, durch das große Gitterthor nach den Gärten; ich konnte sie vom Fenster unserer Wohnstube aus sehen. Sie sprachen und benahmen sich ganz wie andere Menschen, und die Furcht, die ich Anfangs vor ihnen hatte, verschwand nach und nach allmälich.

Mein Onkel führte mich auch in die großen, schönangelegten Gärten, die zur Benutzung der Kranken waren. Freilich umschloß sie eine hohe Steinmauer, aber es war doch eine Art Freiheit für diese Unglücklichen.

Der Frühling hauchte eben sein zartes Grün über die weiten Rasenflächen und die Baumwipfel und der Sonnenschein fand so gut hier an der Stätte menschlichen Elends seine junge Blüthenwelt zu wecken, als an den Orten der Freude und des Glückes.

Mein Onkel besaß eine abgeschlossene Gartenabtheilung für sich allein. Er war ein großer Blumenfreund, und hatte sich hier ein kleines zauberhaftes Paradies geschaffen. Hier waren Grotten aus künstlichem Steinbau, duftige Lauben und Beete, auf denen sich die bunte Schaar der Frühblumen dem Licht entgegendrängte. Selten war eine Blume in unser Haus gekommen, da mein Vater jeden bunten, freundlichen Schmuck des Lebens haßte; wie lernte ich hier die Blumen in ihrer sinnigen Schönheit lieben! Wie glücklich war ich in diesem Garten! Sobald der Morgen kam, streifte ich schon zwischen den Beeten, belauschte die erwachenden Keime und fand täglich neue Wunder und neue Freuden in diesem stillen Blumenreich.

So fügt sich langsam und unvermerkt Stein an Stein, bis das Gebäude eines Menschenschicksals fertig ist.

Es war an einem frühen Morgen, als ich einst nach dem Garten ging; die Thür war offen, und ich glaubte, der Gärtner sei drinnen.

Ich eilte nach meinem Lieblingsplätzchen, einer moosigen Steinbank, die unter einem Apfelbaum stand.

Ein fremder Mann saß auf der Bank, und auf dem steinernen Tisch davor lag eine Flöte.

Erschrocken hemmte ich meine Schritte, der Fremde wurde mich gewahr, er erhob sich, und wir standen uns gegenüber.

Welche Schauer überrieselten mich plötzlich und ließen die Worte auf meinen Lippen ersterben! So fällt der Sonnenstrahl in die träumende Knospe und weckt sie zum Blumenleben auf.

Ein Antlitz von überirdischer Schönheit blickte auf mich nieder. Dunkles Haar floß um eine hohe, weiße Stirn und wallte in glänzender Fülle hernieder. Der fremde Mann sprach einige Worte, aber in

der Verwirrung meiner Gefühle fing ich blos den Schall auf, aber verstand sie nicht. Da griff er lächelnd nach seiner Flöte, verbeugte sich und ging dem Ausgang des Gartens zu.

Und diese Gestalt voll königlicher Hoheit, dieses Heiligenangesicht, dieses Auge voll schwärmerischen Glanzes gehörte — einem Wahnsinnigen!

Ich schlug die Hände vor's Gesicht und weinte. Meine ungeschulten Empfindungen kannten keine Rettung aus dem Wirbel, in dem sie umhertrieben.

Zehnmal des Tages öffnete ich die Lippen, um meine Tante nach jenem Manne zu fragen, der in ihrem Garten an ihrem Tisch gesessen. Aber die Gluth, die schon bei der Erinnerung an ihn meine Wangen überströmte, schloß mir die Lippen.

Ich zweifelte nicht, daß er der nächtliche Flötenspieler war. Mein Herz sagte es mir. Ich hörte seine Stimme in der schweigenden Mitternacht, ich verstand seine Sprache. Er redete zu mir von einem Glück, das mein Herz nicht zu fassen vermochte. Und dann hing sich die schwarze Grauengestalt des Wahnsinns an die leuchtende Erscheinung. Ich starrte thränenden Auges nach den schwarzen Fenstergittern hinauf und meine Seele suchte die seine.

Ein Zufall führte mich aus diesen krankhaften Schwärmereien in die Wirklichkeit zurück.

Als ich einst an meines Onkels Arm durch den Garten ging, kam der Fremde uns plötzlich entgegen.

Er grüßte uns und sagte: „Sie haben gestattet, Herr Inspektor, daß ich Ihren eigenen Garten besuchen darf, Sie sehen, ich mache von dieser Erlaubniß Gebrauch."

„Von Herzen gern steht Ihnen mein Garten offen, Herr Alexander," sagte mein Onkel, „und wollte Gott, ich könnte Ihnen mehr Freuden in Ihrem Leide bieten!"

In diesem Augenblick streifte das Auge des jungen Mannes meinen Blick, ich zuckte zusammen, die beiden Männer drückten sich schweigend die Hand und wir gingen in dem Garten weiter, jener nach dem Hause zurück.

„Warum zittert denn Dein Arm so, Närrchen?" frug mein Onkel plötzlich.

„Onkel," rief ich, „Onkel, ist dieser wahnsinnig?"

„Ja und nein," sagte mein Onkel halblaut. „Ja, vor der Welt, nein in Wahrheit. Es ist eine böse Geschichte, doch was kümmern Dich die schlimmen Dinge in der Welt, Du unschuldige Taube?"

„Er ist nicht wahnsinnig, Onkel?" frug ich noch einmal.

„Nein, mein Kind."

Schweigend gingen wir weiter. In meiner Seele erhob die Freude ihre jauchzende Stimme. Ich dankte Gott, daß er diesem vollkommensten seiner Geschöpfe die edelste Gabe nicht entzogen.

Ich habe später die Schicksale des jungen Mannes erfahren. Er hatte, sich gegen den räuberischen Anfall eines betrunkenen Dieners vertheidigend, das Unglück, diesen zu tödten. Das Gesetz nannte ihn schuldig, erklärte ihn als Mörder. Seine Familie brachte es mit Hilfe eines bestochenen Arztes dahin, daß er als geistesgestört, statt im Zuchthaus, seine Strafe im Irrenhause abbüße.

Er lebte hier, ein Gesunder unter Kranken, im beständigen Verkehr mit Wahnsinnigen, ein trauriges Leben.

Mein Onkel, der ihn liebgewonnen, ebenso der Arzt, erwiesen ihm viel Freundlichkeit, Alles das konnte ihn aber seiner Trauer nicht entreißen. Er war schwermüthig und lechzte nach Freiheit.

So trafen wir uns im Garten des Irrenhauses. Ein junges Herz voll glühender Lebenssehnsucht, ein armes, junges, unbewachtes Herz, umstrickt vom Zauber seiner Schönheit, klopfte ihm in meiner Brust entgegen.

Wir sahen uns oft in dem stillen Garten am Irrenhaus. Neben den Stätten des Elends, hinter der grauen Mauer, die Tausende Unglücklicher barg, erwachte uns ein glühender Liebessonnenhimmel.

In ahnungsloser Seligkeit ging ich am schmalen Rande eines Abgrundes hin. Wir sprachen Nichts von Liebe, wie konnte der arme Gefangene Liebe bieten, wie konnte ich Liebe träumen, die ich von einem harten, grausamen Vater einem Andern bestimmt war?

Er hatte schöne, prächtige Reisen gemacht und erzählte mir von fernen, fremden Ländern, ich hörte und lernte, und mein Blick hing Seligkeit träumend an seinen Lippen.

Meine Mutter hatte mir öfter geschrieben. Ihre Sehnsucht rief mich an ihr Herz. Aber noch schwieg der eiserne Befehl meines Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Seubottenreuth am 29. Juli 1866.

(Schluß.)

Die 8. Schützenkompagnie war allein nach Ober-Connersreuth zurückgegangen, hatte diese Ortschaft aber augenblicklich wieder verlassen, als man vom Rollwenzel-Haus her feuern hörte. Auf der Höhe angelangt, wurde auch sie beschossen, wobei ein Mann

fiel. Trotz aller Eile gelang es nicht mehr, mit der 13. Kompagnie Fühlung zu gewinnen. Im Rollwenzel-Haus fand sich nur mehr ein einziger preußischer Soldat. Hauptmann v. Parseval setzte sich nun in Marsch nach Weidenberg und langte um ½3 Uhr am Morgen des 29. dortselbst an. Generalmajor Fuchs hatte auf die erste Nachricht über die Situation des Bataillons Joner dem Reservebataillon des 11. Regiments Ordre geschickt, per Eisenbahn von Weiden nach Kemnat zu gehen, um dem ersten zur Aufnahme zu dienen. Es war aber die Kunde eingegangen, daß der Feind, auch aus Böhmen vordringend, Waidhaus schon besetzt hatte, und darum hatte der eben in Weiden befindliche Hauptmann Schanzenbach das abberufene Bataillon dort zurückgehalten. Der General billigte dieses Verfahren. Ebenso bestätigte er zunächst den vom genannten Offizier bei seiner schon erwähnten Anwesenheit in Seubottenreuth an den Major Grafen Joner nach Weidenberg erlassenen Befehl, auf der Hauptstraße längs des Gebirges direkt nach Kemnat zu marschiren, welchem dieser unmittelbar nach dem Empfang (½7 Uhr Morgens) Folge leistete. Als der Generalmajor Fuchs mittlerweile die Gewißheit erlangt hatte, daß Seubottenreuth nicht vom Gegner besetzt sei, sandte er bald darauf dem zurückmarschirenden Bataillon die Contreordre entgegen, dorthin zu rücken, weil er es von da mittelst der Eisenbahn transportiren lassen wolle. Der Major erhielt diesen neuen Befehl gegen ½8 Uhr und schlug sofort die bezeichnete veränderte Marschrichtung ein. Inzwischen war jedoch, wie erwähnt, nächst Seubottenreuth die Gefangennahme der von Emtmannsberg dahin gelangten Abtheilung erfolgt, ohne daß der General oder Major Graf Joner von diesem Ereigniß erfuhren. Schon in der Nähe von Döberschütz bemerkte dieser jetzt feindliche Infanterie in seiner linken Flanke, gegen die er sich durch die herangezogene Arrieregarde (8. Schützenkompagnie) zu sichern suchte. Das Bataillon war noch nicht bis an die Bahn gelangt, als es plötzlich durch Artillerie beschossen wurde. Zugleich entwickelte der Feind Infanterie und Kavalerie. Der Marsch wurde eiligst fortgesetzt, so daß die auf's Aeußerste erschöpfte, gleichwie das ganze Bataillon fast nur aus Rekruten bestehende Plänklerkette in dem unwegsamen Terrain nur sehr schwer zu folgen vermochte. Endlich ist die Kreuzung der Straße mit dem Bahndamme erreicht; allein wegen des erwarteten Zuges, welcher das Bataillon zurückführen soll, sind die Schlagbäume herabgelassen, und während nun die Tête der Kolonne sich durch die schmalen Durchgänge zwängt, attakiren die Mecklenburger Dragoner gegen die Queue. Hauptmann v. Fleckinger, der mit seiner Kompagnie das Bataillon schließt, läßt kehren und schlägt den Angriff durch eine wirksame Decharge ab. Inzwischen ist die Passage frei gemacht worden und das Bataillon überschreitet rasch den Bahndamm. Der einzige mögliche Ausweg lag nunmehr gegen Creussen. Dieser wurde denn auch eingeschlagen und der Rückzug dorthin, gedeckt durch die Kompagnie des Hauptmanns v. Parseval, allerdings aber unter schweren Verlusten, bewerkstelligt. Letztgenannter Offizier traf mit der Arrieregarde eine Stunde nach dem Bataillon in Creussen ein, übernahm dort von dem verwundeten Major das Kommando und setzte mit den 300 Mann, die übrig geblieben waren, nach kurzer Rast seinen Marsch auf Kirchenthumbach fort. Hier requirirte er Wägen, schaffte seine Mannschaft nach Pressat und fuhr mit derselben auf der Eisenbahn nach Weiden. Der Verlust betrug: 6 Mann todt, 1 Offizier (Major Graf v. Joner-Tettenweiß), 1 Mann, 1 Pferd verwundet, 7 Offiziere (Hauptmann Gradinger, Oberlieutenant Frhr. v. Aretin, dann die Unterlieutenants Galler, Schwarz, Baur, Uebelacker und Del Moro), von denen 4, dann 243 Mann, von denen 21 auch verwundet waren, dann 1 Pferd, vermißt und gefangen; im Ganzen: 8 Offiziere, 250 Mann, 2 Pferde. Der Feind war eine größere Strecke gegen Creussen nachgefolgt, dann wendete er sich westwärts. Am 31. Juli rückte die Avantgarde des Großherzogs von Mecklenburg in Nürnberg ein, und nun erklärte derselbe dem Generalmajor Fuchs seine Bereitwilligkeit zu unterhandeln.

Mannigfaltiges.

(Eine Eisenbahn, die sich jenseits rentiren wird.) Die Einwohner von Sibirien haben den Kaiser von Rußland um eine Eisenbahn gebeten. „Ziehe uns, die wir entfernt sind, an dein Herz und gib uns eine Eisenbahn," so sagen sie; dafür wollen sie aber auch aus ihren Eisgefilden die „heißesten" Gebete für den Kaiser gen Himmel senden.

(Eine unbescheidene Anfrage.) In den Berliner „Wespen" lesen wir: „Die Haft der Schuldgefangenen wird sehr bald aufhören. Wann naht das Ende der Haft der Unschuldgefangenen? Mehrere sitzende Redakteure."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Donnerstag, 4. Juni 1868.

Die drei Stickerinnen.

(Fortsetzung.)

Ich säumte und säumte, ich verscheuchte die Trennungsgedanken und schwelgte in der kurzen, traumhaften Seligkeit, die mir mein Schicksal gönnte.

Ueber uns blühten die Aepfelknospen auf und sie verstreuten ihre rosigen Blätter über den Steintisch und die kleine Bank, und der Aepfelbaum war wieder grün und die Blüthenblätter verweht, und die Rosen drängten sich schon in ihren engen, grünen Hüllen der Sonne zu, an der grauen Mauer des alten Hauses kletterte der wilde Wein empor. Ich sah zum ersten Male dem Frühling ins schöne Angesicht, dem ersten Frühling und der ersten Liebe.

Da kam ein Brief meines Vaters, der mich zurückrief. Ich hatte keine Gelegenheit, dem Geliebten Lebewohl zu sagen. Die Tage waren plötzlich düster und regnerisch geworden, düster wie das ganze Leben, welches nun vor mir lag.

Ich brachte die letzte Nacht in dem kleinen Stübchen mit dem vergitterten Fenster zu. Schlaflos lehnte ich hinter den kalten, schwarzen Eisenstäben; die Nacht war sternenlos und feucht. Sein Flötenspiel umschwirrte mein Haupt; Ade, Ade! rief ich weinend den lieben, lieben Tönen zu. Der Morgen stieg grau hinter dem hohen Dache empor und blickte gramvoll und gespenstig in mein Kämmerchen.

Mit tausend Thränen nahm ich Abschied von dem lieben, engen Raum, wo ich so glücklich gewesen war.

Mein Köfferchen war gepackt. Wir schritten über den stillen, schweigenden Hof. Der Schlüssel knarrte wieder. Die Tante blieb am Thore zurück und der Onkel begleitete mich die Stufen hinunter bis an den Wagen.

Lautschluchzend warf ich mich an des alten Mannes Brust, mir war, als müßte ich mein junges Leben ausweinen. Ich kam wieder nach Haus. Meine Mutter empfing mich mit Freudenthränen.

Wie ein Grab erschien mir das alte, düstere Haus. Träumend schritt ich durch die Stuben. Alles sah mich fremd, ja furchtbar an. Ich hätte mit meinen Armen die alten, engen Mauern auseinander drängen mögen. Die Luft im Vaterhaus erstickte, verdorrte, verzehrte mich.

Nur meine Mutter, meine liebe, süße Mutter, lieh diesem Dunkel einen sanft versöhnenden Schein.

Jede Nacht lag ich weinend auf meinen Kissen. Oft fuhr ich auf und meinte die Klänge der Flöte zu hören, die mir wehmüthig Lebewohl zuriefen, aber ich hörte nichts als den ruhigen Athem meiner armen schlafenden Schwestern und das Pochen meines eigenen Herzens.

Mein Vater hatte kein freundliches Wort des Wiedersehens für sein heimkehrendes Kind gehabt und schaudernd wandte ich mich ab vor Bruno's Gruß.

Und ich trug das Geheimniß meiner Liebe still in meiner Brust. Wie hätte ich es auch, selbst der geliebten Mutter anvertrauen können, ohne den Blüthenstaub vom Kelche dieser Himmelsblume zu streifen.

Ich dachte an den Apfelbaum mit seinen grünen Aepfeln, die sich in der Sommerluft röthen würden, und sah Alexander auf der Steinbank; und die wogenden Blumen, die sein Antlitz schauen, und die fallenden Blätter, die sein Haar streifen durften, neidete ich um ihr Glück.

Und ich wußte, daß ich wieder zu Onkel und Tante kommen und in dem kleinen Stübchen wohnen würde, in welches der melodische Gesang seiner Flöte drang.

Und aus stillem, traurigem Sinnen riß mich dann eine jähe Lustigkeit empor. Ich hätte jauchzen mögen und bald verschwamm die Freude wieder in Sehnen, und leise singend suchte ich die Melodieen seines Flötenspiels in meiner Erinnerung zu wecken.

Außer des Sonntags, wenn wir zur Kirche gingen, verließen wir unser Haus fast gar nicht mehr. Die

Frau Hauptmännin war schon vor meiner Ankunft abgereist, sie hatte ihren Mann in ein Bad begleitet, wo der alte Soldat Heilung für seine gichtlahmen Glieder suchte.

So zog der schöne Sommer hin. Ich sah nichts von all' seiner Herrlichkeit als ein kleines, blaues Himmelsstückchen, welches über unserem Hofe stand.

Mein Vater hatte seit jenem einzigen Male nichts wieder über meine einstige Verbindung mit Bruno erwähnt. Er schien das als etwas Abgemachtes zu betrachten.

Eine tiefinnere, stille Seligkeit, die in dem Bewußtsein meiner Liebe, in der Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dem Geliebten wurzelte, ließ mich die Angst beherrschen, die der Anblick Bruno's und meines Vaters in mir wachrief.

Mein Vater hatte trotz seines weißen Haares stets etwas Stattliches, Markiges in seiner Erscheinung gehabt. Seit meiner Rückkehr fiel es mir auf, daß er sichtlich alterte. Etwas Greisenhaftes nahm sein Aeußeres an, das Alter brach plötzlich über ihn herein. Sein Gang ward langsamer, seine Haltung gebückt.

Er ließ sich einen bequemen Lehnstuhl in seinem Laden aufstellen, auf welchem er oft halbe Tage lang saß, während Bruno und eine meiner Schwestern die Kunden bedienten.

Jede theilnehmende Frage meiner Mutter, jedes liebreiche Wort wies der alte Mann mit derselben Kälte und Schroffheit zurück wie ehemals.

Bruno war oft mit dem Vater allein, sie sprachen manchmal leise, schrieben und rechneten zusammen.

Die Frau Hauptmännin mit ihrem Manne kam erst im Herbst zurück. Der alte Invalid war eben noch so lahm und schwach, er gab aber die Hoffnung auf Genesung dennoch nicht auf.

Endlich nahm meine Mutter eines ihrer schönen Kleider wieder aus dem Schrank und schmückte sich wie sonst, um ihre alte Freundin zu besuchen.

Wir saßen wieder wie sonst an dem kleinen Theetisch, wir tranken aus den chinesischen Tassen und die alte Frau sagte mit Thränen in den Augen, daß ihr Neffe diese Tassen von einer weiten Reise für sie mitgebracht.

Sie senkte traurig ihr Haupt auf das Strickzeug in ihrer Hand. Der Hauptmann blies große Wolken aus seiner Pfeife vor sich hin, eine plötzliche Stille schwebte in dem Stübchen.

Da schallte die Klingel heftig im Vorzimmer. Die Magd öffnete und die Frau Hauptmännin stand auf. Hastig ward die Thüre aufgerissen, eine hohe Gestalt stand auf der Schwelle, das Licht der Lampe streifte darüber hin. Die Frau Hauptmännin that einen lauten Schrei und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den Fremden zu.

„Frei, Tante! Onkel, frei!“ rief eine jauchzende Stimme.

Ich empfand einen Schwindel, einen Freudentaumel, ich fühlte den Ton dieser Stimme durch mein Lebensmark dringen. Er war es!

Und wir sahen uns wieder! Er ein freier, glücklicher Mann, ich eine arme, gefesselte Sklavin.

Und dennoch, wir sahen uns wieder! O, ich bin nicht undankbar gegen mein Schicksal, daß es mir diesen Tropfen Glück in mein lechzendes Herz träufelte, er sollte mir Wegzehrung sein für einen langen, öden, sonnenlosen Pfad! Noch einmal durfte ich diese Augen sehen, dieses wallende Haar, diese Züge, die bis zu meinem letzten Hauch in meiner Seele leben!

Ich fühlte bei diesem unerwarteten Wiedersehen die Unsäglichkeit, die Unendlichkeit meiner Liebe.

Wir saßen beisammen um den Theetisch und die alten Leute waren so froh; sein schönes Antlitz leuchtete vor Glück, sein Auge suchte das meine. Die Wonne des Augenblicks goß ihren Purpur über meine Wangen. O es ist etwas Heiliges, Geweihtes um den Augenblick, der die Gewißheit gegenseitigen Liebesempfindens aufflammen läßt in den Herzen zweier jungen, schönen Menschen!

Wie traumhaft zog er hin, dieser schöne Abend. Wie viel gab es zu sprechen, zu erklären und zu fragen. Nur meine Mutter ward stiller, ernster mit jeder Minute. Bleich und trauervoll, wie der versteinerte Schmerz, saß sie neben ihrem glücklichen Kinde. Die stille Nacht trennte die Glücklichen.

In meinem kleinen Kämmerchen hing ich schluchzend am Halse meiner Mutter. Meine Mutter weinte mit mir, ihr Herz wollte brechen vor Weh.

„Mutter, Mutter, ich liebe ihn!“ rief ich voll krampfhafter Angst. „Mutter, Mutter, hilf mir, rette mich vor meinem Vater!“

Die Mutter ließ mich ausschluchzen. Sie küßte mich, faltete meine Hände ineinander und hieß mich beten und schlafen.

Ich sprang von meinem Bett auf, als sie sich entfernt hatte, kniete nieder und betete. In wirren Worten flehte ich den Herrn um Beistand an, ich versuchte, meine schönen Gebete zu beten, aber mein fieberndes Hirn verlor die Gedanken und meine Lippe fand die Worte nicht.

Trüb und dumpf ging der nächste Tag vorüber. Ich wagte meinen Vater nicht anzublicken, mir schien sein eingesunkenes Auge fürchterlicher wie je.

Der dritte Morgen zog herauf. Ich saß mit meinen Schwestern in unserer Wohnstube und wir

sticken. Plötzlich trat mein Vater und Bruno ein. Letzterer trug ein Schreibzeug und Papier, welches er auf den Tisch ausbreitete. Dann wollte er sich entfernen.

„Bleib', mein Sohn!" rief mein Vater. Dann befahl er meinen Schwestern, in den Laden hinunter zu gehen. Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen hatte, sagte er mir, ich sollte mich an den Tisch setzen und schreiben.

Zitternd gehorchte ich, nahm die Feder und blickte meinen Vater an.

„Mein Herr!" diktirte er mir.

Ich schrieb. „An wen schreibe ich?" frug ich.

„Auf den Antrag, den Sie meinem Vater gemacht haben, antworte ich Ihnen," fuhr mein Vater fort.

„An wen schreibe ich, Vater?" frug ich noch einmal mit wachsender Angst.

„Schreib'!" donnerte mein Vater.

„Daß ich bereits verlobt und die Braut eines andern Mannes bin."

„Barmherzigkeit, Vater, an wen schreibe ich?" rief ich, indem ich aufsprang und die Feder von mir warf.

Mein Vater hob die Feder auf, drückte sie mir in die Hand und schleuderte mich auf den Stuhl.

„Schreib'!" donnerte er mit bebender Stimme.

„Ich füge die Versicherung hinzu, daß ich Sie weder liebe noch Ihre Gattin zu werden wünsche, um so weniger, da ich die Ehre hatte, Ihre Bekanntschaft im Irrenhause zu machen."

Ich stieß einen Schrei aus und stürzte zu meines Vaters Füßen nieder.

„Vater, Erbarmen, ich liebe diesen Mann!" wimmerte ich, indem ich meine Hände flehend zu ihm emporstreckte.

Er stieß mich fort. „Dieser ist Dein Bräutigam," sagte er, auf Bruno deutend.

Die Verzweiflung riß mich empor. Ich wollte meine Mutter zu Hilfe rufen. Die Thüre war verschlossen. Da stürzte ich zu Bruno's Füßen nieder.

„Bruno!" schrie ich, „sag' Du es ihm, daß Du mich nicht liebst, daß Du mich nicht heirathen willst, daß Du mich von Dir stößest; sieh', Bruno, ich werde Dich immer hassen! Hasse auch Du mich, aus Barmherzigkeit, hilf mir, bitte für mich, Bruno!"

Ich wußte nicht mehr, was ich sagte, meine Gedanken verwirrten sich, ein häßliches Lachen drang an mein Ohr. Ich glaube, Bruno lachte über mich. Mein Vater riß mich vom Boden.

„Wahnsinniges Geschöpf, schreib'!" schrie er.

Halb bewußtlos schrieb ich die schrecklichen Worte.

„Mein Kind, mein Kind!" rief meine Mutter von Außen.

Bruno hielt den Schlüssel in der Hand und öffnete die Thüre. Ohnmächtig fiel ich in meiner Mutter Arme.

Mein Vater entfernte sich mit dem entsetzlichen Brief.

Von diesem Tage an hielt mein Vater meine Mutter und mich im Hause eingeschlossen. Er trug den Hausschlüssel bei sich, selbst zur Kirche durften wir ihn nicht mehr begleiten.

(Schluß folgt.)

Das Gefecht bei Roßdorf.

Ueber das Gefecht bei Roßdorf und die ihm unmittelbar vorangehenden Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze entnehmen wir der offiziellen Darstellung Folgendes: Am 30. Juni wurde das Hauptquartier von Neustadt nach Meiningen verlegt; auf dem Wege dorthin ging dem Höchstkommandirenden Prinz Carl die verbürgte Nachricht von der nunmehr wirklich erfolgten Kapitulation des hannoveranischen Heeres zu. Somit hatte der beabsichtigte Vormarsch auf Gotha, in dessen Nähe man mit den Hannoveranern zusammenzutreffen hoffte, seinen Zweck verloren und der ursprüngliche Plan, vor Allem das 7. Armeekorps mit dem 8. zu vereinigen, wurde wieder aufgenommen und hienach disponirt, daß sich die bayerische Armee bei Meiningen schlagfertig konzentrire und dann durch einen Seitenmarsch links mit dem 8. Korps in Verbindung setze. Zu diesem Zwecke wurde beschlossen, die 4. Infanteriedivision Hartmann in ihrer alten Stellung bei Wasungen, jedoch mit der Hauptfront nach Osten, zur Deckung der Werra-Uebergänge zu belassen und hinter derselben die Armee links zu ziehen, so daß jene gewissermaßen als Stützpunkt bei deren auszuführendem Flankenmarsch diente. Generallieutenant v. Hartmann hatte, um sich zu eclairiren, dem Obersten Aldosser Befehl ertheilt, nach Schmalkalden, Anwellenburg und über Berchfeld gegen Salzungen patrouilliren zu lassen. Da jedoch keine dieser Patrouillen auf den Feind stieß, so beschloß der Oberst in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli persönlich eine Rekognoszirung auszuführen. Die Folge hievon war der Zusammenstoß bei Immelborn, wobei Oberst Aldosser selbst durch die rechte Hand geschossen, 3 Mann getödtet, 3 Offiziere — die Oberlieutenants De Ahna, Frauendorfer und der Unterlieutenant Gemmingen von Massenbach und 7 Mann verwundet wurden. Nach allem Diesen konnte General

lieutenant v. Hartmann nicht mehr im Zweifel sein, daß er nicht von Gotha, wohl aber von Norden her einen Angriff zu gewärtigen habe und traf demgemäß seine Anordnungen, jedoch mit Berücksichtigung der Werra-Uebergänge. General Faust besetzte mit 4 Bataillonen, 1 Eskadron und einer halben 12 Pfdr.-Batterie Roßdorf. Das zur 3. Division gehörige 1. Bataillon des 6. Infanterieregiments unter Major Sebus war (in der Stärke von 4 Kompagnieen) indessen gleichfalls bei Roßdorf eingetroffen. Dasselbe hatte den Auftrag, von Oberkatza nach Dermbach zu marschiren; da aber eingelaufenen Nachrichten zufolge dieser Ort in Händen der Preußen war, so wollte der Bataillonskommandant, um seiner im Fuldathal stehenden Division möglichst nahe zu kommen, wenigstens Wiesenthal besetzen. Dort angelangt, war er mit Karabinerschüssen empfangen worden; doch ehe die zur Unterstützung nachgesendeten Abtheilungen der 4. Division herangekommen, hatte der Feind Wiesenthal verlassen und das bayer. Bataillon war ohne Widerstand daselbst eingerückt. Die seit mehreren Tagen eingetretene höchst ungünstige Witterung, namentlich der eisigkalte Wind, von dem die heftigsten Regengüsse begleitet waren, machten es dringend wünschenswerth, den durch die starken Märsche der jüngsten Zeit erschöpften Soldaten wenigstens theilweise Obdach zu geben. Generallieutenant v. Hartmann entschied daher, daß nur die 8. Brigade unter Generalmajor Cella nebst 2 Eskadronen Chevaulegers und einer halben 12 Pfdr.-Batterie in und bei Roßdorf theils bivouakire, theils mit engster Belegung kantonnire. Hingegen sollte der Stab der 7. Brigade mit dem 1. und 3. Bataillon des 5. Infanterie-Regiments nach Eckardts, das 1. und 2. Bataillon des 13. Inf.-Reg. nach Hümpfenhausen, das 8. Jägerbataillon nach Schwarzbach und Oepfershausen, die 3. Eskadron des 6. Chevaulegers-Regiments nach Sinnershausen, die 4. nach Hümpfershausen und die gezogene 6 Pfdr.-Batterie nach Oepfershausen in enge Kantonnirung abgehen. Der Divisionsstab bezog Kloster Sinnershausen, und auch von der 8. Brigade wurde 1 Bataillon, nämlich das 2. des 9. Inf.-Reg., in Quartiere gelegt; dasselbe kam mit einer halben 12 Pfdr.-Batterie nach Rosa. Das 6. Jägerbataillon ward zur Verstärkung des 1. Bataillons vom 6. Inf.-Reg. nach Wiesenthal detachirt und bezog dort Vorposten; in Wiesenthal selbst wurden alle Vorbereitungen getroffen, um einem feindlichen Ueberfalle begegnen zu können. In dieser Stellung verblieb die 4. Infanteriedivision am Abend vor dem Gefecht bei Roßdorf. Am 4. Juli Morgens gegen 8 Uhr wurden von den Vorposten des 6. Jägerbataillons, welche auf den Höhen westlich von Wiesenthal standen, starke aus allen Waffengattungen bestehende preußische Kolonnen als im Anmarsche begriffen gemeldet. Auf dieses hin ließ General Cella allarmiren. — Das Gefecht bei Roßdorf ist in 4 Momente eingetheilt. Der erste Moment von $\frac{1}{2}9$ Uhr bis $11\frac{1}{2}$ Uhr umfaßt den Kampf der 8. Brigade Cella (6. Jägerbataillon, 1., 2., 3. Bat. des 9., das 2. und 3. Bat. des 4. Inf.-Reg.) um den Terrainstrich zwischen Wiesenthal und dem Nebelberge. Zweiter Moment von $11\frac{1}{2}$ Uhr bis $12\frac{1}{4}$ Uhr. Der Divisionär v. Hartmann erscheint persönlich auf dem Kampfplatze; ebenso eilt Generalmajor Faust mit dem 1. Bat. des 5. Inf.-Reg. (zur 7. Brigade gehörend) vor; Rückzug bis Roßdorf. Dritter Moment von $12\frac{1}{4}$ Uhr bis 2 Uhr; ein Theil der 8. Brigade besetzt Roßdorf; der Rest der 7. Brigade marschirt rechts und links von Roßdorf auf, die gezogene 6 Pfdr.-Batterie Königer greift ins Gefecht ein; der Feind wird vor Roßdorf aufgehalten und das Gefecht kommt zum Stehen. Vierter Moment von 2 Uhr bis $3\frac{1}{2}$ Uhr; Rückzug der Preußen gegen Wiesenthal und Uebergehen der Division in die Offensive.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Berliner „Montagszeitung“ erzählt: „Ein von fälligen Wechseln und Schuldscheinen hart bedrängter hochgeborener junger Krieger äußerte dieser Tage auf die Frage, wie es ihm gehe: „Schlecht wie Rumänien!“ „Wie Rumänien?“ war die erstaunte Gegenfrage. „Ja,“ fügte er erläuternd hinzu, „ich leide auch an — Judenverfolgungen.“ „Acceptiren Sie doch,“ sagte der Banquier L., „das Prinzip des humoristischen Budgetausschusses in Wien und zeigen Sie öffentlich an: „Zur Deckung derjenigen Summen, welche mir zum Leben fehlen, sind meine Gläubiger verpflichtet.“

Folgendes originelle Telegramm ging neulich an einen in Leipzig weilenden Viehhändler ein: „An den Viehhändler A in Leipzig. Komm' erst morgen, Personenzug nimmt keine Ochsen mit. Morgen früh 11 Uhr alle Schweine nach dem Bahnhof bringen. Dich erwarte ich auch. Viehhändler.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Samstag, 6. Juni 1868.

Die drei Stickerinnen.

(Schluß.)

Es kam der Winter. Mein Herz glich einer abgeknickten Blume. Ich war so jung und hatte keine Hoffnung mehr.

Meine Mutter betete mit mir und legte Abends ihre liebe Hand auf meine Stirne und küßte mich. Aber sie tröstete mich nicht mit irdischen Hoffnungen. Sie ließ meine Wunde ruhig ausbluten. Und der Winter kam und warf Schnee auf unser ödes Haus, und drinnen lebte der Schmerz fort und der Jammer unter der kalten Decke.

Eines Morgens verließ mein Vater seine Schlafstube nicht zur gewohnten Stunde. Bruno war im Laden geschäftig, meine Schwestern fegten im Haus und meine Mutter bereitete das Frühmahl.

Wir warteten von Stunde zu Stunde; endlich ging meine Mutter in meines Vaters Kammer.

Sie fand den alten Mann auf seinem Bett ausgestreckt, mit weit offenen, rollenden Augen.

Sie frug entsetzt, was ihm fehle, erhielt aber keine Antwort.

Sie rief mich und meine Schwestern herbei, wir umstanden das Bett unseres Vaters, unfähig ihm zu helfen.

Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, seine Zunge und die rechte Seite seines Körpers gelähmt.

Da lag er, ein hilfloses elendes Geschöpf, der Mann mit dem ehernen Willen und dem tyrannischen Sinn.

Aber auch jetzt noch stieß er mit der einen Hand, die seinem Willen noch gehorchte, uns von sich. Seine Zunge lallte wüste Laute, und sein glasiges Auge starrte nach der Thür.

Meine Mutter verstand diesen Blick und rief Bruno.

Bei seinem Eintritt winkte uns mein Vater hinweg. Eine meiner Schwestern ging nach dem Arzt.

Als dieser kam, hatte sich mein Vater mit Bruno's Hilfe vom Bett erhoben und halb angekleidet. Der Arzt verordnete Einiges und erklärte der Mutter, daß er außer Stande sei, dem unglücklichen Mann zu helfen.

Mein Vater ließ sich von Bruno völlig ankleiden, dann ein Papier und eine Bleifeder geben, womit er mit der linken Hand seine Befehle kritzelte. Er ließ sich von Bruno und meinen Schwestern nach dem Laden auf seinen Stuhl tragen.

Da saß der gelähmte, unglückliche Mann, ein Bild des Entsetzens, mit verzerrten Zügen, ein vom Blitz getroffener Eichbaum.

Da saß der alte Mann viele Monate lang, aber seinem Auge entging Nichts im ganzen Haus. Wir zitterten jetzt noch mehr vor dem gefesselten Löwen als ehemals, da er im Besitz seiner Kräfte war.

Er verkehrte beständig geheim mit Bruno, dieser führte die Schlüssel zu Allem, ordnete an, was geschehen sollte, und hatte auch den Hausthürschlüssel in Verwahrung.

Aber der Frühling kam unterdessen wieder in die Welt, in die Welt, die außerhalb unseres Hauses lag.

Eines Morgens fanden wir, als wir aufgestanden waren und herunterkamen, die Hausthür offen stehend, und den Verkaufsladen noch geschlossen. Bruno's Stübchen, welches im Erdgeschoß, hinter den Vorrathskammern lag, war leer.

Bruno war verschwunden.

Langsam brachten wir unserem Vater die Schreckensbotschaft; der Eindruck, den dieselbe auf ihn machte, war furchtbar. Er stieß entsetzliche Töne hervor, aber Niemand verstand diese gräßliche Sprache.

Endlich schrieb er: „Schlüssel“.

Bruno führte die Schlüssel zu Allem. Wir fanden ein Bund Schlüssel in seiner Kammer, aber mein Vater schleuderte sie fort, und ließ sich von uns Frauen aus seinem Bett hinunter tragen.

In einer der Vorrathskammern stand eine eiserne Kiste in einem dunklen Winkel. Hier verwahrte

mein Vater das Geld. Er hatte sein ganzes Vermögen in letzterer Zeit durch Bruno in Papiere umsetzen lassen.

Diese Kiste stand offen und vollständig leer.

Bei diesem Anblick stürzte mein Vater zusammen. Den Armen meiner Schwestern entglitt der schwere Körper und sank auf die harten Fließen.

Ein zweiter Schlaganfall hatte ihn getroffen.

Wir schafften ihn zu Bett und riefen den Arzt. Unser Vater war nicht todt. Sein furchtbarer Blick öffnete sich dem Lichte wieder. Sein Herz klopfte noch, und ein Restchen Lebensöl hielt die flackernde Flamme in den bewegungslosen Körpertrümmern wach.

Wochenlang dauerte sein Sterben.

Endlich endete auch sein Kampf. Wir weinten über dem Sarge eines Vaters, der uns nie geliebt.

Wie aus langer Kerkerhaft entnommen, betraten wir endlich die Straßen wieder. Der Sonnenschein schien für meine müdgeweinten Augen etwas Fremdes. Meine Mutter war gealtert über dem Leid ihres Kindes, und mager und blaß geworden. Nur meine Schwestern gingen ruhig nach wie vor an ihr tägliches Geschäft.

Die Frau Hauptmännin kam zu uns. Ich erschrack bei ihrem Anblick und brach in lautes Schluchzen aus.

Aber ich frug nicht. Die alte Frau war verhärmt und traurig.

„Er ist fort!" sagte sie endlich, mit dem traurigen Ton, womit sie sonst von den Theetassen erzählte.

Sie wußte von jenem Briefe nichts. Er hatte sie plötzlich ohne Abschied verlassen, sie wußte nicht, wo er war, aber sie wußte, daß er um meinen Besitz geworben. Seine übrigen Verwandten hatte er nicht aufgesucht. Dieses Verschwinden und unsere Einkerkerung hatte sie mit einer Handlung meines Vaters in Einklang gebracht und sich nicht getäuscht.

Ich erzählte der alten Freundin meiner Mutter Alles. Wir drei weinten zusammen, und die alte Frau sagte endlich gefaßt:

„Nur Muth, liebes Kind, Du bist jung und unschuldig, warum willst Du nicht hoffen? Es wird noch Alles gut werden, mein Neffe wird wiederkehren, dann bist Du frei und wirst sein!"

Aber er ist nicht wiedergekehrt. Er hielt mich wohl für sehr schlecht. An meinem Herzen fraß der Gram.

Wir waren nun arm, da Bruno unser ganzes Vermögen mit sich genommen hatte. Wir haben den Elenden nicht verfolgen lassen, und nichts mehr von ihm gehört.

Wir verkauften unsern Waarenvorrath, dann unser kleines Haus, und beschlossen nach einer großen Stadt zu ziehen, wo wir mit Nadelarbeit unsern Unterhalt verdienen konnten.

Als ich den letzten Abschied von der Frau Hauptmännin nahm, schenkte sie mir das Bild ihres Neffen.

Wir richteten uns in unserer neuen Lage bald ein. Wir hatten eine kleine Wohnung in der Vorstadt gemiethet, bekamen auch bald Arbeit und waren fleißig.

Meine Mutter duldete still und gottergeben. Nicht ihr eigenes Leid meine ich, das ward ihr leicht.

Aber sie sah ihr einziges Kind, das einst rosig und schön gewesen, neben sich hinwelken und vor der Zeit verblühen. Sie sah, wie der Gram an meinem Herzen fraß und konnte den giftigen Wurm nicht scheuchen.

Die Frau Hauptmännin schrieb uns einige Male, aber sie gab uns keine Kunde, welche mein armes Herz hätte trösten können. Endlich blieben ihre Briefe weg. Später ließ uns der Hauptmann durch fremde Hand den Tod seiner treuen Pflegerin melden.

Drei Jahre nach unserer Uebersiedlung starb meine Mutter. Und ich lebte fort über dem Grabe meines Glückes und dem Grabe meiner Mutter.

Oft fühlte ich mich leidend. Heftige Brustschmerzen hinderten mich am Sticken. Tage lang lag ich zu Bett. Meine armen älteren Schwestern, die ohne Klage, ohne Schmerz, ohne Freude ihr mühsames Loos trugen, mußten mich ernähren.

Da faßte ich endlich den Entschluß, eine andere Erwerbsquelle aufzusuchen. Ich entschloß mich zum Dienen. Durch meine Mutter hatte ich manche schöne Kenntnisse erworben. Durch unsere Kunden, die wir als Stickerinnen erworben, ward es mir auch nicht schwer, eine Stelle zu finden, wie ich sie mir wünschte und die für mich paßte. Ich ward Reisebegleiterin einer reichen ältlichen Dame. Man verlangte nicht mehr von mir, als ich zu leisten fähig war.

Das Reisen mit seinem bunten Wechsel that mir wohl. Luft und Bewegung stärkten meine angegriffene Gesundheit einigermaßen wieder, so daß ich wenigstens meinen Lebensunterhalt verdienen und Niemanden zur Last zu fallen brauchte. Fünf Jahre war ich von meinem Vaterland abwesend.

Endlich kehrten wir zurück. Wir kamen eines Abends in das Städtchen, welches am Fuße jenes Berges liegt, dessen Gipfel die berühmte Irrenanstalt trägt.

Meine Herrin war von der Reise erschöpft, sie nahm Nachtquartier und beschloß zeitig zur Ruhe zu gehen.

Beim Anblick des alten hohen Gebäudes wurden alle Erinnerungen in meiner Seele wach. Ich be-

schloß Onkel und Tante aufzusuchen. Wie sehnte ich mich nach einem warmen, freundlichen Gruß in der Heimath.

Meine Herrin gab mir den Abend frei und so ging ich denn dem Orte zu, wo ich die seligsten Stunden meines armen Lebens verlebt hatte. Ich erstieg die Stufen, die nach der Höhe führten, aber es ward mir schwerer als damals, da ich sie zuerst erstieg. Meine Brust schmerzte mich beim Athmen. Dünnes Moos und Grashalme wuchsen zwischen den Fugen der Steine, die Bäume, die die Stufen beschatteten, huben leise zu rauschen an. Alles war wie einst, und doch so anders geworden, so trauervoll.

Aber mein Herz pochte ungestüm, als schlüge es einer großen Freude entgegen. Endlich stand ich oben. Ich hörte die Glocken drinnen im Hof klingen, an deren Strang ich zog, der Schlüssel rasselte wieder wie einst. Ein fremder Mann öffnete mir, wahrscheinlich war der alte Thürschließer indessen gestorben. Ich frug nach meinem Onkel und sagte, daß ich ihn zu besuchen wünschte.

Der Mann besann sich eine Weile, dann sagte er, mein Onkel sei gestorben und meine Tante fort nach ihrer Heimath gezogen. Auch dürfe bei so später Tageszeit kein fremder Besuch hereingelassen werden. Er zögerte noch ein paar Augenblicke und sprach noch ein paar höfliche Worte, ehe er das Thor wieder zuschlug und verschloß. Wahrscheinlich mochte ihm mein trauriges Gesicht leid thun.

Ach wie weh, wie weh that mir mein Herz!

Todt, todt! sagte ich leise vor mich hin. Ich setzte mich auf die kleine Bank, die außerhalb des Thores angebracht war. Das Gefühl meines Verlassenseins, meiner Einsamkeit brach über mich herein, ich kam mir wie der Schatten meines einstmaligen Selbsts, wie übrig geblieben, wie vom Tod vergessen vor.

Da fielen die Thränen langsam und brennend über meine Wangen, um mich her wob die Dämmerung ihren feuchtblauen Schleier aus und an Bäumen und Wiesen hing der Thauglanz des Abends. Ueber dem Himmel hing noch ein gelbes Licht, das langsam im Grau erstarb.

Ich hatte aufgehört zu weinen, mir war es, als sei ich wieder in dem kleinen Kämmerchen und hoffnungreich.

Da hörte ich plötzlich einen leisen, fernen Ton, er schwoll zu mir herüber wie eine weinende Engelsstimme, ich sprang empor und ein Zittern überlief meinen Körper.

Es war der Ton einer Flöte. Aber die Melodie kannte ich ja, es war zwar kein regelrechtes Spiel, nur abgerissene, wirre Tonfiguren, von schrillen Klängen unterbrochen, wirbelten leise wogend ineinander.

Und doch zog sich wie ein Silberfaden durch eine Wildniß die liebe, liebe Melodie durch dies seltsame Spiel hindurch, die der Geliebte in jenen Frühlingsnächten spielte und die meine Seele trank, um sie nie mehr zu vergessen.

Was war das? War das Ganze eine Gaukelei meiner Sinne? Ich schauderte und bebte doch vor Entzücken. Plötzlich vernahm ich Schritte, die die Stufen emporstiegen. Ich erkannte die Gestalt eines Mannes und bald auch das Gesicht. Ich hatte es früher öfter auf dem Hof und in den Gärten des Irrenhauses gesehen. Es war das Gesicht eines Krankenwärters. Der Mann sah mich erst nicht gleich, da mich der Schatten eines Baumes barg. Er griff nach dem Klingelgriff, aber ich trat ihm schnell entgegen und frug hastig: „Wer bläst hier die Flöte?"

„Ein Wahnsinniger!" sagte er kurz.

„Ein Wahnsinniger!" schrie ich auf, „und sein Name?"

„Herr Alexander Burger," entgegnete Jener mit dem Ton jener Leute, denen das Schreckliche etwas Alltägliches ist. „S'ist ein reicher Mann und ist schon lange Jahre hier. Er thut Niemand leid, wenn man ihm nur seine Flöte läßt. Da spielt er nun von früh bis Abends dasselbe Lied. Er ist schon früher lange hier gewesen, aber da hatte es seine eigene Bewandtniß, jetzt ist er wirklich verrückt geworden. Aus Liebe eines Mädchens wegen, 's ist zum Erbarmen!"

Ich fühlte mein Herz erstorben in meiner Brust. Der Mann zog bei den letzten Worten die Glocke und ging gleichgiltig an meinem Jammer vorbei.

„Wahnsinnig, meinetwegen!" „Du bist jung und unschuldig, warum willst Du nicht hoffen?" hatte die Hauptmännin einst gesagt. Und ich konnte denken und war ein freies, vernünftiges Geschöpf, und ihn hielten sie hinter dem schwarzen Gitter gefangen und hinter seiner königlichen Stirne wohnte der Wahnsinn!"

Es gibt Augenblicke des höchsten Schmerzes, wo eine Art Schleier sich über unser Begriffsvermögen wirft. So nur erkläre ich mir den traumhaften Zustand, in welchem ich die Stufen hinabstieg und nach dem Gasthaus ging.

Ich wohnte wieder bei meinen Schwestern und theilte ihre Arbeiten und Mühen. Mein gebrochenes Herz wandte sich dem Himmel zu.

Jahre zogen weiter und der Todtenwurm zehrte unablässig an meinem Herzen. Ich werde bald sterben.

Aber der Herr ist barmherzig. Er ließ vor meinem Scheiden mir das geliebte Bild noch einmal erscheinen. Ich sah noch einmal die hohe Gestalt, das leuchtende Auge. Und, Gottlob — er ist genesen!

Freudig lege ich mein müdes Haupt zum ewigen Schlummer in Christi Hände nieder.

Das Gefecht bei Roßdorf.

(Fortsetzung.)

Erster Gefechtsmoment. Das Dorf Wiesenthal konnte wegen seiner Lage in einem engen Kessel von dominirenden Höhen umgeben wohl als vorgeschobener Posten besetzt, aber unter keinen Umständen gegen einen förmlichen Angriff vertheidigt werden, weßhalb es denn auch bald von den dort gestandenen 2 Bataillonen (6. Jägerbataillon und 4 Kompagnieen des 1. Bataillons vom 6. Regiment) nach kurzer Zeit verlassen wurde. Diese Abtheilungen zogen sich feuernd allmälich auf die Höhen östlich von Wiesenthal zurück. Inzwischen hatte das 3. Bataillon (Dietrich) des 9. Infanterie-Regiments aus Roßdorf vorrückend links der Straße am nordöstlichen Hang des Nebelberges Halt gemacht, während 2 zwölfpfünder Geschütze unter Oberlieutenant Frhr. v. Lurz, gefolgt von einer Eskadron Chevaulegers, im Trab und Galopp bis auf ungefähr 1800 Schritte von Wiesenthal vorgegangen waren. Oberlieutenant v. Lurz hatte bereits Posto gefaßt, als auch die aus Wiesenthal heraufrückenden erwähnten 2 Bataillone in seiner Nähe Stellung nahmen, und eröffnete nun ein lebhaftes Feuer. Ihm gegenüber aber etablirte sich auf einer Höhenkuppe jenseits des Dorfes, von der aus das ganze Vorterrain bis an den Nebelberg vollständig dominirt war, die preußische gezogene 4pfünder Batterie Cöster, und gegen diese konnten die beiden 12pfünder natürlich nicht wirken — die Entfernung war zu groß. Dagegen richtete Oberlieutenant v. Lurz sein Feuer mit Erfolg auf die feindliche Infanterie und hielt sie dadurch ab, den bayerischen Bataillonen zu folgen. Das 6. Jägerbataillon unterhielt ein lebhaftes Tirailleurfeuer gegen die vorsichtig auf den Höhenzug rückenden Preußen und hatte dabei manchen Verlust zu beklagen, unter Anderem war gleich bei Beginn des Gefechts der Stabshauptmann Frhr. v. Gobel todt vom Pferde gesunken. Das Bataillon Sebus zog sich gesammelt langsam gegen den Nebelberg hin. Während in dieser Weise der Kampf bei Wiesenthal nach und nach lebhafter wurde, hatten die Preußen noch zwei weitere Bataillone zu den bisher in der Aktion befindlichen stoßen lassen. (Es ist wesentlich, sich zu erinnern, daß das preußische Bataillon in einer Stärke von 1000 Mann, also sehr beträchtlich stärker als ein bayerisches Bataillon ausrückte). Anderseits war Generalmajor Cella mit den in Roßdorf stehenden Bataillonen aufgebrochen und führte dieselben vor. — General Cella, der beim Debouchiren aus dem Dorfe Roßdorf den Kanonendonner vernahm, glaubte das Gefecht bei Dermbach entbrannt und wollte direkt dahin marschiren; demgemäß wurde das 3. Bataillon (Leoprechting) des 4. Inf.-Reg. längs der Straße, das 2. Bat. (Bösmüller) rechts davon in einem Wiesengrunde, das 1. Bat. (Ottmar Guttenberg) des 9. Inf.-Reg. am „langen Rain" in Reserve zum Vorrücken bestimmt; das Bataillon Dietrich sollte sich, den linken Flügel des Treffens bildend, der Brigade anschließen. Erst als diese zwischen dem Nebelberg und Wiesenthal ankam und man die beiden nach Wiesenthal vorgeschobenen Bataillone aus diesem Orte zurückkommen sah, stellte sich heraus, daß bei Wiesenthal selbst ein ernsthaftes Gefecht entbrenne. Die im Vormarsch begriffene Infanterie war in einer peinlichen Lage; sie sah keinen Feind und erlitt gleichwohl durch die sicher treffenden Geschosse der Artillerie ununterbrochen schwere Verluste. Zum ersten Male im Feuer wurde ihr also gleich die schwierigste Aufgabe gestellt, welche eine Truppe treffen kann: ruhig und ohne selbst zu schießen auszuharren im feindlichen Geschützfeuer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Verlorene Mühe.) Vor dem Denkmal des alten Fritz unter den Linden, so erzählt die „Zukunft", stehen zwei bewundernde Bürger und staunen das imposante Meisterwerk an. Ganz begeistert tritt der eine Beschauer auf den andern zu und redet ihn dithyrambisch an: Die Weltgeschichte in Bronce, eine alle Zeit überdauernde Schöpfung des Meisters Rauch! Wie viel Ruhe in der Bewegung! Der König im Kreise seiner Helden, die Gelehrten einer unsterblichen Zeit. — Da unterbricht ihn der Angeredete: „Geben Sie sich keine Mühe," sagt er, „ich bin selbst Bauernfänger!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Dienstag, 9. Juni 1868.

Für ein trauerndes Mutterherz.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Ich muß nunmehr von hinnen gehen,
Ich scheid' von dir auf Wiedersehen,
Als Engel halt' ich bei dir Wacht
In jeder langen, langen Nacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Sonne sinkt hinab zur See,
Das kleine Herz thut nicht mehr weh;
Es thut sich auf die Sternenpracht
Selbst in der längsten Winternacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Wolke flieht, es weht der Wind,
Im Schooß der Erde ruht dein Kind,
Es ruht sich gut in Gottes Macht
Jahr aus, Jahr ein, bei Tag und Nacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Ach! wein' und klage nicht zu sehr,
Sonst wird die Erde mir zu schwer.
Ich hab' dir sonst ja Trost gebracht,
Warum nicht jetzt in solcher Nacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Hat mich geliebt so recht dein Herz,
So weih' mir frommen, milden Schmerz;
Und aus dem hellsten Sterne lacht
Dein Kind dir zu in jeder Nacht!

Blaues Blut.

Es war im Jahre des Heils 1848. Wir hatten vorzüglich dinirt und befanden uns in Folge dessen in jener gehobenen Stimmung, welche ein stärkeres Bedürfniß nach gegenseitiger vertraulicher Mittheilung erzeugt, als man wohl sonst gemeiniglich in der Gesellschaft, welche sich die „gute" nennt, zu empfinden pflegt.

„Wir wollen den Kaffee im Gartensaal trinken," sprach, sich erhebend, unsere Wirthin, die Gräfin Reichenberg, „kommen Sie, lieber Baron."

Ich stellte der Erlaucht meinen rechten Arm zur Verfügung, während ich den linken dem Stifts- und Freifräulein v. Geiersteinberg mit innerem Widerstreben bot; Charles, der Kammerdiener, öffnete die Flügelthüren und wir schritten hinaus, indem Jedes noch einen Blick auf den sanft in seinem Lehnsessel entschlummerten Reichsgrafen Adelhardt v. Reichenberg warf, und zwar die Gemahlin mit einem leichten Achselzucken, das Stiftsfräulein mit einem spöttischen Herabziehen der Winkel des schmalen Mundes, ich mit einem Gefühle des Bedauerns, das der stattlichen Erscheinung des alten Jägers galt, der seinen Posten hinter dem Stuhle des Gebieters nur mit diesem oder auf dessen Befehl verlassen durfte.

Der Gartensaal war ein freundliches Gemach, mit hohen, fast bis zur Decke reichenden Glasthüren, Möbel von vergoldetem Holz und zierlicher Schnitzerei und bequemen Sesseln, welche mit grüner Seide von einem eigenthümlich matten Farbenton, auf der sich eingewirkte Blumenkränze recht hübsch ausnahmen, überzogen waren. Da auch die scharfen Zimmer-Ecken durch geschmackvoll vertheilte Gruppen hoher Blattgewächse eine dem Auge wohlthuende Rundung gewonnen hatten, und die Statuen, welche weiß durch das Grün schimmerten, nicht ohne Kunstwerth waren, so machte das Ganze einen angenehmen harmonischen Eindruck.

Der alte Kammerdiener präsentirte uns eigenhändig den Kaffee, eine Aufmerksamkeit, welcher sich stets nur der engste Zirkel von ihm zu erfreuen hatte. Charles war das Muster eines Dieners aus dem ancien regime, und ihm zu befehlen, den weißseidenen Strumpf und die Escarpins mit dem jetzt üblichen schwarzen Anzuge eines herrschaftlichen Haus-

beamten zu vertauschen, wäre ihm als die größte Ehrenkränkung, ja wie Degradation erschienen.

Die Damen hielten die zierlichen Tassen von Sèvres-Porzellan mit geziemender Grazie in den Händen, ohne mit den vergoldeten Löffeln zu klappern, und ich bemühte mich, das Gleiche zu thun, während mein Blick in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne hing, welche mit röthlichem Glanze das Zimmer erhellte.

„Geht sie nicht so roth unter, als tauchte sie in ein Meer von Blut?“ sprach der Richtung meines Blickes folgend, die Gräfin, „das bedeutet, wie der Volksmund sagt, für morgen einen schönen Tag.“

Meine Lippen sprachen gedankenlos ein „ja“, während ich im Geiste die Frage stellte, ob aus all dem Blute, was erst unlängst in den Kämpfen des März vergossen, ob nach dem Untergange so manchen Lebensgestirns, was da geleuchtet hatte der ganzen Menschheit, auch ein neuer Morgen folgen würde, der lichte Morgen der Freiheit?!

Wie viele solcher Fragen werden an das Schicksal gerichtet, um nach Jahren des Hoffens und Harrens erst durch eine trübe Antwort erledigt zu werden!

„Aber Sie trinken ja nicht, Baron Lissow, Ihr Kaffee wird Ihnen kalt werden.“

Die alte Gräfin wandte sich zutraulich zu mir. „Ich bin heute in recht animirter Stimmung und befinde mich so wohl, als man es ohne Egoismus in dieser schrecklichen Zeit nur irgend zu sein vermag. Das habe ich unserer guten Geiersteinberg zu verdanken.“

Verwundert blickte ich in das runde Gesicht der alten Dame, das mit den steifen schneeweißen Locken, welche es einrahmten, etwas Ehrwürdiges gehabt haben würde, hätte die stark aufgelegte Rouge diesen Eindruck nicht wieder abgeschwächt.

Mein Erstaunen war insofern gerechtfertigt, da ich alle Ursache hatte, stark daran zu zweifeln, daß irgend ein lebendes Geschöpf dem Frei- und Stiftsfräulein etwas zu verdanken haben könnte, das eines Dankes werth sei.

Unwillkürlich schweifte mein Blick während dieses Gedankenganges zu dieser, meiner linken Nachbarin hinüber, und als ich sie so „reservirt“ mit der schweigsamen Würde eines Inkahäuptlings dasitzen sah, fand ich plötzlich, daß der kleine Kopf die stark gebogene Nase und die hellblauen scharfen Augen das Fräulein weit eher einem Adler, denn Geier ähnlich machten und daß es eigentlich eine Malice des Schicksals gewesen war, ihr den Namen Geiersteinberg zu verleihen, es sei denn, daß der erste Ahn dieses erlauchten Geschlechtes doch einem Geier geglichen, und die Familie sich erst im Laufe der Jahrhunderte adlerartig nobilisirt hatte. Das war möglich!

Glücklicherweise hatte das Fräulein keine Ahnung von der ihr gewidmeten Erwägung, und die Erlaucht sprach, meinen fragenden Blick beantwortend, nachdem sie Charles mit einem Wink des Auges entlassen und derselbe das Zimmer geräuschlos verlassen hatte:

„Sie wissen, welch crevo cœur unserer ganzen Familie das Verhalten meines Neveu Oskar während der Märzemeute und nachher bereitet hat. Doch nicht allein der Affront, welchen wir dadurch erlitten, hat mich so tief gebeugt, sondern vorzüglich der Gedanke, daß Einer der Unseren, ein Reichenberg, so handeln — sein Blut so verleugnen konnte!

„Diese Erfahrung rüttelte an meinen heiligsten Ueberzeugungen, brachte mich gewissermaßen in ein schmerzliches Demelé mit denselben.

Nun machte mir unsere gute Geiersteinberg vorhin Vorwürfe über meinen Kleinmuth, indem sie mir die Versicherung gab, daß sie selbst nie an dem reinen blauen Blute des Adels im Allgemeinen und der Reichenberge im Besonderen gezweifelt habe und daß sich, um das Ungeheure zu erklären, ja weit eher annehmen lasse, Graf Oskar sei durch einen unglücklichen Zufall, wie dergleichen ja öfter vorzukommen pflegten, mit irgend einem kleinen Proletarierkinde vertauscht worden. In dem Kampfe der Parteien aber habe sich jetzt die Stimme des plebeischen Blutes plötzlich für denjenigen Stand erhoben, dem es entsprossen sei.“

„Und haben Sie weiter gar keine Anhaltspunkte für diese Behauptung, als die demokratische Gesinnung des Grafen Oskar?“ fragte ich.

„Ich dächte, dieselbe wäre vollkommen hinreichend,“ entgegnete Fräulein von Geiersteinberg achselzuckend.

„Wenn Sie an eine Besonderheit in der Substanz des adeligen Blutes glauben, allerdings.“

„Und glauben Sie nicht daran?“ Die alte Erlaucht fragte das in schüchternem Tone, während mich das Fräulein mit einem kalten feindseligen Blicke aus ihren klaren hellblauen Adleraugen maß.

Ich schlug davor die Augen nieder und sprach geheimnißvoll:

„Es sind mir in neuester Zeit Zweifel darüber aufgestiegen.“

„Solche Skrupel sind schmerzlich, armer Baron, da müssen Sie sehr gelitten haben!“ rief die Gräfin mit einem theilnehmenden Seufzer.

„In gewisser Beziehung — ja, da die Geschichte, welche mir manches zu denken gegeben hat, in meiner Familie passirt ist.“

„Eine Geschichte?" Die Erlaucht rückte glänzenden Auges näher; auch das Fräulein verrieth eine menschliche Regung in Gestalt eines kleinen neugierigen Interesses und schob ihren Sessel um einen Viertelszoll dem meinigen zu, indem sie sprach: „Darf man, ohne indiskret zu sein, nach dieser gewiß traurigen Begebenheit, da dieselbe einen so traurigen Zweifel in Ihrem Geiste erregen konnte, fragen?"

„Wenn die Damen befehlen und mir versprechen wollen, keinen Anstoß an einer wahrheitsgetreuen Wiedergabe von Ereignissen zu nehmen, welche sich eben nicht mit einem gefälligen Nimbus verschleiern lassen, so stehe ich mit Vergnügen zu Diensten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Roßdorf.

(Fortsetzung.)

Oberlieutenant v. Lurz hielt trotz des überlegenen feindlichen Artilleriefeuers noch wacker Stand, mußte aber, als das 6. Jägerbataillon, in seiner linken Flanke auch beschossen, weichen mußte, bis zur Straßenbiegung am nordwestlichen Hange des Nebelberges zurückfahren, konnte sich aber auch hier nicht lange halten, sondern ging zu seiner Batterie (Hang), die inzwischen auf dem Wiesengrunde nördlich der Straße mit den übrigen 6 Geschützen aufgefahren war, zurück. „In dieser Stellung harrte Hauptmann Hang über eine halbe Stunde aus, und wenn auch seine alten Rohre auf so große Entfernung die gezogenen preußischen Geschütze nicht zum Schweigen bringen konnten, so gelang es ihm doch, das feindliche Artilleriefeuer von der erschütterten Infanterie ab und auf sich zu lenken. Innerhalb dieser Zeit war aber in der Stellung der Infanterie eine wesentliche Veränderung eingetreten. Das Bataillon Dietrich mußte zum Schutze der bedrohten linken Flanke außer der bereits vor der Front ausgedehnten Kompagnie weitere 2 Kompagnieen in Plänkler auflösen, welche auf die südlich der Straße gegen den Nebelberg vorrückenden zwei preußischen Bataillone ein lebhaftes Feuer eröffneten; der Rest des Bataillons war an die Straße zurückgegangen und nahm zur Deckung gegen die feindlichen Granaten Stellung hinter dem nördlichen Hang des Nebelberges. Die im ersten Treffen stehenden zwei Bataillone des 4. Infanterie-Regiments waren durch das sehr wirksame feindliche Geschützfeuer, das in kürzester Zeit namhafte Verluste bewirkt hatte, ins Schwanken gerathen und suchten theils auf Befehl, theils instinktiv gleichfalls hinter dem Nebelberge Deckung. Das 1. Bat. des 9. Inf.-Reg. stund noch am langen Rain und erhielt nun ebenfalls Befehl, sich über den Wiesengrund gegen den Nebelberg zu ziehen. Während dieses Flankenmarsches wurde an dessen Spitze der Kommandant Major Ottmar Frhr. v. Guttenberg tödtlich verwundet. Ferner war auch das 2. Bat. dieses Regiments unter Major Schrott, unmittelbar nachdem es von Rosa kommend Roßdorf passirt hatte, auf den Nordosthang des Nebelberges dirigirt worden. Das 6. Jägerbataillon hatte sich in einer von Wiesenthal südöstlich herstreichenden Mulde plänkelnd zurückgezogen und bildete nun den äußersten linken Flügel der Brigade. Die Preußen hatten ein Bataillon längs des den Thalkessel nördlich einschließenden Höhenzuges gegen die rechte Flanke der bayerischen Stellung vorgeschoben, und auf der andern Seite des Thales rückten zwei weitere Bataillone mit refüsirtem linken Flügel, in Kompagniekolonnen formirt, mit dichten Plänklerschwärmen vor die Front gegen den Westhang des Nebelberges vor. Zweiter Moment. So war der Stand des Gefechts um $11\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags, als Generallieutenant von Hartmann auf dem Kampfplatze eintraf. Die Preußen drangen immer weiter vorwärts, gewannen allmälich die Lisière des Waldes und bedrohten nun auch die linke Flanke der noch in der Feuerlinie stehenden aus allen Abtheilungen der Brigade gemischten Plänkler. Der Generallieutenant ritt bis in die Tirailleurlinie, ermahnte wacker auszuhalten und sammelte die Weichenden, um sie persönlich wieder vorzuführen. „Neuner, ihr müßt die Höhe wieder nehmen! Vorwärts!" rief er den sehr gelichteten Bataillonen des 9. Regiments entgegen, und angefeuert durch Wort und Beispiel ihrer Offiziere drangen die müden Kolonnen mit lautem Hurrah den steilen Hang hinauf. Aber die aus dem Walde vorgegangenen Preußen waren rasch wieder in diesen zurückgeeilt und überschütteten die Stürmenden mit einem solchen Hagel von Kugeln, daß diese hielten und zu weichen begannen; es war den erschöpften Bataillonen nicht möglich, den Kamm des Berges zu erreichen. Die noch vorwärts befindlichen Plänkler wurden in ihrer linken Flanke immer mehr gedrängt und warfen sich auf die ohnehin schon schwankenden Truppen; alle Bemühungen der Generale v. Hartmann und Cella, die sich wie immer so auch hier im heftigsten Feuer aufhielten, alle Anstrengungen der Offiziere waren vergebens, — die Bataillone konnten nicht mehr." Die Batterie Hang mußte auch ihre Stellung verlassen. Zu dieser Zeit traf Generalmajor Faust mit dem 1. Bat. (Schwalb) des 5. Inf.-Reg. auf dem Gefechtsfelde ein und beorderte Major Schwalb,

schleunigst durch Roßdorf vorzugehen und zur Deckung des allgemeiner werdenden Rückzuges einen Angriff gegen die Höhe zu versuchen. Beim Ausgange aus dem Dorfe wurde das Bataillon heftig beschossen und durch die 8. Brigade aufgehalten; allein Generalmajor Faust stellte sich persönlich an die Spitze und ging tapfer vorwärts; nach Kurzem wurde der General durch einen Schuß in den Kopf und gleich darauf sein Ordonnanz-Offizier v. Ausin, der schon anfänglich verwundet worden war, durch einen Schuß in die Brust getödtet. Das Bataillon, das von zwei Seiten beschossen wurde und schon beträchtliche Verluste erlitten hatte, kam ins Schwanken und begann zu weichen. „Nun wurde sämmtlichen Abtheilungen der 8. Brigade der definitive Befehl ertheilt, hinter Roßdorf zurückzugehen. In Roßdorf selbst wurden in größter Eile durch Offiziere Leute aller Abtheilungen gesammelt, die Eingänge verbarrikadirt und die Lisière gegen den Feind zu besetzt; im Kirchhofe, dessen Lage die Umgebung einigermaßen beherrscht, hatten sich hauptsächlich Jäger (6. Jägerbataillon) eingenistet. Diese Dorfbesetzung unterhielt ein so wohlgenährtes, wirksames Gewehrfeuer, daß der Feind dadurch in seinem heftigen Nachdrängen aufgehalten wurde, und unter dem Schutze desselben gelang es auch, die Bataillone, deren taktische Eintheilung gelöst und deren Wiederverwendung also für den Augenblick sehr problematisch war, wieder zu ordnen und östlich von Roßdorf gesammelt aufzustellen. Einige Plänklerabtheilungen der Preußen prallten bis an die Eingänge von Roßdorf vor, wurden aber gründlich zurückgewiesen; dagegen schien der gegnerische rechte Flügel die bayer. Aufstellung durch ein ernstliches Bedrohen der linken Flanke unhaltbar machen zu wollen, und auch das Bataillon Rüstow war sehr nahe an Roßdorf herangekommen. (12¼ Uhr Mittags). — Dritter Moment. Die Preußen zogen ein weiteres Bataillon heran und verstärkten damit ihren rechten Flügel. Auf bayer. Seite war hingegen das 3. Bataillon (Gumppenberg) des 5. Inf.-Reg. eingetroffen und hatte 2 Kompagnieen plänkelnd längs des langen Rains gegen das preußische Bataillon Rüstow vorgeschoben, der Rest des Bataillons blieb in Reserve im Schloßgarten am nordwestlichen Ausgang von Roßdorf. Etwas später langten auch das 13. Infanterie-Regiment und das 8. Jägerbataillon auf dem Gefechtsfelde ein. Von ersterem wurde das 2. Bataillon (Kramer) durch den Generalstabsmajor v. Heinleth mit dem gemessensten Auftrag auf dem Höhenrücken südöstlich von Roßdorf placirt, daß es um jeden Preis die Höhe und den angrenzenden, südlich gelegenen Wald halten solle. Das 1. Bat. (Faber) kam auf die Höhe nordöstlich von Roßdorf in Position, und das 8. Jägerbataillon (Rudolph) wurde auf dem linken Flügel rechts neben das Bataillon Kramer gestellt. Der wesentlichste Grund für den bisherigen unglücklichen Gang des Gefechts lag unstreitig darin, daß die Preußen von Anfang an eine komplete gezogene Batterie in vortrefflicher Position aufgefahren hatten, während auf bayerischer Seite nur glatte 12pfünder Geschütze in Aktion kamen. Die feindliche Artillerie konnte also ununterbrochen und ohne jegliche Belästigung wirken. Hiedurch mußte die Ueberlegenheit an Infanterie, welche nach dem Aufmarsch der Brigade Cella allerdings auf bayerischer Seite war, um so vollständiger aufgewogen werden, als der gemeine Mann diesen Uebelstand sehr bald erkannt hatte, und dies — wie bei einer jungen Truppe natürlich — sichtlich entmuthigend auf ihn wirkte." Die gezogene Batterie Königer war am 3. Juli Abends nach Oepfershausen beordert worden, woselbst sie am 4. Juli, nachdem man dumpf den Kanonendonner von Roßdorf herüber schallen hörte, allarmirt und marschbereit gemacht wurde; bald darauf kam der Befehl vom Divisionskommando, so schnell als möglich vorzurücken. Durch den immerwährenden Regen war der Parkplatz der Batterie so grundlos geworden, daß die Geschütze beinahe bis zu den Achsen eingesunken und nur durch Unterlagen von Brettern, Reisig, Holz 2c. fortzubringen waren; trotz der angestrengtesten Thätigkeit der Mannschaft und der bereitwilligsten Beihilfe der Einwohner ging hierüber eine geraume Zeit verloren. Die 3 Wegstunden bis Roßdorf wurden nun ununterbrochen im Trab in einer Zeitstunde zurückgelegt. An der Straßenkreuzung Roßdorf-Rosa und Roßdorf-Eckardts angekommen, wurde der Batterie eine Höhe südlich der Straße nach Roßdorf als Position angewiesen, bei dem durchweichten Boden hatte das Auffahren große Schwierigkeiten, ging aber glücklich von Statten und war eben beendigt, als die glatte 12pfünder Batterie aus Roßdorf zurückging.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Oelfarbenanstriche zu reinigen.) Man wasche sie mit Wasser, in dem etwas Ammoniak gelöst ist. Dieses reinigt besser als Seife.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Donnerstag, 11. Juni 1868.

Blaues Blut.

(Fortsetzung.)

Die bereitwillig gegebene Generalabsolution für alle zu begehenden kleinen Verstöße gegen den bon ton erfolgte sogleich, denn die vornehmste alte Dame pflegt gewöhnlich mit der ärmsten alten Spitalfrau gemein zu haben: daß sie selbst gern plaudert und gern plaudern hört; die gute Erlaucht hätte mir als Extrabelohnung vielleicht sogar eine Cigarre gestattet, wenn das Freifräulein nicht als ihr personifizirtes standesgemäßes Gewissen zugegen gewesen wäre.

„Ein Onkel von mir, zweiten oder dritten Grades," begann ich, „Graf Lissow, wie wir aus Dänemark stammend, aber aus der gräflichen Linie der Lissow's, hatte gleich unseren direkten Vorfahren Dienste in dem Staate genommen, in welchem wir nun seit Jahrhunderten naturalisirt sind.

Lissow war einige Zeit Gesandter in D* gewesen, hatte darauf — weßhalb? weiß ich nicht — den Dienst quittirt und hier in der Vorstadt eine Villa bezogen, da seine Frau, eine geborene Gräfin Falkenberg-Hahnenfelde, kränkelte und an die Landluft der Residenz des kleinen deutschen Vaterländchens, aus dem sie kam, gewöhnt, eine Abneigung gegen die engen Straßen und hohen Häuser der großen Stadt hegte.

Trotz dieses Umstandes trat aber die Familie bald in geselligen Verkehr mit der hiesigen Gesellschaft und ich sollte glauben, daß die Damen meine Verwandten gekannt haben müßten, es sind jetzt freilich vier- oder fünfundzwanzig Jahre, daß dieselben hierher gezogen."

Die Erlaucht verneinte, sie war noch nicht gar lange von ihrem Gute in die Stadt gekommen, Fräulein von Geiersteinberg aber sprach: „Ich kannte die Lissow's, eine sehr gute Familie!"

Ich verneigte mich aus gebotener verwandtschaftlicher Dankbarkeit für dieses, mit dem Bewußtsein seiner Bedeutung gegebene gnädige Urtheil und fuhr fort:

„Lissow's bewohnten die einstöckige Villa allein, in den Giebelstuben war die Dienerschaft untergebracht und im Souterrain auf Wunsch der Gräfin die Familie des Kutschers Wilke.

Dieser war der Liebling des Grafen und hatte dessen Nachsicht schon öfters durch einen leichtsinnigen Lebenswandel in Anspruch genommen; auch jetzt wieder, nachdem kaum ein Jahr in dem neuen Wohnorte verlebt worden war, liefen gerechte Klagen über ihn ein, denn er stand in Beziehungen zu einer Person aus der Hefe des Volkes, deren Mutter wegen Trunkes und kleiner Diebereien im Arbeitshause saß.

Diesmal sollte Wilke, der sonst ein sehr brauchbarer Mensch war, seinen Leichtsinn indessen schwerer büßen. Jene Person wußte sich Gehör bei der Gräfin zu verschaffen, sie bat und weinte und drohte, sich ein Leid anzuthun, wenn der Wilke sein ihr heilig gegebenes Eheversprechen nicht halten würde.

Meine Tante, dazumal selbst ihrer Entbindung entgegen sehend und eine sehr fromme Dame, versprach, sich der Sache anzunehmen, und so wurde denn dem Kutscher am andern Morgen der kategorische Imperativ gestellt: entweder binnen acht Tagen den Dienst zu verlassen oder aber in derselben Frist die Marianne zu heirathen.

Weder Vorstellungen noch Bitten halfen und unter einer ingrimmig gemurmelten Verwünschung Wilke's verband des Priesters Segen die Beiden innerhalb der gesetzten Zeit, da der Mann die Heirath der Dienstentlassung vorzog.

Vier Wochen darauf erblickte in derselben Mitternachtsstunde der Sohn des Grafen und der Sohn seines Kutschers das Licht der Welt.

Es waren Beide schöne Kinder und man sah ihnen die Verschiedenheit des Blutes und der Abstammung anfangs nicht an, mit den Jahren in-

dessen änderte sich das und der Unterschied der Geburt trat sehr bemerkbar zu Tage.

Wie anders sah der kleine Max aus, wenn er im sammtnen Röckchen und Federhütchen an der Hand seiner Bonne so zierlich die steinernen Stufen der Vortreppe hinabstieg, als Friedel, des Kutschers Sohn, der mit seinen kleinen braunen Händen im Sande des Hofes mit Steinen und Holzstückchen spielte und scheu zu ihm aufblickte. Das arme Kind war „elend", wie die Leute sagen; ein Sturz aus der Wiege hatte eine Ausrenkung des Hüftknochens zur Folge gehabt, und trotz einer, vielleicht auch zu spät angewendeten Kur, da die Mutter erst nach ihrer Rückkehr in die Stube, in welcher sie den schlafenden Säugling allein zurückgelassen hatte, das Kind blutend am Boden liegend fand, war das rechte Bein schwach geblieben und der Kleine schleppte es beim Gehen nach.

Zudem mochte die Kellerluft auf die organische Entwicklung des zarten, schwächlichen Kindes nachtheilig gewirkt haben, denn Friedel litt an Skropheln und sein blasses aufgedunsenes Gesicht mit dem mattblonden Haar und der stark vortretenden Oberlippe war unschön, zudem auch der Blick der sonst gut geformten großen blauen Augen etwas Scheues, Unstätes hatte, als schwebe er in fortwährender Angst vor irgend einer Strafe, und das war kein Wunder, denn beide Eltern waren nur darin einig, das Kind, welches in seiner Unbehilflichkeit der Mutter eine Last war und dem Vater ein Vorwurf, zu schelten und zu schlagen.

Anfangs hatte die Gräfin ein lebhaftes Interesse für den Knaben gezeigt, der mit ihrem Sohne zugleich geboren war und dessen Eltern sie zu einer gesetzlichen Vereinigung bewogen hatte. Friedel erhielt die abgelegten Kleider und Spielsachen des kleinen Junkers und von der Bonne desselben, Betty Lange, manchen Leckerbissen.

So hätte des Kleinen äußere Erscheinung auch einen gewissermaßen aristokratischen Anstrich haben müssen, wenn nicht der fünfjährige Knabe, von der nachlässigen Mutter nie zu Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt (wie die Gräfin unwillig bemerkte), seine plebejische Abkunft darin zu erkennen gegeben hätte, daß er sich mit den Sammtkitteln im Staube herumwälzte, die zierlichen Schuhe von den Füßen streifte und barfuß in den Pfützen umherwatete und sich überhaupt am behaglichsten fühlte in dem alten Kattunröckchen, welches ihm zur Strafe seiner Ungezogenheit jedesmal angezogen ward.

Ebenso wenig erregte das prächtige Spielzeug, welches er dann und wann, wenn auch halb zerbrochen, erhielt, seine besondere Aufmerksamkeit, er ruinirte es schnell vollends und spielte am liebsten, auf der Kellertreppe sitzend, mit Blumen, Sand oder Steinen.

Als Friedel älter wurde, zeigte sich sein tückisches Gemüth, wie der Vater sagte, immer offener, und freilich ließ sich nicht leugnen, daß der Knabe weder kindliche, noch liebenswürdige Eigenschaften besaß, im Gegentheil entwickelte er eine weit über sein Alter gehende Schlauheit im Erfinnen neckischer, meist boshafter Streiche und es war, als wenn sich alle Energie, deren sein Charakter fähig war, in dem Gefühl des Hasses konzentrirte.

Friedel haßte seine Mutter und murmelte ihr die Schimpfreden nach, womit der Vater sie laut zu kränken pflegte; diesem wagte er nicht offen Trotz zu bieten, da er seine schwere Hand fürchtete, und so spielte er ihm allerhand heimliche Possen, deren einer dem Kutscher Wilke beinahe das Leben gekostet hätte, als derselbe Nachts in etwas angetrunkenem Zustande in die Kellerwohnung hinabstieg und über die Wasserkannen, welche Jemand in den Weg gelegt hatte, stolpernd, einen schweren Fall that und sich stark am Kopfe verletzte.

Da Niemand anders als Friedel der Thäter sein konnte, so traf ihn seines Leugnens ungeachtet eine sehr schwere Bestrafung, welche er ertrug, ohne einen Laut der Klage auszustoßen.

Als er am Abend blutend und leise wimmernd auf dem Stroh im Stalle lag, in welchen er heimlich gekrochen war, trat die Bonne des kleinen Max zu ihm, die einzige Person, welche dem unglücklichen Kinde ein dauerndes Interesse bewahrt hatte, und auch die Einzige, für welche der Knabe eine fast zärtliche Zuneigung hegte.

Sie hatte wie immer auch jetzt Leckerbissen und Trostesworte für ihn, und als sie schaudernd die blutigen Striemen, welche die Peitsche auf seinem Rücken gezogen hatte, sah und ihn deßhalb bedauerte, zuckte eine wilde Freude über sein Antlitz und er sprach mit Genugthuung: „Laß gut sein, Betty, der Alte hat auch ein großes Loch am Kopfe gehabt!"

Es war kein Wunder, daß ein Kind, welches solche Gesinnungen hegte und solcher Handlungen fähig war, dem ganzen sehr christlich gesinnten Haus- und Dienerpersonal meines Onkels ein Greuel war, und ein Gegenstand, um über die Verworfenheit der menschlichen Natur fromme Lamentationen anzustellen, deßhalb wurden auch alle Schandthaten Friedel's gewissermaßen gebucht, und die Prophezeihung: „Warte, Du wirst noch am Galgen enden!" war der Zuspruch, welcher ihm im Allgemeinen am häufigsten zu Theil ward.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Roßdorf.

(Schluß.)

Das Feuer von der Einfassung des Dorfes und vom Kirchhof aus gegen die nachdrängenden feindlichen Tirailleurs dauerte fort, trotzdem waren aber schon einzelne geschlossene preußische Abtheilungen aus dem Walde und über den Kamm des Nebelberges vorgerückt. Jetzt, ungefähr um 1 Uhr Mittags, eröffnete die bayerische gezogene Batterie Königer auf 2400 Schritt ihr Feuer. Die erste Granate schlug in eine eben debouchirende preußische Kolonne, die stob auseinander und ging in den Wald zurück; die zweite und dritte Granate schlugen gleichfalls in feindliche Kolonnen ein und fortan ward keine geschlossene preußische Abtheilung mehr sichtbar. Dieser rasche Erfolg übte eine unverkennbar günstige Wirkung auf den moralischen Halt der Truppen: die Leute bekamen wieder Vertrauen, es ging wieder vorwärts. Generallieutenant v. Hartmann gab nun Befehl, drei gezogene Geschütze auf dem Höhenrücken nächst dem Kirchhofe zu postiren, und Hauptmann Königer brachte dieselben dahin vor, wo sie sofort in Aktion traten. Vom Waldsaume des Nebelberges, sowie aus einer etwa 400 Schritte vom Kirchhofe entfernten Schlucht, welche die Preußen mit starken Plänklerketten besetzt hatten, wurden die drei Geschütze und die Besatzung des Kirchhofes sehr stark beschossen. Der Generallieutenant hielt mit seinem Stabe hart am Kirchhofe neben den drei Geschützen; dort wurde ihm das Pferd zum zweiten Male verwundet. Die sichere Wirkung der in seiner Nähe feuernden Geschütze rasch erkennend, befahl er, die ganze Batterie in dieser Position zu vereinigen. Vierter Moment. Das Gefecht war um diese Zeit (2 Uhr Nachmittags) zum Stehen gekommen. Die Preußen drängten nicht weiter nach, und ihr Versuch, eine glatte Batterie (Eynatten) auf der Höhe des Nebelberges aufzufahren, wurde durch die Wirkung von Tirailleurs und durch einige Granatenwürfe der gezogenen Batterie derart gestört, daß sie rasch wieder davon abstanden. Jetzt beschloß der Generallieutenant, mit seiner Division in die Offensive überzugehen, und zwar sollte der Angriff konzentrisch mit vorgenommenen beiden Flügeln geschehen. Das 8. Jäger-, sowie das 2. Bataillon des 13. Inf.-Reg. wurden herangezogen, und das 1. Bat. dieses Regiments, das bisher nördlich von Roßdorf gestanden, rückte durch einen Hohlweg an den Westausgang des Dorfes, um von dort aus die oben besprochene Schlucht zu nehmen. Dieselbe war jedoch mittlerweile von den Preußen geräumt worden. Nun rückte die Division vor. Auf dem rechten Flügel befanden sich die 1. Bataillone des 5. und 13., gefolgt vom 3. Bat. des 4. Reg.; im Centrum als erstes Treffen 2 Bataillone vom 9. und rechts von diesen das 3. Bat. vom 5. Reg.; als zweites Treffen das 2. Bat. vom 4. und das 3. vom 9. Reg.; den linken Flügel bildete das 8. Jägerbataillon mit dem 2. Bat. des 13 Reg., das 6. Jägerbataillon wurde als Besatzung in Roßdorf zurückbehalten. Die Hälfte der gezogenen Batterie setzte sich auf der Straße in Marschkolonne, um erforderlichen Falles gleich folgen zu können; das 6. Chevaulegers-Regiment endlich ging in Trab nach Roßdorf vor und nahm vor der östlichen Umfassung Stellung. Der Nebelberg und die bewaldete Kuppe desselben wurden nur mehr leicht vertheidigt, und als die bayerischen Bataillone oben anlangten, sah man die preußischen Kolonnen bereits auf 800—900 Schritte entfernt im Abmarsche gegen Wiesenthal. Sie hatten den Befehl erhalten, das Gefecht nicht weiter fortzusetzen, sondern sich auf Dermbach zurückzuziehen, und deckten diese Bewegung durch das Feuer ihrer auf der Höhe nordöstlich von Wiesenthal aufgefahrenen gezogenen Batterie. Generallieutenant v. Hartmann, dessen Truppen, wenn auch erschöpft durch das unter strömendem Regen geführte heftige Gefecht, doch wieder geordnet und in verwendbarem Zustande waren, wollte ($3^1/_2$ Uhr Nachmittags) den Preußen auf Wiesenthal nachrücken; allein ein eben anlangender Befehl des Oberkommando's, der ihn anwies, auf Oberkotza zurückzumarschiren, bestimmte ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Zur Deckung des Abmarsches blieb das 8. Jägerbataillon auf dem Nebelberge, das 1. Bat. des 13. Reg. östlich, das 2. südlich von Roßdorf den dort hinziehenden Wald festhaltend, stehen; die gezogene Batterie ging in ihre erste Position südlich der Straße und das 6. Chevaulegers-Regiment an die Straßengabel Roßdorf-Rosa und Roßdorf-Eckardts zurück. Diese Abtheilungen blieben bis Abends $^1/_2$7 Uhr stehen und erreichten in der Nacht um 11 Uhr ihre Bivouaks bei Oberkotza. — Der Verlust der Bayern betrug: 1 General, 8 Offiziere (Generalmajor Faust, die Hauptleute Kelbinger und Frhr. v. d. Tann vom 9. Inf.-Reg., dann Frhr. v. Gobel vom 6. Jägerbataillon; die Oberlieutenants Popp vom 4., Lang vom 9., v. Aufin vom 13. Inf.-Reg.; die Unterlieutenants Traut und Ruppecht vom 4. Inf.-Reg); dann 43 Mann, 8 Pferde todt; 18 Offiziere (Major Frhr. v. Guttenberg vom 9. Reg. [tödtlich]; die Hauptleute Frhr. von Großschedel, Link und Müller vom 4. Reg.; die Oberlieutenants Eblein und Frhr. v. Zobel vom 4., Bernhold vom 9. Inf.-Reg.; Wurm vom 6.

Jägerbataillon [tödlich]; die Unterlieutenants Mayr, Fischer und Cordet vom 4., Mayer und Hauser vom 5., Pöhlmann vom 9. Inf.-Reg.; Mayer, Schmidt, Wölfel und v. Grafenstein vom 6. Jägerbataillon), 274 Mann, 10 Pferde verwundet; 59 Mann vermißt; im Ganzen 27 Offiziere, 376 Mann und 18 Pferde.

Mannigfaltiges.

Wien. Eine heitere Geschichte cursirt von einem älteren Börsenmann, der eine junge liebenswürdige Frau heimgeführt hat, die ebenso sentimental wie blondlockig ist und also Alles besitzt, was ein „fühlendes Herz" verlangen kann. Unser würdiger Gatte hat nach und nach bemerkt, daß seine schöne Hälfte sehr gern die Besuche eines jungen Fondsspekulanten mit untadelhaften blauen Glacés und Shakespeare-Kragen empfängt, wenn er gerade in Geschäften abwesend ist, dem sie sehr oft den Bacció vorsingt, wogegen er ihr mühsam memorirte Bruchstücke Geibel'scher Dichtungen recitirt, die in seinem Kopfe mit den „neuesten Cursen" manchmal in seltsame Collisionen gerathen mögen. Indeß dachte sich der prosaische Gatte nichts Böses und ließ nun das holde Weib ruhig im „Seelenaustausch" Jean Paul'scher Gattung schwelgen. Neulich aber kommt er einmal Nachmittags nach Hause und ergreift, da sein Weibchen gerade ausgegangen, einen schönen Band, der auf dem Tische liegt. Es ist ein neuer Roman Brachvogels, und auf dem Titelblatt steht der Name des blaubehandschuhten Adonis. Er blättert zerstreut in dem Buche, da fällt ihm auf, daß einzelne Worte, die ganz harmloser Art sind, mit Bleistift unterstrichen sind. Die Sache fängt an, ihn zu interessiren, er setzt sich oben erwähnte Hieroglyphen zusammen und findet die zierliche Phrase: „Darf — ich — Ihnen — gestehen, — daß — ich Sie — anbete?" — Unser Börsenmann ist kurz entschlossen. Abends erhält der schmachtende Liebhaber seinen Roman zurück. Krampfhaft öffnete er ihn. O welche Wonne — im nächsten Kapitel, das an sein „markirtes" grenzt, finden sich Bleistiftstriche. Die Himmlische hat geantwortet! Rasch entziffert! Was fand unser Romeo? Nichts als die prosaische, aber verständliche Weisung: „Kommen — Sie — mir — wieder — über — die — Schwelle, — so — fliegen — Sie — zum — Fenster hinaus!" Man sieht, auch Prosaiker wissen sich zu helfen.

Die Maikäfer verfolgt man jetzt nicht blos des Schadens wegen, den sie anrichten, sondern um Nutzen aus ihnen zu ziehen. Ein Berliner Naturforscher sagt: „In neuester Zeit bereitet man aus Maikäfern eine Suppe, welche für entkräftete Kranke von großem Werth sein, krebsähnlich schmecken und sehr angenehm duften soll. Sodann werden die Maikäfer zur Mast für Schweine, Hühner und Enten und zur Bereitung eines vorzüglichen Düngers benutzt. Massenhaften Gebrauch macht man von ihnen zur Gewinnung von Wagenschmiere, Brennöl und Farbe." In Friedberg in Hessen sind bis 11. Mai in Folge eines auf die Lieferung von Maikäfern gesetzten kleinen Preises 38 Malter eingeliefert worden. Man hat sich die Mühe genommen, ein Gescheid Maikäfer zu zählen, und gefunden, daß 750 Stück auf ein solches gehen, so daß, gering geschätzt, bis jetzt hier die enorme Anzahl von 1,824,000 Maikäfern vertilgt wurde. Dabei ist noch durchaus kein besonderer Mangel an denselben zu verspüren.

(Wurst wider Wurst.) In der Provinzialstadt B. stand vor Kurzem der Fleischerlehrling A. Schulz vor Gericht. Er war, als er ein Beil zum Schleifer trug und über das Trottoir rannte, von einer Bulldogge angefallen und durch den Stiefel bis auf den Knochen gebissen worden. Als Antwort auf diese bissige Begrüßung hatte er das Beil genommen und der Dogge den Schädel gespalten. Der Herr, dem die Dogge zehn Friedrichsd'or gekostet hatte, klagte auf Schadenersatz, und der Richter, obwohl genügend überzeugt, daß der Bursche nur aus Nothwehr gehandelt, fragte doch, warum er sich den Hund nicht mit dem Stiel des Beiles abgewehrt habe, anstatt mit der Schärfe. „Ich hätte auch ganz gewiß nur den Stiel genommen," antwortete der Bursche naiv, „hätte mich die Bestie mit dem Schwanz gebissen. Da sie mich aber mit den Zähnen packte, so dachte ich, wie mein Meister immer sagt: Wurst wider Wurst! und hieb mit der Schärfe." Unter allgemeinem Gelächter ward der Kläger abgewiesen.

Mutter: „So, Karl, hier habt Ihr Beide einen Kuchen, aber theile ihn ehrlich!" Karl: „Was ist ehrlich, Mama?" Mutter: „Wenn Du Fritz die größere Hälfte gibst." Karl: „O Mama, dann laß Fritz ehrlich sein!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Samstag, 13. Juni 1868.

Blaues Blut.

(Fortsetzung.)

Niemand dachte freilich daran, daß Erziehung und erste Eindrücke maßgebend für die physische Entwicklung des Menschen sind und daß es nirgends richtiger als in diesem Falle heißt: „Was man säet, wird man ernten."

Ich will die Damen nicht mit den Details der Entwicklungsgeschichte der beiden Knaben langweilen, darum nur noch wenige Worte über Max Lissow.

Er war zu einem schönen Jüngling herangereift und wurde von seinen Eltern mit abgöttischer Zärtlichkeit geliebt, es war auch schwer, seinem wirklich liebenswürdigen, einschmeichelnden Wesen, in dem sich stets etwas wohlthuend Maßvolles zeigte, zu widerstehen. Seine Figur war nicht eben so groß, aber von dem schönsten Ebenmaß, die Füße und Hände von jener aristokratischen Feinheit und Kleinheit, welche wir gemeiniglich als einen Vorzug unserer Race betrachten; das Gesicht, ein bleiches Oval mit scharf geschnittener Nase, vollen rothen Lippen, über welchen schon ein zarter Flaum zu sprossen begann, und den schönsten blauen Augen, welche ich je in einem Menschenantlitz gesehen habe.

Dabei hatte, wie schon gesagt, sein Wesen und Auftreten eine glückliche Mischung von der chevaleresken, etwas stolzen Art des Vaters und der Grazie der sanften Mutter.

Und Friedel? Es gab keinen größeren Kontrast als die beiden Jünglinge nach zurückgelegtem siebzehnten Jahre.

Hätte der Sohn des Kutschers Shakespeare gekannt, er würde mit Richard ausgerufen haben: „Ich um dies schöne Ebenmaß verkürzt, von der Natur um Bildung falsch betrogen!" und hätte vielleicht, wie der britische König, von demselben Gesichtspunkte ausgehend, dasselbe Resultat gewinnend, hinzugefügt: „Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter, kann kürzen diese fein beredeten Tage, bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden!"

Max besuchte schon damals die Universität, Friedel war von verschiedenen Lehrmeistern wegen schlechten und unehrlichen Betragens weggejagt worden und trieb sich lungernd und dem Herrgott den Tag abstehlend, wie sein Vater zu sagen pflegte, im Hause herum, und sein ganzes Thun beschränkte sich wie früher darauf, alle diejenigen zu hassen und ihnen zu schaden, welche ihn beleidigten und verachteten, oder die er um den Besitz der Güter beneidete, welche ihm selbst mangelten.

Daß er nicht längst weit fort, zum Beispiel nach Amerika gegangen war, wie seine Eltern lebhaft wünschten, geschah aus Liebe zu der einzigen jüngeren Schwester. Diese Zuneigung, welche von dem Mädchen nur schwach erwiedert wurde, hatte etwas Wildes, Leidenschaftliches und glich oft der instinktiven Anhänglichkeit eines Thieres, das sich ja auch weder durch Schläge noch Scheltworte darin wankend machen läßt; denn von ihr ertrug Friedel selbst die Aeußerungen des Widerwillens und der Geringschätzung, welche sie ihm nicht selten bewies, mit einer ganz sonderbaren traurigen Resignation.

War sie krank, kauerte er wie ein Hund Tage und Nächte lang an ihrem Bette und wo er im Hause oder sonst wo Etwas auf redlichem oder unredlichem Wege erlangen konnte, und wäre es eine seltene Blume oder Frucht aus dem Treibhause gewesen, brachte er ihr dieselbe und war glücklich über ihre Freude.

Helene war schon mit fünfzehn Jahren ein sehr schönes Mädchen und der Eltern Liebling. Sie war eitel und putzte sich gerne wie alle jungen Mädchen, und Friedel fand es ganz in der Ordnung, daß die Schwester schöne Kleider erhielt, während er selbst nur die abgelegten Sachen seines Vater bekam und stets zu Hause bleiben mußte, wenn die

Eltern, was jetzt häufig geschah, mit der Tochter einen Spaziergang unternahmen.

Wenn er dann so allein zu Hause war, konnte er stundenlang in der Sonne an der Stallthür stehen, oder auf der Kellertreppe sitzen, die schwieligen Hände gefaltet, den scheuen Blick zur Erde gesenkt, in tiefe Gedanken verloren. Kam dann Jemand von der Herrschaft, besonders Max, welchem er nur als kleines Kind eine gewisse bewundernde Aufmerksamkeit bewiesen hatte, dann zog eine Wolke über die bleiche Stirne, in den Augen leuchtete ein düsteres Feuer und er hinkte eilig ins Haus, damit er nicht erst nöthig hatte, die ihm so verhaßten Menschen zu grüßen.

Max hatte ihm allerdings auch nie Freundlichkeit bewiesen. Als Kind schon war der häßliche, schmutzige Junge mit unwillkürlicher Abneigung von ihm betrachtet worden und dies Gefühl hatte sich seitdem eher gesteigert, da sein angeborener und anerzogener sehr peinlicher Schönheitssinn durch alles Unharmonische, Unschöne verletzt wurde; hierzu gesellte sich noch der Abscheu über die schlechten Streiche Friedel's, welche so oft den Gesprächsstoff im Lissow'schen Hause abgaben, da die Gräfin bei zunehmender Kränklichkeit und Vorliebe für religiöse Konventikel, Bibel- und Erbauungsstunden sich mehr und mehr von der Gesellschaft zurückzog und ihre Abende meist allein oder im Kreise der wenigen Hausfreunde, zu welchen der Pfarrer gehörte, verlebte.

Der Kutscher Wilke stand immer noch in der Gunst seines Herrn, trotz des ungerathenen Sohnes, im Gegentheil suchte der Graf im Hinblick auf sein eigenes Glück und das Leid und den fortwährenden Kummer des unglücklichen Vaters demselben durch verdoppelte Freundlichkeit seine Theilnahme zu bezeigen, welcher er den Wilke um so würdiger glaubte, als auch schon seit längerer Zeit die rohen Ausbrüche eines ewigen Zankes zwischen den Eheleuten einem stilleren, wenn auch mit derselben Erbitterung geführten Kriege Platz gemacht hatten, da Beide einsahen, daß sie damit ihre Stellung zu der gottesfürchtigen Herrschaft gefährdeten.

Da starb die Gräfin Lissow. Ihr Tod, obwohl lange vorhergesehen, ward nichtsdestoweniger allgemein betrauert; sie hatte auch das Beste gewollt und manches Gute gethan, wenn sie auch ihre Wohlthaten wie viele unserer Frauen nach Neigung oder auf gut Glück zu spenden pflegte, ohne zu dem Opfer an Geld das Opfer an Zeit und Mühe zu fügen, welches allein in den Stand setzt, nur wahrhaft Bedürftige zu unterstützen und in Folge dessen wirklich segensreich zu wirken.

Auch von Marianne wurde der Gräfin Hingang sehr bedauert, da diese ihr den Antheil nicht vergaß, welchen sie einst an ihrem Geschick genommen, wenn auch das Loos der Frau die ganzen Jahre her keinen Tag und keine Stunde ein beneidenswerthes genannt werden konnte.

Mutter und Tochter sprachen in der Zeit von nichts Anderem, als den letzten Augenblicken der Verstorbenen, und was der Graf und der Pastor gesagt, und daß sie so schön ausgebahrt liege, nach ihrem Wunsche in dem weißen atlassenen Brautkleide, nur geschmückt mit einem Kranze weißer Rosen, daß aber der Herr, der sich gar nicht über ihren Tod zu Gute geben könne, expreß befohlen habe, ihr den brillantnen Brautschmuck mit in den Sarg zu geben.

Friedel hörte diese Gespräche und Lamentationen ruhig an, ihm war die Todte sehr gleichgiltig gewesen, ja, er hatte ihr einmal als dreijähriges Kind einen Stein nachgeworfen, als sie ihm ein Stückchen buntes Glas weggenommen hatte, in der Besorgniß, er könne sich damit verletzen.

Friedel war dazumal gerade in der Lehre bei einem Schlosser und versprach endlich Gutes zu thun. Des Abends kam er aber, und wenn es auch oft nur auf eine halbe Stunde sein konnte, zu Hause, um der Schwester nahe zu sein. Bei solchen Besuchen sprach er wenig, saß meist in einem dunklen Winkel der Stube, still zuhörend und den Blick nicht von der Schwester verwendend.

Helene ließ sich ganz ruhig diese brüderliche Huldigung ihrer wirklich seltenen Schönheit gefallen und es schmeichelte ihr, daß sie die Einzige war, welche Macht und Einfluß besaß über Friedel's wildes und tückisches Gemüth; hatte er sich doch allein auf ihr Zureden entschlossen, das müßige Umhertreiben aufzugeben und wieder in die Lehre zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Zella.

Am nämlichen Tage, den 4. Juli, an dem bei Roßdorf gekämpft wurde, entspannen sich auch heftige Kämpfe im Fuldathale. Hier stand die 3. Infanteriedivision Zoller in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli folgendermaßen: Das 1. Jägerbataillon bei Neidhardshausen, das 1. Bat. des 14. Inf.-Reg. in Diedorf, das 2. Bat. dieses Regiments mit der 1. Schützen- und 1. Kompagnie des 6. Inf.-Reg. in Zella; die 5. Brigade mit dem 1. und 2. Bat. des 15. Inf.-Reg., dem 5. Jäger-

bataillon, der Divisions-Kavalerie und Artillerie in Klingo, Fischbach, Empfertshausen und Andenhausen. Vier Kompagnieen des 6. Inf.-Reg. waren, wie bei der Relation über das Gefecht von Roßdorf gesagt wurde, in Wiesenthal; das 3. Bat. vorbenannten Regiments war mit einem Zuge Kavalerie in die Thann beordert. In dieser Stellung erwartete die 3. Infanteriedivision mit Tagesanbruch einen Angriff des Gegners. Die in Neidhardshausen und Zella befindlichen Abtheilungen stunden schon am frühen Morgen des 4. Juli in vollster Gefechtsbereitschaft; die 5. Infanteriebrigade war in die Position bei Fischbach eingerückt. „Man erhielt in Zella um 8 Uhr die Nachricht, daß sich in den Wäldern bei Föhlritz und Steinberg Preußen zeigten, und gegen 9 Uhr gewahrten die Posten auf den Höhen bei Neidhardshausen das Anrücken feindlicher Abtheilungen. Chevaulegers, welche von Zella über Neidhardshausen auf der Straße gegen Dermbach vorpoussirten, kehrten nach wenigen Minuten in gestrecktem Galopp zurück und meldeten, daß der Feind im Anmarsch sei." — Das Gefecht bei Zella ist in 3 Momente getheilt und zwar 1. Moment. Von 9—11 Uhr. Zella und Neidhardshausen werden von den Preußen angegriffen und nach tapferem Widerstande von den Bayern allmälich geräumt. 2. Moment. Von 11—2½ Uhr. Die 5. Brigade ist aufmarschirt, das Gefecht kommt zum Stehen und es entwickelt sich ein heftiger Geschützkampf. 3. Moment. Von 2½—4 Uhr. Abbrechen des Gefechts und allmälicher Rückzug der 3. Division, ohne verfolgt zu werden. 1. Moment. Kaum waren die Chevaulegers durch Neidhardshausen zurück, so fielen auch schon die ersten Kanonenschüsse. Die Preußen hatten gegen den nördlichen Ausgang von Neidhardshausen 2 glatte Geschütze auf 800 Schritt Entfernung aufgefahren und ließen unter dem Schutze dieses Feuers starke Plänklergruppen am nördlichen Hange des Taufsteines vorrücken. Frontal wurde die Ortschaft nicht angegriffen; allein durch das Vorgehen des Feindes ward gleich bei Beginn des Gefechts die rechte Flanke und der Rückzug der dortigen Besatzung ernstlich bedroht. Auf dem linken Ufer der Fulda, zwischen dieser und der Straße zeigten sich zwei preußische Husarenschwadronen, augenscheinlich in der Absicht, über die Infanterie, wenn dieselbe etwa aus Neidhardshausen gegen Zella retiriren wollte, herzufallen. Um nicht abgeschnitten zu werden, mußten daher die beiden in Neidhardshausen postirten Kompagnieen nach Abgabe einiger Schüsse den Platz räumen und mit Hilfe der einzigen vorhandenen Brücke das rechte Ufer der Fulda und die Höhe zu erreichen trachten. Inzwischen waren aber die preußischen Tirailleurs fast bis auf die volle Höhe des Taufsteines gelangt, und die 1. Schützenkompagnie des 6. Regiments hatte sich feuernd zurückgezogen. Sie scheint jedoch die Fühlung mit den Jägern sehr bald verloren zu haben, denn diese wurden, nachdem sie kaum die Ortschaft verlassen hatten, in ihrer rechten Flanke heftig beschossen. Die genannte Kompagnie ging auf Fischbach zurück und kam an diesem Tage nicht mehr ins Gefecht. Während das 1. Jägerbataillon langsam und mit sich ablösenden Ketten erfolgreich feuernd gegen Diedorf wich, hatte auch der Kampf um Zella begonnen. Zwei preußische Bataillone rückten in 3 Kolonnen gegen diese Ortschaft vor. Die eine kam vom Waltersberge, die zweite von Föhlritz, die dritte, Föhlritz rechts lassend, längs des Abhanges. Letztere wurde zuerst sichtbar, und gegen sie eröffneten die beiden Zwölfpfünder des Oberlieutenants v. Zu-Rhein auf 1200 Schritt Entfernung das Feuer mit Granatkartätschen. Bald entspann sich auch ein heftiges Plänklergefecht, in welches nach dem Rückzuge des 1. Jägerbataillons aus Neidhardshausen die von dort vordringenden Preußen gleichfalls eingriffen. Der Feind hatte sich Zella genähert und seine Bewegungen ließen die Absicht erkennen, die lange Hauptfront der Ortschaft nur zu beschäftigen und dieselbe auf der Südwestseite anzugreifen." Dem zu begegnen, wurden Theile der 4. Schützen- und 7. Kompagnie des 14. Regiments aus dem Schloßgarten eiligst in den Kirchhof genommen und dadurch gelang es, das Eindringen des Feindes glücklich zu verhindern. Die Geschützbedienung des Oberlieutenants v. Zu-Rhein wurde von der über Neidhardshausen vorgedrungenen preußischen Infanterie, welche hinter einem nordöstlich von Zella gelegenen Ravin gedeckte Aufstellung fand, mit Geschossen wahrhaft überschüttet; dennoch behauptete dieser Offizier seinen Posten und ließ, da die feindliche Aufstellung nur 6—700 Schritt von ihm entfernt war, mit Büchsenkartätschen feuern. Nach und nach hatte er aber so erhebliche Verluste erlitten, daß er bei längerem Verweilen fürchten mußte, nicht das nöthige Menschen- und Pferdematerial übrig zu behalten, um seine Geschütze aus der Stellung zu bringen. Mit einigen rasch auf einander folgenden Kartätschenlagen hielt er sich daher die feindliche Infanterie, welche Miene machte, gegen ihn vorzubrechen, vom Leibe, dann protzte er auf. In diesem kritischen Moment wurden der Trompeter, 1 Unteroffizier und 4 Kanoniere verwundet, 2 Reit- und 5 Zugpferde waren bereits getödtet. Demungeachtet wollte Oberlieutenant v. Zu-Rhein weiter rückwärts noch einmal auffahren; allein nicht nur

machten die erlittenen Verluste dies in dem tief aufgeweichten Boden unmöglich, sondern er sah sich auch gezwungen, einen Munitionswagen, dessen Vorreitpferde schon früher getödtet worden waren, und dessen beide Mittelpferde nunmehr beim Durchfahren eines Ackerfeldes von einer Granate getroffen fielen, zurückzulassen, da die beiden abgetriebenen Stangenpferde allein den eingesunkenen schweren Wagen nicht frei zu machen vermochten. Oberlieutenant v. Zu-Rhein ließ von seinen 25 Kanonieren 9 todt und verwundet auf dem Kampfplatze, von 20 Pferden waren ihm 10 verloren; er hatte mit seinen beiden Geschützen geleistet, was eine brave Artillerie nur immer leisten kann." Die unter Oberstlieutenant Horadam südlich von Zella aufgestellte Kavalerie hatte viel durch Geschütz- und hauptsächlich durch das Feuer der Infanterie, welche auf der Taufsteinhöhe vorgedrungen war, zu leiden; eine in der 3. Eskadron platzende Granate verursachte großen Verlust und Verwirrung; die Eskadron mußte rückwärts gesammelt werden. Oberstlieutenant Horadam machte mit der 2. und 3. Eskadron des 2. Chevaulegers-Regiments eine Attake auf die Plänkler, welche wichen, aber wegen des Terrains nicht weiter verfolgt werden konnten, weßhalb auch die Kavalerie in eine gedeckte Stellung hinter Diedorf zurückgenommen wurde. „Unterdessen hatten die Preußen ihr Feuer gegen Zella lebhaft fortgesetzt und schienen einen erneuten Angriff vorzubereiten. Der in Zella kommandirende Major Dichtel hatte aber vom Generallieutenant v. Zoller die mündliche Weisung erhalten, die Ortschaft nur so lange zu behaupten, bis die bei Fischbach stehende Brigade vorgerückt und zum Eingreifen in das Gefecht bereit sei. Er glaubte daher, nachdem dieser Moment eingetreten war, einen zweiten Angriff nicht abwarten zu sollen, sondern gab Befehl, Zella kompagnieweise zu räumen, wobei die Kompagnie des 6. Regiments den Schluß machen und den Rückzug decken sollte. Die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Dorfes aber gestattete den schon sehr nahe gerückten Preußen, rasch einzudringen, so daß dieselben der zurückgehenden Mannschaft des 14. Regiments fast auf dem Fuße folgten, und die in Mitte der Nordumfassung des Ortes befindliche Kompagnie des 6. sich plötzlich von allen Seiten eingeschlossen sah. Seinen Hauptmann an der Spitze suchte sich dieses kleine Häuflein mit dem Bajonett Bahn zu brechen; allein kaum ins Freie getreten, wurden sie aus allen Richtungen heftigst beschossen. Hauptmann König, durch den Kopf getroffen, fiel, gleich nach ihm Oberlieutenant Brunner, der die letzte Abtheilung aus Zella herausführte; nur 19 Mann unter Kommando des Lieutenants Herrmann entkamen. Ein kleiner Trupp von 11 Mann hatte sich verspätet und suchte durch den Garten des Försters durchzubrechen. Dies gelang nicht; der Feind drängte, da konnten sie sich im Freien nicht mehr halten und suchten Schutz in der nahen Scheune. Von hier aus feuerten diese Braven, jede Aufforderung, sich zu ergeben, ablehnend, unablässig, bis der letzte Mann kampfunfähig war, — die Preußen fanden, als sie eindrangen, 9 Leichen neben 2 Schwerverwundeten." — „Zweiter Moment. Es war jetzt 11 Uhr. Die 5. Brigade war schon beim ersten Kanonenschuß gefechtbereit aufgestellt, jedoch anfangs zurückbehalten worden, da Generallieutenant v. Zoller Tags vorher aus der Tann Meldung über die Anwesenheit eines kleinen feindlichen Korps in Geisa bekommen hatte. Diese Nachricht ließ ihn eine Flankirung über Andenhausen befürchten und hielt ihn überhaupt während des ganzen Gefechts um so mehr zurück, in die Offensive überzugehen, als der Umstand, daß seine eventuelle Rückzugslinie durch das Kaltennordheimer Defilé führte, an und für sich große Schwierigkeiten bereiten konnte. Erst um 10 Uhr wurde eine theilweise Vorwärtsbewegung angeordnet und die 5. Brigade vorgezogen. Das 1. Bat. (Moor) des 15. Reg. marschirte nördlich von Diedorf in Gefechtslinie auf und entsendete zum Schutze gegen die über den Taufstein den Jägern nachdrängenden feindlichen Plänkler die 1. Schützenkompagnie, gefolgt von der 1., in seine rechte Flanke. Das 5. Jägerbataillon unter Kommando des Stabshauptmannes v. Königsthal nahm auf 500 Schritte nordwestlich von Diedorf Stellung und hatte 2 Kompagnieen als Plänkler aufgelöst, die beiden andern in Reserve. Das 3. Bat. (Pöllath) des 15. Reg. rückte an den nördlichen Ausgang von Diedorf und detachirte auf speziellen Befehl des Generallieutenants die 9. und die 6. Schützenkompagnie an die Felda-Mühle und die dort befindliche Furth mit dem Auftrag, das Vordringen der Preußen auf diesem Punkte um jeden Preis zu verhindern.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zu schwer.) „Herr Pfarrer, ich kann's mit meinem Weibe nit aushalten; den ganzen Tag keift's und zankt's, es ist ein Kreuz!" — „Mein Sohn, trage es geduldig!" — „Was, tragen auch noch? — Mein Kreuz wiegt dritthalb Zentner!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Dienstag, 16. Juni 1868.

Blaues Blut.

(Fortsetzung.)

Es war in der Nacht vor dem Begräbniß der Tante, als der Graf, der sich angekleidet zu einer kurzen Ruhe auf sein Bett geworfen hatte, in dem Gemache, in welchem die Leiche stand und das neben seinem Schlafzimmer gelegen war, ein leises Geräusch zu vernehmen glaubte.

Obgleich Betty Lange, die frühere Bonne, die letzte Wache bei der todten Herrin hatte, fürchtete der Graf, daß dieselbe eingeschlafen und vielleicht eine der Wachskerzen den Verzierungen des Katafalks zu nahe gekommen sein könne, denn das Geräusch war wie ein leises Knistern gewesen, deßhalb stand er auch auf und trat durch die nur angelegte Thür in das Todtengemach.

Sein Eintritt erweckte Betty, die wirklich von der Ermüdung übermannt, einen Augenblick geschlummert hatte. Sie fuhr erschrocken auf, doch war Alles in Ordnung, und der Graf wollte sich schon wieder in sein Zimmer begeben, wähnend, seine aufgeregten Sinne hätten ihn getäuscht, als er, bis ins Mark erbebend, sich krampfhaft an der Lehne des Sessels festhielt: ein Blick auf die Leiche hatte ihm gezeigt, daß die Lage derselben verändert war. Die gefalteten Hände, welche das Gebetbuch umschlossen hatten, waren gelöst, die Linke lag lang ausgestreckt auf dem Atlas des Kleides. Wie ein Blitz hatte der Gedanke sein Hirn durchzuckt, daß vielleicht nur ein Starrkrampf der Gattin Leib erstarrt habe und daß sie jetzt wieder zum Leben erwache, doch ein zweiter Blick auf die stillen wachsbleichen Züge vernichtete diese Hoffnung sogleich und ließ einen fürchterlichen Verdacht in der Seele des Grafen aufsteigen.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang er in sein Zimmer zurück, und von der Wand über dem Bette einen Säbel reißend, den er als junger Husarenoffizier im Freiheitskriege geführt, kehrte er äußerlich ganz ruhig wieder und begann, der ihn erschrocken anstarrenden Betty mit einem Winke der Hand Schweigen gebietend, mit der Spitze des Säbels die Sammetdrapirung, welche den Katafalk umgab, vorsichtig zu untersuchen.

Und es dauerte nicht gar lange, da bewegte sich dieselbe, und ein blasses, verzerrtes Antlitz mit verworrenem Haar wurde sichtbar und tauchte zu Häupten des Sarges auf, angstvoll nach der Thür und dem Momente zur Flucht spähend.

Betty Lange sah es zuerst und ein Schauer schüttelte ihre Glieder, aber auch der Graf hatte das Gesicht Friedels gesehen und erkannt, ein Gefühl von Entrüstung und Zorn, wie er es nie empfunden, bemächtigte sich seiner, mit einem Sprunge war er neben dem Leichenräuber, die Klinge sauste durch die Luft und würde das Haupt des Schuldigen gespalten haben, wenn nicht Betty, einen furchtbaren Schrei ausstoßend, in diesem Augenblicke Lissows Arm ergriffen und sich krampfhaft an denselben anklammernd, die Gewalt des Streiches gebrochen hätte.

Friedel wand sich heulend am Boden, Blut strömte über sein Gesicht aus einer breiten Fleischwunde, die über Stirne und Wange lief, dessenungeachtet kroch er jetzt eifrig nach der Thüre und schleuderte, dieselbe öffnend, mit einem gestammelten Fluche den der Leiche schon geraubten Brillantring in das Zimmer zurück."

„Schrecklich! Entsetzlich!" unterbrach die Erlaucht meine Erzählung. Auch das Freifräulein war bleich geworden und sprach, den Shawl fester um die schmalen Schultern ziehend: „Und solche Menschen sollen uns gleich, sollen unsere Brüder sein, zwischen uns und ihnen soll kein anderer Unterschied bestehen, als der zufällige der Geburt! Unsinnige Phrasen der Demagogen.

Ich bat die Damen gebührendermaßen um Vergebung, daß ich ihren zarten Nerven eine solche

Alteration zugemuthet hatte und fragte, ob ich abbrechen solle. Man bat mich seufzend fortzufahren und ich leistete Folge.

„Noch in derselben Nacht hatte Friedel das Vaterhaus, und wenige Tage darauf auch die Stadt verlassen.

Betty Lange's Theilnahme hatte sich auch jetzt nicht vermindert, ihre baaren Ersparnisse waren es, welche den bedauernswürdigen Menschen in den Stand setzten, den Ort seines Verbrechens zu fliehen und sich nach der Hauptstadt zu begeben, wo gleichfalls ein Empfehlungsbrief Bettys, an eine alte Verwandte daselbst gerichtet, ihm vorläufig ein Unterkommen verschaffte.

Graf Lissow sprach am anderen Tage nur gegen seinen Sohn und den Kutscher Wilke von dem Vorfall, und als der Letztere unter Verwünschungen den Seinigen Mittheilung davon machte, fiel es der schönen Helene schwer auf das Herz, daß höchst wahrscheinlich eine unvorsichtige Aeußerung von ihr: „es sei schade, daß die prächtigen Brillanten der Gräfin mit in die Erde kämen, sie wolle schon glücklich sein, wenn sie nur den kleinsten Ring davon hätte,“ den Bruder sicher zu der schrecklichen That verleitet hatte.

Helene war zwar ein leichtfertiges und eitles Ding, aber sie besaß bei mancher Schwäche ein großmüthiges Herz.

Am Abend, nachdem das Begräbniß vorüber und die letzten theilnehmenden Freunde gegangen waren, klopfte es leise an der Thüre des Studirzimmers Max Lissow's. Auf sein „Herein“ trat Helene ein und theilte dem jungen Manne unter strömenden Thränen den wahrscheinlichen Zusammenhang des Ereignisses der vergangenen Nacht mit.

Des Mädchens Schönheit und Anmuth verfehlte nicht einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des jungen Mannes zu machen und er bot seine ganze Beredtsamkeit auf, die Weinende zu trösten und sie besonders über den Schuldantheil, welchen sie sich reuevoll beimaß, zu beruhigen.

Mehrere Jahre vergingen, in deren Verlaufe man in der Familie des Kutschers Wilke nichts von Friedel vernahm, von dem überhaupt fast nie gesprochen ward.

Nur Betty empfing Briefe von ihm und beantwortete dieselben regelmäßig; auch Helene schrieb dann und wann einige Zeilen darunter, nachdem ihr Betty mitgetheilt, daß aus dem Bruder doch noch ein ordentlicher Mensch werden würde, er wohne in der Hauptstadt noch immer bei der alten Muhme und arbeite fleißig in einer großen Maschinenfabrik, habe aber ausdrücklich verboten, daß den Eltern oder sonst wem von seinem Ergehen Mittheilung gemacht werde.

Max hatte indessen, um seiner militärischen Pflicht zu genügen, ein Jahr im stehenden Heere gedient, war dann auf Reisen gegangen und kehrte jetzt, zu des alten Vaters Freude, als ein vollkommener Gentleman nach Hause zurück.

Nun ließ sich freilich nicht leugnen, daß Max mit den Vorzügen auch die Fehler seines Standes besaß. Sein edler Stolz ging nicht selten in Ueberhebung, sein maßvolles Benehmen in eine zu ängstliche Beobachtung der Formen, sein Schönheitssinn in ein liebloses Abwenden von allem Unschönen — aber oft auch Unglücklichem und des Mitleids und der Theilnahme Bedürftigen, über. Dabei hatte er das Leben genossen, und sein Gewissen war, was den Begriff von Ehre betraf, nicht anders konstruirt, als das der meisten seiner Alters- und Standesgenossen.

Das Auge des entzückten Vaters sah freilich nicht den Schatten eines Fehlers an dem Sohne, der nicht blos das Kind seines Blutes, sondern auch der würdige Repräsentant des alten Namens und Stammes der Lissow, der Erbe seiner Gesinnungen war.

Und Letzteres war jetzt von einer größeren Bedeutung als sonst wohl, denn man schrieb das Jahr 1847 und der Kampf der Parteien, der bald die Hand des Bruders gegen den Bruder waffnete, machte sich auf geistigem Gebiete schon jetzt mit nicht minderer Erbitterung geltend.

Vater und Sohn aber gehörten zu denjenigen Mitgliedern der feudalen Adelspartei, welche schon in der geringsten Konzession an die Ansprüche des Volkes eine Schwächung der Macht des absoluten Königthums sahen, die in ihren Konsequenzen nur zum Verderben führen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Zella.

(Schluß.)

Die beiden Bataillone des 11. Reg. waren anfangs bis hart hinter Diedorf herangezogen worden, nahmen aber bald auf 500 Schritte westlich gedeckte Stellung hinter dem Hang einer von Klings gegen Diedorf hinziehenden Schlucht, woselbst sie im Wesentlichen bis zum Schluß des Gefechts verblieben. Nach der Räumung von Zella hatten die 2. Schützen- und die 1. Kompagnie des 14. Reg. den Kampf aufgenommen und erfolgreich fortgeführt, bis das erste Treffen der 5. Brigade nördlich von Diedorf aufmarschirt war. Dann aber nahm Major von

Täuffenbach, der dieses Plänklergefecht ununterbrochen persönlich geleitet hatte, die beiden Kompagnieen, denen ohnedies die Munition ausgegangen war, aus der Feuerlinie zurück und sammelte sein Bataillon rückwärts der genannten Brigade. Das 1. Jägerbataillon war noch auf dem Rückmarsch nach Diedorf begriffen, den es, vom Feinde überhöht und fast unausgesetzt in der rechten Flanke beschossen, fechtend fortsetzte." Vier gezogene Geschütze unter Oberlieutenant Weber wurden südwestlich von Diedorf placirt und traten hier gegen eine an den Schloßgarten von Zella vorgerückte preußische Batterie, welche sich in der Folge auf 14 Geschütze verstärkte, in Aktion. „Das Bataillon Pöllath hatte am Ausgange von Diedorf nur kurze Zeit gehalten und wurde dann in nordwestlicher Richtung gleichfalls in die erste Linie vorgezogen, so daß es sich links an das 5. Jägerbataillon anschloß und nach rechts mit dem Bataillon Moor Verbindung hielt. Das Plänklergefecht entwickelte sich rasch längs der ganzen Front; allein die auf der Tauffsteinhöhe vorgehende preußische Infanterie war, begünstigt durch ihr stets dominirendes Feuer, bis in die Höhe von Diedorf vorgedrungen, die Ortschaft selbst schien bedroht und es wurde daher das 1. Bat. des 15. Reg. in dieselbe zurückgenommen, mit dem Befehl, sich dort zu nachhaltiger Vertheidigung einzurichten." Die nachhaltige Wirkung, welche von den an der Lisière stehenden Tirailleurs, sowie von den beiden an der Felda-Mühle und bei der dortigen Furth placirten Kompagnieen ausging, brachten das Vorrücken der Preußen am Tauffstein ins Stocken; schließlich begannen ihre Plänkler sich langsam zurückzuziehen; das 1. Jägerbataillon, welches nun seit Beginn des Gefechts ununterbrochen im Feuer gestanden, folgte ihnen im Vereine mit der 1. Schützenkompagnie des 15. Reg. eine Strecke weit nach. Um $2^1/_2$ Uhr war das Gefecht zum Stehen gekommen. 3. Moment. „Der Nachdruck, mit welchem preußischerseits das Gefecht bei Zella engagirt worden war, ließ mit Sicherheit auf die Nähe des Gros der feindlichen Armee schließen. Unter so bewandten Umständen war die Vereinigung mit dem 8. Korps nördlich der Rhön nur dann möglich, wenn man nicht blos die direkt entgegenstehenden preußischen Truppen zurückdrängte, sondern auch über das am Ausgang des Feldathales zu erwartende Korps die Oberhand behielt. Um dies zu erreichen, wäre aber die bayerische Armee gezwungen gewesen, in einem engen, langgestreckten Defilé zu avanciren und den Feind von Position zu Position anzugreifen. Dabei hätte sie ihre eigene Stärke, die Ueberlegenheit an glatten Geschützen nicht verwerthen können, die starke Seite des Feindes hingegen, das Zündnadelgewehr, wäre im höchsten Maße zur Geltung gekommen. Zudem hätte die bayerische Armee damals allein den Preußen entgegentreten müssen, während weiter südwärts sie darauf rechnen durfte, den Anschluß an das 8. Korps schon binnen wenigen Tagen zu gewinnen und dann in verdoppelter Stärke den Kampf aufnehmen zu können. Deßhalb wurde beschlossen, hier auf die Offensive zu verzichten und durch einen Rückmarsch gegen die Saale die Vereinigung mit dem 8. Armeekorps anzubahnen...." Der Feldmarschall war schon gegen 12 Uhr persönlich auf dem Kampfplatze eingetroffen und hatte auf einer Höhe nordwestlich von Diedorf inmitten der Plänklerlinie seinen Standpunkt gewählt. Als um $^1/_2$3 Uhr das Gefecht zum Stehen gekommen war und sich erkennen ließ, daß preußischerseits nur eine forcirte Rekognoszirung beabsichtigt und daß an diesem Tage kein weiteres Vorgehen des Feindes zu erwarten sei, wurde der Befehl zum Abbrechen des Gefechts gegeben und die Armee in der zwischen Kaltennordheim und Kaltensundheim sich bietenden starken Position vereinigt. „Generallieutenant v. Zoller ließ nun den Rückmarsch durch das inzwischen nach Fischbach beorderte 1. Jägerbataillon beginnen; diesem folgte das 1. Bat. des 14. Reg., von welchem die 2. Schützenkompagnie, da sie sich gänzlich verschossen hatte, als Bedeckung zur Munitionsreserve gesendet worden war, während Major v. Täuffenbach, gleich nachdem er zurückgegangen, mit 3 Kompagnieen eine Stellung hinter dem linken Flügel der 5. Brigade einnahm, um einer allenfallsigen Umgehung zu begegnen. Die Queue dieser ersten Kolonne bildete das 2. Bat. des 14. Reg., das nach seinem Rückzug von Zella in die Nähe der Batterie Lottersberg gekommen war, und ihm schloß sich die 1. Schützenkompagnie mit den Resten der 1. Kompagnie des 6. Reg. an...." „Mit Infanterie drängten die Preußen nicht nach, und eine kleine Husarenabtheilung, welche bis an den westlichen Eingang von Diedorf vorgeprallt war, wurde durch die Plänkler zurückgewiesen; dagegen hatte der Feind jetzt südlich von Zella eine gezogene Batterie aufgefahren, welche ein heftiges Feuer namentlich gegen das zurückgehende Bataillon Moor unterhielt. Hauptmann v. Lottersberg trat gegen dieselbe sofort erfolgreich in Aktion. Das zuletzt von Diedorf abgerückte obengenannte Bataillon erhielt nun den Befehl, nebst den 3 Eskadronen Chevaulegers, welche seit geraumer Zeit südlich von Diedorf stunden, der Artillerie als Bedeckung zu dienen. Diese bestund nunmehr aus den Batterieen Lottersberg und Schuster, sowie einer halben Batterie, welche unter Kommando des Oberlieute-

nants Graf Thürheim von der 2. Division zur Verstärkung beordert ward; thätig eingreifen konnten jedoch nur die 8 gezogenen Geschütze des Hauptmanns v. Lottersberg, da für zwölfpfünder Rohre die Entfernung (3500 Schritte) zu beträchtlich war. Um 4 Uhr zog sich auch die Artillerie durch das Defilé bei Kaltennordheim und ihr folgten zuerst das 1. Bat. des 15. Reg., dann die Kavalerie und am Schluß das 2. Bat. des 11. Reg., das bis nach 5 Uhr, ohne angegriffen zu werden, in Fischbach verblieben war. Das 2. Bat. des 3. und das 2. Bat. des 12. Reg., welche nebst den weiter oben berührten 4 Zwölfpfündern von der 2. Infanteriedivision zur Verstärkung vorgeschickt worden, hielten zunächst des Defilés neben der Straße in Kolonne und gingen später gleichfalls zurück. — Der bayerische Verlust betrug: 3 Offiziere (Hauptmann König und Oberlieutenant Brunner vom 6., Unterlieutenant Clarmann von Clarendu vom 15. Inf.-Reg.), 7 Mann, 18 Pferde todt; 3 Offiziere (Hauptmann Fürst und Oberlieutenant Jacobi vom 1. Jägerbataillon, dann Oberlieutenant Schunck vom 14. Inf.-Reg.), 69 Mann, 17 Pferde verwundet; 1 Offizier (Hauptmann Fink vom 1. Jägerbataillon, welcher verwundet in Gefangenschaft gerieth), 46 Mann, 2 Pferde vermißt; im Ganzen 7 Offiziere, 122 Mann, 37 Pferde..." Die 1. und 2. Infanteriedivision, welche im Laufe des 4. Juli angekommen waren, erhielten folgende Stellungen: 1. Division zwischen Kaltennordheim und Kaltensundheim, die 2. Division westlich von Kaltennordheim auf den dortigen Höhen. „Beide Divisionen bivouakirten in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli in diesen Positionen, während die 3. nebst der Reserve-Artillerie bei Kaltensundheim, die 4., wie bei der Relation über das Gefecht bei Roßdorf angeführt, bei Oberkatza Lager bezog..." „In dieser konzentrirten Stellung verblieb die bayerische Armee am 5. Juli, ohne vom Feinde belästigt zu werden. Derselbe mochte ebenfalls einen Angriff erwartet haben und hatte am gleichen Tage eine Position zwischen Geisa, Oechsen und Lengsfeld bezogen, in welche auch die Division Beyer zurückgerufen wurde. Nachdem man aber auf beiden Seiten die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Gegner hier nicht offensiv verfahren werde, traten am 6. Juli die Bayern den Rückmarsch an die Saale an, — die Preußen nahmen die unterbrochene Operation gegen Fulda wieder auf."

Mannigfaltiges.

(Eine Lokomotive gepfändet.) Dem Köln-Berliner Schnellzuge drohte am 29. v. M. früh auf dem Bahnhofe zu Duisburg ein bis jetzt wohl noch nicht dagewesenes Hinderniß. Es fand sich nämlich kurze Zeit vor seinem Eintreffen ein Exekutor des dortigen Kreisgerichts daselbst ein, um im Auftrage des in der Nähe des Bahnhofes wohnenden Wirthes E. die Lokomotive des ankommenden Schnellzuges zu — pfänden. E. hat aus einem kürzlich in Hamm entschiedenen, seit 1862 anhängig gewesenen Prozesse wegen Grundentschädigung an die Köln-Mindener Gesellschaft eine Forderung von circa 1500 Thlrn., deren Zahlung er bisher von der Direktion trotz wiederholter Aufforderungen nicht erlangen konnte. Er hatte sich deßhalb einen Exekutionsbefehl erwirkt und die oben erwähnte Lokomotive zum Pfandobjekt ausersehen. Man kann sich die Verlegenheit des Bahnhof-Inspektors denken, als ihm der Vollstrecker des Gesetzes den ihm gewordenen Auftrag notifizirte. Indeß gelang es des Inspektors Zureden und seinem Versprechen, das Geld binnen längstens 3 Tagen zu beschaffen, den mitanwesenden Gläubiger Herrn E. zu bestimmen, noch diese Frist sich zu gedulden, — und so konnten dann die Schnellzugpassagiere unaufgehalten und ohne Ahnung von der ihnen drohenden seltenen Gefahr ihre Fahrt fortsetzen. Die Direktion soll bereits telegraphisch die Zahlung zugesagt haben.

Eine Locke vom Haupt des Königs Theodor hat ihren Weg nach England gefunden. Am Schaufenster eines Ladens in Plymouth ausgestellt, zieht sie zahlreiche Besucher an. Im Scherz hatte ein Offizier vor seiner Abreise nach Abessinien einem Freunde dieses Andenken versprochen; er schnitt sie selbst vom Haupt Theodor's ab und bürgt daher in dem der Sendung beigegebenen Schreiben für ihre Aechtheit.

(Ein Milderungsgrund.) Vor Kurzem gab die belgische Kammer ihrem Präsidenten Dolez ein solennes Diner, bei dem Wildpret nicht fehlte, obgleich die Jagd lange geschlossen ist. Was soll man einem Jagdfrevler antworten, der vor Gericht behauptet, er habe das Gesetz nur auf Verlangen der Gesetzgeber verletzt? Als Milderungsgrund müßte man dies doch wohl gelten lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Donnerstag, 18. Juni 1868.

Blaues Blut.

(Fortsetzung.)

Max hatte die Absicht, sich nach der Residenz zu begeben, um dem Monarchen seine Dienste anzubieten, und er redete dem Vater zu, ihm zu folgen und die Villa zu vermiethen oder zu verkaufen, da es ihm schwer fiel, sich von dem alten Manne in so bewegten und trüben Zeiten zu trennen.

Nach dem Tode der Gräfin entbehrte man ja ohnedem die gemüthliche Häuslichkeit, welche sie zu schaffen verstanden hatte, wenn auch äußerlich in der Leitung des Hausstandes, dem Betty Lange, eine sehr begabte Person, vorstand, keine Aenderung eingetreten war.

Jetzt aber fing auch die Lange zu kränkeln an und das machte sich so unangenehm fühlbar, daß, als Weihnachten vorbei war, der alte Lissow Anstalten traf, seinen Umzug in die Residenz zu bewerkstelligen.

Max hatte indessen Helene Wilke wiedergesehen, und da seine etwas strengen Ansichten über den Verkehr eines Kavaliers mit Bürgerlichen sich nur auf das männliche Geschlecht beschränkten, war er in nähere Beziehungen zu ihr getreten.

Die Wilkes sahen das nicht gern. Helene hatte schon den Heirathsantrag eines wohlhabenden Handwerkers zurückgewiesen, weil sie höher hinaus wollte; das Mädchen konnte sich jetzt also leicht allerlei dumme Dinge in den Kopf setzen.

Der Vater fluchte, die Mutter lamentirte — Helene leugnete und zuckte die Achseln; beweisen konnte man ihr nichts und ebensowenig war sie zu überwachen, da sie in der Stadt in dem Geschäfte einer Putzmacherin, bei welcher sie gelernt hatte, arbeitete.

Auch Betty hatte in ihrer Krankenstube etwas von dem Gerücht vernommen, betreffend das Liebesverhältniß zwischen Max Lissow und Helene, und war darüber ganz außer sich gerathen, hatte sogar die Frau Wilke rufen lassen, derselben in den grellsten Farben die Folgen eines so gefährlichen Umganges für ihre Tochter geschildert und sie beschworen, das Mädchen fortzuschaffen, damit sie den Nachstellungen des jungen Mannes entrückt würde.

Letzteres war nun aus manchen Gründen unmöglich, unter denen der hauptsächlichste der war, daß die bösen Zungen, welche sich schon mit dieser Angelegenheit beschäftigten, das Mädchen dann erst recht begeifern würden.

Betty sah das ein und nach Stunden peinvollen Ueberlegens und Erwägens ließ sie den Grafen Lissow um eine Unterredung bitten, und als Max auch sogleich ihrem Gesuche Folge leistend erschien, flehte sie ihn an, Helene nicht unglücklich zu machen und das Verhältniß mit ihr, wenn in Wahrheit ein solches bestände, sobald als möglich abzubrechen.

Max blickte befremdet und unangenehm berührt in das fieberglühende Antlitz seiner früheren Wärterin und ihre Aufregung auf Rechnung der Krankheit schreibend, verließ er, nach einigen freundlichen Worten und halben, in leichtem Tone gegebenen Versprechungen, das Zimmer.

Ein Versuch, auf Helene selbst einzuwirken, war von nicht viel besserem Erfolge gekrönt, und selbst die ausgesprochene Drohung, dem abwesenden Bruder Mittheilung zu machen, wurde von dem Mädchen gereizt und trotzig hingenommen.

Der Zustand der Kranken, welche an einem chronischen Leberleiden schon Jahre lang laborirte, verschlimmerte sich durch diese fortwährenden Aufregungen dermaßen, daß der Arzt verwundert den Kopf schüttelte über das Fieber, welches seine Mittel nicht zu mildern vermochten und das schnell alle Kräfte zu verzehren drohte.

Da, eines Abends, es war in der Mitte des März und beide Lissows befanden sich noch hier,

da ein Unwohlsein des Vaters auch des Sohnes Abreise verhindert hatte, begehrt die Helene Wilke, trotz dem Verbote des Arztes, in das Krankenzimmer Betty's gelassen zu werden. Man willfahrt ihr endlich und sie verlangt gleich nach ihrem Eintritte in hastigem Tone die Adresse des Bruders in der Residenz und sieht dabei ganz verstört aus.

Betty fährt jäh aus einem leichten Schlummer empor und dringt mit Fragen in das Mädchen, betreffend ihr Verhältniß zu dem Grafen.

Helene aber bricht mit einem schluchzenden Aufschrei vor dem Bette zusammen, dann springt sie wild auf und stürzt aus dem Zimmer.

Die Wärterin, welche Betty schon seit Wochen verpflegt und die so lange auf dem Korridor auf und nieder gegangen ist, kommt verwundert über des Mädchens auffallendes Benehmen hinein und findet die Kranke sich in Krämpfen im Bette windend. Der Arzt wird geholt, sie kommt zu sich und verlangt mit matter Stimme nach dem Geistlichen.

Auch dieser kommt, der Arzt will sie mit ihm allein lassen, sie bittet ihn zu bleiben, er soll sich überzeugen, daß sie bei vollem Verstande sei.

Eine Stunde ungefähr vergeht, die Dienstleute, welche sich neugierig auf dem Korridor versammelt haben, hören mit Erstaunen jammernde Laute und unterdrücktes Schluchzen aus dem Krankenzimmer dringen.

Es ist schon in der zehnten Stunde, als der Prediger sich bei dem Grafen melden läßt, welcher noch wach im Lehnstuhl ruht, seiner Gewohnheit gemäß die Zeitungen lesend.

Die schwankende Haltung des sonst so ruhigen und sicher auftretenden Mannes, die liebende Stimme, mit der er ihn ersucht, ihm an das Sterbebett der Dienerin zu folgen, fällt dem Grafen zwar auf, aber er macht sich doch, noch ein paar Worte des Bedauerns über das bevorstehende Ableben einer so tüchtigen und seinem Hause so anhänglichen Person bereit, den Geistlichen zu begleiten.

Da wendet sich dieser zu ihm und seine Hände fassend, spricht er mit Thränen im Auge: „Der für uns am Kreuze gestorben ist, vergab seinen Feinden, er hat dasselbe auch uns geboten. Ich bin in einem christlichen Hause, fühlen Sie sich stark genug, Ihrer Christenpflicht zu genügen?“

Erstaunt und unwillkürlich bewegt, will der Graf eben eine Frage thun, als die Thüre hastig aufgerissen wird und Max auf die Schwelle tritt, leichenblaß, entstellt bis zur Unkenntlichkeit, mit schlotternden Gliedern.

„Vater! Vater!“ ruft er mit einer Stimme, die von Schluchzen halb erstickt ist, dann fällt sein Blick auf den Prediger, er schlägt die Hände vor das Gesicht und stürzt hinaus.

Der alte Lissow will ihm nach, aber der Geistliche ergreift seinen Arm und spricht fest: „Nicht jetzt, wir müssen ihn sich selbst überlassen; kommen Sie, ehe es zu spät wird.“

Fast betäubt folgt ihm der Graf, irgend etwas Schreckliches, Ungeheures ahnend. Sie treten ein; bei seinem Anblick verbirgt das bleiche Weib ihr Gesicht in die Kissen und ringt die Hände, betet und weint durcheinander und vermag es nicht, das Wort auszusprechen — das Wort, welches den alten Mann dort, der sie so angstvoll betrachtet, plötzlich ärmer machen soll wie den ärmsten Bettler, dem er je am Wege eine Gabe zugeworfen.

Und endlich spricht sie doch, da ihr der Geistliche das Kruzifix hinhält — und abgebrochen und schluchzend erzählt sie ihm jetzt, was die Andern schon wissen und was sie 24 lange Jahre mit sich herumgetragen, das wie ein Wurm an ihr genagt hat, vergiftend jede Lebensfreude, — und er steht vor ihr und hört jedes ihrer Worte und faßt doch den Zusammenhang nicht, und die Männer müssen ihm den Ausspruch der Sterbenden wiederholen — wiederholen, daß Max nicht sein Sohn ist, sondern Friedel — das Kind des Kutschers, der elende, verwahrloste Knabe, der Dieb, der Leichenräuber!

Der Graf stößt einen dumpfen Schrei aus und verbirgt sein Haupt in den Polstern des Lehnsessels, in den er gesunken ist, als könne er es verhindern, daß die schreckliche Wahrheit bis zu ihm dringe, aber trotzdem hört er die anklagenden Worte des schuldigen Weibes und wie sie erzählt von dem Unglückstage, wo das ihr anvertraute Kind durch eine heftige Bewegung von ihrem Arme geglitten und ehe sie es zu fassen vermochte, auf die Marmorstufe der Treppe gestürzt ist.

Sie sei ein furchtsames Ding vom Lande gewesen, der Graf, sehr heftig und streng, habe ihr schon einmal gedroht, als das Kind im Bettchen sich eine Beule gestoßen, sie augenblicklich aus dem Dienste zu schicken, wenn das noch einmal vorkomme — und sie habe doch eine kranke Mutter gehabt, deren einzige Stütze und Erhalterin sie gewesen, und wie schwer hätte es gehalten, bei ihrer Jugend überhaupt eine solche Stelle zu bekommen — und jetzt — und jetzt!

Oben sei eine Thüre gegangen, sie habe das blutende Kind vom Boden aufgehoben und sei damit hinunter geeilt in die Kutscherwohnung, nur um den Schaden zu untersuchen und das Geschrei des Kleinen zu stillen.

Und dort habe sie geglaubt zu fühlen, daß das Bein verrenkt oder gar gebrochen sei, und in der

Verzweiflung ihres Herzens habe sie gefürchtet, da auch die Wunde an der Stirne stark geblutet habe, das Kind würde das nicht überleben und am liebsten hätte sie selbst sich ein Leid angethan.

Da sei ihr Blick auf das ruhig schlafende Kind in der Wiege gefallen, und der Versucher sei zu ihr getreten und habe ihr zugeflüstert, sie solle es herausnehmen und den kleinen weinenden Max hineinlegen.

Die Wohnung war leer, den Schlüssel hatte sie draußen unter der Kellertreppenstufe weggenommen, wo ihn die Wilke hinzulegen pflegte, wenn sie schnell einmal fortging; Niemand hatte sie gesehen — es ging!

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht der Fausta.

In einer der ärmlichsten Gassen von Paris, nahe dem Boulevard von Montparnasse, rings umgeben von baufälligen einstöckigen Häuschen, die blos in Folge einer unerklärlichen Vergeßlichkeit des Herrn Haußmann stehen geblieben waren, befand sich vor einigen Jahren das Atelier des Bildhauers Pierre Auvray. Sein Name hat heute einen vorzüglichen Klang in der französischen Künstlerwelt; damals war er ein junger Anfänger, dessen schüchterne Versuche auf den Ausstellungen gar nicht bemerkt wurden. Er hatte diesen abgelegenen Theil der Stadt gewählt, um ungestört an seinem ersten großen Werke arbeiten zu können. Vor vier Jahren hatten die Nachbarn des jungen Künstlers ihn einen Marmorblock ins Haus wälzen gesehen; was aus dem Stein unterdessen geworden war, ob ein Gott, eine Tischplatte oder ein Trog, das wußte Niemand zu sagen.

Wir können es erfahren, wenn wir die Schwelle des Allerheiligsten übertreten, das von dem allgemeinen Atelier, in welches Jedermann Zutritt hat, durch einen Vorhang abgeschieden ist. Pierre steht vor einer aus Mutter und Kind bestehenden Gruppe. Der Künstler hat eine Mutter bilden wollen, die mit ihrem Kinde aus dem unter Asche und Lava des Vesuv begrabenen Pompeji flieht. Die Frau hatte eine lange, flatternde Tunika an, die um die Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wurde und die linke Brust sehen ließ. Der Kopf war bloß; die Haare fielen aufgelöst in reichen Locken auf Rücken und Schultern. Unter ihrem linken Arm trug sie ein kleines Kästchen; wahrscheinlich die Juwelen, die sie noch der Gluth entreißen konnte. Den Kopf hatte sie leicht nach rückwärts gewendet, als ob sie noch einen letzten Blick nach der verlassenen Heimath schickte. Das Kind, welches Mühe zu haben schien der Mutter zu folgen, war ganz nackt.

Ein Landsmann Auvray's, ein Philologe, taufte die Gruppe: Die Flucht der Fausta. Zugleich verfaßte er einige lateinische Verse, die Pierre in Lapidarbuchstaben auf den Sockel grub und die zu deutsch ungefähr lauteten:

Sehet Fausta ihre brennende Wohnung fliehen und getrieben von Angst das erschrockene Kind mit sich reißen! Hat sie auch Beide der Künstler in leblosen Marmor gebannt, athmen sie Beide Lebenden gleich.

Zugleich mit uns betritt ein Lakai das Atelier Auvray's. Er überreichte eine Karte mit den Worten: „Se. Lordschaft mein Gebieter läßt fragen, ob der Herr Auvray ihn empfangen möchten?" Pierre las auf der Karte: Lord Burgoyne.

Er warf einen Blick durch's Fenster auf die Straße und sah eine elegante Kalesche und darin einen noch ziemlich jungen Mann, der mit einem unverkennbaren Zug von Langeweile im Gesichte die kleinen Häuser ringsum musterte. Pierre, wenig an solche Besuche gewöhnt, murmelte einige unverständliche Worte, die der Diener für eine Bejahung nahm und sich entfernte, um seinen Herrn heraufzuholen. Einige Augenblicke darauf trat Lord Burgoyne in des Künstlers Atelier. — Der Graf William Burgoyne war einer der reichsten unter den reichen englischen Lords. Er hatte kürzlich eine Pendule gekauft, die ihm so wohl gefiel, daß er eine zweite ganz gleiche dazu erwerben wollte. Als er sich nach dem Künstler, der die Gruppe auf der Pendule ausgeführt hatte, erkundigte, gab man ihm die Adresse Pierre's und nun kam er, um die Pendule ausführen zu lassen. Er gab seine Ideen an, nach denen Pierre eine Skizze entwarf. „Sie besorgen mir also den Gegenstand?" fragte er den Künstler und legte drei Noten von tausend Franks auf den Tisch. — Damit war der Zweck der Anwesenheit Burgoyne's erfüllt. Doch er schien keine besondere Eile zu haben.

Die an den Wänden befindlichen Skizzen und Entwürfe nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. „Ich habe einen Ihres Talentes sehr unwürdigen Auftrag gegeben, nicht wahr?" fragte der Lord den Bildhauer. „Ich nehme an, daß Sie mit größeren Arbeiten beschäftigt sind."

Pierre antwortete nicht. Ein Kampf entspann sich in seiner Brust zwischen der Lust, einem so feinen Kenner, wie es der Lord seiner Bemerkung nach war, sein Werk zu zeigen, und dem Entschlusse, es vor der Ausstellung keines Menschen Auge sehen

zu lassen. Seine Eigenliebe, die es unerträglich fand, daß der Engländer eine geringe Meinung von ihm haben sollte, trug den Sieg davon. Er öffnete den Vorhang und zeigte dem überraschten Lord die flehende Fausta. Der Lord war entzückt von dem Kunstwerke; er prüfte es länger als eine Viertelstunde eingehend, nur durch Ausrufe und einzelne Worte seine Bewunderung ausdrückend. „Ich danke Ihnen," wandte er sich dann an den Künstler, „für das lebhafte Vergnügen, das Sie mir durch diesen Anblick zu Theil werden ließen. Ihr Werk gehört nicht zu denen, die man in einer Minute in sich aufnehmen kann." Pierre fühlte sich durch diese Worte sehr glücklich. So hatte er sich nicht in sich selbst getäuscht. Seine vierjährige Mühe und Arbeit war nicht umsonst. „Was gedenken Sie mit der Gruppe zu beginnen?" fragte ihn der Lord weiter: „Ist sie bestellt? verkauft?" — „Nein. Sie sind der erste Fremde, der sie zu Gesichte bekam. Ich beabsichtigte sie heuer öffentlich auszustellen."

„Verkaufen Sie sie?"

„Sicherlich, wenn ich einen Liebhaber finde."

„Was verlangen Sie dafür?"

Auvray hatte nie zuvor über den Geldwerth seines Werkes nachgedacht. Das war eine Frage, die ihn ganz unvorbereitet traf. „Ich gestehe," erwiederte er, „daß mich Ihre Frage in Verlegenheit setzt. Das ist mein erstes Werk. Mein Talent, vorausgesetzt, daß ich welches habe, hat noch keinen Marktpreis. Erlauben Sie, daß ich statt der Antwort eine Gegenfrage an Sie richte. Wenn Sie die Gruppe erwerben wollen, welchen Preis bieten Sie mir dafür? Sehen Sie in meiner Frage keine gemeine List, die mir ganz ferne liegt. Ich weiß eben nichts Anderes zu antworten."

„Ich biete 100,000 Franks," sprach der Engländer.

„Das ist mehr, als ich je erwartete. Ich nehme an," sagte Pierre.

„Doch ich setze eine Bedingung: Die Gruppe wird in Ihrem Atelier eingepackt und kommt direkt nach London, ohne daß sie in Paris ausgestellt worden wäre. Diese Bedingung ist unerläßlich. In vierzehn Tagen längstens erwarte ich den Marmor in meinem Hotel, wo Sie dann die bedungene Summe in Empfang nehmen werden."

Pierre antwortete nicht. Der Preis überstieg seine kühnsten Erwartungen; aber diese grausame Bedingung, konnte, durfte er darauf eingehen? Doch der Gedanke an seinen alten Vater bestimmte ihn, und er nahm auch die Bedingung, so hart sie ihm erschien, an.

Der Lord ließ ihm seine Adresse zurück und entfernte sich. Die Adresse lautete: „Grosvenor-Square, West-End, London."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Waadt. Im Waadtland passirte jüngst ein das Zwerchfell erschütternder Fall. Der Vorsinger einer Gemeinde nächst Lausanne ist so heiser, daß er keinen Laut hervorbringt. In seiner Verlegenheit — er sollte am Sonntag vorsingen und konnte es nicht — sprach er einen Freund, einen früheren Lehrer, nun Kondukteur an der Eisenbahn, an, statt seiner den Vorsingerdienst zu versehen. Der Angesprochene thut dem Freunde den Gefallen. Das Lied vor der Predigt ging prächtig. Die Predigt war schön, aber doch nicht so schön, daß unser Kondukteur sich des Schlafes erwehren konnte. Nach der Predigt sprach der Pfarrer das übliche: „Nun laßt uns noch singen das und das Lied!" Der neue Vorsinger aber schlief immer noch den Schlaf der Gerechten, so daß der nächste Nachbar in aller Hast ihn mit den Worten weckte: „Sie müssen das Lied anstimmen!" Der gute Mann aber hatte von seinem Dienste geträumt und rief mit heller Stimme: „Wagenwechsel nach Iverdon! Alles aussteigen!" — so laut, daß die ganze Gemeinde es hörte. Natürlich folgte hierauf ein schallendes Gelächter und vom Liede konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Die Gemeinde trennte sich, von der so seltenen Abwechslung sehr angenehm berührt, in Frieden und Eintracht!

(Schmollzimmer der Indianer.) Die Indianer der vornehmsten Kasten haben in jedem Hause ein Schmollzimmer. In dieses schließt sich jedes Frauenzimmer, welches übler Laune ist, so lange ein, bis die Einsamkeit sie beruhigt und zur Milde gestimmt hat. Gewiß eine vortreffliche Einrichtung, um dem von der Arbeit heimkehrenden und in der Familie Ruhe und Erquickung suchenden Manne häusliche Verdrießlichkeiten zu ersparen.

Aus dem St. Thomas-Spital in London ist ein ärztlicher Assistent ausgestoßen worden, nachdem er überführt worden, ein Stück Fleisch von einem menschlichen Leichnam zubereitet und verzehrt zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Samstag, 20. Juni 1868.

Blaues Blut.

(Fortsetzung.)

Die Schuld der That wurde immer geringer, während sie noch den Gedanken daran zu verscheuchen suchte.

Starb das Kind — den Kutschersleuten machte das nichts aus, hatten doch beide erst neulich in ihrer Gegenwart seine Geburt verwünscht; — starb aber das Grafenkind, kam unendlicher Jammer und Herzeleid über Alle. War's da nicht besser, sie hatten dort oben ein fremdes Kind als gar keins? Und eigentlich war doch eins so gut wie das andere, ähnlich sahen sie sich auch zum Verwechseln: blaue Augen, helle Härchen, kleine rosige Gesichter. Und die Gräfin konnte den Unterschied erst gar nicht bemerken, sah sie doch das Kind stets nur niedlich angezogen in seinem Tragebettchen und auch das noch nur so lange, bis es schrie; die Wilke aber, welche eher hätte Verdacht schöpfen können, mußte durch die blutige Beule des Kleinen, welche ihn sehr entstellte, getäuscht werden.

Alles sprach dafür, — sie schwankte noch — vor Allem aber der Umstand, daß sie selbst bei dem Umtausch straflos davonkam, — das gab den Ausschlag.

Schnell waren die Röckchen und Jäckchen gewechselt; sie legte den kleinen Max auf den Boden vor die Wiege und eilte mit dem geraubten Kinde zitternd die Treppe hinauf.

Niemand hatte sie vermißt, die Gräfin schlief. Nach einer Weile wurde die Kutscherfrau von der Nachbarin geholt, da das Geschrei des Kindes die Leute im Hofe geängstigt hatte. Sie lamentirte freilich sehr über das Unglück, welches sie betroffen, — es war eben ein Unglück, — Verdacht schöpfte Niemand.

Seit dem Versuche Friedel's, die Leiche — seiner Mutter — zu berauben, hatte aber Betty, der auch vorher schon oft bittere Reue über ihre That gekommen war, keine ruhige Stunde mehr gehabt und Alles für eine Strafe ihrer Schuld angesehen. Die Angst aber, es könne sich zwischen Bruder und Schwester eine verbrecherische Liebe entzünden, schloß sie, habe endlich das Siegel von ihren Lippen gelöst und Gott möge sich erbarmen und Diejenigen, gegen welche sie gesündigt, und ihr alle ausgestandene Reue und Angst anrechnen als Sühne ihrer Vergebung.

Das war in Kürze Alles, was der Graf vernommen hatte. Stunden waren darüber vergangen, denn die Kranke konnte nur mit Anstrengung und in Absätzen sprechen, und bis Lissow das Ungeheure nur zu fassen vermochte, mußten sie und die Andern es ihm immer wieder erklären und wiederholen und Betty die Wahrheit ihres Geständnisses auf die Bibel und das Kruzifix beschwören.

Endlich erhob sich der alte Mann, sie streckte flehend die Hände nach ihm aus, er starrte sie an mit verglasten Augen, dann machte er eine abweisende Handbewegung und wankte hinaus, gestützt von den Armen des Predigers und des Arztes.

Beide blieben die Nacht über bei ihm; als der Morgen herauf dämmerte, wurde er ruhiger, er hatte sich merkwürdig gefaßt; die Nothwendigkeit zu handeln gab ihm die Thatkraft früherer Jahre zurück.

Die Koffer wurden gepackt, der Kutscher erhielt den Befehl, nach dem Bahnhof zu fahren.

Eine leise gemurmelte Frage des Grafen nach dem — Sohne veranlaßte den Geistlichen, diesen noch einmal aufzusuchen. Auch Max war noch wach und schritt gedankenvoll in seinem Zimmer auf und nieder, schien auch äußerlich ruhig und gefaßt wie ein Mann und bat nur den Prediger, ein Wiedersehen mit dem Grafen Lissow jetzt, als zu aufregend für beide Theile, zu verhindern. Ohne eine Aufklärung über den Zweck der Reise zu erhalten, wußte er, wohin der unglückliche Vater seine Schritte lenkte.

Der alte Mann nickte still mit dem Kopfe zu dem Bericht des Freundes, dann sprach er wehmüthig: „Armer — armer Junge, verlassen Sie ihn nicht!" und stieg in den Wagen.

Der Geistliche, von dem ich die meisten Einzelheiten des eben Erzählten habe, versprach ihm, zu thun, was in seinen Kräften stehe, dann kehrte er in das Haus zurück und an das Bett der Kranken, welche schon am Abend desselben Tages nach schwerem Kampfe verschied.

Es war schon finster, als der Graf, gegen Abend erst in der Residenz angelangt, die Gasse und das Haus ausfindig machte, in welchem Friedrich Wilke eine Schlafstelle bei der Wittwe eines Schuhmachers seit Jahren inne hatte.

Die Muhme der Betty Lange wohnte im Hinterhause zu ebener Erde und der Graf mußte über den engen Hof tappen und in dem dunklen Flur an mehreren Zimmerthüren klinken, ehe er die ihm bezeichnete fand und, sie zögernd öffnend, eintrat.

Die alte Frau strickte an einem grauen Strumpfe, sie erhob bei dem Geräusch verwundert den Kopf und rückte den grünen Schirm, der die blöden Augen bedeckte, zur Seite.

Lissow hatte mit heimlichem Schauder sich in dem schmalen langen Raume, welchen ein jetzt zurückgeschlagener Vorhang von verschossenem braungeblümten Kattun in zwei Hälften schied, umgesehen, die feuchte Luft beengte ihm die Brust, er fragte leise nach dem Maschinenarbeiter Friedrich Wilke.

„Der wohnt dort," die Alte wies mit dem Finger in die dunkle Ecke des Gemaches, „ist aber nicht zu Hause."

Der Graf nahm mit innerem Widerstreben die schmutzige kleine Oellampe vom Tisch und beleuchtete das ärmliche Lager, die Ueberzüge des Bettes von blau und weiß gewürfeltem groben Baumwollenstoff und über demselben die mit Stecknadeln und kleinen Nägeln, ohne Glas und Rahmen an der Wand befestigten Bilder der Freiheitsapostel: Hecker, Herwegh, Robert Blum und Anderer.

Er setzte die Lampe wieder hin und fuhr sich mit der Hand über die Stirne; die Stirne war feucht, er fühlte, daß er erst am Anfange seiner Leiden stand.

Die Alte hatte halb ängstlich, halb mißtrauisch seinem seltsamen Thun zugesehen, sie glaubte, es sei ein Herr von der Polizei und fürchtete für ihren Miethsmann, denn draußen in den Straßen tobte der Kampf, Barrikaden wurden gebaut, gestürmt und vertheidigt, und das freie Wort mit der freien That, die Frucht des Geistes mit dem Blute des Leibes vereint und besiegelt.

Hier aber war's noch ruhig und still, die Fenster der Stube gingen auf den Hof; die Frau setzte sich nach einem scheuen Blick auf ihren späten Besuch wieder auf dem alten Platze zurecht, nahm auch ihr Strickzeug zur Hand und klapperte mit den Nadeln, während sie mit erkünsteltem Gleichmuth die Bitte aussprach, doch morgen wieder anzufragen, da ihr Miether in der Regel, wenn Nachtarbeit sei, sehr spät zu Hause käme.

„So werde ich ihn erwarten," erwiederte der Graf und setzte sich auf den einzigen Stuhl, welchen das Zimmer noch enthielt.

Und er brauchte nicht lange zu warten, — draußen wurden Stimmen laut, Thüren wurden zugeschlagen, schwere Schritte näherten sich und betraten das Pflaster des Hofes, und zwischen all dem wirren Geräusch sang plötzlich eine helle Stimme die ersten Strophen der Marseillaise:

„Allons enfants de la patrie
„Le jour de gloire est arrivé."

Ein begeistertes Hurrah! antwortete, dann rief eine rauhe Stimme: „Zwei Mann tragen ihn hinein, die andern zurück auf die Barrikaden!"

„Zu den Barrikaden!" schallte es, ein wildes Echo, die Tritte entfernten sich, die Thüre wurde aufgerissen, zwei Männer traten ein, sie trugen einen Dritten auf ihren Armen, es war der Sänger der Marseillaise — Friedel — der letzte Sproß des alten Grafenstammes der Lissow. Jetzt waren seine Augen geschlossen, das Blut strömte darüber weg aus einer breiten Stirnwunde.

Die Alte stieß einen gellenden Schrei aus, der Graf war aufgesprungen und hatte die Lehne des hölzernen Stuhles umklammert, die Männer legten den Verwundeten auf das Bett.

„Die Hunde haben scharf eingehauen!" sprach der Eine finster.

„Schafft einen Arzt!" rief der Graf, sich ermannend.

Die Leute blickten ihn mißtrauisch an. „Wer ist der Herr?" fragte der, welcher eben gesprochen hatte, während der Andere hinzufügte: „Dem hilft kein Doktor mehr, aber wir hätten ohnedem einen geschickt;" noch einen Blick auf den Verwundeten, ein leises Schütteln der herabhängenden Hand desselben und sie schritten düsteren Auges hinaus.

Der Graf trat jetzt an das Lager seines Sohnes, die Alte leuchtete, während sie jammernd bald Klagen, bald Verwünschungen ausstieß.

Da lag der Erbe eines stolzen Namens und Reichthums, gehüllt in die zerrissene blaue Blouse des Arbeiters, die rauhen, schwieligen Hände jetzt zusammengeballt wie in Schmerz und Grimm, das

rauchgeschwärzte Gesicht mit Blut befleckt, das lange, glanzlose, blonde Haar zu wirrer Masse mit Schweiß und geronnenem Blut verklebt, und aus der rauhen Brust, von der sich das beschmutzte grobe Hemd verschoben hatte, quoll der Strom des Lebens in dunkler Fluth.

(Schluß folgt.)

Die Flucht der Fausta.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage nachher war Pierre mit seiner Fausta in London. Er nahm einen Cab und überreichte, da er kein Wort englisch sprach, stumm die Adresse des Lords dem Kutscher, der „all right" murmelte, auf's Pferd einhieb und in schnellem Trabe nach Grosvenor-Square fuhr. Es dunkelte bereits, als Pierre vor dem glänzenden Hotel hielt. Die Aufregung, herbeigeführt durch das Ungewohnte des Reisens, hatte ihn den ganzen Tag nicht essen lassen und er befand sich in einer Art fieberischer Spannung, als er die breite Marmortreppe hinanstieg. Im Vorzimmer fand er drei bis vier livrirte Schlingel lungern, deren einem er seine Karte übergab mit dem in französischer Sprache geäußerten Wunsche, von Sr. Lordschaft, wenn möglich, sogleich empfangen zu werden.

„Sprechen Sie nicht englisch?" sagte der Lakai in seiner Landessprache.

Pierre errieth den Sinn dieser Worte und schüttelte den Kopf. Seinen französischen Worten ließ er einen Gestenkommentar folgen. Er zeigte auf die Karte, dann auf eine Thür im Hintergrunde. Der Engländer schien ihn zu verstehen, er gab jedoch zur Antwort:

„Our master is dead yesterday", ohne durch eine Miene den Sinn der Worte zu verrathen.

Pierre glaubte, es sei eine Weigerung, ihn vor den Lord zu führen, und immer dringender werdend, wiederholte er in französischer dem Lakai unverständlicher Sprache: „Aber Lord Burgoyne erwartet mich. Er weiß, daß ich heute ankommen werde."

Einer der Diener, intelligenter als die Anderen, trat zu den Zweien. Er wies auf seine schwarze Kleidung, den Flor auf dem Hute und wiederholte, indem er sich auf den Teppich niederlegte und die Augen schloß:

„Our master is dead ... dead!"

Diese Pantomime, so deutlich sie auch den Dienern erschien, reichte dennoch nicht hin, den Künstler über die Situation aufzuklären. Er glaubte, Lord Burgoyne schlafe, und wunderte sich nicht wenig über die sonderbare Sitte, um 7 Uhr Abends zu Bette zu gehen. Er wußte nicht, sollte er sich zurückziehen oder noch eine deutlichere Aufklärung erwarten. Da brachte ein anderer Domestik ein Buch, in welchem er blätterte und etwas zu suchen schien. Endlich hatte er es gefunden und er trat auf den Fremden zu, und mit dem Finger auf das Wort „dead" weisend, ließ er ihn die nebenstehende französische Uebersetzung „todt" lesen. „Todt!" rief Pierre voll Schrecken aus. „Lord Burgoyne ist todt!"

Die Domestiken nickten bejahend mit dem Kopfe und zeigten ihm, um den letzten Rest von Zweifel zu vernichten, noch einmal ihre Trauerkleidung.

Das war für Pierre ein ebenso harter als unerwarteter Schlag. Er sah dunkel im Hintergrunde alle die möglichen Folgen dieses Ereignisses. Der nur mündlich abgeschlossene Kauf wird durch den Tod des kunstsinnigen Lords wahrscheinlich zu nichte werden; denn es ist nicht anzunehmen, daß die Erben auf die kostspielige Phantasie des Todten eingehen werden. Er wird seine Gruppe wieder nach Frankreich zurückschaffen müssen und allen seinen Träumen von Ruhm und Vermögen entsagen. Ein fürchterlicher Schlag in der That war der Tod des Lords für ihn. Er schmetterte ihn fast zu Boden. Was soll er anfangen? Vielleicht hat der Lord, obwohl dies sehr unwahrscheinlich war, dennoch irgend eine Verfügung getroffen. Jedenfalls wollte er nichts unversucht lassen, um bei den Erben einen Versuch zu wagen.

Er stand noch und dachte über seine Lage nach, als sich eine Seitenthüre öffnete und eine junge Dame in Trauer, ein kleines Mädchen an der Hand führend, eintrat und im reinsten Französisch zu dem Kinde folgende Worte sprach: „allons, Mademoiselle, weinen Sie nicht; es ist 8 Uhr, gehen Sie zu Bette."

Diese Worte klangen dem armen Pierre wie eine süße Himmelsbotschaft in den Ohren. Er trat auf die junge Dame zu und sprach: „Pardon, Madame, ich bin ein fremder Franzose wie Sie. Es ist mir unmöglich, mit den Dienern hier mich zu verständigen. Hätten Sie wohl die Güte, mir einige Augenblicke zu schenken?"

„Sehr gern, Monsieur; ich komme in einigen Minuten zurück." Gleichzeitig gab sie einem der Diener in englischer Sprache einen Auftrag und Pierre wurde in einen anstoßenden Salon geführt. Nach fünf Minuten kam die Dame zurück, und auf einen Sitz deutend, nahm sie ebenfalls Platz. Ein Gueridon stand zwischen ihnen.

„Bitte, mein Herr, womit kann ich dienen?"

„Ach, Madame, welch' ein Glück ist's für mich, in Ihnen eine Landsmännin gefunden zu haben. Doch fürchte ich, daß nach dem Unglück, das Sie getroffen hat, Sie schwerlich in der Verfassung sein werden, anzuhören, was mir so schwer am Herzen liegt . . . . Ich habe wohl die Ehre, mit Madame Burgoyne zu sprechen?"

„Nein, mein Herr, ich bin nur eine einfache Gouvernante oder Lehrerin, wie Sie wollen. Das Herzeleid, das mir der Tod des Lord Burgoyne verursacht, wird mich dennoch nicht hindern, Sie anzuhören und Ihnen so viel als in meinen schwachen Kräften steht, nützlich zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Wespen.) Unter den schädlichen Insekten, die dem Gärtner und dem Obstzüchter am meisten Verdruß machen, stehen nach den Maikäfern die Wespen oben an. Die erste süße Traube, die prächtigste Aprikose gehört sicher einer dieser gelben Uebelthäterinnen; oft logirt sich sogar eine ganz behäbig mitten in die saftigste Frucht hinein, wie die Gewissensbisse in die Seele des Schuldbewußten. Alles beschnüffeln sie, alles verderben sie. Im Frühling oder jetzt noch wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo man dem Unwesen dieser Unholdinnen etwas steuern könnte, wenn man jede ohne Gnade und Barmherzigkeit todtschlüge oder zerträte, wo sie Einem begegnet; jede einzelne Wespe nämlich repräsentirt eine ganze Kolonie für die nächsten Jahre. Eine Wespe, die den Winter überstanden hat, ist eine Mutter, deren erste Sorge darauf gerichtet ist, in der Erde oder sonstwo eine geeignete Höhlung zu erstöbern, um sich häuslich einzurichten. Sobald sie die geeignete Stelle gefunden, macht sie ein eiförmiges Nest aus einem grauen Stoff, den sie sich aus Holzbestandtheilen, Kleber, Säften u. dgl. bereitet. Dieses Nest umschließt zuerst eine horizontale Wabe, welche zusammengesetzt ist aus fünf bis sechs Zellen; in jede dieser Zellen legt die Wespenmutter ein Ei. Sind die obern Zellen gefüllt, dann fügt sie eine zweite Wabe mit Zellen an die erste, welche sie ebenfalls mit Eiern versorgt, und so bilden sich nach und nach ganz respektable Wespenkolonieen, noch zahlreicher wie die der Mormonenheiligen am Salzsee. Im September zählt eine solche Kolonie oft über 600 Individuen. Bevor die erste Brut in den oberen Zellen auskriecht und ausfliegt, sorgt die Wespenmutter recht emsig für das Hauswesen; sie bringt die Nahrung für die Larven, füttert und schafft außerdem noch immer Baumaterial herbei, um die Wohnungen zu vergrößern. Sobald aber die ersten Kinder etwas herangewachsen sind, dann müssen sie die Sorge für die Haushaltung übernehmen, die Mutter setzt sich ruhig in den Vorbehalt und thut in ihren Mußestunden nichts mehr als fort und fort Eier legen. Im Frühling und bis in den Juni hinein ist demnach die Mutterwespe allein mit der Pflege der Nachkommenschaft betraut, sie repräsentirt eine ganze Kolonie und es ist daher einleuchtend, daß in dieser Zeit ihre Vertilgung am wirksamsten ist. Wem also seine Trauben, seine Aprikosen oder Frühbirnen im Garten lieb sind, der möge alle Galanterie gegen diese gelbe Dame mit der berühmten Taille bei Seite lassen und sie vertilgen, wo er kann; am besten geschieht dies en gros, indem man im Garten Flaschen aufstellt, welche mit Honigwasser halb gefüllt sind. Neugierig, lecker und naschhaft wie sie sind, sitzen sie bald zu Hunderten im Innern der Flasche, wo man sie bequem vertilgen kann.

(Die Altersperioden der Geschöpfe.) Die Professoren Faraday und Flourenz behaupten übereinstimmend, das natürliche Menschenalter sei auf 100 Jahre zu berechnen. Nur Krankheiten und unvorsichtige Lebensweise verminderten dieses Maß. Mit 20 Jahren sei der Mensch vollkommen ausgewachsen, das Kameel mit 8, das Pferd mit 5, der Löwe mit 4, der Hund mit 2, das Kaninchen mit 1 Jahr, und jedes dieser Geschöpfe lebe naturgemäß 5mal länger, als die Periode des Wachsthums beträgt.

Ein japanesischer Romanschriftsteller Kioyte Bakin hat vor Kurzem ein Werk von 106 Bänden vollendet, welches 38 Jahre brauchte, um durch die Presse zu gehen.

Räthsel.

Ob ich es thu' oder bin, es macht mir nimmer Behagen;
Thu' ich es, fehlt mir Etwas, bin ich es, fehl' ich mir selbst.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Dienstag, 23. Juni 1868.

Blaues Blut.

(Schluß.)

Ein Zucken flog jetzt über das Gesicht Friedel's, in welchem der Graf vergebens eine Aehnlichkeit, auch nur einen verwandten Zug zu entdecken sich mühte. Das Licht schien ihn zu blenden, er öffnete die schweren Augenlider, sein irrer Blick fiel zuerst auf den Grafen, er versuchte sich aufzurichten, die Alte stützte ihn, indem er den Fremden unverwandt anstarrte — jetzt hatte er ihn erkannt und stieß einen dumpfen, röchelnden Laut aus, während ein Blick des Hasses aus den mattblauen Augen fiel.

Der Graf trat schaudernd zurück. Friedel raffte seine Kraft zusammen, bebend rief er: „Verfluchter Aristokrat, was willst Du hier am Sterbebett eines freien Mannes, willst Du mir meine Schwester abschachern, die Deine Brut verführt hat?"

„Ja, leugne es nur," fuhr er fort, „sie hat mir's heut' geschrieben und mit dem Briefe auf der Brust habe ich die Steine zur Barrikade aus dem Pflaster gerissen und die Männer aufgerufen zur Rache! Jetzt ist eine Kugel durch das Papier gegangen und durch mein Herz dazu; aber ich hab' Dich gerächt, Helene, und wenn auch nicht an ihm — so doch an seines Gleichen, und die Freunde werden mir dasselbe thun und nicht rasten, bis die Burg der Tyrannei gebrochen ist!"

Er sank röchelnd zurück; der Arzt kam und untersuchte die Wunden.

„Wird er leben?" fragte der Graf bebend.

„Ich glaube kaum, es müßte denn gelingen, die Kugel herauszuziehen, dann wäre die Möglichkeit dazu vorhanden."

„Versuchen Sie Alles!" bat der Graf und setzte sich, von dem Kranken fort, auf den Stuhl am Fenster.

Der Arzt legte den Verband um die Stirnwunde, darauf wollte er die Operation vornehmen.

Der Verwundete aber drehte sich nach der Wand.

„Lassen Sie mich in Frieden sterben, Herr, ich will nicht leben. Gehen Sie zu denen draußen, dort ist vielleicht noch Mancher zu retten mit Ihrer Kunst, der der guten Sache zum Siege hilft. Ich bin ein verlorener Mann und um mich ist auch kein Schade."

Der Graf näherte sich, er bat, er versprach, zuletzt drohte er Gewalt zu brauchen.

Friedel lachte wild auf. „Hoho! wir sind keine Sklaven mehr, fort mit dem Aristokraten, ich will sein verhaßtes Gesicht nicht sehen, wenn ich sterbe, ein freier Mann, er soll nicht an meinem Todtenbette stehen, wenn mein letzter Blick einen Freund sucht; komm', Alte, Du Weib aus dem Volke, und drücke dem Kinde des Volkes die Augen zu!"

Die alte Frau kniete weinend am Bette nieder, der Arzt zog den Grafen aus dem Zimmer. „Sie scheinen großen Antheil an dem jungen Manne zu nehmen?" fragte er.

„Es ist der Sohn — eines treuen Dieners," entgegnete Lissow stockend, „ich würde sehr viel darum geben, ihn gerettet zu sehen!"

„Bleiben Sie hier," versetzte nach kurzem Nachdenken der Doktor, „ich will sehen, was sich thun läßt, Ihr Anblick scheint ihn aufzuregen; wenn ich allein mit ihm bin, gelingt es mir vielleicht, ihn dazu zu bewegen."

Er ging, der Graf blieb allein in dem engen schmutzigen Hause zurück; er wußte nachher nicht bestimmt zu sagen, wie lange er dort gestanden hatte, es mochten Stunden vergangen, Mitternacht schon vorüber sein, als der Arzt wieder zu ihm trat und leise seinen Arm berührend, sprach: „Wollen Sie den jungen Mann noch einmal sprechen, so kommen Sie, seine Augenblicke sind gezählt."

Fast mechanisch folgte ihm Lissow und als er wieder in der engen Stube stand — vor dem Sterbebette des einzigen Sohnes, und nun die Rath-

wendigkeit an ihn herantrat, ein Wort der Aufklärung, der Versöhnung zu sprechen, da vermochte er es nicht, er fühlte sich zu schwach, das zu erfüllen, was, wie er sich selbst sagte, eine heilige Pflicht war, und die bessere Einsicht kämpfte vergebens an gegen den Widerwillen, welchen der Graf Lissow gegen den schwieligen, rauchgeschwärzten Arbeiter, der Aristokrat gegen den Plebejer, der starre Monarchist gegen den Republikaner, den Barrikadenkämpfer empfand.

Nein — und wenn seiner Seele Seligkeit auf dem Spiele gestanden hätte, er konnte das Wort nicht sprechen: „Du bist mein Sohn!"

Und die Augenblicke schwanden dahin und dieser wand sich röchelnd im letzten Kampfe, seine Hand fuhr zuckend auf der Bettdecke umher und ballte sich wie um den Griff einer Waffe.

„Nehmt Steine, wenn Ihr kein Blei mehr habt! Ach — mit mir ist es vorbei, laßt mich liegen — vorwärts! Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé!" Das waren die Worte, welche der Sterbende, befangen vom Fieberwahn, hervorstieß; er glaubte sich noch im Kampfe.

Schauerlich schallten die gurgelnden Töne des Schlachtliedes durch die Todtenstille des Gemaches. Jetzt öffnete er groß und klar die Augen, der Blick blieb an der Zimmerdecke haften, darauf sprach er leise, nach der Hand des Doktors fassend: „Harder" (das war der Name des einen Arbeiters seines Freundes, der ihn mit hatte tragen helfen), „haben wir gesiegt?"

Der junge Arzt beugte sich über ihn. „Ja," flüsterte er bewegt, „sie haben Alle gesiegt, die für die Freiheit gestorben sind!"

Ein Lächeln erhellte mit wunderbarem Glanze die finsteren Züge und mit einem Worte — vielleicht einen Namen auf den Lippen, welchen keiner der Umstehenden verstehen konnte, verschied der letzte Sproß der Grafen v. Lissow.

Er ist mit seinen Kampfgenossen und Brüdern vom Geschlechte der leidenden Menschheit begraben worden, und dafür, daß weder goldene Inschrift, noch Helm und Wappenschmuck seinen Hügel zieren, fallen die Thränen der Kinder des Volkes als Thau auf die Blumen, welche sie über dem Staube Derjenigen pflanzten, die gefallen sind für ihre Freiheit und deren Tod die Dichter der Nation feiern in begeisterten Gesängen."

Eine Pause entstand; da keine der beiden Damen dieselbe unterbrach, wollte ich eben fortfahren, um zum Schlusse zu kommen, als die Thüre sich öffnete und Charles eintrat, sechs brennende Kerzen auf silbernen Girandolen in Händen.

Die Erlaucht wandte sich ab, wie geblendet von der plötzlichen Helle, ein schneller Blick zeigte mir eine Thräne, die an ihrer Wimper hing; ich wandte den Kopf und sah nach dem Freifräulein, ihr Gesicht war ruhig und unbewegt und sie glich mehr denn je einem alten Adler, der von seiner Felsenklippe voll selbstbewußter Hoheit auf das Leben und Treiben, Leiden und Sterben des untergeordneten gemeinen Gevögels herabblickt.

Die Kerzen brannten leise knisternd weiter, Charles verließ das Gemach wieder. Die Gräfin Reichenberg erhob den Kopf. „Und das Ende?" fragte sie leise.

„Ja das Ende," wiederholte ich, „es ist kurz und trüb. Noch in der Residenz erfuhr Graf Lissow den Tod seines Sohnes — oder vielmehr desjenigen, welchen er dafür gehalten.

Max war mit Helene Wilke — seiner Schwester — welche jedoch in völliger Unkenntniß ihres wahren Verhältnisses zu ihm geblieben war, nach Hamburg gefahren, hatte dort in jeder Weise für die Ueberfahrt des Mädchens nach Amerika gesorgt, sie noch selbst an Bord des Schiffes begleitet, ihr eine beträchtliche Summe — und jedenfalls das Versprechen, ihr bald selbst zu folgen — gegeben, war dann in sein Hotel zurückgekehrt und nachdem er einen Brief unter der Adresse des Predigers mit einer Einlage an den Grafen Lissow zur Post gesendet, hatte er sich mit einer der reich ciselirten Pistolen — dem letzten Geburtstagsgeschenke des Grafen — das schöne Haupt zerschmettert.

„Und wenn auch Alle geschwiegen, ich hätte nicht weiter leben können mit einem Flecken auf meinem Namen, mit der Erinnerung an Helene! Die Möglichkeit einer ferneren Existenz war vernichtet, die Wurzeln meines Daseins untergraben," so ungefähr schrieb Max, ich habe den Brief gelesen. Lissow war gefaßter über seinen Tod, als Alle gefürchtet hatten. „Er hat recht gethan, der arme Junge, er konnte nicht anders, und hatte gehandelt wie ein geborener Aristokrat, ein ächter Lissow!" so sprach der Graf nach der ersten Erschütterung.

Die Sache ist wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen und ich spreche heute auch nur ausnahmsweise Ihnen gegenüber davon, weil ich erstens Ihrer Diskretion vertraue und dann ein Vorurtheil zu besiegen hoffe.

Der alte Lissow ist auf Reisen gegangen, zuerst nach Hamburg — um das Grab seines Lieblings aufzusuchen, dann weiter nach England, „so weit," wie er mir sagte, als ich ihn zum letzten Male sah, „wie ich noch komme, ehe ich die große Reise in das unbekannte Land antrete, wo sich hoffentlich

keine Menschensatzung zwischen Vater und Sohn drängen und ich das Kind meines Blutes und das Kind meines Herzens und Geistes mit einer Liebe umfassen kann."

Ich konnte es mir nicht versagen, ihm zu erwiedern, daß er das auch hier schon gekonnt, und zwar durch die Kraft der Liebe, welche Alles ausgleicht und vereint, was wahnsinniges Vorurtheil geschieden — der erhabenen, opferfreudigen Menschenliebe."

Mein Blick ruhte ernst auf der Gräfin, als ich mich erhob, um mich zu verabschieden.

„Ich danke Ihnen und werde an Ihre letzten Worte denken," sprach sie leise, „auf Wiedersehen, Baron."

Im Vorzimmer wollte ich mich mit einer stummen Verbeugung von dem Freifräulein v. Geiersteinberg beurlauben, welcher die Kammerfrau eben die schwanverbrämte Kapuze auf den schmalen Kopf setzte, doch sie hielt mich durch eine Handbewegung zurück und flüsterte spöttisch: „Auch ich danke Ihnen für die Probe Ihres novellistischen Talents. Die Geschichte war nicht übel erfunden, unsere gute Erlaucht war sogar davon gerührt, Sie machen Proselyten für Ihre Ideen, — aber von mir verlangen Sie doch nicht, Baron, daß ich daran glauben soll?"

„Nein," entgegnete ich, den spöttischen Blick lächelnd erwiedernd, „denn das wäre ein Verrath an dem Stande, welchem anzugehören Sie für eine Ehre halten und dessen vornehmstes Gesetz ist: Nichts lernen und Nichts vergessen — vor Allem aber nicht, daß in den Adern seiner würdigen Repräsentanten — blaues Blut fließt!"

Die Flucht der Fausta.

(Fortsetzung.)

Pierre, durch die freundlichen Worte und durch die untergeordnetere Stellung der jungen Dame ermuthigt, begann, ihr seine Abenteuer zu erzählen.

Leontine Herbals war eine Pariserin, die Tochter eines ehemals reichen, jetzt aber herabgekommenen Kaufmannes. In ihrem 18. Jahre mußte sie, die in Ueberfluß aufgewachsen war, das Brod der Fremde essen und noch Gott danken, daß es ein leichtes war, wie sie es im Hause des reichen Engländers fand. Sie war jetzt zwei Jahre im Hause, mit 18 Jahren war sie eingetreten; es fehlte ihr daher noch viel zu einer Duenna, Noch weniger war sie es durch ihre Gestalt als durch ihr Alter. Pierre's Künstlerauge fand gleich im ersten Momente, daß sie sehr hübsch war.

Während der Erzählung dessen, was ihm widerfahren war, ruhte sein Auge auf dem reizend frischen Gesichtchen Leontinen's, die ihrerseits die Theilnahme, die sie für den unglücklichen Künstler empfand, unverkennbar aus ihren Augen leuchten ließ.

Es war neun Uhr, als Pierre mit seiner Geschichte fertig war. Wir haben schon erwähnt, daß er den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Die Gemüthsbewegungen der letzten Stunden gaben ihm den Rest. Er hatte einen plötzlichen Schwindelanfall und ward so blaß, daß Leontine erschreckt ausrief: „Was haben Sie? Sie leiden?"

„Ich weiß nicht" . . . erwiederte Pierre mit schwacher Stimme . . . „eine plötzliche Schwäche . . ."

Leontine klingelte dem Bedienten und sagte ihm einige englische Worte. Zwei Sekunden darauf stand eine Flasche vortrefflichen Weines und ein Teller Schinken vor ihm. Leontine machte die Honneurs in sehr anmuthiger Weise.

Pierre hatte bisher seine Kenntniß der schöneren Hälfte der Menschheit nur aus dem Umgange mit den Modellen geschöpft; das was wir eine Dame du monde nennen, war ihm bis auf den Namen gänzlich unbekannt. Heute saß er zum ersten Male einer der liebenswürdigsten und reizendsten Vertreterinnen dieser Gattung gegenüber. Sein Herz wurde weiter und von einer süßen nach innen strahlenden Wärme erfüllt, als er die Theilnahme, die sie für ihn empfand, in ihren schönen braunen Augen las. Er verwandte keinen Blick von ihr. Sie wurde durch seine Beharrlichkeit, sie anzusehen, in eine leichte aber keineswegs unangenehme Verlegenheit gesetzt. Hatte sie doch mit ihrem feinen weiblichen Takte augenblicklich herausgefunden, daß nicht Unverschämtheit, sondern Ueberraschung aus seinen Blicken sprach.

„Sie waren so überaus gütig gegen mich," sagte der Künstler, nachdem er sich ein wenig gestärkt hatte, „meine lange Geschichte bis zum Ende anzuhören. Sie kennen jetzt meine Situation. Mein erster Gedanke war, den Marmor ohne Verzug wieder nach Paris zurückzubringen. Doch glaube ich, vorerst bei den Erben des Lords anfragen zu müssen, ob er meinetwegen keine letztwillige Anordnung getroffen hat."

„Ich bedauere, Ihnen so wenig Tröstliches sagen zu können. Der Tod des Herrn Burgoyne erfolgte so plötzlich, daß er nicht einmal ein Testament machen konnte. Vorgestern Abends zehn Uhr, als er in den Klub trat, sank er vom Schlage getroffen zusammen und war augenblicklich eine Leiche."

Was tröstlicher klang als die Worte der jungen Dame, war ihr sympathisches Organ, das dem naiven Künstler unsägliches Vergnügen verschaffte. Um sie sprechen zu hören, vervielfachte er in unnöthiger Weise seine Fragen.

„So habe ich nichts von Lady Bourgoyne zu hoffen?"

„Ich fürchte, nein," erwiederte mit ihrer Silberstimme Leontine. „Doch werde ich heute mit der Lady sprechen und Ihnen morgen definitive Antwort sagen."

Da sie sich bei diesen Worten erhob, so that Pierre deßgleichen und näherte sich der Thüre: „Ich weiß nicht," sagte er, den Drücker in der Hand, „was aus mir geworden wäre, wenn Sie sich meiner nicht in der freundlichsten Weise angenommen hätten."

„Ueberschätzen Sie nur meine kleinen Dienste nicht," erwiederte sie lachend. „Wir sind Landsleute und deren Pflicht ist es, einander in der Fremde zu helfen. Haben Sie eine Wohnung?"

„Nein; ich hatte keine Zeit daran zu denken."

„Hier haben Sie die Adresse des Hotel Français; nehmen Sie an der Straßenecke einen Cap, der Sie unfehlbar hinbefördert. Adieu," sagte sie und reichte ihm nach englischer Sitte die Hand. — Zehn Minuten darauf befand sich unser Künstler in Soho-Square vor dem Thore des Hotel Français und eine halbe Stunde darauf schlafend im Bette.

Des andern Tages verfehlte er nicht, sich bei Leontine einzufinden. „Nun?" fragte er sie nach der ersten Begrüßung, die von seiner Seite etwas zärtlicher, als sich ziemt, ausgefallen war. — Sie zuckte mit den Achseln. „Meine Meinung war leider die richtige. Die Lady ist nicht die Haupterbin und Sir Willam Brandon's Geiz ist sprichwörtlich. Sie haben von dieser Seite nichts zu hoffen."

„Dann bleibt mir nichts, als nach Frankreich zurückzukehren."

„Ich reise nächstens ebenfalls dahin zurück."

„Warum?"

„Lady Burgoyne ist gezwungen, ihren Haushalt zu verringern. Sie kehrt zu ihrer Familie nach Irland zurück. Meine Dienste sind unnöthig geworden. Ich liebte sie und liebte die Kinder," sagte Leontine, sich umwendend, um ihre Thränen nicht blicken zu lassen.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Verwendung der Kohlenasche.) Auf dem Lande glaubt man allgemein, die Kohlenasche könne nicht blos nicht zum Düngen und Verbessern des Bodens dienen, sondern sie mache ihn sogar unfruchtbar. Auch sieht man überall Bauern diese Asche längs der Wege hinwerfen oder sich sonsten ihrer entledigen, gerade als ob es sich um unbedingt unnütze Abfälle handle. Die Menge der so alljährlich zum Nachtheil des Ackerbauers verschleuderten Kohlenasche ist beträchtlich. Es ist deßhalb nicht ohne Interesse, einen Versuch mitzutheilen, den ein Korrespondent des Journal de l'Agriculture gemacht hat. Derselbe füllte im Herbste 3 Blumentöpfe mit reiner Kohlenasche ohne irgendwelche Mischung und säete in den ersten Korn, in den zweiten Hafer und in den dritten Erdbeerkörner. Diese Töpfe wurden sodann in ein Gartenbeet eingegraben und sich überlassen. Die Keimung ging während des Winters nach Wunsch vor sich und im März darauf standen die Pflanzen sehr schön. Im April waren Korn, Hafer und Erdbeeren in üppiger Vegetation. Während der ganzen Sommerszeit befanden sich die Pflanzen auf's Befriedigendste. Korn und Hafer reiften vollkommen; die Körner waren dick, glänzend, wohlgenährt, vollwichtig. Das Stroh des Korns hatte eine Höhe von 1,40 Meter erreicht, das Haferstroh eine solche von 1,10 Meter. Die Erdbeeren standen prachtvoll und trugen reichlich bis in den Oktober, wo man sie aussetzen mußte. In den Boden gesetzt, sind sie heute die grünsten und stärksten von allen Sämereien. So hat ohne irgend eine Zuthat von Erde oder Mist die Kohlenasche genügt, Korn und Hafer bis zur Reife zu nähren und Erdbeeren ein ganzes Jahr lang.

Eine Zeitung von Languedoque gibt als Mittel, Weinberge vor dem Oidium zu schützen, an, man solle einfach Hanfsamen in die Furchen säen, von 2 zu 2 Meter ein Korn, in die Kreuze. Dieses Präservativ sei von mehreren Gutsbesitzern mit dem besten Erfolge angewendet worden.

Auflösung des Räthsels in № 71:

Verlegen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Donnerstag, 25. Juni 1868.

Das sympathetische Augenmittel.

„Es kann unmöglich länger so fortgehen, Väterchen. Noch heute Morgen sagte der Doktor zu mir, Clara's Augen machten ihm mehr Sorge als ihr ganzes übriges Leiden. Die ganze Zukunft unseres Kindes hängt davon ab; wir könnten es auch verlieren."

Diese Worte richtete die Regierungsräthin M. an ihren Gatten, welcher in großer Aufregung, die Arme über einander geschlagen, mit gewaltigen Schritten das Zimmer maß. Als seine Frau geendet, blieb er stehen und sagte heftig:

„Und was kann ich dagegen thun? Wenn es bei mir stünde, Clara auf der Stelle ihre Gesundheit wiederzugeben, ich würde wahrlich keinen Augenblick zögern. Aber so?!"

„Gib Deine Einwilligung, lieber Mann," versetzte seine Frau liebevoll, „und Du wirst sehen, wenn Clara sich nicht mehr grämt, wenn dieser nagende Kummer von ihrem Herzen genommen ist, daß sie alsdann wieder genesen wird: denn wenn das Herz krank ist, so ist Alles krank, heißt es irgendwo, und mit dem Versiechen ihrer Thränen werden auch ihre leidenden Augen geheilt werden können."

„Nimmermehr gebe ich zu dieser Verbindung meine Einwilligung!" entgegnete der Regierungsrath noch heftiger. „Gerade deßhalb will ich Clara lieber jetzt eine Zeitlang, so schmerzlich es mir auch ist, dem Gram und dem Kummer preisgegeben sehen, als späterhin, durch unweise Nachsicht von unserer Seite, auf Lebenslang. Der junge Fellner ist, wie Du weißt, ganz vermögenslos, und obgleich man uns reich nennt, so wird dennoch Clara's Antheil einmal keinenfalls großartig ausfallen, indem wir — außer ihr — noch vier andere Kinder haben, an welche wir auch denken müssen. Clara ist noch jung, die Zeit wird ihren Kummer heilen. Bedenke, wie traurig es für sie wäre, wenn sie durch diese Heirath den nagendsten Sorgen zum Raube würde. Nein, nein, lieber möchte ich mein Kind auf der Bahre sehen!"

„Mein Gott, Leopold, wie Du gleich exzentrisch bist!" sagte seine Gattin erbleichend. „Die Bilder, welche Deine geschäftige Phantasie mir da vormalt, sind ja entsetzlich. Ich sehe übrigens nicht ein, Lieber, weßhalb Clara durch eine Verbindung mit dem wackeren jungen Manne durchaus unglücklich werden und einem sorgenvollen Loose anheimfallen soll? Wie viele, ja, ich möchte sagen, die meisten Verbindungen werden mehr auf zukünftige Hoffnungen und auf den festen Glauben, daß der Herr ihre Liebe, ihre Ehe segnen werde, geschlossen, als auf schon vorhandenen materiellen Besitz. Ich habe unsere Clara einfach und häuslich erzogen, sie wird sich auch in einem beschränkteren Wirkungskreise heimisch und glücklich fühlen und mit Freuden Manches entbehren. Was eine Frau ihrem Manne durch weises, gutes Haushalten erspart, das kann er so gut als erworben betrachten. Clara, wenn es auch kein großes Vermögen ist, das sie einmal mitbekömmt, kann immer auf fünftausend baare Gulden rechnen, und ein kleines baares Kapital wiegt in dem kaufmännischen Geschäftsleben mehr als ein größeres, welches Einem nicht auf einmal blank und baar zur Verfügung steht."

Die Regierungsräthin hatte mit einer Lebhaftigkeit gesprochen, die bei ihr etwas Seltenes war, denn sie gehörte im Ganzen zu den ruhigen, sinnigen Frauen, welche stillwaltend ihre Pflichten erfüllen und mit einem heiteren, gewinnenden Lächeln, mit einer wohlthuenden Behaglichkeit, welche sie stets um sich her zu verbreiten wissen, mehr sagen als andere mit vielen Worten. Doch hier galt es ja die Zukunft ihres geliebten Kindes, und einer zärtlichen Mutter verleihen solche Gründe eine wahre

Rednergabe; sie vermag in dergleichen Fällen, wie es in der heiligen Schrift heißt, „mit Engelzungen zu reden“.

Ihr Gatte stand ihr gegenüber und hatte verwundert ob ihrer ungewohnten, lebhaften Rede aufmerksam zugehört. Seine Heftigkeit hatte nachgelassen und lächelnd erwiederte er:

„Es ist doch in der That merkwürdig, wie Ihr Weiber mehr in Illusionen lebt als in der wirklichen Welt. Alle haben sie einen Hang zur Romantik, selbst die klügsten. — Was sind fünftausend Gulden? Eine Galgenfrist, weiter nichts. In jetziger Zeit kann ein Kaufmann in einer großen Stadt kein ordentliches Geschäft damit anfangen; über kurz oder lang blieben die Folgen doch nicht aus. Darum bitte ich Dich, Elise, sei vernünftig und schlage es Dir aus dem Sinne, noch ferner in dieser Angelegenheit die Vermittlerin machen zu wollen.“

„Leopold,“ entgegnete die Regierungsräthin mit Thränen in den Augen, „seit zwanzig Jahren sind wir verheirathet und niemals hatten wir in diesem langen Zeitraum einen Streit mit einander. Ich war sechzehn Jahre alt, als wir uns heiratheten, Du dreißig, und ich liebe Dich noch ebenso innig und zärtlich wie an unserem Hochzeitstage. Willig und mit Freuden habe ich von jeher darnach gestrebt, Deinen Willen zu erfüllen und nur nach Deinem Wohlgefallen zu leben. War auch Mancherlei nicht immer mit meinen eigenen Wünschen in Einklang, kostete mir auch bisweilen Dies oder Jenes ein Opfer oder einen heimlichen Seufzer — dennoch handelte ich stets nach Deinen Verfügungen, weil ich Deine Einsichtsüberlegenheit überzeugend fühlte; und wie gern läßt sich das liebende Weib leiten von dem Manne seiner Wahl. Aber heute, mein Leopold, heute gilt es das Wohl meines Kindes, unserer theuren Clara, welche Du so freudig einst als unsere Erstgeborene begrüßtest, und an deren Wiege knieend Du für ihr zukünftiges Glück betetest. — Heute, lieber Mann, bist Du im Unrecht: in dergleichen Fällen sieht ein Weib weiter, denn dem Mutterherzen ist ein gewisser Grad von Hellsehung oder Ahnung, wie Du es nennen magst, nicht abzusprechen. Ich kann den Gedanken nun und nimmer ertragen, meine Clara lebenslang elend zu sehen. Hier steht ihr Blindheit bevor, der Arzt hat bei mir darauf hingedeutet, und dort, nach Deiner Ansicht, ein ungewisses Loos, wobei man doch ebenso gut das Freudige hoffen darf und nicht gerade das Schlimmste befürchten muß. Wie kann man da noch lange wählen?! O mein Gott, wie unaussprechlich unglücklich macht mich doch dies Alles!“

Sie barg das Gesicht in ihr Taschentuch und schluchzte laut.

„Elise,“ sprach tröstend der Regierungsrath, den die Aufregung seiner Gattin nicht wenig erschütterte. „Sei kein Kind, fasse Dich! Mein Gott, ich wollte ja herzlich gern Deinem Wunsche willfahren, wären die Aussichten für Clara's Zukunft nicht allzu unsicher und zweifelhaft.“

„Es ist häßlich von mir, ja unchristlich, es nur auszusprechen,“ sagte die Regierungsräthin gefaßter, „aber der Augenblick entschuldigt es. Mein alter Oheim, dem Gott noch ein recht glückliches und langes Leben schenken möge, hat mich, wie Du weißt, in seinem Testament zur Universalerbin ernannt und dadurch erbt einmal jedes unserer Kinder wenigstens noch achttausend Gulden; dies ist auch ein nicht zu verachtendes Kapital. Du hättest also nur vorzulegen, was Du später sicher zurückerhalten würdest. — Gott verzeihe mir, daß ich Dich an solches erinnern muß!“

„Nun beruhige Dich nur, Elise. Ich will es mir überlegen und Dir alsdann meinen Entschluß mittheilen.“

„Goldmännchen!“ rief überglücklich und ihre Thränen trocknend die edle Frau. „Dafür gebührt Dir ein Kuß!“

Mit diesen Worten erhob sie sich und umarmte ihn zärtlich.

Noch an demselben Tage erklärte der Regierungsrath seiner Gattin, daß er seine Einwilligung bedingungsweise geben wolle und versprach auch dem jungen Fellner achttausend Gulden baar, als Clara's Mitgift, zur Gründung eines lukrativen Geschäftes zu behändigen. Von diesem Kapital waren jedoch dreitausend Gulden Zuschuß, welche ihr von dem, was sie — Clara — nach dem Tode der Eltern noch zu erben hatte, aus erklärlicher Gerechtigkeit gegen ihre übrigen Geschwister, abgezogen werden sollten.

„Das Eine nur setzt mich dabei in Verlegenheit,“ schloß der Regierungsrath, „wie und auf welche Weise soll ich nun den jungen Fellner zu mir bescheiden? Vor vier Monaten hat er meinen Entschluß vernommen, daß ich in sein Verhältniß zu unserer Tochter durchaus nicht willigen wollte, und ihn heute kommen lassen, um ihm wegen dem besorglichen Gesundheitszustand unserer Clara das Gegentheil zu verkündigen, dünkt mir doch äußerst undelikat. Für's Zweite: wissen wir denn auch ganz sicher, daß der junge Mann für Clara noch immer dieselbe zärtliche Neigung hegt wie vor einem halben Jahre? Vier bis fünf Monate sind eine lange Zeit für das Herz eines Städters, dem so viele Gelegen-

heit geboten ist, es zu verschenken, und liebenswürdig ist er, das muß man ihm lassen; er macht Eindruck auf die jungen Mädchen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht der Fausta.

(Schluß.)

Der weichherzige Pierre konnte sie nicht weinen sehen, ohne daß auch seine Augen feucht wurden. „Sie machen mich schamroth. Was ist mein Unglück neben dem Ihrigen? Meine Lage ist heute dieselbe wie vor vierzehn Tagen. Im Gegentheile; es drückte mich nicht wenig, mein Erstlingswerk nicht in Paris ausstellen zu können; wohlan, ich werde es ausstellen. Sprechen wir nicht mehr von mir."

„Doch, sprechen wir noch ein wenig," sagte Leontine, ihm die Hand reichend, die er an seine Lippen zu führen wagte. „Es ist nicht unmöglich, in London einen Liebhaber für Ihr Werk zu finden, vorausgesetzt, daß Sie die Wege, die ich Ihnen angebe, einschlagen. Vor Allem müssen wir die Oeffentlichkeit für uns zu gewinnen suchen. Wollen Sie hier reussiren, müssen Sie Ihre Ideen, die Sie als Künstler und Pariser haben, bei Seite lassen. Jetzt hören Sie meine Rathschläge: Sie miethen einen Laden, ein Magazin oder einen Saal in Picadilly oder Regent-Street. Dorthin schaffen Sie Ihre Gruppe, dann bedecken Sie die Mauern Londons mit riesigen Anschlagzetteln, auf denen die Gruppe in Holzschnitt ausgeführt ist. Doch das ist noch nicht Alles. Sie benöthigen Annoncen in allen Journalen, zehn-, zwanzig-, ja hundertfach wiederholt. In der Form z. B.," sagte Leontine, auf eine zwanzigzeilige Annonce im „Daily Telegraph" deutend, die eine ganze Spalte ausfüllte. „Dieselbe Methode müssen Sie anwenden und wie folgt beginnen: The Masterpiece of modern Art, the Flight of Fausta, the greatest work of the celebrated french Sculptur Mr. P. A. is to be seen in Picadilly etc. Gleich darunter: The Flight of Fausta, the Masterpiece of modern Art etc. und so mit Grazie und leichter Variation ins Unendliche. Wenn Sie das Annonciren in dieser ausgiebigen Weise durch vierzehn Tage oder einen Monat fortsetzen, so will ich schwören, daß halb London Ihre Gruppe gesehen haben wird, und der Ertrag der Schaustellung, wenn Sie unwahrscheinlicher Weise auch keinen Käufer finden sollten, Ihnen die Reisekosten sowie die Annoncen reichlich bezahlen wird."

Pierre hörte mit stummer Verwunderung den Worten Leontinens zu. Der Plan erschien ihm, die Wahrheit zu sagen, abenteuerlich und unwürdig. Eine Boutique, Annoncen, Anschlagzettel, Eintrittsgeld, seltsame Dinge, die er mit seinen Begriffen von Kunst und Künstlern nicht zusammen zu reimen vermochte.

„Mein Plan befremdet Sie?" fragte Leontine, den Ausdruck seines Gesichtes richtig deutend. „Ich gestehe, er mag Ihnen sehr verwunderlich erscheinen. Doch machen Sie Ihre Einwendungen. Was haben Sie eigentlich dagegen?"

Pierre hatte zwar sehr viel dagegen, aber er schwieg. Hatte den Plan nicht Leontine entworfen und es war ihm ein so süßes Gefühl, dem reizenden Wesen unbedingt zu gehorchen, daß er sich nicht besonnen hätte, auf viel bedenklichere Dinge einzugehen, immer vorausgesetzt, Leontine hätte es gewollt.

„Wie werde ich mich aber, der ich des Englischen nicht mächtig bin, in allem diesem zurechtfinden?"

„Nichts Leichteres als dies," sagte das Mädchen und nahm einen dicken Band aus dem Bücherschranke, das „Post-office directory". „Sehen Sie diese Liste; das sind lauter Publizitätsagenten. Es handelt sich für uns, einen zu finden, der französisch spricht. Da ist er: Mr. Smith and Sons Strand 83."

Pierre notirte sich die Adresse.

„Gehen Sie zu den Herrn und verständigen Sie sich mit ihnen. Die Annoncen werde ich inzwischen aufsetzen, entwerfen Sie eine Skizze von Ihrer Gruppe, die wir sodann in Holz schneiden lassen."

Drei Tage nachher war, Dank sei es den Herren Smith und Söhne, Fausta mit ihrem Kinde glücklich in einem ebenso eleganten als geräumigen Saale von Picadilly untergebracht. Die Miethe war ziemlich mäßig, sie betrug 4 Pfd. St. per Woche. Am Eingange saß ein von Herrn Smith beigestellter Beamter, der von jedem Eintretenden einen Shilling Eintrittsgeld erhob. Affichen von zwei Quadratmetres Ausdehnung bedeckten die Mauern Londons und zeigten fast in Lebensgröße das Bild der fliehenden Fausta und belehrten die Neugierigen, daß „das Meisterwerk moderner Skulptur" in Picadilly Nr. 18 gegen Erlag eines Schillings zu sehen sei. Ueberdies theilten alle Journale Londons in zehnfach wiederholten Annoncen urbi et orbi das wichtige Ereigniß mit.

Leontine hatte noch andere Federn spielen lassen. Auf den bedeutendsten Plätzen standen Kommissionäre und theilten unter die Vorübergehenden elegant ge-

druckte Annoncen aus. Am Tage der Eröffnung des Salons trugen vier Leute auf ihren Rücken die Anschlagzettel in den belebtesten Straßen von West-End umher und in den Auslagen der Kunsthändler prangte das photographische Bildniß des „Schöpfers der Fausta".

Während der ersten Woche betrug die Zahl der Besucher 50 bis 60 an jedem Tage. Die Gruppe hatte großen Beifall. Mr. Torrington, der größte Kunsthändler Londons, war einige Male gekommen und hatte eingehend die Gruppe geprüft, was den Kredit des Künstlers nicht wenig steigerte. Mr. Torrington besitzt einen kolossalen Reichthum und es geschieht mehr aus Gewohnheit, oder wenn man will, aus Passion, daß er sein Geschäft betreibt. Doch äußerte sich sein Beifall nicht in der von Pierre ersehnten Weise eines Kaufantrags. Torrington erschien die zweite Woche gar nicht mehr.

Leontine war inzwischen aus dem Hause der Lady Burgoyne getreten und hatte ihre Wohnung in einem Hotel nehmen müssen. Die beiden jungen Leute waren jetzt häufiger beisammen und sie kamen bald ins Reine mit einander. Bei ihrer Rückkehr nach Frankreich wollten sie ein neues Leben zusammen beginnen.

Der Plan Leontinens, so gut entworfen er auch war, gelang nicht. Drei Wochen waren verflossen und noch immer wollte kein Käufer erscheinen. Ein längeres Warten wäre Thorheit gewesen, und Pierre mußte sich entschließen, seine Fausta wieder einzupacken und an Bord eines nach Boulogne fahrenden Dampfers zu schaffen.

Noch einen Tag wollte er sie im Saale lassen und in der Nacht mit dem Packen beginnen. Leontine allein war in dem kleinen, an den Saal stoßenden Kabinet, als plötzlich Torrington eilfertig eintrat. „Was? Ich höre, Mr. Auvray will morgen mit seinem Werke abreisen? Das lasse ich nimmermehr zu," rief er. — „Ja, dann bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als den Marmor zu kaufen," sagte Leontine.

„Das will ich ja auch. Ich mußte plötzlich verreisen, sonst hätte ich den Kauf längst abgeschlossen."

* * *

Es bleibt uns nichts mehr zu sagen übrig als das, was der Leser ohnehin erräth, daß Pierre und Leontine ein glückliches Ehepaar sind und der Künstler seiner Fausta ein halbes Dutzend anderer nicht weniger bedeutende Werke folgen ließ, die seinen Namen berühmt machten. Glücklich machte ihn aber dennoch das erste Werk, denn es verschaffte ihm seine Leontine.

Mannigfaltiges.

Die „Köln. Ztg." erzählt: Am 6. Juni war das zufällig im Hofe des Jesuiten-Gymnasiums versammelte Lehrerkollegium Zeuge der treuen und heldenmüthigen Mutterliebe einer Schwalbe. Dieselbe nahm wahr, wie ihre im Nest liegenden Jungen in Gefahr standen, die Beute einer auf der Kante einer Dachröhre heranschleichenden Katze zu werden. Dieses sehend, flog das Vögelchen in höchster Verzweiflung der Katze mit aller Gewalt an den Kopf und wiederholte diese seltsame Attake so oft, daß der hiedurch verblüffte Räuber sein mörderisches Vorhaben aufgeben und den Rückzug antreten mußte.

(Eine merkwürdige Erfindung.) Ein Nordamerikaner langte vor wenigen Tagen in Paris an und verlangte von der französischen Regierung ein ausschließliches Privilegium für eine neue Erfindung, welche darin besteht, beim Drucken von Büchern für nächtliche Leser statt der Druckerschwärze Phosphor anzuwenden und denselben am Papiere zu fixiren, so daß beim Löschen des Lichtes die Buchstaben leuchten und der Text des geöffneten Buches flammend erscheint. Das ganze Verfahren soll ein ungemein einfaches und billiges sein und dürfte daher bald allgemeine Verbreitung finden.

Lebensphilosophie.

Behalte, was ich hier dir nicht will vorenthalten,
Vier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten.
Die geben einen Halt, im Leben einen Stab,
Der Worte vier: Halt' ein! Halt' aus! Halt' an!
Halt' ab!
Halt' ein den Zorn, die Gier und jede Leidenschaft,
Halt' aus, was dich betrifft, mit starker Seelenkraft,
Halt' an zum Guten, wen und wo du Macht gewannst;
Halt' ab vom Bösen, wen, vom Uebel, was du kannst.
Behalt' und halte dies und ordne dein Verhalten
Darnach: so wirst du dich und wirst die Welt erhalten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Samstag, 27. Juni 1868.

Das sympathetische Augenmittel.

(Fortsetzung.)

Sie sprachen noch darüber, als ihr Neffe, ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, eintrat, welcher erst seit vierzehn Tagen von einem langjährigen Aufenthalt in England zurückgekommen war, um sich an der Handlung seines Vaters zu betheiligen und alsdann, nach altem Brauch und Sitte, eine Lebensgefährtin heimzuführen.

„Du kommst wie gerufen, Bruno," wandte sich der Regierungsrath nach den ersten Begrüßungen an seinen Neffen. „Willst Du Deiner Cousine Clara einen brüderlichen Dienst erweisen, willst Du ihres zukünftigen Glückes wegen einen Schritt für sie thun?"

„Mit Vergnügen, lieber Onkel, wenn er sich mit meinem Herzen verträgt," entgegnete dieser lächelnd.

„O über den Vokativus!" schalt der Regierungsrath heiter. „Bist wohl gar im Wahn, ich wolle sie Dir zur Frau vorschlagen?"

„In Wahrheit, Onkelchen, etwas Aehnliches dachte ich," versetzte der Neffe, „und obgleich ich mein schönes Mühmchen von ganzem Herzen liebe, so wäre ein derartiger Plan doch unausführbar, indem ich mein Herz bereits an eine liebenswürdige Engländerin verloren habe."

Der Onkel lachte laut auf und auch der Tante entlockte diese naive Erklärung ein unwillkürliches Lächeln.

„Also eine derartige Zumuthung, glaubst Du, betitelte ich: einen brüderlichen Dienst leisten? Wahrhaftig, Bruno, dies ist mir etwas ganz Neues."

„Nichts für ungut, Onkel. Es würde mir in der That sehr empfindlich sein, wenn die gute Clara auch nur ein Wörtchen von meiner Aeußerung erführe. Nun laß hören, durch was ich dem lieben Kinde gefällig sein kann?"

„Ich glaubte, es sei Dir nicht ganz unbekannt, daß Clara einen jungen Mann mit Namen Fellner liebt. Er ist von D. und als Handlungscommis bei G's angestellt, welche ihn sehr auszeichnen und achten, indem er ein äußerst rechtschaffener und braver Mann sein soll. Ich war seither entschieden gegen diese Neigung; da jedoch der nagende Gram, sowie das viele Weinen dem armen Mädchen ernstlich zugesetzt haben und ihre Gesundheit völlig zu untergraben drohen, so hat mich Deine Tante heute Morgen mit einer wahren Demosthenes-Rednergabe zu der Ueberzeugung gebracht, daß Clara sofort auf lebenslang höchst unglücklich werden würde; und da müßte ich denn ein Rabenvater sein, wollte ich länger auf meinem erstgefaßten Entschlusse beharren. Da ich selbst jedoch, meinen früheren Aeußerungen nach, den jungen Fellner weder aufsuchen noch zu mir entbieten könnte, da wir ferner nicht einmal wissen, ob er Clara noch ebenso heiß liebt wie sie ihn, denn ich hatte ihr auf's Strengste untersagt, einen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten, so bin ich der Ansicht, daß Du ihn, als Clara's Cousin, erst einmal aufsuchen und sondiren solltest, wie es um sein Herz steht u. s. w. Ist das Mädchen noch sein Theuerstes auf Erden, wünscht er noch ebenso lebhaft ihren Besitz, so mache ihm Hoffnung: sage, Du seist überzeugt, daß sich noch Alles arrangiren lasse u. dgl. m. Denn natürlich, Du sprichst ihn das erste Mal nicht in meinem Namen, verstehe wohl, Bruno, es ist einzig und allein das Interesse für Dein leidendes Mühmchen, welches Dich zu dem Schritt, ihn aufzusuchen, veranlaßte."

„Ich verstehe, lieber Onkel. Lasse mich nur machen!"

Als sich Bruno nach einem halben Stündchen wieder verabschiedete, begleitete ihn die Regierungsräthin hinaus und flüsterte ihm leise zu: „Wenn Du Dich überzeugt hast, daß Fellner unsere Clara noch unverändert liebt, so erzähle ihm, was das arme Kind indessen um ihn gelitten hat. Im andern Falle schweige davon. Hörst Du, lieber Bruno?"

Dabei drückte sie ihm innig die Hand und Bruno entfernte sich mit dem Versprechen einer gewissenhaften und pünktlichen Besorgung all der ihm gewordenen lieben Aufträge.

Am folgenden Morgen, gegen elf Uhr, erhielt der junge Theodor Fellner mit der Stadtpost ein Billet folgenden Inhalts:

„Geehrtester Herr!

„In Ihrem, sowie in dem Interesse meiner Cousine Clara, wünsche ich lebhaft Sie zu sprechen. Sollte es Ihre Zeit erlauben, so erwarte ich Sie heute Abend um acht Uhr im Pfälzer Hof. Sie werden mich im Billardzimmer finden und mich an folgenden Merkmalen erkennen: blondes Haar, Schnurrbart, hochgewachsen und eine Cigarre rauchend.

„Sollten Geschäfte oder anderweitige Abhaltungen es Ihnen unmöglich machen, meinem Wunsche zu willfahren, so haben Sie die Güte, mich durch einige Zeilen davon in Kenntniß zu setzen.

Mit aller Hochachtung zeichnet
Ihr ganz ergebenster
W..., 12. Okt. 18.. M. Bruno."

Den jungen Mann versetzte dieses Schreiben in die höchste Aufregung und er war weit davon entfernt, die seiner Liebe günstigen Aspekte zu ahnen, welche die Veranlassung dazu abgegeben.

Theodor Fellner hatte Clara M. vor anderthalb Jahren auf einem Landgute bei Bekannten, wo die Herbsttage gefeiert wurden, kennen gelernt und das liebliche Mädchen hatte gleich anfangs einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Seitdem sah er sie öfters und auf einer Partie in die nächstgelegenen Waldungen hatte er ihr — es war im vergangenen Juni — seine Liebe erklärt und Clara ihn der innigsten Gegenliebe versichert. Gleich denselben Abend entdeckte sie sich der Mutter und diese — da sie den jungen Fellner als einen achtungswerthen Mann kannte — war ihrer Liebe nicht entgegen. Leider dachte der Vater darin anders, und wie wir bereits wissen, hatte er gleich damals die Liebenden auf energische Weise getrennt. Noch hegte Theodor dieselbe aufrichtige Liebe für das junge Mädchen wie vor fünf Monaten, wo ihn die gewaltsame Trennung von ihr in wahre Verzweiflung versetzte. Dennoch würde er sich ergebener in sein Schicksal gefügt haben, wären ihm nicht beständig die betrübendsten Nachrichten über Clara's Gesundheitszustand zu Ohren gekommen. Dieser verzehrende Schmerz nagte fortwährend an seinem Herzen und er war demzufolge sehr gespannt, ja beunruhigt, was der Cousin seiner theuren Clara ihm wohl mitzutheilen habe; ob Erfreuliches oder Schlimmes — ihm zersprang fast das Herz ob dieser Ungewißheit und kaum konnte er die Stunde erwarten, welche ihn in den Pfälzer Hof beschied.

Pünktlich, auf die Minute, stellte er sich dort ein, aber das Billardzimmer war so überfüllt mit blonden und braunen Herren, daß er nicht wußte, welchen von den Ersteren er als Clara's Cousin begrüßen sollte. Er zog deßhalb nochmals das Billet hervor, um die detaillirtere Beschreibung des zu Erwartenden zu überfliegen. Da nahte sich ihm ein schön gewachsener junger Mann und fragte artig: „Ich habe wohl die Ehre, Herrn Theodor Fellner vor mir zu sehen?"

„Zu dienen," antwortete dieser, „und wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie Herr Bruno M.?"

„Ganz recht," versetzte derselbe, „und es freut mich sehr, daß Sie so gütig waren, meiner Einladung Folge zu leisten. — Darf ich Sie bitten einzutreten?"

Mit diesen Worten öffnete er ein kleines Seitenkabinet, woselbst er mit dem jungen Fellner allein und ungestört sprechen konnte.

Um Wiederholungen zu vermeiden, theilen wir nur so viel von diesem Gespräche mit, daß Bruno M., nachdem er sich von Theodor's unveränderter Liebe zu seinem Mühmchen überzeugt hatte, demselben offen und ohne Rückhalt seine Ansichten mittheilte. Er verhehlte nicht, was Clara indessen gelitten, und machte sich zugleich — des Oheims Vorschrift zu Folge — anheischig, denselben für ihre Liebe zu stimmen.

Theodor zweifelte an dem Gelingen der angebotenen Fürsprache, allein Bruno schien derselben so gewiß, er sagte, daß wenn sein Oheim ihn — den jungen Fellner — nur so viel kenne, wie er in dieser kurzen Stunde Gelegenheit gehabt habe, seine edle Denkungsart schätzen und hochachten zu lernen, so würde derselbe keinen Augenblick anstehen, ihm die Zukunft seiner Clara unbesorgt anzuvertrauen.

Auf diese Weise hatte Bruno der Würde seines Onkels vollkommen genügt und Theodor war unbeschreiblich glücklich in der Hoffnung, daß sie Beide — Clara und er — an dem guten Cousin Bruno einen so thatkräftigen Beschützer und Fürsprecher gefunden. Dieser nahm mit einer schwer zu verbergenden Verlegenheit alle die unverdienten Danksagungen hin, welche der überselige Theodor ihm tausend- und abertausendmal darbrachte, denn sein Herz sagte Jenem ja, daß er nicht aus eigenem Antriebe, sondern nur auf den Wunsch von Clara's Eltern so handle.

Ehe sie sich trennten, bat ihn Theodor auf's Herzlichste, einige Zeilen an Clara mitzunehmen und sie ihr eigenhändig und allein zuzustellen. Bruno versprach dies mit Hand und Mund und Theodor zog sein Portefeuille hervor, nahm ein Blättchen aus demselben und schrieb mit Bleifeder folgende Zeilen:

„Meine theuerste, geliebte Clara!

„Durch Deinen Cousin vernahm ich zu meinem tiefsten Schmerze, daß Du noch immer so sehr leidend bist. Sei getrost, mein guter Engel, und hoffe mit mir auf bessere Tage. Dein Vetter will fürsprechend für uns auftreten und ich hoffe Alles von seinem Einfluß. So lebe denn wohl, meine Clara, ich umarme Dich in Gedanken und bitte Dich nochmals, sei stark im Hoffen, wie in der Liebe zu Deinem Theodor."

Nachdem er das Billet geschlossen, schieden sie herzlich von einander, und Theodor mußte seinem neuen Freunde versprechen, ihn den nächsten Montag Abend auf seinem Zimmer zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines Redakteurs *).

Großer Aufruhr im Redaktionsgebäude! Der alte Chef wettert und blitzt und zieht in der reichen kraftvollen deutschen Sprache Register auf, welche ein verehrlicher weiterer Leserkreis seiner eleganten, streng gemessenen Leitartikel und literarischen Kritiken nimmermehr bei ihm vermuthet hätte. Wir jüngeres und leichteres Redaktionsvolk stecken die Köpfe zusammen, finden die Sache aber auch verdammt ärgerlich, lachen aber doch am Ende über das Unglück selbst, über das donnernde Pathos im offenen Nebenzimmer und belachen halb, bemitleiden halb den Oberkorrektor, der die neueste Nummer in der Hand, wimmernd in das Zimmer seiner Kollegen hinüberschießt. Ins Sprachrohr, das zum Setzersaale führt, schmettert der Chef die Unheilskunde hinein und reißt nebenbei den Glockenzug ab, die Laufbuben fliegen auch drüben und sogar schon unten im Druckersaal ist die Schauermähre kund und der Spektakel los. Es ist zu spät! Der Fehler steht unerreichbar wie Brunhild in der Waberlohe, in der „inneren Form" und fast die ganze Auflage ist schon den Weg aller — Posten gegangen.

Was ist geschehen? — O nur eine Kleinigkeit, nur ein paar Buchstaben sind verwechselt worden, ein Druckfehler ist stehen geblieben.

Große Entdeckungen sind bekanntlich immer von einem mehr oder minder freudigen Schrecken für den glücklichen Finder begleitet. So war es, als Adam und Eva entdeckten, daß sie nackt seien, so war es, als Christoph Columbus bemerkte, daß er statt des gesuchten Ostindiens eine ganz nagelneue Erde gefunden, so zu sagen den zweiten Band des Werkes, welches biblischem Kalkul zufolge dreitausendfünfhundert Jahre früher aus dem Nichts hervorgegangen war. So war es auch, als dem Mönche Berthold Schwarz seine welthistorische Mischung aus Salpeter und Kohle mit Blitz und Donner ins Gesicht flog, und so war es, als mein Kollege vorhin, seine Cigarre rauchend, gemüthlich im Lehnstuhl saß und das Werk unserer Hände, die neueste Nummer der heutigen Zeitung durchblätterte, aber mit einem Male wie von der Tarantel gestochen aufschnellte und mit seiner schönen Entdeckung durch alle Zimmer fuhr.

Ein Druckfehler! sagt der geehrte Leser, — tant de bruit pour une omelette! Allein diesmal war es eben keine Omelette, sondern eine Suppe, wie sie des Teufels Großmutter und nicht besser kochen konnte; ein so kolossal absurder, so pyramidalisch dummer, so traurig lächerlicher, daß zu einiger Alteration immerhin Anlaß war.

Die nächste Frage war: soll man in der morgigen Nummer berichtigen oder schweigend darüber hingehen? Die Majorität entschied sich für Letzteres unter Anführung aller möglichen passenden und unpassenden Sprichwörter und Citate aus allen Zeiten und Sprachen. Faire bonne mine à mauvais jeu, sagte Der; Warum in seiner eigenen Wunde wühlen? sekundirte der Zweite; Peor es meneallo, sprach mit Don Quixote der Dritte. So habe denn, Verderben, deinen Lauf! deklamirte, schließlich uns Andern beistimmend, der Chef und zog sich fern von Madrid in seine Gemächer zurück. Ja wohl, wir konnten des Verderbens Lauf genau berechnen. Zunächst liegt, in diesem Augenblicke schon, die Bescheerung in allen Gasthöfen, Café's und ungezählten Privathäusern unserer guten Stadt auf den Tischen und satanisch freuen sich unsere Freunde und Bekannte, bis wir zum Essen kommen. Die Helden dieses Tages sind jedenfalls wir. Auf fünf Bahnlinien aber tragen die Lokomotiven mit beklagenswerther Geschwindigkeit das Unglücksblatt in alle deutschen Gauen hinaus und in immer weiteren Ringen schallt das olympische Gelächter, dessen Echo wir nun, den Entfernungen entsprechend, acht Tage lang in den Zeitungen vernehmen werden. Von den großen Blättern geht es in die mittleren hinab, dann in die sogenannten Feuilletons der Offiziellen, die da

*) Aus der Frankfurter Zeitung.

Gott danken, in ihre gähnende Langeweile wieder einmal etwas Originelles bringen zu können; von dort tröpfelt es in die Amtsblättchen und tiefer und tiefer bis in das letzte Sudelblatt des hintersten Hintergermaniens, wo man bei dieser schmeichelhaften Gelegenheit zum erstenmal von der Existenz unserer Zeitung Kunde erhält. Von Paris und London nicht zu reden, so beginnt binnen vierzehn Tagen das Gelächter in Amerika drüben und kurz und gut, oder vielmehr lang und schlimm — bis der Spaß seinen Rundlauf über den Planeten gemacht hat, dürfen wir getrost eine Frist von mindestens sechs Monaten ansetzen.

Wer aber ist schuld an der ganzen Tragikomödie, wie wir sie hier, vielleicht etwas allzu drastisch, aber aus dem Leben und eigener Erfahrung gegriffen, dargestellt? Wer macht die Druckfehler? so fragt mit einer gewissen Berechtigung das abonnirende und kaufende Publikum. Die Antwort aber ist nicht so ganz einfach; es geht uns ungefähr, wie wenn die Kinder fragen, woher ist ihr neues Geschwisterlein gekommen, und fast möchten wir antworten: Verehrtestes Publikum, die Druckfehler macht der liebe Gott. Der die Lauf- und Druckerbuben, die Setzer, die Buchdrucker, Korrektoren, Faktoren, Redaktoren und Autoren, die Prosaiker und Poeten und in seiner unbegreiflichen Langmuth sogar die neueren Dramatiker geschaffen hat, der neben dem Guten das Böse duldet, zwischen dem Weizen das Unkraut wachsen läßt, der läßt zwischen den Lettern auch die Druckfehler gedeihen. Der Druckfehler ist eine Naturerscheinung wie Hagelschlag, Pestilenz und theure Zeit; er ist eine physische Macht wie der Blitz und eine metaphysische Nothwendigkeit wie das Uebel; er wurzelt in der Unvollkommenheit der irdischen Dinge und in der Schwachheit des menschlichen Fleisches. Seine Abwesenheit beruht darauf, daß 1) der Autor das Richtige geschrieben, 2) dieses Richtige deutlich geschrieben hat, daß 3) der Setzer in alle Fächer des Setzkastens lauter richtige Lettern geworfen hat, 4) die richtige Letter greift, 5) sie richtig einsetzt, 6) der Korrektor richtig liest, 7) der Setzer die erste Korrektur richtig verbessert, 8) der Korrektor die zweite Korrektur richtig liest, 9) die zweite Korrektur richtig gesetzt, 10) die Revision richtig gelesen wird, und daß 11) noch ein Dutzend anderer Umstände sich ebenso glücklich abmachen. Und da nun ein Großoktavbogen in gewöhnlicher Schrift 50- bis 55,000 Buchstaben zählt, so müssen jene 10 bis 20 günstigen Umstände sich 50- bis 55.000mal wiederholen, um dem lieben Publikum einen einzigen fehlerfreien Bogen in die Hand zu liefern. Für die größten und häufigsten und am wenigsten beachteten Druckfehler aber, für die inneren Dummheiten des Werkes, was wir mit einem Ausdruck unserer Kunstsprache die innere Form nennen könnten, dafür müssen wir dann bitten, uns Jüngern Gutenbergs die Verantwortung zu erlassen. Wir machen euch wohl hie und da ein n, die Autoren aber machen euch noch viel häufiger ein x für ein u.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schon wieder eine neue Bewaffnung!) Seit einigen Tagen sieht man in Paris, in den elyseeischen Feldern und im Bois de Boulogne elegante Damen, die, wie der Infanterist den Säbel, einen En-tout-cas, einen zierlichen Regenschirm, an der Seite tragen. Derselbe ist durch eine geschmackvolle Kuppel an die Seite geheftet und die Schönen bilden sich nicht wenig auf diese neue Erfindung ein, die möglicherweise von einem Regenschirm-Fabrikanten in Scene gesetzt ist, um alle Welt zum Tragen eines Schirmes zu zwingen.

(Die Zukunft wird reiche Fischzüge machen.) Der berühmte Naturforscher Agassiz in Boston sagt voraus, daß künftig Jedermann, auf dessen Besitzthum Wasser ist, Fische zum eigenen Gebrauch züchten werde, wie er jetzt Früchte pflanzt und baut. Die Zunahme des Fischverbrauchs sei für die Gesundheit höchst wichtig. Er sagt: „Fische enthalten Phosphor in großer Menge, ein chemisches Element, dessen das Gehirn zu seiner Gesundheit und Kräftigung bedarf. Es gibt kein anderes Nahrungsmittel, das den Abgang des Gehirns so vollkommen ersetzt, wie der Fisch."

(Was geschah?) „Ich stellte vor mein Fenster," sagte ein Witzbold zu einem Bekannten, „einen Kasten mit Erde und säete Kresse und Winden hinein. Was glauben Sie nun, was daraus entstand?"

„Nun, Kressen- und Windenpflanzen," meinte der Bekannte.

„O nein, keineswegs; ich wurde von einem Polizeidiener angezeigt, mußte meinen Kasten wegnehmen und Strafe bezahlen. Das ist daraus entstanden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Dienstag, 30. Juni 1868.

Das sympathetische Augenmittel.

(Fortsetzung.)

Der folgende Tag war ein Sonntag; es war ein schöner Oktobernachmittag. In einem freundlich eingerichteten Zimmer, in dem wegen der allzu großen Sonnenhitze die Rouleaux herabgelassen sind, sitzt auf einer kleinen Ottomane ein junges Mädchen in einfacher, aber äußerst netter und sorgfältiger Haustoilette, einen grünen Schirm vor den Augen — es ist Clara. Ihr früher so rosig blühendes Antlitz bedeckte eine rührende Bläſſe, und ihre sonst so üppige volle Gestalt ist sehr abgemagert; dennoch ist sie äußerst lieblich und interessant, und die Anmuth der Jugend ist mit all ihren Reizen über das holde Mädchen ausgegossen. Zu ihren Füßen, auf einem Taboureichen, sitzt der 14jährige Ernst, ihr Bruder, und unterhält sie durch Vorlesen aus dem „neuen Robinson" von Franz Hoffmann. Clara lauscht mit großem Interesse den gemüthlichen Schilderungen, welche der Verfasser von den Einrichtungen der schiffbrüchigen, auf eine einsame, menschenleere Insel verschlagenen Familie Seagrave gibt.

Clara war heute auffallend heiterer als gewöhnlich. Die Eltern waren den Vormittag bei ihr gewesen und der Vater war ungewöhnlich theilnehmend. Auch war ihm die räthselhafte Aeußerung entschlüpft, daß wohl noch Alles gut werden könne, wenn Clara nur heiterer sein und nicht mehr weinen wolle. Die Mutter hatte ihr heimlich zugeflüstert: „Ich habe den Vater Eurer Liebe geneigt gemacht, mein gutes Mädchen. Wenn Du nur wieder wohler bist, wird er seine Einwilligung gewiß nicht länger versagen."

Diese glückverkündenden Worte waren heilende Arznei für Clara's wundes Herz und wirkten mehr, als hundert der berühmtesten und geschicktesten Aerzte vermocht haben würden. Da klopfte es an und eine junge Dame, Fräulein Hedwig D., eine Freundin Clara's, trat ein. Nachdem sie Hut und Mantille abgelegt, eilte sie heiter auf Clara zu und erkundigte sich angelegentlich und theilnehmend nach ihrem Befinden.

„Sieh' da, unser Freund Ernst!" wandte sie sich an diesen. „Das ist sehr schön und lobenswerth von Dir, daß Du Deine gute Schwester aufzuheitern suchst, anstatt bei dem schönen Wetter spazieren zu gehen."

„Ja, ich habe ihn auch schon wiederholt gebeten, er möchte doch nur eine halbe Stunde die frische Luft genießen; aber der gute Junge war dazu nicht zu bewegen," erwiederte Clara und drückte ihrem Bruder mit warmer Herzlichkeit die Hand.

„Sei still, Clärchen," sagte Ernst, indem er seiner Schwester den Mund zuhielt. „Wenn ich an Deiner Stelle wäre, würdest Du es ebenso machen. Weißt Du noch, wie ich vor zwei Jahren krank lag, es war überdies im hohen Sommer und die Hitze im Zimmer zum Ersticken, und es durfte doch kein Fenster geöffnet werden, da hast Du mich auch den ganzen Tag nicht verlassen, mich auf alle mögliche Weise unterhalten und meine Leiden zu versüßen Dich bemüht. Ich übe also nur das Vergeltungsrecht, indem ich Dir Gesellschaft leiste."

„Du bist ein vortrefflicher Bruder und besitzest ein äußerst dankbares Gedächtniß, lieber Ernst," entgegnete Clara gerührt und Hedwig nickte ihm freundlich Beifall zu. Darauf nahm sie neben der schönen, bleichen Leidenden Platz und begann geheimnißvoll: „Ich habe ein Buch mitgebracht, in welchem sehr interessante Sachen, auch unter andern Sympathie-Mittel gegen verschiedene Krankheiten, besonders gegen Augenleiden, stehen sollen. Da dachte ich gleich an Dich, meine Liebe, vielleicht könnte es Dir helfen?"

„Wie gut bist Du doch, Hedwig," erwiederte Clara gerührt. „Was ist es denn für ein Buch? Wie heißt der Titel?"

„Galvanismus und Magnetismus," rief Hedwig.

„Dies klingt ja ausnehmend interessant," bemerkte Clara. „Für mein Leben gern höre ich Dinge, welche so recht geheimnißvoll ins Leben blicken."

„Ich will Dir mit Vergnügen Einiges daraus vorlesen, Clärchen," erwiederte Hedwig.

„Was mich betrifft, ich glaube an dergleichen nicht," bemerkte Ernst dazwischen. „Ich halte mich ganz allein an das, was jeder Mensch verstehen kann. Alles Uebrige findet an mir einen ungläubigen Thomas."

„O über den profanen Jungen," schalt Hedwig. „Nun sollst Du aber auch kein Sterbenswörtchen davon zu hören bekommen, es wäre rein Perlen vor die Schweine geworfen!"

„Das Schwein bedankt sich höflichst für den süßen Titel," entgegnete Ernst lachend, indem er sich tief vor Hedwig verbeugte. Da ich schon den von diesem Namen unzertrennlichen, gewaltigen Appetit verspüre, so will ich denselben sogleich zu stillen suchen. Indessen seien Sie so gnädig und unterhalten Sie mein Fräulein Schwester mit den Perlen, deren ich so unwerth bin." Er verbeugte sich nochmals auf's Tiefste. Die beiden Mädchen lachten und Hedwig rief ihm nach: „Nichts für ungut, mein loser, kleiner Freund. Es war nicht so böse gemeint."

„Wissen's schon, wissen's schon, nehmen's auch nicht übel!" rief Ernst im Hinausgehen und ließ darauf ein so mächtiges und natürliches Grunzen vernehmen, daß die Beiden noch herzlicher lachten.

„Ein guter Junge, Euer Ernst," sagte Hedwig. „Unter Hunderten würden Neunundneunzig die unhöfliche Aeußerung, die mir unüberlegt entschlüpfte, auf's Höchste übel genommen haben."

„Ernst ist dafür zu vernünftig," erklärte Clara, „auch ist er Dir sehr gut und Ihr kennt Euch schon von Kind auf, da fiele ihm solches gar nicht auf. Er weiß ja, wie es gemeint ist. — Nun, liebe Hedwig, Du wolltest ja so gütig sein und mir ein wenig aus dem interessanten Buche vorlesen?"

Sie sah in das Kinderzimmer. Die jüngeren Brüder Clara's hatten indessen ihr Spiel verlassen und belustigten sich unten im Garten. Ihre lauten Stimmen vernahm man oben, und beruhigt kehrte Hedwig zu ihrem Sitze zurück und wollte eben beginnen, als sich Männerschritte im Zimmer nebenan vernehmen ließen und Bruno sich der offen stehenden Thüre nahte.

„Ist's erlaubt einzutreten, meine Damen?" fragte er artig, indessen Hedwig schnell das Buch mit ihrem Taschentuche bedeckte.

„Du bist recht sehr willkommen!" versetzte Clara und ersuchte den Cousin, Platz zu nehmen.

„Wenn ich nicht irre, so lasen Sie vor?" wandte sich dieser an Hedwig. „Ich störe doch nicht?"

„O durchaus nicht!" entgegnete diese hoch erröthend.

„Nun, wollen Sie nicht fortfahren, mein Fräulein? — ich möchte nicht, daß Sie wegen meiner eine Lektüre unterbrechen, mit welcher Sie mein Cousinchen amüsirten."

Hedwig blickte verlegen lächelnd ihre Freundin an und diese antwortete an ihrer Statt: „Das geht durchaus nicht an, lieber Bruno. Was Hedwig vorlas, darf Niemand hören."

„Mein Himmel, dies ist ja äußerst bedenklich! Am Ende ein verbotenes Buch?" fragte er lächelnd. „Wohl gar „les mystères de Paris" oder ein staatsverbrecherisches, politisches Werk?"

„Nein, wenn Sie Solches glauben, lieber lasse ich Sie das Buch sehen," erklärte Hedwig entschlossen. „Es ist eine Brochüre über Galvanismus und Magnetismus von Dr. Kerner in Stuttgart, und ich habe es nur deßhalb vor Ihnen geheim halten wollen, weil ich es erstens meinem Bruder auf ein paar Stunden wegstipitzte, und zweitens, weil ich mir einbildete, daß sympathetische Mittel, die ich darin zu finden hoffe, Ihre mir bekannte Spottlust erregen könnten."

„Und mich hielten Sie in der That für solch einen „Sinn Ermangelnden", heillosen Kritikus? — Sie könnten recht haben. Aber dies Buch ist wirklich interessant, mein Fräulein, nur finden Sie Das nicht darin, was Sie eigentlich suchten."

„Demnach ist Ihnen dasselbe schon bekannt?" fragte Hedwig lebhaft.

„Ganz gewiß," erwiederte der junge Mann. „Ich habe es mit großem Interesse durchlesen und kann Ihnen mit Gewißheit versichern, daß Ihr Vertrauen zu sympathetischen Mitteln Sie an die unrechte Quelle geführt hat."

„Wie schade!" sagte Hedwig nachdenkend. „Ich brachte es nur deßhalb mit, weil verschiedene sympathetische Mittel gegen Augenübel darin stehen sollten. Meine Freundschaft für Clara bewog mich dazu."

Bruno lächelte. „Auch ich weiß ein ganz vorzügliches Sympathiemittel für Dein Augenleiden, liebes Clärchen. Wenn Du einiges Vertrauen zu mir hast, würde es mir eine wahre Freude bereiten, falls Du Dich mir darin überlassen wolltest; — ich verstehe mich darauf."

„Ei wirklich, Bruno? Warum sagtest Du mir dies nicht schon früher?"

„Ich dachte eben erst daran, weil wir von dergleichen reden. Wenn Du mir versprichst, dabei so heiter und munter zu sein wie heute, so gelobe ich Dir, daß in Kurzem Deine Augen bedeutend besser sein sollen. Ich werde zu diesem Zwecke beständig für Dein Wohl thätig sein, wie es die Sympathiemittel erheischen, und dann verschaffe ich Dir außerdem noch ein sichtbares, von welchem ich mir voraus Deine vollkommene Heilung verspreche. Dieses hat überdies die wunderbare Eigenschaft, daß Deine Thränen versiechen müssen. Da ich jedoch dasselbe von sehr weit her zu verschreiben habe, so werde ich es Dir erst in einigen Monaten zustellen können."

„Du bist ja ein allerliebster Vetter," rief Clara entzückt. „Wenn ich nur wüßte, daß Du auch hältst, was Du mir da versprichst," fügte sie kleinlaut hinzu.

„Clara!" versetzte Bruno mit sanftem Vorwurfe, „habe ich Dir je schon Etwas versprochen, was ich nicht auch gehalten hätte?"

„Nein, Bruno, vergib! — allein ich wähnte, Du scherztest eben?"

„Sei unbesorgt, Clärchen. Ich werde mein Versprechen ganz sicher halten." —

In dieser Weise ging die Unterhaltung zwischen den Dreien noch eine ziemliche Weile fort, alsdann empfahl sich Hedwig mit der freundlichen Zusage, bald wieder zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines Redakteurs.

(Fortsetzung.)

Dies und viele andere nützliche Dinge erfährt nun der Leser aus einem Buche, das Herrn Lorck*) nicht nur zum Verleger, sondern auch zum Verfasser hat, und das wir namentlich allen halbwegs bemittelten Herren von der Feder dringend zur Berücksichtigung empfehlen wollen. Es gibt nämlich zweierlei Druckfehler. Wenn z. B. vor etwa zwei Jahren die „Hessische Morgen-Zeitung" statt „hessisches Husarenregiment" durch eine kleine Auslassung etwas ganz Anderes zu Stand brachte, so war das — von einer Bosheit des Setzers abgesehen — ein allerdings arges Versehen und doch ein leicht erklärliches und sehr verzeihliches. Wenn ferner — Beispiele aus eigener Erfahrung — der Setzer aus einem Menschenhasser ein Waschwasser, aus Wollverbesserung eine Weltverbesserung macht, so vermuthet der Leser nicht mit Unrecht, daß da ein schlecht und undeutlich geschriebenes Manuskript vorlag. Der Setzer ist da beinahe vollkommen schuldfrei; er kann sich nicht viel mit Sinn und Zusammenhang abgeben, er muß rasch arbeiten; sein Auge muß fest, seine Hand muß flink sein; sein Griff muß sicher und blitzschnell zwischen Kasten und Winkelhaken hin und wider fahren und seine Linke darf nicht wissen, was die Rechte thut; er muß rasch arbeiten, um etwas vor sich zu bringen und sein saures Brod zu verdienen. Anders würde die Sache, wenn nun der erste und zweite Korrektor oder wenn die revidirenden Redakteure jenes „Waschwasser", jene „Weltverbesserung" übersähen. Sie lesen nach dem Sinn und werden lächelnd oder lachend augenblicklich den Fehler erkennen und trotz schlechter Handschrift aus dem Zusammenhang das naheliegende Richtige finden. Wie nun aber, wenn nach einigen Tagen ein zürnender Brief des Autors kommt, des Inhalts: er habe nichts von Wollverbesserung, er habe von Wiesenwässerung geschrieben? Man sucht das Manuskript hervor und findet, daß der Zusammenhang jenes so gut wie dieses gestattet, aber auch daß die Handschrift nach wie vor die gleiche Wahl läßt. Das sind dann die Druckfehler, welche die Autoren machen.

Und wenn nun vollends von einer Entzifferung aus dem Zusammenhang gar keine Rede sein kann, z. B. bei den oft so hochwichtigen Zahlen und Eigennamen? Namentlich im letzten Punkt — und hier sprechen wir ganz allgemein — es ist geradezu unglaublich, was die sogenannte gebildete Menschheit 1. in Naivität, 2. in unbefangener — Dummheit, 3. in vornehm sein sollendem Affektationsblödsinn und 4. rücksichtsloser — Flegelei zu leisten vermag. Da kommt ein Brief, der irgend etwas von uns verlangt, zum mindesten eine Antwort. Aus der Schlußzeile kann ich zur Noth noch entziffern, daß Hr. N. mein hochachtungsvollst ergebener Diener sei. Aeußerst erfreut über diese interessante Nachricht beeile ich mich, auch den verehrten Namen meines neuen Dieners zu erfahren und finde eine Hieroglyphe, vor welcher die HH. Champollion und Grotefend, Lepsius, Luth, Brugsch und Rawlinson und vielleicht sogar der neueste Zeitschrift-Prophet, Hr. Gaugengigl in München, ewig starr und rathlos stünden. Ich suche auf Pult und Boden nach, ob nicht etwa eine eingelegt gewesene Visitenkarte mit dem gestochenen Namen mir entfallen, ich suche in den Ecken des Papiers nach dem eingepreßten Namen, oder wenigstens nach den

*) Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Verleger. (Leipzig, 1868. Verlag von C. B. Lorck.)

Anfangsbuchstaben. Ich suche und finde zum Glück noch das Couvert, finde aber weder Siegel noch Oblate, noch sonst ein Zeichen; ja der Poststempel ist auch unleserlich und nun soll ich dem — Schafskopf von „Diener" antworten.

Er verlangt vielleicht eine für ihn sehr wichtige, für mich vielleicht nicht unbeschwerliche Dienstleistung von mir und er mag sich nicht einmal die Mühe geben, seinen Namen — deutlich zu unterzeichnen? Nein, das verlange ich von keinem Menschen. Wie der Name selbst des Menschen eigenstes, der Stempel seiner Individualität ist, so hat auch in seinem Namenszuge ein jeder von uns seine individuellste Art und Gewohnheit. Hochdeutsch und Mundart verhalten sich ungefähr wie Druckschrift und Kurrentschrift. Doch jene wie diese sind gemeinschaftliches Eigenthum Aller oder vieler; mein Hochdeutsch theile ich mit jedem Gebildeten, meine Mundart mit Hunderttausenden; aber Tonlage und Klangfarbe meiner Stimme ist mir, mir allein unter den tausend Millionen dieser Erdbewohner eigen, oder mindestens werden Millionen und aber Millionen vorüberziehen, bis einer mit der völlig gleichen Stimme kommt. Diesem Ton und Klang meiner Stimme entspricht meine Handschrift; auch sie ist absolut, oder beinahe absolut individuell, wie meine Haut, die nur auf meinen Leib paßt; Niemand aber läßt sich gerne die Haut abziehen, um eine andere anzuziehen, und wäre diese noch so fein und glatt, faltenlos und dauerhaft. — Also, seinen Namenstempel mag jeder nach Belieben prägen; es ist damit noch nicht gesagt, daß jede auch noch so schlechte Handschrift überhaupt ihre Berechtigung hat. Aber er wähne nicht, daß nun auch alle Welt jene Hieroglyphe zu entziffern verstehe. Und darum wird man es eine Forderung des Verstandes heißen dürfen, daß der Fremde dem Fremden neben seinem Namenszug auch seine klare unzweideutige Adresse gebe. In diesem Punkte — jede Zeitungsexpedition kann davon ein Lied singen — wird namentlich von den Behörden schmählich gesündigt. Da meint irgend ein beliebiger Amtmann oder Schultheiß, ein Notar oder Revierförster oder sonstiges Individuum in Amt und Würde, es gehöre zu den Attributen dieses Amtes, daß alle Welt den Namen und Namenszug seines Trägers so gut kenne, wie die Worte Schiller und Göthe, Cäsar und Napoleon. Sitzt vollends dieser homo obscurus in irgend einem ebenso obscuren Neste, dessen Namen er auch nur so hinsudelt, dann soll die Zeitungsexpedition schuld sein, wenn er seinen ausgeschriebenen Spitzbuben nimmer fängt, sein Holz nicht an den Mann bringt, zur Erbschaft keine Erben findet u. s. w.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Faber'sche Sprechmaschine, mit der seit mehreren Tagen in der Ofener Arena Produktionen veranstaltet werden, ist hinsichtlich der Selbstlaute und mehrerer Konsonanten eine ziemlich glückliche Nachahmung der menschlichen Sprechorgane. Die Wörter „Marianna", „Garibaldi", „Caprera" u. m. a. werden mittelst dieser Maschine mit staunenswerther Klarheit, natürlich aber mit starrer, todter Betonung, zu Gehör gebracht. In letzterer Beziehung haben die Leistungen dieser genial konstruirten Maschine mit dem „Sprechen" der Taubstummen viel Aehnlichkeit. Wörter mit Zischlauten oder solche, die mit einem Lippenlaut endigen, bringt die Maschine jedoch nur undeutlich hervor. Die Dame, welche die Maschine durch das Drücken von Tasten in Bewegung setzt, entwickelt hierin eine genug große Fertigkeit, um die einzelnen Laute eines jeden Wortes mit der erforderlichen Raschheit mit einander in Verbindung zu bringen.

Ein New-Yorker Blatt enthält folgende Ankündigung: „Zu verkaufen eine vollständige Prügelmaschine im besten Zustande mit Ruthe, Stock und Riemen. Dieselbe paßt am besten für Schulmeister. Ihre Leistungsfähigkeit ist so groß, daß in Zeit von 20 Minuten eine Schule von 50 Knaben durchgeprügelt werden kann."

Räthsel.

Herrliches Streben der Zeit, die letzteren beiden zu fördern,
Strömt ihre Blüthe doch stets Fülle des Nützlichen aus!
Und so huldigt man denn in reifer Erkenntniß dem Grundsatz:
Mache die letzten zu dem, was uns die erste besagt.
So nacheifernd dem glücklichen Beispiel der Söhne Britanniens,
Wird wohl das Ganze, wie dort, führen zum Ziel auch bei uns.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Donnerstag, 2. Juli 1868.

Das sympathetische Augenmittel.

(Fortsetzung.)

„Ein allerliebstes Mädchen," sagte Bruno, nachdem er die junge Dame artig bis zur Thüre begleitet hatte.

„Und so gut, so theilnehmend," fügte Clara hinzu.

„Nun, mein liebes Mühmchen," begann Bruno, indem er Hedwigs Plätzchen einnahm und Clara's Hand ergriff, „nun bin ich endlich allein mit Dir und kann meinen Herzensergießungen freien Lauf lassen..."

„Und diese wären?" fiel ihm Clara erstaunt ins Wort.

„Vor Allem komme ich heute in der Eigenschaft eines Postillon d'amour zu Dir," sagte Bruno, Clara's Zwischenfrage ganz überhörend, indem er seine Brieftasche hervorzog und aus derselben das Billet Theodor's nahm, welches er Clara überreichte. „Es sind nur einige flüchtige Zeilen und ich hoffe deßhalb, daß Du sie, ungeachtet Deines Augenübels, wirst lesen können!"

„Von Theodor?!" rief Clara, tief ergriffen, und die Hand auf's Herz pressend, fiel sie in die Kissen der Ottomane zurück.

„Großer Gott, Clara, Du wirst ohnmächtig?" rief Bruno, erschrocken aufspringend.

„O nicht doch," erwiederte diese, mit der Hand den besorgten Cousin abwehrend. Sie bemühte sich, ihre nervöse Schwäche zu bemeistern, darauf nahm sie das Billet und suchte die lieben, theuren Schriftzüge zu entziffern. Ihre Hände zitterten, kaum vermochte sie das Blatt zu halten.

„Du treue Seele," flüsterte sie, nachdem sie es gelesen, und küßte heimlich das liebe, theure Blatt. „Du bist unser guter Schutzengel, Bruno. Wie soll, wie kann ich Dir danken? O Du weißt nicht, wie sehr, wie namenlos ich gelitten!"

Clara senkte ihr schönes, blasses Haupt und eine Thräne fiel auf das Billet.

„Clärchen, Clärchen!" ermahnte Bruno liebevoll. „Bedenke, daß Du nicht weinen sollst."

„Ich weine auch nicht, Bruno. Allein die Seligkeit dieses Augenblicks ist zu groß für ein schwaches, sterbliches Wesen. Habe Nachsicht, — wenn mir die Thräne zum Auge steigt, so sei versichert, sie kommt nur aus einem glücklichen, dankbaren Herzen."

„Gute, liebe Clara!" erwiederte Bruno bewegt. „Du sollst sehen, daß Deine Zukunft sich so freundlich und heiter gestaltet, als Du wünschest. Du hast ja so gute, treue Eltern; was diese für das Glück ihrer Kinder thun können, das unterlassen sie gewiß nicht, und kann ich zur Erfüllung Deiner Herzenswünsche beitragen, so soll es jedenfalls geschehen."

„Ach, Bruno, Dich hat uns Gott gesandt!" erwiederte Clara. „Aber wie kamst Du denn nur zu diesem lieben, inhaltschweren Billet? Ueberhaupt wie hast Du von meiner Liebe, die seither so hart geprüft war, weil der Vater sie nicht gut heißen wollte, Kenntniß erhalten?"

„Ich erfuhr ganz zufällig davon, liebe Clara, und da ich Dir herzlich gut bin, so habe ich mich auf eine höchst romantische Weise dem Auserwählten Deines Herzens genähert und gefunden, daß meine schöne kleine Cousine einen ganz vortrefflichen Geschmack hat."

„O, nicht wahr," unterbrach ihn Clara lebhaft, „mein Theodor ist ein Engel!?"

„Das nun gerade, wenigstens in meinen Augen, nicht," versetzte Bruno lachend; „Dein zukünftiger Herr Gemahl erschien mir jedoch als ein höchst achtungswürdiger, charmanter junger Mann — aber durchaus nicht mehr."

„Nun, Dein günstiges Urtheil genügt mir vollkommen, denn es überzeugt mich, daß er Dir gefallen. Für einen Engel brauchst Du ihn meinet-

wegen nicht anzusehen, ich könnte auch sonst gar eifersüchtig auf Dich werden," sagte Clara sehr heiter.

„O möchtest Du doch so heiter bleiben wie heute, Clärchen," sagte Bruno, aufstehend.

„Bei so himmlisch schönen Aussichten," erwiederte Clara selig, „wer könnte da noch trauern?"

„Und nun, meine Liebe, da ich Dich doch jetzt verlassen muß und auch die wilden Knaben eben wieder erscheinen, wie ich höre, so sage mir noch schnell, welche Antwort ich Deinem Engel bringen soll?"

„Spötter!" schalt Clara, dem losen Cousin freundlich mit dem Finger drohend. „Weil Du es bist, denn ich habe Dir ja den süßen Titel: „unser Schutzengel" gegeben, so mag es Dir hingehen. — Ich hätte große Lust, Dir meine Antwort in wenigen Zeilen schriftlich mitzugeben. Meinst Du nicht auch, daß ich dies wagen könnte ohne des Vaters Wissen? — Ich habe mich seither gewissenhaft seinem strengen Verbote in dieser Beziehung gefügt, aber da er heute Morgen so liebevoll zu mir gesprochen, glaube ich wohl, es wagen zu dürfen."

„Thue es nicht, liebe Clara. Erstens sind Deine Augen zu leidend, und zweitens, gerade weil Dein Vater jetzt so mild und günstig Eurer Liebe sich zuneigt, möchte ich Dir rathen, Alles zu unterlassen, was er mißbilligen könnte, wenn es zu seinem Wissen gelangte."

„Ich ergebe mich Deiner besseren Einsicht," versetzte Clara etwas niedergeschlagen.

„Und Du thust wohl daran, meine Beste. Denn so gern ich auch tagtäglich Euren Liebesboten abgegeben hätte, so verbietet mir solches schon mein Gewissen, wenn ich Deine schwachen, angegriffenen Augen betrachte. Ich würde da wider Willen die Hand zur Verzögerung Deiner Heilung reichen und davor behüte mich Gott! Dieser Grund ist auch mehr wie hinreichend für den jungen Fellner, Dir in Zukunft nur „mündliche Briefe" durch mich zukommen zu lassen. Wäre Dir dies nicht auch angenehm, Cousinchen? Ich dächte doch, ich würde einen ganz passablen Brief abgeben und zur Darlegung Eurer beiderseitigen Gefühle für einander ganz geeignet sein? — Was meinst Du dazu, Clara?" schloß er, sie schalkhaft anblickend.

„Daß Du eine bodenlose Tiefe voll Schelmerei in Deinem Herzen birgst und man Dir doch nicht böse sein kann," erklärte diese erröthend und ihm mit der Hand herzlich Abschied zuwinkend. „Richte Alles gut aus, was ich Dir aufgetragen, und gehe mit Gott!"

Den Sonntag Morgen war Bruno schon in aller Frühe bei seinem Oheim gewesen und hatte ihm und der Tante die Ergebnisse seiner Besprechung mit dem jungen Fellner mitgetheilt. Der Regierungsrath ward durch dieselben ganz zufrieden gestellt, und als er sich darauf zu Clara begab, sprach er, wie wir bereits mitgetheilt, in lauter Räthseln und Anspielungen zu ihr. Bruno ward neuerdings beauftragt, dem jungen Schwiegersohn in spe alles Gute und Schöne und Erfreuliche zu verkündigen.

Den Montag Abend stellte sich Theodor, der erhaltenen Einladung zufolge, pünktlich bei seinem neuen Freunde ein und dieser verfehlte nicht, ihm alles Aufgetragene ausführlich mitzutheilen; auch vergaß er die „mündlichen Briefe" nicht, welche — ungeachtet er solche nur nach eigenem Ermessen ausrichten konnte, doch sehr schön, sehr zärtlich und sehr erfreulich ausgefallen sein mußten, denn sie stellten den Adressaten vollkommen zufrieden.

Als die Theestunde schlug, erschien der Bediente und ersuchte die beiden jungen Herren, im Namen der Mutter Bruno's, den Thee im gemeinschaftlichen Wohnzimmer in Gesellschaft der beiden Eltern — sie waren allein — einzunehmen, und mit Vergnügen folgte Theodor dieser freundlichen Einladung.

(Schluß folgt.)

Aus den Papieren eines Redakteurs.

(Schluß.)

Ein Autor vollends, dessen Handschrift nicht an sich schon durchaus klar und zuverläßig ist, sollte jeden Namen, der sich nicht aus dem Zusammenhange leicht ergibt, jedes minder gewöhnliche Wort, Lokalausdrücke, Provinzialismen u. s. w. doppelt niederschreiben, und zwar wo möglich in deutscher und — auf dem Rande — in Antiquaschrift also, daß der Setzer allzeit sagen könne: „Das versteht sich am Rand!" Freilich man sollte von vielen Dingen glauben, sie verstünden sich am Rand; so zum Beispiel der Rand selbst. Von der Mehrzahl deutscher Skribenten wird man voraussetzen dürfen, obgleich einem gar mancher Autor diese Annahme oft recht schwer macht — daß sie in früheren Jahren eine Schule besucht haben, und von der Schulbank her werden sie sich erinnern, daß ihre Hefte mit Rand oder Falz versehen sein mußten, um den fatalen Rothstrichen des Lehrers freie Bahn zu lassen. Der Erwachsene korrigirt sich selbst und es ist gerade keine Schande, wenn er viel an sich zu bessern hat. Vom rohen durchkorrigirten Brouillon reden wir natürlich nicht; das gehört selbstverständlich

nicht in die Druckerei. Aber auch die erste, ja zweite und dritte Abschrift, die durchgefeilte Arbeit ist selten eines Gottes vollkommenes Werk. Der gewissenhafte, vielleicht allzu gewissenhafte Autor findet immer noch Mängel, Verstöße, Uebereilungen, einige Fehler oder Versehen seines Abschreibers; hier ist ein Ausdruck um einen Schatten zu schwach, dort zu stark; hier fehlt ein Wort, vielleicht nur das e eines Dativs, um dem Satze die volle rhythmische Rundung zu geben, und so ins Hundertfache. Und nun wird zwischen die Zeilen hineinkorrigirt! Buchstaben, Worte, Sätze, ganze Linien! etwa auch wieder gestrichen und in Diamantschrift eine zweite Zwischenlinie geliefert, als hüpfte ein Schwarm Flöhe auf dem Papier herum.

Wo es gröber hergeht, da treibt sich gelegentlich eine kleine Heerde Tintensäue durch die Buchstaben-Allee. Mag der Setzer zusehen! Der Setzer ist aber nicht dazu da, zwischen den Zeilen zu lesen, wohl aber kann ihn eine derartige Wirthschaft seinen halben Tageslohn kosten! Es sollten zwar, sagt Anno 1743 „der in der Buchdruckerei wohlunterrichtete Lehrjunge" (Leipzig, C. F. Geßner) „es sollten zwar billig alle Manuskripte, welche man zum Druck übergeben will, absonderlich diejenigen, die von solchen Autoribus einlaufen, welche nicht in loco, und man sich ihres Rathes nicht bedienen kann, auf das reinste und sauberste abgeschrieben, und von den Autoribus selbst revidiret sein, damit der Setzer nur allein auf seinen Griff, nicht aber auf das Spintisiren seine meiste Zeit zubringe ...." Herr Lorck aber sagt: „Wir können nicht umhin, das Verfahren mancher Schriftsteller in dieser Richtung als eine wesentliche Quelle der gedrückten Stellung der Setzer und der Zerwürfnisse zwischen Prinzipal und Gehilfen zu bezeichnen. Es ist keineswegs übertrieben, daß der Verdienst des Setzers durch ein mangelhaftes Manuskript um ein Drittel, ja mehr geschmälert werden kann oder daß der Prinzipal hierdurch gezwungen wird, eine Arbeit in demselben Verhältniß theuerer zu bezahlen als sonst üblich."

Möge jeder, dessen Beruf die Feder ist, sich es sagen, wenn er diese Feder eintaucht, daß es auch einen äußeren Mißbrauch dieser Feder gibt, und daß dieser Mißbrauch eine heillose Versündigung ist gegen Zeit, Kraft, Augenlicht und Gemüth einer ganzen Reihe von andern Leuten, die so gut wie er im Dienste Guttenbergs stehen.

Alles auf der Welt hat seine zwei Seiten und folglich auch das Papier; für den Autor aber soll es nur eine Seite haben. „Er schmierte wie man Stiefel schmiert!" sagt Platen von Kotzebue. Wir sagen: Der Schriftsteller, der Journalist soll schreiben wie man Pflaster schmiert und Butterbrode streicht — nur auf einer Seite. Einseitigkeit, sonst gerade kein positives Verdienst — für den Autor ist sie eine Kardinaltugend. Nur im äußersten Nothfall sollte die Rückseite benutzt werden. Ganz ungeschickt und störend ist es aber, wenn man etwa — und das ist sehr häufig — Korrekturen zum nachfolgenden Blatt auf die Rückseite des vorausgehenden schreibt, also etwa zum Blatt 16 des Manuskripts eine Berichtigung auf die leere Seite des Blattes 15 setzt. Soll aber in Gottes Namen einmal eine Ausnahme gemacht werden, will etwa der Autor die Schlußworte oder Schlußsätze der Vorderseite auf die Rückseite schreiben, vielleicht um ein Ueberwiegen des Briefes zu meiden, so beschreibe er nicht die obere, sondern die untere Hälfte der Rückseite, so daß das Auge des Setzers beim Umwenden einen möglichst kleinen Weg zu durchlaufen hat. Ohnedies kann es im Druck von Zeitungen vorkommen, daß größte Eile nöthig ist und das Blatt zerschnitten werden muß. Also muß der Setzer, der die untere Hälfte bekommt, naturgemäß auch den an diese sich anfügenden Schluß zur Hand haben.

Die regelmäßigen Korrespondenten der Zeitungsblätter kennen und befolgen zumeist diese Regeln, viele derselben aber begehen einen andern Fehler! Sie haben noch einen Satz in der Feder und schreiben diesen auf ein halbes oder Viertelsblättchen statt auf ein ganzes. Sie sollen das schon deßwegen meiden, weil ein solch kleines Fragment und damit vielleicht einer der geistvollsten Sätze der deutschen Literatur gar leicht verloren geht. — Nicht minder unpraktisch ist das Brechen des Papiers nach Art der Kanzleien, wo dann von der Vorderseite die rechte, von der Rückseite die linke Spalte beschrieben wird, oder auch umgekehrt.

Gegen das einseitige Schreiben sträubt sich besonders der ökonomische Sinn der weiblichen Welt, und nicht minder gegen das Paginiren. Es ist äußerst angenehm, wenn so 20 bis 30 zarte Blätter von zarter Hand auf dem Pulte liegen, das Fenster ist offen, die Thüre geht auf und ein zarter Zephyr, sonst auch Zug genannt, wirbelt die losen Geister durch das Zimmer, wie ein japanischer Gaukler seine papiernen Schmetterlinge. Meine Damen! Sie sind auf den Knieen gebeten, paginiren Sie! Ach, es ist für andere Leute oft so schwer, den Zusammenhang zu finden!

Aeußerst zusammenhängend dagegen schreibt — und er schreibt sehr oft — einer unserer geistreichsten Korrespondenten aus N. N. Er hat eine Tinte gefunden, kraft welcher die feinen Papierblätter sich in N. N. zu einem recht soliden Pappendeckel zu-

sammenfügen, welchen dann der betreffende oder eigentlich der betroffene Redakteur in N. N., mein obengenannter College, allabendlich von 7 bis 7½ Uhr mit großer Kunst und unter eigenthümlichen Beschwörungsformeln, die der minder Eingeweihte leicht mit einem eifrigen Fluchen verwechseln könnte, wieder in die Elementarschichten auflöst. Möchte doch unser liebenswürdiger Mitarbeiter in N. N., wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, bedenken, wie nahe er einem Böswilligen die Redensart legt: Der schreibt jahraus jahrein Pappendeckel!

Weniger diesem Fehler ausgesetzt ist unser Freund Y. in Z. Bei ihm nämlich ist jedes einzelne Blatt eine Art Pappendeckel oder Packpapier. Besagtes Z. liegt in der Gegend, wo seinerzeit der siebenhäutige Stierschild des Telamoniers Ajax fabrizirt wurde, und das Material scheint in der That noch heute im Gebrauch. Das Porto aber möge der geneigte Leser sich selbst ausrechnen.

„Jetzt kauf i mir Tinte und Feder und Papier" heißt es im Volkslied, und das sind allerdings drei unentbehrliche Requisiten für Jemand, der „seinem herztausige Schatz einen Abschiedsbrief" schreiben will. Bei einem solchen kommt am Ende auch die Güte des Materials weniger in Betracht; der Adressat wird schon wissen, wie's gemeint ist. Im Verkehre jedoch zwischen Autoren und Verlegern, Korrespondenten und Redaktionen spielt das lyrisch-elegische Element nur eine untergeordnete Rolle und man wünscht prosaische Deutlichkeit, System und Ordnung; sonst kommt es, wo gegen solche Regeln allzu schwer und zu beharrlich gesündigt wird, schließlich doch zu einem Abschiedsbrief.

Nicht allein bei größeren Werken, auch bei manchen längeren Zeitungsaufsätzen kommt es vor, daß der Verfasser die Korrektur selbst zu lesen wünscht. Nach unserer Erfahrung kommt dabei wenig heraus, am häufigsten noch schwerer Aerger und heillose Mühe für Setzer und Korrektoren. Solches des Näheren zu entwickeln, ist hier nicht Zeit noch Raum mehr. Man lese, was Hr. Lorck S. 37 über diesen Punkt sagt. Item — es gibt Schriftsteller und Journalisten, deren Arbeiten — rein äußerlich betrachtet — eine wahre Freude, und es gibt solche, leider allzu viele, deren Einsendungen der immer neue Schrecken, Jammer und Fluch eines ganzen Redaktions- und Druckereipersonals sind. Und das erstreckt sich bis auf die letzten Aeußerlichkeiten hinaus: auf Form und Art der Couvertirung. Z. B. Couverte, die so gut geschlossen sind, daß nicht einmal das Federmesser, viel weniger der Finger eine Lücke findet, um zur Eröffnung anzusetzen — ein derartiger Verschluß empfiehlt sich zwar für Diebs- und feuerfeste Geldschränke, aber nicht für solch' leichte Waare, welche, oft dutzendweise einlaufend, im Flug übersehen werden muß. Andere Leute glauben siegeln zu müssen, und zwar so praktisch, daß beim Erbrechen jedesmal auch ein Stück des geschriebenen Inhalts mitgeht. Dagegen kommt die Unsitte des Streusandes zum Glück nur noch selten vor; das mag für Kanzleistuben passen, für Druckereien paßt es nicht. Dies für die noch streuenden Autoren; für die zerstreuten noch eine leise Andeutung, daß laut den neuen deutschen Postverträgen ein doppelter Brief nicht 6, sondern 7 Kreuzer kostet.

Mannigfaltiges.

Der Student Lange lag schwer am Nervenfieber darnieder. Seine Freunde wachten Tag und Nacht bei ihm und lösten sich alle drei Stunden ab. Um Mitternacht trat der Student Klein die Wache an. Sein Vorgänger war sehr betreten und sagte: „Sieh zu, wie Du ihm die Arznei beibringst. Der Arzt hat gesagt, daß seine Rettung von derselben abhängt. Lange hat mir stets den Löffel weggeschlagen, wenn ich damit an seinen Mund kam. Es ist wohl keine Rettung mehr!" Und nun war Klein bei dem delirirenden Kranken allein. Jeder Versuch, ihm die Arznei beizubringen, schlug fehl. Kaum war der Löffel am Munde, so schlug ihn der Kranke hinweg. Klein war in Verzweiflung, alles Zureden war vergeblich. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. „Bruder," rief er, den gefüllten Löffel in der Hand, mit lauter Stimme, „Bruder, „ich steig' Dir eine!" — „Ich komme nach," gurgelte der Kranke mit matter Stimme, trank mit kräftigem Zuge die Medizin aus dem Löffel und war gerettet.

(Carrière in Paris.) Der Pariser „Figaro" bringt folgendes bezeichnende Wort eines Industriellen, das vor Kurzem in Aller Leute Mund war; der Mann sagte neulich zu einem Freunde: „Nur in Paris bringt man es zu Etwas; vor 20 Jahren langte ich hier an ohne einen Kreuzer Geld, heute besitze ich 800,000 Franks — Schulden!" — „Ausgezeichnet!" lachte der Freund.

Auflösung des Räthsels in № 75:

Freihandel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Samstag, 4. Juli 1868.

Das sympathetische Augenmittel.

(Schluß.)

Kaum hatte Bruno hierauf seinen jungen Freund vorgestellt, als die Glocke an der Hausthüre einen neuen Besuch ankündigte; und wenige Augenblicke später trat der Regierungsrath ein. Derselbe hatte nämlich diesen eingeschlagenen Weg für den geeignetsten und kürzesten erachtet, um zu einem baldigen, günstigen Resultate zu gelangen, denn er hatte durch Bruno Tags vorher im Laufe des Gespräches erfahren, daß der junge Fellner heute Abend sein Gast sei.

Theodor schien im ersten Moment über das plötzliche Erscheinen des Regierungsrathes etwas frappirt; denn er hatte gegen den Mann, in dessen Hand sein ganzes Lebensglück lag und an dem er seither einen so hartnäckigen Widersacher gehabt, eine ziemliche Quantität von Vorurtheilen in seinem Herzen; aber diese momentane Verlegenheit gab sich schnell, als er das biedere Antlitz des Alten sich so freundlich und liebevoll zugewendet sah. Der Regierungsrath fing, sobald es sich thun ließ, mit ihm ein Gespräch an, und er war nicht der Mann, der lange zauderte. Es dauerte nicht lange, so trat er mit seiner Angelegenheit offen heraus und eine gleich edle Offenherzigkeit von Seiten des jungen Fellner ließ die Sache gar bald zum erfreulichsten Schlusse bringen. Als sich der kleine Familienkreis trennte, war Theodor schon — jedoch im größten Geheimniß — der erklärte Bräutigam Clara's und der Vater derselben bot ihm die Mitgift seiner Tochter zur augenblicklichen Verfügung an. Dies war der einzige Punkt, wo es den jungen Mann schmerzlich traf, der gebietenden Macht der Verhältnisse sich fügen zu sollen. Ach, so gerne hätte er Clara's Glück geschaffen, ohne dazu ihres Vermögens zu bedürfen; doch es ließ sich da nichts ändern und der Regierungsrath gab sein Anerbieten auf so delikate, zartfühlende Weise kund, Bruno und dessen Eltern, welche die ausgesprochenen Skrupel des feinfühlenden jungen Mannes ahnten, redeten ihm so lange zu, bis dieser mit treuem Handschlage und dankbarer Sohnesliebe das Angebotene annahm.

Dies Alles blieb für Clara aus zweierlei Gründen das strengste Geheimniß: erstens sollte sie im Frühling mit ihrer Verlobung überrascht werden, und zweitens verbot der Arzt eben jede heftige Aufregung. Doch unterhielten Alle beständig die freundliche Hoffnung in ihrem Herzen, und Bruno war ein eifriger und gewissenhafter Merkur, von dessen Lippen der honigsüßeste Briefwechsel floß. Clara genas zusehends unter dem wunderbaren Einfluß innerer Zufriedenheit und ihrer heiteren, glückträumenden Seele. Ihre Augen, auf welche anhaltendes Weinen so bedenklich nachtheilig gewirkt hatte, wurden zusehends besser, und als der Dezember mit seinen trüben, kurzen Tagen erschien, konnte sie zu Aller Freude ihren langgetragenen Augenschirm ablegen.

Theodor hatte sich mittlerweile an einem erst jüngst etablirten Geschäfte, welches einen Associé mit acht- bis zehntausend Gulden gesucht, betheiligt. — Es war das einzige dieser Art in N. und gewann bald eine solche Ausdehnung, daß es beträchtlichen Gewinn brachte und für Theodor allein schon in der ersten Zeit einen monatlichen Reinertrag von zwei- bis dreihundert Gulden abwarf.

So nahten die Weihnachtsfeiertage, diese schöne, für alle Christen segenbringende Zeit.

Der heilige Abend war gekommen. Clara durfte, doch nicht ohne ihren Augenschirm — so lautete der Machtspruch des Arztes, welcher befolgt sein mußte — der Bescheerung beiwohnen, und Alle waren darüber höchst erfreut, denn wenn sie Clara hätten vermissen sollen, würden sie nur halb so vergnügt gewesen sein.

Zur bestimmten Stunde erschien auch Bruno und seine Eltern und das Kinderzimmer ertönte vom lauten Jubel. Der muntere Cousin wußte sich besonders bei den Kindern in große Gunst zu setzen, indem er ihnen bis zu dem so lange ersehnten Augenblick durch die drolligsten Erzählungen die Zeit verkürzte.

Plötzlich klingelte es und die Kinderschaar, Eltern, Tante und Oheim, Clara und Bruno an der Spitze, zog jubelnd nach dem Saale. Die Bescheerung war diesmal noch reicher als gewöhnlich. Besonders war Clara's Tisch mit allen möglichen Sachen, zu der Ausstattung einer jungen Frau unentbehrlicher Gegenstände, vollauf besetzt. Cousin Bruno machte dabei den erklärenden Cicerone: jedes einzelne Stück mußte dabei seine Kritik passiren, von allen setzte er Clara ihren Zweck auf so originelle und witzige Weise auseinander, daß diese nicht aus dem Lachen kam!

„Nun kommt noch das Allerbeste," schloß der unermüdliche Vetter seine Erklärungen. „Du weißt, meine liebe Clara, daß ich Dir vor zwei Monaten ein Sympathiemittel für Deine leidenden Augen versprach, welches insbesondere die wunderbare Eigenschaft besitze, Deine Thränen zu besiegen? Ich hatte es nicht vergessen, Clärchen, allein ich konnte es nicht früher erhalten; auch ist es etwas gar zu groß ausgefallen und ich bin in Sorge, ob Du es wohl um den Hals hängen werdest."

„Sei darum unbekümmert, Bruno," fiel ihm Clara munter ins Wort. „Ich bin nicht so eitel und würde es schon deßhalb nicht verschmähen, weil Du es mir verschrieben. Halte mich nicht für so undankbar."

„Das ist mir eine große Beruhigung," versetzte Bruno mit komischer Verzagtheit. „Dein Vater weiß, welch großes Bedenken ich schon darum trug."

„Ja, ja, Clara," sagte dieser. „Verschmähe Bruno's sympathetisches Mittel nicht, ich selbst halte es für probat und habe Glauben daran."

„Nun, so gib, Bruno. Ach, halt! das ist's wohl, da dies niedliche Paketchen? — Mein Himmel, wie konnte ich dies übersehen?"

Und Clara zog bei diesen Worten ein allerliebstes, inhaltschweres Päckchen hervor, welches Bruno bisher wohlweislich bei seinen einzelnen detaillirten Beschreibungen unter die schon betrachteten Geschenke geschoben hatte. Es war so zierlich versiegelt, und eben wandte es Clara um und gewahrte darauf die Worte:

„Meiner geliebten Clara!"

Ein jäher Schrecken überfiel sie; es waren ja die theuren Schriftzüge ihres Theodors. Aber Bruno ließ ihr zum Oeffnen desselben keine Zeit. Er erklärte ihr, daß seine versprochene Gabe leider nicht den niedlichen Umfang dieses geheimnißvollen Paketchens habe; dabei nahm er sie rasch bei der Hand und zog sie auf die andere Seite ihres Tisches, woselbst ein riesiger Waschkorb stand, über welchen ein großes, langes Tischtuch gebreitet war.

Vetter Bruno hatte sein Mühmchen mit seinen Schilderungen und Erklärungen ihrer erhaltenen Gaben dermaßen in Athem gehalten, daß sie diesen Korb gar nicht bemerkt hatte, und den Andern war es entweder nicht besser ergangen, oder sie hatten denselben absichtlich übersehen.

So näherte sie sich, von Bruno geführt, dem inhaltschweren Korbe.

„Mein liebes Mädchen, nimm andächtig und mit einem stillen Dankgebet im Herzen das Tuch hinweg," flüsterte ihr die gute Mutter mit tiefer Rührung zu.

Feierlich, ja, fast verzagt, zog Clara die Tischdecke hinweg — aber wer beschreibt ihren freudigen Schrecken, als Theodor diesem engen Behälter entstieg, seiner Clara um den Hals fiel und sie zärtlich küßte.

„Des Segens Deiner und meiner Eltern gewiß, gebe ich Dir, meine theure Clara, hiermit den Verlobungskuß!"

Eltern, Geschwister, Tante und Onkel umringten nun jubelnd und mit den herzlichsten Glückwünschen das selige Paar.

Clara warf sich tiefergriffen an die Brust ihrer Eltern und stammelte unter Schluchzen ihren heißen Herzensdank.

„Wie? — Thränen, meine liebe Clara, trotz des probaten Sympathiemittels?" fragte der Regierungsrath in der besten Laune.

„Väterchen," stammelte Clara, hoch erröthend, „es sind die letzten, ich gelobe es Dir! Es sind Thränen tiefgefühlter, dankbarer Kindesliebe — lasse dem übervollen Herzen seine Rechte!"

Ein feierlicher Akt.

Im letzten Winkel des dichtgefüllten Verhandlungssaales des Zuchtpolizeigerichts zu Paris stehen zwei schlichtgekleidete Männer aus den unteren Volksklassen. Der Aeltere hat die Brust über und über bedeckt mit goldenen und silbernen Medaillen, überstrahlt von dem Sterne des Ehrenlegions-Ordens; der Jüngere, erst 19 Jahre alt, ein blasser schüchterner, schwächlicher Mensch, trägt auf seiner Brust schon vier Ehrenmedaillen. Sobald der Saaldiener

diese beiden Männer erblickt, schreitet er auf sie zu und ladet sie im Namen des Präsidenten des Gerichtshofes und im Namen des Barreaus ein, einen für Personen von Distinktion reservirten Ehrenplatz einzunehmen, und das Publikum bricht über diese Auszeichnung in stürmischen Beifall aus. Was hat denn diesen beiden Männern aus den untersten Volksklassen, Simon Faivre, dem vormaligen Schleußendiener, jetzt Wächter im Handelsgerichts-Gebäude, und seinem Sohne Amédée Faivre, einem einfachen Schleußentaglöhner, alle diese Ehrenmedaillen, Orden und Auszeichnungen verschafft? Wir erfahren dies aus dem Schlußplaidoyer des Staatsanwalts Troplong, welcher so anhebt: Meine Herren vom Gerichtshofe! Die Bescheidenheit des jungen Amédée Faivre und die absichtliche Kürze, mit welcher er über seine schöne Handlung vom 14. April gesprochen hat, legen mir die Verpflichtung auf, die Details derselben umständlicher vorzuführen. Die Brust des Vaters ist fast zu eng, um Platz zu bieten für alle die Ehrenzeichen, welche ihm sein mannhafter Muth durch eine Reihe von Jahren verschafft. Im Jahre 1856, als man ihm keine neue Auszeichnung mehr zuwenden konnte, erhielt er den Monthyon'schen Preis für edle Handlungen. Und bedenken Sie, der Mann, dem die höchste Auszeichnung des dankbaren Vaterlandes zu Theil wurde, war damals ein schlichter Schleußendiener; das sagt Alles. In dieser Dienstleistung hat er nach und nach einhundertdreißig Personen das Leben gerettet. Mit Stolz beglückwünsche ich den schlichten Mann, der zu den bravsten der Braven zählt. Sein Sohn Amédée, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, ist der würdige Nachkomme eines solchen Vaters; er wandelt in dessen Fußstapfen. Schon mit fünfzehn Jahren schmückte eine Ehrenmedaille die Brust, heute trägt er deren schon vier; mögen Sie aber auch wissen, meine Herren, daß dieser junge Mann schon siebzehn Menschenleben aus den Fluthen der Seine und des Meeres gerettet hat. (Große Bewegung.) Das sind die beiden Ehrenmänner, und nun zu ihrer letzten Ehrenthat. Der Vater und der Sohn sehen aus ihrem Fenster, wie ein junger Mann in der höchsten Gefahr schwebt, in der Seine zu ertrinken. Seine verzweifelnden Hilferufe, sein Händeringen machen die schleunigste Hilfe nöthig. Vater und Sohn Faivre stürzen aus dem Hause, der Sohn wirft im Laufe seine Kleider unter die Menge, er vertraut sie der öffentlichen Ehrenhaftigkeit und stürzt sich in die Seine, um das Leben eines Mitmenschen zu retten. Der Vater bleibt hilfebereit am Ufer stehen, überwacht, leitet, ordnet die Bewegungen seines Sohnes. Noch einen Augenblick, und er sieht ihn in hoher Lebensgefahr; der Ertrinkende hatte ihn in das Wasser hinabgezogen. Der wirft sich, ganz angezogen wie er war, in die Fluth; die Beiden waren eben unter ein daherbrausendes Dampfschiff gerathen: ein Seil desselben schlägt dem Vater vier Finger der einen Hand blutig wund, gleichwohl erfaßt er die beiden Untersinkenden mit der anderen Hand und bringt die nahezu Leblosen mit fast übermenschlicher Kraft gerettet ans Ufer. Die Menschenmenge, welche am Pont-au-Change dieses schauerliche Drama mit seinen Gefahren für drei Menschenleben mit angesehen, angstvoll und bewundernd mitgefühlt hatte, begrüßte die Geretteten mit freudigem Zujauchzen. Und während die unermeßliche Menschenmenge diesen Gefühlen der Freude und der Bewunderung begeisterten Ausdruck gab, verübten die zwei jungen Männer, die Sie hier auf der Anklagebank sehen, Jean Humbert und Louis Leboeuf, den Akt der unglaublichsten Niederträchtigkeit: sie haben, wie eingestanden, aus den Kleidern des edelmüthigen Lebensretters Amédée Faivre dessen goldene Uhr und Kette gestohlen und sie bald darauf um 50 und 15 Franks verpfändet. Wahrlich, das Vorleben dieser beiden Gauner ist befleckt genug, aber vor einer solchen elenden, erbärmlichen Handlung hätten sie doch zurückschrecken sollen. Fast sollte man alles Vertrauen zu den Menschen verlieren .... Nicht doch, Männer von dem Gehalte der beiden Faivre halten es aufrecht. Die Sympathien von Hoch und Nieder begleiten diese Ehrenmänner .... Schon bevor wir im Saale hier ihm unsere Achtung und Bewunderung zollen konnten, ist uns der Kaiser zuvorgekommen. Er erfuhr die edle Handlung und schickte ihm sofort eine goldene Uhr und Kette, begleitet über seinen Befehl von einem großherzigen Schreiben, lautend: „Palast der Tuilerien, 29. April 1868. Mein Herr! Seine Majestät der Kaiser beglückwünscht Sie zu dem Akte muthvoller Aufopferung, in Folge dessen Ihnen die Rettung eines Menschen vom sicheren Tode in den Fluthen der Seine gelang. Der Kaiser hat gehört, daß, während Sie in einer so edelmüthigen Weise ihr Leben auf das Spiel setzten, ein Dieb Ihnen aus den am Seine-Ufer abgeworfenen Kleidern die Uhr sammt der Kette gestohlen hat; er schickt Ihnen hier zum Ersatze eine neue Uhr und Kette. Möge Ihnen dies ein kostbares Andenken sein, von welcher Achtung und von welchem Interesse für Ihre Handlungsweise Se. Maj. der Kaiser erfüllt ist. Bestätigen Sie mir gefälligst den Empfang dieses kaiserlichen An-

denkens und empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. Der Staatsrath, Sekretär des Kaisers, Kabinetschef Sr. Maj.: Conti m. p." Das Auditorium bricht nach der Vorlesung dieses Kabinetsschreibens in lebhaften Beifall aus. Der Staatsanwalt schließt, zu Amédée Faivre gewendet, mit folgenden Worten: „Mögen Sie, junger Mann, diesen kostbaren Brief wohl bewahren; Sie haben vollen Grund, darauf stolz zu sein; er ist für Sie eine Erinnerung mehr an den Monthyon'schen Ehrenpreis Ihres edlen Vaters. Sie aber, meine Herrn vom Gerichtshofe, werden kraft Ihres Amtes die feige, niedrige That der beiden Angeklagten bestrafen, welche unter solchen Umständen, an einem solchen Manne verübt, Ihre volle Strenge herausfordert." Der Gerichtshof verurtheilt Humbert und Leboeuf nach dem Antrage des Staatsanwaltes zu 13monatlichem Gefängniß.

Mannigfaltiges.

Dresden, im Juni. In Br., einem zum Justizamte B. gehörenden Dorfe, wurden seit zwei Jahren von Zeit zu Zeit Brandbriefe aufgefunden, deren Zahl sich auf etliche 30 belief und die alle der betreffenden Gerichtsbehörde zur Anzeige gebracht wurden. Obgleich nun die Bedrohung mit Brandstiftung niemals zur Ausführung gekommen, so wurden doch die Bewohner jenes Dorfes immer wieder in die größte Unruhe und Aufregung versetzt. Da nun in letzterer Zeit in verschiedenen Straßen wieder dergleichen Drohbriefe aufgefunden wurden, so legte die Gerichtsbehörde diese Schriftstücke einem bekannten Schriftverständigen zur Prüfung und zur gutachtlichen Aeußerung darüber vor, ob sich aus der Schrift derselben nicht möchten Anhaltspunkte auffinden lassen, die geeignet seien, dem Urheber auf die Spur zu kommen. Der Sachverständige erkannte bald aus den Schriftzügen die gewandte Hand eines Kaufmannes und gab folgende Erklärung, als das Resultat seiner Untersuchung, ab: „Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Brandbriefe von der Hand eines Kaufmannes geschrieben sind. Wenn mir das geehrte Justizamt von allen Kaufleuten, die sich in dem Dorfe Br. vorfinden, die Handschriften vorlegt, so bin ich im Stande, den Schreiber der inkriminirten Briefe mit Bestimmtheit zu bezeichnen."

Zufällig befand sich in dem Dorfe Br. nur ein Kaufmann. Dieser wurde sofort nach Einlauf dieses Gutachtens beschieden, sich im Gerichtshause zu B. einzufinden. Der Kaufmann M. erschien.

„Herr M.," so begann der Justizamtmann, „Sie sind vorgeladen worden, um über die in Br. aufgefundenen Brandbriefe befragt zu werden. Wissen Sie etwas von denselben?"

M. (zutraulich pfiffig lächelnd): „O ja, Herr Justizamtmann!" —

„Nun so erzählen Sie mir Alles, was Ihnen über diese Briefe bekannt ist!"

„Herr Justizamtmann, ich will nicht lange hinter dem Berge halten ... ich war der edle Mann, ich habe die dummen Bauern in Br. klug gemacht! Herr Justizamtmann, Sie werden sich selbst freuen, wenn ich Ihnen meine menschenfreundliche Absicht mittheile: „Denken Sie, das Volk in Br. ist so dumm, daß es durchaus nicht versichern will. Nun wissen Sie doch, daß ich Agent einer Feuerversicherungs-Gesellschaft bin. Ich will's Ihnen nun gerade heraussagen: Ich habe die Brandbriefe geschrieben und auf die Straße geworfen, um das dumme Volk vorsichtig zu machen! Und denken Sie," fügte er naiv hinzu: „das hat geholfen, es haben bereits 40 Familien bei mir ihre Versicherungen angemeldet!" —

Das Justizamt aber wollte des schlauen Mannes Ansicht über die Menschenfreundlichkeit derartiger Werke nicht theilen und verurtheilte ihn daher wegen Bedrohung mit Brandstiftung zu 3 Monaten Gefängniß.

Wenn die Schienenstraße über das Festland von Amerika vollendet sein wird, dürfte es ein Leichtes werden, vermittelst Eisenbahnen und Postdampfschiffen eine Reise um die Welt zu unternehmen. Diese große Tour in einer Länge von circa 4500 deutschen Meilen dürfte etwa 2000 Thlr. kosten und in ca. 80 Tagen vollendet werden können. Dampfböte segeln von Hamburg und Bremen mehrmals in der Woche, von England nach New-York fast täglich ab. Von New-York nach San Franzisko werden täglich Eisenbahnzüge abgehen. Von San Franzisko nach Hongkong gibt es monatliche Dampferbeförderung und von Hongkong nach Southampton 14tägige.

(Kölnischer Witz) Ein Fremder kam zu spät zum Zuge nach Düsseldorf, wohin er durchaus noch an demselben Tage wollte, und fragte einen Dienstmann: „He, wann fährt der letzte Zug nach Düsseldorf?" Der Dienstmann antwortete, schalkhaft lächelnd: „Ja geode Freund, dat wähde meer Bwee wohl nit erleewe!" (Das werden wir Beide wohl nicht erleben.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Dienstag, 7. Juli 1868.

Lily.

Es war in der englischen Grafschaft Middleser gegen das Ende eines herrlichen Augusttages. Die Sonne ging eben hinter den hohen Gipfeln eines Tannenwaldes unter, der den Horizont begrenzte, und ihre letzten Strahlen brachen sich an einer sanften Anhöhe, an deren Fuß sich ein einsamer, aber romantisch gelegener Pachthof befand.

Vor der großen Einfahrt desselben hält ein seiner Bespannung entledigter, bestaubter Reisewagen, der aber noch mit Koffern und Kisten bepackt ist.

Der an denselben gelehnte Postillon, sowie zwei Livréebediente zeigen an, daß der Pachthof soeben einen Besuch von wohlhabenden Gästen erhalten hat. Treten wir in den Hof, so erblicken wir mehrere Knechte und Mägde in geschäftiger Eile hin- und hergehen. In einem geräumigen Saale des Erdgeschosses steht der Pächter, ein stämmiger Landmann mit kurzer Jacke und langen Gamaschen, seine Mütze in der Hand, vor seinen vornehmen Gästen, deren Aeußerungen und Fragen er unter tiefen Bücklingen beantwortet.

Diese Gäste waren ein bejahrter Mann und seine Tochter, eine junge Frau, wie auf den ersten Blick leicht ersehen werden konnte. Beide schenkten dem Pächter kein langes Gehör, denn ihre ganze Aufmerksamkeit war alsbald auf die Pächterin gerichtet, die ihnen ein allerliebstes, kaum ein Jahr altes Mädchen entgegentrug. Die blondgelockte, rosige, muntere Kleine war in Mousseline und Spitzen gehüllt und trug ein Halsband von Gold- und Ambraperlen. Die junge Lady nahm sie alsbald auf ihren Schooß und herzte und küßte den kleinen Engel mit so überschwänglicher Zärtlichkeit, daß man unschwer erkannte, sie müsse seine Mutter sein.

Und doch war sie noch sehr jung, so daß man es kaum für möglich hätte halten sollen, es sei dieses ihr Kind. Jedermann würde ihr Alter auf 16 bis 17 Jahre geschätzt haben. Ihre Stirne, von tiefschwarzen, glänzenden Haaren umschlossen, ihre lieblichen Gesichtszüge, das holde Lächeln ihrer rosigen Lippen, Alles deutete auf jungfräuliche Reinheit, verrieth den Zauber der Jugendblüthe. Ihre zarte Hautfarbe war jedoch bleich, ihre glanzvollen Augen deckte der Schleier düstern Trübsinnes; ihr schlanker Wuchs war so zart und fein, daß man bei ihrem Anblicke von dem ängstlichen Gefühle ergriffen wurde, welches eine kaum erblühende kostbare Blume einflößt, die man vom ersten Hauch eines kalten Nordwindes entblättert zu sehen fürchtet. Sie hatte in diesem Augenblick für keinen andern Gegenstand Raum in ihrer Seele, als — für ihr Kind.

„Sieh' doch, Olivia," sprach ihr Vater jetzt, „wie groß und stark Deine kleine Lily geworden ist, seitdem sie sich hier befindet. Du wirst es hoffentlich jetzt nicht mehr bereuen, den Rath unseres guten Doktors Simpson befolgt zu haben, der uns auf das Nachdrücklichste anbefahl, Lily die stärkende Landluft genießen zu lassen; der uns versicherte, Du selbst würdest nicht genesen, wenn Du seinen Rath verschmähtest. Und in der That, waret Ihr doch Beide stets leidend in London! Und jetzt, wie blühend ist das holde Kind."

„Das will ich meinen," unterbrach die Pächterin, „aber mit welcher Sorgfalt pflege ich auch die Kleine!"

„Ja, das erkennen wir, meine gute Magdalene, und Du kannst auf unsere Erkenntlichkeit zählen."

Olivia schwieg zwar, aber sie warf einen seelenvollen Blick auf die Pächterin, dessen Deutung diese gar wohl begriff.

„O, ich liebe das Kind," rief Magdalene, „als wäre es mein eigen, ich selbst bin ja leider kinderlos! Meine kleine Lily entschädigt mich aber für diese Entbehrung. — Ich bitte um Entschuldigung,

Mylady, aber nicht wahr, Sie erlauben mir, daß ich sie so liebe?"

„Gewiß, gute Frau."

„Meiner Treu'," unterbrach der Pächter, „Sie müssen nicht glauben, daß Ihre Kleine nur heute so stattlich und vornehm aussieht — nein, sie ist alle Tage so wie jetzt. Die Leute sollen wissen, daß wir eine kleine Lady im Hause haben. Bei uns wird aber auch unaufhörlich gewaschen, geplättet und gebügelt; und das Alles der Kleinen zu Liebe."

„Sieh' doch, Vater," sprach Olivia, zu dem Alten gewendet, „wie unser Engel lacht. Ach, wenn Alfred das sehen könnte!"

„Er wird sie bei seiner Zurückkunft sehen und sich beglückt fühlen durch die Gesundheit seiner Gattin und seines Kindes — doppelt beglückt, da er Euch Beide kränklich verließ."

Während dieses Zwiegespräches und der Ergießungen mütterlicher Zärtlichkeit mochte der Pächter wohl begriffen haben, daß seine Gegenwart überflüssig sei. Er trat einige Schritte zurück und schaute maschinenmäßig durch das Fenster ins Freie. Endlich verließ er den Saal mit den Worten: „Ich muß doch nachsehen, ob die Pferde gehörig versorgt sind."

Nach einer Weile, als er hinausgegangen war, erhob sich Lärm in dem Hofe; die Hunde schlugen laut an. Wenige Minuten später öffnete sich die Saalthüre und es erschien ein Mann auf der Schwelle.

Die Pächterin, welche hinter Olivia's Sessel stand, erhob jetzt die Blicke und rief mit einem Ausdruck der Stimme, der eine Mischung von Erstaunen und Schrecken bezeichnete: „Ned Norton!"

Der Eintretende, den sie Ned Norton nannte, war ein junger Mann von hohem Wuchse und schöner Gestalt. Ein unscheinbarer leinener Kittel, den ein breiter Gürtel um die Lenden festhielt, verrieth seine Stärke und das Ebenmaß seiner Formen. Seine regelmäßigen schönen Gesichtszüge hatten einen seltsamen Ausdruck von Verwegenheit, Sorglosigkeit und bitterem Hohn. Ein Wald blonder Haare, die durch Regen und Sonnenschein einen röthlichen Schimmer erlangt hatten, umwogte ungeordnet seine Stirne und den durch Wind, Sonne, Staub und Kälte gebräunten Nacken. Seine dunkelblauen, kühnen, beweglichen Augen schienen Blitze zu schleudern. Weite lederne Gamaschen, ein Habersack auf der Schulter, ein mächtiger Knoten in der Rechten und eine über die Achsel gehängte Flinte vervollständigten seinen Anzug und seine ganze Erscheinung, die sonach allerdings nicht geeignet war, einem Reisenden, der ihm des Nachts etwa am Saume eines Waldes begegnet wäre, großes Vertrauen einzuflößen.

Kein Wunder, daß die vornehmen Besucher der Meierei ihn mit erstauntem, ja befangenem Blicke maßen.

„Guten Morgen, Meg," sprach Norton, beherzt eintretend, ohne jene zu grüßen, „wo ist Dein Mann?"

„Er ist im Stalle, Herr Norton," erwiederte Magdalene mit fast zitternder Stimme, „aber —"

„Aber er wird wohl nicht sehr erfreut sein, mich zu sehen, nicht wahr?" sprach Norton und fügte schadenfroh hinzu: „und gerade deßhalb komme ich."

„Vielleicht ist er auch ausgegangen."

„So werde ich warten, bis er heimkehrt."

„Ich bitte Euch, Ned, thut es nicht; Ihr wißt, was Euch Tom unlängst gesagt hat. Warum kommt Ihr, nutzlosen Streit zu beginnen? Gebt meiner Bitte Gehör, erwartet ihn nicht. Oder sprecht, was verlangt Ihr? Kann ich, so werde ich es Euch geben."

„Ich weiß, Meg, daß Du ein gutes Geschöpf bist; aber Du allein kannst mir nicht geben, was ich zu verlangen gekommen bin. Ich will Deinen Mann sprechen. Schon zu lang befinde ich mich ohne Geld und ohne Erwerbsmittel. Das muß ein Ende nehmen!"

„Ohne Geld, ohne Erwerbsmittel?" entgegnete die Pächterin mit Bitterkeit; „wer trägt die Schuld daran? Warum arbeitet Ihr nicht, da Ihr einer der ausgezeichnetsten Handwerker im Lande sein könntet?"

„Ich, Handwerker! Was fällt Dir ein, gute Frau?"

Diese Worte begleitete er mit stolzer, vornehmer Miene, welche zwar in grellem Widerspruche mit seiner Kleidung stand, aber mit der edlen Regelmäßigkeit seiner Züge übereinstimmte.

„Um Taglohn arbeiten," fuhr er fort, „wie kannst Du einem Edelmann so Etwas zumuthen?"

Die Pächterin zuckte die Achseln und sprach: „Die, welche Euch gesagt, daß Ihr aus edlem Geschlechte stammet, haben Euch wahrlich einen schlechten Dienst erwiesen. Sagt nur selbst, was man durch solche Hirngespinnste aus Euch gemacht hat! Würdet Ihr Euch nicht hundertmal glücklicher fühlen, wenn Ihr ein guter, sparsamer, fleißiger Handwerksmann wäret, als ein —"

„Als ein Taugenichts, ein Wegelagerer, willst Du sagen?" Er sprach diese Worte mit schwer verhaltenem Grimme und fuhr dann fort: „Wohl weiß ich, was Ihr von mir denket, wenn ich bei Euch bin, und was Ihr in meiner Abwesenheit von mir sprechet! Aber nur Geduld, meine Rechnung soll auf einmal mit Euch abgemacht werden.

Bauernpack, das mich bedienen sollte; seid Ihr nicht Diebe und schlechtes Gesindel, da Ihr in meinem Eigenthume hauset, während ich am Wege mein Lager auf einem Steine suchen muß?"

„Was, in Eurem Eigenthume? Wie so das, wenn's beliebt? Ist dieses Pachtgut nicht unser Eigenthum geworden? Haben wir es nicht gekauft und mit gutem Gelde bezahlt?"

„An wen habt Ihr das Geld bezahlt? An mich etwa? Heilloses Diebsgesindel! Habe ich etwa in den Verkauf an Euch gewilligt? Wurde mir das Gut nicht abgestohlen?"

„So überleget doch, Ned, ist denn das unsere Schuld? Hätten es nicht Andere an unserer Stelle gekauft? Können wir etwa dafür, daß —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Spargel

ist ein allgemein bekanntes Sprossengemüse, welches, trotz seiner Nützlichkeit und Beliebtheit, nicht in dem Umfange angebaut und kultivirt wird, wie er es verdient; theilweise deßhalb, weil mancher Gemüsegärtner den Anbau desselben für zu kostspielig und im Ertrage undankbar hält.

Das frühere Verfahren bei der Anlegung von Spargelbeeten mag diese Meinung auch wohl als berechtigt erscheinen lassen, weil man sich durch verkehrte und verschwendrische Anwendung der Düngemittel die Sache selbst kostspielig und schwierig machte.

Man verfuhr nämlich nach der verkehrten Methode, bei der Anlage von Spargelbeeten möglichst vielen Dünger auf den Boden der Beete einzubringen. Dies aber ist eine gänzlich unmotivirte Verschwendung, weil die Wurzeln der Pflanze nicht senkrecht, sondern horizontal auslaufen und deßhalb der im Uebermaß angewandte Dünger nutzlos verloren geht.

Eine bedeutend zweckmäßigere und zugleich billigere Anlage und Behandlung ist folgende:

Vorzugsweise ist für die Anlage ein freier, offener, sonniger möglichst warm gelegener Platz mit trockenem Untergrund zu wählen. Von besonderem Vortheil ist es auch, wenn die Anlage nicht dem Ost- und Nordwinde ausgesetzt ist, weil dann eine frühere und deßhalb preiswürdigere Ernte im Frühjahr erzielt wird. Der Boden muß ein sandiger lockerer (mürber) und wie schon gesagt, trocken sein und das bis zu einer Tiefe von 2—$2^1/_2$ Fuß tüchtig umgewühlte Erdreich mit verrottetem Kuhmist gedüngt werden. Es empfiehlt sich, für die Bette eine Breite von $4^1/_2$ Fuß zu wählen und dieselben mit, wenn möglich, dreijährigen Pflanzen zu bestellen und zwar so, daß dieselben in zwei Reihen, einen Fuß von der Kante, mit einem Abstand von zwei Fuß von einander stehen.

Eine anhaltende Lockerung des unteren Bodens erzielt man dadurch, daß man die Pflanzen auf eine, etwa einen Fuß hohe, dünn mit Erde bedeckte Laub- oder Loheschicht setzt. Auf schwererem Boden benutzt man am vortheilhaftesten zu dieser Lockerungsschicht kurzverfaulten Pferdemist.

Vor dem Verpflanzen hat man die Spargelwurzel (Klauen) genau zu revidiren und alle schimmeligen und verdorbenen Theile derselben auszuschneiden. Beim Verpflanzen selbst werden die Wurzeln in einer Tiefe von 8—9 Zoll, nach allen Richtungen hin — horizontal — ausgebreitet, mit Erde bedeckt und festgeschlämmt; auf die Beete wird alte Lohe, verrottetes Laub ꝛc. gelegt, womit man auch die Stiege zwischen den Beeten ausfüllt.

Damit ist die Anlage beendet; nachdem hat man nur die Beete von Unkraut rein zu halten und im Herbst die getriebenen Stengel, wenn dieselben gelb geworden, einige Zoll oberhalb des Beetes abzuschneiden. Das während des Sommers völlig verrottete Laub in den Stiegen wirft man auf die Beete und füllt die ersteren wiederum mit anderer Lohe oder Laub, um dasselbe im nächsten Jahre ebenfalls zur Aufhöhung der Beete zu verwenden. Dieses Verfahren wiederholt man, bis die Spargelklauen 12—14 Zoll hoch mit dieser Lauberde bedeckt sind, was nach drei Jahren der Fall sein wird. Im vierten Jahre kann der Spargelstich beginnen.

Diese Düngungsmethode von oben ist die zweckmäßigste für den Spargel, weil der Wurzelstock (die Krone) sich allmälich hebt, d. h. sich der Oberfläche nähert, denn alljährlich sterben die untersten Wurzeln ab, während sich neue oberhalb der Krone bilden, wodurch das „Auswachsen" der Spargelstöcke bei nicht tief genug angelegten Beeten kommt.

Das Stechen des Spargels vor dem vierten Jahre nach der Anlage beeinträchtigt die Pflanzen in ihrer Ausbildung. Dicke und zarte Sprößlinge erzielt man nur durch sorgfältige Schonung, wofür aber auch die Ernten späterer Jahre, sowohl durch Quantität als Qualität hinreichend entschädigen. Gut kultivirte und geschonte Beete gewähren oft 20—30 Jahre eine dankbare Ausbeute.

Die Saison des Spargelstichs ist beschränkt auf die Zeit von Ende April bis Mitte Juni. Die ersten Ausschüsse (selbst wenn dünne) dürfen nicht stehen bleiben, weil sie sonst alle treibende Kraft

(Wachsthum) absorbiren würden, — aber später gegen Ende der Saison muß man schon 2—3, wenn auch nur die dünnsten und schlechtesten Schüsse jeder Pflanze stehen lassen, weil sonst der Stock zu sehr angegriffen würde und sein Verlust zu befürchten ist; auch ein zu tiefes Abstechen des Schusses ist zu vermeiden, damit die Krone der Pflanze nicht verletzt werde und anfaule, was ebenfalls ein Absterben zur Folge haben müßte. Die geeignetste Tageszeit zum stechen ist der frühe Morgen oder der Abend nach Sonnenuntergang.

Wenn man die Spargelbeete gut behandelt und gehörig düngt, kann man dieselben ohne Nachtheil mit Zwischenpflanzen, als: Salat, Kohlrabi, Chalotten, Radies u. dergl. bestellen, welche darauf vortrefflich gedeihen und den Beeten nicht allzu viel Nahrung entziehen.

Schließlich mag den vielen Spargelfreunden noch eine, den „Frauendorfer Blättern" entnommene Anweisung willkommen sein, um Spargelstangen selbst für den längsten Winter frisch und wohlschmeckend zu erhalten.

Man bestreuet dieselben nämlich mit feinem Weizenmehl und Salz, schlägt sie in Teig ein und bewahrt sie so auf. Bei späterem Gebrauche legt man sie vorher in frisches Brunnenwasser, worauf sie ebenso wie frischer Spargel zubereitet werden können und auch gleich wohlschmeckend wie solcher sein sollen.

Mannigfaltiges.

Eine drollige Schlangengeschichte erzählt die in Tanunda (Südaustralien) erscheinende Deutsche Zeitung. Mitten in der Nacht hörte eine Dame, die in einem einsam gelegenen Hause auf Besuch war, ein schwaches Geräusch, als ob irgend Etwas den Schornstein herabfiele, und war nicht wenig entsetzt, als sie eine ziemlich große schwarze Schlange unter einem Stuhle ausgestreckt bemerkte. Auf ihren Hilferuf waren bald sämmtliche Insassen des Hauses, mehr oder weniger im Negligé, vor dem betreffenden Zimmer versammelt. Ein Herr, welcher aufgefordert wurde, dem Eindringling zu Leibe zu gehen, weigerte sich, weil er keine langen Stiefel anhabe; ein anderer fühlte sich weder mit kurzen noch mit langen Stiefeln geneigt, den Kampf mit dem gefährlichen Reptile aufzunehmen. Endlich waren Aller Augen auf einen jungen Mann gerichtet, der auch, da er zu den freiwilligen Vaterlandsvertheidigern gehörte, sich verpflichtet fühlte, nicht vor der Aufgabe zurückzubeben. Ehe er in den Kampf ging, versah er sich mit einer Stange, die als Stütze einer Zeugleine gedient hatte. Mit dieser häuslichen Lanze bewaffnet, wagte er sich ins Zimmer, bestieg vorsichtig einen Stuhl und versetzte von dort aus der Schlange einen furchtbaren Schlag mit dem dünnen Ende der Stange. Der Streich schien ein besonders glücklicher gewesen zu sein, da das Reptil sich durchaus nicht mehr rührte. Ermuthigt durch diesen Erfolg, nahm der Held die Kreatur auf das Ende seiner Waffe, und als er sie so dem vollen Lichte aussetzte, entdeckte man, daß die vermeintliche Schlange — der aufgelöste Chignon der Dame war, der während der Nacht vom Toilettentische gefallen sein mußte und auf solche Weise den ganzen Aufruhr angerichtet hatte. Das Abenteuer dieser Nacht ward nun aus Herzensgrund belacht und die Dame erschien am nächsten Morgen beim Frühstücke ohne Zopf.

Räthsel.

Geschehe, was geschehen mag:
Mit Schweigen, mit Geschrei,
Mit Leichtigkeit, mit vieler Plag',
Die erst' ist mit dabei.
Ob man mit Lust, ob man mit Leid
Dies lasse, Jenes thu',
Man nimmt gewiß zu jeder Zeit
Die erste mit dazu.
Der zweiten Silbe schriller Laut
Gefährliches besagt,
Schon vor dem Namen Manchem graut,
Doch wehe, wen sie plagt!
Furchtbar, wo sie, von Menschenhand
In grausem Haß erwählt,
In des Verbrechens Diensten stand,
Wie kürzlich ward erzählt!
Wenn man getrennt die Silben spricht,
Dann wiegt die zweite vor,
Und darum klingen sie auch nicht
Sehr angenehm ins Ohr.
Doch sprich einmal das Ganze aus,
Es liegt darin Metall,
Zumal wenn es, als du dein Haus
Gegründet, war der Fall.
Für Manchen aber ward es auch
Die zweite leider schon,
Und unter deren bösem Hauch
Ist ihm die Ruh' entfloh'n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Donnerstag, 9. Juli 1868.

Lily.

(Fortsetzung.)

„O, ich weiß es wohl, das Lied ist mir schon oft vorgesungen worden! Sie haben meinen Vater erschossen, seine Güter eingezogen, den unschuldigen, elternlosen Sohn beraubt — und das nennen sie Gerechtigkeit! Aber nur Geduld! Der elternlose Knabe ist ein Mann geworden; er weiß, wer er ist und was ihm gebührt — er trägt eine gute Flinte und wird sich ihrer zu bedienen wissen!"

Ein düsteres Feuer glänzte bei diesen unheilschweren Worten in Neds wilden Adlerblicken; zugleich schlug er mit der Rechten an den Kolben seiner Flinte und eine krampfhafte Bewegung durchzuckte seine Glieder.

Bis zu diesem Augenblicke waren Olivia und ihr Vater ruhige, wenn gleich höchst erstaunte Zeugen des ganzen Auftrittes geblieben. Jetzt aber erhob sich der Greis und sprach in sehr ernstem Tone:

„Junger Mann, Sie überlegen nicht, was Sie da sprechen. Ihre letzte Aeußerung genügt, Sie zu verderben. Was suchen und wollen Sie hier?"

Ueberrascht von dieser Anrede, warf Norton einen aufmerksamen Blick auf das ausdrucksvolle Gesicht und die weißen Haare des Alten. Einen Augenblick schien er unschlüssig; dann aber, als stachle ihn falsche Scham, erhob er das Haupt mit keckem Uebermuthe und sprach trotzig:

„Wie kommen Sie dazu, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen?"

„Das will ich Ihnen kurz und bündig erklären," entgegnete der Greis mit würdevoller Ruhe. „Sie haben sich auf eine so ungezogene Weise hier eingedrängt, daß Ihr Benehmen dem eines Wegelagerers und Banditen glich. Sie erlaubten sich freche Beleidigungen, ja selbst lebensgefährliche Drohungen gegen eine Frau in ihrem eigenen Hause, in meiner Gegenwart. Ich frage Sie nun noch einmal: Was wollen Sie hier? Und wenn Sie mir nicht auf eine schickliche und genügende Weise antworten, so werde ich Sie aus diesem Saale durch meine Leute entfernen lassen. Sollten Sie es aber wagen, den geringsten Widerstand zu leisten, so verfüge ich mich unverzüglich zum Sherif und lasse Sie verhaften, worauf man Sie unfehlbar vor ein Geschwornengericht stellen wird. — Wollen Sie es darauf ankommen lassen?"

Einen Augenblick schien Norton lebhaft ergriffen von der imponirenden Würde des Greises und trat betroffen um einige Schritte zurück. Dann aber gewann die Aufwallung des Zornes die Oberhand. Sein Gesicht wurde bald bleich, bald roth, seine Augen schienen Funken zu sprühen und seine Muskeln spannten sich in krampfhaften Zuckungen. „Also da hinaus will man?" schrie er; „ja, ja, das Wort Bandit führt man stets gegen mich im Munde; beständig droht man mir mit dem Sherif und den Geschworenen und will so das Recht des Stärkeren gegen mich geltend machen. Wohl denn, so mag es drum sein! Mir gilt es am Ende gleich — etwas früher oder später; einmal muß es doch geschehen."

Hier nahmen die Gesichtszüge des jungen Mannes einen so erschreckenden Ausdruck an, daß Olivia in die peinlichste Angst gerieth und, von ihrem Sitze aufstehend, ausrief:

„Kommen Sie, theurer Vater!" Zugleich drückte sie ihr Kind an ihre Brust und hing sich an ihres Vaters Arm.

Bei diesem Ausrufe kehrte sich Norton rasch um. Er war die junge Frau bis jetzt nicht gewahr geworden; ihr unerwarteter Anblick wirkte wie ein elektrischer Funke auf ihn; er stand unbeweglich da, in ihr Anschauen versunken; seine eben noch so wilden Blicke gewannen plötzlich den sanftesten Ausdruck und hingen mit stummer Bewunderung an Oliviens Gestalt. Endlich beugte er sich verlegen und sprach:

„Verzeihen Sie mir, Miß — Mylady, wenn ich Ihnen angst gemacht; es thut mir unendlich leid. Allein man hat mich beleidigt, mir gedroht und — ich habe rasches Blut. Entschuldigen Sie mein Betragen."

„Ich bin Ihnen deßhalb nicht gram, mein Herr," erwiederte Olivia erfreut, daß ihr Erscheinen einen so beruhigenden Eindruck auf ihn machte, und diesen benützend, „nur bitte ich Sie, sich jetzt ruhig zu verhalten."

Mächtig ergriffen verbeugte sich der arme Ned von Neuem, ohne auch nur eine Silbe hervorstammeln zu können. Dann stand er wie festgewurzelt, in Olivia's Anblick versunken, unvermögend, einen Entschluß zu fassen. Als Olivia seine Unschlüssigkeit bemerkte, lächelte sie ihm freundlich zu und sprach: „Herr Norton, unsere gute Meg und ich waren mit meiner Tochter beschäftigt; ich würde Ihnen daher sehr verbunden sein, wenn Sie uns in diesem Genusse nicht ferner stören wollten; und da Sie ein Edelmann sind, so bin ich überzeugt, diese Bitte wird genügen."

Bei dem Worte Edelmann, von so schönen Lippen in sanftem Tone gesprochen, erröthete Ned wie eine unschuldige Jungfrau. Noch einmal grüßte er und ging dann rücklings zur Thüre hinaus, um Olivia bis zum letzten Augenblicke nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Kaum hatte er jedoch die Schwelle verlassen, so stürzte er, einem losgelassenen Pferde gleich, mit gesenktem Kopfe durch den Hof ins Freie.

Die arme Meg war immer noch in der größten Aufregung.

„Ach, Mylady," sprach sie endlich, Olivia's Hand ergreifend, „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet! Wie wohlthätig wirkt Ihr Erscheinen! Wer vermöchte aber auch, Ihren seelenvollen Blicken und dem Zauber Ihrer sanften Stimme zu widerstehen?"

„Sagt mir nur," sprach der Alte, „was ist das für ein Mensch?"

„Ach, Herr, das ist eine traurige Geschichte, die uns viel Kummer und Sorge macht! Sein Vater, Herr Norton, war Baronet und ein sehr angesehener Mann im ganzen Lande. Nicht nur dieses Gut, sondern auch viele Landgüter waren einst sein Eigenthum. Allein er betheiligte sich an den letzten politischen Unruhen, wurde festgenommen und zum Tode verurtheilt. Nachdem der Staat seine sämmtlichen Besitzungen eingezogen, verkaufte man sie an den Meistbietenden. Sein Sohn Eduard, den wir Ned nennen, war so schon im Kindesalter eine Waise geworden, und aller Hilfsquellen entbehrend, als Knabe zu einem Metalldreher in die Lehre gethan worden, während welcher er zu einem der geschicktesten und fleißigsten Arbeiter heranwuchs. Da lernte ich ihn kennen (sie sprach die letzten Worte sehr bewegt und ein Seufzer entwand sich ihrer Brust). Er ist viel jünger als ich. Bei allem Fleiße und seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit verdiente er doch wenig Geld. — Als ich mich mit Tom Craig verheirathete, gab ihm mein Schwiegervater, ein sehr wohlhabender Mann, dieses Gut, das er um hohen Preis kaufte, zum Heirathsgute. Von diesem Augenblicke an wurde Ned ein ganz anderer Mensch. Er erfuhr, er sei der Sohn eines Edelmannes und äußerte, als solcher sei er nicht mehr im Stande, Handwerksmann zu bleiben und mit Taglohn sein Brod zu verdienen. Er machte Bekanntschaft mit schlecht gesinnten Menschen, wurde dann Wilderer und — man behauptet sogar, er habe gestohlen. Letzteres kann ich jedoch nicht glauben, denn Ned hat stets Ehrgefühl gehabt. Jetzt ist er allerdings zum Taugenichts herabgesunken, aber ich bin überzeugt, daß er sich nie eines Diebstahls schuldig gemacht hat."

„Ich kann das Letztere auch nicht glauben," sprach Olivia.

„Ich fürchte jedoch," fuhr die Pächterin fort, „er werde noch ein schlechtes Ende nehmen, denn ich weiß in der That nicht, wovon er lebt. Schon sehr oft ist er als Wilderer verfolgt worden, allein man wagt es doch nicht, ihn festzunehmen, denn er ist der Schrecken der ganzen Umgegend, sowohl wegen seiner Stärke als wegen seiner Unerschrockenheit. Mein Mann ist vielleicht der Einzige, der ihn nicht fürchtet. Deßhalb zittere ich auch, wenn sie mit einander zusammentreffen; denn sie hassen sich — wegen unseres Besitzthums."

„Und vielleicht noch aus einem andern Grunde," sprach Olivia lächelnd, indem sie einen forschenden Blick auf Magdalene warf, die zur Erde sah, ohne zu erwiedern. — „Ist Tom Craig etwa eifersüchtig?"

„O gewiß nicht, Mylady! Allein der arme Ned! Ich möchte gern Etwas für ihn thun, aber es fehlt mir der Muth dazu. Es gibt so viele böse Zungen in der Nachbarschaft! — Kurz, Ned ist wüthend und stößt fürchterliche Drohungen gegen Tom aus. Ich fürchte deßhalb sehr, daß es bald ein schlimmes Ende nehmen werde!"

Hier schwieg Magdalene; Thränen entrollten ihren Augen und das Gespräch wurde auf die kleine Lily gelenkt.

„Mein liebes Kind," sagte endlich der Greis zu Olivia, „die Nacht ist herangerückt. Es bleibt uns kaum noch Zeit, bis zu Vetter Crawford zu ge-

langen. Wir müssen unsere Lily der guten Magdalene überlassen und morgen wiederkommen."

Kurz darauf war der Wagen angespannt. Tom und seine Frau begleiteten Beide bis an die Landstraße. Als Olivia bereits Platz genommen, drückte sie noch einen Kuß auf die Wangen ihrer Tochter und übergab sie seufzend den Händen ihrer Pflegerin, worauf der Wagen unter aufsteigenden Staubwirbeln dahinrollte.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist doch ein Taugenichts.

Die Verleumdung ist ein arges Uebel. Wenn man daher den guten Ruf Jemandes wiederherstellen kann, nachdem derselbe lange durch die öffentliche Meinung so zu sagen total ruinirt war, und sogar halbwüchsige Jungen ihn und seine Familie geringschätzend und niederträchtig behandelten, so ist es in That nicht mehr als recht und billig, für den Unglücklichen in die Schranken zu treten. Man thut dies natürlich ohne alle Nebenabsicht — nur aus reinstem Mitgefühl.

Wie leicht aber wird in solchem Falle des Guten zu viel gethan. Die so lange verkannte Unschuld ist klarer als das Sonnenlicht; kein Gewand ist weiß genug, dem Verkannten anzuziehen; wo sonst nur Laster erblickt wurden, sind jetzt Tugenden. Rasch wird eine Märtyrerkrone geflochten, dem Armen auf das Haupt gesetzt und Loblieder in allen Versarten ertönen zu seinem Lobe.

Lange genug haben wir diesem Treiben zugesehen, aber endlich reißt auch die langmüthige Geduld. Soll dieser im Scheine der Rechtlichkeit umherwandelnde Bösewicht noch länger seine schändlichen Thaten ausüben und obendrein von der öffentlichen Meinung beschützt werden, soll er frei ausgehen, noch manches stille Familienglück stören und ungestraft seine Räubereien ausführen? Nein und nochmals nein, sein wahres Treiben muß an das Tageslicht gezogen werden, kein gutes Haar darf an ihm bleiben, das heißt keine gute Feder, denn Haare hat er nicht.

Wer sollte ihn nicht kennen, den Graurock, den Straßenjungen unter den Vögeln — Monsieur Spatz? In den letzten Jahren ist viel über den Sperling geschrieben und geredet worden, ja kein Vogel hat den Menschen mehr Scheerereien verursacht, als eben der Sperling.

Friedrich der Große erklärte den Sperlingen den Krieg, weil sie seine Lieblingsfrucht, die Kirsche, nicht respektirten; in Ungarn und in Baden wurde ein Preis auf den Kopf des Spatzes gesetzt und noch sagen die Schwaben: „Die Spätzle muß mer verschlage, verreiße, vertrete und verschieße, so mer sie trifft!" Auch in Hannover erschienen Gesetze zur Vertilgung des Sperlings, weil der Schaden, welchen er der Landwirthschaft zufügte, zu sehr fühlbar wurde.

Wenn nun die Uebelstände erst so weit einreißen, daß die wohllöblichen Regierungen allen Ernstes daran denken, durch weise Gesetze der bedrängten Menschheit Hilfe zu schaffen, so muß wirkliche Noth vorhanden, mit einem Worte, es muß absolut nicht mehr auszuhalten sein.

Genug, der Sperling wurde in einzelnen Gegenden von Obrigkeitswegen mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet, ja der intelligente Geächtete verließ in vielen Fällen schon sein engeres Vaterland mit Kind und Kegel, ehe ihm das Messer an den Kragen ging, und zwar mit den schrecklichsten Racheschwüren, die der Himmel denn auch recht bald — in Erfüllung gehen ließ.

Schon nach zwei Jahren stellte Friedrich der Große den Frieden mit den Sperlingen wieder her, weil es nach dem Abzuge der Sperlinge nicht blos keine Kirschen, sondern überhaupt fast gar kein anderes Obst gab — die Raupen fraßen die Blätter und Blüthen der Bäume mit Stumpf und Stiel. Der große, sonst so siegreiche König schätzte sich darum glücklich, um den Preis einiger Kirschen den Frieden mit den wiederversöhnten Sperlingen zu unterzeichnen.

Jetzt stand er glänzend gerechtfertigt da, denn wer anders hatte bis dahin den Raupen so wacker Einhalt gethan, als der arme verkannte, der unschuldig gemordete Spatz.

Auch in Baden und Ungarn erfüllte sich des „Sängers Fluch" und die Regierung, welche Prämien auf die Vernichtung des Sperlings fixirt hatte, mußte neue Belohnungen und größere Summen ausbieten für die Pflege des übriggebliebenen Völkchens, weil die Maikäfer verheerend auftraten. Wie mancher Schulknabe wurde in Baden von dem zornentbrannten Magister weidlich gegerbt, weil er sich nicht in die veränderte Sachlage finden konnte und im guten Glauben der Pflichterfüllung ein oder mehrere Sperlingsnester ausgenommen hatte.

Wir sehen, daß der Sperling hohen und höchsten Herrschaften Arbeit genug gemacht und viel Geld gekostet hat. Das Elend wurde aber bald noch größer: die Herren Schriftsteller machten den Spatz zum Gegenstande ihrer Betrachtungen, es gab Artikel pro Spatz und contra Spatz. Es wurde auf der einen Seite berechnet, daß eine Sperlingsfamilie

in einem Frühjahr über siebenhundert Maikäfer verzehre, auf der anderen Seite wurde ihm nachgesagt, daß er in den Kirschbäumen sich die schönsten Früchte aussuche und nie wieder dieselbe Kirsche anpicke, der er schon einen Besuch abgestattet, sondern wie ein echter Gourmand stets eine frische nehme.

Aber der Beweis seiner Nützlichkeit liegt doch auf der flachen Hand. Warum fanden sich so viele Maikäfer und Raupen ein, als das arme Thier fast ganz ausgerottet war? Doch nur, weil der Sperling die schädlichen Insekten und ihre Larven aufsuchte und vertilgte. Ein gewisser Herr Ray setzte ein Sperlingsnest in einen Käfig und nach den Flügeldecken der Maikäfer, welche die Alten den Jungen zugetragen, nebst hinzugerechneten 25 Stück für jedes der Eltern, berechnete er, daß ein einziges Sperlingspaar in 12 Tagen etwa 1000 Maikäfer vernichtete. Solche Beweise waren schlagend und daher ist es denn gekommen, daß Sperlinge nach Amerika und sogar nach Australien, wo dieser Vogel fehlt, exportirt wurden, um dem Landwirthe zu helfen. So wurden einmal nach Melbourne hundert Stück geschickt; allein nur ein Männchen, ein hartgesottener Sünder, kam glücklich an und wurde für 11 Schill. engl. verkauft. Auf diese Weise entbehren die Australier immer noch diesen gepriesenen Heiland der Landwirthschaft.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Als eine kleine Episode aus unserem schnellen Jahrhundert, dem Zeitalter der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen, theilen Berliner Blätter Folgendes mit: „Vor Kurzem lernte eine junge Berlinerin, Kind aus wohlhabender Familie, in einer Gesellschaft einen jungen Deutsch-Amerikaner kennen, welcher, zum Besuche Berliner Verwandten herüber gekommen, im Begriffe stand, wieder nach Amerika zurückzukehren. Die junge Dame machte einen ebenso schnellen wie lebhaften Eindruck auf den jungen Mann, und da er seiner bevorstehenden Abreise wegen keine Zeit zu verlieren hatte, erklärte er dem Fräulein noch am selbigen Abend seine Liebe und trug ihr seine Hand an. Das Fräulein, dem der junge Mann nicht weniger gefallen hatte, als er ihr, sah vernünftiger Weise ebenfalls ein, daß keine Zeit zu verlieren sei und schlug ein. Dies war am Sonntag Abend. Montag früh erschien der junge Mann bei den Eltern seiner Dame und hielt in aller Form Rechtens an. Die Eltern, die die Familie des jungen Mannes kannten, sagten Ja. Darauf am Mittwoch Verlobung, am Donnerstag Versendung der Einladungen zur Hochzeit, am Samstag Polterabend, am Sonntag Vormittag Aufgebot ein für alle Male, Nachmittags Trauung in der Sophienkirche, Abends Hochzeitsfeier. Montag Abreise nach Hamburg und Dienstag Abreise auf dem Dampfschiffe nach Amerika."

In Moskau hat ein seit 20 Jahren daselbst angesiedelter Ingenieur, Namens Stollenberg, eine Entdeckung gemacht, die, wie die „Börsen-Ztg." meint, zu einer der wichtigsten der Neuzeit werden kann. Er ersetzt nämlich und hat es auf der dortigen Gartenbauausstellung bewiesen, die bisherigen Brennmaterialien beim Kochen: Holz, Torf, Kohle, Coaks ꝛc., durch eine Leitung von Luft durch Kohlenwasserstoffgas in einem einfachen Apparate, wo die Luft sich entzündet, hell und in lang gestreckter Flamme brennt. Ein Kochofen mit solchem Apparate hatte er 10 Tage lang, von 10 Uhr Morgens bis Abends 6 Uhr, für die Bedürfnisse des Ausstellungs-Buffets hingestellt. Auf drei großen Oeffnungen wurde das Kochen der Speisen bewirkt, die rascher als sonst von der intensiven Hitze gar wurden und während der ganzen Zeit nur für 5 R. Kohlenwasserstoffgas erforderten. Eine reine blaue Flamme hat eine viermal stärkere Leuchtkraft, als das bisher im Gebrauch befindliche Gas. Die Hauptsache der Erfindung ist Ersparniß des theuren Brennmaterials und die Erzielung derselben Resultate mit einer verhältnißmäßig viel geringeren Flamme.

In Hull (England) ist ein Original gestorben, W. P. Smith, der einen solchen Abscheu vor dem Rauchen hatte, daß er ein Testament hinterlassen hat, durch das er seinem Universalerben aufgibt, sich des Tabaks zu enthalten, „des ekeligen Giftes, das alle Einsicht ertödtet." Wenn der Erbe je eine Cigarre, Cigarette, Pfeife, ja selbst eine Dose anrührt, soll sein Vermögen unmittelbar an die anderen Erben übergehen.

Auflösung des Räthsels in № 78:

Mitgift.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Samstag, 11. Juli 1868.

Lilly.

(Fortsetzung.)

Als Ned Norton die Meierei verlassen, hatte er seine Schritte nach dem Walde gelenkt. Die Nacht war hereingebrochen, und eben wollte er in das Gehölz treten, da begegnete er einem Manne. Dieser war groß und mager, sein Haar schon grau geworden. Er hüllte sich in einen langen, abgenützten Ueberrock; ein alter, tief über die Stirne hereinragender Schlapphut verdeckte fast seine durchdringenden Augen.

„Guten Abend, Ned!" sprach er zu Norton, der an ihm vorüberging, ohne stehen zu bleiben.

„Guten Abend, Turnship!" entgegnete Ned, ohne stehen zu bleiben.

Turnship trat ihm zur Seite und fragte: „Woher des Weges? Wohin gehst Du? Du siehst ja verzweifelt mißvergnügt aus."

„Ich komme von Craigs Meierei — oder vielmehr von der meinigen und gehe nun auf den Anstand."

„Eine glänzende Aussicht, meiner Treu'! Welches Wild hoffst Du zu treffen?"

„Ha, was mir gerade der Teufel zuführen wird."

„Da wird das Wild, das ich erwarte, fetter sein als das Deinige — auch leichter zu erlegen und zu rupfen."

„Oho! und das wäre?"

„Ein fetter Reisewagen, den ich fangen und auswaiden will. Ich biete Dir die Hälfte der Beute an, wenn Du mir helfen willst."

„Schönen Dank. Die Expedition behagt mir nicht."

„Ei, ei, Du thust ja gewaltig barsch! Womit willst Du denn morgen Deinen Hunger stillen?"

„Vermuthlich womit ich ihn heute gestillt habe."

„Trockenes Brod und frisches Gras — ha, ha, ha — wohl bekomm's! — Wenn ich Dir aber für morgen die herrlichste Mahlzeit verspreche?"

„Oho! — Nun, wir wollen sehen."

„So Etwas muß man auf der Stelle sehen. Kurz, entschließe Dich sogleich mit Ja oder Nein und mache es nicht wie das letzte Mal."

„Doch, ich werde es machen wie das letzte Mal. Führt mir der Teufel diesen Abend ein Reh in den Weg, so magst Du ohne mich treiben, was Du willst. Wo nicht, so wollen wir morgen weiter darüber reden. Somit ist die Sache um 24 Stunden verschoben."

„Daß Dich der bocksfüßige Satan am Kragen hätte! Hälst Du mich für einen Gelbschnabel, der es duldet, daß man ihn also zum Besten hat? Also hälst Du es nur mit mir, wenn Du nichts Besseres weißt?"

„Du hast es errathen. Schlimmeres kann mir ja nicht begegnen, als eine gemeinschaftliche Spekulation mit Dir!"

„Meiner Seele, ein vortrefflicher Witz! — Je nun, ich sehe schon, daß man den Launen des hochadeligen Herrn nachgeben muß. — Wo treffe ich Dich morgen früh?"

„Bei den Neds-Dogs, wie gewöhnlich."

„Schon gut; also auf Wiedersehen!"

Allein und in seine Gedanken versunken, setzte Norton seinen Weg fort und stellte sich endlich auf den Anstand. Aber der Böse erhörte seine Bitte nicht, denn er hatte jetzt weit größeren Vortheil dabei, die Hoffnung des Wilderers zu täuschen. Der angestrengtesten Aufmerksamkeit und Geduld zum Trotze konnte er nicht das Mindeste erspähen. Während mehrerer langen Stunden wurde er nichts gewahr als die Ruhe der Nacht, die Stille der Wälder und das Säuseln kühler Winde durch die dichtbelaubten Zweige. Endlich quälte ihn der Hunger und er rief, beide Hände auf den Magen drückend: „Nein, es ist kaum mehr auszuhalten!"

Dann eilte er einem in der Nähe befindlichen wilden Johannisbeerstrauche zu und verschlang gierig

die herben, halbreifen Früchte desselben, während er sich an den Dornen die Hände blutig ritzte. Da gewahrte er plötzlich, wie die vor ihm stehenden Bäume sich mit einem röthlichen Schimmer färbten. Ueberrascht kehrte er sich um und entdeckte eine auffallende Helle, die sich aus der Ebene erhob.

Sonderbar, dachte er, das sieht ja einem Brande ähnlich. Er lief vorwärts und konnte länger nicht zweifeln. „Die Meierei steht in Flammen!" rief er laut und eilte nach der Richtung hin, in welcher sie sich befand. Als er fast athemlos dort ankam, stand Alles in Flammen. Eine ungeheure Feuer- und Rauchsäule wirbelte aus dem Gebäude empor und gewann durch den Wind, der sich erhob, an Verderben bringender Thätigkeit. Schon waren die Scheunen nebst den andern hölzernen Umgebungen des Hauptgebäudes ein Raub der Flammen geworden; dieses allein stand noch aufrecht; aber der Dachstuhl begann bereits zu krachen, die Fenster spieen ein Gemisch von sprühenden Funken und schwarzem Qualme aus — und Alles schien rettungslos verloren.

Die Leute des Besitzers waren im Hofe unter wildem Geschrei beschäftigt, sowohl die scheu gewordenen Pferde, als auch das brüllende Hornvieh zu retten und zu bändigen — eine schauerliche Scene des Schreckens und der Verzweiflung!

Als Ned an Ort und Stelle angelangt war, erkletterte er rasch die Mauer des Gemüsegartens und eilte auf das Hauptgebäude zu. Mitten durch die Rauchwolken und den Feuerregen drang er jetzt, wenn gleich in unbestimmter Absicht, in dasselbe. Da schien es ihm, als höre er Klagetöne und vernehme eine jammernde Frauenstimme. Es durchzuckte ihn der Gedanke, er könne vielleicht Magdalene, wohl gar Olivia noch retten. Halb erstickt drang er in das Zimmer der ersteren; der geborstene Fußboden versengte ihm die Sohlen — das Zimmer war leer. Da vernimmt er das Gewimmer eines Kindes — er nähert sich und erblickt in ihrer Wiege Lily, die ihm weinend die Händchen entgegen streckt. Schnell ergreift er sie, wickelt sie in ihre Decke und trägt sie entschlossen von dannen. Die lodernde Treppe kracht und weicht unter seinen Tritten; mit versengten Händen, Haaren und Kleidern erreicht er den Boden und läuft keuchend, ja bis zum Tode erschöpft, mitten in den Garten, von den Flammen verfolgt, die, durch einen Windstoß herabgedrückt, sich auf ihn zu stürzen und seine Beute ihm entreißen zu wollen scheinen. Kraftlos sinkt er endlich am Fuße eines Baumes nieder und ist seiner Sinne nicht mehr Meister.

Nachdem er wieder zu sich gekommen, fiel sein erster Blick zu seiner großen Freude auf Lily, die unversehrt, aber weinend sich an seine Brust schmiegte. Der Gedanke, Olivia werde ihm freundlich danken, wenn er die gerettete Tochter in ihre Arme legte, erfüllte seine Seele mit Jubel. Er stand auf, um sich den Leuten aus der Meierei zu nähern, deren Stimmen er im Hofraume vernahm. Bald hörte er aber Aeußerungen, die ihm das Blut in den Adern erstarren machten.

„Das hat kein Anderer gethan als Norton!" schrie Tom, von Wuth entbrannt, „das ist die Rache, mit der er uns gestern bedrohte! Der abscheuliche Mordbrenner! Er soll mir nur in den Weg kommen; ich werfe ihn, so wahr Gott lebt, in die feuersprühenden Trümmer meines Hauses, daß er darin brate wie in dem Höllenpfuhl!"

In der ersten Aufwallung wollte Ned auf ihn zueilen, um sich zu rechtfertigen, da vernahm er aber, wie auch alle Uebrigen seinen Namen mit Beschuldigungen und Verwünschungen überhäuften. Er begriff, daß er allein gegen so Viele nichts ausrichten könne und entschloß sich daher, rasch zu entfliehen. Er eilte in den Garten, überstieg die Mauer und lief aus Leibeskräften dem Walde zu, wo er keuchend und außer sich anlangte, ohne sich auch nur ein einziges Mal umgeschaut zu haben. Erst in der Mitte des Waldes, auf einem kleinen freien Platze, den man Neds-Dogs nennt, machte er Halt und sank auf einen Felsensitz nieder. Hier fand ihn Turnship bei anbrechendem Tage.

„Nun, wackerer Jägersmann," sprach der Bandit, „was ist Dein Entschluß? — Hat der Herr Baronet eine gute Jagd gehabt?"

„Eine vortreffliche," entgegnete Ned mit finsterer Miene.

„Oho!" rief Turnship aus, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, „Deine Haare, Deine Kleider, Deine Schuhe sind ja vom Feuer mächtig versengt. Also wäre es doch wahr?"

„Was wäre wahr?" fragte Ned entrüstet.

„Je nun, daß Du Craigs Meierei diese Nacht in Brand gesteckt habest. Ich wünsche Dir Glück, der Streich ist Dir vortrefflich gelungen."

„Verdammte Lüge ist's," schrie Ned außer sich, „wiederhole diese elende Verleumdung nicht, oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf!"

„Nur ruhig! Es kömmt ja hier gar nicht darauf an, Brüderchen, mich über den wahren Thatbestand aufzuklären — wenn Dich nur der Sherif nicht darnach fragt; diese Leute sind jedoch äußerst neugieriger Natur — allein ich werde Sorge tragen, daß seine Neugierde so spät als möglich befriedigt werde. Jedenfalls rathe ich Dir aber, so schnell als möglich Fersengeld zu geben, Du müßtest denn

einen unwiderstehlichen Drang in Dir fühlen, die persönliche Bekanntschaft dieses hochschätzbaren Dieners der Gerechtigkeit zu machen; denn der gute Tom hat bereits diesen Morgen eine Kriminalklage anhängig gemacht und die Konstabler sind sofort ausgesendet worden, um nach Deiner achtbaren Person zu fahnden. Erwischen sie Dich in diesem halbverbrannten Aufzuge, so wird Dein Prozeß nicht lange dauern."

Ned schwieg, starr vor Entsetzen, und bedeckte sein fieberglühendes Gesicht mit beiden Händen.

„Nur schnell, Bruder Wilderer," fuhr Jener fort, „Du mußt diese Gegend augenblicklich verlassen, das ist der beste Rath, den ich Dir geben kann. Es wäre schade um die glänzende Zukunft, die Deiner noch wartet. Ich will Dir eine Empfehlung an einen alten Freund in Newgate mitgeben und Du wirst Deinen Weg machen. Da Du für die Reise etwas Geld nöthig hast, so komme ich, Dich zu der gestern verabredeten Expedition abzuholen."

„Wie, Du wolltest —" entgegnete Ned, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Zum Teufel, ja, die Stunde ist gekommen; vorwärts!" Bei diesen Worten faßte er Ned an der Schulter und rüttelte ihn unsanft. Dadurch erwachte Lily, die, in ihre Decke gehüllt, auf dem Schooße des jungen Mannes eingeschlafen war. Sie schrie laut auf.

„Was zum Henker ist das?" rief Turnship überrascht, „ein Kind!"

„So ist es," entgegnete Ned und nahm die Decke von der kleinen Lily. Diese schwieg, betrachtete staunend die Bäume, den Himmel, die Sonne und begann zu lächeln, indem sie die Händchen nach Neds Gesicht ausstreckte.

„Was Teufel willst Du mit dem kleinen Wurm? Wirf ihn doch schnell in einen Graben! — Also Familienvater; das fehlte noch!"

Lily lächelte immer noch, indem sie Ned liebkoste.

„Vorwärts," drängte Turnship ungeduldig, „die Zeit ist kurz, gehst Du mit?"

„Freilich," sprach Ned nach einer Pause, „wird mir keine andere Wahl übrig bleiben! Aber — dieses Kind? Zeige ich mich, um es Meg zu übergeben, so bin ich verloren — und behalten kann ich es doch auch nicht."

„Das versteht sich; zu unserer Expedition können wir kein unmündiges Kind gebrauchen. Da hätte ich einen schönen Gehilfen an Dir! Meinst Du, ich bin hierher gekommen, um eine Kindsmagd zu meinem Vorhaben abzuholen? Fort also mit dieser werthlosen Puppe!"

„Meinst Du etwa, ich habe das Kind mit Lebensgefahr aus den Flammen gerettet, um es zu tödten? Es bleibt mir nur ein Ausweg. — Hast Du Geld bei Dir?"

„Allerdings, aber wozu das?"

„Das sollst Du gleich sehen." Bei diesen Worten löste er das kostbare Halsband ab, welches Lily trug und fuhr fort: „Gib mir zwei Guineen dafür; Du kannst mindestens das Doppelte daraus lösen."

„Gut," sagte Turnship, das Halsband nehmend, „ich verstehe jetzt; Du bist nicht so einfältig, als ich meinte, und hast einen ziemlich klugen Streich im Sinn. Aber nimm Dich in Acht, mein Junge, das Spiel kann gefährlich werden."

„Das wird sich zeigen," entgegnete Ned mürrisch, „wo ist das Geld?"

„Hier hast Du es und noch ein Stück Brod in den Kauf. — Wann sehe ich Dich wieder?"

„Das kann ich nicht bestimmen — ich gehe sehr weit fort. Lebe wohl!"

Er ergriff sein Gewehr und seinen Stab, wickelte Lily in ihre Decke und verschwand im Dickicht, ohne sich umzuschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist doch ein Taugenichts.

(Schluß.)

Betrachten wir dagegen in Wirklichkeit die Handlungsweise des Sperlings, so kommen wir zu einem ganz anderen Resultat.

Einer der erfahrensten Obstzüchter, Oberdiek in Hannover, hat während vierzig Jahren den Spatz genau beobachtet, und um der Sache auf den Grund zu kommen, den Kropf und Magen der Sperlinge in der Raupen- und Maikäferzeit untersucht. Die Nahrung, welche der Sperling bei sich hatte, mußte entscheidend sein für die Frage: Frißt der Sperling Maikäfer, Raupen und Insekten, oder nicht?

Oberdiek untersuchte vom Mai bis Mitte August hundert Sperlingsmagen, sowohl die von alten als namentlich von jungen und fand nur drei Raupen in dem Magen eines Baumsperlings, obgleich viele Raupen die Bäume verheerten. Selbst wenn der Kohl von den Raupen übersäet ist, fällt es dem Sperlinge gar nicht ein, dieselben abzusuchen. Er treibt sich freilich zwischen den Kohlpflanzen umher, aber läßt die Raupen ungeschoren. Maikäfer frißt der Sperling nur dann, wenn er keine Körner bekommen kann und füttert seine Jungen damit, aber wir wissen ja, wenn er hungerig ist, frißt selbst

der Teufel Fliegen; warum nicht der Spatz einige Maikäfer? Hierzu kommt noch, daß der Sperling seinen Jungen nie den ganzen Maikäfer zuträgt, sondern er zerbeißt ihn meistens auf der Erde so, daß Kopf, Schwanz und Flügeldecken liegen bleiben. Woher die Flügeldecken in den Käfig des Herrn Ray gekommen sind, ist daher nicht ganz klar. Eben so ist das massenweise Auftreten von Raupen und Maikäfern nach der Vertreibung der Sperlinge nicht die nothwendige Folge derselben. In verschiedenen Jahren bemerken wir eine übergroße Anzahl dieser schädlichen Thiere und dann wieder ein plötzliches Abnehmen derselben, welches wir größtentheils dem Klima zuzuschreiben haben. Günstige Witterung hat eine reichlichere Entwicklung der Insekteneier und Larven zur Folge, während umgekehrt Nässe und Kälte, frühes Thauwetter und folgender Frost dieselben im Keime zerstören.

Wenn nun ein den Insekten günstiges Jahr mit der Vertreibung der Sperlinge zusammen fällt, so wird nur zu leicht der Schluß gezogen, daß der Sperling dieselben vertilgte und die Masse der Insekten eine nothwendige Folge der unzweckmäßigen Handlung der Menschen sei. In der Naturforschung gilt jedoch die goldene Regel: Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und nur die Betrachtung von vielen Seiten darf das Endurtheil herbeiführen.

Da der Sperling keine Insekten, oder nur im Ausnahmezustande, frißt, so muß er sich naturgemäß von anderen Sachen nähren, zumal sein Appetit kein kleiner ist. Dem Obstzüchter nascht er die Kirschen weg, seine Hauptnahrung besteht jedoch in Getreidekörnern.

Der Schaden, welchen die Sperlinge in Weizenfeldern anrichten, ist oft entsetzlich. Wenn der Schlingel sich mit so vielen Körnern begnügen wollte, als zu seiner Sättigung hinreicht, so würde man nicht nöthig haben, zu klagen; allein er hackt mit einer wahren Wollust an den Aehren, so daß er die Körner nach allen Seiten fliegen läßt, um sich eine neue Aehre zum Verwüsten auszusuchen.

Erbsen, welche im Garten gesäet wurden, sind ihm noch dann erwünscht, wenn die ersten Blättchen aus der Erde hervorbrechen, und bei einigermaßen angestrengtem Fleiß gelingt es ihm, ein ganzes Erbsenbeet, die Freude des Gärtners, in kurzer Zeit rattenkahl abzuweiden. Halbreifes Korn ist ihm ein Göttergenuß und in seiner Gier zerstört er die halbreifen Aehren oft dermaßen, daß dieselben ein einziges Korn zur Reife bringen.

Dabei ist er so gerieben, daß er die Vogelscheuche bald von einem lebenden Menschen unterscheidet. Selbst als einmal vergiftete Körner auf ein Erbsenbeet gestreut und einige Sperlinge nach dem Genuß derselben gestorben waren, besahen die übrigen Kameraden das verdächtige Futter mißtrauisch und rührten dasselbe nicht an, wohl aber ließen sie sich die keimenden Erbsen schmecken. Die größte Frechheit beweist der Spatz durch das Aneignen fremder Nester. Schwalben beißt er fort, wirft deren Eier hinaus und nimmt Besitz von dem Neste. Die Vogelkasten, welche für die, Raupen und Käfer in großen Massen vertilgenden Staare (Spree'n) hingehängt werden, sind ihm nicht minder willkommen, wie die Nester anderer insektenfressender Vögel, welche im Herbste fortziehen und ihre Wohnung leer stehen lassen. Durch das Vertreiben der wirklich nützlichen Vögel wird der Spatz in so fern schädlich, als er den Raupen Gelegenheit zum ruhigen Weiterfressen gibt und ihre Hauptfeinde verdrängt.

In den Städten, wo sich der Spatz sein Futter mühsam zusammensucht und wo er in Kornfeldern keinen Schaden anrichten kann, weil einfach keine da sind, mag er ungestört bleiben, bringt er doch munteres Leben in die hohen Straßen. Aber auf dem Lande, wo er der Landwirthschaft direkten Schaden bringt und den gefiederten nützlichen Sängern das Leben sauer macht, ist seine möglichste Beschränkung geboten, um besseren Platz zu machen, denn trotz aller Verherrlichungen ist und bleibt er doch ein Taugenichts.

Mannigfaltiges.

(Wunderpresse.) In unseren Ateliers, sagt die „Times", haben wir eine Presse geprüft, welche Alles übertrifft, was bisher auf dem Gebiete der Druckerei erfunden und geleistet worden ist. Endloses Papier wickelt sich um eine Rolle, welche, je nach Bedarf, der Presse Papier liefert. Die Maschine kann auf diese Weise in einer einzigen Stunde 46,000 Bogen liefern; so etwas Unerhörtes ist noch nicht dagewesen; dabei schneidet die Maschine auch noch die Bogen ab, falzt sie und liefert einen nach dem andern fertig ab.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Dienstag, 14. Juli 1868.

Lily.

(Fortsetzung.)

Nachdem er den Wald unaufhaltsam durchschritten, war die Sonne am Untergehen. Anstrengung und Müdigkeit hatten ihn fast gänzlich erschöpft. Lily hungerte und sie begann zu weinen. Da näherte er sich einer einzeln stehenden Hütte und klopfte an der Thüre. Eine Frau schaute ängstlich zu einem über derselben befindlichen Fenster heraus und fragte mit forschenden Blicken auf Ned: „Was verlanget Ihr?"

„Könnt Ihr mir, gegen Bezahlung versteht sich, Etwas zu essen geben? Ich bin hungrig und müde."

„Hier ist kein Wirthshaus," brummte die Frau; „auch seht Ihr mir nicht aus wie ein Reisender. Geht Eurer Wege."

„Sehr gern," sprach Ned bitter; „seid aber nur wenigstens so gefällig und saget mir, wo ich hier in der Nähe etwas Milch für mein Kind bekommen kann. Die arme Kleine stirbt mir sonst vor Hunger und Durst."

„Euer Kind?" fragte die Frau überrascht.

Ohne zu antworten, nahm Ned die Decke von der Kleinen, die zu weinen aufhörte und neugierig die Bäuerin betrachtete.

„Armes Närrchen!" versetzte diese, als sie Lily's schönen Lockenkopf erblickte; „warum habt Ihr denn das nicht gleich gesagt? Ich werde Euch im Augenblicke Milch bringen; setzt Euch unterdessen auf die Bank."

Nach einer kleinen Weile öffnete sie das Fenster des Erdgeschosses und reichte zwischen dem Gitter Ned eine Tasse mit Milch hinaus.

„Ich bin," sprach sie, „jetzt zufällig ganz allein im Hause und kann Euch deßhalb nicht wohl öffnen. Aber hier habt Ihr Brod und Schinken; gleich werde ich Euch auch ein Glas Bier bringen, denn Ihr scheint mir äußerst ermüdet zu sein... In der That, ein allerliebstes Kind. Gehört es Euch? Für einen Familienvater seht Ihr mir sehr jung aus."

„Seine Mutter ist jünger noch als ich; ich bin eben im Begriff, mich zu ihr zu begeben."

Der mäßige Imbiß war bald verzehrt und Ned schickte sich zum Bezahlen an.

„Ach, lasset das gut sein," sprach die Bäuerin; „Ihr scheint mir als Familienvater überhaupt nicht in den besten Umständen zu sein. Es hat mich gefreut, Euch einen kleinen Dienst erwiesen zu haben."

Ned dankte herzlich, erkundigte sich noch, wo er wohl ein Nachtlager in der Nähe werde finden können und machte sich auf den Weg. Nicht sehr weit von da begegnete ihm ein reisender Krämer. Von diesem kaufte er eine Tuchjacke und einen breitrandigen Strohhut, schnitt sich die Haare ab und gelangte in dieser Verkleidung glücklich in das ihm bezeichnete Wirthshaus, wo man ihm ein Lager im Stalle anwies.

Als er mit dem anbrechenden Tage aufgestanden war und ein kärgliches Frühstück zu sich genommen hatte, vernahm er Pferdegetrappel, das im Hofe aufhörte, dann die rauhe Stimme eines Mannes, der mit dem Wirthe ein Gespräch anknüpfte, das ihn, als er es theilweise vernahm, vor Entsetzen schaudern machte.

„Ein Wilderer?" wiederholte nämlich der Wirth.

„Wie ich Euch sage, der einer Brandstiftung verdächtig ist," versetzte der Angekommene; „ein großer Kerl mit langen fuchsrothen, bis über die Schultern herabhängenden Haaren, in einem blauen Kittel mit breitem ledernen Gürtel; kurz mit einem Aussehen, wie ein wahrer Strauchmörder."

„Groß, rothhärig — blauer Kittel mit Ledergürtel — so ein Kerl ist mir nicht vorgekommen."

„Sind gestern und heute keine Reisenden bei Euch eingekehrt?"

„Doch, doch; ein Ochsenhändler, den ich sehr gut kenne, zwei beurlaubte Soldaten, ein Ehepaar

aus der Nachbarschaft und ein junger Ackerknecht, der wahrscheinlich nebst seiner schon vorausgegangenen Frau in einen neuen Dienst tritt, und sein Kind, wie eine Wärterin, auf dem Arme mit sich trägt — sonst Niemand."

„Gut! Der Kerl hat sich wahrscheinlich nach der andern Seite gewendet, oder hält sich im Walde verborgen. Für den Fall jedoch, daß er bei Euch einkehren sollte, übergebe ich Euch hier seine Personal-Beschreibung. Erscheint er, so setzet ungesäumt den Friedensrichter davon in Kenntniß."

„Ich werde mir's merken."

„Gehabt Euch wohl!"

Kurz darauf vernahm man davon eilende Pferdetritte und der bleiche, zitternde Norton war für jetzt gerettet. Er athmete tief auf, nahm Lily, umarmte sie mit Entzücken und lispelte ihr zu: „Ich habe Dich gerettet, theures Kind, und jetzt rettest Du mich!"

Er bezahlte dem Wirth seine Zeche und beeilte sich, diese Gegend zu verlassen.

Unaufhaltsam eilte er fort, so viel es seine Kräfte nur immer zuließen, bis er endlich in die Nähe von London gelangte. Hier glaubte er sich in Sicherheit.

In einem jener rauchgeschwärzten Dörfer, welche gleichsam den Gürtel Londons bilden und deren lärmende Werkstätten den ganzen Tag von Hammerschlägen ertönen, erleuchtete ein schmales Fensterchen ein kleines Zimmer. An diesem Fenster stand, mit dem Arme auf dessen Brüstung gelehnt, ein Mann, der traurige Blicke auf den durch Rauch und Nebel verfinsterten Himmel warf. Der Mann war Ned Norton — jedoch mächtig verändert.

Er war in die einfache, aber reinliche Tracht eines Metallarbeiters gekleidet. Sein Gesicht hatte nicht mehr den ihm früher eigenen Ausdruck von wilder Rauhheit, wohl aber die strenge Regelmäßigkeit der Züge; seine Hautfarbe war nicht mehr gebräunt wie früher, allein sie verrieth, daß er körperlich und geistig leide. In der That war er auch in beständiger Aufregung und jetzt wieder verdüsterte sich sein Blick, als er am Fenster seinen trüben Gedanken sich hingab.

„Welch finsterer Himmel!" rief er endlich, „hier sieht man nichts als Rauch und Dächer! Nirgends ein Baum; nicht einmal ein Vogel! — Ein abscheuliches Leben!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und ein betagtes Weib trat ein.

„Ah, seid Ihr es, Mutter Bradcock," redete Norton sie an, „wo ist Lily?"

„Sie ist unten, Herr Eduard, und sieht nach dem Pudding; ich werde sie Ihnen sogleich herbeiholen."

Die Alte deckte nun den Tisch zum bescheidenen Mahle, verließ dann das Zimmer und kam bald mit dem erwähnten Gerichte in der einen Hand zurück, während sie an der andern ein kleines Mädchen von 3 bis 4 Jahren führte, das behend auf Norton zulief, auf seinen Schooß kletterte und ihn unter freudigen Ausrufungen umarmte. Diese unschuldigen Liebkosungen schienen Ned heiterer zu stimmen. Die finsteren Falten auf seiner Stirne verschwanden und bald lächelte und schäkerte er mit der Kleinen, die ihn Vater nannte.

„Hat sich Lily brav gehalten, Mutter Bradcock?" fragte er die Alte.

„Sehr brav, sie hat gelesen, genäht wie eine erwachsene Person."

„Sehr gut. So werde ich sie auch nächste Woche zur Belohnung zum Polichinell führen."

Lily schrie freudig auf und klatschte in die Händchen.

„Ein allerliebster Engel," sagte die Alte leise zu Ned; „und wie sie Ihnen ähnlich sieht, Herr Eduard."

„Meint Ihr?" entgegnete Ned mit bitterem Lächeln. „Ich finde im Gegentheil, daß sie große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter hat."

„Wie schmerzlich muß es für Sie gewesen sein, die theure Gattin zu verlieren," fuhr die Alte nach einer Pause fort, als sie bemerkte, daß Ned von traurigen Gefühlen ergriffen schien. — Wenn man wahrhaft liebt, thut das Scheiden so unendlich weh! — Und ich sehe es, Sie sind ihr noch immer treu. — Es wäre freilich hart für die Kleine, wenn sie eine Stiefmutter bekäme. In Ihrem Alter und als geschickter Arbeiter ist es freilich schön von Ihnen, daß Sie sich so ganz diesem Kinde widmen. Erst diesen Morgen hat es auch Fräulein Jenny gesagt."

„Ah, die Tochter des Weinhändlers!" entgegnete Ned gleichgiltig... „Nimm Dich in Acht, Lily, Du wirst Dich brennen."

„Ich kann Ihnen sagen, daß ihr Vater Sie sehr hochschätzt; und wenn die leidige Geschichte mit James Cox nicht vorgefallen wäre, so —"

„Er ist ein anmaßlicher Grobian!" unterbrach sie Ned, indem er die Augenbrauen mächtig in die Höhe zog. „Wenn ich ihm begegne, so schlage ich ihm die Rippen entzwei."

Die Alte schwieg klugerweise.

„Ein frecher Bengel," fuhr Ned mit steigendem Ingrimm fort, „der sich einbildet, weil wir in derselben Werkstätte arbeiten, er könne mit mir umgehen — aber nur Geduld; er ist das erste Mal

viel zu wohlfeilen Kaufes davon gekommen; treffe ich ihn wieder —"

„Vater," unterbrach ihn Lily, „ist es denn wahr, daß Polichinell einen doppelten Buckel hat, weil er unartig gewesen ist und immer mit seiner Peitsche dreinschlägt?"

„Wer hat Dir das gesagt?" sprach Norton.

„Billy Fernley."

„Nun, so belehre sie, daß nicht jeder unartige und grobe Mensch buckelig ist."

„Das dachte ich doch auch!" entgegnete Lily mit nachdenklicher Miene.

Norton lachte laut auf und nahm Lily auf den Schooß, um sie zu liebkosen.

Als bald darauf das Nachtessen beendigt und Lily zu Bett gebracht war, blieb Norton allein mit seinen düsteren Gedanken. Seit ihm eine höhere Fügung dieses Kind anvertraut und mit dem lieben, kleinen Wesen auch die Pflicht übertragen hatte, für dessen Wohl zu sorgen, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, auf seine freie, sturmbewegte Lebensweise zu verzichten, einen Stand zu ergreifen, den er früher verschmäht hatte, und wieder ein bescheidener, friedliebender Gewerbsmann zu werden. Aber die einförmige, sitzende Lebensweise in der Werkstätte behagte dem verwegenen Wilderer nicht, der an das unstäte, freibeuterische Leben gewohnt war; er mußte freien Raum, Bewegung und Luft haben.

So zerbrach der unwiderstehliche Hang zur Ungebundenheit nach und nach die Kette, die ihm ein unvermeidlicher Entschluß während einiger Zeit angelegt hatte. Er brachte diese Nacht fast schlaflos zu, denn eine fieberhafte Aufregung hielt ihn wach. Er begab sich des andern Morgens spät nach seiner Werkstätte und machte sich mit widerstrebendem Herzen an die Arbeit, der man es dann natürlich auch wohl ansah. Der Aufseher, dem seine Trägheit nicht entgangen war, warf sie ihm vor. Dieses nahm jedoch Norton höchst übel auf. In dem Augenblicke, wo sich zwischen Beiden ein heftiger Streit entsponnen hatte, trat der Herr selbst ein und untersuchte Neds begonnene Arbeit, über die er sich dann gleichfalls höchst mißbilligend äußerte.

„Wer ist der Stümper," fragte er unwillig, „der diese Pfuscherei gemacht hat?"

„Der Stümper — bin ich," entgegnete Ned, sich mit wildem Blicke ihm nähernd.

„Dachte ich's doch," versetzte Jener. „Glaubet Ihr etwa, daß ich Euch bezahle, damit Ihr mir mein Material verderbet?"

„Genug der Worte!" unterbrach ihn Ned, vor Zorn erglühend und einen Hammer schwingend, „Sie nennen das eine Pfuscherei?"

„Zum Teufel, ja, so nenne ich es!"

Bei dieser Aeußerung zertrümmerte Ned mit kräftigen Hammerschlägen seine ganze, in den Schraubstock gespannte Arbeit, so, daß der Herr vor Schreck und Aufregung um einige Schritte zurücktrat.

„Sie sind mir vierzehn Tage Arbeitslohn schuldig," sprach Ned mit mühsam unterdrückter Wuth, „ich will meine Rechnung abgemacht haben!"

„Auf der Stelle!" versetzte der Herr — „hier ist Euer Geld; aber nun geht sogleich und lasset Euch nie wieder in meiner Werkstätte blicken!"

„Haben Sie nicht bange, daß ich auch nur einen Augenblick länger hier verweile — ich weiß, was ich, einem solchen Manne gegenüber, der höchstens zum Sklavenaufseher taugt, meinem Ehrgefühle schuldig bin."

Kaum wenige Minuten später befand er sich bereits auf der Straße und eilte mit raschen Schritten von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanisches Gefängniß.

Amerika ist und bleibt das Land raschen Fortschrittes. Alle Diejenigen, welche noch nie ihrer persönlichen Freiheit beraubt gewesen sind, leben in dem Wahne, daß ein Gefängniß ein abscheulicher Wohnort sein müsse; daß sowohl das Aeußere eines solchen einen abstoßenden und traurigen Anblick bieten müsse, als das Innere über alle Beschreibung düster und schmutzig sey; daß die Nahrung kärglich zugemessen und schlecht zubereitet werde; und daß in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift der Weg des Sünders, der ins Gefängniß wandern muß, unerbittlich hart sei. Es scheint uns aber, daß diese Ansicht durchaus unrichtig sei, indem wir in einer New-Yorker illustrirten Zeitung vom 21. März letzthin bildliche Darstellungen aus dem dortigen Gefängnißleben finden, welche die altmodischen Ideen, die wir oben erwähnt haben, entschieden zurechtweisen und uns eines Besseren belehren. Das Ludlow Street-Gefängniß in New-York, welches im Juni 1862 beendigt wurde, ist 90 Fuß lang, 90 Fuß breit und 60 Fuß hoch. Jede Seite hat zwei Reihen von je fünf Fenstern Die oberen Fenster sind bei 20 Fuß hoch und ein Fremder, der unten vorbeigeht, könnte das Gebäude für ein Versammlungshaus von Quäkern oder eine altmodische Methodistenkirche halten. Allein die formidablen Eisengitter lassen den Charakter des Gebäudes sogleich erkennen. Wenn man von der

Straße aus eintritt, so gelangt man durch eine kleine Halle in ein geräumiges Gemach, das durch ein drei Schuh hohes eisernes Geländer in ein Geschäftsbureau auf der einen Seite und in ein Empfangszimmer für Besucher auf der anderen Seite eingetheilt ist. Auf dem nämlichen Boden befinden sich die Küche und das Wäschegemach und im Keller befindet sich eine tragbare Dampfmaschine, welche das ganze Gebäude mit Dampf zum Heizen zum Kochen und zu anderen Zwecken versieht. Das Gefängniß enthält 87 Zellen von je 10 Fuß ins Geviert und 12 Fuß Höhe. Jede Zelle wird sehr reinlich gehalten, und ist frei von dem dumpfen Geruche, der sonst in Gefängnissen vorherrscht. Dieses Resultat wird durch häufiges Fegen und öftere Ventilation erreicht. Es sind keine Oefen zum Heizen vorhanden, indem die Heizung durch Dampf geschieht. Jede Zelle hat zwei eiserne Bettstellen mit Federnmatratzen, komfortablen Hauptkissen und reichlichem Bettzeug. In jeder Zelle befindet sich ein Tisch, ein Spiegel, Stühle und in vielen Fällen finden sich noch andere Gegenstände vor, die zum Komfort der Inhaber gehören und von denselben geliefert werden. Gewöhnlich sind — um sich gegenseitig Gesellschaft zu leisten — zwei Personen in einer Zelle. Die Nahrung des Gefangenen des Ludlow Street-Gefängnisses ist nicht weniger zuträglich und angenehm, als ihre Zimmer gesund und komfortabel sind. Der „offizielle Tisch" besteht den Gefängnißreglements gemäß in Brod, Thee und Kaffee zum Frühstück, Fleisch zum Mittagessen, ausgenommen an den Freitagen, an welchen Fische dessen Stelle vertreten. Auch Gemüse werden gestattet. Allein viele der Gefangenen, welche Verwandte, Freunde, oder Geld haben, machen von dem Rechte Gebrauch, ihre Mahlzeiten aus ihren eigenen Küchen oder denjenigen ihrer Verwandten oder aus den benachbarten Restaurants zu beziehen. Ein unternehmender Gefangener hat im Gefängniß ein Comestiblesgeschäft gegründet, wo die Gefangenen sich viele Bedürfnisse und sogar Delikatessen verschaffen können. Eine andere „Eigenthümlichkeit" dieses Gefängnisses, die einem Gebrauche der besten Kosthäuser sehr ähnlich sieht, ist, daß auch Mahlzeiten in den Zellen der Gefangenen appart servirt werden können. Auch ist es den Gefangenen möglich gemacht, sich in verschiedener Weise zu unterhalten. Sie dürfen sich mit Karten, Damenbrett, Domino und Billard belustigen und während des Tages ist das Lesezimmer des Gefängnisses den „Pensionären" beständig geöffnet. Das Billard erfreut sich aber des häufigsten Zuspruches und ist in beständigem Gebrauche, — natürlich gegen Bezahlung. Beinahe zu jeder Stunde des Tages kann man zahlreiche Gruppen elegant gekleideter Einbrecher, Banknotenfälscher, Falschmünzer und anderer „Spekulanten" zuschauen sehen, wie ein edler „Geschäftsmann," der nur große Summen in Werthpapieren annexirt, mit einem Bankkassier spielt, der seine Kasse bestohlen hat. Die Gefangenen werden um 6 Uhr Abends in ihre Zellen eingeschlossen und Morgens um halb acht wieder aus denselben entlassen, um das Schmausen, Spielen und andere Vergnügungen des Tages wieder zu beginnen. Die meisten der Gefangenen, welche gewöhnlich in diesem Gefängnisse aufgehoben werden, sind solche, die vom Sherif von New-York-County unter Anklage beabsichtigter oder wirklich ausgeführter Betrügereien an ihren Gläubigern verhaftet worden sind, und das Gefängniß ist das eigentliche Bezirksgefängniß der Grafschaft New-York.

Mannigfaltiges.

Ein Pariser Berichterstatter der „Frankf. Ztg." schreibt vom 6. ds.: Zum Schluß ein Geschichtchen; es wird mich nicht in guten Geruch bringen, aber es ist wahr. Die Zeitungen haben berichtet: „Als der Kaiser jüngst im Park von Fontainebleau mit dem neuen Erdbohrer, dessen sich die englische Armee in Abessinien bediente, Versuche anstellte, entdeckte er eine Quelle schwefelhaltigen Wassers." Schon baute man die schönsten Kurbrunnen-Pläne auf diesen kaiserlichen Fund; Arbeiter wurden beauftragt, die Quelle zu fassen. Diese Arbeiter waren keine Höflinge, sonst hätten sie sicher nicht entdeckt, wenigstens aber nicht ausgeplaudert, daß die kaiserlich Quelle ihren Ursprung der Durchlöcherung eines gewissen Abzugskanals verdankte... Doch Sie errathen. Der Ursprung der Quelle gab nun seh leicht die Erklärung für ihren ganz eigenthümliche Geschmack. Und die Kaiserin und die schönen Dame haben alle von dieser neuen Heilquelle getrunken

Feuerversicherungsagent: „Ihr seid doch ei Bauer, der Etwas im Hause hat und sich dah gegen Feuerschaden versichern sollte." — Baue „Ja, hören S', Herr! Ich hab' schon einm 10 Jahr in eine Feuerversicherung bezahlt, da bin ich wieder 'rausgangen." — Feuerversicherung agent: „Ja, warum denn?" — Bauer: „Wei halt nie bei mir brennt hot."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Donnerstag, 16. Juli 1868.

Lily.

(Fortsetzung.)

Während Ned also zwecklos durch die Straßen schlenderte, fühlte er plötzlich, daß ihm Jemand von hinten auf die Achsel klopfte. Als er sich umschaute, erblickte er zu seinem Erstaunen Turnship, und zwar in sehr guter, geschmackvoller Kleidung.

„Ein glücklicher Zufall," sprach er zu Ned, „der mich hier mit Dir zusammengeführt; denn ich war eben im Begriff, einen geschickten und verständigen Arbeitergehilfen zu suchen."

„Einen Arbeiter?" fragte Ned überrascht; „seit wann sucht Meister Turnship einen Gehilfen? In welchem Fache der Gewerbsthätigkeit bist Du denn Unternehmer geworden?"

„Das werde ich Dir sogleich begreiflich machen. Ich betreibe ein industrielles Geschäft im Großen und das Ding geht gar nicht übel, wie Du schon an meinem Aeußern sehen kannst. Auch fehlt es mir nicht an baaren Mitteln. (Hier zog er eine Hand voll Geld aus der Tasche.) Nur möchte ich den Kreis meiner Thätigkeit erweitern und suche deßhalb einige Mitarbeiter."

„So, so! Ich fange an zu begreifen."

„Du wirst mich alsbald vollkommen verstehen. Du hast Verstand, Unternehmungsgeist und etwas Aristokratisches in Deinem Benehmen, das uns Leuten von gemeiner Herkunft abgeht. Außerdem bist Du ein geschickter Metalldreher. So vernimm denn meinen Plan: Von morgen an mache ich Dich zum vornehmen Mann Ritter, Baronet, Marquis, wie Du willst. Du sollst eine allerliebste Wohnung, eine reizende Geliebte, einen vortrefflichen Tisch und einen wohlgefüllten Keller haben. Dann suchst Du Dir Freunde in den höheren Klassen zu erwerben. Man macht sich gegenseitig Besuche — bei dieser Gelegenheit verschafft man sich auf geschickte Weise Wachsabdrücke von Schlössern; man macht die erforderlichen Schlüssel und dann — doch das Uebrige werde ich schon besorgen. Dabei führst Du ein herrliches Leben, genießest alle Freuden des Lasters und alle Ehre der Tugend. — Nun sprich, behagt Dir das?"

„Nein!"

„Wie zum Teufel, nein? Und warum?"

„Weil — weil das ehrlose Diebshandwerk nicht meine Sache ist."

„Ah so! Entschuldigen Sie, Herr Baronet; Sie stecken also lieber Meiereien in Brand?"

„Turnship! ich sage Dir, verdammter Verleumder."

„Nun was denn? — Sei die Sache nun wahr oder falsch, man glaubt daran, Brüderchen, und so läuft es am Ende auf dasselbe hinaus. Zudem sind wir nicht so weit von Middlesex entfernt, daß die Geschichte nicht auch hier ruchbar geworden sein sollte."

„Das glaube ich nicht."

„Nun wohl; die Zukunft wird es lehren. Daß ich Dich übrigens hier, während der Arbeitsstunden, unbeschäftigt auf der Straße herumschlendern sehe, ist mir ein Beweis, daß es um Deine Stelle windig aussehen muß, oder daß Du sehr arbeitsscheu geworden bist. — Ich will Dir Zeit lassen, über meinen Vorschlag nachzudenken."

„Ich bezweifle sehr, daß ich jemals darauf eingehen werde."

„Das wird sich zeigen. Bedenke wohl, welch' glänzende Aussicht ich Dir eröffne; und dafür verlange ich blos ein halbes Dutzend armselige Schlüssel, die Du mir machen sollst. Wo wollen wir uns wieder treffen?"

„In der Schenke bei Runninghorse," antwortete Ned nach einigem Bedenken.

„Es sei, auf Wiedersehen!"

Turnship entfernte sich; aber der Pfeil, den er auf Norton abgedrückt, hatte getroffen. Das Schwan-

kende seiner Lage, der geringe Verdienst, die Unannehmlichkeiten seiner untergeordneten Stellung, das Streben seines Feuergeistes, eine Rolle in der Welt zu spielen, kurz Alles verlockte ihn vom geraden Wege nach der Irrbahn, die er im ersten Augenblicke verworfen und die ihm Turnship mit so glänzenden Farben geschildert hatte.

Fast den ganzen Tag trug er die Gedanken, die seine Brust bestürmten, im Freien mit sich herum und kehrte erst mit der sinkenden Nacht nach seiner finsteren Kammer zurück.

Lily war bereits zu Bett gebracht worden. Kaum gedachte er ihrer. Er setzte sich still an seinen Tisch und verfiel abermals in tiefes Nachdenken über den ihm gemachten Vorschlag, der ihm mit jeder Viertelstunde annehmbarer erschien, bis er endlich zu entschlummern begann. Da schlug unversehens ein kindliches Gelächter an sein Ohr. Er kehrte sich rasch um und erblickte Lily, die leise aus ihrem Bettchen aufgestanden war und dann unvermerkt den Tisch erklettert hatte, um ihrem vermeintlichen Vater gute Nacht zu sagen.

Die zärtlichen Liebkosungen der allerliebsten Kleinen und ihre sinnige Anhänglichkeit rührten und ergriffen Norton über alle Beschreibung und brachten einen tiefen Eindruck auf ihn hervor. Beim Nachdenken über die neue, ihm so lockend gebotene Bestimmung hatte er die arme Lily ganz vergessen. Was sollte, wenn er den Vorschlag annahm, aus dieser künftig werden? Und dabei fielen ihm die empörenden Worte Turnships ein: „Entledige Dich schnell dieses kleinen Wurmes!"

„Gott verdamme den Unmenschen!" rief er unwillig, indem er Lily mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust schloß.

„Meine theure Lily, mein Engelskind! Du einziges Andenken an einen seligen Tag! — Nein, Du sollst nicht die angenommene Tochter eines Diebes werden! Morgen schon werde ich mich um andere Arbeit umsehen."

Und er hielt sein Wort. Er begab sich am folgenden Tage zu Meister Cornhill, dem Gelbgießer. Dieser war ein ernster, magerer, kleiner Mann, übrigens, wie man allgemein sagte, gerecht gegen seine Arbeiter. Er besaß eine der bedeutendsten Werkstätten der ganzen Umgegend.

Nachdem Meister Cornhill den sich bei ihm Anmeldenden mit forschenden Blicken betrachtet hatte, sprach er zu ihm: „Warum seid Ihr aus dem Geschäfte des Herrn Freeman getreten?"

„Wegen eines Wortwechsels. Er hatte mich schwer beleidigt und ich habe ihm geantwortet, wie er es verdiente."

„Ja, ja; ich habe schon von Andern sagen gehört, daß Ihr ein leicht aufbrausender Mensch seiet, ein hochfahrender, unruhiger Kopf. So Etwas kann ich nicht leiden und dulde es auch von Keinem, der in meinem Brode steht. Doch hat man mir dagegen Euch schon als geschickten, zum Trunke durchaus nicht geneigten Arbeiter gerühmt. Deßhalb will ich einen Versuch mit Euren Leistungen machen und Euch auf Probe nehmen."

So erhielt denn Norton eine Stelle bei Cornhill. Zwei Tage später beschied ihn dieser in sein Comptoir. Er befand sich, als Norton eintrat, ganz allein in demselben. Er warf einen strengen, forschenden Blick auf den jungen Mann und hieß ihn dann die Thüre verschließen. Als Norton dieses gethan, sprach er zu ihm: „Ich habe von einer Angelegenheit mit Euch zu reden, die Euch selbst betrifft. Man hat mir nämlich heute morgen ein Billet folgenden Inhalts zugesendet: „Herr Cornhill wird hierdurch benachrichtigt, daß jener Eduard Norton, den er vor einigen Tagen als Arbeiter in seiner Fabrik angestellt hat, kein Anderer ist, als der berüchtigte Ned Norton, dessen Vater auf dem Blutgerüst endete. Der Sohn, der sich längere Zeit als Dieb und Wilderer herumtrieb, wurde zuletzt als Brandstifter in der Grafschaft Middlesex mit Steckbriefen verfolgt. Dem Herrn Cornhill wird es nicht schwer fallen, hinter die Wahrheit zu kommen. Der Einsender glaubt diese Mittheilung einem Ehrenmanne schuldig zu sein, in dessen Absicht es nicht liegen kann, einem solchen Verbrecher eine Freistätte zu gewähren."

Norton stand wie niedergedonnert von dem Inhalte dieses Schreibens. Nach einer Pause fragte ihn Cornhill mit finsterer Miene: „Was habt Ihr hierauf zu erwiedern?"

„Daß dieses Billet die frechste Lüge, die heilloseste Verleumdung enthält."

„Mag sein," entgegnete Cornhill ernst und ruhig, „aber darum handelt es sich jetzt nicht. Kurz, seid Ihr dieser Ned Norton, auf den der Inhalt des Billets sich bezieht — ja oder nein?"

Von Schmerz, Scham und Wuth erstickt, vermochte der arme Ned kaum einige verständliche Worte hervorzubringen.

„Ich lege zwar nicht den geringsten Werth," fuhr Jener fort, „auf eine in solcher Form vorgebrachte Beschuldigung, ja, ich mißbillige sie sogar im höchsten Grade und will deßhalb auch die Sache nicht weiter untersucht wissen, sie verhalte sich, wie sie wolle. Indessen kann ich Euch nicht in meinen Diensten behalten, sondern muß Euch bitten, dieselben heute noch in aller Stille zu verlassen. Ihr

habt zwei Tage lang mit großem Eifer und ausgezeichneter Geschicklichkeit bei mir gearbeitet; dafür soll Euch mein Kassier den Lohn einer ganzen Woche ausbezahlen."

Norton wollte Einwendungen machen, allein Cornhill ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern deutete mit der Hand nach der Thüre und sprach: „Genug! Es bleibt bei dem, was ich beschlossen. Ihr holet diesen Abend Euer Geld bei meinem Kassier, den ich dazu beauftragen werde."

In stummer Verzweiflung verließ Norton Cornhills Haus.

(Fortsetzung folgt.)

General U. S. Grant,

Präsidentschafts-Kandidat der republikanischen Partei von Nordamerika.

Dem „Baltimore Wecker" entnehmen wir folgende Skizze:

Hiram Ulysses Grant wurde am 22. April 1822 zu Point Pleasant in Clermont County, Ohio, geboren, woselbst noch sein lebender, von Schottländern abstammender Vater damals ein Ledergeschäft betrieb. Ulysses war unter 6 Kindern das älteste. In seinem 17. Jahre wurde er in die Militär-Akademie zu West-Point aufgenommen. Das Kongreß-Mitglied, das seine Aufnahme bewirkte, nannte ihn jedoch irriger Weise Ulysses S. Grant, und als solcher ward er in die Bücher der Akademie eingetragen. Vergeblich kam er bei seinen Vorgesetzten um Wiederherstellung seines früheren Namens ein.

Er zeichnete sich in Westpoint durch sein verständiges, ruhiges und praktisches Wesen aus, ward aber bei der Abgangsprüfung im Jahre 1843 nur der Einundzwanzigste in einer Klasse von Neununddreißig. Die Bestallung, die er nur als Titular-Unterlieutenant erhielt, nannte ihn wieder Ulysses S. Grant, und so hat er diesen Namen statt seines ursprünglichen beibehalten.

Im Kriege der Ver. Staaten gegen Mexiko bewies er eben so viel Bravour, als militärische Anstelligkeit und zeigte sich vielen seiner Kommilitonen, die ein weit glänzenderes Examen bestanden hatten, als praktischer Soldat weit überlegen. Er machte alle Schlachten jenes Krieges theils unter Taylor, theils unter Scott mit, lernte in der Armee des Letzteren den damals im Stabe Scott's eine hervorragende Stelle einnehmenden Roberts E. Lee, den nachmaligen von ihm besiegten Rebellen-Generalissimus, kennen, und wurde zwei Mal wegen Tapferkeit belobt und befördert. Nach Wiederherstellung des Friedens ward er im Grenzdienste an der kanadischen Grenze und dann in Kalifornien und Oregon verwendet. Im Jahre 1848 heirathete er die Tochter des Kaufmanns Dent in St. Louis. Sechs Jahre nachher trat er, nachdem er vor einiger Zeit den Kapitänsrang erhalten hatte, des langweiligen Grenzdienstes müde, aus der Armee aus und ließ sich in der Nähe von St. Louis als Farmer nieder, sagte jedoch dem Militärwesen nicht ganz Valet, sondern befaßte sich in seinen Freistunden nach praktisch und eifrig betriebenem Landbau gerne mit militärwissenschaftlicher Lektüre.

Dieses Studium setzte er noch fort, als er im Jahre 1860 nach Galena in Illinois zog und dort als Campagnon in ein von seinem Bruder errichtetes Leder- und Gerberei-Geschäft eintrat.

In Folge seiner Bescheidenheit und Zurückhaltung und seiner bescheidenen Stellung im Leben war er beim Ausbruche der großen Rebellion beinahe ganz unbekannt.

Nach der Uebergabe von Fort Sumter beschloß er, seinen Degen wieder der bedrängten Republik zu weihen. Er übte in Galena eine Kompagnie Freiwilliger ein und führte sie nach Springfield. Von dort bot er der General-Adjutantur in Washington brieflich seine Dienste an, gleichviel welche Stelle sie ihm anweisen würde; er erhielt aber keine Antwort.

Ebenso vergeblich war es, daß er nach Cincinnati reiste und eine Anstellung in Gen. Mac Clellan's Stab zu erreichen suchte. Mac Clellan ignorirte ihn, wiewohl er ihn von Mexiko her als tapferen und geschickten Offizier kannte.

Der damalige Gouverneur und jetzige Bundessenator von Illinois, Yates, wies dem verkannten Patrioten ein Pult in der General-Adjutantur des Staates an, und Kapitän Grant half nun auf's eifrigste bei der Organisation der Truppen von Illinois, wobei das große organisatorische Talent des bescheidenen und schweigsamen Mannes zum ersten Male in Denen, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, eine Ahnung von seiner Größe erweckte. So hat Herr Yates selbst später in öffentlicher Rede erzählt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der bedauerlichen, auch in mehreren Theilen Italiens bestehenden Pariser Gewohnheit, die Kinder gleich nach ihrer Geburt den Sorgen einer Amme anzuvertrauen, folgte kürzlich auch die Frau eines Edel-

mannes in Brescia, indem sie das Kind, ein prächtiges Knäbchen, einer Bäuerin in einem benachbarten Dorfe übergab. Nach drei Monaten begab sich der Vater des Kindes zur Amme, um sein Kind zu sehen. „Was macht der Kleine?“ fragte er eintretend. „Der Kleine?“ schrie die Bäuerin, „welch' Kleiner? Es war ein Mädchen, mein Herr, wenn Sie Sich erinnern, und hier ist es, dieses liebe, kleine Herz, welches Gott segnen möge.“ — „Höllenweib!“ schrie der wie vom Schlage getroffene Vater, „was hast Du mit meinem Kinde gemacht? Antworte oder ich erwürge Dich!“ — Die erschreckte Bäuerin bekannte nun, daß sie, um sich eine doppelte Entschädigung zu verschaffen, das Kind in die Scheibe des Findelhauses gelegt habe, sie sei am folgenden Morgen dorthin gegangen, daß man es ihr dort als Säugling anvertrauen würde. Doch zu ihrer Bestürzung hätte man ihr dort ein anderes Kind, ein Mädchen, gegeben. Nach dieser Enthüllung eilte der Vater sofort nach dem Findelhause. „An dem Tage, zu der und der Stunde ist ein Knabe in diesem Hause aufgenommen worden,“ sagte er, „wo ist er?“ — „Es war nicht einer,“ wurde ihm geantwortet, „sondern zwei Kinder waren an jenem Tage niedergelegt worden, wie Sie es in der Liste sehen können; sie sind fast zur selben Zeit angekommen und auch zusammen eingeschrieben.“ — „Und kein Zeichen, kein Merkmal, um sie zu unterscheiden?“ — „Nein, nicht das Geringste.“ — Der unglückliche Vater schien für kurze Zeit wie der Sprache beraubt, als jedoch die ruhige Ueberlegung bei ihm wieder die Ueberhand gewann, dachte er folgendermaßen: „Nehme ich eins der Kinder und lasse das andere zurück, so bin ich das ganze Leben hindurch durch Zweifel gequält. Ich nehme also, da ich ein reicher Mann bin, die beiden Kinder und werde sie erziehen, dann habe ich die Gewißheit, daß das eine von beiden mein wirkliches Kind ist.“ Die Frau des Edelmannes war nicht wenig erstaunt, als ihr die beiden Kleinen auf Anordnung ihres Gatten ins Haus gebracht wurden und sie so plötzlich Mutter von Zwillingen geworden war.

(Man muß sich zu helfen wissen.) Nach Uebernahme des Kommando's eines Infanterie-Regiments des norddeutschen Bundesheeres durch einen preußischen Oberst hielt derselbe eine Inspizirung über das ihm anvertraute Regiment ab. Der Oberst hatte einen Zug als Schützen ausschwärmen lassen und fragte nun den Führer des Zuges, einen Seconde-Lieutenant, was er wohl anfangen würde, wenn er plötzlich von feindlicher Kavalerie bedroht werde. Der Lieutenant gab die Antwort, er würde durch den Hornisten das Signal zum Carrée-Formiren blasen lassen. „Was werden Sie aber thun, wenn Ihnen der Hornist weggeschossen ist?“ fragte der Oberst weiter. Der Offizier stutzte. Der Oberst, die Verlegenheit des Lieutenants gewahrend, nahm dem neben ihm stehenden Hornisten das Horn aus der Hand und sagte: „Dann bläst man selbst,“ und blies nun zur Verwunderung des ganzen Regiments mit großer Fertigkeit alle Signale vor. Der Lieutenant wird sich dieses wohl für kommende Fälle gemerkt haben.

Eine originelle Entstehungsgeschichte werden die Toaste haben, mit welchen die Wiener Studentenschaft ihren Festkommers für die Schützen beim Schützenfest zu schmücken gedenkt; sie werden auf dem noch nicht gewöhnlichen Wege einer Lieferungsausschreibung herbeigeschafft. Das verehrliche Komite „fordert freundlichst auf, Entwürfe zu den Toasten möglichst zahlreich, mit Motto und dem versiegelten Namen des Einsenders versehen, bis spätestens zum 18. Juli beim Universitäts-Portier abgeben zu wollen.“

(Alter der Milchverfälschung.) Die Kunst, die ökonomische Verbindung zwischen der Milch und dem Wasser zu bewerkstelligen, ist kein ausschließliches Produkt des Erfindungsgeistes der neueren Jahrhunderte; sie wurde schon von den Milchfrauen des alten Griechenlands ausgeübt. Dem Professor Felton zufolge bestand das scharfsinnige Mittel, welches man auf den Märkten von Sparta und Athen anwandte, um das Vorhandensein des Wassers in der Milch zu entdecken, darin, daß man einen Tropfen Milch auf den Nagel des Daumens fallen ließ; blieb er an seiner Stelle, ohne sich auf dem Nagel auszubreiten, so war die Milch rein; im entgegengesetzten Falle war sie mit Wasser vermischt.

(Konservirung der Blumen.) Ein sehr einfaches Mittel, Blumen lange in einer Vase zu erhalten, ist folgendes: Man schütte einen Löffel voll gestoßener Holzkohlen in das Wasser, das bestimmt ist, die Stengel der Blumen aufzunehmen; die Kohle wird sich rasch auf den Boden der Vase niederschlagen, das Wasser aber hell bleiben. Nach dieser Operation braucht man weder das Wasser noch die Kohle zu erneuern und die Blumen behalten Tage lang ihre Frische und ihren Duft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Samstag, 18. Juli 1868.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Alles ist vorbei!“ rief er auf der Straße halblaut, „mein Unstern siegt! — Aber was beginn' ich jetzt? Wohin soll ich meine Schritte wenden? Wenn mich dieser schreckliche Verdacht überall verfolgt, wo soll ich Beschäftigung und Brod finden?“

Da fielen ihm Turnships Vorschläge wieder ein und nicht lange nachher führte ihn der Zufall abermals mit diesem zusammen.

„Nichts für ungut, mein lieber Ned,“ sprach ihn dieser an, „Du kömmst mir wie gerufen, denn schon seit zwei Tagen harre ich Deiner vergebens bei Runninghorse. Laß schnell hören, wie es steht um Deinen Entschluß!“

„Noch habe ich keinen gefaßt — ich überlege.“

„Zum Teufel mit dem Ueberlegen! Mir ist noch nie ein solcher Denker vorgekommen. So laß doch hören, was Dich abhält. Ich wette, daß ich's errathe.“

„Und was?“

„Je nun, so etwas wie ein kleines Mädchen, das Du damals im Walde auf den Armen trugst. Aber sieh', das ließe sich ja sehr leicht einrichten. Gib die Kleine irgendwo in Kost. Mit dem vielen Gelde, das wir verdienen werden, kannst Du sie ja fürstlich erziehen lassen.“

Dieser Einfall verfehlte seinen Eindruck nicht; er betäubte so zu sagen sein Gewissen und Ned sagte endlich Turnship eine abermalige Zusammenkunft auf den folgenden Morgen zu. Sein Plan war, Lily der Mutter anzuvertrauen, bis sie das Alter erreicht habe, um in ein Erziehungs-Institut gebracht zu werden.

Als er endlich, vertieft in diesen Gedanken, heimkehrte, war die Sonne am Untergehen. Hier, in stiller Einsamkeit, erwachte plötzlich die Stimme des Ehrgefühls in seiner Brust; er zögerte und schwankte ungewiß zwischen dem Bösen und Guten. Da fielen durch sein schmales Fenster der Sonne letzte Strahlen und beleuchteten mit goldenem Scheine das Bettchen seiner sanft darin schlafenden Lily. Norton näherte sich ihr leise, um sie zu betrachten. Niemals war sie ihm so reizend vorgekommen. Durch die unruhigen Bewegungen, die sie im Schlafe gemacht, war die Decke über ihren reichumlockten Nacken, ihre Schultern und die Arme herabgeglitten. Als nun die Königin der Gestirne ihre letzten, feurigrothen Strahlen auf sie herabsendete, da ward Norton mächtig ergriffen von der Rückerinnerung an jene Schauernacht im Meierhofe, wo er Lily aus den Flammen errettet hatte. Gerührt bog er sich über die Wiege, um seinen Liebling zu küssen.

„Papa — Papa —“ murmelte jetzt der kleine Engel im Schlafe, holdselig lächelnd, „bleibe da — daß ich Dich küssen kann — ich will — alle Tage — brav und — folgsam sein — bleibe da —“

„Ja, mein Engel,“ rief Norton entzückt, „Du sollst bei mir bleiben! Ich dieses Kind verlassen, nachdem ich es gerettet habe? Nein, das wäre schmachvoll, unverzeihlich! Arbeiten will ich für Dich, aber nicht stehlen!“

Er umarmte Lily, steckte ihre dürftigen Habseligkeiten in seinen Quersack und eilte die Treppe hinab.

„Mutter Bradcock,“ sprach er zu der Alten, „ich habe soeben Nachrichten bekommen, die mich veranlassen, nach meiner Heimath zu eilen. Ich gedenke jedoch bald zurückzukehren. Sollte es aber längere Zeit dauern, so verkaufet alle meine Habe, um Euch für die Miethe und Eure Mühe bezahlt zu machen.“

Nach dieser kurzen Mittheilung ging er wieder hinauf, weckte Lily, kleidete sie an, nahm sie auf den Arm, eilte fort und machte nicht eher Halt, als bis die Nacht völlig hereingebrochen war. Am folgenden Morgen betrat er London.

„Mister!“ sprach leise, die Zimmerthüre öffnend, eine betagte Frau, deren Kleidung und Manieren eine Gouvernante in einem guten Hause verkündeten, „Lord Billingham hält in seiner Kalesche vor dem Hause, in Begleitung einiger Freunde. Er bittet dringend um die Erlaubniß, diese bei Ihnen einführen zu dürfen, um Ihre Werke zu bewundern. Sollten Sie jedoch allzu beschäftigt sein, so ersucht er Sie um die Gefälligkeit, ihm einen andern Tag zu bestimmen.“

„Sagen Sie Lord Billingham,“ war die Antwort, „ich bedauerte, ihn in diesem Augenblicke nicht empfangen zu können, weil ich in dringenden Angelegenheiten einen Besuch erwarte. Er würde mich daher sehr verbinden, wenn er mich später beehren wollte.“

Die Frau entfernte sich, indem sie die Thüre wieder möglichst geräuschlos zumachte.

Ihr Gebieter befand sich in einer Künstlerwerkstätte, die von der größten Eleganz und dem geläutertsten Geschmacke zeugte. Seidene Tapeten und Vorhänge und bequeme Fußteppiche gaben ihr das Ansehen von Luxus und Eleganz. An den Wänden herum befanden sich, in geschmackvoller Mischung, reich verzierte antike und moderne Waffen von kunstvoller Arbeit. Vor einem hohen Fenster stand ein Ciselirwerktisch, mit verschiedenen Werkzeugen bedeckt, und über demselben noch eine ganze Reihe solcher auf einem besonderen Aufsatze; rechts und links davon zahlreiche Modelle aus Wachs und Gyps, glänzende Bruchstücke von Goldschmiedsarbeiten, einzelne kleine Figuren, kostbare, theils vollendete, theils unvollendete Vasen. Neben einem schön verzierten Herde standen mehrere Schmelztiegel, eine tragbare Schmiede und ein Gießofen; weiter davon eine Drehbank mit allem Zugehör, ein chemischer Apparat und endlich eine Malerstaffelei nebst verschiedenen Mappen, Farben und Pinseln.

Der an dem Werktische sitzende Künstler schien mit einer schwierigen Arbeit beschäftigt zu sein. Ueber seinen Schraubstock gebeugt, war er gerade am Vollenden einer kleinen silbernen Figur. Seine Kleidung stand im Einklang mit der inneren Einrichtung seiner Werkstätte; ein Schlafrock von Damast umschloß seine Lenden vermittelst einer seidenen Schärpe; ein Baret von grünem Sammt deckte sein Haupt, welches eine reiche Fülle blonder Locken umfloß; seine männlichen, regelmäßigen Gesichtszüge verkündeten einen ernsten und zugleich edlen Charakter. Dieser Mann war — Eduard Norton. Wahrlich, es wäre schwer gewesen, in diesem eleganten Gentleman, in dieser edlen, würdevollen Gesichtsbildung den ehemaligen, unstät umherstreifenden Wilddieb zu erkennen, der die Bewohner der Meierei des Tom Craig in Schrecken setzte, oder auch selbst den aufbrausenden Arbeiter in der Fabrik des Meisters Freeman.

Er unterbrach jetzt seine Arbeit und wandte freundlich die Blicke nach einer Ecke des Zimmers, in welcher ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren emsig mit Zeichnen beschäftigt war. Nachdem er sie eine Weile aufmerksam betrachtet, rief er ihren Namen.

Lily — denn keine Andere war es — drehte rasch das Köpfchen um und zeigte ihr reizendes Gesicht, das die jüngst verflossenen Jahre noch verschönert zu haben schienen.

„Einen Augenblick Geduld,“ sprach Norton zu ihr, küßte sie auf die Stirne und legte seine Hand auf ihr Haupt; dann fuhr er fort:

„Neige Dich ein wenig auf diese Seite. Recht so! Bleib' nun einige Augenblicke ganz ruhig.“

Nun beobachtete er sie eine Weile in dieser graziösen Stellung; dann feilte er Einiges an seiner Arbeit, arbeitete eine andere Stelle mit dem Grabstichel aus und sprach dann: „Nun ist's gut, mein Kind, ich danke Dir schön für Deine Geduld.“

Lily stand auf, um die kleine Figur zu betrachten, die ihr Vater vollendet hatte.

„Das ist ja das Engelchen für das Kästchen des Herrn Bischofs?“

„Allerdings, mein Kind,“ erwiederte Norton, indem er Lily auf den Schooß nahm und dabei beständig seine Arbeit betrachtete.

In diesem Augenblicke trat die Haushälterin abermals ein und meldete den Pastor Fergusson.

„Sehr willkommen!“ sprach Norton erbleichend und mit wankender Stimme. Zugleich stand er auf, um den Eintretenden zu begrüßen.

„Ich bin wahrlich beschämt, Herr Pastor,“ sprach Norton, sein Baret abnehmend, „daß Sie sich in meine Wohnung bemühen; ich war so frei, Sie in der Ihrigen aufzusuchen —“

„Und ich war abwesend,“ entgegnete der Pastor lächelnd, „es ist daher nicht mehr als billig, daß ich Ihnen Ihren Besuch zurückgebe. Es ist dies ein wahres Vergnügen für mich, denn es verschafft mir den Genuß, Ihre Arbeiten zu bewundern und zugleich meiner kleinen Lily guten Tag zu sagen.“ Bei diesen Worten streichelte der gute, alte Pastor der errötheneden Lily die Wangen.

„Danke dem Herrn Pastor,“ versetzte Norton, „und laß uns dann allein, mein Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

General U. S. Grant,

Präsidentschafts-Kandidat der republikanischen Partei von Nordamerika.

(Schluß.)

Da Grant sich nach dem Felddienste sehnte, so übertrug ihm Gouverneur Yates nach 5 Wochen den Befehl über das 21. Volontär-Infanterie-Regiment des Staates. Oberst Grant rückte mit seinem Regimente nach Missouri, bekam während der dortigen kleineren Kämpfe das Kommando über eine Brigade und avancirte im August jenes Jahres auf die Empfehlung mehrerer Kongreß-Mitglieder zum wirklichen Brigade-General. Nun begann seine glänzende Feldherrnlaufbahn, welche der ganzen civilisirten Welt bekannt ist und bei der wir daher hier nicht zu verweilen brauchen.

Einen nationalen Namen gewann er sich zuerst durch die Schlacht von Belmont. Sein großer Erfolg bei Fort Donnelson im Februar 1862 elektrisirte sämmtliche Freunde der Union. Dann kam die furchtbare Schlacht bei Pittsburg Landig oder Siloh. Grant's Name befand sich damals unter einer Wolke, die aber durch die Wahrheit und durch seine späteren Siege längst verscheucht ist.

Sein brillanter Feldzug gegen Vicksburg und die Einnahme dieser Mississippi-Festung schnitten das Rebellenreich entzwei und machten ihn zum ersten Krieger der Republik.

Dann kam seine große Siegesschlacht bei Chatanooga..

An die Spitze sämmtlicher Heere der Union gestellt, brachte er Harmonie und Einheit in alle strategischen Bewegungen auf dem ungeheuren Kriegsschauplatz und führte in elf Monaten den Krieg glücklich zu Ende.

Daß er neidlos und uneigennützig für sich selbst die schwerste und undankbarste Rolle im Kampfe gegen Virginien und gegen die Hauptmacht der Rebellen wählte und seinen mit bewunderungswürdiger Menschenkenntniß ausgewählten Unterfeldherren die leichteren und glänzenderen Rollen überließ, sei nur im Vorbeigehen erwähnt.

War er im Kampfe ein Held von furchtbarer Entschlossenheit, voll unüberwindlicher Ausdauer und voll unerschöpflichen Reichthums an geistigen Hilfsmitteln, so zeigte er sich im Siege und Triumphe ebenso unerschöpflich an Großmuth und Güte.

Und seine Bürgertugend strahlte im hellsten Lichte, indem er nach Ueberwindung der großen Rebellion sich nicht einmal Zeit nahm, den Hauptpreis seiner Thaten und Anstrengungen, Richmond, zu besehen, sondern nach der Bundeshauptstadt eilte, um seine tapfern Bürgersoldaten an den häuslichen Herd zu entlassen und die Lasten des Volkes zu erleichtern.

Die letzten drei Jahre waren für ihn eine ebenso ernste und schwere Prüfungszeit, wie die vorhergegangenen Kriegsjahre, und er bestand diese Prüfungen ebenso rühmlich. Auf dem schlüpfrigen Parquet der Politik zeigte er, der schlichte Soldat, eine Klugheit, eine Festigkeit, Prinzipientreue und ein Administrationstalent, die im höchsten Grade zur Stellung des obersten Verwalters der Republik befähigen. Auch hatte er in seiner so überaus schwierigen Position in den letzten drei Jahren hinlänglich Gelegenheit, sich die nöthige politische Erfahrung und Einsicht zu sammeln.

Er war der Erste im Kriege, er wird der Erste im Frieden werden, und daß er, wie sein erhabener Vorgänger Washington, der Erste im Herzen seiner Mitbürger ist, Das wird die jetzt begonnene Wahlcampagne und der Entscheidungstag im November beweisen!

Mannigfaltiges.

Dortmund. Vor einigen Wochen wollte in einer hiesigen Beamtenfamilie den Mitgliedern derselben des Morgens und Nachmittags der Kaffee gar nicht mehr munden. Er hatte einen so eigenthümlichen, fauligen Geschmack. Die sorgsame Hausfrau ließ sich die beste Sorte Kaffee holen — der Geschmack des Kaffee's blieb derselbe. Da kam endlich der Gedanke, der Köchin einmal auf die Finger zu sehen, und was kam zum Vorschein? Das Dienstmädchen, ein junges Ding von etwa 19 Jahren, stieg, ehe sie den Kaffee zubereitete, in ihre Kammer hinauf und brachte von dort einen Topf Wasser herunter. Natürlich wurde sie bei der ersten Entdeckung dieses Umstandes sofort festgehalten und der Topf untersucht. Das Resultat war, daß das Wasser einen fauligen, unangenehmen Geruch hatte und daß das Mädchen unter Thränen folgendes Geständniß ablegte: „Eine alte Frau hier, die Sympathie verstände, habe ihr gerathen, daß, wenn sie bald einen reichen Mann haben wollte (als solcher wurde ihr von der Schwindlerin ein jüngerer Bruder der Hausfrau bezeichnet), so brauche sie nur ein Taubenherz zu nehmen und dieses in rohem Zustande in einen großen Topf Wasser vier Wochen lang zu legen, bis „es sich theilweise aufgelöst habe". Von diesem sympathetischen Wasser müsse die Familie Desjenigen, den sie gern heirathen wolle, und er selbst täglich etwas im Kaffee genießen; geschähe

dies, so würde der junge Mann unlöslich an sie gefesselt. Diesen Rath habe sie dann auch befolgt und daher rühre auch der schlechte Geschmack des Kaffee's!"

Die Berliner „Gerichts-Ztg." erzählt: „In dem denkwürdigen Reitergefechte bei Czervenahora (am 27. Juni 1866), in welchem das 3. Garde-Uhlanen-Regiment die Feuertaufe empfing und sich mit Ruhm bedeckte, hatten sich bei der Attake die beiden gegenseitigen Rittmeister fest auf's Korn genommen, wobei schließlich der österreichische, von dem preußischen zerhauen, vom Pferde sank und als todt auf dem Kampfplatze blieb. Bei den in Potsdam kürzlich stattgefundenen großen Paraden waren auch viele fremdländische Offiziere anwesend, worunter namentlich ein sächsischer Oberstlieutenant durch sein über und über mit Narben bedecktes Gesicht allgemein auffiel. Nach der Parade, welche das 3. Garde-Uhlanen-Regiment auf dem Bornstedter Felde gehabt hatte, ritt er an dasselbe heran und fragte, welche Eskadron es gewesen, die damals das Gefecht eröffnet habe, und ob auch der Rittmeister noch dabei sei. Es wurden ihm hierauf die 2. Eskadron und der jetzige Major v. H. als die Betreffenden bezeichnet. Ungesäumt ritt er zu diesem hin und zum zweiten Male standen sich die beiden Kämpfer von Czervenahora Aug' in Aug' gegenüber, diesmal jedoch als verbündete Norddeutsche sich brüderlich die Hand reichend. Der Oesterreicher war seiner Zeit nur schwer verwundet gewesen und hatte nach seiner Genesung sofort den Abschied genommen, um in sächsische Dienste zu treten, ungeachtet ihm in Oesterreich ein kleines Avancement angeboten wurde."

Aus Auerbach (Oberpfalz), 9. Juli, wird dem „Nürnb. Korr." berichtet: Bei dem jüngsten großen Brande dahier hat ein Storchenpaar rührende Beweise von Elternliebe und von Erkenntniß der Sachlage an den Tag gelegt. Dieselben haben auf einem Stadtmauerthurme ein Nest, in dem sich 3 Junge befinden. Dieser Thurm war vom Feuer stark bedroht und das nicht zehn Schritte vor demselben befindliche Haus ist auch niedergebrannt, so daß gegen das Storchennest große Wolken Rauches hingetrieben wurden und sich dahin große Hitze entwickelte. Gleichwohl haben die beiden alten Storche das Nest vom Anfange des Brandes bis zum Ende desselben nicht verlassen und ihre mit offenen Schnäbeln dasitzenden und nach Luft schnappenden Jungen beschützt und sorgsam darauf geachtet, daß das aus leicht entzündlichen Stoffen zusammengesetzte Nest nicht Feuer fange.

(Naturreichthum der Vereinigten Staaten.) Derselbe ist wirklich großartig. So beträgt allein die Gesammtfläche der Steinkohlenfelder (welche in Britisch Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Rheinpreußen, Westphalen, Böhmen, Sachsen, Spanien und Rußland 16 500 Quadrat-Meilen inne haben) daselbst 200,000 Quadrat-Meilen. Eisen, Kupfer (dieses in der Nähe der Seen, östlich vom Mississippi, sowie in der Region zwischen dem Mississippi und dem stillen Ocean), Blei und Zinn werden massenhaft gefunden. Verbreitet über ein zu einer Million Quadrat-Meilen veranschlagtes Areal finden sich die edlen Metalle vorzüglich in Kalifornien, in Navada, im nordöstlichen und südwestlichen Oregon, im Washington-Gebiete, in Idaho, in Montona, Kolorado, im südlichen Utah, New-Meriko und Arizona. Ebenso ist Kalifornien eine ungemein reiche Fundgrube von Petroleum.

(Blaustrumpf-Klub.) Eine Anzahl New-Yorker Schriftstellerinnen und Künstlerinnen hat, allen Spott im Voraus entwaffnend, unter dem Namen Blaustrumpf-Klub einen geselligen Verein gegründet, von welchem Männer streng ausgeschlossen sind.

Die Familie.

Die Mutter sitzt und wieget
Das erste Töchterlein,
Der Vater steht und bieget
Sich drüber sanft und fein.

Er will das Kind nicht wecken,
Die Wänglein sind so schön,
Er will die Mutter necken
Und kann nicht widersteh'n.

Er neigt sich zu dem Kinde
Und gibt ihm einen Kuß,
Die Mutter rührt geschwinde
Die Wiege mit dem Fuß.

Sie will den Vater schmälen,
Da wird das Mädchen wach
Und lächelt — ach, erzählen
Kann Niemand so was nach.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Dienstag, 21. Juli 1868.

Lily.

(Fortsetzung.)

Lily verließ das Zimmer; und als Norton mit dem Pastor allein war, schwieg er eine Weile, gleich als ob es ihn Ueberwindung kostete, ein peinliches Gespräch zu beginnen.

„Ich hatte mich in Ihre Wohnung begeben," sprach er endlich verlegen, „weil ich in einer schwierigen Angelegenheit Ihres guten Rathes bedarf. Ich dachte, Ihre Erfahrung, ja selbst vielleicht Ihre Mitwirkung würden mir nützlich sein können."

„Wenn ich kann, stehe ich mit dem größten Vergnügen zu Ihren Diensten. Ich hege die aufrichtige Achtung für Sie, welche Ihrem Talente und Ihrem musterhaften Lebenswandel gebühren mitten unter den Lockungen aller Art, die einen Künstler unablässig umgeben. Sie können auf mich zählen."

„Diese schmeichelhafte Anerkennung ist von unschätzbarem Werthe für mich; Sie werden das mit mir einsehen, wenn Sie vernehmen, was ich Ihnen mitzutheilen habe. — Es ist von einer wahrhaft romanhaften Geschichte die Rede, die sich schon von mehreren Jahren herschreibt. — — Einer meiner Verwandten, ein junger Mann, gerieth, in Folge der über meine Familie hereingebrochenen Unglücksfälle, ins Elend, und eben dadurch auf alle Abwege, welche sich durch die Heftigkeit seines Charakters und seine unglückliche Lage zwar erklären, aber in keiner Weise entschuldigen lassen. Als Wilderer und Landstreicher befand er sich nicht nur ohne Heimath und Obdach, sondern wurde sogar des Diebstahls und der Brandstiftung bezüchtigt. Obgleich unschuldig an diesen Gräueln, mußte er entfliehen. Vorher jedoch rettete er bei jenem ihm fälschlich zur Last gelegten Brande ein Kind aus den Flammen. Er vermochte die Kleine ihren Eltern nicht zuzuführen, weil ihm deren Name und Wohnort unbekannt waren. Ebenso wenig konnte er, um dies zu erfahren, Schritte thun, ohne sein eigenes Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen, da er mit der Todesstrafe bedroht war. Er erzog bis jetzt dieses Kind, als wäre es sein eigenes. Allein es quälen ihn Vorwürfe, die er sich selbst macht. Die Liebe zu seiner angenommenen Tochter läßt ihn die Größe des Jammers vergessen, dem die Eltern durch ihren Verlust preisgegeben sind. Er hält es für Pflicht, ihr Kind in ihre Arme zurückzuführen; allein wie soll er dieses bewerkstelligen? Er kann sie nicht ausfindig machen, ohne sich selbst ins Verderben zu stürzen. Könnte denn nicht ein verständiger und verschwiegener Freund sich mit diesem Auftrage befassen?"

Hier schwieg Norton, von der Macht seiner Gefühle überwältigt. Auch der Seelsorger dachte eine Weile schweigend nach; dann sprach er mit Rührung:

„Mein lieber Herr Norton, ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich Sie errathen zu haben glaube. Ich will gern der Freund sein, dessen Vermittlung Sie wünschen. Sie haben mir einen Beweis der achtungswerthesten Gefühle gegeben; noch mehr, Sie dürfen sich einer edlen Handlung rühmen."

„Einer edlen Handlung!" rief Norton, „Sie täuschen sich, Herr Pastor, ich wußte nicht, was ich that. Ich gehorchte nur einem instinktartigen Gefühle und Gott hat mich dafür über alles Verdienst belohnt. Und was war denn auch natürlicher und einfacher als das, was ich that? Zudem ist mir selbst der größte Gewinn daraus erwachsen, eine Quelle der Tugend und nie gekannten Seelenfriedens! Gerade diese Handlung hat, als eine unabweisbare Nothwendigkeit, die Liebe zu geregelter, nützlicher Thätigkeit, zu stiller, einfacher Lebensweise, zur Ausbildung meiner geistigen Fähigkeiten in mir geweckt und gesteigert; ihr verdanke ich meine sittliche Besserung, ja die Veredlung meiner ganzen Natur. Als ich dieses Kind rettete, schloß ich meinen

Schutzengel an die Brust, der mich vom Abgrunde des Verderbens zurückzog, in den ich mich zu stürzen im Begriffe stand. Diesem Kinde verdanke ich, was ich jetzt bin!"

„Sehr richtig," sprach der Pastor, „so ist, durch eine höhere Fügung, das Kind, welches Sie gerettet haben, Ihre Retterin geworden."

„Wohl, so werden Sie auch begreifen, welche Seelenangst ich bei dem leisesten Gedanken an eine Trennung von meinem Schutzengel empfinden muß! O, meine theure Lily! Ihr Anblick, ihre Nähe und der süße Ton ihrer Stimme sind mir fast unentbehrlich geworden — sie ist mein Kind, mein Trost, ja die einzige wahre Freude meines Lebens! Was hat es mich aber auch nicht gekostet, bis ich zu dem schmerzlichen Entschlusse kam, den ich Ihnen soeben anvertraut habe. Und sogar jetzt frage ich mich noch selbst: Warum soll ich denn ihre Familie erforschen, die ihrer vielleicht kaum mehr gedenkt? Wird sie meine Lily so lieben können, wie ich sie liebe? Und wird Lily selbst, die mich für ihren Vater hält und als solchen über Alles liebt, sich, wenn sie die Wahrheit erfährt, zu dem Tausche entschließen wollen? Das ist es, was mich so lange abhielt und zum Theil noch jetzt abhält, so daß mein Pflichtgefühl und die Stimme meines Herzens sich in peinlichem Widerstreite befinden!"

Hier barg Norton das Haupt in seine Hände und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Mißtrauisch gegen mich selbst, will ich die Entscheidung nicht von mir abhängen lassen. In Ihre reinen, uneigennützigen Hände, Herr Pastor, lege ich daher das Geschick meiner Lily, meines schützenden Engels. Sie sollen darüber urtheilen, ob ich mich von ihr trennen, ob ich dieses bittere Opfer bringen muß. Jedenfalls kann ich Ihnen nur dürftige Andeutungen über ihre Familie mittheilen. Das Leinenzeug, in welches ich Lily eingehüllt fand, als ich sie rettete, war mit den Buchstaben O. G. gezeichnet, über denen sich eine Freiherrnkrone befand. Außerdem erinnere ich mich, freilich nicht ganz bestimmt, des Wappens, welches sich auf dem Reisewagen ihrer Mutter abgemalt befand; ich habe es hier aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet. Auch übergebe ich Ihnen verschiedene Notizen, die ich bis jetzt gesammelt habe. Benützen Sie gefälligst Alles nach Ihrem besten Ermessen."

„Genug, mein lieber Herr Norton! Seien Sie überzeugt, daß ich Sie durch keinen meiner Schritte in Verlegenheit setzen werde. Sie sollen, sobald nur immer möglich, Nachrichten über den Erfolg meiner Nachforschungen haben."

„Gott gebe — und er wird mir diesen Wunsch gewiß verzeihen — daß sie fruchtlos bleiben möchten! Dann wäre mein Gewissen beruhigt und mein Herz befriedigt."

Es klopfte an der Thüre, und als Norton sie öffnete, trat die Gouvernante ein, um zu melden, daß der Herr Sollicitor Williams um die Erlaubniß bitte, einen Besuch abzustatten.

„Ich will nicht stören," sprach der Pastor, „und ziehe mich zurück." Er drückte beim Weggehen Norton die Hand und verließ das Zimmer fast in demselben Augenblicke, als Herr William, ein kleiner, lebhafter, lustiger Mann, es betrat.

„Guten Morgen, mein Theurer!" rief er, als er kaum die Schwelle überschritten, „wie geht's? Was für ein neues Kunstwerk schafft uns denn unser Benvenuto Cellini? — Ei der tausend!" fuhr er fort, nachdem er verschiedene auf dem Werktische liegende Gegenstände betrachtet hatte, „das wird ja im höchsten Grade elegant ausfallen; und in welch' erhabenem Style das gearbeitet ist! Ach, beinahe hätte ich vergessen — wissen Sie, daß ich mit dem Lord, Chef der Justiz, gesprochen habe und daß er Sie mit der bewußten Arbeit beauftragen will? Besseren Händen kann er sie wahrlich nicht anvertrauen."

„Schönen Dank für Ihre vortheilhafte Meinung und für den mir geleisteten Dienst. — Aber sagen Sie mir doch, ob Sie auch die bewußte Nachfrage nicht vergessen haben, um die ich Sie gebeten hatte."

„Ja so; deßwegen komme ich heute hauptsächlich zu Ihnen — gefunden, mein Bester!"

„Und was ist gefunden?" fragte Norton mit erzwungenem Gleichmuthe.

„Aber nicht ohne Mühe, denn es ist eine alte Geschichte und längst in Vergessenheit gerathen. Nicht wahr, es handelt sich um einen weitläufigen Verwandten von Ihnen, einen gewissen Ned Norton, der einer Brandstiftung in Middlesex beschuldigt worden?"

„So ist es."

„Je nun, mein Verehrter, es geht aus Allem hervor, daß der vorerwähnte Norton ein Taugenichts ist; so viel steht so ziemlich fest; nicht aber die Brandstiftung. Es wurde deßhalb allerdings eine Klage gegen ihn erhoben und ein Warrant erlassen, allein in Folge der amtlichen Thätigkeit des Coroners — ich habe die Akten selbst gelesen — hat sich im Gegentheil klar herausgestellt, daß der Brand, in Folge der Unvorsichtigkeit eines Knechtes, in einer Scheune ausbrach, der sich Norton nie genähert hatte. Somit ist denn die Anklage, insofern sie das Feuer betrifft, total ins Wasser gefallen."

Der Sollicitor lachte laut auf über seinen schlechten Witz und Norton lachte, aus guten Gründen, herzlich mit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heldenthat der Königsberger Feuerwehr.

Aus Königsberg, vom 8. Juli, wird von der „Königsberger Hartung'schen Zeitung" berichtet: Ein trauriges Ereigniß aus vergangener Nacht beschäftigt heute die hiesigen Einwohner und gibt ihnen Stoff zu mannichfachen Erzählungen. Etwa um halb zwei Uhr stand nämlich plötzlich das große Gebäude Tragheimer Kirchenstraße Nr. 1, dem Partikulier Görke gehörig, in hellen Flammen. Gegen zwanzig Familien, welche in diesem Hause wohnten, eilten unter Jammer und Wehklagen auf die Straße, während die schnell herbeigekommene Feuerwehr ihre Thätigkeit zu entwickeln begann. Da erscholl der Ruf, es seien oben in der brennenden Dach-Etage noch mehrere Personen, denen die Rettung durch die brennende Treppe und fürchterlichen Rauch unmöglich gemacht werde, und in der That erblickte man einen Arm aus einem etwa 9 Zoll im Durchmesser haltenden Loche in der Mauer, der nach Rettung zu winken schien. Von keiner Seite war ein Zugang möglich, obgleich der brave und unerschrockene Branddirektor in eigener Person, von den Besten seiner Getreuen begleitet, kein Mittel unversucht ließ, zu dem Unglücklichen zu gelangen.

Hier war keine Sekunde Zeit zu verlieren; er ergreift eine Leiter und will den Rettungsversuch selbst wagen, woran ihn indeß drei seiner heldenmüthigen Feuermänner verhindern, während Feuermann Stenzel, ohne sich zu besinnen, das kühne Werk beginnt. Mit großer Sicherheit und Präzision steigt er mit einer Leiter an der Vorderfronte des vierstöckigen Hauses in die Höhe nach der Oeffnung zu, wo noch immer der Menschenarm sich bewegt; er hat den obersten Stock erreicht und ist etwa nur noch eine halbe Leiterlänge von dem Unglücklichen entfernt, als er zu seinem Schrecken gewahrt, daß er die Leiter nicht nochmals anlegen könne, da an dem Dache kein Gegenstand ist, an welchem dieselbe eingehakt werden kann. Ein schnelles Verständigen mit den ihm gefolgten Kameraden ließ ihn nun ein Werk ausführen, das an Kühnheit und Unerschrockenheit alles bis jetzt Geschehene überstieg. Die Leiter wurde von den beiden Männern gehalten, während Stenzel sie besteigt, und da er immer noch etwa vier Fuß von der beschriebenen Oeffnung entfernt war, sich auf die beiden spitzen Leiterbäume stellt und so in dieser grausenerregenden Stellung mit seiner Axt die Oeffnung in der Mauer zu erweitern beginnt. Doch die leckenden Flammen zischen immer näher, der Unglückliche im Innern brüllt nach Rettung und Stenzel verdoppelt seine Kräfte. Er reicht seine Axt demselben durch das Loch und ruft ihm zu, mitzuhelfen, während er sich eine andere Axt reichen läßt und rüstig das Loch erweitert. Und alles dies auf den beiden Enden der Leiter stehend, ohne jede andere Haltung oder Stütze.

Das Publikum wagt keinen Laut, es hält ein Jeder den Athem inne, während die Aufregung dicke Schweißtropfen von den Gesichtern rinnen läßt. Da erschallt erst ein leiser allgemeiner Ruf, er wird stärker, Alles drängt näher, um eine kaum geahnte Möglichkeit von dem braven Feuermann möglich gemacht zu sehen: ein Freudenschrei und ein endloser Jubel verkündete, daß der Unglückliche aus dem erweiterten Loche mit hundertfacher Lebensgefahr herausgezogen und von seinem Rettern heruntergetragen wurde. Leider sollte es den unsäglichen Mühen der Feuerwehr nicht gelingen, die noch oben befindlichen anderen Menschen aus den Flammen zu retten. Der Sohn des Hauseigenthümers Görke, sowie ein Soldat vom ersten Infanterieregiment fanden den Tod, der erstere durch Ersticken, der andere in den Flammen. Der Gerettete war gleichfalls ein Soldat vom ersten Regiment.

Königsberg kann auf eine solche Feuerwehr in der That stolz sein. Es gelang der letzteren auch, das im höchsten Grade gefährliche Feuer nur auf dieses eine brennende Gebäude zu beschränken. Ueber die Entstehung ist noch nichts mit Sicherheit zu sagen.

Mannigfaltiges.

* Ueber Luther's Nachkommen ist in den letzten Jahren genaue Untersuchung angestellt und deren Ergebniß veröffentlicht worden; wir zweifeln nicht, daß nach Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms eine Mittheilung hierüber von Interesse ist. Luther hatte 6 Kinder: Hans, Elisabeth, Magdalena, Martin, Paul und Margaretha; von diesen hatten Nachkommen nur Hans, Paul und Margaretha. Der erste dieser 3 Zweige erlosch bald, denn die einzige Tochter Hans Luther's, verheirathet an einen Pastor Böhme in Eilenburg, starb 1619 kinderlos. — Der Zweig Paul Luther's erlosch männlicherseits im Jahre 1743; der letzte männ-

liche Nachkomme desselben war Martin Luther, als Kürschner zu Pegau in Sachsen, gest. 1743. Weiblicherseits lebt dieser Zweig noch in den Familien Möbius und Nobbe zu Leipzig. Das älteste lebende Glied desselben ist Ferdinand Möbius, geb. 1790, Professor an der Universitätssternwarte zu Leipzig; das jüngste ist eine 1867 geborene Tochter des Schullehrers Karl Nobbe in Doberstau bei Delitzsch. — Der dritte Zweig, von Luther's Tochter Margaretha herstammend, lebt in den Familien von Wegnern, von Tippelskirch, Kräger und Niepold, k. preuß. Hauptmann. — Außerdem trat 1826 ein Joachim Luther aus Nürnberg auf mit dem Anspruch, Repräsentant einer Zweiglinie Luther's zu sein; der Mann war später Restaurateur in einem Bade; über die Berechtigung seiner Ansprüche ist noch nicht volle Klarheit hergestellt.

Zur Charakteristik der neuen ägyptischen Repräsentanten-Kammer erzählt ein Korrespondent der „Allg. Ztg." aus Alexandria Folgendes: „Die gewählten Deputirten Aegyptens hatten gehört, daß in Europa die Anhänger der Regierung sich auf die rechte Seite des Saales zu setzen pflegten. In dem Bestreben, ihrer Ergebenheit einen möglichst energischen Ausdruck zu geben, entstand beim Eintritte in den Saal ein solches Drängen nach der rechten Seite, daß die linke Hälfte desselben ganz unbesetzt blieb. Ob seitdem die Regierung ihre Deputirten unter Anerkennung ihrer Loyalität bewogen hat, in etwas bequemerer Weise Platz zu nehmen, ist uns nicht bekannt."

Vor einigen Wochen kaufte Jemand in Richmond Austern und stieß beim Oeffnen einer derselben auf einen harten Gegenstand. Bei genauerer Untersuchung zeigte es sich, daß die Auster ein französisches Goldstück im Werthe von ca. 14 Dollars enthielt, auf welchem sich die Jahreszahl 1573 befand. Man nimmt an, daß dasselbe bei der Belagerung von Yorktown über Bord eines französischen Schiffes gefallen ist; der Schluß aber, daß die Lebensfähigkeit der Auster an 200 Jahre beträgt, dürfte wohl zweifelhaft sein trotz der Versicherung der diese Nachricht bringenden Zeitung, da das Goldstück, das lange auf dem Meeresgrunde geruht, noch viel später durch zufällige Bewegung in die Auster gelangt sein kann.

(Nachahmungswerth. Vor einigen Jahren hat sich im Londoner Stadttheil Westminster eine Gesellschaft gebildet, zu dem Zwecke, die Blumenzucht vor den Fenstern armer Leute zu befördern. Sie veranstaltet jährlich eine Ausstellung und theilt Preise aus an die Arbeitsleute, Bedienten und Schulkinder, welche die besten Topfblumen vor den Fenstern geringer Wohnungen gezogen haben. Diese Aufmunterung der Blumenzucht hat schon viel zur Verbesserung des Gesundheitszustandes in den ärmeren Theilen von Westminster beigetragen.

(Der Gesammtbetrag von Gold.) Der Gesammtbetrag von Gold in der ganzen Welt ist gegenwärtig auf 1,190,000,000 Pfd. Sterling an Werth berechnet. Würde dies zusammengeschmolzen, so gäbe es einen Klumpen von 660 Kub. Yards groß. In Goldblätter ausgeschlagen, würde es einen Flächenraum von 10,000 engl. Quadratmeilen decken.

Die „Zukunft" veröffentlicht die Statuten eines „internationalen Frauenbundes", der wie die Freiheits- und Friedensliga, deren schönere Hälfte er zu bilden bestimmt ist, in Genf seinen Sitz hat, nebst einem Zirkular der Vorsitzenden, Marie Goepp in Biel (Schweiz). Der Bund hat den Zweck, die Männer in ihren Bestrebungen für Freiheit, Bildung und Wohlstand zu unterstützen und wird also dem modernen Staate sein besonderes Augenwerk zuwenden! —

Frankfurt a. M. Wie der „Frankf. Anzeiger" meldet, werden viele unserer Schützen von ihren Frauen nach der Feststadt Wien begleitet werden und zwar in Uniform: kurzen grauen Kleidern mit grauen Jacken und grünen Aufschlägen, runden Hütchen und schwarzen Federn. Gütige Vorsehung, wohin treiben wir? Amazonen in Paraguay, Amazonen hier!

Beim Lutherfest in Worms hat ein schlichter Bürger ein gutes Wort gesprochen: „Es isch wunnerbar, wie sich die Zeite ändern, dazumal (beim bekannten Reichstag am 18. April 1521) habe die Ferschte den Luther nach Worms kommen lasse, und jetzt läßt der Luther die Ferschte nach Worms kommen."

Der Cantor eines kleinen Städtchens, der mit dem Apotheker daselbst gespannt war, ließ, um sich an ihm zu rächen, bei jedem Begräbnißzuge, der bei der Apotheke vorüberging, seine Schüler das alte Lied singen: „Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist ꝛc."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Donnerstag, 23. Juli 1868.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Die Sache hatte demnach keine weiteren Folgen," fuhr Williams fort. „Ned Norton hat sich übrigens klüglicher Weise aus dem Staube gemacht — wahrscheinlich um sich später in irgend einer andern Gegend hängen zu lassen."

Dieser neue Witz wurde abermals von beiden Seiten belacht.

„Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank, Herr Williams," sprach Norton, „für Ihre dienstfertige Gefälligkeit. Diese Nachforschungen, welche die Ehre meiner Familie so nahe berühren, haben Ihnen viele Zeit und Mühe kosten müssen; es ist also billig, daß ich Sie dafür entschädige."

„Wie kommen Sie mir vor?"

„In allem Ernste, Sie müssen mir das durchaus erlauben —"

„Je nun, wenn Sie es denn schlechterdings so haben wollen, lieber Freund, so läßt sich das leicht bewerkstelligen. Ich mache einer höchst liebenswürdigen Dame den Hof und möchte ihr gern ein elegantes Geschenk machen — z. B. ein Armband. Seien Sie so gut und entwerfen Sie mir, nach Ihrem Geschmacke, die Zeichnung dazu."

„Sehr gern. Wie wünschen Sie das Armband?"

„Sinnreich, allegorisch, poetisch! Denn es ist für eine weich geschaffene, zur Melancholie geneigte Seele bestimmt — für eine junge Dame, die Sie vielleicht dem Namen nach kennen — sie heißt Olivia Greville; sehen Sie, hier ist ihr Namenszug und ihr Wappen."

Norton erzitterte heftig, wurde leichenblaß und schwankte. Unbeweglich hefteten sich seine starren Blicke auf die beiden Buchstaben und das Wappen.

„Soll ich nicht," sprach Williams, „diese Buchstaben und diesen Wappenschild auf das Armband graviren lassen? — Aber um des Himmels willen, was fehlt Ihnen? Ihre Kniee zittern ja und Ihr Gesicht ist mit Todesblässe überzogen!"

„Es ist nichts von Bedeutung," versetzte der junge Mann, sich den Schweiß von der Stirne wischend — „ein sonderbares, zufälliges Zusammentreffen hat mich ergriffen und einen Gedanken in mir geweckt. Sie sagen, die Dame heiße Olivia Greville? Von Middlesex?"

„Ei bewahre, nicht von Middlesex, sondern von London. Ist sie Ihnen etwa bekannt?"

„Nicht im Geringsten. Allein ich habe schon ein Armband mit der Chiffre O. G. ciselirt; und da ich nicht wußte, was ich damit anfangen sollte, so bestimmte ich es für Lily, wenn sie einige Jahre älter geworden sein werde. Es steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten. Um jedoch gewiß zu sein, ob es Ihrer Angebeteten gefällt, und um sie zu bewegen, daß sie es annimmt, so meine ich, Sie sollten sie zu mir führen unter dem Vorwande, z. B. ihr dieses Kößerchen zu zeigen, das ich für den Bischof von Durham heute fertig gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit werde ich ihr auch das Armband zeigen und sie bitten, es zu probiren. Gefällt es ihr, so nehmen Sie Veranlassung, es ihr als eine kleine, zarte Aufmerksamkeit anzubieten; und diese wird ihren Zweck sicher nicht verfehlen."

„Allerliebst, allerliebst!" rief Williams, „Sie sind ein sehr gewandter Verführer. Ich mache mich anheischig, Lady Olivia morgen schon hierher zu bringen. Setzen Sie unterdessen immerhin das Armband in Bereitschaft."

„Seien Sie unbesorgt, ich entspreche gern Ihrem Wunsche."

Norton befand sich in solcher innerlicher Aufregung, daß er erst dann etwas freier athmete, als sich Williams entfernt hatte und er sich auf einen Sessel hinstrecken konnte, um seinen Gedanken nachzuhängen. War es wirklich Lily's Mutter, die er

wiedersehen sollte? O gewiß! Selbst die Macht der Zeit hatte ihr so tief in sein Herz gegrabenes Bild nicht daraus zu verdrängen vermocht; und er war überzeugt, er werde sie unfehlbar wieder erkennen, wenn er jenen seelenvollen Blick sehen, jene süße Stimme vernehmen sollte. Die Angst, seine Lily zu verlieren, stieg mit jeder Minute. Allein der folgende Tag verstrich und Williams erschien nicht. Schon wollte er diesen ganz umgehen und war eben im Begriff, an den Pastor Fergusson zu schreiben, da meldete die eintretende Gouvernante: „Lady Olivia Greville und der Herr Sollicitor Williams."

Ungestüm erhob sich Norton — aber plötzlich blieb er zitternd stehen — Lady Olivia war eben eingetreten. Sie trug ein langes, weites Trauerkleid, welches die Blässe ihres Gesichtes noch erhöhte, das einen rührenden Ausdruck von still ergebenem Kummer hatte. Man sah auf den ersten Blick, daß sie leidend war. Mit vieler Grazie stützte sie sich auf den Arm ihres Begleiters. Norton war in diesem Augenblick nicht minder bleich als sie, und mußte sich, um nicht zusammen zu sinken, an einem Tische stützen, denn er hatte Olivia, Lily's Mutter, erkannt!

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sprach sie freundlich lächelnd, „daß ich, als Unbekannte, Sie störe und Ihre Gefälligkeit vielleicht mißbrauche, allein ich fühlte einen so unwiderstehlichen Drang, Ihre Kunstwerke zu bewundern, daß ich Herrn Williams bat, mich bei Ihnen einzuführen und —"

Hier hielt sie plötzlich inne, denn sie hatte jetzt erst einen aufmerksamen Blick auf Norton geworfen und seine Todesblässe bemerkt. Er verbeugte sich vor ihr und wollte sprechen, allein er war kaum vermögend, einige unzusammenhängende Worte hervorzustammeln. Lady Greville trat um einige Schritte zurück und sah Williams fragend an, der nicht minder erstaunt war als sie selbst.

„Aber mein lieber Norton," rief dieser, „Sie sehen ja fürchterlich blaß aus! Fühlen Sie sich vielleicht unwohl?"

„O nein — es fehlt mir nichts! Ich bitte Mylady, mich zu entschuldigen, daß eine ebenso staunenswerthe als überraschende Aehnlichkeit —"

„Eine Aehnlichkeit?" fiel Olivia lächelnd ein.

„Und welche Aehnlichkeit?" fragte Williams neugierig.

„Gerade das kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, denn es ist leicht möglich, daß ich schon das Glück gehabt habe, Lady Olivia zu sehen."

„Ich kann mich dessen nicht entsinnen, Herr Norton," erwiederte freundlich Olivia. „Es ist schon lange her, daß man mir Ihr Talent gerühmt hat, und daß ich, sogar auf dem Kontinent, mehrere Ihrer Kunstwerke bewundert habe. Ich habe dort einige Jahre zugebracht. Unter andern lernte ich in Rom Lord Landsgrave kennen, der eine prachtvolle, von Ihnen gearbeitete Chatouille besitzt. Hätte ich den Verfertiger dieses Kunstwerkes jemals zu sehen das Vergnügen gehabt, so würde ich mich dessen sicher entsinnen."

„Und doch vermuthe ich, daß es sich so verhält, Mylady; mein Gedächtniß, was mich freilich keineswegs wundert, scheint getreuer zu sein als das Ihrige. Ich glaube, Sie in Middlesex gesehen zu haben."

„In Middlesex?"

„Allerdings; vor etwa 12 Jahren — in dem Meierhofe des Tom Craig."

Dieser Name machte einen tiefen Eindruck auf Olivia; sie fuhr heftig zusammen und warf einen durchdringenden Blick auf Norton. Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirne und schwieg eine Weile, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung!" rief Norton. „Wie unvorsichtig bin ich gewesen. Sicherlich habe ich eine peinliche Rückerinnerung in Ihrer Seele geweckt."

„Ich kann es nicht leugnen," erwiederte Olivia äußerst bewegt; „allein es ist dies ein Kummer, der seitdem unausgesetzt auf meiner Seele lastet und bis zum Tode mich verfolgen wird. Ich hatte ein einziges, über Alles geliebtes Kind, das ich durch ein schreckliches Ereigniß verlor, welches sich in jenem Meierhofe zutrug, wo Sie mich, wie Sie versichern, gesehen haben. Sie werden meinen Schmerz begreifen; er war so tief, so unbeschreiblich, daß meine Umgebungen nicht mehr zweifelten, ich werde Verstand und Leben darüber verlieren. Man schickte mich, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, nach Frankreich und nach Italien. Auf der Reise wurde mir mein Gatte durch den Tod entrissen. — Nach so vielen Leiden, die ich erduldet, bin ich in der That hoch erstaunt, daß Sie im Stande waren, mich wieder zu erkennen."

„Mir genügte es, Sie einmal nur gesehen zu haben, um Sie niemals wieder zu vergessen!"

„Mein lieber Norton," unterbrach ihn Williams, dem die Wendung, welche das Gespräch zu nehmen begann, sehr mißfiel, „an solchen Aeußerungen erkenne ich Ihre gewöhnliche Galanterie; um so mehr, als Ihr früheres Zusammentreffen mit Lady Greville sehr kurz gewesen sein muß, da sie sich dessen nicht einmal mehr erinnert."

(Schluß folgt.)

R. Ein merkwürdiger Blitzschlag.



In dem Dorfe Bubenhausen bei Zweibrücken fand in dem drittletzten Hause gegen Einöd zu am 19. Juli ein merkwürdiger Blitzschlag statt. Der Blitz drang in das Haus ein, indem er in der Mitte des Daches etwa 40 Stück Ziegeln zertrümmerte; der Schlot, welcher sich auf der Dachfirste befindet, ward während des Eindringens in das Dach aus seiner Lage in folgender Weise gebracht. Es fand einestheils eine Drehung um die Achse des Schlotes, anderntheils eine Verschiebung in horizontaler Richtung statt. Der eingedrungene elektrische Funke verbreitete sich zunächst unter der Dachbedeckung an dem Gebälke, einen in dem Speicher befindlichen Heuhaufen unberührt lassend. Ein einzelner starker Balken zeigt sich sowohl an der Oberfläche, wie auch bis auf eine gewisse Tiefe in viele größere und kleinere Holzfragmente gespalten, die sich nicht gefasert zeigen, sondern wie durch einen seitlichen Druck vereinigt mit einer drehenden Bewegung zugleich in zusammenhängende Blätter von ungleicher Größe gespalten erscheinen. Von dem Gebälke drang der Funke abwärts, durchbohrte in senkrechter Richtung eine $1\frac{1}{2}$ Fuß dicke Mauer, nicht einen Zwischenraum zwischen je zwei Steinen aufsuchend, sondern — an der untern Seite wenigstens — einen Mauerstein (bunter Sandstein) in nicht regelmäßiger Richtung durchbohrend. Die Ausgangsöffnung, von der Dicke eines Gänsekieles, zeigt eine Bruchfläche von mehreren Quadratzollen, auf welcher sich ein harter, glasartiger, aus geschmolzener Kieselerde bestehender Ueberzug findet. Theils ist dieser Ueberzug völlig geschmolzene Kieselerde, theils aus einzelnen Quarzkörnern zusammen gefrittet. Der Sandstein ist fast weiß (eisenoxydfrei), daher die geschmolzene Kieselerde farblos (im andern Falle würde der Ueberzug flaschengrün gefärbt sich zeigen). Der Funke gleitet an der eisernen Fensterstange herab, an dieser wenig Spuren zurücklassend, dringt durch das Fensterbrett, durchbohrt abermals einen Sandstein durch eine Oeffnung, deren Querschnitt mit der ersten Oeffnung gleich ist. Bei dem Durchgang von der ersten zur zweiten Oeffnung scheinen flüssige Kieselerdetheilchen (die Kieselerde nur im Knallgasgebläse etwa bei der dreifachen Schmelzhitze des grauen Gußeisens schmelzbar) durch den Funken mit bewegt worden zu sein, die, über den Kopf eines an demselben Fenster sitzenden Mädchens hinweg springend, auf dem Teppich eines benachbarten Tisches sieben Löcher einbrannten. Der nach Durchbohrung des Fenstersimses auf das Mädchen überspringende Funke traf das linke Bein, in der Krinoline des Mädchens zwei Reife durchschmelzend, deren Schmelzflächen mit Eisenoxyduloxyd überzogen sind. In dem Rocke des Mädchens wurde verbrennendes Eisen aus den Krinolinenreifen umhergeworfen, welches, an verschiedenen Orten hervordringend, durch die sämmtlichen Röcke Löcher hindurch brannte. Der Funke drang von dem Beine des Mädchens aus in den Stubenboden, die linke Seite des Strumpfes und des Schuhes verbrennend und zerreißend und die Sohle des Schuhes durchbohrend, in den Stubenboden, zwischen zwei Dielen in den unteren Stock eindringend. — In dem unteren Stocke durch die Zimmerdecke eindringend, bewegte sich der Funke wieder nach dem Fenster hin und zwar, an der eisernen Fensterstange hinablaufend, sich im Boden verbreitend. Ein anderes unweit des Fensters stehendes Mädchen wurde dabei beschädigt, nicht mechanisch, wie das im zweiten Stocke am Fenster betroffene, sondern durch die Wirkung der plötzlich sich vertheilenden Elektrizität. Die übrigen im Zimmer befindlichen Personen blieben unverletzt. Bei diesem merkwürdigen, der Aufzeichnung würdigen Blitzschlage bemerken wir dieselben Erscheinungen, welche wir in kleinem Maßstabe an der Elektrisirmaschine zeigen. Der elektrische Funke entsteht durch die Vereinigung der beiden Elektrizitäten und zwar findet diese Vereinigung von zwei verschiedenen Seiten zugleich statt, indem der Funke nicht etwa von oben nach unten oder umgekehrt, sondern vielmehr von beiden Richtungen zugleich her sich bewegt. Die größte Anhäufung der Elektrizität fand einestheils im Dache statt, anderntheils in dem untersten Zimmer, daher finden wir auch, daß hier weniger eine auf einen Punkt so konzentrirte mechanische Gewalt sich äußert — wie sich dies an der zweimaligen Durchbohrung der Mauer im mittleren Geschosse zeigt — sondern mehr eine auf einen größeren Raum sich vertheilende Flächenwirkung, wahrnehmbar in der Zerspaltung des Gebälkes in Tonwellen. Die Vereinigung beider Elektrizitäten geht von beiden Seiten her vor sich, wie man an einem Kartenblatte bemerkt, durch welches man einen Funken hindurch schlagen läßt, indem sich die Ausfaserung, wie dies an der Sohle bemerkbar, nach außen zeigt. Mehrere der von dem Blitze betroffenen Gegenstände sind der Sammlung der k. Gewerbschule hier einverleibt. — Es ist dieser Fall wieder eine Bestätigung der Regel, welche der alte Campe in seinem „Katechismus für Kinder" gegeben hat, nämlich bei einem Gewitter sich nicht am Fenster aufzuhalten.

Mannigfaltiges.

Eine Anekdote aus der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862, die meines Wissens jetzt erst bekannt geworden. In der österreichischen Abtheilung verschwanden sehr werthvolle Gegenstände, ohne daß man des Diebes habhaft werden konnte. Endlich kam ein Polizei-Beamter auf die Idee, am Abend eine der Statuen, welche in der Nähe standen, vom Sockel herabnehmen zu lassen, sich selbst als Statue hinzustellen und sich bei Schluß der Thore mit dem grünen Schleier bedecken zu lassen, in welche man Nachts die Statuen hüllte. Der Dieb kam richtig. Der Polizist sprang vom Sockel herab und packte den Spitzbuben, der vor Schreck beinahe in die Erde sank.

(Ein gutes Geschäft.) Amerikanische Blätter erzählen: Dem Redakteur einer kleinen Zeitung wurde sandiger Zucker verkauft und er veröffentlichte in Folge dessen in seinem Blatte Folgendes: Ich habe von einem Kaufmann in hiesiger Stadt Zucker gekauft, in welchem ich ein Pfund Sand vorfand, und wenn der Schurke, welcher mich auf solche Weise betrogen hat, nicht dafür 7 Pfund Zuckers (ordnungsmäßigen Gewichts) in meine Wohnung schickt, so werde ich seinen Namen in meiner Zeitung veröffentlichen." Tags darauf erhielt er von fünf Kaufleuten je 7 Pfund des besten Zuckers zugeschickt.

(Glasdächer für Bierbrauereien.) Als eine große Verbesserung der Brauerei-Einrichtungen werden jetzt von England und Frankreich aus gläserne Dächer für Bierbrauereien empfohlen, weil hiedurch ein zur Vermehrung der in den Brauereien sich massenhaft erzeugenden und vermehrenden Infusionsthierchen unentbehrlicher Faktor, nämlich die Dunkelheit, sowie der aus der Vermehrung dieser Thierchen sich ergebende Uebelstand, die Erzeugung von Fermenten, welche zunächst die saure Gährung (das Sauerwerden des Bieres) einleiten, entfernt werden. Nebenbei gewährt die Glasbedachung dem Arbeitspersonal der Brauereien ein besseres Licht.

(Benutzung der Photographie für astronomische Zwecke.) Die ostindische Regierung trifft jetzt umfassende Anstalten, um die totale Sonnenfinsterniß photographiren zu lassen, welche dieses Jahr dort sichtbar sein wird. Da die Verfinsterung fünf Minuten dauert, so wird recht wohl die Möglichkeit gegeben sein, fünf oder sechs Negativbilder derselben aufzunehmen. Das dazu erforderliche verbesserte Teleskop geht seiner Vollendung entgegen und die Elevation der Polaraxe ist sehr gering, weil es in so großer Nähe des Aequators in Anwendung kommt. Es ist ein Reflektor nach Newton's Prinzip und das Bild der Sonne wird durch einen zweiten Reflektor von Spiegel-Metall auf die Negativplatte geworfen.

Räthsel.

Die Erste wird viel tausendmal
Gemacht in Tagesfrist,
Gar Mancher dankt es jener Zahl:
Er scheint, was er nicht ist.
Bringt sie ein Instrument dir bei,
Sei groß es, sei es klein,
Dann ist es dir kaum einerlei,
Sie wird empfindlich sein;
Vielleicht ward sie dir schon versetzt,
Daß keine Spur zu seh'n,
Und hat dich so doch mehr verletzt
Und brachte größ're Weh'n. —
So wie die Erste unzählbar,
So ist es auch die Zweit',
Sie bietet Allerlei dir dar,
Je nach Beschaffenheit;
Bald hängt an ihr entzückt der Blick,
Das Schönste bietet sie,
Bald stößt ihr Wesen dich zurück,
Du willst sie nie mehr, nie;
Bald ist sie dir ein reiner Born,
An dem du liebend stehst,
Bald ist sie dir ein gift'ger Dorn,
Dem du den Rücken drehst.
Wo sie erzeugt durch Menschenkraft,
Ist sie hier gut, dort schlecht,
Doch da, wo die Natur sie schafft,
Da ist ihr Werth stets ächt;
Da zeigt in ihrem Wesen sich
Nicht der Gemeinheit Spur,
Ob groß, ob klein — sie weiset dich
Auf edle Zwecke nur. —
Das Ganze — siehst du es nicht,
Doch wenn — mach' dir Nichts d'raus
Und zahl' dem respektiven Wicht
Die Erste doppelt aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Samstag, 25. Juli 1868.

Lily.

(Schluß.)

Diese boshafte Deutung entging Olivia nicht und sie war deßhalb bemüht, den üblen Eindruck derselben zu verwischen.

„Seien Sie überzeugt, Herr Norton," sprach sie mit bedeutungsvoller Betonung, „daß ich unseres heutigen Zusammentreffens nicht nur besser eingedenk, sondern auch bemüht sein werde, unsere Bekanntschaft fortzusetzen — doch heute war ich ja eigentlich gekommen, um die Erzeugnisse Ihres Kunstfleißes zu bewundern; ich gedenke nicht, auf diesen Genuß zu verzichten."

Norton zeigte ihr nun mehrere seiner neuesten Arbeiten und als er an ein noch unvollendetes Armband kam, sprach er: „Das ist noch nicht vollendet — allein ich habe ein anderes Armband gemacht, das mir weit besser gefällt (bei diesen Worten gab er Williams heimlich ein Zeichen des Einverständnisses). Es wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie es besehen wollen; meine Tochter trägt es in diesem Augenblicke. Bei diesen Worten öffnete er das anstoßende Zimmer und rief: „Lily, komm' einen Augenblick herein, mein Kind!"

Bei diesem Namen fuhr Olivia heftig zusammen, erbleichte abermals und war genöthigt, sich zu setzen.

Lily lief eilig auf ihren Vater zu, den sie allein glaubte, blieb aber plötzlich schüchtern stehen, als sie eine fremde Dame erblickte, und verneigte sich erröthend.

„Guten Tag, Miß Lily," sagte Williams zu ihr. „O sehen Sie doch, Mylady, dieses wunderschöne Kind!"

Olivia betrachtete sie mit großer Theilnahme.

„Das ist — Ihre Tochter, Herr Norton?" fragte sie, ihn ansehend, schlug aber alsbald die Augen nieder bei dem Feuerblicke, welchem sie begegnete.

„Ja, Mylady," versetzte er, „das ist — meine Lily."

Der eigenthümliche Ausdruck, mit welchem er diese Worte sprach, erschütterte Olivia von Neuem; sie betrachtete bald ihn, bald Lily und brach dann in Thränen aus. Befremdet schmiegte sich die Kleine an Norton, während sie mit mitleidigem Erstaunen die fremde Dame betrachtete.

„Herr Norton," sagte endlich Olivia, ihrer Gefühle nicht mehr mächtig, „wie kömmt es, daß Sie mich so gut kennen? Warum martern Sie mich durch die Wiederbelebung meines namenlosen Kummers? Wußten Sie denn, daß meine Tochter, meine Lily —"

„Ja, Mylady," unterbrach sie Norton, „aber verzeihen Sie mir, ich wollte dessen gewiß sein, bevor ich Ihnen meine Lily zeigte. In ihrem lieblichen Gesichte glaubte ich große Aehnlichkeit mit Ihnen zu entdecken. Auch der Name, den sie trägt, knüpft sich an eine Ihnen so unendlich theure Erinnerung. Ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn sie, in Rücksicht auf dieses doppelte Zusammentreffen von Umständen, Ihr Wohlwollen und Ihre Zuneigung sich zu erwerben wüßte."

„O gewiß," entgegnete Olivia gerührt über die tiefe Empfindung, welche in seinen Worten lag; dann nahm sie Lily bei der Hand, zog sie auf ihren Schooß und sagte zu ihr: „Komm', mein gutes Kind, laß mich Dich umarmen. Wie alt bist Du denn?"

„Zwölf Jahre, Mylady."

„Und wo ist Deine Mutter?"

„Ach, ich habe keine," antwortete Lily, warf einen Blick auf Norton und fügte hinzu: „Ich habe sie verloren."

„Verloren hast Du sie, gutes Kind!"

Und auch Olivia warf jetzt einen bedeutungsvollen Blick auf Norton, der bleich und verstört das Haupt mit der Hand stützte.

„Ist das wohl schon lange her?“ fuhr Olivia mit zitternder Stimme fort.

„Allerdings, Mylady — ich habe sie nie gekannt. Das ist ein großes Unglück für mich — aber ich habe es nicht viel empfunden, denn mein Vater ist so gut und lieb mit mir!“

Hier streckte sie die Hände nach Norton aus, der, in derselben Stellung bleibend, kein Wort zu erwiedern vermochte.

„Du hast keine Mutter, Lily,“ sprach Olivia begeistert, „und ich — ich habe kein Kind mehr! Ich hatte eine Tochter, die Deinen Namen trug — ich habe sie verloren, ehe sie im Stande war, ihre Mutter zu kennen — sie würde jetzt gerade in Deinem Alter stehen! Willst Du an ihre Stelle treten?“

„Ich, Mylady!“ stammelte Lily verlegen, wandte sich dann zu Norton, ergriff seine Hand und sagte ungeduldig: „Vater, liebster Vater, so sprich doch!“

„Mein Kind,“ versetzte Norton mit tiefer Wehmuth, „mich mußt Du nicht fragen, denn — ich kann, ich darf Dir keine Antwort darauf ertheilen! Doch wird sich die Antwort am besten aus diesem Armbande hier ergeben, das Du trägst und auf welchem der Name — Deiner Mutter steht!“

Verlegen und ohne den Sinn dieser Worte zu fassen, erhob Lily ihren rechten Arm; Olivia ergriff ihn rasch und warf einen ungeduldigen Blick auf die beiden Buchstaben, mit denen das Armband geziert war.

„Allmächtiger Gott!“ rief sie fast außer sich, „was bedeutet das? — Lily! — Herr Norton! — O, täuschen Sie eine unglückliche Mutter nicht! — Sprechen Sie — erklären Sie mir in des Himmels Namen! — O, reden Sie schnell!“

„Mylady! — ich bin nicht Lily's Vater!“

„Nicht ihr Vater! Sie nicht? — Gütiger Gott!“

„Nein! Sondern ich habe sie bei jenem Brande der Meierei in Middlesex mit Gefahr meines Lebens aus den Flammen gerettet und bis heute wie mein Kind, wie mein köstlichstes Kleinod erzogen und bewahrt!“

Olivia stieß einen durchdringenden Schrei aus, machte eine Bewegung, um Lily in ihre Arme zu schließen, sank aber dabei ohnmächtig zur Erde nieder.

Unsere werthen Leserinnen mögen den Schluß dieser Scene sich selbst ausmalen. Wir beendigen unsere Erzählung mit dem kurzen Berichte, daß Lily ihre Mutter wiederfand, ohne deßhalb ihren Vater zu verlieren, denn wenige Monate später segnete der ehrwürdige Pastor Fergusson das eheliche Bündniß der schwer geprüften Lady Olivia Greville mit dem jetzt so hoch beglückten Baronet Eduard Norton.

Ein erster und ein letzter Ball.

Es gibt wohl kein Wort in unserer so reichen Sprache, verehrte und sehr geneigte Leserinnen, welches bedeutsam ausgesprochen, solche Wirkungen hervorzubringen vermag, als das kleine Wort: Ball; ja Wirkungen der verschiedensten Art. Es ist das ein Zauberwort, welches elektrisirt, erfreut, niederschlägt, glücklich und traurig macht, kurz welches alle möglichen Empfindungen in einem menschlichen Herzen hervorzurufen im Stande ist. Ein Ball, sagt die Mutter, und denkt an Crêpe und Gaze der verschiedensten Farben, an bunte Bänder und künstliche Blumen, auch an den vergangenen Winter, wo Regierungsraths Gustele, deren Stumpfnäschen und schwarzes Haar viele Aehnlichkeit mit der eigenen Tochter hat, im gelben Barege roth aufgeputzt erschien, und, wie von sämmtlichen anwesenden Lieutenants drei Viertheile versicherten, delizios war, — gelb mit roth! Diese beiden Farben gaukelten vor den Augen der Mutter umher; auch dem Vater, wenn er von einem Balle hört, wird es farbig vor seinen inneren Blicken, grün und gelb, wenn er an einen so gänzlich verlorenen Abend denkt. Adieu, Club und Spiel, adieu, stille Wirthshausfreuden! Das Wort Ball ragt in sein harmloses Leben, ein strenger Imperativ, der befiehlt, den schwarzen Frack anzuziehen, und die steife Halsbinde, die hellste Weste und die weißen Glacéhandschuhe; der ihm zumuthet, sich um sieben Uhr in den theuern Wagen zu setzen, mit Frau und Tochter ins Museum zu fahren, und dort auszuhalten, bis die Lichter von Staub und Dunst verdunkelt sind, bis der Nachtwächter die dritte Morgenstunde ruft, bis einige vorlaute Hähne anfangen zu krähen, und bis der unternehmendste Lieutenant, und selbst die tanzlustigste Schöne nicht mehr recht herumkommen können. Da wird er stehen als Wandtapete, neben fünfzig andern Schlachtopfern menschlicher Grausamkeit, mit dem würdevollen Blick der Befriedigung, wenn das Balltäfelchen der Tochter mit Namen angefüllt ist, dahingegen jedoch mit einem gewissen süßen, aber krampfhaften Lächeln, wenn die Engagements nicht recht kommen wollen, und mit einer gewissen Kordialität im Mundwinkel, Behufs Heranziehung junger, tanzlustiger Individuen. Das Engagirtwerden auf einem Balle ist nicht nur für die betreffende Tochter oder sonstige Pflegbefohlene von großer Wichtigkeit, sondern das mehr oder minder

besetzte Tanztäfelchen ist auch ein Barometer für den Vater oder sonstigen Beschützer, wornach er bemessen kann, wie sich der Ballabend für ihn noch gestalten wird. Der Vater oder Ballführer von jungen Mädchen, die rasch vergriffen, d. h. zu allen Tänzen engagirt sind, kann sich nach der dritten oder vierten Nummer schon etwas herausnehmen. Er kann die Nebenzimmer betrachten, darf dort mit einem Leidensbruder ein interessantes Gespräch anknüpfen, ja darf sich sogar bis zum Buffet verirren, um vor der Souperstunde ein wohlverdientes Glas Wein zu sich zu nehmen. Wahrhaft unglücklich und gefesselt dagegen ist der Beschützer junger oder ältlicher Damen, auf deren leeren Täfelchen nur hie und da der Name eines gutwilligen Hausfreundes sproßt; unglückliche Tänzerinnen, die sitzen bleiben, wenn die rauschende Musik beginnt, die nun verächtlich in das Gewühl der herumspringenden Gänschen schauen, die es durchaus nicht begreifen können, wie man nur jede Tour mittanzen mag, und die ein Gespräch vorziehen mit dem unglücklichen Vater, der nun einstimmen muß in Klagen über die Eitelkeit dieser Welt, über den Mangel an Geschmack bei den jetzigen jungen Leuten, über ganz unpassende Toiletten und was dergleichen Sachen mehr sind, von denen der Unglückliche nicht das Geringste versteht.

„Der Ball am Samstag wird famos," sagt der junge Referendär oder Lieutenant, indem er an der Halsbinde zupft, seinen Schnurrbart streicht, und weiße Glacéhandschuhe Nro. 8 verlangt, die aber ungebührlich ausgedehnt werden müssen und deren Knöpfchen doppelt angenäht werden, damit sie im Stande sind, allen harten Zumuthungen zu entsprechen. —

„Schon wieder ein Ball!" sagt mit tiefem, unmuthigem Seufzer der ältere Kommis eines sehr achtbaren Kaufmannshauses, das mit nicht vielem Gelde, aber mit vielen erwachsenen und tanzfähigen Töchtern gesegnet ist. „Diesen Winter hört das gar nicht auf," brummte er in sich hinein; „wenn ich auch mit jeder nur zweimal tanzen muß, so macht das von vierzehn Tänzen, die überhaupt getanzt werden, schon zehn; — fürchterlich!"

„Schon wieder ein Ball!" sagt der Oberlieutenant, während er mit verschränkten Armen am Fenster steht und den herabstäubenden Schneeflocken zuschaut. Er hat schon viele Bälle mitgemacht und beinahe jeden um eine Hoffnung ärmer verlassen. — „Schon wieder ein Ball." — Er zuckt mit den Achseln und hat Seelenstärke genug, zu lächeln, als er sieht, wie sein Bursche die Handschuhe vom letzten Mal auf die Sperrhölzer spannt und eifrig mit Gummi elasticum und Salmiakgeist bearbeitet.

„Schon wieder ein Ball," sagt die ältere Tochter des Kanzleirathes Schmerbelich mit einem verstohlenen Blick in den Spiegel. „Mama, ich weiß wirklich nicht, ob ich Lust habe, hinzugehen." — „Ach, ein Ball!" seufzt die jüngere, ein Backfischchen von sechzehn Jahren, und blickt die Mutter mit einem unaussprechlich rührenden Ausdrucke an, während der Vater Kanzleirath nach eingenommenem Kaffee mit der Pfeife im Munde dampfend auf und ab steigt. „Ach, ein Ball, Mama. Vor einem Jahre sagtest Du, wenn ich sechzehn geworden sei, dürfte ich mitgehen." Dabei strahlen ihre Augen und sie athmet schwer und mühsam.

„Ja, ja, wenn Du einmal sechzehn bist," entgegnete die ältere Tochter; „ich glaube, daß ich fast achtzehn war, als ich zum ersten Male tanzen durfte."

„Ich bin ja sechzehn," erwiedert die jüngere.

„Du wirst es erst den nächsten Monat," sagt die ältere, und Mama setzt hinzu: „Nun, die paar Tage wären eigentlich gleichgiltig, aber ich weiß nicht, ob Papa Dir erlauben wird, so früh schon die Bälle zu besuchen." Die jüngere Tochter ist der Liebling der Mutter und während letztere so spricht, blickt sie nach dem Kanzleirathe hin, der wie ein Dampfer rauchend im Zimmer umhergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein gelungenes Plaidoyer.) Ein junger Mann sitzt auf der Anklagebank zu Chalons, beschuldigt, einer Dame, mit der er gleichzeitig in einem Coupé fuhr, während sie schlief, einen Kuß gegeben zu haben. Die Dame erwachte darüber und war über diese Frechheit so empört, daß sie nun dem kühnen Reisenden als Anklägerin vor Gericht gegenüber stand.

„Was haben Sie," fragte der Präsident des Richter-Collegiums, „zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?"

„Ich schmeichle mir," erwiederte der Angeklagte, „daß sich wenige Männer besser auf weibliche Schönheit verstehen als ich. Ich bewundere die kalte Regelmäßigkeit und leidenschaftslose Liebenswürdigkeit des Nordens; ich schwelge in der wollüstigen Pracht der italienischen Schönheit; ich kann die sprühende Koketterie Frankreichs, die schlafende Ruhe und schläfrige Zärtlichkeit Deutschlands wohl leiden, unterschätze auch die braune, undurchsichtige Haut und das funkelnde Auge Malabra's nicht, aber, meine Herrn, meine Anklägerin stand höher, als dieses Alles. Es traf sich nun so, daß ich volle

Zeit hatte, sie zu beobachten; denn als ich mich in das Coupé setzte, schlief sie.

Warum sag' ich: schlief? Nein, nein, meine Herrn, sie lag in jener künstlichen Verzückung, jener schändlichen Erfindung des Satans, dem Schlafe eines Weibes — ein Ding — das nur deßhalb erfunden ist, meine Herrn, um den Schatten dunkler Wimpern auf seine Marmorwangen zu werfen und der Schönheit zu gestatten, sich ohne Störung in das Herz eines Mannes zu versenken. Schlaf, meine Herrn! Alles Das, was die Welt in ihren wachen Augenblicken Böses verübt, ist Nichts, verglichen mit Dem, was ein solcher Schlummer thut! Wenn sie nicht geschlafen hätte, wie hätten jene kastanienbraunen Locken aufgelöst auf ihre feingeäderte Hand fallen können; wenn sie nicht geschlafen hätte, wie hätten ihre lächelnden Lippen die Süßigkeit eines vorübergehenden, halb bemerklichen Gedankens andeuten können! Der Schlaf ist durchaus gefährlich, um so mehr, da er für Nichts verantwortlich ist.

Wenn ich, meine Herrn, ein Gesetzgeber wäre, so würde ich es jedem Frauenzimmer unter 40 Jahren verbieten, in einem öffentlichen Wagen zu schlafen. Meine anmuthige Klägerin hätte aufrecht sitzen sollen, Handschuhe tragen und den Schleier herunter lassen müssen. Sie hätte weder die liebliche Rundung ihres Nackens, noch die statuenartige Schönheit ihres Fußes zeigen sollen. Wenn eine Dame weiß, daß unser Herrgott so viel Luxus mit ihr getrieben, so darf sie in fremder Umgebung nie schlafen."

„Haben Sie, Fräulein, gegen diese Argumente Etwas einzuwenden?" sprach lächelnd der Richter.

„Wenn Sie mir versprechen," sprach das geschmeichelte Fräulein zu dem Angeklagten, „wenn Sie mich wieder schlafend finden, artiger zu sein, so ziehe ich meine Klage zurück."

„Ganz wohl!" sprach der junge Mann; „geben Sie mir Gelegenheit, mich während Ihres Schlafes oft nähern zu dürfen, damit ich Sie durch meine Ruhe überzeugen kann, welches Opfer zu bringen ich im Stande bin, um mir Ihre vollständige Verzeihung zu erringen."

(Geschichtliches Kuriosum.) Auf der Versammlung zu Nürnberg faßten die Deputirten des fränkischen Kreises unterm 14. Februar 1650 folgenden merkwürdigen Beschluß: „Um die durch den Krieg gänzlich herabgekommene Bevölkerung des Landes wieder zu heben und die waffenfähige Mannschaft zu rekrutiren, damit man dem drohenden Erbfeinde des christlichen Namens, den in Ungarn eingefallenen Türken, stattlich gewachsen sein möge, sollen hinfüro innerhalb der nächsten zehn Jahre alle Jünglinge und Jungfrauen unter sechzig Jahren von der Aufnahme in den geistlichen Stand ausgeschlossen sein, den Priestern, welche nicht in Klöstern oder Kollegiatstiften befindlich, sei erlaubt, sich gleich zu verheirathen; jedem Manne sei gestattet, zwei Weiber zu ehelichen, dabei soll jedoch derselbe ernstlich erinnert, auch auf den Kanzeln öfters öffentlich ermahnt werden, sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich nöthiger gebührenden Diskretion und Vorsorge befleiße, damit er als ein ehrlicher Mann, der sich zwei Weiber zu nehmen getraut, beiden Ehefrauen allen nothwendig Ungemach und Unwille verhüte."

(Ein Pfälzer Gruß aus Buffalo.) Unter dieser Ueberschrift bringt die „Illinois Staatszeitung" Folgendes:

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!
An die Pfälzer in Chicago!
Landsleit!

Die Buffeloher Pfälzer kumme aach uf's Sängerfescht nach Chicago, un weil se kumme, so wolle se aach e Gelegenheid hawwe, ehr Landsleit vunn noh un fern zu begrieße, drum hawwe mer gedenkt, 's werds bescht sei, wem mer durch die Staatszeitung eich bitte, ehr möcht doch en anstännigen Werthshaus rauslese, wu all die Pfälzer ehr Hauptquartier hawwe künnte, daß heeßt blos zum treibe, doch könnt er aach Buch ufleche, wo jeder sei Name nein schreibt, damit mer uns besser auskenne. Sorcht aach for e Schoppe Derkemer, Forschter Tramenner, Keschtebuscher odder sunscht e guts Dröppel, wu mer sich's Gesicht anstännig mit wäsche kann, macht awwer keen übertriwwene Gebrauch vunn euere neie Bump im Michigan-See, denn ehr wißt, mer kenne des.

Mit Sängergruß
Carl Alwens vunn Neustadt a. d. H., Ex-Regierungspresseedent der Rheinpfalz.
C. H. Lentz vunn Landag, ehem. Feschtungskommedant vum Matzeberg.
Salomon Scheu, Burgemeeschter vunn Standeböhl.
Andres Brunn von Speier, sentimentaler dieser Bassischt ohne Dorscht.
Alle vier vunn der Buffaloher Liedertafel."

Auflösung des Räthsels in № 85:
Stichblatt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Dienstag, 28. Juli 1868.

E schöne Jüg.

Do unne an der Eisebahn
 Schteht Hawer, siwwe Morje,
E wahrer Schtaat, wie kann fors Vieh
 Im Winter mer do sorje.

Wann nur das Schpatzevieh nit wär,
 Die hann das Ding geroche;
Das wars, wos an dem Hawerschtick
 Im Stille ich gesproche.

Wie bringt mer nur das Vieh eweck —
 Mer sollts de Buwe sage,
Die könnte do no Herzenslufcht
 Uff all' die Schpatze jage.

Am annre Dag is richdig ach
 E Bub' im Schtick geloffe
Un ruft un kreischt un werft mit Schteen,
 Hat manche Schpatz getroffe.

Die Schpatze flie'n uffs Dinglers Haus
 Un hann dort was beschlosse,
Un finn, wie frech, grad wie e Blitz
 All uff de Bub geschosse.

Der weeß sich nit ze helfe meh
 Vor dene viele Schpatze,
Die uffem Kopp un im Gesicht
 Un an der Nas' em kratze.

Vun alle Seite finn se komme,
 Als uff de Bub gefloge,
Un ruhe nit, bis daß se hann
 De Bub zur Erd gezoge.

Die Frechheet war mer doch ze bunt,
 Ich mußt hin zu em springe;
So Vieh, das kennt am End de Bub
 Ach noch ums Lewe bringe.

Un wie die Schpatze fiehn die Hilf,
 Do sinn se durchgegange,
Dem Bub, dem helf ich uff die Been,
 Der loßt die Fliggel hange.

So gehts, mei Kind, ich muß der jetzt
 E altes Lied verzähle,
Mer geht alleen nit uff die Jagd
 Un dhut kee Schpatze quäle.

Frei nach Y.

Am Brunnen.

Ich zweifle gar nicht daran, daß meine verehrten Leserinnen fast alle schon einmal das gethan haben, was man von zarten Dichtern und sentimentalen Freunden häufig genug empfehlen hört — daß sie nämlich zur frühesten Morgenstunde das Bett verließen, um den „Sonnenaufgang zu bewundern". Und wo dies geschah, habe ich immer die Thäterinnen halb mit Bewunderung, halb mit Mitleid betrachtet, da es gar nicht zu leugnen, daß ein so vereinzeltes und einmaliges Frühaufstehen keine Kleinigkeit, und daß das Schauspiel, dem man den Morgenschlaf opfert, gemeinhin, trotz aller poetischen und prosaischen Anempfehlungen, ein außerordentlich mäßiges Vergnügen ist.

Trotzdem rufen die Dichter und Freundesworte immer wieder neue Opfer hervor, und wenn man in einer größeren Stadt am Thore wohnt, und an einem schönen — oder auch an einem nicht-schönen — Sommertage ganz früh aus dem Fenster sieht, kann man ziemlich häufig die Sonnen-Aufgangs-Fahrenden beobachten, wie sie mit erzwungener Munterkeit einer nahen Anhöhe zustreben, um das gepriesene Schauspiel zu genießen und sich auf die Schönheiten desselben von den erkorenen Begleitern aufmerksam machen zu lassen. Zuweilen sind's nur ein paar Freundinnen mit einem oder einigen Be-

kannten — manchmal Verlobten — ein andermal ist's eine ganze Familie, hie und da auch eine der höheren Klassen einer Mädchenschule mit dem schwärmerisch geliebten Lehrer, welche hinauspilgern und nach einer Stunde ein wenig bleich und fröstelnd, und mit der bedenklichen Aussicht auf das Nachspiel eines unvergeßlich langen Morgens zurückkehren. Allein solche Erfahrungen sind vergeblich, es kommen immer wieder neue Enthusiasten und Enthusiastinnen — es liegt so viel Neugierde und Heroismus im weiblichen Charakter! Und im vollen Ernst gesprochen: es ist etwas Heroisches in diesem Aufgeben aller Gewohnheiten, in dieser Ueberwindung der — eigensten Natur, nur eines geträumten, in Wirklichkeit sehr mäßigen Vergnügens wegen, wiederhole ich. Ob freilich eine dieser Heroinnen sich zum zweitenmal zu einem solchen Opfer versteht, das ist eine andere Frage, die ich hier nicht zu beantworten habe.

Ganz anders stellt sich die Sache, wenn man es gewohnt ist, zu dieser Frühstunde stets sein Bett zu verlassen, nicht des „Sonnenaufgangs" wegen, nicht im Sommer allein, sondern zu jeder Jahreszeit, um seine Geschäfte und Arbeiten mit voller, frischer Körper- und Geisteskraft und in ruhigster Ungestörtheit vornehmen zu können. Da findet man allerdings, daß der alte Spruch: „Morgenstunde hat Gold im Munde" — seine Richtigkeit hat, und noch von ganz anderem Gold, als von dem der ersten Sonnenstrahlen, zu verstehen ist. Da lernt man allerdings für die Frühe schwärmen und ein Dichter kann durch ihren Frieden und ihren Zauber zu den schönsten Versen begeistert werden. Da weiß man nichts von Frösteln und Unbehagen, da berechnet man nicht mit Verdruß die Länge des folgenden Morgens, da fühlt man sich nicht einsam im schlafenden Hause, in der todtenstillen Stadt — oder man findet gerade in solcher Einsamkeit und Stille den vollsten, wunderbaren Reiz dieser Stunden.

Ich bin ein solcher Frühaufsteher von Jugend an, und preise mich um dieser — Fähigkeit oder Neigung — willen, und freue mich des vielen Guten, Schönen und Lieben, das mir diese Stunden gebracht und noch fort und fort bringen. Von Sonnenaufgängen habe ich nicht viele beobachtet, obgleich ich manches liebe Mal, sogar in den längsten Tagen, vor der Sonne schon auf und an meinem Schreibtische war — in den andern Jahreszeiten ist das ausnahmslose Regel — und obgleich meine Arbeit nicht so dringend ist, daß ich ihretwegen so früh das Bett verlassen und jedem Ausblick entsagen müßte. Wie gesagt, ich finde das „Schauspiel" nicht so „erhaben", und vor allen Dingen ist es mir ein gewöhnliches, nach dem ich längst nicht mehr aufstehe.

Aber ich weiß dafür etwas, was ich jeden Morgen vor mir sehe, was nie seinen Reiz für mich verliert und mich stets von Neuem zu langen Beobachtungen verlockt — das ist der Anblick der schlummernden Stadt, der einsamen Plätze und Straßen, und ich kann stundenlang am Fenster weilen und die Ruhe und Stille und das allmälige Erwachen belauschen.

Ihr glaubt's nicht und beschreiben kann ich's euch auch nicht, welch' eine Ruhe das ist und welche Stille, die mit dem weichen ersten Dämmerlicht durch die einsame Straße zieht, über den Platz vor meinem Fenster weht, durch die alten Bäume drüben haucht! Das Gas brennt noch in der Laterne am nahen Thor, es sieht übernächtig genug aus; die Sterne sind nicht mehr da, allein der Himmel ist noch nicht hell und blau, sondern duftig, und duftig zieh'n dort hinten auch die Berge hin, und duftig zeigt sich mir das Ende der Straße, welche vom Platze sich rechts in die alte Stadt hinein zieht.

Von Menschen ist nichts zu sehen, nicht im Freien, nicht in den Häusern hinter den dunklen Fenstern und verschlossenen Thüren, es müßte denn hie und da ein einzelner Mann sein, der schon aus der Vorstadt hereinkommt, um seine weit entlegene Arbeitsstelle rechtzeitig zu erreichen, und dessen schwerer Schritt nur seltsam laut vom Trottoir zu mir herauf schallt. Vielleicht suchen schon ein paar Tauben an dem Platz und an den Gossen nach Nahrung umher, oder ein Hund, der Gott weiß wem — vielleicht auch Niemand — gehört, streicht hastig vorüber. Dazu flüstern die Blätter an den Bäumen, und der Wasserstrahl des nahen Brunnens plätschert im Becken, das ist aber auch Alles. Sonst hört ihr zu der Zeit keinen Laut, seht kein Leben. Es liegt eine leise, süße Melancholie auf dem Allen, ein wunderbarer träumerischer Reiz, und wenn ihr überhaupt für so etwas empfänglich seid, erfüllt es euch bis in die tiefsten und geheimsten Falten eures Inneren. Aber ungestört müßt ihr sein und einsam, sonst entweicht der Zauber solcher Stunden.

So hatte ich jahrelang gelebt und gewohnt in dem Hause am Thore, und hatte mich des Friedens am Thore erfreut, der zu dieser Frühstunde rund um mich zu herrschen schien; es war ja, als ob dann nirgends ein Sorgenvoller sei oder ein Kranker; und ich war schier eifersüchtig auf den Alleingenuß dieses eigenthümlichen Vergnügens. Da kam der gewöhnliche Umzugstermin wieder und an

einem der nächsten Morgen fand ich mich nicht mehr als den einzig Wachenden. Seitwärts an einem hohen alten Hause zeigte sich drei Treppen hoch ein einzelnes Fenster plötzlich erhellt — es war noch früh am Tage und im Jahr — und da der Schatten eines Menschen zwischen dem Licht und den Scheiben vorüberglitt, schloß ich ziemlich sicher, daß dort nicht ein Kranker, sondern ein Arbeitsamer wohne. Gleich darauf wurde das Fenster geöffnet und ein Mädchen sah heraus, über den Platz hin, die Straße hinauf und zum duftigen Himmel empor. Eine Weile nachher verschwand sie, dann hörte ich ein Schloß öffnen und das Kind aus der Hausthür treten, zum Brunnen eilen, einen Krug mit frischem Wasser füllen und wieder ins Haus zurückkehren. Es war eine schlanke, leichte Gestalt, und so viel ich sehen konnte, ein freundliches jugendliches Gesicht zwischen dunklen, bereits wohlgeordneten Flechten. Auch die Kleidung zeigte sich sauber, wenn auch gar einfach.

Die Thür wurde wieder verschlossen — wie ordentlich! dacht' ich — dann erschien sie am Fenster und schloß es, da es noch kühl war, und darauf sah ich nur noch den Schimmer des Lichts, bis mit der weichenden Dämmerung auch dies verschwand. Damit war alles vorbei, meine Arbeit trieb auch mich von meinem Posten fort. So oft ich aber während des Tages noch an's Fenster trat und dann hin und wieder auch zu dem dort drüben hinaufschaute — von der Bewohnerin sah ich nichts. Auch am Abend erblickte ich hinter diesem Fenster kein Licht; am folgenden Morgen war es dagegen wieder da, und auch das Uebrige wiederholte sich genau in der angegebenen Weise. Und so blieb es Tag für Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Ein erster und ein letzter Ball.

(Fortsetzung.)

„Die meisten meiner Gespielinnen," fährt das junge Mädchen fort, „gehen auch dieses Jahr schon auf den Ball, Müllers Katharine und Steiners Julie und Felders Louise, und keine ist älter als ich." Das sagt sie anscheinend mit dem Tone der Gleichgültigkeit, aber ihre Augen glänzen bedeutsam, und die Kaffeetasse zittert fast zwischen ihren kleinen Fingern.

„Ja, ja, die Bälle werden nach und nach unausstehlich," sagt die ältere Schwester, „nur Backfische und Handlungslehrlinge. Es ist Zeit, daß man wegbleibt."

„Was meinst du, Kanzleirath?" fragt die Mutter.

Das Haupt der Familie bläst eine lange Rauchwolke von sich, wendet an der Thür des Nebenzimmers um und sagt, indem es einen Augenblick stehen bleibt: „Wenn ich bedenke, wie das noch zu meiner Zeit gehalten wurde, so muß ich mich sehr gegen den Wunsch der Emilie erklären. Du lieber Gott! Als ich noch anfing zu tanzen, da waren noch auf dem Museum lauter gesetzte Männer, die ihr sicheres Auskommen hatten, und nur dorthin gingen, um sich unter den Töchtern des Landes nach einer Lebensgefährtin umzuschauen. Mädchen unter zwanzig waren damals gar nicht zu finden."

„Aber die Zeiten haben sich geändert," meinte die Mutter.

„Leider," seufzt die ältere Tochter.

„Wenn ich freilich bedenke," fuhr der Kanzleirath fort, „daß das Alles anders geworden ist, und daß junge Mädchen von sechzehn Jahren schon bei den Bällen zugelassen werden, so sehe ich auch nicht ein, warum wir mit Emilien eine Ausnahme machen sollen. Auf den Ball muß doch einmal gegangen werden, dessen bin ich sicher," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „der Wagen kostet das Gleiche zu drei oder vier Personen, und was das Souper anbelangt, so wird der Aufwand auch nicht viel größer sein."

Emilie hält den Athem an und wagt vor Freude nicht zu sprechen.

„Du hast Recht Kanzleirath," sagt die Mutter, „man muß mit dem Strome schwimmen. Wenn Müllers und Felders und Steiners ihre Töchter mit sechzehn Jahren zeigen, so sehe ich gar nicht ein, warum wir unser Kind noch ein ganzes Jahr warten lassen sollten. Man kann ja nicht wissen, was sich da oben findet; und dann ist Emilie für ihr Alter so gesetzt, daß man sie für achtzehn oder neunzehn halten kann."

„O Papa, wie bin ich so dankbar," sagt das junge Mädchen, „heut ist Montag, am Samstag ist der Ball, da hab' ich gerade noch Zeit, mit meinem Anzuge fertig zu werden. Nicht wahr, Mama, wir denken gleich daran; und auch Du, Elise, wirst mir helfen."

Bei diesen Worten Emiliens bleibt der Kanzleirath einen Augenblick nachdenkend stehen, und erinnert er sich eines weißen Kleides, welches zur Konfirmation vor zwei Jahren für Emilie gemacht wurde. Aber Mama ruft entschieden: „Wo denkst Du hin, Mann? Das ist ganz unmöglich. Wenn Du Deine Töchter absolut auf Bälle führen willst, so mußt Du auch etwas für die armen Mädchen thun."

„Man könnte ja ein neues Leibchen machen lassen," meinte der Kanzleirath schüchtern, „oder," setzte er

hinzu, als er das Achselzucken seiner Frau gesehen, „besser wäre es vielleicht, der Emilie das blaue Ballkleid Elisens zu geben, was mich sehr viel Geld gekostet."

Bei diesen Aeußerungen hat die Kanzleiräthin die Haubenbänder glatt gestrichen, was ungefähr von derselben Bedeutung ist, als wenn an einem schwülen Sommertage sich fern am Horizonte ein kleines graues Wölkchen zeigt. Der Kanzleirath übrigens, der diese Zeichen kennt und selten zu beachten versäumt, verstummt mit einem Mal, und sagt nur noch: „Nun ja, macht, was Ihr wollt." Dann klopft er seine Pfeife aus und verläßt das Zimmer, um auf sein Bureau zu gehen. Mutter und Töchter bleiben allein und als erstere nach kurzer Berathung sich für ein neues Rosa-Crepekleid entschieden, ist Emilie ganz entzückt und nimmt ihren Shawl und Hut, um zu Müllers, Steiners und Felders zu gehen, dort die Katharine, Julie und Louise von ihrem Glück in Kenntniß zu setzen, auch zu erzählen, daß sie auf dem Balle in Rosa-Crepe erscheinen werde, wofür sie sich die Farben der Kleider und des Kopfputzes ihrer Freundinnen mittheilen läßt. Dann wird der neuesten Mode halber, sowie wegen einer eleganten Haarfrisur die neueste Musterzeitung angesehen, und hierauf sehr befriedigt nach Hause zurückgeeilt. Diese Eile ist aber nicht zu groß, um nicht unterwegs ein paar Mal anzuhalten und mit einigen begegnenden Freundinnen von dem nächsten Balle zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine neuentdeckte Höhle.) Man schreibt aus Ellrich, 11. Juli: Die Linie der in Angriff genommenen Bahn Nordhausen-Nordheim machte hier im sogenannten „Himmelreich" die Anlage eines Tunnels nöthig. Rüstig ward an dem schweren Werke schon mehrere Monate lang gearbeitet. Von beiden Seiten des Berges hat man einen Richtstollen eingetrieben, und diese Arbeit ist so weit vorgeschritten, daß in nächster Zeit der Durchschlag geschehen muß. Die Bergleute freuen sich gewaltig auf dieses Ereigniß, wenn die an beiden Seiten des Berges Arbeitenden sich erst einige Tage gegenseitig hämmern, klopfen und schießen hören und endlich dann „tief unter der Erd'" ihr „Glück auf!" einander zurufen können. Inzwischen aber wurde, am 9. ds. M., ganz unverhofft den von Ellricher Seite einfahrenden Bergleuten eine Ueberraschung zu Theil. Man schlägt auf einmal durch, sieht aber durch die Oeffnung nicht den entgegenarbeitenden Kameraden ins Gesicht, sondern in einen dunkeln Raum. Die Oeffnung wird vergrößert und man entdeckt eine ungeheure Höhle. Tags darauf wurde dieselbe von etwa 30 Bergleuten und Bewohnern aus Ellrich unter Anführung des Steigers Müller jun. befahren. Hier, wo noch kein menschlicher Fuß gewandelt, drangen die Bergleute vor und postirten sich mit ihren Grubenlichtern an verschiedenen Stellen. Ein überwältigender Anblick! Die Höhle hat meist ganz glatte Wölbung. Bei mehr als 500' Länge und 200 Breite beträgt ihre Höhe etwa 150'. Ein Bach, die Verbindung zweier großer Teiche, fließt durch die Höhle. Fischottern, welche hier wer weiß wie viele Jahre ungestört gehaust, entwichen eiligst. In der Mitte der Höhle fällt vom Gewölbe hernieder ein kleiner Wassersturz, welcher das darunter liegende Gestein in mancherlei Formen ausgewaschen. Nach den Namen der beiden Tunnelbau-Unternehmer nennt man die neustentdeckte Höhle bereits Müller- und Schulze-Höhle. Mehrere Seitenräume lassen noch bedeutendere Erweiterungen vermuthen; von einer Spalte aus gewahrte man noch einen unterirdischen See.

Gegen die Kämpfer für die Rechte der Frauen tritt nun auch die Satire in die Schranken. In Boston hat ein Zukunftsdrama das Licht der Welt erblickt, das den Titel führt: „Der G ist des Jahres 76 oder das Weib der Zukunft." Das Stück spielt im Jahre 1876, wo nach der Ansicht Vieler die soziale Revolution schon zum Durchbruch gekommen ist. Die Damen reiten, jagen und fischen, sitzen zu Gericht, ziehen die Steuern ein und machen den Männern die Cour. Die letzteren sind in der That von allem andern ausgeschlossen und ihre soziale Stellung ist eine vollständig passive geworden, wobei ein passendes, bescheidenes, schüchternes Wesen ihnen zur Zierde angerechnet wird. Ein hervorragender weiblicher Archäologe macht die Entdeckung, daß Shakespeare ein Weib gewesen. Die ganze Poesie der Vergangenheit wird für die veränderten sozialen Beziehungen der Geschlechter umgearbeitet und Julie lockt ihren Romeo durch eine abendliche Serenade vom Altane herab in den Garten. Das Stück wird in Boston nur in Privatkreisen aufgeführt, findet aber soviel Beifall, daß sein Erscheinen auf der Bühne bald zu erwarten ist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Donnerstag, 30. Juli 1868.

Am Brunnen.

(Fortsetzung.)

Diese Erscheinung, wenn ich es so nennen darf, amüsirte mich und zwang mich zu allerlei Vorstellungen, was die Kleine wohl sein und treiben möge. Je weiter wir in die gute Jahreszeit hineinkamen, desto besser konnte ich das Mädchen beobachten, denn es war nun bei ihrem Gange zum Brunnen schon vollständig hell. Gewöhnlich erschien sie ziemlich genau zwischen vier und ein Viertel auf fünf Uhr, wie sie's von Anfang an gethan. Es war, wie bemerkt, ein hübsches, schlankes Figürchen, flink, geschmeidig in ihren Bewegungen, mit schönem, wohlgeordnetem, braunem Haar und vollständig angekleidet, wie sie für den Tag bleiben wollte. Und dennoch war in der Kleidung so gut wie im ganzen Wesen der Kleinen etwas, was es mir sehr unwahrscheinlich machte, daß sie ein Dienstmädchen sei. Darüber erfuhr ich jedoch nichts.

Im Hause drüben wohnten viele Leute, und es ist überdies nie meine Art gewesen, mich um meine Nachbarn zu bekümmern. Es sind oft Jahre vergangen, bevor ich erfuhr, wer mit mir im gleichen Hause wohnte, und von den benachbarten Häusern wußte und weiß ich dies gewöhnlich nie. So blieb denn Alles, wie es war. Ich sah das Kind häufig auf seinem Wege vom und zum Brunnen, und freute mich der schnellen Bewegungen, der Sauberkeit und Ordentlichkeit, die aus allem hervorleuchteten, und ging dann zufrieden, vermuthlich gerade so wie sie in ihrer Stube drüben, an meine Arbeit. Gesehen hatte sie mich bisher, meines Wissens, noch nicht. Wenigstens hatte sie noch nie nach mir herüber oder heraufgeschaut, und ich stellte mich auch nicht gerade breit an's Fenster, wenn ich sie beobachtete; ich wollte sie nicht verschüchtern.

So waren über drei Monate vergangen und wir lebten bereits mitten im Hochsommer, als ich eines Morgens zeitiger als gewöhnlich herauskam. Die Schwüle in den Zimmern hatte mich nicht schlafen lassen. Am Abend vorher war ein Gewitter gewesen, was die Luft einigermaßen abgekühlt hatte, und ich legte mich an diesem Morgen mit noch viel größerem Behagen in's Fenster als je.

Es war heut' Morgen ungewöhnlich und im wahren Sinne des Worts todtenstill draußen, und dieser Eindruck wurde noch durch die dicke Wolkendecke verstärkt, welche eintönig und einfarbig, ohne daß man einzelne Wolkenschichten unterscheiden konnte, vom Himmel herabschattete. Auf dem Platze zeigten sich nur die feuchten Furchen, die der abschießende Gewitterregen gerissen, als etwas Neues; die Tauben waren noch nicht da, die Bäume drüben bewegten kein Blatt, der Rauch aus dem hohen Schornstein der Fabrik in der Vorstadt stieg kerzengerade in die Höhe, und das einzige wahrnehmbare Geräusch kam vom rieselnden Wasser des Brunnens unter meinem Fenster.

Doch nein, ich irrte mich. Es mischte sich plötzlich ein ganz leiser, aber zu solcher Stunde so ungewohnter Ton hinein, daß ich überrascht mich weiter hinausbeugte und hinabsah. Ich meinte doch beim ersten Ausblick Jemand gesehen zu haben. Und richtig, es saß ja auch auf der steinernen Einfassung des Brunnens ein Mensch, der mit den herabhängenden Beinen hin und her schlenkerte, die Arme über die Brust gekreuzt hielt und dazu leise, wie in gemüthlichster Behaglichkeit, eine Walzermelodie vor sich hinpfiff. Ich schüttelte den Kopf — was bedeutete denn das? Saß er dort zu seinem speciellen Vergnügen oder wartete er auf Jemand? Ich sollte darüber aber schneller Aufklärung erhalten, als ich gedacht.

Ich war von meinem Fenster zurückgetreten, um nach meinem Kaffee zu sehen, und als ich den Tisch mit der brodelnden Maschine verließ, kam

ich auf meinem Weg durch's Zimmer zufällig an das Fenster, dessen Sommerläden noch geschlossen waren. Einen gleichgiltigen Blick durch einen Spalten hinauswerfend, — für den Augenblick dachte ich nicht an den „Brunnengast“ drunten — sah ich das Mädchen drüben gerade aus der Hausthür treten und beim Blick nach dem Brunnen herüber gleichsam erschrocken zurückweichen. Im nächsten Augenblick aber erhob sie ihr Auge rasch und scheu zu meinem Fenster, und huschte dann schnell über den Platz. Da öffnete ich leise mein Fenster hinter den Läden und erlauschte durch die tiefe Stille auch gleich die ersten Worte der Kleinen — sie sprach mit einer gedämpften, aber so glockenhellen Stimme, wie sie zu ihrer ganzen anmuthigen Erscheinung paßte: „um Gotteswillen, Conrad, was fällt Dir ein? Wie kannst Du so unvorsichtig sein! Wenn uns nun Jemand erblickte, Conrad!“

„Na, Schatzele, wie sollte uns denn Jemand sehen?“ versetzte er ebenso gedämpft, aber lustig: „Wer ist denn noch so unklug, wie wir, um solche Zeit schon aus dem Bette zu steigen?“

„O,“ sagte sie, „der Herr da droben ist fast immer vor mir wach und auf.“

„So?“ meinte er, „heut' auch?“ Und da sie wohl nur eine verneinende Bewegung gemacht hatte, die ich natürlich so wenig seh'n konnte, als das Paar selbst, so fuhr er fort: „also er ist noch nicht da und so quäle Dich nicht, V'roni. Und wenn er denn käme und uns sähe, was wär's? Was geh'n wir beide ihn an? Unrecht thun wir auch nicht.“

Nach einer Pause fragte sie: „ich weiß damit aber immer noch nicht, wie Du daher kommst und was Du eigentlich hast, Conrad? Es wurde mir kalt bis an das Herz, da ich Dich erkannte und ich dachte an ein Unglück. Aber darnach siehst Du grade nicht aus.“

Er lachte leise: „Und da ist Dir wieder warm geworden,“ sprach er, „gelt? Leidest grade nicht am warmen Herzen, V'roni; sonst würd' es Dir gar nicht so besonders erscheinen, daß ich Dich auch einmal wiederseh'n möchte. 's ist fast acht Tage her, daß ich nichts von Dir sah oder hörte. Nur Deine Mutter ging gestern an der Werkstatt vorüber und schaute mich hochmüthiger an als je. Wieder was Neues, V'roni?“

„Immer das Alte, Conrad,“ entgegnete sie mit einem Seufzer. „Sie schilt immerdar auf Dich und macht Dich schlecht. Bist Du auch ganz gewiß noch brav, Conrad?“ fügte sie bei und es klang aus ihrer Stimme eine Angst und eine Zärtlichkeit heraus, die mich wahrhaft rührte. „Die Mutter redet so viel von der Ausgelassenheit der Gesellen, und wenn ich so allein sitz' und denk' und denk' kommen mir oft so traurige Gedanken. Ich sehe ja jetzt so wenig von Dir und kann so selten mit Dir reden. Und wenn ich daran denke, wie's der Vater getrieben, der Nacht für Nacht im Wirthshaus saß und uns so arm hinterließ — der hat's auch von der Gesellenzeit her gehabt, sagt die Mutter, und Conrad —“

„Schatzele, was fällt Dir ein?“ erwiederte er herzlich. „Weißt doch, daß ich niemals ein Wirthshausläufer gewesen.“

„Aber nun, Conrad, wo Du gar nicht mehr zu uns kommen darfst und wir uns so wenig seh'n! Und nun find' ich Dich zu solcher Zeit schon hier! Conrad, wo kommst Du her?“

Jetzt lachte er wieder. „Vroni, bist Du gescheidt?“ sagte er. „Wo sollt' ich denn gewesen sein als daheim? Du weißt, der Meister jagt uns beim Gewitter stets aus den Betten, und da er uns erst gegen zwei Uhr wieder fortließ — er dachte immer, es ginge noch einmal wieder los — so meinte ich, zum Zubettgehen sei's zu spät, für die Vroni aber grade recht. Und als die Andern schliefen, bin ich hergekommen. Capirst Du's nun?“

„Ja, Conrad, mir fällt ein Stein vom Herzen. Aber nun muß ich fort, — es wird schon ganz hell. Ade, Du lieber Mensch.“

„Und krieg' ich gar nichts auf den Weg?“ fragte er.

„Nein. Was denn? Wie schickte sich das? Denke doch — jetzt! — Aber Conrad!“ sprach sie hastig und abgebrochen. Und als er dann doch wohl „etwas gekriegt“ oder sich vielleicht auch genommen hatte, setzte sie schmollend hinzu, „aber Du bist ein Böser. Geh'!“

„Und wann seh'n wir uns wieder?“ fragte er; seine Stimme klang keineswegs erschreckt über ihren Tadel, sondern zärtlich. „Soll ich morgen früh wieder da sein?“

„Nein, nein, auf keinen Fall!“ antwortete sie besänftigt. „Ich will morgen Abend seh'n. — Ade, Conrad!“

Es war Alles still, nach einer Weile klang ein Tritt vom Trottoir herauf, der sich ziemlich schnell entfernte, und ich ging zu meinem Kaffee zurück, der, obgleich die ganze Unterhaltung der Beiden kaum fünf Minuten gedauert, doch schon nahe am bedenklichsten Stadium des Ueberkochens war und mir viel Noth machte, bis ich Alles wieder in Ordnung gebracht hatte. Ich war freilich mit meinen Gedanken mehr bei dem jungen Paare, als beim Kaffee. Arme Kinder! dachte ich, und ging erst eine ganze Weile später wieder einmal ans

offene Fenster, um die Kleine drüben nicht auf den Gedanken zu bringen, ich könne im Geheim doch ein Zeuge der Brunnen-Scene gewesen sein. Aber ich sah an diesem Tage so wenig von ihr, wie sonst, nachdem sie ihren Krug gefüllt hatte, und auch in den folgenden Tagen bemerkte ich nichts Neues.

(Fortsetzung folgt.)

Ein erster und ein letzter Ball.

(Fortsetzung.)

Es findet sich da eine artige Gruppe von drei hübschen Mädchen beisammen, und es ist nicht zu verwundern, daß diese durch ein paar Lieutenants vermehrt wird, die zufällig vorbeikommen und zufällig etwas Zeit übrig haben, um zum Plaudern stehen zu bleiben. Der Ball ist für drei junge Mädchen ein so wichtiges Ereigniß, daß es bald heraus ist, sie werden den vom nächsten Samstag besuchen. Die beiden Lieutenants sind entzückt und wenn jetzt schon Balltäfelchen zur Hand wären, so würde schon über mehrere Galeppaden, sogar über ein paar Cotillons verfügt werden. So aber bleibt es bei dem feierlichen Versprechen, ein paar Tänze übrig behalten zu wollen; und den Kopf voll davon, sowie von allem dem, was sie bei Müllers, Felders und Steiners gesehen und gehört, kommt Emilie wenige Zeit vor dem Mittagessen nach Hause, und erzählt von blauer Barège und Tüllkleidern, von Tanzschuhen à la Goldkäfer, vom Lieutenant Schmidt und der ersten Galeppade, von einem Kopfputz aus Veilchen und Rosen, von weißen Atlasbändern, handbreit mit einer immensen Schleife vornen, von einem Goldfadennetz hinten, und vom Lieutenant Starker, der sich den Cotillon in der Mitte ausgebeten.

Die Mutter lächelt vergnügt über das Entzücken ihres Lieblings, der Kanzleirath findet, daß die Suppe zu wenig Salz, das Gemüse zu viel Mehl und der Braten zu wenig Fett erhalten hat, und Elise, welche die Küche besorgt, glaubt achselzuckend an sämmtlichen Gerichten gerade das Gegentheil zu verspüren, findet es aber im Gefühl gekränkter Unschuld unter ihrer Würde, lange darüber zu sprechen, und zieht sich noch vor Beendigung des Mittagessens auf ihr Schlafzimmer zurück. Hier wird sie einen Augenblick Ruhe finden. Der Papa trinkt mit Mama im Wohnzimmer seinen Kaffee, der unausstehliche Backfisch will fort und fort und fort über Ballkleider, Kopfputz und Lieutenants reden, und sie — setzt sich an's Fenster, legt die Hände in den Schooß und blickt in die winterliche Landschaft hinaus „das Auge vom Weinen getrübet“. Woran Elise denkt, ist nicht schwer zu errathen, — an ihren ersten Ball; und wenn wir den geneigten Leserinnen einige Diskretion zutrauen können, so wollen wir gestehen, daß zwischen dem Abende jenes ersten Balles und heute zwölf lange, lange Jahre dahin geschwunden sind, und daß hiedurch die ältere Tochter des Kanzleirathes ein wohlerworbenes Recht hat, schmerzlich an jenen ersten Ballabend zu denken. Ja, sie findet einen Trost darin, all die heitern und trüben Stunden, die in jenem Zeitraum für sie beisammen liegen, wieder einmal durchzukosten — in ihrem Schmerze zu wühlen. Doch bleibt sie dabei nicht einmal stehen, sondern nachdem sie sich überzeugt, daß ihre Schwester, das naseweise Ding, sie nicht überraschen wird, öffnete sie ein kleines Kästchen, das auf ihrer Kommode steht, und fängt an, die eben gedachten zwölf Jahre zu illustriren. Im Kästchen finden sich merkwürdige Sachen, ohne Sinn und Bedeutung für den Uneingeweihten, aber verständlich für ihr armes Herz. Die ersten Illustrationen eine bedeutsame Blumensprache, auch andere noch zierlichere, wohlgefällige Hieroglyphen, die letzten Jahre aber schon mit harter und schwerer Keilschrift redend. — Da sind Balltäfelchen, vergilbt und zerknittert, und unter Andern steht ein Name darauf, in erschreckender Anzahl. Hinter dem ersten Walzer und dem ersten Galopp, hinter der ersten Mazurka und der ersten Française, dann wieder hinter der zweiten Mazurka und dem zweiten Galopp, und sehr leserlich hinter sämmtlichen Cotillons. Das findet sich einige Mal so, und bei diesen Balltäfelchen liegen kleine, verwelkte Blumensträuße und Knallbonbons-Zettel mit allerlei rührenden Inschriften:

„Darf ich hoffen?“ aus Norma, oder: „Nein, nein, Du liebst mich nicht, wie ich dich liebe!“ aus Montecchi und Kapuletti, oder:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt,“

aus den Gedichten von Feodor Löwe. — Weiter, weiter. Die Balltäfelchen bleiben eng beschrieben, aber der gewisse Name wird seltener. Zuerst steht er nicht mehr hinter den Cotillons, dann auch nicht mehr hinter den stürmischen Galeppaden und den sich sanft wiegenden Mazurken; nach und nach sind nur noch ruhige Walzer mit ihm bezeichnet, und endlich finden wir ein Balltäfelchen, auf dem er nur noch einmal zu finden ist, und zwar hinter einer langweiligen

Française, als trauriger Gedankenstrich —. Hierbei liegt auch eine zurückgegebene Bandschleife. Das hatte ihr denn auch mit Einem Male die Augen geöffnet, denn einer Dame eine Bandschleife zurückgeben, die man gefunden, ist der Beweis der größten Gleichgiltigkeit, und bedeutet, wie die Herbstzeitlose in der Blumensprache: „Lebe wohl, wir haben uns mißverstanden!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Festgesang für das dritte deutsche Bundesschießen, welcher beim großen Concerte am 3. August zum Vortrag gelangt, ist, wie die Wiener „Vorstadt-Zeitung" mittheilt, von Dr. Hermann Rollet verfaßt, und von Storch in Musik gesetzt. Derselbe lautet folgendermaßen:

In allen deutschen Gauen
Rief's: Schützen auf! zieht hin —
Ein frohes Ziel zu schauen,
In's alte deutsche Wien!
Von deutschen Schützen wogt's nun da
Aus allen Landen fern und nah,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Kein Stück gerissen werde
Vom deutschen Mutterleib;]
Der Väter heil'ge Erde
Dem deutschen Volk verbleib'!
Was deutsch ist, bleib' in Deutschlands Bund —
Wir geben laut als Schwur es kund,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Ein Deutschland muß erstehen,
So mächtig, groß und frei,
Daß nie es mag vergehen —
Wie stark der Feind auch sey!
Aus allen Gauen sind wir da;
Wir stehen ein aus Fern und Nah,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

(Ein Geizhals auf dem Sterbebette.) Ein Geizhals lag am Sterben; der Notär, der ihm beistand, rieth ihm, sein Testament zu machen. Nach halbstündigem Zureden stimmte er endlich zu. Der Notar begann zu schreiben: „Ich N. N. hinterlasse meinem Neffen —"

„Durchaus nicht!" schrie der alte Harpagon, „ich will Nichts wissen von dem Worte „hinterlassen".

„Dann will ich schreiben: „ich gebe." Der Sterbende gab zu verstehen, daß auch dieses Wort ihm nicht zusage, worauf der Notar: „Gut denn, setzen wir: „Ich leihe meinem Neffen bis zum Tag des jüngsten Gerichts."

„Das lass' ich mir gefallen!" sagte nun der dem Tode Nahe mit fast heiterer Stimme; „Sie begreifen wohl, Herr Notar, daß, wenn man hinterläßt oder gibt, man nicht mehr das Recht hat, wieder zu nehmen, während was ich leihe, man mir eines Tages wieder zurückgeben muß."

(Auf der Promenade.) Assessor X. zu Rath Y.: Herr Rath, Ihre Gemahlin ist wirklich sehr anziehend. Rath Y (seufzend): Da haben Sie Recht; sie zieht sich alle Augenblicke anders an.

Ein guter Einfall hat schon Manchen aus großer Verlegenheit gerettet. Das hat auch ein würtembergischer Schultheiß erfahren, vor dessen Hause sich seine Bauern, die mit seiner Amtsführung unzufrieden waren, eines Abends tumultuarischer Weise versammelten, um ihrem Unmuth Luft zu machen. Als der Schultheiß den Lärm hörte, öffnete er das Fenster und fragte die Unzufriedenen, was sie denn von ihm wollten? „Herunter soll Er kommen, wir wollen Ihm dann eine Ohrfeige geben!" war die Antwort der Bauern. „„Ich komme nicht, und wenn ihr mir deren zwei geben wollt!"" erwiedert ihnen der Schultheiß in aller Ruhe und schließt wieder das Fenster. Die Bauern fangen an zu lachen, vergessen ihren Groll und gehen in heiterer Stimmung wieder nach Hause.

(Kultur des dreiblättrigen Klees.) Durch Einführung des dreiblättrigen Klees hat die Landwirthschaft einen unglaublichen Aufschwung genommen. Ein schlimmer Umstand ist aber, daß man bei manchen Bodenarten sogar 8 — 9 Jahre warten muß, bis er wieder auf demselben Felde mit Vortheil angebaut werden kann, indem die Stoffe, deren er zu seinem Gedeihen bedarf, erschöpft werden.

Gyps nun ersetzt diese Stoffe wieder, und zwar muß derselbe vor Winter, 6 Ztr. auf den Morgen, aufgestreut werden; denn der im Herbst gegypste Klee hat einen merklichen Vorsprung vor dem erst im Frühjahr gegypsten und liefert auch einen viel reicheren Ertrag.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Samstag, 1. August 1868.

Am Brunnen.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war die Zeit gekommen, wo es mir in der Stadt stets zu eng und heiß zu werden pflegt und mich jeden Stundenschlag mit Schmerzen hören läßt, der noch nicht meine Abreise verkündet. Also ging's fort und die vier oder fünf Wochen, für die ich mich frei gemacht, brachten mir so viel Luft und Licht, daß ich darüber gar nicht recht zum Denken kam, geschweige denn zum Denken an die Stadt mit ihren schwitzenden Bewohnern. Erst den Tag vor meiner Rückreise dacht' ich: morgen bist du wieder in dem alten Gefängniß und mußt schwitzen und keuchen in all' der Gluth und all' dem Staube bis zum nächsten Sommer! — Und damit gedachte ich auch meiner Frühstunden und, in der natürlichsten Verbindung der „V'roni" — — es war ordentlich, als ob mit der Erinnerung an das schmucke Kind so etwas wie ein kühles Lüftchen durch den Staub und die Hitze der nächsten Woche hinwehe. Wie's der wohl geht? dachte ich, und ob der Conrad noch immer so brav und klug ist?

Nun gut, vierundzwanzig Stunden später saß ich mit Sack und Pack wieder in der alten Wohnung am Thor, die mir jetzt doch behaglicher und heimlicher erschien, als ich geglaubt — das eigene Nest bleibt doch immer der beste Platz in der Welt — und am darauf folgenden Morgen hielt ich wieder meine erste Rundschau über die allbekannte friedliche Umgebung. Es hatte sich nichts verändert. Platz und Straße ruhten, die Häuser schliefen, die Bäume träumten und die Brunnenwasser rieselten — das war Alles, wie immer. Und nun schaute die Kleine drüben aus dem Fenster, kam dann aus der Thür und füllte den Krug, grade wie ich es hundertmal geseh'n, und sie selbst gerade so schmuck und ordentlich wie je. Nur war's mir beinah', als seien ihre Bewegungen weniger rasch und elastisch als früher; doch das konnte auch eine Irrung sein oder ein bloßer Zufall, und ich setzte mich wohlbefriedigt zur Arbeit.

Allein es war keine Irrung und kein Zufall — am nächsten Morgen bemerkte ich's noch deutlicher, daß sie langsamer und schwerer erschien; es war keine Spur von jugendlicher Heiterkeit und Regsamkeit in ihrem Wesen, wie sie mich sonst so herzlich erfreut, auch schien sie mir bleicher zu sein und endlich — sie kam jetzt früher als sonst, mehr als einmal, wenn ich an's Fenster kam, war sie schon da gewesen, ich sah sie bereits die Thür schließen, oder das Fenster, oder ich sah sie gar nicht mehr. Das war ein bedenkliches Symptom, das mir aus eigener Erfahrung nur zu wohl bekannt. Gerade aus der Zeit und Weise des Erwachens und Aufstehens kann man am sichersten über das leibliche und geistige Ergeh'n eines Menschen urtheilen. Die feste Stunde, die Regelmäßigkeit — natürlich wenn es nicht einmal durch einen besonderen Zufall veranlaßt wurde — ebenso unweigerlich eine Störung durch Krankheit, Sorgen, Kummer oder wie derartige Quälgeister des Menschen sonst zu tituliren sind.

Und noch nicht genug — an einem der nächsten Morgen kam Veronika ziemlich viel später zum Brunnen, als es bereits völlig hell war, und da sah ich, daß sie nicht allein bleich aussah und wirklich ein wenig abgehärmt, sondern sogar verweinte Augen hatte. — Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß mir diese Entdeckung einen Stich in's Herz gab. Ich nahm Theil an dem Kinde, das mir durch das tägliche Seh'n und Beobachten so nahe gerückt, dessen kleines Geheimniß mir bekannt geworden war. Ich erkundigte mich an dem Tage zum erstenmal nach den Hausbewohnern drüben und erfuhr etwas von einer Schlosserwittwe und ihrer Tochter, die sich trotz ihrer Armuth mit ehr-

licher Arbeit zwar schwer, aber doch erträglich durchbrachten. Sie nähten Wäsche auf Bestellung — ein freilich mühsamer Erwerb! — Es konnte kein Zweifel sein, daß ich damit Stand und Geschäft meiner kleinen Brunnengängerin entdeckt hatte, allein was nützt das? Helfen konnte ich dem armen Kinde jetzt nicht mehr als früher, zumal ich von ihren sonstigen Verhältnissen nichts erfuhr. Und das schmerzte mich.

Wir hatten in diesen Septembertagen prachtvolles Wetter, und besonders so wundervolle Abende, wie während des ganzen Sommers nicht, so daß man bis spät in die Nacht im Freien sitzen konnte und dies auch von allen Seiten auf das eifrigste geübt sah. Die Wein- und Biergärten waren nie so voll gewesen wie jetzt, und auch ich war einer ihrer anhänglichsten Besucher.

So saß ich eines Abends gleichfalls am gewohnten Platz und konnte mich, obgleich meine Begleiter schon aufgebrochen waren, gar nicht von ihm trennen, denn die Nacht war zu schön und die heißen Zimmer daheim vermochten mich nicht zu locken. Ringsum war noch Alles voll, die Musik spielte noch, in den Pausen klapperten die Gläser und summte Plaudern und Lachen, und ich sah mir das Alles behaglich mit an und achtete nicht darauf, daß ein später Ankömmling inzwischen zu meinem Tische trat und sich mit einem: „ist's erlaubt?" dann niederließ. Erst da er den vorüberschießenden Kellner über ein Glas Bier anrief, sah ich auf und ihn genauer an und erkannte beim Schein der Lampe ein Gesicht, das mir nicht fremd erschien.

Es war ein junger Mann des Handwerkerstandes, wie es schien, mit sehr schwieligen Händen, ein Gesicht mit einem finsteren Zuge zwischen den Augen, der mir gar nicht zu den übrigen offenen Zügen passen wollte. Wie bemerkt, hatte ich ihn schon geseh'n, wußte jedoch nicht, wo und wann, und erst als er, der mein Anschauen falsch auslegen mochte, sehr artig sagte: „ich belästige den Herrn doch nicht? Ich sah den Tisch leer — —" hatte ich ihn, aber auch augenblicklich erkannt. Das war der Herr Conrad vom Brunnen, ich sah jenen Morgen vor mir, ich erlebte die ganze Scene wieder und wie ein Blitz schoß der Gedanke durch den Kopf: jetzt ist's Zeit! Vielleicht kannst du doch noch helfen! — „Ach Herr Conrad!" fragte ich lächelnd, „freut mich sehr, mit Ihnen zusammenzutreffen!"

Er schaute mich überrascht an. „Hätt' nicht geglaubt, daß ich da einen Bekannten treffen werde," versetzte er kopfschüttelnd. „Habe überhaupt nicht viele. Aber der Herr verzeih' — Sie hab' ich meines Wissens im Leben nicht geseh'n."

„Das glaub' ich schon," meinte ich belustigt, „allein ich habe Sie geseh'n, Herr Conrad, und noch mehr gehört. Wissen Sie, einmal im Sommer, Morgens ganz früh, an einem Brunnen und —"

„O Sapperment!" unterbrach er mich herzlich lachend, „da müssen Sie der Herr sein, der so zeitig aufsteht und vor dem die Veronika solche Angst hatte, daß er unser Plaudern hören könne. Das heiß' ich ein Zusammentreffen! Aber es ist nur das eine Mal gewesen und da können Sie mich gar nicht lange geseh'n haben."

„Das hab' ich auch nicht," gab ich zur Antwort, „aber gehört hab' ich Euch Beide desto länger. Und was ich gehört habe," setzte ich freundlich hinzu, „hat meine ganze Theilnahme in Anspruch genommen. Ihr scheint Beide ein paar wackere Kinder zu sein, denen man alles Glück und Heil wünschen darf. Wenn ich nur wüßte, wie ich Euch helfen könnte, ich thät' es wahrhaftig gern. Wie steht's jetzt? Ist die Mutter noch immer nicht einverstanden?"

Er hatte inzwischen vom Kellner einen Schoppen Bier erhalten und bezahlt. Nun saß er still am Tisch und schaute mich ruhig, aber finster an, und erst nach einer Weile sprach er gedämpft und mit leichtem Kopfschütteln: „Wir wollen das Alles nur ruhen lassen, Herr. Da ist nichts mehr zu helfen, es ist vorbei. Verlasse sich Einer noch auf Frauenzimmer!"

Ich sah ihn aufmerksam an — ich hatte halb und halb so Etwas erwartet. „Junger Mensch," sagte ich ernst, „ich muß schon so zu Ihnen reden, denn ich könnte den Jahren nach fast Ihr Vater sein, — wie kann man gleich so kleinmüthig werden oder so bitter, wenn's einmal ein paar Tage oder Wochen nicht nach unserem Willen geht? Wie können Sie sagen: es ist vorbei! — Sagt das arme Kind drüben auch so? Die hat's dann wenigstens schlimmer als Sie, Herr Conrad. Sie sitzt daheim mit sich allein oder mit der Mutter, und Sie laufen umher und sitzen im Biergarten und vertreiben sich Ihre Zeit und Ihren — Verdruß, muß ich's wohl nennen, denn von Kummer scheint keine Rede. Das ist mir das Rechte! Vorbei! Und das arme Kind sitzt daheim, sag' ich, und härmt sich ab — es ist kein Spaß, mein Freund, so stets und stets mit sich allein zu sorgen und zu weinen, wie sie es thut — ich seh's dem armen Dinge leider an, wie es mit ihr steht. Vorbei! Was ist das? Verzagen oder Trotz? Meinen Sie, daß Sie ihr damit ihr Loos erleichtern?" Ich hatte mich doch warm geredet, denn seine Antwort hatte mich verdrossen, gesteh' ich, und ich in-

teressirte mich nun einmal für das arme Mädchen mehr als für ihn, den unabhängigen, gesunden, leichtherzigen Gesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein erster und ein letzter Ball.

(Fortsetzung.)

Obgleich in dem Strudel des Ballsaales die Wogen des Tanzes auf- und niederrauschten, ohne den bewußten Jüngling wiederzubringen, so kamen doch andere an seine Stelle, und hinter den Tänzen auf den Täfelchen standen Jahrelang manche stattliche Namen, manche auch wohl zwei- und dreimal, wenn auch keiner mehr erschien, der mit Elisen so ausschließlich monopolistisch walzte und polkte. Auch Blumensträußchen fanden sich hier noch, selbst noch Bonbonzettel; aber erstere und letztere sprachen sich nicht mehr ausschließlich und bestimmt aus, die Blumensträuße hatten ihre vielsagende, duftige Zierlichkeit verloren, und waren groß und dickleibig geworden, auf den Zetteln dagegen war wenig mehr von Liebe die Rede, häufig dagegen Variationen über des großen Schiller's großes Wort:

„Und die Freundschaft, sie ist kein leerer Wahn!"

Weiter, weiter! —

Jahre sind vergangen, der Balltäfelchen weniger geworden, ja in einem gewissen Zeitraume finden sie sich nur einzeln verstreut, in einer zahlreichen Korrespondenz. Aber die äußere Form dieser Briefe ist nicht mehr jene der kleinen Billete, die sich in den ersten Jahren zwischen Blumen und Zetteln verstreut finden. Die kleinen, verrätherischen Couverts, mit zierlicher, etwas leichtsinniger Handschrift, sind groß und ehrbar geworden, die Schriftzüge auch fest und solid; auch sehen wir keine phantastischen Siegel mehr, zwei schnäbelnde Tauben, eine Wolke mit Blitzstrahl und dem Worte: „Durch!" ein Herz vom Pfeile getroffen, oder ein kleines zierliches Rosenknöspchen, ach! das letztere ist im Laufe der Zeiten erblüht, und auf den Briefen zur großen, rothen Klatschrose geworden mit R & C in römischen Charakteren. — Ruspel und Kompagnie, ein achtbares Handlungshaus, dessen Chef, wenn auch über die ersten Jugendthorheiten hinaus, doch noch thöricht genug war, einem Mädchen seine Hand bieten zu wollen, die fast zwanzig Jahre jünger war, als er. Der alte Ruspel, ein Wittwer, war der Jugendfreund des Kanzleirathes, und bei einem Glase Wein, richtiger gesagt, nach mehreren Flaschen, hatte Herr Ruspel auf ein eheliches Verhältniß zwischen Elise Schmerbelich und sich angespielt. Es war das nur eine ganz leichte, vielleicht scherzhafte Anspielung, aber der Kanzleirath hatte sie augenblicklich sehr ernstlich aufgenommen, ebenso die Mutter, und nicht minder Elise, welche die für ganz junge Mädchen so unbegreifliche Wahrheit, daß alles Irdische vergänglich sei, deutlich einzusehen begann. Ruspel und Kompagnie besuchten ebenfalls die Museumsbälle; Ruspel selbst tanzte nicht mehr, höchstens einmal eine Extratour oder eine Française, die Kompagnie dagegen hatte eine junge Frau, und mußte im Schweiße seines Angesichtes sein Bischen Souper, und am Schluß des Balles sein Gläschen schlechten Punsches verdienen.

Es war eigenthümlich, wie die Briefe mit dem Stempel R & C sich zeitweise häufig vorfanden, und dann wieder fast ganz aufhörten, eigenthümlich, aber wohl begreiflich, wenn wir sagen, daß Herr Ruspel die Reisen für sein Haus selbst besorgte, und also nur in seiner Abwesenheit schrieb. Zwischen dieser Korrespondent fanden sich immer noch Balltäfelchen vor, auch noch mit Namen besetzt, die geschrieben sich gerade so gut ausnahmen, wie jene, die hinter den Tänzen der ersten drei, vier Jahre prangten. Und doch war ein großer Unterschied zwischen jenen und diesen. Wer war Herr A., Herr B., Herr C., Herr D.? Vielleicht jener Assessor oder junge elegante Offizier? O nein, Herr A. war ein alter Hausfreund des Vaters, Herr B. hinkte ein bischen, und wurde von den meisten Tänzerinnen gemieden, Herr C. war so klein, daß es bei einer mittelgroßen Tänzerin aussah, als walzte sie mit einem Kinde, und Herr D. war ein bejahrter, schwatzhafter Handlungsreisender, der mit Elisen nur von längst vergangenen Zeiten sprach, und die unangenehmen Worte: „Ja, mein Fräulein, wenn Sie sich erinnern, damals . . ." oder: „zu unserer Zeit . . ." beständig und sehr unzart im Munde führte.

Aber weßhalb musterte Elise traurig und verstimmt die verblichenen Schätze der ehemaligen Zeit? Vielleicht, weil Herr Ruspel auf Reisen war? Ja. Hauptsächlich aber, weil seit seiner vierwöchentlichen Abwesenheit nur zwei Briefe von ihm eingelaufen waren, und das noch dazu Briefe, welche er ebensogut an einen Handlungsfreund hätte schreiben können, denn sie begannenen mit „Werthgeschätzte", und hörten auf mit „Hochachtungsvollst und ganz ergebenst". — O Ruspel, Ruspel, wenn Du absichtlich so schriebest! Wenn zu dem leisen Spott, dem höhnischen Achselzucken, überhaupt einen so alten Bräutigam zu besitzen, noch das Unglück käme,

ihn in der That nicht zu besitzen! — Weiter, weiter!

Blumen und Bonbonszettel finden sich keine mehr vor, ja selbst der Namen auf den Balltäfelchen wurden weniger und immer weniger. Eins legen wir schnell und schüchtern bei Seite; denn wir finden es entsetzlich öde und leer, auf ihm prangt nur ein einziger Name hinter einer stillen Française, ein „mene mene tekel upharsin“, die letzte Schwalbe eines wegziehenden Sommers, ein melancholischer Rabe, auf weitem, erstorbenem Schneefelde. Das war freilich bis jetzt nur ein einziges Mal vorgekommen, und Elise, die an jenem Abend mit Schrecken einsah, daß ihre Aktien eine starke Neigung zum Sinken verspürten, schützte heftiges Kopfweh vor und schloß ihre Börse, auf günstigere Augenblicke wartend, die nun auch freilich wieder eintraten; denn auf den letzten Balltäfelchen, die sie träumerisch betrachtet, waren Françaisen stark begehrt sogar Walzer und eine Polka im Preise gestiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein amerikanischer Scherz.) Man hatte in heiterer Gesellschaft sehr gut dinirt und trank Kaffee. Da erklärte ein Williams X., ein bedeutender Kaufmann New-Yorks, daß, wenn eine Zeitung sich das Vergnügen machen wolle, ihn vor dem von der Vorsehung bestimmten Zeitpunkte in ihren Spalten sterben zu lassen, er keine Maßregel ergreifen werde, um die Neuigkeit zu dementiren; im Gegentheil, er würde sie bestätigen. Er kenne aber, behauptete er, ein sicheres Mittel, daß sein Wiederaufleben in den nächsten 24 Stunden von dem Nämlichen verkündet werde, der zuerst seinen Tod veröffentlicht habe.

„Das ist unmöglich!“ rief Xolb, Herausgeber einer der verbreitetsten Blätter New-Yorks. „Wenn ich mich entschließe, Sie morgen zu begraben, würden Sie selbst mir schreiben, um mich zu bitten, Sie wieder aufzuwecken.“

„Ich sage Nein!“ erwiederte Williams; „Sie selbst werden mich in den nächsten 24 Stunden auferwecken und diese Zeit nicht einmal erwarten.“

„Wetten wir 100 Dollars!“ entgegnete der Verleger.

„Warum nicht 200?“

„Gut, morgen werden Sie sterben! Sofort will ich die Notiz über Ihr Ableben an mein Journal abschicken.“

In der That las man andern Tags in der Morgenausgabe der Xolb'schen Zeitung: „Wir bringen unserer Geschäftswelt eine sehr traurige Nachricht: Hr. Williams X. ist gestern Abend zwischen 10 und 11 Uhr in Folge Zerplatzens der Pulsader gestorben. Wer ihn kannte, wird mit uns seine Familie bedauern.“

Während fünf Minuten beschäftigte man sich bei Eröffnung der Börse mit dieser Neuigkeit; nachher dachte man nicht mehr daran. Neuerdings redete man davon bei Erscheinen der Nummer von der „Mittagszeitung“. Dieses Blatt bestätigte die traurige Mähre von dem Tode des Hrn. Williams X. und fügte bei: „Unter den Papieren des Verblichenen fand sich ein Testament, das zum Universal-Legatar Hrn. Xolb ernennt, den Zeitungs-Herausgeber. Alle, welche schwebende Geschäfte mit Hrn. Williams hatten, werden gebeten, sich von heute an an Hrn. Xolb zu wenden, der in die Rechte und Pflichten des bedauernswerthen Hrn. Williams eintritt.“

Kaum war diese Notiz veröffentlicht, als eine unermeßliche Menge die Bureaux Xolb's belagerte. Rechnungen, Tratten, Muster wurden ihm vorgezeigt, Erkundigungen eingezogen u. s. w.

Xolb konnte all' diesen Störungen nicht entgehen, als durch Anschlag einer kleinen Affiche an seiner Thüre, welche die Nachricht von dem Tode des Hrn. Williams und folglich auch von dem Testamente dementirte. Er trug Sorge, seine erste Notiz einem Berichterstatter aufzubürden, der durch eine Aehnlichkeit des Namens in Irrthum geführt worden sei, und erneuerte die Ankündigung in seinem Abendblatte.

Um 3 Uhr trat Williams in das Kabinet des Hrn. Xolb, um die 200 Dollars der Wette einzustreichen.

(Die reichsten Leute der Erde.) Ein englisches Blatt zählt die reichsten Leute der Erde auf; an der Spitze steht weder ein König, noch ein Kaiser, auch Niemand aus Europa, sondern ein Bürger der Neuen Welt, ein Gewerbsmann in Nordamerika, dessen jährliche Renten 48 Millionen Franks betragen; dann folgt ein russischer Bojar, der Dritte ist ein Engländer, der in Ostindien begütert ist; Rothschild, den man gewöhnlich für den Crösus der Menschheit hält, kommt erst in der elften Reihe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung

№ 90. Dienstag, 4. August 1868.

Die Mädchen der Neuzeit.

(Humoreske im „Westricher Hochdeutsch“.)

Herrje; was hann mer doch heit for e Welt,
Wie is Alles uf die höchschte Spitz jetzt geschtellt,
Vum alt echte Wese, ich sahns mit Betrübe,
Is kaum noch e Fünkelche übrig gebliebe.

Am ärgschte aber treibens die Mäde,
Drum will ich se heit emol ausdrumpete,
Ich will was verzähle, ehr sahn dann all,
Nee, so was hätte mer nit for möglich gehall. —

Ach, Mutter, hört neilich e Mädche ich sage,
Ich muß in die Kerch mich heit emol wage,
Dann mei neier rosefarbiger Hut,
Der schteht mer ganz erschrecklich gut;
Un heit, bei dem rosige Sunneschein,
Gehn gewiß viel Leit in die Kerch enein,
Un alle Mensche, do wollt ich druf wette,
Gewiß vun nix wie meim Strohhut redde.
Na, wie kaum die Glocke zusamme leite,
Do kommt dann, gewiegt in Seligkeite,
Das holde Gazellchen de Hausgank eraus,
Dehlt rechts und links dann Grüße aus.
Hm, sahd so e alter Bürjersmann,
Wie der Mensch sich doch verännere kann,
Wann ich sunscht nur hann e bische geschmunzelt,
Hat se gleich ganz schnippisch 's Näsche gerunzelt,
Un heit is se wie lauter Sunneschein, —
„Ei,“ kreischt uf emol e Fräche enein,
„Die dhut e neies Hütche drahn,
Das will se de Leit durch ihr Koppnicke sahn!“
So kommt dann das Mäde die Kerch eninn,
Un, — die Engelcher könne nit frömmer sinn,
Ihr Blick voll Andacht gleich ufwärts steigt,
Weil sich drobe e — lockiger Herrekopp zeigt.

So könnt ich noch manches Bildche enthülle,
Doch — 's Mooß werd schun allmälich sich fülle,
Drum rasch zu was annerm, ich will euch jetzt zeige,
Wie arg der weibliche Hochmuth kann steige.

„Ach, Herr,“ sahd neilich e blutjunges Mädche,
„In unserm kleene Zweebrücker Städtche
Do derf mer nit offe sei Liebe zeige,
Dann die bleschne Junge könne gar nix verschweige.
So hat es a jetzt schun mei Mutter vernomme,
Daß wege mer Sie so oft am Haus vorbei komme,
Die hat mich gehörig dann abgeriebe,
Dann ich wär noch viel zu jung, um zu liebe.
Drum gehn Sie so oft nit am Haus do vorbei, —
„Ach,“ sahd er, „Ihr Wille Gesetz mir sei,
Doch sahn se, Sie aller Weisheit Krone,
Ich weeß jo gar nit, in wellem Haus Se wohne!“

E anneres Mädche hat neilich gesagt,
„So oft ich steck in meim Sunnda'gstaat,
Do muß ich mich immer, ich kanns nit verschweige,
Zum e schöne stolze Schwan vergleiche. —
S' kann recht hann das Kind, dann wie jeder jo sieht,
Is zwische Schwane un — Gäns wenig Unterschied.

Noch manches Bildche wär so zu entrolle,
Doch die Wohrheet is bitter, man könnte mir schmolle,
Drum schließ ich mei Füllhorn und will jetzt schweige
Vun duftende Schingjong un so dergleiche.
Vun Damekränzcher, wo so süß werd gelächelt,
Un jeder no Kräfte werd — durchgehechelt,
Vun sanfter Lieb, — bis der arme Stoffel
Is gebeugt unner de eiserne Fraupantoffel.

Batsch, da schpringt an meiner Leyer e Sait,
Drum muß ich 's Verzähle beschließe for heit,
Un die Mäde losse das Dings doch nit fahre,
Warum? — Weil die Alte halt grad so ware!

Zweibrücken. *K. L.*

Am Brunnen.

(Fortsetzung.)

Er hatte bei meinen Worten nach der ersten Ueberraschung bald die Augen niedergeschlagen und still vor sich hingeseh'n. Sein Schoppen stand noch unberührt. Nun trank er langsam, und indem er dann zu mir aufschaute, versetzte er mit einem leichten Lächeln: „Es ist schon recht, Herr, daß Sie mich einmal gründlich abkapiteln, allein vorbei wird's mit der Veronika und mir doch wohl sein, obwohl ich nicht ihr gerade die ganze Schuld geben will. Sie ist eben nur zu schwach, sag' ich, selbst wenn sie, wie Sie's nennen, Herr, auch nur allein steht. Ich bin aber doch auch da. Wenn sie mich nur recht lieb hätte, recht —!" —

„Hören Sie," unterbrach ich ihn freundlich, denn seine letzten Worte klangen so traurig, daß sie mich bewegten, „ich kenne viele Leute in der Stadt und habe vielerlei Erfahrungen gemacht. Vielleicht kann ich Ihnen doch helfen, und wär's auch nur durch einen guten Rath. Erzählen Sie mir einmal Alles. Wir haben ja Zeit."

Er sträubte sich nicht, sondern berichtete ruhig, schlicht und gedrängt — es war eine einfache, hundertmal ähnlich dagewesene Geschichte. Der verstorbene Schlosser war ein schwacher und leichtsinniger Mensch gewesen, der, nach einigen unverschuldeten Unglücksfällen, sein Geschäft immer mehr vernachlässigt und sein Standquartier im Wirthshause, auf der Kegelbahn und hinter dem Kartentisch aufgeschlagen hatte, bis Alles, was er besaß, durchgebracht war und er mit den Seinen immer tiefer in Elend und Unfrieden kam. Die Frau, aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie und an ein gewisses Prahlen und Aufgebenlassen gewöhnt, empfand die Armuth desto schwerer, wußte weder zusammenzuhalten, noch dem Manne vernünftig zu begegnen, und so ging es mit dem Glücke der Menschen immer weiter bergab, bis der Mann starb und die Seinen gänzlich verarmt hinterließ. Sein Tod wäre eine Art von Glück gewesen, hätte sich die Frau in ihr Loos und ihre Stellung zu finden gewußt. Sie brachte sich mit ihrer Tochter jetzt viel besser durch, zumal seit Veronika die kleine Wirthschaft führte, und es hatte sich, freilich durch die größte Sparsamkeit, wieder eine Art Nothpfennig angesammelt, auf den die Alte nicht wenig stolz war. Bei der Sinnesart dieser Letzteren jedoch, welche die alten Ansprüche nicht vergessen konnte, kam keine rechte Zufriedenheit in ihr Haus und Herz.

Vor drei Jahren war Conrad als blutjunger Geselle eingewandert, fand bei dem Vormunde Veronika's Arbeit und kam so mit der Wittwe und ihrer Tochter in eine Art von Verkehr. Denn die beiden Frauen zeigten sich damals noch häufig in dem Hause von Conrads Meister. Das hörte jedoch auf, als irgend Jemand — ein Ladenjüngling oder so wer — Veronika den Hof zu machen anfing, und der Vormund sich sehr bestimmt gegen diese „Herumzieherei" und überhaupt gegen den Anbeter aussprach, den er für einen „liederlichen Patron" erklärte, während die Mutter, wie üblich, nur daran dachte, etwa Schwiegermutter eines Kaufmannes und wieder „angesehen" zu werden. Dazu kam, daß Veronika ihr gestand, sie habe ihr Herz bereits dem auch vom Meister herzlich empfohlenen Conrad gegeben, der daheim ein kleines Vermögen und die Werkstatt seines Vaters zu erwarten hatte. Die Alte brach mit dem Vormunde und verbot Conrad das Haus, so daß sich die jungen Leute nur noch selten und heimlich seh'n konnten, wie damals am Brunnen.

Seitdem war's nicht besser, sondern schlimmer geworden. Die Mutter führte Veronika, sehr gegen den Willen der Letzteren, hie und da an öffentliche Vergnügungsorte — aus dem gewöhnlichen, nichtswürdigen Grunde, dort Bekanntschaften anzuknüpfen und die Tochter an den Mann zu bringen. So hübsch wie Veronika war, hatte es auch nicht an Bekanntschaften gefehlt, und neuerdings war Einer von der Alten besonders protegirt worden, ein Kanzlist — Schlankel —

„Ei, ei," unterbrach ich Conrad bei diesem Namen, „sagen Sie doch — Heinrich Schlankel, Kopist, groß, aufgedunsen, mit trüben Augen und brünett?"

„Der ist's!" nickte er finster. „Solid sieht er nicht aus, sondern wie ein rechter Windbeutel. Aber er kann schön schwatzen und mit einem reichen Oheim prahlen, sagt man mir, denn ich kenn' ihn nicht. Genug, der geht jetzt dort ein und aus, als gehöre er schon zu ihnen."

„Erzählen Sie nur weiter," sprach ich. „Um den kümmern Sie sich nicht. Die Kleine nimmt ihn nicht."

„Wer weiß!" meinte er achselzuckend, „Frauenzimmer sind seltsam. Wenigstens hat sie damals in G., wo sie zuerst zusammen gesessen, genug Lust und Lärm mit ihm gehabt, sagt mir meine Meisterstochter. Nun mag das nur halb wahr sein, aber da ich ihr Abends einmal sagte, sie solle vorsichtiger sein, denn wenn ich demnächst nicht mehr hier sei, dürfe sie sich nicht mehr so „flattiren" lassen, da ich einem Mädchen, von dem man dergleichen rede, nicht mehr trauen und dasselbe auch nicht als Frau heimholen könne — da begehrte sie

auf, Herr, von Einseh'n war keine Rede. 's ist eben das alte Lied," setzte er bitter hinzu, „die süßen Redensarten und der „Kopist" sind ihr in den Kopf gestiegen."

„Darnach sieht sie nicht aus," meinte ich mit ernstem Kopfschütteln.

„Nun, jedenfalls ist sie schuld, daß es so weit gekommen ist," versetzte er düster. „Hätte sie mich rechtschaff'n lieb und hielte sie etwas auf sich, wie sich's gehört, so hätte sie ihm gleich und trotz der Alten den Marsch gemacht. So aber ist's aus. Ich kann nichts dabei thun, denn verleumden mag ich nicht und wirklich Schlechtes weiß ich von dem Menschen nicht." —

„Beruhigen Sie sich, Herr Conrad, und reden Sie noch einmal mit der Kleinen," sagte ich herzlich, „sie begehrt jetzt nicht mehr auf, glaub' ich. Kommen Sie einmal Morgens wieder an den Brunnen; da seid Ihr am ungestörtesten. Ich will auch nicht zuhören, verspreche ich," setzte ich lachend hinzu, da er mich bei meinen Worten kopfschüttelnd und schelmisch anschaute. „Nochmals, um den Schlankel quält Euch nicht. Den übernehme ich, können Sie der Veronika sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Festzug
des III. deutschen Schützenfestes in Wien.
(„Nach der Presse".)

Glück auf! Des großen nationalen Festes erster Akt ist abgespielt, und das dritte deutsche Bundesschießen zum fröhlichen Gedeihen eingeleitet. Die Gäste, die sich aus Nord und Süd, Ost und West zu friedlichem Waffenspiele eingefunden, haben, zu einem Bürgerheere vereinigt, den Brudergruß mit den Söhnen der Ostmark ausgetauscht. Die alte Kaiserstadt hatte sich nach Kräften zu diesem erhebenden Familienfest vorbereitet und der Himmel ein Wetter bescheert, wie er es einem Feste bescheeren muß, welches dem treuen Sichwiederfinden einer in ihren Gliedern staatlich getrennten Nation geweiht ist, vom ätherklaren Himmel lachte die Sonne ihr herzlichstes Lachen herab; nicht das kleinste Wölkchen trübte das Azurblau der Luftdecke, eine leichte Brise aus West — die von unseren Bergen gespendete Festes Erfrischung — brachte in kleinen Stößen Abkühlung für die Menschen und lustige Bewegung in die Fahnen und Flaggen! es war der Mai, der mit dem Juli rang, und ihm erst spät, als die Sonne den Zenith erreichte, die Tagesherrschaft überließ. War das ein fröhliches Getümmel, auf welches die Sonne herniederlachte! So weit das Auge reichte, Menschenköpfe dicht an Menschenköpfe gesetzt, man sah keine Leiber mehr, in eine große festlich erregte Masse war Alles zusammengeflossen; einem Strome gleich wogte es durch die Straße, sich hie und da staunend, in einen Wirbel zusammenballend, wieder breit ausfluthend, drängend, schiebend, stoßend, Posto fassend und aufgebend, ein vielgestaltiger, mit jedem Augenblicke form- und farbenwechselnder Riesenleib, der für heute sich auf Wiens breitesten Straßen gebettet hatte und seine Hunderttausende von Gliedern bequem legen mußte. Jedes dieser Hunderttausende Glieder ein Mensch, ein Mensch, der gekommen war, um zu sehen, zu hören, zu jubeln, zu winken, seine Freude und Begeisterung auszudrücken.

Beunruhigt wendet sich das Auge von dieser vibrirenden Masse hinauf zu den Häusern, um auch hier geblendet und verwirrt vergebens nach einem Ruhepunkt zu suchen. Auf allen Balkonen, an allen Fenstern und Lucken, hoch oben auf den Dächern, an jeder Säule und Balustrade ein Gemenge von Köpfen, ein Melé von Farben, Chaos von Tönen, das sich mit dem Tosen auf der Straße verbindet und mit ihm zusammenschmilzt zu einem großen, seltsamen Schwirren und Summen, das durch die Stadt geht und wie das Präludium zu der großen Festmusik über die Straßen klingt. Es war eine schwankende, wankende Welt, die da plötzlich über Nacht erstanden und ihr Dasein der Freude verdankt und durch die Freude bethätigen will! Freude, das war das Zauberwort, welches die Welt geschaffen. Sie sprach zu uns aus allen den flatternden Fahnen und wehenden Flaggen und Wimpeln, aus allen den Festons und Guirlanden, aus allen den Teppichen und Sammten und Brokaten, die Wände, Balkons und Tribünen zieren. Sie spricht aus jedem einzelnen flammenden Auge dieser festlich geputzten halben Million Zuschauer, aus fröhlich lachenden Mädchen- und Frauengesichtern, aus den aufgeheiterten Mienen des Bürgers, des Kavaliers, wie des Arbeiters, die für heute Eines geworden, um ihren Platz einzunehmen in dem erhebenden Bilde eines in Größe und Zusammengehörigkeit fühlenden und stolz sich sammelnden Volkes. . . .

Durch dieses Menschenmeer sollte der Festzug seinen Weg nehmen. Die festgesetzte Stunde (9 Uhr) hatte geschlagen; die Spannung in der Menge wächst mit jeder Minute; mit einer letzten, mächtigen Anstrengung wird um die Mitte der Straße gerungen. Strömung und Gegenströmung nach der Breite der Straße beginnt; noch gelingt es Einigen,

sich einzuzwängen in das ungeheure Quarré, welches die Mitte besetzt hält.

Da plötzlich regt es sich oben in den Straßen. Wie aus weiter, weiter Ferne dringt durch das Tosen der Menge Trommelklang und Trompeten-Geschmetter. Zwei Gestalten zu Pferde werden sichtbar. Sie scheinen wie von Oben herab in das Menschendickicht geworfen worden zu sein. Sie werden nicht vorwärts kommen. Doch halt, einige grüne Hüte und graue Leinenjacken kommen gleich hinter ihnen zum Vorschein. Eine große Bewegung durch das ganze ungeheure Menschenheer. Jetzt muß eine Gasse werden, eine kleine Lücke ist gemacht; einige Menschenkinder, die seit 4 Uhr da auf dem Platze gestanden, wurden von den derben Nachbarn aus ihrer Position und zurück, recht weit zurück zur Häuserreihe gedrängt.

Die Lücke wird größer, um die zwei Reiter entsteht ein wilder Wirbel, der seine Wellen bis zu den Tribünen hinwirft; ein lauter, machtloser Protest tönt ihnen aus tausend und aber tausend Kehlen entgegen. Doch vergebens, im langsamsten Tempo, aber doch vorwärts, rückt dieser Zwei-Reiterkeil, ihnen nach eine doppelte Kette von Turnern, die, fein in der Form, aber entschieden im Drücken den entstandenen Riß erweitern und rechts und links die Menschenmauern zum Stehen bringen.

Jetzt hat endlich Alles definitiv Posto gefaßt, die Bresche hat sich erweitert, in die eben in breiter Front und verkürztem Schritt die junge Schützenwache, die sich zur Bewachung des Festplatzes bei Tag und Nacht organisirt hat, einrückt. Ein freudiges Ah! geht beim Anblick dieser netten, stramm und doch elastisch einhermarschirenden, stolz und heiter aufblickenden Wache durch die Menge. Schützenwache hoch! ertönt ein Ruf, wie Sturmesbrausen fällt die Antwort darauf mit einem Vivat und Hoch, das sich lawinenartig fortwälzt und immer wachsend und wachsend die Häuser hinauf steigt, um auf den Dächern zu verhallen. Es ertönt als Signal für die ganze Ringstraße bis zum Praterstern, daß der sehnlichst durch fünf Stunden erwartete Zug in Bewegung gerathen sei. Nun hat das große Fest seinen Anfang genommen. Unter dem Jubel, welcher der Schützenwache nachhallt, ist die Musikbande der Wiener Löschmannschaft vorbeimarschirt, es folgt der Herold des Zuges, eine wuchtige, breitschulterige Männergestalt mit breitem wallendem Bart, gekleidet in den Farben der Stadt; die Geschichte tritt ein in den Zug, um in wenigen, aber sprechenden Bildern den Enkeln zu zeigen, wie es ihre Großväter gehalten und getrieben haben. Ein Moment des Staunens und der Bewunderung ist dem lärmenden Jubel gefolgt. Die wahrhaft männlich schönen Gestalten, die herrlichen mit Treue wiedergegebenen Kostüme des 16. Jahrhunderts wollten auch eine Weile besehen und bewundert werden. Unter verhältnißmäßiger Stille passiren Bannerund Schwertträger, Schwegler und Trommler, die in Roth-Weiß und Blau-Weiß gekleideten Zieler und Warner, welche lustig und ihre Mützen schwenkend einhermarschirten; die superb berittenen Trompeter, welche eine einfach schöne Fanfare blasen. Die Menge wird durch Schauen und Hören in Athem gehalten, und erst als der Obmann des Festzug-Komite's (Architekt Kaiser) hoch zu Roß erscheint, ertönt der Zuruf wieder kräftiger und allgemeiner.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wein auf Seereisen.) Um zu beweisen, welchen Einfluß Seereisen auf Wein haben, hat die „Compagnie des grands vins de Bourgogne“ folgenden interessanten Versuch gemacht. Eine Weinsorte, genannt „moulin à vent“ von 1859 wurde von Bordeaux am 10. November 1865 durch das Segelboot „Jean Pierre“ nach San Francisko geschickt, welches am 23. Mai 1866 nach 7 Monaten beschwerlicher Fahrt dort ankam. In dem heißen und kellerlosen Lande blieb der Wein sechs Wochen in seiner Kiste, wurde am 6. Juli durch das Paketboot „Louisiana“ nach St. Nazaire zurückgeschickt und kam am 23. September nach Paris, ohne daß die Siegel der Flaschen verletzt waren. Das ganze Abenteuer hatte 11 Monate, ja sogar 13 gedauert, wenn man noch die 8 Wochen zurechnet, die der Wein in der Sonne des Marsfeldes zugebracht hat. Die Ausstellungs-Kommission fand diesen Wein ganz wunderbar. Der Niederschlag war verschwunden, die schöne Karfunkelfarbe bewahrt, er zeigte sich klar, voll, anreizend, frisch und duftig. Man hielt ihn für zwei Jahre älter, als die gleichen Weine, die zu Hause geblieben waren. Die Flaschen, die vor der Abreise voll bis an die Stöpselspitze gefüllt waren, zeigten beim Oeffnen einen leeren Raum von 7—8 Millimeter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Donnerstag, 6. August 1868.

Am Brunnen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir brachen nach einigen weiteren Worten auf und ich ging, über einen Plan grübelnd, langsam nach Hause. Der Bursche gefiel mir sehr gut, ebensosehr wie das Mädchen, und wenn ich sie auch nicht ganz und gar zusammenbringen wollte — Heirathsstiften ist nicht meine Leidenschaft — so wünschte ich sie doch in diesem Falle wenigstens wieder auszusöhnen. Dann konnten sie thun und lassen, was ihnen gefiel. Der Herr Kopist quälte mich in der That nicht. Der Bursche hatte vor einiger Zeit bei mir geschrieben und sich auf eine Weise gezeigt, daß ich ihm nur mit einer Anzeige seines Benehmens bei seiner Behörde und auch nur bei der Wittwe zu drohen brauchte, um ihn zahm zu machen.

So kam ich in die Nähe meiner Wohnung und als ich eben über den Platz gehen wollte, öffnete sich neben mir die Thüre des Hauses, in dem Veronika wohnte, ein Mann trat halb heraus, wandte sich aber noch einmal zurück und im nächsten Augenblick hörte ich die laute Stimme des Mädchens sagen: „Herr Kopist, meine Mutter will zwar, daß ich Ihnen hinunter leuchte, höre ich aber noch ein einziges solches Wort, so —.“ — Damit taumelte er die zwei Stufen herab und die Thüre fiel zu. — „Katze!“ murmelte er.

Im nächsten Moment stand ich neben ihm und hatte das Vergnügen, ihn, da er mich erkannte, zusammenfahren zu seh'n. „So, so, Herr Schlankel,“ sprach ich, „was gibt's denn, wieder eine kleine Spekulation auf die — Dummheit der Menschen?“

Er athmete tief auf. „O, Herr Doktor,“ sagte er, „Sie thun mir Unrecht. Ich meine es ehrlich, Herr Doktor, ich bin „auf Ehre“ solid geworden. Ich liebe das süße Geschöpf, Herr Doktor —“

„Schon gut,“ unterbrach ich ihn barsch, denn sein Ton ekelte mich an. „Das Mädchen liebt Sie aber nicht, wie Sie wissen, und ist zu gut zu einem Ihrer Späße. Ich nehme Theil an diesen Leuten, Herr Schlankel, und bitte daher —“

„Sie sind hart, Herr Doktor!“ murmelte er mit einem furchtbaren Seufzer. „Wollten Sie sich doch nur überzeugen lassen —“

„Ich werde kein Narr sein,“ unterbrach ich ihn wieder. „Ich denke, wir kennen uns zur Genüge. Also nicht wahr, Herr Kopist, Sie erfüllen meinen Wunsch? — Gute Nacht!“ Und damit ließ ich ihn steh'n und ging meinem Hause zu.

Am nächsten Morgen sah ich die Kleine zur gewöhnlichen Zeit aus dem Hause treten, sie sah nicht nur blaß aus, sondern auch wirklich kummervoll, und ihre Augen ließen mich, wie sie drunten am Brunnen stand, sehr wohl erkennen, daß sie entweder nicht geschlafen oder geweint habe, vielleicht auch Beides zusammen. Anfänglich hatte ich mich zurückgehalten, denn sie hatte schon bei Oeffnen des Fensters und auch, da sie auf die Straße getreten, scheu zu mir herüber geseh'n — hatte sie mich am Abend zuvor gehört und erkannt? — Nun aber, da ich das arme Ding so bekümmert sah, hielt ich mich nicht, schrieb auf ein Blättchen nur: „Muth! Conrad ist brav und der Andere muß fort!“ — wickelte es um ein Stückchen Holz und warf es ihr, die bereits wieder den Brunnen verließ, nach. Sie erschrack und schaute zu mir auf, ich deutete mit dem theilnehmendsten Ausdrucke, den ich nur anzunehmen wußte, auf das Papier und hatte die Freude, sie es aufnehmen, lesen und glühend roth werden zu seh'n. Dann eilte sie dem Hause zu.

Morgens beim Frühstück erzählte ich meiner Frau von den letzten Ereignissen und bat sie, so oder so uns mit der Kleinen in Verkehr zu bringen. „Das trifft sich glücklich,“ sagte sie. „Ich muß Deine Wäsche nähen lassen und möchte nicht wieder zu

Frau Leonhard geh'n. Ich will das Mädchen nachher herüberrufen lassen, da können wir mit ihr reden und sie trösten. Ich freue mich sehr darüber, daß der böse Mensch, der Schlankel, doch noch eine Art Strafe bekommt; Du bist damals zu gleichgiltig und nachsichtig gewesen."

„Laß mich rufen, wenn Veronika da ist," sprach ich. „Wir wollen dann zusammen überlegen, was zu thun. Vielleicht könnte man den Conrad zu uns her bescheiden." — Das lehnte meine Frau jedoch ab und ich ging an meine Arbeit zurück.

Ich hatte gegen neun Uhr gerade eine Pause gemacht, als unser Mädchen mir meldete, die Frau von drüben sei jetzt da, ich möge ins Wohnzimmer kommen. Ich beachtete die Worte nicht weiter und war daher nicht wenig überrascht, als ich beim Eintritte merkte, daß nicht Veronika, sondern statt deren ihre Mutter erschienen, eine Frau, die entschieden älter aussah, als sie war. Daneben las man deutlich genug aus mehr als einem Zuge ihres Gesichts, daß sie verdrossen oder verbittert war und nicht selten zornig und heftig sein mochte; ihr Anzug verrieth gleichfalls ziemlich augenscheinlich, daß sie einen gewissen Eindruck machen wollte.

„Frau Reuter, lieber Mann," sagte meine Frau zu mir. „Ich möchte Deine Wäsche bei ihr nähen lassen; nun kannst Du gleich sehen, wie Du es zu haben wünschest."

Ich hatte mich inzwischen schon gefaßt und mich auf einen neuen Plan besonnen. Wir redeten daher ab, was nöthig war, und kamen dann leicht in ein Gespräch über Nachbarschaft und Umgebung, über den Verdienst, den das Geschäft der Wittwe möglich mache u. dgl. Sie klagte über schlechte Zeiten, über ihr persönliches Schicksal und wurde, mit einem Wort, freier und weniger steif. Meine Frau hatte sie zum Sitzen genöthigt.

„Hören Sie, Madame," sagte ich endlich, „es geht seit einiger Zeit in Ihr Haus drüben ein Mensch, den ich kenne; er heißt Schlankel und ist als Kopist bei irgend einer Behörde beschäftigt. Wissen Sie nicht, zu wem er im Hause geht?"

Es zuckte in ihrem Gesicht, wie von einer leisen Gereiztheit und auch ihre Stimme klang so etwas, als sie erwiederte: „der Herr Kanzlist kommt zu uns, Herr Doktor."

„Kanzlist? Er ist niemals Kanzlist gewesen," versetzte ich achselzuckend. „Es sollte mir leid thun, wenn er Ihnen so oder so nahe stände, ich müßte Sie nur noch bestimmter vor ihm warnen. Es ist ein gefährlicher Mensch, der den Ruf einer Frau oder eines Mädchens ohne das geringste Bedenken ruinirt, wenn er Unterhaltung sucht, und der seine Bekanntschaften auch noch sonst zu benützen weiß. Ich kenne ihn leider, Madame Reuter. Sie haben eine Tochter, mein' ich, und — hat er Sie schon angeborgt?".

„Um Gotteswillen," rief sie und stand auf — sie war blaß geworden — „wissen Sie etwas von ihm, daß —"

„Daß er ein gewissenloser Mensch ist, Madame Reuter. Und da ich ihn kenne, frage ich Sie: haben Sie ihm Geld borgen müssen?"

„Ach Gott, ja, Herr Doktor! Er unterstützt eine alte Verwandte hinter dem Rücken seines Oheims, des reichen Bäckers, der so hart sein soll und so geizig, obschon er nicht Kind noch Kegel hat. Der Herr Kanz — Herr Schlankel, mein' ich, hatte sich ganz bloß gegeben —"

„Gelogen hat er," unterbrach ich sie hart. „Eine solche Verwandte hat er nicht und der Onkel hat mir selber geklagt, wie ihn der Bursche betrogen. Er hat seine Hand ganz von ihm abgezogen. Seien Sie nicht so leichtgläubig, Madame Reuter, und trauen Sie nicht ein paar glatten Worten und einem feinen — erborgten oder erschwindelten Rock. Ihr Geld geben Sie auf, Sie bekommen keinen Heller davon wieder."

„Das hat mir meiner Veronika Vormund auch gesagt," stammelte sie. „Aber ich glaubt' ihm nicht. Es wäre ja zu schlecht! Der Mensch sieht so reputirlich aus!" — „und ist einfach ein Schwindler," sagte ich ernst. „Danken Sie immerhin Gott, Madame Reuter, daß Sie nichts mehr zu beklagen haben, als ein wenig Geld. Ich habe es gestern Abend gehört, daß Ihre brave Tochter ihm die Thüre weisen mußte. Machen Sie's auch so und glauben Sie nur: ein ehrlicher Mensch und ein solides Handwerk gewähren noch immer sicherere Aussichten, als Redensarten und Gott weiß wie zusammengebrachter Bettelstaat."

Sie antwortete keine Sylbe, denn sie war augenscheinlich gänzlich geschlagen. Erst nach einer Weile sprach sie: „ich will mich weiter erkundigen und wenn es so wäre — Herr Doktor, verlassen Sie eine unglückliche Frau nicht, die man vielleicht um ihr Letztes gebracht!" Ich drückte ihr die Hand und sie ging.

„Du bist zu hart gewesen," meinte meine Frau.

Ich schüttelte den Kopf und ging gleichfalls aus, um mich mit einem mir bekannten Advokaten zu besprechen. Aber da erfuhr ich wenig Tröstliches. Er wisse von dem Burschen schon mehr als einen ähnlichen Fall, sagte er mir, und es sei nur seltsam, daß er dessenungeachtet noch nie zur Rechenschaft gezogen worden. Die Witwe solle klagen,

aber von einem Wiedererhalten des Geldes sei bei der notorischen Vermögenslosigkeit des Menschen keine Rede. — Da ging ich denn wieder — betrübt war ich nicht, da die Alte die Lektion verdiente — und unterrichtete nur den armen Conrad von dem Geschehenen. Am nächsten Morgen traf mein erster Blick aus dem Fenster auf den jungen Gesellen, der, hinter der Brunnen-Einfassung versteckt, das Mädchen erwartete. Er sah mich und nickte mir fröhlich zu.

Ich sah Veronika aus dem Hause treten — wie sah das Kind verändert aus! — wie eine Blume, die nach langer Dürre ein milder Regen erquickt! Ich sah, wie sie den Geliebten erblickte, den Krug fallen ließ und zu ihm heranflog. Ich hörte noch ihre Worte: „o Conrad, lieber Conrad, bist Du wieder gut? Lohn's Dir Gott, Conrad! Ich bin schier verzweifelt in all' der Noth — ich konnte Dir ja nicht einmal Nachricht geben! Ich sah und hörte nichts von Dir! Aber nun ist Alles gut!" — Und dann ging ich von meinem Fenster still zu meiner Arbeit. Solche Scene erlaubt keine Zeugen.

Im Laufe des nächsten Tages erschien Conrad bei uns und berichtete, daß er am vorigen Abend schon bei Frau Reuter gewesen und sie sehr geschlagen gefunden habe. Klagen wolle sie gegen Schlankel nicht, weil sie sich ihrer Leichtgläubigkeit schämte. Dagegen habe sie jede Bekanntschaft mit seines Gleichen verschworen, und den beiden jungen Leuten zwar mürrisch, aber doch ohne Rückhalt ihre Einwilligung gegeben, sich als Brautleute zu betrachten; sie habe sich genug Mühe gegeben, Veronika zu versorgen. Nun möge sie's selber versuchen. Der junge Mann sprühte förmlich von Glück und Lust, von Jubel und Dankbarkeit. Er wollte sich's nicht ausreden lassen, daß er mir sein Glück schulde, und eben so wenig wollte es Veronika, die von der Zeit an häufig bei uns aus- und einging.

Sie thut das mit ihrem Manne auch noch jetzt, denn sie sind schon seit Jahren ein Paar und zwar ein sehr glückliches. Conrad hat sich hier niedergelassen, sein Geschäft geht schwungvoll, und seine Schwiegermutter vergißt in seinem Hause immer mehr die Erfahrungen, die sie vordem im eigenen gemacht und die sie gegen den Handwerkerstand einnahmen.

Es ist die einzige Ehe, die ich gestiftet habe, aber ich habe mich meines Werkes nicht zu schämen.

Der Festzug

des III. deutschen Schützenfestes in Wien.

(Fortsetzung.)

Der Jubel hält an und wächst, es gilt, das berittene Schützenkorps zu begrüßen. Ein herrlicheres Gegenspiel konnte die Gestalten vergangener Jahrhunderte in ihren alterthümlichen Trachten nicht finden als diese auserlesene, mit moderner Eleganz ausgerüstete Reiterschaar. Der Uebergang war jäh und konnte der Kontrast der einfachen und farbenkargen Männerkleidung unseres Jahrhunderts mit jener der Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht drastischer gewählt werden. Und fürwahr! Schmucker, eleganter braucht sich keine Truppe zu adjustiren und beritten zu machen, als es das berittene Schützenkorps gethan. Die Elite der jungen Reiterwelt hatte sich unter Kommando des brillanten Reiters Young gestellt; die hohe Aristokratie hatte ebenso gut ihre Repräsentanten wie die Juristen- und Medizinerfakultät, und neben dem Kaufmannssohn tummelte sicher und schenkelfest ein Musensohn sein flügelloses Roß. Ein Beifalls- und Jubelsturm begrüßte das wackere Fähnlein. Rasch im Schnellschritt rückte nun das Groß der Turnerschaft mit der Fahne vorüber. Die kleine Erholung und Pause, wenn ein noch immerhin tausendstimmiger Zuruf Pause genannt werden kann, that wohl, es galt, sich einen Moment zu sammeln — denn an der Spitze der 2. Abtheilung des Zuges, welche nun nahte, marschirte die Schweiz. Welche Sprache hat das Wort für die Jubelraserei, mit welcher die Söhne der freien Schweiz empfangen wurden? Ein Ozean, der, plötzlich in seinen Grundtiefen aufgerüttelt, gegen Himmel stürmt, das war die Ringstraße in diesem Moment. Die Häuser hatten Leben bekommen, die Tribünen drohten sich in Marsch zu setzen, die Balkone sich hinabzuneigen mit ihren schönen Frauenlasten. Betäubendes Rufen und Jauchzen und Hütewerfen, Tücher- und Fahnenschwenken, Blumenwerfen. Jede und Jeder schrie mit Aufgebot der ganzen Leibeskraft, man lachte, man warf Kußhände und als die Stimmen versagten, suchte man mit Trommeln und Stampfen das Rufen zu ersetzen, um ja nicht zurückzubleiben in diesem unisono, das den Schweizern galt.

Hoch die Schweiz! Hoch die frühest mündig gewordene Tochter der Mutter Germania! Hoch das tapfere Bergvolk, das unerschütterlich ausgeharrt im Jahrhunderte langen Kampfe gegen jeglichen Unterdrücker. Das hat in Worte gekleidet der Jubel den Schweizer Schützen sagen wollen und gesagt.

Langsam, Schritt für Schritt rückten die Schweizer vorwärts. Welch ein herrlicher, herzerhebender Anblick, diese 700 kräftigen Mannesgestalten in bürgerlicher Tracht, mit Vermeidung jedes militärischen Anstriches, im leichten Strohhute, touristenmäßig und doch durchgehends in dem Schwung ihrer Bewegung, in ihrem Ausschreiten und Büchsenschwenken und in ihrer freien, stolzen Kopfhaltung die geschulten Militärs, die in friedlicher, kriegerisch ernster Handhabung ihrer Waffe erprobten Männer verrathend. Die Schweizer, an „Empfänge" gewöhnt, waren doch von dieser Begrüßung, wie sie sie in Wien gefunden, überrascht und betäubt. Sie blieben den Wienern die Antwort nicht schuldig, und wohl noch nie mögen die Schweizer Fahnen und die Schweizer Hüte mit mehr Begeisterung geschwungen worden sein, noch nie mit mehr Innigkeit aus Schweizer Kehlen gerufen und gejauchzt worden sein.

Den Schweizern folgten die Badenser und Württemberger, herzlich empfangen und begrüßt. Sind es doch die Schwaben, die da vorüberziehen, und die Schwaben sind willkommene, gern gesehene Gäste.

Ah, da kommen ja unsere Nachbarn und Vettern! Grüß' Gott, Ihr Franken und Bayern! Ihr seid zu Hause bei uns. Blau-weiß, Ihr könnt es allezeit sehen, ergänzt unser städtisches Roth-weiß. Wacker habt Ihr Euch eingestellt, in stattlicher Zahl prangen Eure Banner, Gruß und Willkomm den altehrwürdigen Städten und lieben Flecken des Bayerlandes! Es folgen die Rheinländer und Pfälzer, heitere, behäbige Gesellen, gar liebe, traute Namen zieren ihre Fahnen, die in langem Zuge vorüberwallen, die Söhne der rothen Erde, reckenhafte Gestalten, die beweglichen Hessen, die freundlichen Sachsen. Immer imposanter und mächtiger entwickelt sich der Zug; das Auge kann kaum die Banner alle übersehen, die in reicher Pracht vorüberziehen; in dichten Kolonnen marschiren die Schützen, der Jubel der Menge hält gleichmäßig an: zeitweilig in natürlicher, augenblicklicher Abspannung läßt er etwas nach, aber ein beliebter Name, eine schöne Männergestalt, und der Sturm bricht von Neuem los. Es ist darum schwer zu berichten, welche von den Schützen, welcher Stamm oder welches Land am herzlichsten oder herzlicher empfangen worden. Wir können nur die Höhepunkte verzeichnen und diesen erreichte der Jubel während des Vorbeimarsches der 2. Abtheilung bei Begrüßung der Schweizer und Sachsen. Den Sachsen war Wien noch etwas schuldig: sie sind ohne Sang und Klang in düsterer Zeit von dort geschieden, darum waren sie heute doppelt willkommen als treue Freunde, als frohe Gäste der Stadt Wien.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Hitze in New-York stellt denn doch unsere europäische Temperatur, die uns im gegenwärtigen Sommer nicht verwöhnt hat, noch gewaltig in Schatten. Der „Courier des Etats Unis" entwirft folgende Schilderung: „Man muß bis zu dem Feuer- und Schwefelregen, welcher Sodom zerstörte, zurückgehen, um ein Beispiel einer so glühenden Temperatur zu finden, wie die ist, welche die unglücklichen Bewohner von New-York jetzt verkohlt. Es ist sogar gewiß, daß die Hitze stärker ist, als sie in Sodom war, denn Lots Frau wurde in Salz verwandelt und zerschmolz nicht; jetzt würde nach Verlauf von zwei Sekunden keine Spur von ihr übrig bleiben, die Sonne würde sie sieden. Die Thermometer sind nie einer ähnlichen Probe unterworfen gewesen; auch faßt die Mehrzahl derselben den Entschluß, zu zerspringen, und die anderen verirren sich; wir haben daher nicht einmal den Trost, genau zu wissen, bei wie viel Grad wir geröstet werden. An einem einzigen Tage sind mehr als hundert Pferde todt niedergestürzt. Die Menschen werden ebensowenig verschont; gegen dreißig wurden an demselben Tage von dem Sonnenstich getroffen und davon starben sechs auf dem Platze. Die Temperatur in der Nacht ist fast ebenso unerträglich, wie am Tage, und man erzählt von zwei Personen, Bernard Coopes und John Murphy, von denen der eine um Mitternacht, der andere eine halbe Stunde später vor Hitze starb. Gestern starben von 1 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 26 Personen vor Hitze. Aus Brooklyn werden für dieselbe Periode nur 4 Todesfälle gemeldet. Wahrscheinlich wurden dabei mehrere vergessen.

Der Pariser „Charivari" bringt ein hübsches Bild: Eine junge Dame sieht, daß ihr Gemahl in den Budgetverhandlungen des gesetzgebenden Körpers liest; die ungeheuren Zahlen fallen ihr in die Augen und sie sagt sich: „Das ist der rechte Augenblick, mit ihm über meine Robe für 500 Fres. zu reden; wie klein muß ihm jetzt diese Summe erscheinen!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Samstag, 8. August 1868.

Ein erster und ein letzter Ball.

(Fortsetzung.)

Daß die Absicht der Eltern, Emilie auf den nächsten Ball mitzunehmen, die ältere Schwester wie ein Donnerschlag traf, ist selbstredend. Man gibt ein Monopol nicht gern aus der Hand, und von den Untergebenen des Kanzleirathes sahen es die höflichsten als eine Pflicht an, die Tochter ihres Chefs hie und da zu engagiren. Das ging nun auch auf Emilie über und Ruspel war ferne und — zweifelhaft. — —

Langsamer ist wohl keinem Mädchen die Zeit vorübergegangen, als Emilien Schmerbelich die Tage von Montag bis Samstag; es war nur ein Glück, daß sie Beschäftigung vollauf hatte, und eine angenehme Beschäftigung, die ihr beständig einen Festabend, dem sie entgegenging, lebhaft vor Augen führte. Da wurde mit Hilfe von ein paar Näherinnen das Rosa-Crêpe-Kleid geschnitten und genäht, die Taille war glatt, vorne offen und der Volants so viele, daß das Kleid, als es nun endlich fertig war, wie eine von den Rosawolken aussah, auf denen im Theater die Feen und Genien auf- und niederzusteigen pflegen. Aufgeputzt war das Kleid mit röthlichen Atlasbändern, die sich hart und glänzend leicht kräuselten und dann bei jedem Luftzuge rauschten wie Flittergold am Tannenbaum. Papa Schmerbelichs Tabakspfeife war während der ganzen Woche in das hintere Zimmer verwiesen worden; er hatte es einmal gewagt, dampfend zu erscheinen, und da hatte selbst die in ihrem Glücke zufriedene Emilie in so bedenklichem Tone ihren Unwillen an den Tag gelegt, daß der unglückliche Kanzleirath die vorderen Zimmer mied und das schon im Voraus zu den Ballabendfreuden rechnete.

Elise hatte lange gewählt, ehe sie mit ihrem Anzuge im Reinen war. Sie besaß ein blaues, ein rothes, ein gelbes und ein weißes Ballkleid; aber sie wählte das letztere, nicht um jugendlicher auszusehen, sondern um farblos zu erscheinen, eine weiße, halbgeknickte Lilie, schon entkleidet von den lebhaften Nuancen der Jugend, an der Schwelle des Lebens stehend, an jenem Scheidewege, wo eine Haube mit bunten Bändern, die zu einem weißen Kleide vortrefflich paßt, zur Häuslichkeit der verheiratheten Frauen hinweist, und wo im andern Falle der Ballkranz aus dem glatt gescheitelten Haare genommen, eine Entsagende anzeigt, die, mit sich im Reinen, von jetzt an Abschied nimmt von den eitlen Vergnügungen dieser Welt.

So kam der wichtige Abend heran und der arme Kanzleirath wurde gebeten, Nachmittags nicht nach Hause zu kommen, da man noch sein bescheidenes Hinterzimmer benöthigte, um gehörig auseinander gebreitet hinzulegen die unzähligen Stücke, welche zu einer Damenballgarderobe gehören; und hier waren drei dergleichen aufzulegen, weßhalb die ganze Wohnung aussah wie ein weißes Waarenmagazin. Emilie fühlte etwas Fieberhaftes in sich und konnte nur mühsam Athem holen; doch ließ sie sich trotzdem und mit Freuden alle Fesseln des Herkommens anlegen, sie war ganz Schlachtopfer und lispelte: „Nur zu, die Kraft in der menschlichen Brust ist stark und sie kann schon was aushalten.“ Und ihr Aushalten zeigte sich so stark, daß der erstaunte Kanzleirath später die Hände zusammenschlug und an die Wunder der Tausend und Eine Nacht glaubte, wo junge Mädchen auf einmal in Wespen verwandelt erscheinen. Vor den Mutteraugen dagegen war der Anzug der Tochter vollkommen gelungen und sie betrachtete dieselbe mit unverkennbarer Freude. Daß Emilie hübsch aussah, ist auch nicht zu leugnen, sie hatte ein feines, zierliches Figürchen, ein frisches, naseweißes Gesichtchen, wenn große, glänzende Augen das kleine Stumpfnäschen vergessen machten und unter einer gut gewölbten Stirne lagen,

die sich heute Abend in vollkommenem Glanze zeigte, denn Emilie trug das Haar à la Chinoise zurückgestrichen, leicht bedeckt mit einem Kranze von grünen Blättern und dunkelrothen Blüthen.

Auch Elise war, trotz ihrer — — Jahre, noch ein Mädchen, die sich sehen lassen konnte, sie war größer und voller als ihre Schwester, hatte schönes, blondes Haar, das in breite Bandeaux frisirt, von einem Kranze bedeckt war, der sowohl weiße Blätter als weiße Blüthen hatte, und von dem der Kanzleirath, dessen Witze nie sehr gewählt und zart waren, behauptete, er habe einen ähnlichen neulich auf dem Theater in „Zampa“ oder die „Marmorbraut“ gesehen. Daß er aber überhaupt noch Witze machen konnte, der würdige Staatsbeamte, das zeugte von seiner Seelenstärke und seinem unerschütterlichen Humor. War er doch förmlich aus seinem Zimmer ausquartiert worden und man hatte ihm zum Anziehen ein kleines Gelaß neben der Treppe angewiesen, wo er sich zuerst nothdürftig rasirte und dann seufzend in den schwarzen Anzug schlüpfte, der übrigens beständig ein unangenehmes Gefühl in ihm rege machte. Es war immer noch sein Hochzeitsfrack, der später nur bei feierlichen Gelegenheiten, als Tauffesten, Ballabenden oder dann angelegt wurde, wenn er zu einem Vorgesetzten mußte, welche Besuche auch nicht immer sehr angenehme Veranlassungen hatten.

Jetzt war er gerüstet und kam ins Vorderzimmer in dem merkwürdigen und sehr schönen Augenblick, wo Bekannte unter den Hausbewohnern und jüngere Gespielinnen Emiliens gekommen waren, das festlich geputzte Mädchen anzuschauen und ex officio zu bewundern; ein Augenblick, der der glücklichen Mutter einen Vorgeschmack von jenem andern größeren und seligeren gab, wo sie im Ballsaale erscheinen würde, empfangen und begrüßt von einem allgemeinen „Ah!“ der Bewunderung.

Nachdem ein kleines, sehr harmloses Souper eingenommen war, dessen derbe Bestandtheile seltsam kontrastirten mit den duftigen Blumen und Spitzen, meldete Kanzleiraths Rieke, daß der Wagen vorgefahren sei, der nun von Mutter und Töchtern vollständig eingenommen wurde. Der Kanzleirath war hier nur geduldet und konnte sich bei der Hinfahrt zum Balle ganz genau die Gefühle eines Unglücklichen vergegenwärtigen, der zur Tortur des spanischen Bocks verurtheilt ist.

Bälle haben die verehrten und geneigten Leserinnen schon so viele mitgemacht, daß wir über die gewöhnlichen Vorkommnisse des heutigen wenig Worte zu verlieren brauchen, besonders da, wie die Aerzte sich auszudrücken pflegen, „das Uebel seinen gewöhnlichen und richtigen Verlauf nahm“. Der Kanzleirath durfte aus dem Wagen die Treppe hinauf drei Paar Ueberschuhe und drei Kapuzen tragen, nachdem er vorher ermahnt worden, nicht auf die Volants zu treten. Oben durfte er die Mäntel und Halstücher in Empfang nehmen und sich dafür eine Nummer einhändigen lassen, während Mama Schmerbeling die Anzüge ihrer Töchter musterte und von dem Gefühle hoher Selbstzufriedenheit beseelt war. Darauf nahmen Mutter Kanzleirath und Elise, die das Ding schon gewohnt waren, ihre Ballmienen an. Mama schloß ihre Augen zur Hälfte und verzog ihren Mund zu einem süßen und angenehmen Lächeln. Die ältere Tochter spielte die Unbefangene, wandte den Kopf etwas kokett und schwanenhaft hin und her und ging auf den Ballsaal los wie ein Offizier, der schon viel Pulver gerochen, gegen eine feindliche Batterie. Der kleine Backfisch dagegen, der hintendrein kam, fühlte jetzt zum ersten Male, daß die Taille seines Kleides doch um eine Nummer hätte weiter sein dürfen. Es war der Kleinen etwas beklommen zu Muth und sie athmete kürzer und mühsamer. Doch nahm sie sich auf einen aufmunternden Blick der Mutter zusammen, hob das Köpfchen lächelnd in die Höhe und schwänzelte zierlich und angenehm in den Ballsaal hinein. Von Vater Kanzleirath ist in diesem wichtigen Augenblicke nur zu bemerken, daß er vor der Saalthüre seine Uhr hervorzog, und als sie auf acht zeigte, in der Geschwindigkeit als guter Kopfrechner überschlug, daß es bis morgen früh um drei Uhr sieben sehr lange Stunden seien.

Doch nur einen Augenblick dachte er daran; sobald sich die Thüre hinter ihm schloß, war er wieder ganz Vater geworden und spendete mit dem verbindlichsten Lächeln freundliche Mienen, herzliches Kopfnicken und feste Händedrücke an alle Lieutenants, Assessoren, Referendäre und Handlungscommis, die er eben nur zu erreichen im Stande war.

(Schluß folgt.)

Der Festzug
des III. deutschen Schützenfestes in Wien.

(Schluß.)

Doch nicht minder herzlichen Gruß Euch mittelsächsischen und niedersächsischen Schützen. Die Friesen hoch! Sie bringen uns den Gruß der Nordsee. Die vierte Abtheilung, das Zentrum des Zuges, mit den verschiedenen Komites, dem Bundes-

Vorstande, dem Bundesbanner, den Frankfurter und Bremer Schützen, den Deputationen und Bannern der Amerikaner, den Studenten, den Sängern, entwickelte das reichste Bild voll Herrlichkeit und Majestät und fand, mit jeder neuen Nummer des Zugsprogrammes, erneuerten gesteigerten Jubel. Nord-ost-Deutschland mit den Gästen aus Hamburg, Holstein, Berlin konnte nur die Ueberzeugung gewinnen, daß nichts uns trennen kann, und daß nach wie vor wir uns als Brüder und Deutsche fühlen werden.

Den Schluß des Zuges bildete Oesterreich: das zisleithanische, mit seiner imposant ausrückenden Schützen-Armee aus Böhmen und Mähren, mit den 1400 Tyrolern, die, einem Bergwalde gleich, unter allerlei Schwänken und Kurzweil einhermarschirten und einen Jubel der Begeisterung erregten, welchem nur der den Schweizern gespendete gleichen konnte, mit den Steyerern und Oberösterreichern, den Kärntnern und Krainern, die so manchen Jodler zum Besten gaben, und das transleithanische mit seinen zahlreich erschienenen Schützen aus Ungarn und Siebenbürgen. Die letzten im Zuge, der volle zwei Stunden vorbeimarschirte, war der Wiener Schützenbund, und eine Schaar Turner war bestimmt, den Anprall des nachrückenden Publikums abzuwehren.

Auf dem Schwarzenbergplatz, wo die Uebergabe des Bundesbanners an den Bürgermeister des nunmehrigen Vororts Wien stattfand, hatte der Festzug seinen Mittel- und Haltpunkt. Der Platz selbst sah imposant und fesselnd genug aus, wohl geeignet, den mächtigen Eindruck zu üben, den man von dem Schauplatze eines großen Volksschauspiels empfangen soll. Das von einer sanften Gerundung sich wenig unterscheidende Vieleck des Platzes, umschlossen von den festlich herausgeschmückten Häuserkolossen, von dessen Zinnen und Balkonen Fahnen wehten, dessen Dächer und Fenster von feiertäglichen Menschengesichtern wimmelten — nur die beiden Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor und des Herzogs Philipp von Württemberg mit ihren nackten Mauern und ihren herabgelassenen Rouleaux stachen von dem farbenüberquellenden Bilde ab — innerhalb dieses steinernen Ringes die zweite Umrahmung der dichtüberfüllten Tribünen, die sich wie terrassenförmig übereinander gereihte Menschenköpfe ansahen, in der Straße selbst das aneinander brausende Gefluthe der Menge und dazwischen drinnen vor dem Festzelte, in welchem Bürgermeister und Gemeinderath des Zuges harrten, die zahlreichen Sängerbunde und Sängervereine um ihre Standarten geschaart; es gab das in seiner Gesammtheit einen in der That überwältigenden Anblick. Das Schönste, was sich dem Auge hier bot, war der Anblick der beiden zur Seite des Festzeltes sich hinziehenden Riesentribünen, die ausschließlich von Damen besetzt waren und beim Vorbeizug der Schützen durch das enthusiastische Wehen der Taschentücher sich in ein wogendes Tüchermeer verwandelten. Erheiternd ebenfalls war auch das Schauspiel, welches die an dem Dache des Wertheim'schen Hauses wehende deutsche Riesentrikolore bot, die bis zu dem ersten Stockwerk niederreichte und sich von Zeit zu Zeit, gewöhnlich in den interessantesten Momenten, das Vergnügen machte, die auf dem Balkon stehenden Damen buchstäblich zu umwickeln, so daß sich dieselben immer mühsam herauswickeln mußten. Das Ohr dagegen konnte in dem Zusammentönen der lawinenhaft sich fortwälzenden und anschwellenden Hochrufe mit dem Gesange der Hunderte von Männerkehlen einen wirklich hinreißenden Eindruck empfangen.

Die Begrüßung hatte hier, durch die Masse der auf einen kleinen Fleck zusammengedrängten Menschen, einen noch imposanteren Klang, als an anderen Orten, das Feuer der Begeisterung entzündete sich wie überall an den freien Schweizern und loderte immer heftiger, wenn bekannte, beliebte deutsche Brüder kamen. Sollen besonders Namen genannt werden, so müßte man den überaus enthusiastischen Empfang der Bayern, Schwaben, Sachsen, Hannoveraner, Frankfurter und — Berliner besonders erwähnen. Ja — die Berliner wurden in der That mit Jubel willkommen geheißen, es waren ihrer nur Wenige, aber man wollte — und das geschah auf allen Plätzen, wo die Intelligenz sich versammelt hatte — den Wenigen zeigen, wie erfreut man von dem Vertrauen und der Brüderlichkeit auch dieser Wenigen sei.

Als der Zug bis zu jener Abtheilung vorbeimarschirt war, in welcher sich das Preßkomite, die Mitglieder des Vorstandes des deutschen Schützenbundes und das Zentral-Festkomite befanden, wurde Halt gemacht. Nun ging die Zeremonie der Fahnenübergabe vor sich. Der Präsident des Zentralkomites, Dr. Eduard Kopp, schritt an der Seite des Vizepräsidenten des Schützenbundes, Herrn Senator Schröder aus Bremen, und gefolgt von den Mitgliedern des zuletzt genannten Komites, dem Festzelte zu, vor welchem der Wiener Gemeinderath, der Bürgermeister Dr. Zelinka an der Spitze, den Festzug erwartete. Die Fahnen des Schützenbundes, deren Ehrenwache eine Abtheilung Bremer Schützen bildete, wurden den vorantretenden Herren nachgetragen.

Nach dieser Zeremonie bewegte sich der Zug wieder weiter. Es war 12¹/₂ Uhr, als er in der Aspferngasse und Praterstraße ankam. Er hatte zu

seinem Marsche vom Schottenring etwa 2 Stunden gebraucht. Durch vier Stunden hatte die riesige Menschenmenge im glühenden Sonnenbrand unverdrossen gewartet; geradezu opfermüthig hatten die Damen auf den Tribünen ausgeharrt, eingepfercht, ohne schützendes Dach, ohne Erfrischung, da endlich verkündete das Vorkorps der Turner, daß der ersehnte Zug da sei, und die erste Schützenreihe zog vorbei vor dem Triumphbogen der Weißgerber über die festlich dekorirte Aspernbrücke, welche die Inschriften trug: „Nicht klagen, nicht zagen, nur wagen!" — „Was lange selten, wird lange gelten." — „Einheit nur da gelingt, wo Jeder Opfer bringt!" — „Zwietracht gibt nie Macht!" Das dichte Spalier in der Asperngasse empfing mit brausender, rauschender Begrüßung die Festgäste. Sämmtliche Gebäude waren reich und geschmackvoll mit Fahnen, Reisig und Tapeten geschmückt. Was aber war dieser Schmuck gegen die liebliche Zier, mit welcher die Balkone überladen waren! Es war da ein Reichthum an hinreißender Frauenschönheit in den reizvollsten Schattirungen, eine Blumenflora stolzester und edelster Vegetation. Und wie da der Enthusiasmus die Anmuth der Erscheinungen verklärte, wie er die Wangen höher röthete und die Augen heller blitzen ließ, da war das wohl geeignet, auf die vorbeiziehenden Schützen unten berückend zu wirken. Diese wurden, wie in einen Engpaß gerathen, auf beiden Seiten von den Fenstern und Balkonen mit stürmischen Liebeszeichen fast erdrückt. Und in der That war es ein donnernder Jubel, in den die Gäste ihrer Freude über diesen Empfang Luft machten. Hochs auf die Frauen Wiens ertönten dröhnend zum Danke; die Standarten und Fahnen machten Halt und wurden mit kräftiger Hand geschwenkt. Die Schützenhüte flogen in die Höhe, tausendstimmige Ausrufe der Freude drangen empor.

Einzelne im Zuge, die prächtigsten Gestalten, die unternehmendsten Gesellen, machten kühne Versuche, die Aufmerksamkeit besonders auf sich zu ziehen. Sie machten waghalsige Turnerübungen in der Luft, um ihre Grüße auffallender und verständlicher zu machen, sie suchten durch die Macht ihrer Stimme Alles zu übertönen und wirklich gelang es ihnen manchmal, im Vorüberziehen förmliche Zwiegespräche auszutauschen. Und auch oben an den Fenstern und Balkonen wurde der Enthusiasmus immer ungehemmter. Die rechte Hand war des Schwenkens mit dem weißen Tuche müde, die linke mußte helfen. Weit vorgebeugt über die Brüstung, riefen im brausenden Chore Männer- und Frauenstimmen Hurrahs und Hochs den theuren deutschen Brüdern. War vorübergehend die Kehle ermattet, so mußten die Hände durch Applaus Ersatz bieten.

Und doch waren noch die auserlesensten Gaben für die besonderen Lieblinge vorbehalten, Frankfurter, Sachsen, Bayern, Schwaben und Tyroler. Kußhände wurden ihnen zugeworfen, und ein kleiner Blumenregen fiel auf die überraschten und entzückten Schützen. Die Tyroler waren förmlich verwirrt, und grüßten mit den übermüthigsten trunkensten Freudenbezeugungen.

Die gebräunten, wildromantischen Gestalten mit ihrem farbenvollen, das Auge erfreuenden Kostüme spielten mit den Stutzen Fangballen, und jene jauchzenden, langen gezogenen Töne durchschwirrten die Luft, mit denen in ihren Bergen daheim, wenn die erhabene Klarheit der Natur süßes Wohlbehagen in die Gemüther gießt, das Herz Bahn bricht seiner jubilirenden Freude und ungeheuren Lust.... Als die Standarte Berlin von ferne sichtbar wurde, da war es eine eigene Stimmung, welche das Publikum beherrschte. Es war, als schliche sich leise die Sorge ein, die Erinnerung an die Vergangenheit könnte den Gästen, sei es nur durch eine unwillkürliche Täuschung derselben, die Begrüßung etwas weniger herzlich erscheinen lassen, als sie den anderen Schützen geboten worden, und um diese Sorge rasch zu verscheuchen, brach die Bevölkerung mit doppeltem Eifer in Hurrahs und Hochs aus. Die Berliner zeigten sich sichtlich erfreut und riefen: Hoch die deutsche Einigkeit! Hoch die Stadt Wien! Hoch die Frauen Wiens!

Mannigfaltiges.

Vom mittlern Regen erzählt das „B. V. B.", daß am 16. v. M. in einem Sommerkeller zu R. ein Bauer die volle große Zehe seines 16jährigen Sohnes in einen Linnen Fleck eingewickelt vorzeigte. Dem Sohne war das scharfe Beil auf den Fuß gefallen und hatte jene Zehe weggehackt. Der Vater kam eben vom Arzte zurück, dem er die Zehe überbracht hatte mit der Frage, ob er solche seinem Sohne nicht wieder „anmachen" könne.

(Aufbewahrung der Eier.) Man tauche die Eier 1 oder 2 Minuten lang in siedendes Wasser, wodurch aus einem kleinen Theile des Eiweißes sich eine Art Häutchen bildet, das Innere des Eies auskleidet und dasselbe gegen den Zutritt der Luft schützt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Dienstag, 11. August 1868.

Ein erster und ein letzter Ball.

(Schluß.)

Man fand einen guten Platz und die Mutter setzte sich zwischen ihre beiden Töchter, dem Schicksale seinen Lauf lassend.

Und das Schicksal kam, nicht roh und kalt, sondern warm und fühlend und warf unterschiedliche, glänzende Uniformen und simple, schwarze Fräcke an die Bank, wo die Mutter mit ihren Töchtern thronte. Das Ankommen der Tänzer ist dem Anbeißen der Fische an die gefährliche Angel vergleichbar. Emilie war der Köder und sie wurde zuerst neugierig und scheu von Weitem betrachtet, die Keckesten drängten sich vor, um sie näher zu besehen, schwammen aber auch zum ersten Male vorbei, ohne anzubeißen. Bald aber kehrte einer allein wieder um, öffnete weit die Augen, spitzte das Maul, scherwenzelte mit den Frackschößen, schlurfte näher und näher und saß dann ein paar Sekunden glücklich fest — der erste Walzer. Mama lächelte vergnügt, dem Vater rollte ein ganzer Aktenstoß vom Herzen. Es ist bei den Fischen, wie bei den Schafen und Tänzern. Wenn erst Einer angebissen, über den Graben gesprungen oder engagirt hat, so folgt die ganze Heerde nach, und der Kapellmeister, droben auf dem Orchester, hatte sich noch nicht zum ersten Walzer zurecht gestellt, als Emilie schon ausverkauft war und die stolz erhobene Nase der Mutter Kanzleirath, sowie ihr selbstzufriedenes, aber doch würdevolles Lächeln, für den Kenner so deutlich sprachen, wie die Fahne am Omnibus ankündigt: „Besetzt!“

Und Elise — sie saß da und lächelte. Sie lächelte bei der Walzer-Introduktion, sie lächelte, als die jungen Herren von allen Seiten herbeischossen: „Mein Fräulein, der Walzer beginnt.“ — „Sie waren so gütig.“ — „Erlauben Sie.“ — „Darf ich bitten?“ — und sie lächelte, als sich nun das Chaos entwirrte und die Paare glückselig, lustig Arm in Arm dahinflogen. Mutter Kanzleirath hatte nur Augen für ihren Liebling, den sie mit den Blicken verfolgte, sich freuend, wenn das zierliche Figürchen hie und da zwischen den Tanzenden auftauchte. — „Es ist doch ein wahres Vergnügen, so zusehen zu dürfen,“ sagte die Mutter zu Elise, und auch da lächelte die ältere Tochter, aber es war ein trübes, bitteres Lächeln.

So ging es fort, man tanzte Walzer, Polkas, Françaises; Elise sah zu und lächelte. Daß sie sich dazwischen heftig auf die Lippen biß und ihr Taschentuch zusammen knitterte, und daß sie sehr bleich aussah, bemerkte so eigentlich Niemand. Wer achtet in einem Ballsaale auf dergleichen Gefühle der Nebensitzenden? Wer hat überhaupt eine Ahnung davon, daß hier unter den weißen Spitzen ein Herz schmerzlich zuckt in tiefem, schneidendem Weh! — Heillose Verblendung! Und doch habt ihr alle, die ihr euch heute zum ersten Mal in den Wogen des Tanzes bewegt, auch euren letzten Ball!

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.“

Wer weiß, vielleicht tretet ihr ab, von frohen Wünschen umgeben, als glückliche Bräute, vielleicht auch mit den Gefühlen Elisens, müde getanzt, müde gelebt, — müde geliebet.

Hätte nun die ältere Tochter des Kanzleirathes heute still und allein dasitzen können, das wäre nicht so schmerzlich gewesen, als die mancherlei Fragen zu beantworten, welche auf die harmloseste Art von der Welt, von den Tänzern ihrer Schwester, an sie gethan wurden; die eigenthümlichen Fragen: „Sie tanzen nicht, mein Fräulein?“ — „Ich bemerkte Sie nicht bei dem letzten Walzer.“ — Begreiflicher Weise hatte Elise allen diesen Bemerkungen gegenüber rasendes Kopfweh, und selbst als ihr

alter Freund, der Handlungsreisende, spät im Ballsaale erschien und die treue Seele sie um eine Française bat, schlug sie ihm diese ab, und daß sie ihm das abschlagen konnte, war wenigstens ein ganz kleiner Tropfen Balsam für ihr gekränktes Herz. „So wollen wir denn plaudern von alten Zeiten," sagte der ehemalige Tänzer und setzte sich neben Elise auf die Bank, fing dann unbefangen zu plaudern an von früheren Bällen, wo es so schön gewesen sei, wo man nicht einen Augenblick geruht, und von längst vergangenen Tagen, die doch eigentlich ganz anders gewesen.

So ging es der armen Elise, während der Backfisch sich auf's Göttlichste amüsirte. Dieser plagte sich im Schweiße seines Angesichtes und glitt buchstäblich von einem Arm in den andern. Die Engagements auf alle Tänze waren eigentlich das Wenigste, denn um eine Extratour zu bekommen, wurde hinter dem jungen, hübschen Mädchen förmlich Queue gemacht. Vergeblich winkte die Mutter zuweilen besorgt mit dem Finger, vergeblich schmiegte sich der alte Kanzleirath, den Hut auf den Bauch gedrückt, Stöße und Püffe aushaltend, durch die Reihen der Tanzenden zu seiner Tochter, um ihr eine schreckliche Geschichte zuzuflüstern, die er in seiner Jugend einmal gelesen, von jungen, unbesonnenen Tänzerinnen, die sich förmlich zu Tode gerast. Vergeblich sagen wir, Emilie hob das erhitzte Gesichtchen so lieblich flehend zu dem Vater empor, ihre zuckenden Lippen bewegten sich so bittend und ihre glänzenden, feuchten Augen baten so dringend, ihr Vergnügen nicht zu stören, daß der Papa davor eilig zurücktrat, mehr aber noch vor den determinirten Mienen des nun vortretenden Offiziers, der, ohne den Vater weiter zu beachten, sie mit den Worten: „Nun, mein Fräulein?" in den Arm nahm und davon raste.

Die große Pause auf einem Balle ist eine vortreffliche Erfindung. Tänzer und Tänzerinnen ruhen einestheils aus und finden sich anderntheils wieder zusammen, um ein interessantes Ballgespräch fortsetzen zu können. Die Mütter benützen die Zeit, um durch gelindes Zupfen die verschobene Toilette ihrer Töchter zu korrigiren, auch wohl eindringliche Ermahnungen über das künftige Verhalten mit einfließen zu lassen, die Väter dagegen benützen die Pause, wozu sie eigentlich da ist, um ein tüchtiges Souper zu sich zu nehmen und sich für die nachfolgenden Strapazen durch mehrere gute Gläser Wein zu stärken. Diese Pause, sowie die am Ende des Balles alsdann erlaubte Cigarre, sind ja die einzigen Lichtblicke für solche, die nicht mehr tanzen, an einem dieser dem Vergnügen gewidmeten Abende.

Daß sich der kleine Backfisch das Souper ebenfalls vortrefflich schmecken ließ, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, er hat sein Brod redlich verdient und bedarf der Stärkung für die nachfolgenden Tänze und den stundenlangen Cotillon. Elise dagegen aß nicht und trank nicht, ja sie befand sich während des Soupers in einer fieberhaften Aufregung. Ruspels Compagnon war etwas später erschienen, hatte ihr flüchtig und etwas verlegen guten Abend gesagt und sich darauf mit einer wahren Wuth in den Strudel des Tanzes gestürzt. Bis jetzt hatten die beiden Familien, Kanzleiraths und Ruspels Compagnon in der großen Pause mit einander soupirt, heute aber hatte sich der Letztere anderswohin gethan, was selbst dem sonst so arglosen Kanzleirathe auffiel. Elisen fiel das nicht mehr auf. Sie dachte der letzten Briefe mit „Werthgeschätzte" und „ganz ergebenst", preßte die Lippen heftig aufeinander und drückte zuweilen ihre Hand auf das Herz. Der Compagnon, der nicht weit von der kanzleiräthlichen Familie placirt war, blickte öfters herüber und schien auch zuweilen Miene zu machen, als wolle er aufstehen und sich nähern, doch hatte die Kanzleiräthin mit ihrem scharfen Blick wohl bemerkt, wie ihn alsdann seine Frau am Frackschoß wieder niederzog. Madame Schmerbeling zuckte die Achseln darüber, ein solches Benehmen hatte sie von jener Frau wohl erwartet, denn sie hatte sich immer auf ihre Art hochmüthig und unausstehlich benommen. Nahm sie doch im Theater auf der zweiten Gallerie einen Vorderplatz ein, ließ sich mit einer Laterne der fünften Rangklasse nach Hause leuchten und hatte sich einen Pensée-Sammtmantel machen lassen. Nach solchen Vorgängen ließ sich freilich kein besseres Benehmen erwarten. Die Kanzleiräthin verbot sämmtlichen Ihrigen nach dem Tische hinüberzublicken, und es hätte später fast eine kleine pantomimische Scene gegeben, als der Kanzleirath sein Glas hob und aus der Entfernung dem Compagnon zutrank, der ihn aber dazu aufgefordert hatte, wobei er, der Compagnon nämlich, sein rechtes Auge auf eine ganz seltsame Art zusammenkniff.

Unterdessen war die Pause zu Ende gegangen, der Tanzsaal füllte sich wieder, die Musik begann auf's Neue und es war wieder die alte Geschichte. Strampfende und hüpfende Paare, erhitzte junge Herren, wildathmende Damen, Staub, Dunst und Hitze. Elise hatte abermals ihren Platz neben der Mutter eingenommen, doch wurde es ihr auf einmal ganz seltsam zu Muthe. Die Musik hatte für sie keinen rechten Takt mehr, über die Tanzenden schien sich ein Trauerschleier zu legen, der immer dichter und dichter wurde; endlich lehnte sie sich sanft gegen

die Schulter der Mutter und sagte mit leiser Stimme: „Mama, mir wird ganz übel." Glücklicherweise war in diesem Augenblick der Tanz zu Ende, der Vater Kanzleirath in der Nähe, und Elise fühlte noch so viel Kraft in sich, an seinem Arme ohne Aufsehen ins Nebenzimmer zu gelangen und von dort in die Garderobe, wo sie Mantel und Ueberschuhe anzog und ihren Vater bat, sie nach Hause zu begleiten.

So leid dem Kanzleirath diese Unterbrechung um seiner Tochter willen that, die er recht herzlich liebte so war er doch nicht unzufrieden, den Ball eine halbe Stunde verlassen zu können, um im Nachhausefahren eine Cigarre zu rauchen. Elise, der es in der kalten Nachtluft augenblicklich besser wurde, hatte ihn freundlich dazu aufgefordert, und so erreichten sie in kurzer Zeit die Wohnung. Dort angekommen, öffnete der Kanzleirath mit seinem Hausschlüssel die Thüre, blickte seufzend nach seinem Schlafzimmer empor und kletterte wieder in den Wagen, um auf den Ball zurückzukehren. Elise aber stieg allein die Treppe hinauf; mit jeder Stufe wurde es ihr leichter und wohler um das Herz. Bei der ersten hatten ihre Lippen wohl noch schmerzlich gezuckt, und ein eigenthümliches Gefühl im Herzen und in den Augen deutete auf hervorquellende Thränen. Auch rollten ein Paar davon ihre Wangen herab, aber wie ein frischer Mairegen die Dünste des bedeckten Frühlingshimmels, so verjagten diese Thränen das finstere Gewölk, welches ihre Sinne befangen hielt. Die Einsamkeit und Stille des nächtlichen Hauses that ihr wohl. Sie war froh, daß keins der Dienstmädchen mehr auf war. Leise öffnete sie die Wohnung und ging in ihr Schlafzimmer, um das weiße Kleid und den weißen Kranz abzulegen, und auch damit schien sie abermals eine drückende Erinnerung zu verlassen. Ja, als sie jetzt ihr Hauskleid angezogen hatte, als sie das Feuer im Ofen des Wohnzimmers wieder angefacht, als dieser eine behagliche Wärme ausströmte und sie Alles hergerichtet hatte, um Mutter und Schwester, wenn sie vom Balle heimkehrten, mit einer wohlthuenden Tasse Thee empfangen zu können, da war ihr Gemüth so ruhig und still geworden, daß sie lächelnd zurückblicken konnte, nicht nur auf die vergangenen Stunden ihres heutigen letzten Balles, sondern auch auf die vielen ähnlichen Abende, deren wir früher erwähnt. Und als nun das Wasser im Kessel anfing zu singen, schüttelte sie den Kopf, wenn sie aller der Kämpfe und Schmerzen gedachte, die sie seit ihrem ersten Balle auf jenen heißen Brettern erlebt, und da wurde es ihr fast selig in ihrer Einsamkeit und sie gedachte mitleidig der jungen, blühenden Schwester, die, ein gutes, frisches, junges Herz, wohl alles Das und vielleicht noch Schlimmeres vor sich hatte.

Da hörte sie einen Wagen durch die stillen Straßen rollen, der Ball konnte unmöglich schon zu Ende sein. Und doch hielt der Wagen vor ihrem Hause und dann ertönte die Hausklingel. Elise eilte auf den Vorplatz der Wohnung und zog durch die Verrichtung oben das Schloß der Thüre an, so daß sie sich öffnete. Es trat Jemand unten in den Gang, drückte die Hausthüre hinter sich zu und Elise hörte nicht, ohne leicht zu erschrecken, den Tritt eines Mannes auf der Treppe.

Wer konnte das sein? Davon beschloß sie, sich zu überzeugen, ehe sie die Glasthüre öffnete. Sie schob deßhalb die Vorhänge etwas auseinander und fast wäre das Licht ihrer Hand entfallen. — Herr Ruspel stand vor ihr in schwarzem Frack und äußerst freundlich lächelnd.

Es ist nun für ein Mädchen, wenn es allein zu Hause ist, eine eigenthümliche Sache, einem solchen Besuche in der Mitternachtsstunde die Thüre zu öffnen, und Elise zauderte, dies zu thun, doch bat der da außen so ehrerbietig und doch so flehend, und Ruspel war ein ehrenwerther Mann, dem man nicht das geringste Böse oder nur Zweideutige nachsagen konnte. Elise öffnete endlich die Glasthüre und die Stubenthüre und Herr Ruspel trat schüchtern ein, blickte alsdann erstaunt um sich, als er Niemand anders im Zimmer sah.

„Soeben von meiner Reise zurückgekehrt," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „wollte ich den Ball besuchen, um Sie, meine sehr werthgeschätzte Fräulein Elise, dort zu überraschen. — Vielleicht nicht unangenehm zu überraschen," setzte er stockend hinzu; „aber bei Ihrem Hause vorbeifahrend, sah ich hier oben Licht und dachte, die ganze Familie sei schon zu Hause."

Jetzt war es begreiflicherweise an Elise, zu erklären, warum sie allein den Ball verlassen. Das that sie denn auch, und obgleich mit dieser Erzählung bei der Wahrheit bleibend, hob sie es doch ziemlich scharf hervor, daß sie sich auf dem Balle sehr einsam gefühlt und daß das Betragen des sonst so freundlichen Compagnons sie und die ganze Familie sehr schmerzlich berührt habe. Nach dieser Erzählung erzählte nun Herr Ruspel wieder, daß er sich wie ein Kind darauf gefreut, Elise zu überraschen, und daß er deßhalb seinem Compagnon, der ein guter Mensch, aber eine Plaudertasche sei, ausdrücklich verboten habe, viel mit der Familie des Kanzleirathes zu verkehren. Was nun Elise weiter sprach, wissen wir nicht mehr genau, ist auch

unnöthig, wörtlich wiederzugeben; nur so viel können wir sagen, daß nach einer Viertelstunde Herr Ruspel ganz ergebenst die beiden Hände des Mädchens nahm, sie zierlich küßte und sie mit Weglassung des „Sehr Werthgeschätzte" „meine liebe Elise" nannte. Darauf ließen sich die Zwei an dem Tische nieder, aber an den beiden entgegengesetzten Enden, tranken eine Tasse Thee und lauschten auf die Straße, ob sich noch kein Wagen hören ließ. Endlich rollte es in der Ferne, dann näher und hielt vor dem Hause still. Elise öffnete abermals die Thüre und trat auf den Wunsch des Herrn Ruspel ins Zimmer zurück, denn überrascht sollte am heutigen Abend doch nun einmal werden.

Aber der Compagnon, der in der That eine Plaudertasche war, hatte nach beendigtem Balle beim Punsche doch nicht schweigen können und Alles verrathen. Er war auch der Erste, der an der Treppe sichtbar wurde und laut und fröhlich ausrief: „Wenn der schlaue Ruspel nicht droben ist, laß ich mich aufhängen!" Und Ruspel war, wie wir wissen, in der That wirklich droben und wurde auf's Gerührteste von der ganzen Familie bewillkommt. Mama schloß ihn feierlich an ihr Herz, und der alte Kanzleirath, der etwas zu viel Punsch getrunken hatte, sagte mit weinerlicher Stimme: „Ruspel, so einen Ball laß ich mir noch gefallen." Emilie aber warf sich an die Brust ihrer Schwester, küßte sie innig und herzlich und sagte, während Thränen ihren Augen entströmten: „Ich war recht froh heute auf meinem ersten Ball. Möge ich auch an meinem letzten ebenso glücklich sein wie Du, meine gute, gute Schwester."

Das, meine geneigte Leserinnen, ist die wahrhaftige und sehr glaubwürdige Geschichte von einem ersten und letzten Balle.

Mannigfaltiges.

Ein interessantes Kleeblatt von patriotischen Männern, die ein wahrhaftes Bild deutscher Einigkeit beim Schützenfeste abgegeben, ein lebendiges Symbol des Schützenfestes, führt uns der Feuilletonist der „N. fr. Pr." vor. Die drei Männer sind, seit sie der erste Festtag zufällig zusammengeführt, nicht mehr zu trennen. Der Eine von ihnen kam von den Gestaden der Ostsee zum Feste, der Andere ist ein biederer Schwabe, der Dritte endlich ist aus der „Jägerzeile" gebürtig. Der Nachmittag des ersten Festtages führte sie zusammen, und heute sind die drei Männer gar nicht mehr zu trennen; sie essen zusammen, sie trinken zusammen, sie schießen zusammen, ja sogar sie schlafen zusammen; der Bruder Wiener hat den Bruder von der Ostsee und den aus Schwaben gar nicht mehr ausgelassen, seit er sie zum Erstenmale traf, und sie bewogen, seine Gäste zu sein. Und die Brüder gingen nach längerem Drängen auf die liebenswürdige Einladung des Wiener Schützen ein und bezogen sein Haus. Das wäre aber Alles nichts so Merkwürdiges und Erzählenswerthes, wenn es sich nicht nachträglich erst herausstellte, daß die drei Männer von Natur ihres Namens und politischer Farbe zusammengehören, ja daß sie eigentlich ein untrennbares deutsches Ganzes bilden. Darauf kamen sie selbst erst am Abende ihres ersten traulichen Beisammenseins, da der Becher schon lange in ihrer Tafelrunde kreiste und sie endlich auch auf den Gedanken verfielen, sich einander beim Namen nennen zu wollen. „Wie heißt Du, Bruder?" nahm der Mann von der Ostsee das Wort, es an den Bruder aus Schwaben richtend. — „Schwarz heiß' ich, Brüderle!" antwortete der Schwabe. „Und ich nenne mich Roth!" fiel der Mann von der Ostsee hierauf ein. „Das ist ja köstlich," begann hierauf der Wiener Bruder, „denn ich heiße — Gold!" — Bravo! Da hatten sich die deutschen Farben doch einmal lebendig zusammengefunden. Gold hatte Schwarz und Roth zu sich gebeten, ohne zu ahnen, daß sie zu ihm gehören! Diese Erfahrung war Wasser auf die Mühle, d. h. eigentlich aber Wein auf das Speichrad ihrer Heiterkeit und sie ließen sie ungefeiert nicht vorübergehen. Das ächte deutsche Männer-Kleeblatt war seitdem erst recht immer beisammen und trennte sich erst am 6. August.

(Ein Glockenvogel.) Dem Pariser Abendmoniteur entnehmen wir folgende Notiz: Die zoologische Gesellschaft von Antwerpen ist seit einiger Zeit im Besitz eines Vogelexemplars von der Größe einer Taube. Dieser Vogel, in Brasilien Glockenvogel oder Arapango averano genannt, trägt den Namen, den man ihm gegeben, mit Recht. Während der einen Hälfte des Tages, von Sonnenaufgang bis etwa zwei Uhr Nachmittags, läßt er Töne hören, die genau dem Klang einer etwas zersprungenen kleinen Glocke gleichen. Die Aehnlichkeit ist so täuschend, daß im Walde verirrte Reisende, als sie die Töne vernahmen, glaubten, sie befänden sich in der Nähe einer Missionskapelle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Donnerstag, 13. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

„Also heirathen, Tante Ursula, ist das Dein letztes Wort?“

Diese Frage that ein junger Mann an eine alte freundliche Dame. Er lag bequem, wie es die jetzige Zeit so mit sich bringt und fast zur Modesache bei jungen Leuten macht, auf einem eleganten Sopha hingestreckt, wirbelte den Dampf einer feinen Cigarre empor und sah schelmisch bei seiner Frage aus. Sie saß sauber und mit gerader Haltung in ihrem Lehnstuhl, der mit ihr alt geworden war, am Fenster und ließ kaum die Nadeln ruhen, so interessant ihr das durch sie angeregte Thema auch war. Sie sagte:

„Ja, Otto, heirathen und zwar bald.“

„Aber Du bist ja da; hälst Haus und Leute in bester Ordnung, selbst mich!“

Ein rascher Blick auf den bequem ruhenden Neffen blitzte aus den Augen der Matrone und ein bedeutsames „Hm“ ließ die verschiedenste Deutung zu. Der Neffe lachte. Doch seine Meinung schien durch diesen kurzen Einwurf nicht geändert.

„Es ist doch so und ich fühle mich dabei vollkommen wohl. Warum in aller Welt soll ich nur Würde und Bürde eines Ehemannes auf mich nehmen?“ schloß er seine Erwiederung.

„Dummes Zeug! ewig kann mein Regiment, das selbst Dich so herrlich in Ordnung hält, nicht währen; ich bin alt. Und meinst Du denn, bei Dir wird das Alter mit seiner Last nicht auch einmal anklopfen? Eine einsame alte Frau oder ein Mädchen, sie haben ihr stilles Leid zu tragen, aber sie können doch noch für Viele Hilfe, Trost bringen. Der profane Strickstrumpf, den die fleißigen Hände fördern, kann arme, frierende Füße wärmend kleiden; der Faden, den sie am Rocken spinnen, kann als weiches Leinen manche Blöße der Dürftigen decken. In Küche und Keller schafft die Frau. Sie lehrt die Kleinen. Aus Allem, was sie thut, kann Segen keimen. Ihre Hand, sanft wie ihr Herz, durch eigenes Leid still geworden, weiß die Kranken zu pflegen, auch sanft und still und überall in Liebe zu walten. — Aber ein alter Junggesell, was kann und thut der in den meisten Fällen? Ach, rauchen, schnupfen, auserlesen essen und trinken, so daß das immer wachsende Embonpoint schon von weiter Ferne proklamirt, daß sein Eigner auch sorgt und schafft, aber für sich, nur für sich und seinen Gaumen! Betrügt ihn der Diener nicht, ist's ein Wunder und endlich — —“

„Noch ein „Endlich“, Tante?“ unterbrach der Neffe den Eifer derselben.

„Nun so will ich Dir das erlassen; aber —“

„Heirathen bleibt die Parole!“ lachte der junge Herr.

Otto v. Buchenhagen hatte sich erhoben. Er trat zum Fenster, ernster als vorhin küßte er innig Frau Ursula's Hand.

„Du magst nicht so Unrecht haben,“ nahm er das Gespräch wieder auf; „aber wo soll ich in meiner grünen Einsamkeit gerade die Frau finden, die ich zu meinem Glücke bedarf, und glücklich will ich durchaus werden.“

„Freilich, wie die Häschen und großäugigen Rehe draußen im grünen Walde kommen die ächten, rechten Mädchen, wie sie in unser schönes Stillleben passen, dem jungen Herrn Oberförster nicht gerade angesprungen, — aber zu finden sind sie schon, man muß nur Lust und Geduld zum Suchen haben,“ sagte Frau Ursula.

„Und Geschick dazu. Wüßte ich doch zehn Meilen in die Runde kein Mädchen, das sich eignete, in das hübsche, stille Forsthaus als gebietende und beglückende Hausfrau eingeführt zu werden und den Scepter der Regierung dieser treuen, mütterlichen Hand abzunehmen,“ meinte Herr Otto. Aber zu

seinem Erstaunen schwieg die Tante, sah ernst und sinnend vor sich hin und sagte dann ein wenig unsicher: „Man könnte Dir schon helfen, wenn —"

„Nun?"

„Sage nur nicht gleich Dein unumstößliches „Nein!"

„Nun?"

„Ich hatte eine liebe Jugendfreundin, ein Herz voll Güte und Weichheit; nun es ist lange her, daß wir uns nicht sahen, aber an so losen Fäden auch unsere brieflichen Mittheilungen hingen, sie lösten sich nie ganz. Jetzt ist jene Freundin gleich mir längst Wittwe; aber glücklicher als ich, besitzt sie drei Töchter —"

„Ah!" rief Otto mit gedämpfter Stimme und einem leisen Sarkasmus. Da aber ein „Ah!" kein „Nein!" ist, fuhr Frau Ursula unbeirrt fort:

„Wenn die Mädchen nur entfernt ihrer Mutter gleichen, wie sie war, so muß wenigstens Eine wie für Dich geschaffen sein."

„Hm, mehr als Eine dürfte ich ja wohl auch, fern aller muselmännischen Prinzipien und nach bestehenden Landesgesetzen, nicht heimführen können."

Die Tante ignorirte völlig jede Entgegnung. „Man könnte brieflich, — Du müßtest Frau v. Hagen einen Besuch machen — —"

„Ganz offen und harmlos als Heirathskandidat?" lachte Otto. „O Tantchen, da beschwörst Du mein gefürchtetes „Nein" herauf." — Aber trotz dieser Drohung fing sich der junge Mann an dem Gedanken zu amüsiren an, auf Freiersfüßen zu gehen, hätte es nur so geschehen können, sein wirkliches Ich für eine Weile inkognito zu lassen.

„Die Töchter müssen mindestens hübsch sein; sie versprachen als Kinder mehr als das," versicherte Frau Ursula.

„Auch klug?" forschte Otto.

„Ihr Vater war fast gelehrt."

„Nun das kann ich bei meinem Weibe entbehren."

„Aber gut und weichherzig."

„Nur nicht sentimental!"

„Ja, es hilft nichts, Du mußt prüfen. Vermögend ist Frau v. Hagen auch und ihr Gut Moosbach soll im besten Zustande sein."

„Hm, Landwirthin, das paßte schon besser in Forst- und Waldreviere, als ein nur in Kunstleistungen und Schöngeistereien großgewachsenes Stadtdämchen," reflektirte der Neffe, dem der Gedanke eines Scherzes, der auszuführen sei, eines Amüsements, das sein Stillleben im Grünen verschönernd unterbrechen könnte, immer ergötzlicher schien. Ernst war noch nicht in seiner Seele, desto mehr in der seiner mütterlichen Rathgeberin, der Schwester seines verstorbenen Vaters, die seit dessen Tode, der seine Frau nur um ein Jahr überlebte, im Forsthaus eingezogen war, alle Mutter- und Hausfrauen-Pflichten treulich erfüllend. Die Berathschlagungen nahmen aber, da im Ernst, dort im wohl verborgenen Scherz, ihren Fortgang und waren, als der Diener die hellleuchtende Lampe hereintrug, so weit gediehen, daß Tantchen, wenn auch oft mit entschiedener Gegenrede protestirend, der Jugendfreundin einen Brief schrieb, den ihr der Neffe in die Feder diktirte. Tief aufseufzend war sie zum Schluß, zum letzten Punkt gekommen.

„Aber das ist doch eigentlich kein ehrliches Spiel; Du willst Dich als der alte Forstrath v. Buchenhagen einführen, der seine 50 Jahre, ein leidlich Theil Podagra, da und dort Silber im Haar und schwache Augen hat, die ihn zu einer blauen Brille nöthigen!" stöhnte Frau Ursula.

„So schildert Dein Brief den Mann, der Frau v. Hagen auf einer Reise, die an ihrem Gut vorüberführt, besuchen will, beladen mit Grüßen seiner Cousine Ursula. Das ist einfach und natürlich. Daß Du durchblicken läßt: er sehne sich nun, sich einen eigenen Herd zu gründen, könne auch an die Stelle mangelnder Jugend manche Vortheile gesicherten Einkommens setzen; daß Du seinen Charakter lobst und der Mutter das schmeichelnde Wort zurufst, wie er gewiß nur ihre Töchter sehen dürfe, um zu wissen, wo wahres Glück zu finden sei, das sind wahre oder süße Versicherungen, die eine Mutter von drei Töchtern, und wenn dies Huldgöttinnen ersten Ranges sind, doch mindestens interessiren."

„Aber es ist Komödie dabei!" klagte die Tante.

„So gönne mir das seltene Vergnügen, für drei Tage Komödiant zu sein. Länger soll der Scherz nicht währen, bei meiner Waidmannsehre!"

„Wenn er nur überhaupt, — wenn Du nur nicht entdeckt wirst und im Zorn über solche Komödiantenstreiche weder zu Gunst, noch weniger zu einer Frau kommst."

„Und würden die kleinen Dämchen vom Lande wirklich so viel Scharfsinn besitzen?"

„Oho! die Eltern waren gescheidte Leute und — der Apfel fällt nicht weit vom —"

„Birnbaum," parodirte Otto. „Tante, ich kann nur mit Glück unter der Maske rekognosziren, um dann zu wählen; bleibst Du fest dagegen, lasse ich als Kern meiner Truppen dem hartnäckig kämpfenden Feind gegenüber mein gefürchtetes „Nein" aufmarschiren, bohre ihn in den Grund, schlage ihn aus dem Felde und — bleibe ledig!"

(Fortsetzung folgt.)

Die gelben Rosen.

Es sind nun zwei Jahre, als ich eines Abends ausging, um einige Stunden bei einer alten, liebenswürdigen und nachsichtsvollen Dame zuzubringen, welche in meiner Nähe wohnte; sie liebte die Blumen leidenschaftlich, und man kann sich kaum verstellen, mit welchem galanten Eifer ich mich bestrebte ihr die schönsten Sträuße zu überbringen, und wie ich mich ihres Erstaunens freute, wenn ich ihr eine Blume brachte, die sie nicht kannte oder die in der Umgegend fremd war.

Als ich gestern zu ihr ging, fand ich sie in Gesellschaft eines alten Herrn, welcher seit einem Jahre hier angekommen ist, um Besitz von einem großen und schönen Gute zu nehmen, welches ihm ein entfernter Verwandter unter der Bedingung hinterlassen hat, daß er den Namen desselben annehme. Dem zu Folge nennt er sich nun: Herr von Descoudraies.

Er hat sich bei meiner alten Freundin vorstellen lassen, und gibt mir wirklich Veranlassung zur Eifersucht durch die besondern Aufmerksamkeiten die er ihr bezeigt; beide empfinden eine sehr lebhafte Freundschaft für einander und bringen fast alle Abende mit einer Partie Teccadille zu.

Ich grüßte stillschweigend, um das Spiel nicht zu unterbrechen, und überreichte erst, als es beendigt war, an Frau von Lorgerell einen Strauß von gelben Rosen, die ich für sie mitgebracht hatte.

Meine Rosen waren sehr schön und zeichneten sich um so mehr aus, als in diesem Jahre die gelben Rosen, wegen des anhaltenden Regenwetters, nur schlecht geblüht hatten; die meinigen, durch eine Ueberdachung davor geschützt, waren vielleicht die einzigen vollkommen aufgeblühten. Madame Lorgerel empfand auch eine lebhafte Freude über den schönen Strauß.

Herr von Descoudraies hatte nichts dazu gesagt, aber zeigte sich sehr zerstreut, so daß ich ihn mit Verwunderung ansah, ohne den geheimnißvollen Einfluß meiner gelben Rosen begreifen zu können; aber bald sprach Frau von Lorgerell von anderen Gegenständen, und ich glaubte mich geirrt zu haben. Indessen lächelte Descoudraies nach einigen Minuten, indem er zu uns sagte:

Glauben Sie wohl, daß dieser Strauß, soeben, wie durch eine magische Einwirkung, mich in eine Epoche meiner Jugendzeit auf das lebhafteste zurück versetzen konnte? fünf Minuten lang war ich wieder zwanzig Jahre alt; fünf Minuten lang wieder verliebt in eine Dame, die, wenn sie noch lebt, volle sechzig Jahre zählen muß. Diese Erinnerung beschäftigt mich noch in diesem Augenblick dergestalt, daß ich Ihnen einen Umstand mittheilen muß, der einen wichtigen Einfluß auf mein ganzes Leben geäußert hat, und indem er mir wieder vorschwebt, noch jetzt, wo mein Blut nicht lebhafter pulsirt, als es eben nöthig ist, um zu leben und Teccadille zu spielen, mich dennoch in eine nicht geringe Aufregung versetzt.

Ich war zwanzig Jahre alt — seitdem sind schon einige vierzig verflossen — hatte meinen Schulkursus eben beendigt, in welchem man damals die jungen Leute etwas länger als heut zu Tage zurückhielt, als mein Vater, nachdem er, ohne mich zu Rathe zu ziehen, die Wahl der von mir zu ergreifenden Laufbahn reiflich erwogen hatte, mir eines Morgens ankündigte: daß er für mich eine Lieutenantsstelle im Regimente von ***, welches in einer Stadt der Auvergne garnisonirte, erhalten habe, und daß ich am dritten Tage dahin abreisen müsse.

Ich war über diese Mittheilung ein wenig bestürzt, und zwar aus mehreren Ursachen: zuvörderst liebte ich nicht den Soldatenstand, allein diese Abneigung hätte leicht überwunden werden können; der Anblick einer reichen Uniform, einige ehrgeizige Phrasen, ein wenig Militärmusik würden mich bald umgestimmt und aus mir einen Achilles oder Cäsar gemacht haben. — Aber — ich war verliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Stückchen aus einer norddeutschen Schule.) Der Magister hat Dippendirk seinem Anton eine an die Ohren gegeben, und Anton kam „blarrend" nach Haus und erzählte es seinem Vater und wollte sein Leben nicht wieder in die Schule. „Das will ich dem Magister doch wissen!" rief Dippendirk; „komm' her, Das soll ihm seinen Dienst kosten! Der soll wissen, daß er sich an der Ortsobrigkeit vergriffen hat." Und er ging nach der Stadt und verklagte den Magister beim Amtmann.

Der Amtmann sagte: „Das kommt darauf an, die Sach' soll zum rechten Loch hinaus," und schrieb an den Vikarius, er solle so gut sein und untersuchen das Dings und schreiben wieder darüber.

Der Vikarius wußte genug, was Anton für ein Schlingel war, und daß es Jammerschade wäre um jeden Schlag, der vorbei ging, und ließ Herrn Dippendirk und sein Söhnchen zu sich kommen. „Häh," sagte Dippendirk, „nun gehts dem Magister an's Leder," und lachte unter der Kravatte.

„Für's Erste kommt nun Alles darauf an,“ sagte der Vikarius, „daß ich dem Amtmann genau schreiben kann, wie hart die Ohrfeige gewesen ist.“

„„Ganz recht, Herr Vikarius, Das kommt viel darauf an,““ nickte Dippendirk. „„Und ich kann Ihnen sagen, hart ist sie gewesen, mein Kind hat 4 Tage gejammert in Einem fort.““

„Dann komm' einmal her, mein Junge, stell' Dich einmal hier mitten in die Stube; sag' einmal, war der Schlag so hart?“ und dabei streicht der Vikarius ganz sachte über den Backen, als wenn eine Mutter ihr Kindlein streichelt.

„„Nä, nä, Herr Vikarius, der Schlag war viel härter,“ sagte Anton.

„War er denn wohl so hart?“ sagte der Vikarius, und gab ihm einen, der war vom besten Fett gemacht.

„„Ja — — ja — — —,““ sagte Anton und rieb sich den Backen, — „„ja — — nä, nä, er war noch härter.““

„So? noch härter?“ sagte der Vikarius, „war er denn wohl so hart?“ und gab ihm einen, der war nicht Baumwolle, so daß ihm die Backenzähne im Maul wackelten.

„„Nä, Herr Vikarius! nä, nä, so hart war er nicht!““ rief Anton und wichste den Backen, als wenn er eine Brandsalbe einrieb.

„Na,“ sagte der Vikarius, „dann wär' ich ja schon mit dem Untersuchen fertig und hab' den Punkt glücklich ins Reine gebracht und kann dem Amtmann schreiben. Der Amtmann wird dann weiter untersuchen, dann gehts an den Landrath, der untersucht dann noch ein Mal, dann der Regierungsrath, dann der Oberpräsident, dann . . . . . .“

„„Herr Vikarius,““ sagte Anton, „„macht man denn des Untersuchen ällemoll so, wie hier?“

„Akkurat so,“ sagte der Vikarius.

„„O Gott, — nä, Vatter, denn will ich doch lieber morgen wieder in die Schule gahn,““ sagte Anton und rieb sich immer noch den Backen.

„Das kannst Du,“ sagte der Vikarius, „aber dann muß ich dem Amtmann schreiben, die Sach' wär' zu End' und die Klag' zurückgenommen.“

Und der Meister Dippendirk rückte mit seinem Söhnchen ab.

Der Pariser „Figaro“ veröffentlicht folgendes, ihm von dem jetzigen Generaldirektor im französischen Ministerium des Innern, Herrn von Saint-Paul, zugeschicktes, von Letzterem selbst bei einem Bisse von einem tollen Hunde erprobtes und bewährt gefundenes Mittel gegen die Wasserscheu: Man nehme Raute, Salbei, wilde Maßliebchen und Mutterkraut von der kamillenähnlichen Art (matricaria chamomilla), von jedem eine gute Prise. Man nehme Wurzel von wilden Rosen und Schwarzwurzel, von jedem im Verhältniß zu den Blumenblättern, man thue fünf bis sechs Knöllchen von Knoblauch hinzu; dann hacke man die Rosenwurzel ganz klein, hierauf die Schwarzwurzel mit dem Knoblauch, dann zerstampfe man im Mörser die Rosenwurzel, hierauf das Uebrige. Man werfe eine gute Prise grobes Salz in den Mörser, gieße ein halbes Glas weißen Wein darauf, mische Alles tüchtig und presse es durch einen Leinwandlappen. Dann trinke man das Gemisch nüchtern neun Tage hinter einander. Erst drei Stunden nachher darf man frühstücken. — Das Mittel wirkt, wenn man es innerhalb der ersten vierzig Tage nach dem Biß gebraucht. — Will man Thiere heilen, so kann man auch Milch statt des Weines nehmen.

Der „A. A. Z.“ schreibt man: „Herr Stevens (Pensylvanien) hielt im Washingtoner Repräsentantenhaus bei Gelegenheit der Debatte über die Anweisung von 1,000 000 Dollars zum Ankauf von Alaska eine denkwürdige Rede, in welcher er die Erwerbung als äußerst werthvoll hervorhob und seine Behauptung mit folgendem Argument belegte: Vor wenigen Jahren haben zwei Schooner in der Beringsstraße so viele Häringe vom Boden des Oceans bis zur Oberfläche über einander gedrückt gefunden, daß sie sich nicht rühren konnten. Einer der Kapitäne habe versucht, zwischen ihnen hindurch zu fahren, diesen Versuch aber mit dem Verlust des Bugs gebüßt. Dieses Faktum wurde von mehreren Mitgliedern mit ungeheurer Heiterkeit aufgenommen; Hr. Stevens indessen hielt seine Behauptung aufrecht: er habe es von einem der Kapitäne selbst gehört.

Ein Engländer, der testamentarisch verpflichtet worden, seinen Oheim auf dem Père la chaise begraben zu lassen, aber nicht Lust hatte, mehr Geld für diese Ehre auszugeben, als nöthig, erwiderte dem Direktor auf die Andeutung, der Quadratfuß Platz auf dem Kirchhofe koste 100 Franks: „Sehr wohl, so geben Sie mir blos einen Quadratfuß.“ — „Ist Ihre Leiche blos 12 Zoll lang?“ — „Das nicht,“ war die Antwort, „aber ich denke, sie aufrecht stehend zu begraben.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Samstag, 15. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

(Fortsetzung.)

Frau Ursula sagte keine Silbe mehr; das machte den Neffen weich. Er legte den Arm um ihre Schulter und sah ihr treu und fest ins Auge.

„Du gute Mutter," sprach er leise, „mache Dir keine Sorgen, die Folgen fallen nur auf mich; entweder werde ich durch Deinen Wink glücklich, — unter drei Mädchen könnte wohl Eine zu lieben und brav genug sein, auch dem ältern Manne Neigung zu schenken, — oder ich amüsire mich ein paar Tage und sammle zu ferneren Freierreisen Erfahrungen über Mädchenherzen; immer steht etwas Gutes in Aussicht. Und nun rasch an das Werk, aus dem Viertel- ein halbes Jahrhundert zu schaffen."

Im hübschen, alten Forsthause regte sich Leben. Schränke und Thüren wurden auf- und zugeschlossen. Wäsche und Herrengarderobe, von Allem das Feinste und Beste hervorgesucht. Brillantringe und Nadeln lächelnd von dem jungen Freier, dessen Ich inkognito bleiben sollte, an- und vorgesteckt und mit Tante Ursula's blauer Brille Probe gehalten, damit sie naturwüchsig genug, dem forcirten Fünfziger die Nase schmücke. Die schönste Zierde des improvisirten Maskenkostüms war aber außer einer köstlichen Perücke, welche ein gut Theil Jugend verbarg, eine uralte, prächtige Tabatière von hohem Werth. Schon die Studien, natürlich und unbefangen mit diesen Requisiten umzugehen, waren für Otto belustigend, und sein schallendes, frisches Lachen steckte sogar mitunter Frau Ursula an und scheuchte den sorglichen Ernst von ihrer Stirne. Aber nur bei verhangenen Fenstern und hinter verschlossenen Thüren gestattete sie solche Proben, die für Otto den Gipfelpunkt des Scherzes erreichten, als ihn ein feiner, neuer Anzug schmückte, von dem Schneider der Residenz so kunstvoll geformt, daß das leichte Embonpoint, welches er hineingewattet und gepolstert, den charmantesten Herrn von Fünfzig herstellte.

Welches Talent für die Bühne entfaltete zu eigener Ueberraschung der junge Waidmann. Er fand sich bis zur Wahrheit treu in seine Rolle. Und gewiß, er sah fein, sauber wie ein ächter Kavalier aus, dem selbst das leichte Hinken, das den leisen Mahnungen des Podagras zu Ehren, wovon Tantens Brief eine Andeutung enthielt, ausgeführt werden mußte, anmuthig ließ. Kein Mensch wurde in das Geheimniß der Beiden gezogen; kein Diener sollte den gnädigen Herrn begleiten. Dicht am Ausgange des Waldes hörte auch die Waldidylle auf, denn die Lokomotive sauste heran. Der Dampfer nahm den maskirten Freier auf, der das schnaubende Roß mit feurigen Nüstern eine Stunde vor Mosbach, Frau v. Hagen's Gut, mit Extrapost zu vertauschen und unter schmetterndem Hörnerklang einzurücken dachte. Unterdessen mußte sein Brief schon einige Tage vor ihm bei den Damen eingetroffen sein und irgendwie seine Anmeldung vollführt haben.

Ja, irgendwie! Was noch ein Geheimniß für Herrn Otto ist, wir dürfen es früher er- und verrathen und einen Blick in den eleganten Gartensaal der gnädigen Frau thun, in welchem sie selbst und zwei der hübschen, anmuthigen Töchter sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigen. Tante Ursula hat recht gehabt, wenn sie ihre Jugendfreundin mit freundlichen Farben schilderte; sie ist noch eine elegante, hübsche Frau; jünger, schlanker als Otto's mütterliche Freundin, hat sie weiche Züge, volles, ohne Grau vermischtes Haar und sieht gut, sehr gut aus; aber auch klug? Nein, kaum. Ein Hauch von Ermattung liegt über ihren Zügen, und die Art, wie sie nach den Töchtern blickt, auf ihre Ansichten hört, die, wenn auch stets in der Weise feiner Erziehung, doch mit vieler Bestimmtheit geäußert werden, läßt glauben, sie habe, eine Fanatikerin der Ruhe, das Nachgeben und Zustimmen

bequemer, als das weise, einsichtsvolle Regieren gefunden.

Clara und Toni, Mädchen in frischer Jugendblüthe, repräsentirten dagegen weibliche Klugheit und sahen Beide aus, als wüßten sie recht klar, wohin sie ihr Steuer zu lenken hätten. Sie waren aber noch zu jung, hatten zu weiche Züge und große, freundliche Augen, um das Bestimmte ihres Wesens als schroff und unangenehm erscheinen zu lassen. Die Fenster des Gartensaales standen weit offen. Frisch und von den Düften der Blumen erfüllt, strömte die Luft herein und wehte die leichte Stickerei von Clara's Schoß, denn ihre Hände hatten eben ein Buch erfaßt, in das sie ernst und sinnig blickte. Ganz von ferne, als töne der Gesang aus dem Birkenwäldchen, das dicht an den großen, wohlgepflegten Garten grenzte, klang eine helle, fröhliche Stimme, nach der Frau v. Hagen lächelnd lauschte; sie erkannte sie leicht, denn sie gab Zeugniß von dem noch völlig unbefangenen glücklichen Sinne ihrer Jüngsten, der 15jährigen Elise. Sie trug noch kurze Kleider, war harmlos, fast ein wenig wild aufgewachsen wie ein Knabe, und doch weich und innig; sie stellte sich, noch ein Kind, unter die milde, die schwache Hand der Mutter. Sind nun nicht Frauen genug als Herrinnen in und auf Moosbach? Als Herrinnen, ja. Aber Eine fehlt noch. Still, sanft, aber für Alle unentbehrlich, ist sie viel beschäftigt, denn sie sorgt für Alle.

Das Röschen ist eine arme Verwandte, eine Waise. Zu was mehr sagen, um ihre Stellung zu bezeichnen? Sie ist bei guten Menschen und doch weint sie oft ungesehen, ohne nur ein Fünkchen Sentimentalität in ihrem Wesen, — aber sie hat jene Heimath verloren, die das Leben nur einmal bietet: das Vater- und Mutterherz. — Gerade jetzt tritt aber auch Röschen in den Gartensaal. Sie ist nicht schön, aber anmuthig; sie trägt einfache Kleider, aber Alles an ihr strahlt im Glanze der Reinheit, innerer und äußerer. Sie tritt mit einem Zettel, der eng beschrieben ist, hinter den Stuhl Frau v. Hagen's, die sie „Tante" nennt.

„Kommst Du, Vortrag zu halten, Hausminister en miniature, und die Befehle des Herrschers entgegenzunehmen?" frug Clara, aus ihrem Buche aufblickend.

Aber die Antwort blieb aus; denn der Diener, die Brieftasche im Arm, schreitet leise bis zum großen Tisch, legt seine interessante Bürde darauf und verschwindet ebenso ehrfurchtsvoll, als er gekommen.

„Mama, bitte, den Schlüssel!" ruft Toni, die Arbeit fortschiebend, wie Clara las Buch. Es ist stets ein anregender Moment in der Stille des Landlebens, wenn die Brieftasche, durch die alte Botenfrau aus der Stadt geholt, im Kreise der Familie erscheint. Was kann sie bringen? welche Kunde der Freude, des Schmerzes enthalten? Ach und in der Jugend, wo eigentlich die Erwartung eines Etwas, eines unbekannten Glückes, das doch einmal kommen muß, wie in unserer Seele schläft, was regt da ein Brief nicht leicht in so einer stets zum Schwunge bereiten Seele an. Der Schlüssel, wo war er? Das Schlüsselsuchen, eine Untugend vieler, oft sehr liebenswürdiger Frauen, begann. Hastig thaten es Alle; in Ruhe schaute das Röschen umher und holte ihn lächelnd aus dem Arbeitskorbe der Tante.

Clara senkte ihre Hand tief in die Tasche; enttäuscht sagte sie dann: „Nur ein einziger!" und wollte eben das Siegel lösen, als sie entdeckte, die Adresse laute an die Mama.

„Eine fremde Handschrift, ein unbekanntes Wappen," berichtete die Tochter.

Frau v. Hagen machte von ihrem Rechte Gebrauch und schon, nachdem sie die ersten Zeilen gelesen, flüsterte sie: „die liebe Ursula."

Aber dann las sie still fort. Clara und Toni schauten nach der Mutter; sie sah anders als sonst aus: erregt, ängstlich, ja sie faltete nun den Brief, der ihr warm gemacht haben mußte, denn die Röthe der Wangen glühte fast jugendlich, und legte ihn in ihren Arbeitskorb. Stumm schaute sie dann vor sich hin, deckte dann die Augen mit der Hand, seufzte und — blieb stumm. Was mußte in dem Briefe stehen, das so eigenthümliche Symptome hervorbrachte?

Es war den Töchtern etwas Neues, die offene, stets zur Mittheilung und des Rathes bedürftige Mutter so lange schweigsam zu sehen.

„Nun, Mama?" warf Toni hin, den Fluß der Rede zu wecken.

„Wem gehört das Wappen? beschäme unseren Mangel an heraldischen Kenntnissen!" bat mit weiblicher List Clara; vom Namen des Schreibers auf den Inhalt des Briefes zu schließen, schien ihr doch möglich.

Allein Mamachen fühlte: diesmal wäre es klüger, den Inhalt des Briefes nicht völlig preiszugeben; wenn die Töchter den zu erwartenden Besuch unbefangen aufnähmen, so wäre das besser. Sie wünschte nicht dringend einen Freier für sie; sie fürchtete auch wohl eine rasche Opposition, wenn das würdige Alter des Forstrathes zu Tage kam, und doch hatte sie noch weniger den Muth, den Besuch in irgend einer Weise entschieden unmöglich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die gelben Rosen.

(Fortsetzung.)

Herr v. Descoudraies fuhr in seiner Erzählung fort: Meinem Vater würde ich um keinen Preis nur ein Wort davon gesagt haben, weil mir darauf sicher der Befehl ertheilt worden wäre, noch an demselben Abend abzureisen.

Allein ich hatte einen Onkel, — und was für einen Onkel!

Er war damals ein Mann in meinen jetzigen Jahren, aber er war jung geblieben; nicht für sich selbst, denn niemals verzichtete das Alter bereitwilliger auf alle Verlockungen des bösen Feindes, mit all seinen Lüsten und Genüssen. Er war jung geblieben, aber nur für Andere; er liebte die jungen Leute und verstand sie; ohne eifersüchtig auf sie zu sein, hielt er die Beschwerden des Alters nicht für einen Gewinn, und seine Erfahrungen nicht für unumgänglich nothwendig, um weise zu sein. Sein gutes Herz, sein klarer Verstand ließen ihn in dem Glücke seiner Nebenmenschen einen eigenen Genuß finden; man sah ihn als Theilnehmer bei allen vollherzigen und großmüthigen Thorheiten der Jugend; er war der Vertraute, der Beschützer bei allen Liebschaften, bei allen Schuldverlegenheiten, bei allen jugendlichen Erwartungen.

Ich suchte ihn auf und sagte ihm:

Mein lieber Onkel, ich bin sehr unglücklich.

Ich wette um zwanzig Louisd'or, daß es nicht der Fall ist, antwortete er mir.

Ach, bester Onkel, scherzen Sie nicht; überdies würden Sie die Wette verlieren.

Wenn ich verliere, so werde ich zahlen; dies wird Dir vielleicht zum Trost gereichen.

Nein, guter Onkel; das Geld hat keinen Theil an meinem Kummer.

Erzähle mir das.

Mein Vater hat mir soeben angekündigt, daß ich zum Lieutenant im Regiment *** ernannt worden bin.

Ein großes Unglück! Die geschmackvollste Uniform; die Offiziere alle Ehrenleute!

Ich habe aber keine Lust zum Soldatenstande.

Wie? Du willst nicht Soldat werden? Fehlt es Dir etwa an Muth?

Daß weiß ich noch nicht, Onkel; indessen lasse ich mir nur allein von Ihnen diese Frage gefallen.

Nun, nun, mein lieber Cid, mein guter Freund, warum willst Du denn nicht Soldat werden?

Weil ich heirathen will, Onkel.

Was hör' ich!

Da ist nichts zu verwundern, Onkel; ich bin verliebt.

Und Du? Du nennst das ein Unglück? Undankbarer! Ich, Dein alter Onkel, möchte es gar zu gerne sein. Und wer ist der Gegenstand Deiner Liebesglut?

Ach! Onkel! — Es ist ein Engel.

Schön, schön! das ist jedesmal ein Engel. Später wirst Du Dich wohl mit einer Frau begnügen.

Sage mir indessen, auf welchen irdischen Namen dieser Engel hört.

Er wird Naëmi genannt, Onkel.

Dies beantwortet nicht meine Frage. Naëmi, das ist für Dich. Uebrigens ein hübscher Name. Aber für mich, der ich erfahren möchte, wer der Engel ist und zu welcher Familie er gehört, bedarf es eines Familiennamens.

Es ist Mademoiselle Amelot, Onkel.

Was Teufel! das ist ja mehr als ein Engel: eine große und schlanke Brünette mit schwarzen Sammtaugen. Nun, diese Wahl ist nicht zu mißbilligen.

Ach, bester Onkel, wenn Sie ihr Herz, ihren Geist kennten.

Ich weiß schon, ich weiß . . . . Und bezahlt sie Dich mit Gegenliebe? wie man ehedem sagte. Sprechet Ihr noch so, Ihr junges Volk?

Ach Onkel, ich weiß es nicht.

Was? Du weißt es nicht? Du, eines solchen Onkels unwürdiger Neffe! Du steckst alle Tage in dem Hause, und weißt noch nicht, ob sie Dich wieder liebt!

Onkel, sie weiß nicht einmal, daß ich sie so innig liebe.

O, was das betrifft, da irrst Du, mein schöner Neffe; davon verstehst Du nichts. Sie wußte es wenigstens eine Viertelstunde früher, als Du selbst.

Alles, was ich weiß, lieber Onkel, ist, daß ich mir das Leben nehmen werde, wenn sie nicht meine Frau wird.

O, o! — Höre, mein lieber Neffe, es ist wenig Aussicht vorhanden, daß Du sie erhälst; Dein Vater ist viel reicher, als der ihrige, und wird daher nicht in Deine Verbindung mit ihr einwilligen.

Nun, dann weiß ich, was ich zu thun habe.

Nun, nun! ich hoffe, Du wirst keine Thorheiten begehen. Höre, was ich Dir jetzt sage.

Ich höre, lieber Onkel.

Nun wohl! Erstlich kannst Du Dich nicht in einem Alter von zwanzig Jahren verheirathen.

Warum nicht?

Weil ich es nicht zugebe, und weil ohne meine Einmischung aus dieser Heirath nichts wird.

O, mein liebstes, bestes Onkelchen.

Wenn das Mädchen Dich liebt und drei Jahre zu warten verspricht — —

Drei Jahre, bester Onkel?

Widersprich mir nicht, oder ich setze vier Jahre als Termin fest. Wenn sie also drei Jahre zu warten verspricht, so wirst Du zum Regiment abgehen.

O Himmel!

Aber nicht nach Clermont; ich werde Dich in einem Regimente unterbringen, welches nur einige Stunden von Paris in Garnison steht, von wo Du dann alle drei Monate einmal hierher kommen kannst, bis zu der ersehnten Vereinigung.

Nun gut, lieber Onkel! wie erfahre ich aber, ob sie mich liebt?

Wie Du es erfährst? — Zum Henker, indem Du sie frägst.

Ach, lieber Onkel, dazu habe ich den Muth nicht!

Nun, dann gehorche Deinem Vater und schnüre Deinen Bündel!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Pariser Fiaker als Wetterkünstler.) Ueber die Kunst, sich unter allen Verhältnissen Geld zu verdienen, liefern die Pariser Fiaker so manches ergötzliche Pröbchen. Eins derselben mag hier seinen Platz finden: Es ist drei Uhr Morgens. Zwanzig Fiaker warten vor einem Balllokale. Zum Unglück ist aber das Wetter wunderschön, der Himmel hell gestirnt, nicht das leiseste Lüftchen regt sich und die armen Fiaker haben also wenig Chancen, eine Fuhre zu erobern. Aber sie wissen sich zu helfen. Drei von ihnen stellen sich mit großen, weit ausgespannten Regenschirmen hart vor die Thüre, das Pflaster wird mit Wasser übergossen und jedesmal, wenn ein Ballgast herauskommt, schüttet man über jeden Regenschirm einen Eimer Wasser aus, welches dann von allen Seiten herabrieselt. Der Ballgast hört noch von innen das Plätschern, beim Heraustreten spritzen ihm kalte Tropfen ins Gesicht, über sich sieht er einen Himmel von Regenschirmen, das Pflaster ist kothig — natürlich springt er also in seinen dünnsohligen Lackschuhen möglichst rasch in einen Wagen und der Streich ist gelungen. Und es gelingt die Nacht hindurch noch fünfzigmal.

(Auch nicht übel.) Im neuesten Amtsblatt für den preußischen Oberlahnkreis gibt eine gewisse Elisabetha Schäfer als Grund der Trennung von ihrem Manne „allzu große Beschränktheit seines Verstandes“ an und erzählt zum Belege Folgendes: Mit Chausseearbeiten beschäftigt, machte einer seiner Kollegen den Witz und schickte denselben nach dem drei Stunden entfernten Langbecke, um das „Augenmaß“ zu holen. Dort angekommen und von seiner Dummheit Gebrauch machend, gab ihm der Betreffende eine „Wagenschreere“ mit, welche er geduldig wie ein Lamm, von der schweren Last durchnäßt am ganzen Körper, als „Augenmaß“ zur Belustigung seiner Kollegen zurückbrachte.

(Der Amtsdiener.) In Oesterreich werden nur ausgediente Militärs zu Amtsdienern verwendet, was oft zu drolligen Scenen Anlaß gibt. Eine Dame fragt um das Bureau des Hofraths Oberkopf und erhält folgenden Bescheid: „Rückwärts Front! Ziehung rechts, halb rechts! Rechts schwenken um den Brunnen 'rum zur Stiege! Vorwärts marsch! Links Front! nachher sein S' beim Hofrath.“

Der im einundneunzigsten Jahre gestorbene französische Akademiker Viennet hat eine Definition der Verleumdung hinterlassen, welche sich mit der des Beaumarchais messen kann; er sagte: „Die Verleumdung ist eine Kohle, welche, was sie nicht verbrennt, anschwärzt!“

Gemeinnütziges.

Um Flaschen und flaschenartige Gefäße zu reinigen, bedient man sich des Chlorkalks. Auf eine Kanne Wasser nimmt man 1—2 Loth Chlorkalk, mengt dies gut unter einander und füllt die zu reinigenden Flaschen damit. Nach 2—3 Tagen, bei sehr verdorbenen Gefäßen in 4—5 Tagen, gießt man das Chlorwasser (das wieder zum Reinigen benützt werden kann) ab und spült die Flaschen mit reinem Wasser aus. Dieses Mittel nimmt alle Unreinigkeiten und jahrelangen Schmutz in den Höhlungen und an den Rändern der Flaschen hinweg, die, beiläufig bemerkt, mit dem Chlorwasser bis an den Rand gefüllt sein müssen, weil sonst dasselbe leicht einen Ring einätzt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Dienstag, 18. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

(Fortsetzung.)

Eine Mutter von drei jungen Töchtern ist wirklich manchmal eine recht geplagte Frau. Vernunft, Liebe, Herz, solide Stellung, eine blaue Brille, ein wenig Gicht und viel Bravheit des Charakters — das waren Begriffe und Gedanken, die seit Lesung des Briefes chaotisch im Kopfe der Frau v. Hagen wirrten. Die Töchter wurden besorgt, als sie das wechselnde Farbenspiel auf den Wangen der Mutter sahen und nun war es nicht mehr nur Neugier, was sie wünschen ließ, den Inhalt des Briefes zu kennen. Es mußte ein ernster sein; und waren sie mit ihrer geistigen Ueberlegenheit nicht längst gewöhnt, auch geistige Stütze der Mutter zu sein?

Von gleichem Gefühl getrieben, erhoben sich die Schwestern gleichzeitig und traten an die Mutter heran.

„Mama, enthalte uns nicht unser Theil an Ernst oder Sorge vor; der Brief — —"

„Darf ich ihn lesen?" fiel rasch Toni Clara in die Rede. Röschen hatte längst das Zimmer verlassen, ihr Feingefühl lehrte sie das. Und so kam es wie stets. Frau v. Hagen, die nicht stark genug war, allein zu beschließen und zu handeln, athmete fast leicht auf, als sie der guten Tante Ursula Brief, das Diktando Herrn Otto's, in den Händen ihrer Mädchen sah. Sie lasen. Und wie vorhin die Töchter in den Zügen der Mutter lauschten, so war es nun umgekehrt. Aber wenn sie auch ernst lasen, am Schluß lächelten sie.

„Nun?" frug die Mama.

„Nun?" frugen auch die Schwestern und sahen sich gespannt in die Augen.

„Da scheint ja der — um mich bescheiden auszudrücken — bedeutend rheumatische Herr v. Buchenhagen so leise, als Stock und Brille erlauben, eine kleine Promenade auf Rehfüßchen probiren zu wollen," sagte Toni.

„Hm, ja. Aber sollte in Moosbach das, was der alte Herr an Pflege, Wartung, Erheiterung braucht, und wie alle die demüthigen Pflichten einer Ehehälfte heißen, zu finden sein? Gott behüte, 50 Jahre," reflektirte Clara und schüttelte dann mit einer Bestimmtheit ihr Haupt, daß ihre schönen, dunklen Locken hin- und herflogen und momentan das Leuchten der schwarzen Augen verdeckten. „Ich kann nun einmal den Gedanken, einen Alten zu heirathen, nicht fassen. Nicht tanzen —"

„Vernünftige Männer gönnen das jungen Frauen," sprach Mama.

„O nicht doch! Aeltere neigen zur Eifersucht," belehrte Clara.

„Jüngere erwecken die Eifersucht, was ist schlimmer?" fragte Frau v. Hagen.

„Stiefeln von Watte," murrte Clara, als wäre sie schon unrettbar damit bedroht.

Unsinn! dachte die Mama. Aber sie d a c h t e es nur. „Man tanzt nicht stets," sagte sie. Dann sprach sie von festerem Vertrauen, das, dem älteren Manne dargebracht, eine zufriedene Ehe geben könne; die glücklichen seien selten. Sie sagte noch manches Wahre, Gute in ihrer einfachen, schüchternen Weise, weil sie es für Pflicht hielt, aber sie war doch eigentlich froh, daß ihre Mädchen durch ihr Widerstreben noch ihr eigen blieben.

„Toni," rief endlich Clara, „hast Du zum Orden la Trappe geschworen, daß Du bei unsern Berathungen in ungewohntes Schweigen versinkst?"

„Ich kombinire!" erwiederte Toni feierlich, „wie wir ohne Verletzung für Frau Ursula, welche Mama liebt, und ohne in die fatale, qualvolle Situation des Korbvertheilens zu kommen, einer möglichen Schwärmerei und Freierei des alten Herrn vorbeugen; wie wir es anfangen, das Feuer seiner

Empfindungen, ehe es noch zum kleinsten Fünkchen verglimmt, zu ersticken, wie — —"

„Was wollt Ihr thun?" frug ängstlich die Mutter, in der allerlei unbestimmte Befürchtungen auftauchten.

„Ein wenig Komödie spielen, Mama," rief Toni.

„Pfui, das ist unredlich!"

„Nicht doch, Mama, nur Abwehr. Es wird, findet uns Herr v. Buchenhagen nicht nach seinem Geschmacke, uns zur Gattin zu wählen, doch immer möglich sein, durch den Besuch einige interessante Stunden ihm und uns zu gewähren, psychologisch interessant. Und ich denke, das läßt sich auf alle Fälle machen, daß der Cousin Deiner Jugendgespielin von den Bewohnern Moosbachs in aller Freundschaft scheidet."

Schmeichelnd und bittend wurde endlich von der Mutter die Erlaubniß zur Ausführung der Plane ihrer älteren Töchter erlangt und sie gab das Versprechen, sich gütig und so ungezwungen als möglich für eine kurze Zeit in die Wandlung derselben zu finden. Wie schwer wurde es dieser einfachen, biederen Natur! Aber sie war dennoch leicht besiegt. Viel gewichtiger und ernster trat ihnen Röschens Opposition entgegen; freilich, es waren nur wenige Worte, nur ein Blick, der die Mädchen fast bewog, ihre Pläne zu ändern, die Röschen gegen das Zartgefühl und fast leichtsinnig nannte, aber — der Kampf war doch nur kurz und der Spaß amüsant; Röschen hatte wohl nicht auf Erfolg ihrer Gegenvorstellungen gehofft, allein sie hatte gethan, was sie konnte. Und das nahm sie sich vor: wenn Clara und Toni vielleicht verletzten, wollte sie den älteren, kränklichen Herrn mit besonderer, freundlicher Rücksicht behandeln.

Sie fand bald in Fülle Gelegenheit, für ihren Schützling zu sorgen, ehe er noch selbst erschien. Was hatten die Mädchen nun für geheime Geschäfte! sie konnten sich um häusliche Arrangements nicht kümmern. Und die Tante? Eine tüchtige Landwirthin, war sie auf Feldern und Wiesen, in Ställen und auf den Schuttböden mit Rath und That bewandert; aber das Haus mit der Kette von ineinander greifenden Kleinigkeiten, in der kein Glied fehlen darf, sollen Ordnung und Wohlsein herrschen, die Wahrung seines heiteren Friedens, die Sorge für Behagen und Wohlsein, lag jetzt und fast immer allein in Röschens emsig waltenden Händen, war ihrem schönen, weiblichen Sinne anvertraut. Und sie waltete rastlos.

Mehr als ein Fremdenzimmer hatte das Herrenhaus in Moosbach aufzuweisen. Mit dem großen Schlüsselbund an der Seite, sprang Röschen hinauf zum ersten Stockwerk, ihr nach die Magd, welche das Amt des Staubfegens und Scheuerns hatte. Es waren freundliche Räume, aber das Zimmer, wo die Sonne am längsten lag, was die hübscheste Aussicht bot, wurde von dem wirthlichen Mädchen für den älteren Herrn ausgesucht.

„Hier ist gesunde Luft; die rechte Temperatur, um rheumatische Leiden nicht zu wecken; ich will nun weiße Gardinen auflegen." So flüsternd, begann Röschen zu ordnen und zu schaffen. Aber sie besann sich: „eine blaue Brille trägt er? Da werden dunklere Gardinen weniger blenden." Was sie auch that, es sprach sich stets jene freundliche Rücksicht aus, die so wohlthut. Und Geduld hatte sie auch nöthig. Als sie gewandt, wie ein junger Turner in der Höhe schwebte, die Fenster zu dekoriren, sprang der Wildfang Elise herein, einen köstlichen Fang in den spitzen Fingern empor haltend und rief:

„Rösi, ein Admiral!"

„Nein, es ist ein Forstrath," belehrte jene, die den Kopf kaum wandte.

Das hellste, frischeste Gelächter wurde ihr zur Antwort.

„Ich habe ihn eingefangen und —"

„Du?" unterbrach Röschen die Kleine, sich auf der Tapezierleiter wendend, und sah nun den weiblichen Schmetterlingsjäger, strahlend vor Freude, aber auch staub- und schmutzbedeckt auf der saubern, reinen Diele hin- und herspringend, den bunten Vogel verfolgen, der ihr entschlüpft war.

„Aber, Lieschen?" rief sie schmerzlich.

„Ja, Du meinst die Fußtapfen, liebe Rösi? Ich bin durch den Sumpf gesprungen, als ich dem Admiral nachsetzte; wer weiß auch, daß hier oben geputzt und gescheuert wird. Sei nur nicht böse, ich wasche die Flecken weg, sobald — ach, er fliegt zum Fenster hinaus!"

Und fort war der Wildfang; nicht aber die dunklen Spuren ihrer Stiefelchen, die auf der tollen Jagd so ziemlich durch das ganze Zimmer tappten. — Seufzend mußte die junge Wirthin sich bequemen, auf's Neue scheuern zu lassen; und als sie im Garten das fröhliche Backfischchen davonspringen sah, gewahrte ihr gutes Auge vortrefflich die flatternden Volants, welche die Verfolgung durch Dornenhecken und Sumpf losgetrennt hatte, war es doch eine neue Arbeit für sie.

Nun aber lagen die Gardinen in den schönsten Falten. Schneeweiß wallten die Vorhänge des Himmelbettes nieder. Blank wie Gold glänzte das feine Messing der Thürschlösser. Die köstlichen alten Eichenmöbel sahen gastlich und stattlich aus

und erzählten Dem, der ihre Sprache verstand, prächtige Geschichten aus uralten Zeiten; denn sie hatten schon Generationen hindurch denen aus dem Hause v. Hagen gedient. Aber sie mußten ein weiches Sopha der Neuzeit und einen schwellenden Lehnstuhl dulden neben ihrer ernsten, gediegenen Größe, denn — der Forstrath mußte sich auf den Stock stützen; er bedurfte wohl mitunter ein wenig Ruhe.

Röschen hielt Umschau. Es war Alles gut, und da sie frische Blumen doch erst im Moment, wo der Gast eintraf, als letzte, anmuthigste Zierde in die Krystallvasen stecken konnte, gönnte sie sich eine kleine Rast.

„Buchenhagen," flüsterte sie ganz leise, wie sie, das Gesicht in die Hände gedrückt, auf dem Fenstertritt saß, den sie gern einnahm zum Sinnen und Träumen. „Du liebe, liebe Kinderzeit, deren Erinnerung mir der Name weckt! Ob es ein Verwandter von — — aber, mein Gott, so heißen viele Leute und ich will gar keine Wehmuth in meiner Seele aufkommen lassen; Gott sei Dank, daß mein Leben eine freundliche Erinnerung schmückt und für den Augenblick einen nützlichen Zweck hat. Für die Zukunft wird Gott sorgen, der Vater der Waisen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die gelben Rosen.

(Fortsetzung.)

Aber, bester Onkel, Sie wissen nicht, was für ein Mädchen das ist; hundertmal wollte ich ihr sagen, daß ich sie liebe; ich habe mich wegen meiner Blödigkeit ausgescholten; ich habe mich auf jede mögliche Weise vorbereitet: Reden entworfen, sie sogar auswendig gelernt, Briefe geschrieben, aber — sehen Sie, wenn der Augenblick zum Sprechen kam, so blieb mir das Wort in der Kehle stecken, und ich sprach von andern gleichgiltigen Dingen. Sie hat einen Blick so sanft und zugleich so streng; mir schien es, als könne sie nie einem Manne angehören, und so wage ich es nicht, ihr meine Liebe zu gestehen. — Mit den Briefen ging es mir noch schlimmer; wenn ich im Begriff war, sie abzugeben, so erschienen sie mir so albern, daß ich sie in tausend Stücke zerriß.

Nun zuletzt mußt Du Dich doch entschließen, mein Junge, und zwar weil Dein Vater Dir nicht Alles gesagt hat. Wenn er Dich nach Clermont schickt, so geschieht es, weil der Obrist des dortigen Regimentes einer seiner Freunde ist, und eine Tochter hat; weil diese Tochter Dir bestimmt ist, und somit eine reiche und vortheilhafte Heirath —. — Schweig'! Ich weiß, was Du sagen willst: daß dies Alles nichts ist, wenn man liebt; ich weiß, daß es eine Dummheit, aber eine Dummheit, die es mir leid thun würde nicht begangen zu haben, denn nur Philister sind nicht im Stande, sie zu begehen. Die Alten nennen dies zwar Illusionen, aber wer weiß denn, ob ihre Ansicht nicht eine Illusion ist? Die Brille, welche die Gegenstände verkleinert, ist nicht richtiger als die, welche sie vergrößert. Wenn das Mädchen Dich liebt, so mußt Du Alles für sie aufopfern; dies ist thöricht, aber gut, und Du mußt es thun. Vor allen Dingen mußt Du aber wissen, ob sie Dich liebt, und dazu ist die Gelegenheit günstig. Man will sie verheirathen, mein lieber Neffe. — Du erbleichst bei diesem Gedanken, Du möchtest den verhaßten Nebenbuhler mit der Länge Deines Schwertes von ihr abhalten; ist dies auch noch eine Redensart der jetzigen Jugend? Nun, wohl! sammle ein wenig von diesem Muth der schönen Naomi gegenüber. Man will sie also verheirathen; Du bist reicher als sie, aber der, für den man sie bestimmt hat, ist reicher als Du, hat überdies einen Titel, — kurz, der Bräutigam ist da, und die Hochzeitgeschenke liegen bereit. Gehe nun zu Naomi, sage ihr, daß Du sie liebst; sie weiß es zwar schon, aber man sagt es doch; frage sie, ob sie Deine Liebe erwiedert, und zum Henker! sie muß Dich lieben, denn Du bist jung, hübsch und geistreich; laß Dir dann schwören, daß sie drei Jahre lang warten will, aber sie soll das Versprechen mir in einem Briefe zukommen lassen, den ich aufbewahren werde. Dann verhindere ich die in Rede stehende Heirath, bringe Dich in einem anderen Regimente unter, und in drei Jahren verheirathe ich Euch, was auch Dein Vater dagegen einwenden mag, und selbst dem Teufel zum Trotz.

Lieber Onkel, ich weiß jetzt, was ich zu thun habe.

Laß hören!

Ich werde ihr schreiben.

Wie Du willst.

Ich verließ meinen Onkel und entwarf einen Brief, was keine besondere Schwierigkeit machte, denn ich hatte ihr schon hundertundfünfzigmal geschrieben, wie ich sie anbete; nur die Uebergabe des Briefes setzte mich in Verlegenheit. Indessen blieb mir jetzt keine Zeit zum langen Zaudern, und so faßte ich meinen Entschluß, kaufte einen Strauß gelber Rosen und steckte meine Liebeserklärung in

die Mitte desselben. Sehen Sie, es ist vielleicht thöricht und lächerlich, allein ich kann nicht umhin, es mir heute noch so lebhaft zurückzurufen, als wenn ich es eben thäte.

Nach dem Geständniß meiner Liebe flehte ich sie an, mich wieder zu lieben, uns beide durch unsere Verbindung zu beglücken, und drei Jahre lang mir treu zu bleiben; wenn sie darein willige, so möge sie, bat ich, eine meiner gelben Rosen diesen Abend in ihrem Gürtel tragen; dann sagte ich, würde ich es wagen, sie anzureden und ihr mitzutheilen, wie unser beiderseitiges Glück für die Zukunft zu sichern sei

Ah, Sie steckten das Billet in den Strauß? sagte Frau von Lorgerel.

Ja, gnädige Frau!

Und dann?

Und dann — ach! Naëmi trug an dem bestimmten Abende in ihrem Gürtel — keine Rose.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein russisches Vorkommniß.) Bei Düssaur in der „großen Morskoi" in Petersburg (einem berühmten Restaurant) saßen 6 Offiziere in blitzenden Uniformen und tranken Champagner. Sie gehörten dem Gardekorps zu Pferde an, das mit der weißen Uniform auf glänzendem Rappen und dem goldenen Harnisch und Helm bei jeder großen Parade ein wahres „Brillantfeuer" macht. Nicht weit von den zechenden Herren saß im langen, schlichten Kaftan und mit langem, ungepflegtem Barte ein unscheinbares Männchen vor einem Liqueurglase. Dasselbe war schon lange die Zielscheibe des Witzes der Offiziere. Bei jedem Pfropfen, der knallend gegen die Decke flog, wurde dem perlenden Champagner und dem Reichthum, der ihn „wie Wasser" trinken kann, ein Hoch gebracht, während der fadenscheinige Kaftan vor dem Liqueurglase verhöhnt wurde.

Als die Offiziere die Pfeile ihres Spottes immer schärfer schnitzten, zuckte ein Lächeln der Verachtung um die Lippen des Männleins. Er rief heiser nach dem Kellner. Derselbe erschien zögernd.

„Bringe 6 Flaschen vom besten Champagner!" befahl der Kaftan.

Der Kellner zögerte.

„Hast Du nicht gehört, was ich gesagt habe?" fragte der Mann im Kaftan mit schneidender Stimme.

Der Kellner brachte das Verlangte und 6 Gläser dazu.

„Bringe die Gläser wieder fort und hole ein Waschbecken so groß, als Du es bekommen kannst!" befahl der Unscheinbare.

Der Kellner zögerte wieder und leistete erst der wiederholten energischen Aufforderung Folge.

„Ein Stück Seife!" lautete der neue Befehl.

Es wurde gebracht.

„Ein Handtuch!"

Auch dieses wurde verabreicht.

„Entkorke die Flaschen!"

Es geschah.

Das Männlein ließ jetzt das Waschbecken bis an den Rand mit dem perlenden Trank füllen, streifte dann die Aermel des Kaftan zurück, wusch sich mit Seife in der kostbaren, goldschimmernden Fluth, trocknete die Hände, legte eine Hundertrubelnote auf den Tisch, warf einen Blick der tödtlichsten Verachtung auf die schimmernde Elite des Gardekorps und verließ dann den Restaurant.

Ob den Offizieren hinterher der Champagner noch geschmeckt hat? Das Männlein hatte sich aus dem Bauernstande zum Beherrscher von Millionen emporgeschwungen.

Am 10. August, Nachmittags, wurde in Berlin eine Wette gewonnen, die fast unglaublich erscheint. Ein Artillerie-Offizier, sehr gewandter Schwimmer, hatte mit dem Grafen v. S. gewettet, die Spree am Unterbaum auf dem Rücken liegend zu durchschwimmen, während er auf dem Leibe ein Brett trüge, auf dem zwei volle Flaschen, sechs Eier in einer Schüssel und vier Gläser ständen. Sobald einer dieser Gegenstände fiele, wäre die Wette verloren. Der kühne Schwimmer hat in der That auch die Wette gewonnen.

(Ein gutes Mundstück.) Eine Obsthändlerin in Berlin hatte einer vorübergehenden Dame Apfelsinen angeboten, und als die Dame der für 3 Stück 15 Groschen fordernden Frau nur 6 Groschen bot, fertigte jene sie so ab: „Sehen Se mal da oben ruf; sehen Se da det klene Jewächs, wat da oben uf'n Dach wachst, det ist en zukünftiger Apfelsinenboom, Schönste. Nu warten Se man noch so lange, bis der Boom jroß jewachsen is, un wenn denn die Apfelsinen dran reif sin, dann sollen Se 3 Stück für 6 Silberjroschen haben."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Donnerstag, 20. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

(Fortsetzung.)

„Rösi, Liebe!" rief es schon draußen in des Mädchens kurze Träumerei; „ach, hilf mir doch!"

Und Toni klinkte das Fremdenzimmer auf, warf rasch einen Blick hinein und sagte lachend: „Nimm Dein protégée, denn das scheint der von uns bedrohte alte Herr und vielleicht gerade darum zu werden, nicht all' Deine Zeit in Anspruch, so erbarme Dich und mache mir mit Deinen geschickten Fingern so eine Art weißes Quäkerhäubchen zurecht. Hier ist das Band und hier rosa Band zur Schleife; jugendlich und kleidsam soll es doch aussehen, bitte, bitte!"

„Aber nein, Du willst doch nicht —"

„Nicht doch, keine Sorge. Mein Anzug darf aber zu der Geschmacksrichtung, welche ich für ein Weilchen adoptire, nicht anders als schlicht sein und gerade so."

Und das Zeug flatterte zu Rösi's Füßen, Toni aber zum Zimmer hinaus.

Wie man nur auf solchen Unsinn kommen kann? frug sie sich selbst; aber ich will ihrem guten Herzen trauen und so viel ich kann, wachen, daß er in den Grenzen bleibt, die doch —

Rösi konnte nicht ausdenken, als schon wieder ein Bittsteller erschien. „O Du Trauteste, hilf mir doch! ich kann mich durchaus nicht erinnern, wo der „Cosmos" hingekommen; auch Göthe's Iphigenia fehlt und könnte ich einige von Voltaire's pikantesten Werken finden, so wäre mir geholfen. Freilich, wo Voltaire glänzt, darf Friedrich der Große nicht fehlen. Haben wir denn im ganzen alten Haufe kein geschichtliches Werk über Friedrich den Großen? Rösi, hilf dem neuerschaffenen Blaustrumpf Clara zu etwas gelehrtem Wust. Entre nous soit dit! so was können die Männer selten an den Frauen leiden."

Und fort eilte die Scheingelehrte. Rösi formte rasch und mit Geschick das Häubchen und sann nach, dem Wunsche Clara's zu genügen. Ohne nur entfernt zu den gelehrten Frauen zu zählen, hatte sie für Geschichte, für Kenntniß der Klassiker tiefes Interesse. Das Bücherbrett ihres kleinen Zimmerchens barg wohlgeordnet ihre kleine Bibliothek; hätte sie nur mehr Zeit gehabt, sich ihrer erfreuen zu können. Ein Viertelstündchen noch und die Mädchen waren durch ihre Hilfe mit Putz und Büchern versehen. Gehörte ihre Zeit nun ihr selbst? Nein. Die Küche nahm sie jetzt in Anspruch und dann rief der Gärtner nach Anweisungen. Es galt, tüchtig auf dem Platze zu sein; aber Arbeit ist Gottessegen und ein Friedensbote. Das wußte und empfand Rösi; sie nahm sie selbst in der Ueberfülle gern auf sich.

„Heute könnte der Forstrath, nach dem Briefe zu urtheilen, auf Moosbach eintreffen," sagte bei der Mittagstafel Toni. Clara stellte die Möglichkeit seines Erscheinens, den Bahnzügen nach zu rechnen, in nahe Aussicht und rief in komischer Aufregung beim Schluß der Mahlzeit: „Auf die Plätze!"

Es ging Jedes, der Mahnung nachzukommen; nur Elise, die für den Nachmittag auf ein Nachbargut eingeladen war und somit nicht klar in Scherz und Ernst der nächsten Stunden blicken konnte, hatte, ahnungslos was die Schwestern trieben, nur an Rösi's Wunsch und Bitte gedacht, aus dem Schmetterlingsjäger ein sauberes, zierliches Backfischchen heraus zu staffiren. So verging den Beiden eine halbe Stunde. Als Elise Adieu sagen wollte, fand sie den Gartensaal verschlossen. Sie hatte anderes zu thun, als darüber nachzusinnen; die Mutter traf sie im Schlafzimmer, die Schwestern ließ sie grüßen. Wie „Hänschen ohne Sorgen" wollte sie eben in den Wagen springen, der sie fortführen sollte, als sie zuvor rasch und mit stürmischer Innigkeit die Arme um Rösi schlang.

„Du, Liebe, Einzige! was würde in allen meinen Nöthen ohne Dich aus mir! Dank, Dank! Weißt Du, ich glaube, Nachbar Veit ist auch da, wo ich hinfahre; ob ich ihn von Dir grüße?"

So schelmisch das junge Kind, so entrüstet sah Rösi aus.

„Elisabeth!" rief sie, und es lag eine so reiche Sprache in dem einzigen Wort, daß die Kleine schnell sagte:

„O, das ist böse Zeit! „Liesi" klingt es, steht der Barometer auf schön Wetter; „Lieschen" auf veränderlich, aber „Elisabeth" auf Sturm und Ungewitter. Armer Herr v. Veit, Du bekommst keinen Gruß."

Sie warf Rösi, die nicht anders als lächeln konnte, eine Kußhand zu, rief dann frisch und freudig: „Fort!" und rasch wie der Gedanke, von den munteren Ponys gezogen, rollte der leichte Wagen mit dem fröhlichen, herzensguten Wildfang zum Hofthor hinaus.

Rösi aber bewaffnete sich mit einem Gartenmesser und schnitt in ihr Körbchen schöne, duftige Blumen und Blüthen. Sie verstand es, die anmuthigsten Sträuße und Kränze zu binden. Als sie gerade das letzte Knöspchen zwischen ein zartes Schlingkraut geborgen, schmetterte die helle, lustige Weise eines Posthornes durch die klare Luft.

Er kommt! dachte sie und blieb lauschend stehen, unbemerkt einen ernsten Blick auf den Gast zu werfen.

„Er kommt!" rief es auch unten im Gartensaal; aber die drei Damen dort konnten bei dem Ruf eine gewisse Aufregung nicht unterdrücken, während Rösi still und erfreut dem fremden Manne entgegensah, dessen Name ihr liebe Kindheitserinnerungen weckte.

Und nun fuhr die Extrapost auf die Rampe; Röschen beugte sich weit vor und sah, wie ein feiner, ältlicher Herr, den rheumatische Leiden plagten, fast so gewandt wie ein Jüngling vom Tritt niedersprang. Ja, er sprang. Aber Herr Otto fand sich im Moment wieder in seine Rolle und stützte sich auf seinen Stock, als wäre diese Situation eine ihm längst durch bittere Nothwendigkeit bekannte.

Frau v. Hagen trat aus dem Gartensaal, und die sanfte, feine Weise, noch schüchterner als sonst, durch das Bewußtsein der Täuschung, welche sie von dem Gaste nicht hatte abwehren können, machte auf diesen einen angenehmen Eindruck. Sie imponirte nicht, aber sie gefiel, und Herr Otto dachte: die Mama macht einen ächt weiblichen Eindruck, wenn ihr die Töchter gleichen, kann ich mein Herz wohl verlieren!

Der Forstrath wurde nun in den Gartensaal geführt. Wer ihn früher gesehen hatte, kannte ihn kaum wieder. Am Fenster, welches das vollste Licht einließ, saß Clara. Sie sah wirklich schön, aber phantastisch genug aus. Ihr reiches, dunkles Haar wallte in Locken rings von dem Kopfe nieder, nur ein Goldreif, der die Stirne schmückte, hielt es. Weiß war das Gewand, mit offenen, weiten Aermeln und eine dicke Goldschnur hielt die Falten um die Taille zusammen. Was war das für eine wunderbare, wenn auch schöne Erscheinung, die Otto vor sich sah und die so unbeweglich blieb bei seinem Eintritt, daß er ein schönes Bild zu sehen glaubte. Sie saß an einem eleganten Tisch, auf dem in genialer Unordnung sich Bücher von allen Formaten, in den verschiedensten Einbänden aufstapelten. Ihre Hand hielt einen Stift, ihr Auge, wenn es nicht tief in die gelehrten Werke sich senkte, sah sinnend nach oben, aber nicht einmal um sich; es schien nicht entfernt den Gast zu gewahren.

Das ist die Tochter der Mutter? frug sich erstaunt der junge Mann und wünschte nichts mehr, als den schönen Anblick ungestört als Tableau genießen zu können, lange, lange, aber nichts mehr. —

Mit leiser Stimme wagte Frau v. Hagen eine Vorstellung. Otto verbeugte sich mit Eleganz. Das schöne Bild gewann erst bei dem Worte der Mutter Leben: „Clara, der Cousin meiner lieben Freundin, Herr Forstrath v. Buchenhagen, ist gekommen —"

„Mit warmen Grüßen bin ich gekommen," begann Otto eine schöne Rede, die der Muse dort Zeugniß von seinem Schwunge geben sollte, allein sie fiel ihm mit Feldherrnwürde in das Wort:

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, der weite Weg entschuldigt Euer Säumen."

Verblüfft schaute der Herr Forstrath eine Sekunde drein; die Mama flüsterte ihm zu:

„Clara wird mit Schonung von uns getragen, es ist unser — Familiengenie — wenn man sie still ihrem Hang zur Poesie überläßt, findet sie von selbst wieder den Weg zur, zu — —"

„Zu natürlichem, mädchenhaftem Wesen?" frug so rasch Otto, daß die Mutter erschrack und die Tochter unbemerkt lächelte. War es ihr nicht in so kurzer Zeit schon gelungen, allen Freiersgedanken gegenüber eine Warnungstafel aufzupflanzen?

Sie hatte recht. Wenn meine Forsten und Wälder Dryaden bevölkerten, so würde ich das Kostüm dort, die äußere Erscheinung als Mustermodell für sie zu erwerben suchen; aber an den häuslichen Herd? dachte der Gast.

Die Dryade oder Muse, Otto war nicht einig, welche Vorstellung sie mehr hervorrief, schien aber

geselliger zu werden und sich wieder zu erinnern, daß Jemand gekommen sei. Sie legte den Stift fort, klappte das Buch zu und schaute nach Otto. Er hoffte nun auf ein Wort in guter, deutscher Prosa. Voreiliger Gedanke! ohne ein Citat ging es nicht ab: „Woher Du seist und kommst, o Fremdling. sprich!"

Aber Otto zögerte nicht mit der Antwort:

„O süße Stimme, viel willkommener Ton der Muttersprach' in einem fremden Lande!" fiel er ein und war herzlich froh, vor ganz kurzer Zeit erst Göthe's Iphigenia gelesen zu haben.

Clara wäre bald aus ihrer Rolle gefallen, als ihr die unerwartete Antwort den sarkastischen, fast fröhlichen Ruf entlockte: „Ein Pylades!"

Sie schaute darauf zum ersten Male den gefürchteten Fünfziger an, der, muthiger werdend, ein Buch aufnahm und mühsam — Tantchens blaue Brille hinderte mehr, als sie nützte, — eine „Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst" aufnahm und darin las.

(Fortsetzung folgt.)

Die gelben Rosen.

(Schluß.)

Ich wollte mir das Leben nehmen; mein Onkel brachte mich fast mit Gewalt nach Clermont; dort blieb er drei Monate, mischte sich unter die jungen Offiziere, fand zuletzt Zerstreuungen auf, und überredete mich, daß Naëmi mich niemals geliebt habe.

Aber, Onkel, sagte ich, sie schien, sie war so vergnügt, wenn ich zu ihr kam, sie machte mir so liebevolle Vorwürfe, wenn ich etwas länger als gewöhnlich ausblieb.

Die Frauen, erwiederte er, sehen es gerne, wenn alle Männer ihnen huldigen, aber sie lieben deßwegen nicht einen Jeden.

Endlich, endlich vergaß ich meine Liebe, und dachte nur noch selten an Naëmi; ich heirathete die Tochter des Obersten, welche nach einer achtjährigen Ehe starb, und jetzt stehe ich allein da, denn auch mein Onkel ist längst todt. — Nun wissen Sie, warum die gelben Rosen mich dergestalt aufregten, und glauben Sie wohl, daß ich noch jetzt zuweilen an Naëmi denke, und was das sonderbarste ist, daß ich sie noch immer als junges Mädchen von siebzehn Jahren, mit ihren braunen Haaren und, wie mein Onkel sagte, mit ihren schwarzen Sammtaugen vor mir sehe, während sie doch jetzt eine ehrwürdige alte Frau sein muß.

„Sie wissen also nicht, was aus ihr geworden ist," sagte Frau von Lorgerel.

„Nein!"

„Aber, wie ist das? Sie heißen also nicht Descoudraies?"

„Nein, dies ist der Name des Gutes, welches ich von meinem Onkel erbte; ich heiße Edmund von Altheim."

„In Wahrheit?"

„Wie, Sie zweifeln daran?"

„Hören Sie, lieber Descoudraies, ich kann Ihnen sagen, was aus Naëmi geworden ist — —"

„Wie?"

„Ja! Sie wurden von ihr geliebt."

„Aber die gelbe Rose? —"

„Sie hatte das Billet in dem Strauße nicht entdeckt; Ihre plötzliche Abreise hat ihr viele Thränen gekostet. Später hat sie geheirathet — den Herrn von Lorgerel."

„Wie! Herrn von Lorgerel?"

„Ja! Herrn von Lorgerel, dessen Wittwe ich jetzt bin."

„Was, Sie! — Sie sind Naëmi von Amelot?"

„Ach ja! so wie Sie, oder eigentlich nicht mehr, Edmund von Altheim sind."

„Großer Gott! wer von uns hätte jemals geglaubt, daß wir uns einst nicht wieder erkennen würden!"

„Ja wohl! und daß wir uns später nur wieder vereinigen würden, um — Toccabille zu spielen!"

„Aber der Strauß?"

„Der Strauß? Ich kann ihn vorzeigen; ich habe ihn stets aufbewahrt."

Und Frau von Lorgerel nahm aus einem Schranke ein Kästchen von Ebenholz, welches sie öffnete. Sie nahm daraus einen vertrockneten Strauß. Sie zitterte.

„Binden Sie ihn auf! Binden Sie ihn auf," rief Herr v. Descoudraies.

Sie that es und es fand sich darin — das vor 42 Jahren geschriebene Billet.

Beide schwiegen, in Erinnerungen versenkt.

Ich wollte mich entfernen. Herr v. Descoudraies erhob sich.

Frau v. Lorgerel ergriff seine Hand und sagte: „Sie haben recht, mein Freund, das Jugendgefühl unserer Herzen darf nicht in Gegenwart unserer veralteten Gestalten zur Sprache kommen. Ein edleres Gefühl, welches den Abend unseres Lebens noch beglücken und verschönern kann, darf nicht durch eine Lächerlichkeit entweiht werden. Kommen Sie erst nach einigen Tagen wieder zu mir."

Seit dieser Zeit verlassen sich der alte Descoudraies und die alte Frau v. Lorgerel nicht mehr.

Es besteht zwischen ihnen ein Gefühl, wie mir kein ähnliches je vorgekommen ist. Sie besprechen mit einander alle die kleinen Umstände einer Liebe, die ohne Ausdruck geblieben ist; sie erzählen sich tausend Dinge aus ihrer Jugendzeit; sie lieben sich in der Vergangenheit; sie würden sich noch verheirathen, wenn sie sich nicht vor dem Spotte der Welt scheuten.

Mannigfaltiges.

(Ein gefährlicher Aberglaube.) Ein an Fanatismus grenzender Akt des Aberglaubens trug sich, wie der „Czas" erzählt, bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung der Eisenbahn nach Woronez, einer Stadt im Osten Rußlands, zu. Nach der Einsegnung der Lokomotive durch die Popen, welcher die Einwohner der benachbarten Städte und Dörfer beiwohnten, glaubten einige Bauern in dieser Maschine, welche eine ganze Reihe beladener Wagen hinter sich herzog, ein übernatürliches und höllisches Wesen zu erblicken. Alsbald faßte der Aelteste unter ihnen den kühnen Entschluß, die Gewalt des Teufels zu bekämpfen. Er ließ sich eine große Menge von Heiligenbildern bringen, mit denen die Landleute ihre Zimmer zu tapeziren pflegen, und stellte sich ins Bahngeleise. Ein weithin schallender Pfiff verkündet die Ankunft des Zuges. Aber unser Mann rückt und rührt sich nicht; festen Fußes und im Vertrauen auf die Kraft seiner Heiligenbilder, welche er hoch in der Hand hält, erwartet er den Zug. Glücklicherweise bemerkt der Zugführer den Wahnsinnigen zeitig genug, um anzuhalten. Seitdem ist in der ganzen Gegend die Verehrung für den Mann eine allgemeine, der einen so glänzenden Sieg über den Teufel, in Gestalt einer Lokomotive, davon getragen hat.

(Eine Heirath auf Sicht.) Aus dem, in originellen Erfindungen wie in — Lügen gleich stark „machenden" Nordamerika wurde soeben wieder ein ergötzliches Histörchen nach der alten Welt kolportirt. In Kilkenny, so heißt es, versprach ein Schneider, Namens Sullivan, einem jungen Mädchen, dasselbe 14 Tage nach dem Tode seiner Frau zu heirathen. Als Bürgschaft stellte er einen Wechsel folgenden Inhalts aus: „Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau verpflichte ich mich, Fräulein Elise Morand oder auf ihre Ordre diejenige Dame zu heirathen, die mir diesen Wechsel im Werthe von einer Summe von 60 Pf. St. präsentiren wird." Die Inhaberin des Wechsels verstarb aber bald nach Ausstellung desselben und vermachte ihn einer Freundin, die ebenfalls noch vor dem Tode des Schneiders das Zeitliche segnete. Das Papier gerieth in den Besitz einer Cousine der Ersteren, welche die Einlösung forderte. Die Heirath fand wirklich statt, und die beiden Gatten sollen glücklich mit einander leben.

(Hoftracht.) „Du Chaillu" schildert die Tracht am Hofe des Königs Dieps folgendermaßen: „Der König trug einen Frack (sog. Schwalbenschwanz), wie sie unsere Großväter trugen, und sonst weiter nichts; sein Premier ein Hemd ohne Aermel und sonst nichts weiter; der zweite Minister trug ein Halsband und weiter nichts; der dritte Würdenträger einen Hut und nichts weiter; die Königin dagegen einen Regenschirm und nichts weiter."

(Das neue Gefangenhaus.) Amtmann: Na, Kilian, das sind doch einmal ordentliche Arreste, was?

Kilian: Ja wohl, Gnad'n Herr Amtmann, aber viel z'schön für die Bauernl, da g'hören schon lauter Herr'n nein, wie Gnad'n Herr Amtmann einer sind!

Gemeinnütziges.

Die Meerzwiebel ist in Frankreich als das sicherste und schnellwirkendste Vertilgungsmittel gegen Mäuse, Ratten und andere Nagethiere befunden worden, besser als Phosphor, Arsenik und sonstige Gifte. Es wird versichert, daß die Thiere den Stoff mit Begierde verzehren, was bei seiner starken Bitterkeit und Schärfe nicht erwartet werden sollte. Beim Verbrauch im frischen Zustande wird die Zwiebel zerkleinert, in Fett geschmort, dann die Rückstände vom Fett abgesondert und dieses allein ausgesetzt, da es allen Giftstoff aufgenommen hat. Zum Versenden und zu mehrjähriger Aufbewahrung wird ein pulverförmiges Präparat hergestellt, indem man die Zwiebeln in Brei verwandelt, mit Mehl zu einem steifen Teige mischt, in dünne Blätter ausrollt, diese an der Luft trocknet und pulverisirt. Da die Zwiebel in Algier massenhaft wild wächst und um die Kosten des Ausreißens zu haben ist, hoffen die Franzosen darauf ein Handelsgeschäft zu gründen, bei dem sie alle Welt zu Kunden haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Samstag, 22. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

(Fortsetzung.)

Herr Gott! wenn sie das Alles in dem schönen Lockenkopf hat, ob da ein einziges Rezept zu einer vernünftigen Suppe darüber Platz hat? Es überkam ihn fast ein trauriges Gefühl; wie anders war daheim die gute, sorgliche Tante Ursula. Ihrer denkend, flossen nun erst warm und natürlich Grüße und Schilderungen von ihrem treuen, häuslichen Walten über seine Lippen, die er nur an Frau v. Hagen richtete. Aber Clara hatte ein Empfinden, als ob jedes Lob, das er scharf hervorhob, ein Tadel für sie und ihre geistig emanzipirte Erscheinung aussprechen sollte. Die „Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst" glitt rasch aus Otto's Händen; er suchte ein Gespräch mit der einfachen Mutter, die viel munterer wurde, als sie sich in Jugenderinnerungen vertiefte, den Ueberschwenglichkeiten der Tochter zu entfliehen. Clara hatte nun Muße, den sogenannten alten Herrn ein Weilchen hinter ihrem Bollwerk literarischer Schätze hervor zu beobachten. Das Feine und Freundliche seines Wesens gefiel ihr; sein Organ war weich und sie, die ein musikalisches Ohr besaß, staunte, wie frisch es klang. Sie meinte auch, es sei wunderbar, wie jugendlich trotz dem grauen Haare, der blauen Brille und dem leichten Embonpoint Herr v. Buchenhagen sein Aussehen erhalten hatte. Aber freilich, es gibt solche Gesichter, die lange über die Jugend hinaus deren Frische bewahren. Allein von ihren scharfen Beobachtungen hatten die Andern keine Idee. Sie studirte scheinbar Poetik, skandirte halblaut Verse, schaute in die Wolken, wenn Otto einmal den Kopf nach dem schönen Ungeheuer von Gelehrsamkeit und Verkehrtheit wandte, und half ihm immer fester in der Ueberzeugung werden, welches Unglück es für einen Mann, für eine Familie sein müsse, alle Tage nur zu der Kost von Nektar und Ambrosia verdammt zu sein.

Das Gespräch zwischen der Mama und dem Gast gedieh ganz erfreulich. Sein harmloses Wesen machte ihr Muth. Aber neugierig war er doch, wo nur die andern Damen auf Moosbach blieben. Außer den Anwesenden hatte er nur Diener gewahrt, die auf das gastfreie Begehr Frau v. Hagens, ihn länger als den heutigen Nachmittag bei sich zu sehen, sein leichtes Köfferchen vom Wagen wahrscheinlich in das Fremdenzimmer trugen. Er sollte nicht lange mehr harren und auch bald Aufschluß erhalten, was für sonderbare Instrumente und Spiegelchen unter einem Schranke lagen, hinter dessen Glasthüren Fläschchen und Schächtelchen aller Arten standen.

Die Muse hob den Kopf wie lauschend und flüsterte:

„Hört' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?"

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, irgend eine Pforte ging und ein Thürriegel klirrte; — hätte der Herr Forstrath nicht in einiger Spannung gelauscht, er hätte den Seufzer hören müssen, der Frau v. Hagen's Lippen entflieg. Nun kam, in Gestalt Toni's, die zweite Prüfung für sie.

Die Thüre that sich auf und eine feine Mädchengestalt trat ein. Es war eine angenehme Erscheinung; schlicht, fast zu einfach im Anzug, gar nicht entfernt der nur mit Moll und Poesie umkleideten Clara gleichend. Aber befremdlich war sie als Tochter des Hauses, wie sie dem Gast präsentirt wurde, doch auch anzusehen; Otto meinte fast an eine Herrenhuterin erinnert zu werden.

Sehr einfach und die Weise der Weltleute verschmähend, reichte sie Otto die Hand, sprach kurz: „Willkommen," schob einen kleinen Wagen, der aussah, als wäre er zur Aufnahme einiger Puppen bestimmt und den sie nach sich in den Saal ge-

zogen hatte, dicht an den Schrank voll Flaschen, öffnete ihn und räumte so unbefangen, als sei kein Fremder da, aus und ein, daß es klirrte. Otto sah voll Staunen dem hübschen Mädchen zu, das ihm eigentlich gefiel und doch so gar besonders war. Natürlich, dachte er, nach der Muse und den Büchern blickend, ein Extrem weckt das andere. Hier die höchste Ueberschwänglichkeit, dort die höchste Natürlichkeit. Abnormes scheint Moosbach nun einmal zu liefern.

„Meine zweite Tochter," sprach Frau v. Hagen, „ist eine wahre barmherzige Schwester."

„Das Erbarmen, das helfende Mitleid, ist eine schöne, köstliche Zier des weiblichen Herzens," erwiederte warm und lebhaft Otto. Er fühlte, was er sprach, aber auch, daß es fast zu jugendlich klang, und um seine 50 Jahre nicht vergessen zu lassen, holte er die prachtvolle Tabatière zu Hilfe, den duftigen Tabak dann mit spitzen Fingern von dem saubern Gefältel der feinen Chemisette wegstäubend.

Während er sprach, hatte das Klirren der Flaschen geschwiegen, denn es zogen die warmen, gefühlten Worte ziemlich an Ohr und Seele der „barmherzigen Schwester" vorüber. Spielte sie nicht mit dem, was in Wirklichkeit ein schöner Zug des Weibes war? Zu spät sind jetzt solche Reflexionen! soufflirte Toni's Verstand. Und sie nahm, den Gast wirklich liebenswürdig findend und gar nicht alt, nicht stutzerhaft, wie es bei grauem Haare recht widerwärtig gewesen wäre, ihre Rolle weniger belustigt wieder auf, als sie damit begann.

„Welch' wunderbare Fracht beherbergt der Puppenwagen!" forschte Otto, dessen Eignerin näher tretend.

Da kamen Aderlaßbinden und Schröpfköpfe zum Vorschein, hier Pflaster und Mixturen, die einen vollkommenen Apothekergeruch verbreiteten. An Salben fehlte es auch nicht und die Erklärungen folgten nach.

Als Alles geordnet war und — Otto dachte: zu oberflächlich — die schmalen Hände, an irgend einem Tuche abgeputzt, einen mächtigen schwarzen Strickstrumpf erfaßt hatten, den sie mit solchem Nadelklappern regierten, wie es seinen Sinn für Anmuth bedeutend störte, setzte sich Toni zur Mutter und dem Gast und belehrte ihn über wenigstens zwanzig Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten. Sie sprach mit derselben Sicherheit über die Anwendung des Fliederthees, wie über die des Kalomels und faßte den angeblich leidenden Fuß des Gastes so lange und scharf in das Auge, bis sich richtig aus jenem heilbringenden Wust des kleinen Schrankes ein Pflaster, Watte und noch diverse andere ausgezeichnete Dinge entwickelten, die sie dem armen Otto mit der Weisung aufpackte: die engen Glanzstiefeln zu meiden und ihre Medikamente unbedingt anzuwenden. Unbedingt war ein Wort, das so oft von den hübschen Lippen klang, bis Otto dachte, es wäre auch mit ihrem Charakter verwandt, der unbedingtes Unterordnen ihren Heilmitteln, wie ihrem Sinne fordern könne.

Aber — es mußte ja nicht gefreit sein! und an dem Gedanken aufathmend, hörte er lächelnd, an wie vielen Vereinen die junge Dame betheiligt sei. Wo nahm sie nur bei den Verpflichtungen, für so Viele zu sorgen, die Zeit her, den nächsten Pflichten für die Familie zu genügen? Otto erfuhr auch Zweck und Ziel des mächtigen Strumpfes, der mit den lärmenden Nadeln rastlos bearbeitet wurde: er mußte an einen neuen Verein für tausende von Meilen entfernte Insulaner zu deren Wohl abgeliefert werden. Ueberall ein schöner Gedanke zu helfen, zu heilen. Warum freute sich das Herz des jungen Mannes nicht daran? Ach, die ächte Mildthätigkeit hat etwas Keusches; sie scheut es, das Auge der Welt auf sich zu ziehen; leise und still ist ihr Walten, nicht so geräuschvoll, weit ausgreifend.

Jede Ostentation ist ihr ferne. Und es that Otto wahrhaftig leid um das hübsche, gewiß gute Kind, das so viel von ihren Leistungen erzählte, so — mit gewiß bestem Willen — hinter Trost und Frieden bringender Weiblichkeit zurückblieb. Es hätte ihn interessirt, einen prüfenden Blick in ihre Wäscheschränke zu thun. Sie mußten in Unordnung sein bei so viel andern Geschäften in andern Welttheilen; und er sah sich, setzte er den Fall, diese gute, kleine Vorsteherin der 20 Vereine als Gattin heimgeführt zu haben, in eifersüchtiger Wuth die ganzen Strümpfe eines Eskimo betrachten, während an den seinen durchbrochene Arbeit zu studiren war. Er fühlte sich und seine Familie in Pflastern von oben bis unten und konnte den Duft von Flieder oder Baldrian kaum trennen von dem Gedanken an sein jetzt so frisches, freies Forsthaus. Sein Blick schweifte dann von den Büchern, Medikamenten, den eleganten Möbeln und Spiegeln recht sehnsüchtig nach einem Zeichen braven, häuslichen Waltens umher. Richtig, er fand eins; im letzten Fenster stand ein kleines Tischchen, es paßte nicht zu der eleganten Einrichtung, aber es heimelte ihn an. Eine Vase mit Blumen gab ihm auch sein Theil Poesie und eine Näharbeit, ein Stück Wäsche, fein und sauber in Saum und Naht, lag halb fertig darauf. Er athmete tief auf, ja er berührte es leise und seinem fragenden Blicke wurde eine Antwort.

„Es ist dort ein Eindringling — ich meine das alte, unmoderne Tischchen," erklärte Frau v. Hagen, „aber man muß es dulden; eine elternlose ferne Verwandte fand Aufnahme in meinem Hause; dort ist ihr Arbeitsplatz und das Tischchen gehörte ihrer Mutter."

(Fortsetzung folgt.)

C. W. Petersen's Rettungsboot.

Die „Hamburger Nachrichten" bringen einen ausführlichen Bericht über die mit dem Rettungsboot angestellten Versuche:

„Kürzlich erregte ein zweimastig kleines Fahrzeug auf der Elbe durch die eigenthümliche Bauart sowohl, wie auch durch die von ihm geführte Flagge großes Aufsehen; letztere war die bislang hier noch unbekannte Flagge der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" in Bremen. Das Fahrzeug selbst war das erste Rettungsboot, welches der Erfinder, Kapitän C. W. Petersen, für seine Rechnung unter Beihilfe der Bremer Gesellschaft und Schiffsrheder in Altona hatte erbauen lassen, und welches an diesem Tage seine Wasserprobe bestehen sollte. Das Fahrzeug ist 32 Fuß lang, 10 Fuß 4 Zoll breit und 4 Fuß tief gehend, eingerichtet für neun Mann zur Bedienung und kann ungefähr vierzig gerettete Personen in drei mit Luftventilatoren versehenen und wasserdichten Räumen aufnehmen. Das Prinzip der Selbstentleerung von eingeschlagenem Wasser ist in vervollkommnetem Maße angewandt, ebenso das Prinzip der Selbstaufrichtung. Hierzu wird eine neu konstruirte Hebekraft angewandt, welche zwischen zwei hohen Kajütewänden im Mittelpunkte des Fahrzeuges angebracht ist und durch ihre Beweglichkeit das Umschlagen des Fahrzeuges gänzlich verhindert, oder wenn dies wirklich einmal durch ein außergewöhnliches Naturereigniß geschehen sollte, es sofort wieder aufrichtet. Diese beiden Eigenschaften, der Selbstentleerung und der Selbstaufrichtung, waren es besonders, welche von den Kommissionen geprüft werden sollten. Die Direktion der Hamburg-Amerikanischen Paketschifffahrt-Aktiengesellschaft hatte bereitwilligst bei der großen Wichtigkeit dieser Erfindung für die Schifffahrt das Schiff „Hammonia", dann einen Leichter mit der Dampfwinde und eine Anzahl Mannschaften zur Verfügung gestellt. Am Bord der „Hammonia" waren die Mitglieder beider Kommissionen und eine Anzahl von Kapitänen und sonstigen Sachverständigen anwesend, während von der Brücke, dem Lande und den großen Speichern eine große Masse Neugieriger dem seltenen Schauspiel zusahen.

Es wurden zuerst aus dem Fahrzeuge die Masten herausgenommen, ein starkes Tau, welches von der Raanock des Vordermastes der „Hammonia" herunterlief, um das Rettungsboot befestigt und nun von der Dampfwinde angezogen; das kleine Fahrzeug wurde dadurch vollständig aus dem Wasser gehoben und kopfüber hineingestürzt; doch fast in demselben Moment, wie es auf dem Kopfe stand, hatte es sich auch wieder aufgerichtet, und kam in normaler Lage wieder an die Oberfläche, allerdings ganz bis an den Rand mit Wasser angefüllt; in zwölf Sekunden aber entleerte dieses sich wieder vollständig, und das Fahrzeug war wasserfrei. Hierauf wurden 16 Mann beordert, zuerst alle zusammen auf der Railing des Steuerbordes, darauf des Backbordes zu stehen, doch machte diese große Belastung einer Seite keinen besonderen Eindruck. Dann wurden die Masten eingesetzt und befestigt, die beiden großen Segel daran aufgezogen und dann noch zwei Mal in sehr langsamem Tempo das Ueberstürzen des Fahrzeuges durch die Dampfwinde vorgenommen; trotzdem nun, daß die großen nicht gerefften Segel dem Wasser bei dem Wiederaufrichten einen bedeutenden Widerstand leisten, geschah dennoch die Wiederaufrichtung fast ebenso schnell, wie ohne Masten, die Entleerung in derselben Zeit. Bei diesem mehrmaligen Ueberstürzen erwiesen sich zwei als Luft-Ventilatoren angebrachte Gummischläuche als zu dünn; sie wurden von der Kraft des Wassers in die Oeffnungen, in denen sie sitzen, hineingetrieben, und dadurch kam etwas Wasser in die Mittelkajüte, welches bei Messung sich auf $5^1/_2$ Zoll stellte. Dagegen blieben Vorder- und Hinterkajüte wasserfrei. Diese ersten Versuche fielen zur allgemeinen Befriedigung aus.

Die Herren der beiden Kommissionen waren am Bord der „Hammonia", um noch andere Versuche anzustellen. Auf deren Verlangen hatte der Erfinder 28 Säcke, je mit 135 Pfund Sand gefüllt, als Repräsentanten ebenso vieler geretteter Personen in die Mittelkajüte gebracht und dort befestigt. Mit dieser Beschwerung und mit vollen Segeln ward dann die Ueberstürzung des Fahrzeuges vorgenommen, trotzdem Kapitän Petersen erklärte, ein Seemann werde nie zum Segeln ausgehen mit einem Fahrzeuge, in welchem die Befrachtung über der Wasserlinie liegt und kein Ballast im Grunde des Fahrzeuges vorhanden sei. Er wollte deßhalb als Aequivalent Wasserballast einnehmen, doch die Herren der Kommission lehnten dieses ab, und so ward das Fahrzeug wieder kopfüber geworfen. Bei dem niedrigen Wasserstande bohrten sich aber die 18 bis 22 Fuß

langen Masten in den Grund und hielten das Fahrzeug mehrere Minuten nieder, als aber dann das Tau von der Dampfmaschine anzog und die Masten frei machte, hob sich sofort mit Schnelligkeit das Fahrzeug und stand in seiner normalen Lage mit Masten und Segeln. Hierauf ließ Kapitän Petersen 44 Kubikfuß Wasser als Ballast durch seine Ventile ein, erhielt 35 Mann der „Hammonia" auf sein Fahrzeug und mit diesem Gesammtgewicht von annähernd 17,000 Pfund belastet, blieb das kleine Fahrzeug noch mit seinem Deck sechs Zoll über Wasserlinie. Verschiedene Manöver dieser starken Bemannung konnten weder im Vorder- noch Hintertheil des Fahrzeuges eine Veränderung in dieser Lage bewirken.

Dann kam die letzte Prüfung, so wie Kapitän Petersen sie vorschrieb: die Belastung mit den 28 Sandsäcken und den 44 Kubikfuß Wasserballast blieben, ebenso die Masten mit den aufgespannten Segeln. Gegen diese Ueberbelastung aber, wie der Erfinder vorher erklärt hatte, war die Kraft der Dampfmaschine zu gering, sie konnte wohl das Rettungsboot auf der einen Seite heben, aber nicht zum Kentern bringen; sie wandte alle ihre Kraft an, doch vergebens; das Fahrzeug widerstand in herrlichster Weise, nur das Tau, mit dem es aufgewunden worden, ein ganz neues vierzölliges, konnte nicht widerstehen, sondern riß mit einem lauten Knalle. Allseitig ward diese letzte Probe als das glänzendste Resultat anerkannt.

Die Berichte der beiden Kommissionen in dieser so höchst wichtigen Angelegenheit werden später veröffentlicht werden.

Auch die „Hamburger Börsenhalle" spricht sich sehr anerkennend über die erstaunlichen Leistungen des Fahrzeuges, was Stabilität und Aufrichtungskraft betrifft, aus. Freilich müsse sich noch bewähren, daß diese Eigenschaften nicht auf Kosten anderer von einem Rettungsboot zu fordernden Eigenschaften und Einrichtungen erreicht seien.

Mannigfaltiges.

(Huhn oder Ente?) Ein patriotisch gesinntes Berliner Kind wollte jüngst einen Versuch machen, ob der vaterländische märkische Sand während der diesjährigen Sommerhitze nicht dieselbe Brütkraft entwickeln könne, wie derjenige in den Wüsten Afrika's. In Ermangelung von Straußen-Eiern verschaffte er sich sechs Stück hier gelegte Hühner-Eier, brachte sie in einer mit Sand vom Kreuzberge angefüllten Cigarrenkiste unter und stellte letztere den ganzen Tag über in die Sonne. Am 22. Juli ging er an's Werk und sah dasselbe schon am 9. d. mit Erfolg gekrönt. Am 9. kam eins, am 10. ein zweites, drittes und viertes und am darauf folgenden Tage das fünfte und sechste Ei aus. Die Kücken befinden sich ganz wohl und werden mit kleingehackten Eiern und Hirse gefüttert. Die alte Henne brütet meist 21 Tage, die Sonne deren nur 19, um das erste auszubrüten.

Ein jüngst verstorbener reicher Eigenthümer in Kentucky hat ein eigenthümliches Testament hinterlassen. Dasselbe setzt ein Legat von 200,000 Doll. zur Errichtung eines Pferdehospitals aus. Selbst Besitzer einiger Pferde, bestimmt der Erblasser ausdrücklich, daß diese bis zu ihrem Tode in dem zu begründenden Hospitale verpflegt werden. Das Etablissement soll ungefähr fünfzig aus altersschwachen und dienstunfähigen Pferden bestehende Pensionäre umfassen. Um sich übrigens die Ausführung seines letzten Willens zu sichern, hat der Testator einen besonderen Fond errichtet, aus dem auf Verlangen seines Besitzers für jedes ausrangirte Pferd dieselbe Summe gezahlt wird, die der Abdecker dafür entrichtet.

In dem Illingsee in Livland ist eine Insel, die periodisch erscheint und wieder verschwindet. Der Grund davon ist, daß der Boden ein altes Moor ist. Darin entsteht während der wärmeren Jahreszeit eine außergewöhnlich starke Entwicklung von Kohlenwasserstoffgas und in Folge dessen steigt der Boden gleich einer halb offenen Blase über die Oberfläche des Wassers. In langen, warmen Sommern bedeckt sich diese sonderbare Insel sogar mit Gras- und Wasserpflanzen. Sobald es aber kalt wird und die ersten Nachtfröste eintreten, hört die Gasentwicklung allmälich auf. Die große Blase wird schwer, fällt zusammen und die Insel sinkt wieder auf den Boden des Moores, um dort, wie man in der Umgegend sagt, ihren Winterschlaf zu halten.

Welcher Vervollkommnung die edle Musik noch fähig ist, beweist eine zur Zeit in Bromberg wirkende Concertgesellschaft. In einer ihrer letzten Ankündigungen wird den Musikfreunden Brombergs folgender seltene Kunstgenuß offerirt: „Solovortrag auf zwei Bierfässern".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Dienstag, 25. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

(Fortsetzung.)

Otto sah nun mit erhöhtem Interesse, dem einzig wahren, das er bis jetzt in Moosbach fühlte, den kleinen Tisch, das Plätzchen an, das an die Heimath und die Frauen mahnte, die sein Herz verehrte. Er nahm, ohne sich Rechenschaft zu geben warum, eine Blume aus dem Glase, sie in sein Knopfloch steckend, und gerade da ward die Thüre geöffnet und wieder trat eine Mädchengestalt ein. Das mußte die Eignerin des kleinen Tisches sein; sie sah wahrhaft ächt und recht wie ein braves, sittiges Mädchen aus, das nicht in den Wolken schwebte, noch Medikamente zur täglichen Nahrung verordnete. Ein köstliches Kaffee-Aroma durchwehte bei ihrem Erscheinen den Saal; und als sie nach anmuthiger Verbeugung die seidene Damastserviette auf dem Familientische ausgebreitet hatte, setzte der Diener das feine Service mit dem dampfenden Trank und auf den Wink der — elternlosen Waise, — anders kannte sie Otto noch nicht — ächte Havannahcigarren in seiner Nähe nieder, ehe er hinter der Portiere verschwand.

Nun wird es menschlich und gemüthlich in Moosbach! dachte Otto und freute sich, daß das junge Mädchen Röschen hieß; als solches mit dem Zusatz: „Meine rechte Hand, mein kleiner Sekretär," wurde sie ihm nur vorgestellt. Es schienen ihm Alles solide, schöne Ehrentitel; nachdem er mit Musen, Dryaden, grauen Schwestern bald im Olymp, bald in einem Wirrwarr von Wurzeln, Vereinen, Giften und Insulanern verkehrte, fand er nun endlich die schöne, natürliche Wirklichkeit, trank delikaten Mokka, den „die rechte Hand" anmuthig kredenzte, und gebrauchte die Erlaubniß der gnädigen Frau nach einigem, jeder Aufrichtigkeit ermangelnden Weigern, eine tadellose Cigarre zu rauchen.

Nun erst kehrte Herr Otto sein munteres, gutmüthiges Wesen, dem aber nicht eine Beimischung von Neckerei und Satyre fehlte, heraus. Nun auch floß manche hübsche Erzählung von seinen Lippen. Er hatte in frischester Jugend ein schönes Stück Welt gesehen und er konnte gut wiedergeben, was er mit warmer Seele und gebildetem Geschmack damals aufgenommen. Wie gern hätten jetzt die Schwestern, innerlich angeregt, lebhaft mitgesprochen und gefragt; ihr eigenes hübsches Wissen befähigte sie dazu und das Wesen des Forstrathes, so frei von jeder, auch der leisesten lästigen Annäherung, war charmant. Aber sie hatten sich selbst ihre Rollen gewählt und nun mußten sie darin ausharren, so unbequem es ihnen wurde. Die Mama fühlte, je angenehmer Otto's Wesen sich zeigte, ein wirkliches Bedauern. Der Mann sah nicht alt aus und sein Geist war jung, seine Verhältnisse gut, das bischen Kränklichkeit zu ertragen. Ach, der rasche, übermüthige Sinn ihrer Mädchen, er hatte doch vielleicht ein solides Glück verscherzt. Solche Gedanken machten Frau Hagen nicht lebhafter, wenn sie auch auf ihre Weise Freude und Interesse zeigte.

Aber das Röschen, die konnte doch so recht unbefangen und frisch der Unterhaltung folgen, sie mit Fragen, Gedanken anregen und im Schwunge halten. Jawohl, die andern Damen beneideten sie fast darum und staunten eigentlich, wo sie ihre geographischen Kenntnisse, die unwillkürlich da und dort zum Vorschein kamen, her hatte, und wo die Kenntnisse geschichtlicher Daten. Wie erquickte sich Otto an dieser hübschen Bildung. Das Weib soll den Mann nicht geistig überragen, aber ihn verstehen können, das ist ein Glück für ihn und sie. Dabei vergaß sie nicht, für Alle zu sorgen; ohne Klappern, ohne daß Kaffee oder Sahne Spuren ihres Waltens auf dem seidenen Damast der Decke zeigten, schenkte sie ein, reichte umher — es war eine geschickte, „rechte Hand" der gnädigen Frau;

und fleißig war sie auch, denn kaum hatte der Diener das Kaffeegeschirr abgenommen, so holte sie von dem kleinen Tischchen die Näherei und förderte bei allem Plaudern lustig die Arbeit. Es waren so schon Stunden seit der Ankunft Otto's vergangen; die Sonne sank mehr und mehr und Frau v. Hagen dachte, es könne dem Gast angenehm sein, ein Stündchen der Ruhe zu pflegen, ehe sie das gemeinsame Abendbrod wieder im Saale einnahmen. Vor ihr hatte sich schon Rösi erhoben. Otto sah ihr nach, als sie hinter der Portière verschwand; sie hatte wohl noch so Manches zu schaffen.

Frau v. Hagen geleitete den Gast selbst bis an die Schwelle seines Zimmers und er öffnete es erst, als die Dame schon wieder die Treppe hinabstieg. Welche angenehme Ueberraschung für ihn, bei seinem Eintritte Röschen dort zu finden. Ein unverkennbarer leiser Ruf der Freude glitt über seine Lippen. Eine leichte Röthe färbte die Wangen des jungen Mädchens, als sei dies Zusammentreffen eine große Unschicklichkeit, noch affektirte sie eine kecke Unbefangenheit. Mädchenhaft durch und durch! dachte Otto und nahm, um ihr ja recht würdig, fast väterlich zu scheinen, wieder die Tabatière zu Hilfe und brachte wirklich ein „liebes Kind, wie fürsorglich!" zu Stande. Er fand Rösi dabei, die Fenster zu schließen.

„Wenn die Sonne untergeht, weht oft der Wind scharf herein und ich dachte — der Rheumatismus des Herrn Forstraths" — — sie stockte.

Otto fühlte sich gerade in dem Moment recht jung, aber zeigen durfte er es ja nicht und so ergab er sich in die Vorsichtsmaßregeln gegen seinen Rheumatismus; ja, er frug galant, welchen Dank er wohl für so viele Güte darbringen könne.

Röschen sagte: „Wenn Sie mir zum Dank eine Frage beantworten wollen, so ausführlich Sie nur vermögen, Sie würden mich recht glücklich machen."

Gott! wie gerne hätte er dem Mädchen Glück geschaffen. Sein Auge sagte das mehr noch als sein Mund. „Ihr Erscheinen, Ihr Name weckt eine liebe, liebe Kindheitserinnerung!" erklärte Rösi und sah recht wehmüthig dabei aus — „meine theure Mutter," fuhr sie fort. Aber da schallte der Ruf „Röschen!" von unten empor. Sie zuckte leicht zusammen, Otto fühlte, die Störung that ihr weh, und um ein Etwas, das ihr sehr werth sein mußte. Er faßte ihre Hand, aber so gern er es gethan hätte, er küßte sie nicht; sie entzog sie ihm sanft und ein Seufzer glitt von ihren Lippen.

„Vielleicht später," sagte sie; und eilte, dem Rufe der Pflicht zu folgen.

Otto ging nun, jedes Zwanges ledig, in dem Zimmer auf und ab; sann, dachte nach, öffnete leise, daß es die sorgsame Rösi nicht bemerkte, die Fenster; er fühlte drückende Hitze und warf sich endlich in den weichen Lehnstuhl, geschlossenen Auges die Bilder, die Moosbach vor ihm aufgerollt hatte, an sich vorüberziehen zu lassen.

Tante Ursula, flüsterte er nach einer Weile, du hattest doch am Ende recht, mich zu schelten, daß ich nur eine kleine Weile hinter der Maske operiren wollte, um mein „Ich" im Inkognito zu wahren. Unredlich nanntest du das; unsinnig möchte ich es jetzt nennen; wenn das einfache, herzige Kind, das doch so klug blickt und spricht, die dumme Posse entdeckt, was wird sie von mir denken? — Was die Andern denken würden, schien dem jungen Manne nicht besondere Sorgen zu machen.

Was sie wohl fragen will und meint mit ihrer Kindheitserinnerung, die mein Name weckt? Ja, und wie heißt sie denn eigentlich; Röschen klingt reizend, aber der Vatername?

Otto schaute auf und sah bei der Thüre etwas Weißes liegen. Es war ein Taschentuch; ihr mußte es gehören und ihrer Hand entfallen sein, als sie vorhin hinauseilte. Er sah rasch nach dem Zeichen. R. v. H. stand fein und zierlich in einer Ecke. Er überlegte: ob ich nun wirklich den Ruf der Unredlichkeit auf mich lade und das Tuch behalte? Nein, Herr Otto, sein vernünftig, du bist ein alter Knabe. Aber Nutzen soll der Fund doch bringen, dachte er weiter, ihn einen Moment an seine heiße Wange legend; dann nahm er die schon welke Blume aus Rösi's Vase aus seinem Knopfloch und preßte sie in seine Brieftasche; er wollte doch ein Andenken aus Moosbach mit fortnehmen.

(Schluß folgt.)

Die Strickmaschine.

Auf dem diesjährigen Maschinenmarkt in Breslau war eine Maschine zu sehen, die, wie winzig sie sich auch immer gegenüber den mit Dampf getriebenen Riesenmaschinen ausnimmt, doch jedenfalls eine große Aufgabe und eine Zukunft hat, und in der Hauswirthschaft, in einem bestimmten Fabrikationszweige, eine ähnliche Umwälzung herbeiführen wird, wie die Nähmaschine. Es ist dies „Lambs amerikanische Façon-Strick-Maschine". Die Maschine ist patentirt in Amerika und in allen größeren europäischen Staaten; ausgestellt war sie von dem Generalagent der Lamb Knitting Machine Manu-

facturing, Bräuer jun. in Breslau. Die Nähmaschine ist eingedrungen in die Werkstatt des Schneiders, des Schuhmachers, des Lederarbeiters, der Putzmacherin und wird bald in keiner größeren Haushaltung mehr fehlen. In ähnlicher Weise wird sich die Strickmaschine Bahn brechen und künftighin zugleich mit der Nähmaschine zu den unentbehrlichen Ausstattungsgegenständen jeder nicht ganz unbemittelten Braut gerechnet werden. Ja, die Strickmaschine wird voraussichtlich noch schneller Eingang finden, als die Nähmaschine. Als sich letztere statt der Handarbeit einzubürgern versuchte, standen derselben noch gar zu viele Vorurtheile entgegen; auch wurde sie in der That erst im Laufe der Jahre mehr vervollkommnet und zu den komplizirteren Arbeiten verwendbar. Die Strickmaschine findet dagegen jene Vorurtheile durch die Nähmaschine besiegt — man zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß sich derartige Arbeiten viel besser und schneller durch die Maschine ausführen lassen, als durch die Hand — und sie tritt außerdem in der Lamb'schen Konstruktion sogleich in einer großen Vollendung hervor, so daß sie sich zu jeder Façon-Arbeit eignet, wodurch sie sich ebenso zum Familien-Gebrauch, wie zum Fabrikbetrieb empfiehlt. Bis jetzt hat man nur solche Strickmaschinen gekannt, welche ein ganz gleichmäßiges, röhrenförmiges Gewebe zu liefern vermochten. Auch eine derartige Maschine, bei welcher die Nadeln in der Runde aufgestellt sind, und je nach der Zahl ein weiteres oder engeres Gewebe hervorbringen, das aber, wie gesagt, stets nur einen gleichförmigen Cylinder bildet — auch eine solche Maschine war auf dem Maschinenmarkt von einer Berliner Firma ausgestellt und fand trotz ihrer Unvollkommenheit bei Allen, welche die Lamb'sche Maschine noch nicht gesehen hatten, viel Anerkennung. Dagegen mußte sie gegen diese so viel vollkommnere Maschine ganz verschwinden. Die Lamb'sche Maschine ist nicht rund, sondern langgestreckt und arbeitet auf beiden Seiten. Bei der vollen Breite erhält sie auf einer Seite 50 Nadeln; auf beiden Seiten zusammen können also durch jede Kurbelumdrehung 100 Schlingen gemacht werden. Rechnet man auf jede Kurbelumdrehung eine Sekunde, so ergibt dies für eine Minute 6000 Schlingen. Dadurch wird es begreiflich, daß man mit dieser Maschine an einem Tage 36 oder drei Dutzend Paar Strümpfe anfertigen kann, während die Handstrickerin, wenn sie noch so fleißig und noch so geübt ist, täglich nicht zwei Paar fertig bringt.

Wer sieht da nicht, daß die Handarbeit auf diesem Gebiet mit der Zeit ganz verschwinden muß? Unsere Kinder im Flügelkleide werden nun nicht mehr durch die Strickstunden, unsere Ressourcen-Gesellschaften nicht mehr durch den Strickstrumpf alter und junger Damen gelangweilt werden.

Die Maschine nimmt wenig Raum ein, läßt sich an jedem Tisch anschrauben und wird, wie bereits angedeutet, durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt. Ein großer Vorzug der Maschine besteht auch darin, daß man je nach Belieben fest oder locker stricken kann; überhaupt läßt sich jede Strick-Arbeit, jede Strickart und jedes Muster mit ihr ausführen. Man kann mit ihr abnehmen und zunehmen, den Keil, die Ferse, das Bein, den Rand des Strumpfes machen. Eben so lassen sich gerippte, wollige und durchbrochene Gewebe jeder Art mit der Maschine herstellen und auf diese Weise Shawls, Seelenwärmer, Beläge, Decken, Stuhl- und Sophakissen, Schlummerrollen, Gamaschen, Kinderkleider, Kinderschuhe, Handschuhe und andere Dinge mit großer Leichtigkeit anfertigen. Während des Maschinen-Marktes arbeitete die Maschine eine Menge derartiger Gegenstände zu großer Freude und Bewunderung der Damen, welche in der Regel dicht gedrängt um diese unscheinbare Maschine standen und reichsten Beifall spendeten. Die Lamb'sche Strickmaschine kostet 80 Thaler, bei Baarbezahlung 75 Thaler.

Die außerordentliche und vielseitige Leistungsfähigkeit dieser Strickmaschine dürfte jedenfalls eine totale Umwälzung in diesen Fabrikationszweig bringen, welcher dem Fabrikanten den größten Vortheil sichert, der zuerst damit vorgeht. Jedenfalls liegt es im Interesse der Strumpfwaaren-Fabrikanten, dieselbe nicht unbeachtet zu lassen.

Mannigfaltiges.

* (Krupp's Gußstahl-Etablissement.) So bekannt auch der Name und die Fabrik von Friedrich Krupp in Essen ist, so mag eine Enumeration ihres Umfanges, Bedarfes und Fabrikates doch immer von Interesse sein, da sich Zahlen leicht vergessen.

Diese Fabrik hat etwa 1000 Morgen Land inne, wovon die Gebäude allein schon 240 Morgen bedecken. Im Jahre 1852 waren 70 Schmelz-, Glüh- und Cementöfen, 4 Dampfmaschinen, 4 Dampfhämmer vorhanden; im Jahre 1866 aber 412 Oefen, 195 Dampfmaschinen, 49 Dampfhämmer, 110 Schmiedeessen, 675 Arbeitsmaschinen. Die Zahl der Arbeiter hat sich von 1852 auf 1866 bis zu 7625 vermehrt. Der tägliche Verbrauch von Steinkohlen beträgt 22,500 Scheffel. Im Jahr werden 125 Millionen Pfund Gußstahl, also 1¼ Million Centner produzirt. Die größte Dampf-

maschine hat 1000, zwei weitere je 800 Pferdekraft u. s. w. Von den 49 Dampfhämmern wiegt der schwerste 600, der zweite 400 Centner u. s. w.

Das Krupp'sche Fabrikgeschäft ist das größte auf der Erde, und dem heutigen Besitzer, der etwa 55 Jahre zählt, gebührt das Verdienst, solches auf seine Höhe gebracht zu haben. Sein Vater hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1827 dem 14jährigen Friedrich Krupp eine kleine Werkstätte für Messerschmiedwaaren und das besondere Verfahren zur Herstellung guten Gußstahls. Durch seine Studien und Proben vervollkommnete Friedr. Krupp dieses Geschäft und brachte es allmälich so weit, daß er 1849 Gußstahlgeschütze fertigte, von denen der Vizekönig von Aegypten die ersten kaufte. Im vorigen Jahre stellte er in Paris eine Kanone von tausend Centner aus, die er dem König von Preußen verehrte; sie schießt Kugeln von 10 Centner. Er soll jetzt beauftragt sein, eine noch größere zu fertigen. — Schade, daß der Raum nicht erlaubt, das ganze Detail, wie es die „National-Zeitung" aufführt, zu bringen. Doch sei noch erwähnt: 1) daß die Fabrik 9000 Gasflammen hat, 2) täglich 200,000 Kubikfuß Wasser braucht, 3) eine eigene Eisenbahn von $2^3/_4$ Meilen besitzt, welche mit 6 Lokomotiven und 150 Waggons betrieben wird. — Krupp hat den ihm angebotenen Adel nicht angenommen; er braucht ihn nicht.

Eine kleine Reminiscenz an den Festzug der Schützen in Wien erzählt die „Morgen-P.": Der Direktor des Karl-Theaters, Hr. Ascher, fungirte als Führer der Abtheilung „Nord-Ost-Deutschland". In dieser Abtheilung befanden sich auch unsere lieben Brüder aus Preußen. Plötzlich beim Beginne des Zuges stockte derselbe. Die Berliner wollten nicht weiter; auf ihren Gesichtern spiegelte ein gelindes Entsetzen. Was war geschehen? Einer von ihnen hatte die Aufschrift der Standarte gelesen. Dort stand klar und deutlich „Bradenburg" — statt „Brandenburg". Es handelte sich hier um ein „n", das im Drange der Ereignisse vergessen worden war. Aber die Berliner wollten durchaus nicht als „Bradenburger" mitmarschiren, sondern sofort den Zug verlassen, um der Gefahr der Lächerlichkeit zu entgehen. Ein glücklicher Einfall Ascher's wirkte rettend. „Seht dort," rief er seinen ergrimmten Landsleuten zu, „seht die Hanauer, sie marschiren mit doppeltem „n". Auf ihrer Standarte heißt es „Hannau". Wahrscheinlich haben sie, die Strafpreußen, Euch den Tort angethan, Euer „n" zu annektiren." Allgemeine Heiterkeit und der Mißmuth war beseitigt.

Das Paradies für die Schuljugend ist offenbar — Rußland. In Petersburg soll im Oktober dieses Jahres ein Kongreß der Direktoren sämmtlicher höheren Schulanstalten aus allen Theilen des Reiches stattfinden und von denselben u. A. auch die Ferientage berathen werden. Nach einem Generalberichte über das Ferienwesen stellte sich heraus, daß an mehreren Anstalten zu den 138 Ferientagen — Weihnachts-, Oster-, Pfingsten-, Sommerferien ꝛc. — und den 52 Sonntagen, 30 Kirchen- und 25 Galafeiertagen auch noch zehn Lokalfeiertage traten, so daß im Jahre 255 Tage gefeiert wurden; für den Unterricht verblieben 110 Tage oder $3^2/_3$ Monat vom ganzen Jahr. Dieses Ferienmaximum ist natürlich nicht in Petersburg oder in der Nähe, sondern wohl nur in den Bezirken erreicht worden, wo der Himmel hoch und der Kaiser weit entfernt ist.

(New-York.) In der Promenade von Milwaukie wurde ein Mann, der seine Frau schlug, von einem Dutzend anderer Frauen so übel zugerichtet und zerkratzt, daß er versprach, es nie wieder thun zu wollen; die Damen erklärten ihm, wenn er nicht Wort halte, würden sie ihn mit Schaufeln und Feuerzangen zu Tode prügeln.

Ein amerikanisches Journal enthält folgendes Inserat: „Gesucht wird ein Redakteur, der es einem Jeden recht zu machen versteht; auch ein Setzer, der das Papier so arrangiren kann, daß das Inserat eines jeden Einzelnen an die Spitze des Blattes zu stehen kommt." — In Deutschland ist auch darnach Nachfrage.

Literarisches.

Die hier im Haack'schen Verlage erscheinende Modezeitung „Victoria" veröffentlicht in ihrer letzten Nummer das Ergebniß der von ihr veranstalteten Novellen-Preis-Konkurrenz, deren dies fleißige Organ alles Schönen in und aus der Damenwelt alljährlich eine veranstaltet. Wir empfehlen dies übrigens so thätige, wie in mannigfaltigem, trefflichem Text, in Illustrationen und typischer Ausstattung auch wirklich lobenswerthe Blatt allen schönen Leserinnen und — Schreiberinnen auf das Beste.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Donnerstag, 27. August 1868.

Auf Freiersfüßen.

(Schluß.)

Die blaue Brille wieder aufsetzend, nahm Otto Röschens Taschentuch und schickte sich an, auf Entdeckungsreisen nach ihr auszugehen. Er hörte draußen eine Thüre gehen und flüchtige Schritte an seinem Zimmer vorübereilen, aber als er auf den Korridor trat, war Niemand mehr da. Er schaute um sich und auf's Gradewohl vorwärts. Da stand eine Zimmerthüre weit offen; das Auge konnte nicht anders als hinein blicken. Das Zimmer war klein und die feine einfache Einrichtung erinnerte an das Tischchen unten im Gartensaal; sie, die liebliche Rösi, bewohnte es gewiß. Ueber die Schwelle wagte er nicht zu treten, aber dicht daran; war doch das Mädchen nicht darin. Er nahm die blaue Brille ab, über dem Bett hing ein Frauenbild, es glich täuschend seiner geliebten, heimgegangenen Mutter. Wie kam das hierher? was konnte es für Werth in ihren Augen haben? Er verlor sich in staunendes Sinnen, bis eine leise Stimme sagte:

„Herr Forstrath!" Es klang wie Tadel, wie, als sei das Mädchen, denn Rösi stand neben ihm, unzufrieden, ihn hier zu finden. Er reichte ihr das Tuch; sie verstand den Zweck seines Kommens, erinnerte sich, die Thüre offen gelassen zu haben, und nahm es ihm freundlich ab.

Otto sah sie voll Wärme an und frug: „das Bild dort, das liebe theure Bild?"

„War Ihnen die edle Frau auch theuer? o das ist schön, das macht mir Sie selbst — recht werth — geehrter Herr Forstrath!" rief innig Rösi, und reichte ihm die Hand, die er fest in die seinige schloß. „Und nun werden Sie mir gewiß von den Menschen erzählen können, denn Sie müssen Ihnen ja nahe verwandt sein, die mir am kurzen Glück meiner Kindheit bauten, und die ich nächst meinen seligen Eltern am meisten liebte."

Otto hielt noch Rösi's Hand, so traten sie nun zusammen vor das Bild der Verklärten; erfüllt von zu schönen, reinen Empfindungen, um die gewöhnlichen Regeln dessen, was die Welt Anstand nennt, auch in diesem Augenblick in Gedanken zu behalten, denn der junge Mann, der freilich alt schien, war nun doch im Zimmer des jungen Mädchens. Der Ruf: „Mutter" durfte nicht über seine Lippen; o wie lästig war ihm seine Vermummung; wie unwürdig schien sie dem Bilde, dem Mädchen gegenüber!

Sie saßen beide dem Portrait gegenüber, und Rösi erzählte:

„Meine Mutter wurde früh Wittwe; einfache, bescheidene Verhältnisse hielten sie nun von Welt und Menschen ziemlich fern; aber die Glanzpunkte in ihrem und meinem Leben waren Besuche in der Oberförsterei zu Buchenhagen. Was waren dort für herrliche Menschen! Wochen und Monate durften wir da glücklich sein, mit zarter Güte und wahrer Theilnahme gastlich aufgenommen. Könnte ich das je vergessen?"

Otto sah leuchtenden Blickes das junge Mädchen sinnend an und leise dämmerte auch in ihm eine Kindheitserinnerung auf.

„Welch köstliches Revier für Spiel und Lust war der grüne Wald, aber mich allein auch nur zwanzig Schritte hinein zu wagen," sprach Röschen weiter, „ich hätte es nie gethan, hätte mein ritterlicher Beschützer, Oberförsters Otto, nicht treulich bei mir ausgeharrt und jedes Leid, jede Gefahr von mir abgewehrt. Das war ein prächtiger Junge und von dem gerade möchte ich wissen."

Der Herr Forstrath sprang auf und rief, tiefe Röthe auf seinen Wangen fühlend:

„Mein liebes Fräulein, der leichtsinnige Schlingel ist Ihrer Erinnerung nicht werth!"

„Herr Gott, das kann nicht sein, er war so brav, so voll Wahrheit! Sagen Sie nichts Böses von ihm seiner Freundin Rösi von Hohenau!"

Otto fühlte seine vortreffliche Perücke an, sah an seiner Verkleidung nieder, dieser köstlichen Illustration seiner jetzigen Wahrheitsliebe. „Ich kenne den Burschen genau; ich war oft in Buchenhagen, hat er wohl nur eine Silbe von seiner lieblichen Kindheitsgespielin gesprochen?" rief der Herr Forstrath, — „vom lieblichen Röschen v. Hohenau?"

„Nennen Sie das seinen Leichtsinn? O, den vergebe ich gern. Er mußte in die Welt hinaus, was verdrängte da nicht diese Erinnerung! Mir war sie ein Lichtschimmer in einem stillen, einfachen, oft bangen Leben. Nein, er trägt da keine Schuld. Und nun ist er selbst Oberförster, jung genug, er war nur 4 Jahre älter als ich. Also eine Tante Ursula führt sein Hauswesen? Lächeln Sie nur nicht, Herr Forstrath, aber der Tag, an dem ich noch einmal das liebe, grüne Buchenhagen sehen könnte, das wäre ein schöner, glücklicher für mich!"

„Warum sollte ein solcher Tag nicht kommen?" frug in seltsamer Beklemmung Otto, dem ein stilles, schönes Glück die Seele füllte, „der junge Herr soll heirathen —"

„Soll? o! um Gotteswillen nur keinen Herzenszwang; das gibt nur lebenslanges Unglück."

„Nun, das „Soll" ist gut gemeint. Tante Ursula hält den Jungen, der, glaube ich, bei manchem Uebermuthe und leichtem Sinne auch sein Gutes hat, für sehr befähigt, ein liebevoller, gemüthlicher Ehemann zu werden!" — Röst nickte unbewußt zustimmend. „Und," fuhr Otto fort, „so sollte er nach ihrem Rathe heirathen. Ein einsames Alter scheint sie für sehr traurig zu halten. Seit ganz kurzer Zeit aber will der Otto auch gern heirathen, wenn ihn die mag, die er — von ganzem Herzen lieben könnte. Ob sie „Ja" sagen wird, Röst?"

Warum klang die Stimme so eigen und innig, die das frug?

Röschen sagte weich: „Ich glaube, wenn er nur zur Hälfte geblieben, wie er war, sie sagt „Ja" und wird sehr glücklich!" fügte sie leiser hinzu.

„Dann sehen Sie Buchenhagen wieder, denn — denn Sie werden zur Hochzeit gebeten."

„Ach ich? Ich dürfte wohl der Einladung nicht folgen."

Es lag ein so schmerzliches Bekenntniß mangelnder Freiheit, fehlenden Glückes in den wenigen Worten, daß sie den Otto der Kinderzeit, den Beschützer, den Freund, den — Geliebten mit einem Schlage weckten. Die blaue Brille war längst entfernt, die Perücke folgte ihr, und als das erschrockene Mädchen fliehen wollte, tönte so innig der Ruf: „Röst, Du Holde, Kindheitsgespielin, höre mich, meine Beichte und vergib dem Otto!" legte sich ein Arm, der sie oft gestützt, getragen, um ihren schlanken Leib, daß sie bleiben und hören mußte.

Wolken und Sonnenstrahlen flogen bei Otto's Beichte über ihr ausdrucksvolles Gesicht; Thränen und Lächeln perlten und strahlten aus ihren Augen; aber glücklich war sie doch, und wollte sie erschrecken, daß sie so schnell ein Echo auf Otto's warme Worte in ihrer Brust fand, so sagte er:

„Wir kennen uns ja so lange, seit der Kinderzeit!" —

Eine Stunde war mit Gedankenschnelle vergangen, ein schöner, süßer Traum. Aber die Wirklichkeit, das Erscheinen unter den Damen, der Muse, der Heilkünstlerin gegenüber, es war ein bitteres Erwachen aus schönem Traum.

Da lehnte Röst noch einmal flüsternd ihren Mund an Otto's Ohr, durfte sie nicht jetzt die Verrätherei der Mädchen offenbaren, ihm Muth und Selbstgefühl zu stärken?

Sie erreichte ihren Zweck. Leicht und frei nahm er seine Rolle wieder auf, aber nur bis zum andern Tage. Er war zu glücklich, um nicht die Fäden, die beide Schwestern und er in gleicher übermüthiger Laune geschlungen, zart und so harmlos als möglich zu lösen. Ob aber die Schwestern, als sie jene Verwandlung erkannten, doch nicht eine leise Mißstimmung in ihrer Seele fühlten, ein stilles Bedauern, Masken vorgenommen zu haben; wer kann es wissen? Frau v. Hagen trat seit jenem Tage etwas fester in ihrem Wesen, ihre Töchter nachgebender und mädchenhafter auf.

Tante Ursula aber? O, sie war sehr glücklich und in reger Geschäftigkeit. Nun wünschte der Neffe die Hochzeit bald; Röschen konnte sich in Moosbach nicht mehr eine Stunde behaglich fühlen, dachte er.

Und als sie nun einzog, die Kindheitsgespielin, als wirklich das stille, aber mit Geschmack und zufriedlichem Behagen eingerichtete Forsthaus sie als Braut umfing, als Herrin, sie, die lange als Waise unter fremdem Dache wohnte und nur der Tage in Buchenhagen wie eines schönen Traumes dachte, als sie mit dem Geliebten hier vor die Bilder seiner Heimgegangenen trat, waren Beide von dem sichern, seligen Bewußtsein erfüllt, daß Gott sie einander zugeführt habe, um ein von Otto in übermüthigem Sinne gesuchtes Glück nun in schönem Ernste, in köstlicher Wahrheit zu finden. Und sie dankten diesem Vater der Waisen, der Alles so wohl gemacht; sie küßten die Hand der treuen Ursula, die lächelnd sagte: „Mag Jeder so glücklich zum Ziele kommen, der da gehet auf Freiersfüßen!"

* Das Idarthal.

Oberstein und Idar sind den Westrichern ganz bekannte Namen; auch die Achatschleifereien kennt Jedermann, Wenige aber haben sie gesehen und von diesen haben wieder nur Wenige einen näheren Begriff von erwähnter Industrie, deren Markt die ganze Welt ist, welche mit den Phantasie-Schmuckgegenständen aus geschliffenen und gefärbten Achatsteinen: Cameen, Brochen, Nadeln, Westenknöpfen, Ohrgehängen, Armbändern, Siegelringen, Schmuckkästchen, Schalen, Kreuzen, Medaillons, Dosen, Feuerzeugen, Petschaften, Uhrgehängen u. s. w. dorther versorgt wird. Ursprünglich waren die Metaphyr-Felsen (schwarzer Porphyr) die Produzenten dieser Achatindustrie, deren Spuren bis ins 14. Jahrhundert zurückgehen; diese lieferten bis vor etwa 25 Jahren das Material, die verschiedenartigsten Achate. Seither wurden jedoch in Südamerika, in Brasilien, Montevideo und Uruguay kolossale Achatschichten (Mandeln) entdeckt, die ganz lose auf der Oberfläche der Erde liegen; in den Flüssen dieser Länder werden Carneolsteine gefunden. Diese Mineralien waren nicht blos besser, sondern trotz der ungeheuren Transportweite sogar billiger als das einheimische Material, und haben dasselbe ganz verdrängt; Leute aus Idar suchen sie auf und senden sie in ihre Heimath, wo sie größtentheils öffentlich versteigert werden. 15—20,000 Zentner Achatsteine kommen in Idar jährlich zum Verkaufe, gewöhnlicher Achat um 2—3 Thaler per Zentner, brasilianischer Onyx aber bis zu 500 Thalern. Auch Steine von andern Plätzen: Amethyste, Topase, Bergkrystall, lapis lazuli kommen dort zum Verkaufe. Dieselben werden großentheils von den Schleifern selbst (— Fabriketablissements gibt es nicht —) erstanden, geschliffen, dann von Bohrern und Goldschmieden weiter zum Schmuck verarbeitet und von den Handelsleuten zum Versenden nach allen Weltgegenden gekauft. In Idar allein befanden sich bei einer Bevölkerung von 2700 Seelen in 330 Häusern 128 Schleifer, 128 Bohrer (welche die Löcher und Vertiefungen zum Fassen machen), 233 Goldschmiede, 69 Graveure und 48 Handelsleute, mithin 606 Gewerbtreibende, die nur mit der Achatindustrie beschäftigt sind. Außerdem wird noch in etwa 20 umliegenden Ortschaften für die Idarer Handelsleute gearbeitet. Die Schleifer und Bohrer haben in ihrer Kunst in der ganzen Welt keine Konkurrenz zu fürchten. Die Schleiferei existirt nirgends wie hier, denn sie ist mit dem Färben der Steine verbunden, was theilweise noch Geheimniß ist. Schwarze Onyxe, vorzüglich beliebt und geschätzt, sind gefärbt, es gibt in der Natur keine schwarzen; manchmal zeigen sich solche mit schwarzer Oberfläche, allein nur wenige Linien tiefer kommt die grünlich-matte Farbe zum Vorschein. Alle Achate sind von Natur vielfarbig, werden aber schwarz, roth, gelb, blau und grün gefärbt. Alle diese Farben sind Erfindungen der Idarer, mit Ausnahme der schwarzen, welche schon im Alterthume angewendet wurde, indem die in Arbeit und Farbe prachtvollen griechischen und römischen schwarzen Onyx-Cameen gefärbt sind und sich chemisch entfärben lassen. Die Goldschmiede und Graveure von Idar arbeiten nicht so zierlich wie die von Paris und London, übertreffen diese aber an Solidität und Billigkeit.

Der Originalaufsatz in der „Süddeutschen Presse", welchem vorstehender Auszug entnommen ist, beleuchtet noch zum Schlusse den Arbeitsverdienst und die Moralität der Idarer, die sogar jeden Säufer aus ihren Vereinen ausschließen, welche Maßregel dieses Laster fast gänzlich fernhält. Wir können hier nicht näher darauf eingehen, empfehlen übrigens Jedermann das Nachlesen des betreffenden Aufsatzes. (Abendblatt № 228 vom 19. Aug.) Wo Idar liegt, brauchen wir Niemanden hier zu sagen, das Fürstenthum Birkenfeld ist uns zu wohl bekannt, denn die Linie Birkenfeld hat uns die 3 letzten Herzoge gegeben und ein Zweibrücker Prinz von dieser Linie sitzt auf dem bayerischen Königsthrone.

Mannigfaltiges.

Die Engländer rüsten zu einer Entdeckungsfahrt, die nicht in die Weite, sondern in die Tiefe geht, übrigens recht verdienstlich und dankenswerth ist. Das Expeditionsfeld ist der atlantische Ocean, westlich von den Faröern; hier soll der Meeresgrund von einigen Gelehrten in möglichst großen Tiefen durchforscht werden, um endlich darüber ins Klare zu kommen, wie tief unten lebende Geschöpfe noch existiren können. Die von Gelehrten hingestellte Annahme, daß die unterste Grenze des thierischen Lebens 500 Faden sein möge und weiter unten auf dem Meeresboden alles todt und öde sei, ist schon mehrfach zweifelhaft geworden, da gelegentlich schon aus größeren Tiefen lebende Thiere wirklich heraufbefördert worden sind. Einige Naturgelehrte sind daher jetzt zu der Ansicht gelangt, daß lebende Wesen recht wohl bis zu 1000 und mehr Faden Tiefe gefunden werden könnten und daß die gewöhnlich vorgeführten Bedenken wegen des Wasserdrucks,

des Luft- und Lichtmangels nicht so erheblich sein. Der Wasserdruck auf ein Thier komme nicht in der Weise zur Wirkung, wie etwa auf eine leere verstopfte Flasche, denn am lebenden Körper sei der Druck innen und außen gleich. Mangel an Luft ist erst gar nicht zu fürchten, seitdem es höchst wahrscheinlich geworden, daß der Luftgehalt des Wassers in großer Tiefe sogar bedeutend größer als oben ist. Licht wird freilich wenig genug in solche Tiefen hinabgelangen; die etwa zu findenden Geschöpfe werden wohl der Färbung ermangeln, vielleicht auch mit noch unbekannten merkwürdigen Augenkonstruktionen begabt sein.

Ein genialer Engländer in Florenz hat eine neue Methode erfunden, sich die Hitze vom Leibe zu halten. Sein Studirzimmer ist mit Zink ausgeschlagen, wie ein riesiger Kessel, und in Brusthöhe mit Wasser gefüllt. Ein Schreibtisch, einige Stühle und ein wohlbesetztes Bücherbrett erheben sich auf eisernen Gestellen über dem Wasser. In diesem Aquarium bringt der Mann die heißen Stunden des Tages zu, empfängt Freunde, studirt und taucht von Zeit zu Zeit unter. Die Bücher, die er gerade braucht, liegen aufgeschlagen auf verschiedenen Bänken, und es soll einen sehr interessanten Anblick gewähren, wie er zwischen seinen Grammatiken und Wörterbüchern umherschwimmt, um zugleich den Körper und den Geist zu erfrischen.

(Eisenbahn-Theater.) Auf der Linie Manchester-Liverpool hat ein Herr Smarth den Versuch gemacht, ein Eisenbahntheater ins Leben zu rufen, und es soll das Experiment gelungen sein. Fünf lange Waggens sind derart eingerichtet, daß sie einen langen Saal bilden. Der Plafond ist gewölbt, mit Lüstern beleuchtet, die ein glänzendes Licht verbreiten, und die Seitenwände sind mit akustisch gebauten Holzwänden versehen, welche jedes störende Geräusch möglichst fernhalten. Die Bühne selbst erhebt sich einige Fuß hoch über dem Boden des Waggons. Die darzustellenden Stücke bilden ein eigenthümliches Eisenbahnrepertoire, indem sie so eingerichtet sind, daß mit jeder Station eine Scene beendet ist.

(Der Bijouteriewurm.) Zu den Naturmerkwürdigkeiten Charleston's (Amerika) zählt ein kleiner Wurm, der auf den Blättern des wilden Weinstocks lebt, wie ein Stückchen weißer Zwirn aussieht und fast bewegungslos ist. Nimmt man aber das Blatt ab und legt es im Zimmer unter eine Glasglocke, so wächst der kleine weiße Faden in vierundzwanzig Stunden zu einer ziemlich großen, schönfarbigen und mit goldenen Punkten besetzten Raupe heran. Nach ihrer Ausbildung kriecht das Thier an dem Glase empor, hängt sich dort an und krümmt sich in den verschiedenartigsten Formen, welche die herrlichsten Modelle zu Ohrringen, Brochen, Nadeln rc. geben. Hievon hat das Geschöpf seinen Namen erhalten.

(Schroffer Schicksalswechsel.) Kürzlich kehrte ein Schweizer aus dem Kanton Luzern in seine Heimath zurück, nachdem er mehr als zehn Jahre in Amerika gewesen und sich ein großes Vermögen erworben hatte. Er wohnte auf kurze Zeit bei seiner verheiratheten Schwester, welche ein allerliebstes Mädchen von drei Jahren besaß. Eben hatte er sein mitgebrachtes Geld gegen Staatspapiere umgewechselt und diese zum Zählen auf den Tisch gelegt, da ging er in den Hof, und als er zurückkehrte, sah er nur noch ein Häufchen rauchender Asche von seinem Gelde. Das Kind hatte ihn kurz zuvor mit dastehenden Zündhölzchen seine Pfeife anzünden sehen und ihm nachahmend den Geldhaufen in Brand gesetzt. Der Mann schmetterte das unglückliche Wesen mit einem einzigen Faustschlage todt zu Boden und sitzt nun als Mörder im Gefängniß.

(Verschiedenartige Katzenjammer.) In den jüngsten Tagen ist in der Jubel-Universitäts-Stadt Bonn nichts so gründlich studirt worden, wie der Katzenjammer in allen seinen Varietäten, vom gemeinen Hauskater zum gestreiften Waldkater und endlich bis zum grauen Elend. Ein Korrespondent der „Köln. Ztg." hat scharfsinnige Beobachtungen darüber gemacht, wie die vier Fakultäten sich zu dem Katzenjammer verhalten: „Der Philosoph stützt den Kopf in die Hand und tröstet sich schließlich über seinen Kater mit der Idee von dem nothwendigen Zusammenhange von Ursache und Wirkung; der Jurist kommt endlich einmal auf den Gedanken, daß es doch auch ein Recht gäbe, welches mit uns geboren würde, während der Arzt als entschiedener Realist sofort nach einer Büchse greift, auf deren Etiquette geschrieben steht: Natron bicarbonicum; der mit einem Kater behaftete Theologe aber schlägt an seine Brust und ruft aus: „pater peccavi!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Samstag, 29. August 1868.

Des Douanen Kind.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

Von W. O. v. Horn.

I.

Wo zwischen Bingen und dem Dorfe Heimbach die Burg Soneck hoch auf einem Felsen thront, beginnt der Soon, ein mächtiger Wald, welcher sich über die Berge hinzieht, die das reizende Nahethal gegen Norden begrenzen und beschützen. Seine Längeausdehnung beträgt wenigstens 14 Stunden und seine Breite durchschnittlich 4 Stunden. Bäche, welche von der Wasserscheide des Hundsrückens sich zur Nahe hinwinden, haben an vielen Stellen die Berge durchbrochen und schauerliche Schluchten in das schwarze Gestein gerissen, wo ihre Wellen im weißen Schaume sich an den Felsen brechen; an anderen Stellen schneiden liebliche Thäler in die Berge ein, wo sich der fleißige Mensch angebaut und seine Dörfer gegründet hat; aber auch auf den südlichen Abhängen des dunklen Soon hat in früheren Zeiten schon die Axt gelichtet, und wo einst der Wald herrschte, da zieht jetzt der Pflug seine Furchen und die goldene Aehre reift im Strahl der Sonne auf weiter Flur.

Dort, am südlichen Abhange, wo unfern auf hoher Kuppe eine alte Wildgrafenburg über die weite Gegend schaut, liegt ein Dorf, das gegen Norden den die Höhe bedeckenden Hochwald Soon zum Schutze hat, dessen Fluren sich rechts und links ausdehnen und an dessen Häuser sich ein grüner Gürtel von Wiesen anschmiegt, so saftig und frisch, daß das Auge schon von ferne sich daran erlabt. Ein Wald von Obstbäumen umschließt das Dorf, aus dem sein Kirchthurm recht hoch herausschaut. Unfern des Dorfes stürzt ein Bach in eine tiefe Schlucht, die auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsch bewachsen ist, aus welchem einzelne Hochstämme schlank in die Freiheit hinausstreben. Weiter unten wird der Fluß des Baches ruhiger, denn die Thalsohle wird breiter und ebener, und dort liegt die „rothe Mühle“, so genannt, weil das Balkenwerk roth angestrichen ist seit alter Zeit und die Gefachspiegel weiß sind. Damals, als unsere Geschichte sich dort ereignete, wohnte hier ein alter Junggeselle und trieb das Geschäft des Mahlens mit Erfolg.

Wenn man von der Mühle den gewundenen Felspfad hinauf nach dem Dorfe steigt, so geleitet er durch den Wiesengürtel des Abhanges in einen breiteren Pfad, der, auf beiden Seiten mit Hainbuchen bewachsen, nach dem Dorfe führt. Links, wenn man ins Dorf tritt, steht ein Bauernhaus, mit Stroh gedeckt, wie alle. Das Strohdach läuft aber gegen die Wiese, die sich daran schließt und die eine beschorene Hainbuchenhecke einfriedigt, weit vor, ruht auf vier gewaltigen Stämmen und bildet so eine ebenso kühle, als anmuthige Wagnerwerkstätte. Dieses Haus bewohnte der alte Fehringer mit seinem Sohne und der alten Base Lene, Lenebas schlechthin genannt. Gegenüber und nur durch den Pfad getrennt, stand ein kleines Haus, einem reichen Bauer, Namens Ries, gehörig, das aber an den Douanen Dollart vermiethet war.

Aber, fragen vielleicht meine Leserinnen, wer war denn das? Was heißt denn ein Douane und wie kommt der hierher? — Darauf muß ich freilich antworten und bin genöthigt, etwas weit auszuholen.

Als Napoleon die Welt beherrschte, oder doch einen großen Theil davon, trug er, wie bekannt, unersättlichen Haß gegen England, dessen Macht zu brechen seine höchste Aufgabe war. Gerade am allerverwundbarsten Siegfriedsfleckchen faßte er's, nämlich an seinem Gewerbfleiße und Handel. Er verschloß nicht nur allen englischen Waaren seine Grenzen, sondern selbst denen, welche durch eng-

lischen Verkehr uns zugeführt wurden. Darum zog er eine doppelte Zollwächterlinie um das ganze Reich. Am Rheine standen diese „Douanen" enge, und man begegnete den bewaffneten Grünröcken bei Tag und bei Nacht; denn sie gingen von Posten zu Posten, um ja jede Regung auf den Fluthen des Rheines zu beobachten, und es war kaum möglich, daß vom jenseitigen Ufer ein Kahn landen konnte, ohne daß Einer dieser den Uferbewohnern verhaßten Unglücksvögel zur Hand gewesen wäre, schonungslos den Landenden zu betasten und zu untersuchen bis auf's Hemd, ob er keine verbotenen Waaren einschwärze oder, wie man sagte, einschmuggle.

Eine zweite Linie, freilich weiter aus einander stehend, zog sich über die Höhen und Berge hin, welche etwa 2—3 Stunden vom Rheine entfernt waren, und zu dieser, der sog. „schwarzen Brigade", gehörte Dollart, welcher in dem Hause neben Fehringer wohnte, mit seiner Frau und seiner Tochter Claire einen kleinen Haushalt bildend.

Im Lande kostete Salz, Tabak, Kaffee und Zucker horrentes Geld, und über dem Rheine, in den Uferorten, war sehr wenig. Wenn nämlich im Lande der Kaffee zu 2—3 Gulden bezahlt wurde, so kostete er drüben etwa ein Sechstel oder Siebentel dieses Preises, und so im Verhältnisse Alles. Englische Stoffe erreichten aber eine Preishöhe, die heute fabelhaft klingen würde.

Es ist eine uralte, selbst im Paradiese begründete Wahrheit, daß eben das Verbotene reizt. Hier kam indessen auch noch das Bedürfniß hinzu, um den Schmuggel zu begründen.

Es war das einträglichste Geschäft für die Schiffer und Rheinuferbewohner, zumal Schifffahrt und Handel ungemein stockten. Aber es hatte dieses Gewerbe seine Schwierigkeiten und Gefahren.

Wurde ein Schmuggler ergriffen, so war die Galeere sein Erbe und Hab und Gut wurden als Staatseigenthum verkauft, wenn man in einem Hause ausländische Waaren fand, die unverzollt eingeführt waren. Die Zölle aber glichen in ihrer enormen Höhe einem völligen Verbote, wie ein Ei dem andern. Da lockte der große Verdienst und die Schlauheit mußte das Aeußerste aufbieten, wenn sie die List der Douanen überlisten wollte; es sei denn, daß sie, die sehr gering besoldet waren, die Hand mit den Schmugglern im Spiele hatten und gefällig rheinaufwärts gingen, wenn rheinabwärts ein Kahn mit verbotenen Waaren landete. Rasch warfen dann die Schmuggler ihre Bündel, welche mit Salbandträgern versehen waren, über und mit Windeseile ging's den Berg hinan, wo oben der Wald sie in seinen dunklen Schutz nahm.

Waren sie glücklich über die erste Douanenlinie draußen, so war das Spiel schon halb gewonnen. In einer Mühle, einem Försterhause, oder in einem einsam stehenden Hofe wurden dann die Bündel abgelegt; andere Landeskinder, welche die Wälder und Schliche kannten, nahmen sie hier auf und trugen sie bis hinter die zweite Douanenlinie, und jenseits dieser war der Sieg errungen und die Waaren gingen bis Paris, wo die Damen des Hofes Napoleons bei den kaiserlichen Festen in den Roben englischen Stoffes und im Schmucke englischer Spitzen sich bewundern ließen; selbst der duftende Kaffee auf den Tafeln in den Palästen Napoleons war geschmuggelter, dem man's freilich nicht anschmeckte.

So stand's damals am Rhein und in den Bergketten, die seine Ufer bilden.

Auch in dem Dorfe, dessen Lage ich eben geschildert, war seit Kurzem, es war im Jahre 1813, eine schmugglerische Verbindung angeknüpft und der Wirth suchte eine Schmugglerbande zu bilden.

Es war an einem Sonntagnachmittage, schon gegen Abend, als alle die Leute heimgegangen waren, da saß der alte Fehringer allein noch bei dem Wirthe und blickte wehmüthig auf sein Glas, in dem nur noch wenige Tropfen standen.

Der Wirth rasselte mit der Rechten in seinem Sacke mit Geld, während er mit der Linken mit seinem vollen Glase spielte. Sein Auge ruhte dabei mit einem pfiffigen Ausdruck auf dem Fehringer.

Endlich sagte er: „Was denkst Du jetzt, Fehringer?"

„Was ich denke?" war dessen Antwort; „daß mein Handwerk, seit der Jörg sich hier als Wagner gesetzt hat, mir nicht mehr so viel gibt, daß ich leben kann —"

„Und trinken!" fiel der Wirth ein und lachte dazu.

„Auch das," fuhr Fehringer fort. „Du rasselst im Gelde und wenn Du mich auf den Kopf stellst, fällt kein Pfennig heraus; Du hast ein volles Glas und das meine ist leer. Das ist unangenehm, ob ich gleich kein Säufer bin."

„Da trink' einmal mit mir," sprach der Wirth und schob ihm sein Glas zu. „Aber bist Du daran nicht selber schuld?" fragte mit einem Tone des Vorwurfs der Wirth.

„Das verdien' ich nicht," sprach mit Festigkeit der alte Fehringer. „Niemand wird mir und meinem Martin absprechen, daß wir uns ehrlich umthun; daß wir arbeiten mit Freuden, wenn wir Arbeit haben; allein es geht so in der Welt, daß Alles dem neuen Wagner zulauft, weil neue Besen gut kehren; mein Gut ist gering. Es nährt mich nicht.

Das Handwerk wirft nichts mehr ab. Da hast Du gut reden." —

„So hab' ich's ja gar nicht gemeint," nahm der Wirth das Wort. „Ich weiß ja, wie es Euch geht, und selbst das weiß ich, daß Du mit Deinem Schwager zerfallen bist, der Dir helfen könnte, der Müller in der rothen Mühle nämlich. Ich dachte an ein Anderes." Und nun neigte er sich flüsternd zu Fehringer's Ohr und sagte: „Du könntest mit Deinem Sohne alle Woche 2, auch 4 Kronthaler verdienen, und zwar wenn Andere schlafen! Verstehst Du mich?" —

Fehringer fuhr auf. „Wie meinst Du das?" fragte er betroffen.

„Nun," entgegnete der Wirth, „die ganze Arbeit bestünde darin, daß Ihr zwei Bündel trüget. Für jeden fällt ein Kronthaler ab."

„Aha, schmuggeln," sagte Fehringer.

„Ja, schmuggeln," war des Wirthes Gegenrede. „Ihr nehmt die Bündel und tragt sie nach dem Schwarzfelser Hof dahinten. Es sind 3 Stunden Weges. Den Weg kennst Du, wie Du Deine Westentasche kennst, und gehst ihn im Dunklen so sicher wie am Tage."

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Zug der Stillen-Weltmeer-Eisenbahn über die Sierra Nevada.

Die Eisenbahn nach dem stillen Ozean wird die merkwürdigste der Welt bilden. Es gibt keine andere, die mit solchen Naturschwierigkeiten zu kämpfen hat, und keine, die so reich an den großartigsten Naturschönheiten und Gegensätzen ist. Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß die Schienen die höchste Spitze der Felsengebirge erreicht haben, jetzt liegt uns die Schilderung der ersten Fahrt eines Eisenbahnzuges über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Sierra Nevada vor, welche Kalifornien von den weiten Ebenen des silberreichen Nevada's trennt. Die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, werden aus der Beschreibung der Fahrt selbst am besten erhellen, die wir in der „Alta Kalifornia" von San Franzisko finden. Die Fahrt begann von Sacramento Cyty am 17. Juni. Tropischer Sommer herrschte in der Hauptstadt des Goldstaates. Oleanderbäume mit ihren glänzend rothen Blüthen, Rosen von allen Farben, oft die Wohnung halb verdeckend, riesenhafte Fuchsien, welche an den Mauern emporrankten, treffen überall das Auge. Man glaubt sich nach New-Orleans versetzt mit seinen immergrünen Bäumen und Magnoliablüthen. Der Eisenbahnzug bewegt sich über das Nicholson-Pflaster, vorbei an den noch nicht vollendeten Riesenmaschinenwerkstätten der Stillen-Weltmeer-Bahn das Thal des Sacramento entlang. Am östlichen Horizonte heben sich die Kolosse der Sierra Nevada ab, in blauen Duft gehüllt, gegen welchen die schneebedeckten Koppen prächtig abstechen. Die Strahlen der Sonne werden von ihnen in den mannigfachsten Farben zurückgeworfen, die eine fernere Spitze funkelt wie ein Eisberg in allen Farben des Opals, die andere gleicht einer vom feinsten Roth durchscheinenden Riesenmuschel, eine dritte scheint glänzend weiß, wie getriebenes Silber. Die Gegend am Fuße der Gebirgkette ist offen, nur wenige Bäume und Hütten sind sichtbar. Der Zug geht weiter, die Bergspitzen verschwinden, die Hitze wird drückender, die prächtigen Erdbeeren, Birnen, Kirschen und anderen Sommerfrüchte, welche zum Verkauf in den Waggons angeboten, finden zahlreiche Käufer. Kürzer und schärfer stöhnt das Dampfroß; man fühlt beim Zurücklehnen im Sitz, daß man aufwärts gezogen wird. Es geht steil und immer steiler hinauf, vorbei an kleinen Minendörfern und Händlerposten, immer höher und höher, bis um 9,50 Vormittags Colfar erreicht ist, das 54 Meilen von Sacramento, 2448 Fuß hoch im Gebirge liegt. Auf hohen Erdwerken bewegt sich der Zug weiter um Kap Horn herum, ängstlich blicken nervenschwache Passagiere ins Thal herab, an dessen abschüssiger Felswand die Bahn hinläuft und aus dessen Tiefen der Amerikan Revier nur noch wie ein gelbes Band heraufleuchtet. Acht Meilen von Colfar passiren wir das Goldgräberlager von Secret Town und blicken aus einer Höhe von 2985 Fuß wieder in das Thal zurück. Wieder vorwärts und aufwärts braust die Lokomotive, zwischen den Gebirgen hindurch tauchen im Hintergrunde neue Gebirge auf, die heiße Luft des Thales erreicht uns nicht mehr, die Schneefelder senden uns von den höheren Regionen ihren kühl fächelnden Gruß. Die Luft wirkt wunderbar erheiternd, unsere Stimmung steigt höher mit jeder neuen Station der Himmelfahrt. 67 Meilen von Sacramento blicken wir auf die erschöpften Minen von Dutch Flat herunter, das uns flach genug vorkommt. Zwei Meilen weiter berühren wir Alta, dessen Dächer bereits jene steile Form der Alpenwohnungen annehmen, welche die großen Schneemassen des Winters nothwendig machen. Die Seiten des Gebirges zieren stattliche Tannenwälder, deren Stämme immer höher emporsteigen mit der steigenden Bahn. Wir sind 3625 Fuß über dem Meere. Der

Strom fern unten im Felsenthal erscheint fast als ein safrangelber Faden, der Zug klammert sich ans Gebirge, wie die Schwalbe an die Klippe im Meere. Schnee erscheint nicht weit über uns an den Seiten, und an der Bahn bemerken wir von Zeit zu Zeit mächtige Balkenwehren über dem Geleise zur Abwehr der Schneemassen. Hinter Shady Run Station treffen wir den ersten Tunnel, 4500 Fuß über dem Meere. Rauher wird das Gebirge, die Schneefelder nähern sich mehr und mehr dem Geleise. Höher und höher stürmen wir fort in das Herz der Sierra, kleiner werden die Bäume, Cedern und Kiefern treten an die Stelle der stattlichen Tannen, wir sehen die rothe Erde des Goldgürtels unten nicht mehr. Graue Granitfelsen werden häufiger, die kleinen Gebirgsspitzen auf beiden Seiten der Bahn zeigen kahle Häupter. Oede und einsam ist ringsum die Gegend. Ein neuer Tunnel wird durchschossen. Crystal Lake liegt hinter uns, wir halten in Cisco, lange Zeit das Ende der Bahn, 5900 Fuß über dem Meere und immer noch steigt die Bahn. Verschwunden sind Fichten und selbst die Kiefern. Der Weg führt durch Granitfelsen, durch welche Pulver die Oeffnung gesprengt hat. Ueberall, so weit das Auge reicht, unermeßliche Schneefelder, durch welche die Schaufel dem Zuge vorangegangen. Wir glauben uns in eine Wintergebirgsgegend Neuenglands versetzt. Die steilen Abgründe herab toben Flüsse und Bäche, kalt wie das Wasser des schmelzenden Schnee's. Der Bahn entlang zeigen sich Massen chinesischer Arbeiter, welche die Strecke vor uns frei geschaufelt oder welche sich vorbereiten, in das große Bassin Nordamerikas hinabzusteigen, dort weiter an der Riesenbahn des Festlands zu schaffen, dessen westliches Ende sie vollendet. 102 Meilen von Sacramento erreichen wir Summit Valley, das 6800 Fuß über dem Meere sich erhebt. Höher erheben sich an beiden Seiten des Geleises die Schneewälle. Zwei Meilen weiter, und der große Tunnel, 1959 Fuß lang, schaut uns mit seinem Cyklopenauge an. Wir haben endlich den Gipfel der großen Sierra erstiegen und können das non plus ultra auf die Granitwände des Tunnels schreiben. Wir sind 7043 Fuß über der Meeresfläche, die Luft ist kalt und feucht, jedoch nicht drückend, wie man von der verdünnten Luft in dieser Gebirgshöhe erwarten sollte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auch er war in Arkadien gewesen.) Aus Lissa wird folgendes Kuriosum gemeldet: Der Professor T. vom hiesigen Gymnasium besuchte mit seinen beiden Töchtern gegen Anfang des vorigen Monats das Bad Landeck. Bei seiner Rückkehr von dort ließ er seine Töchter noch für einige Zeit zurück. Eine fällig gewordene Geldsumme, die er zu erwarten hatte, bestimmte er nach „Bad Landeck (Arkadia)" unter seiner Adresse zu senden. Letzteres geschah auch pünktlich seitens des Verpflichteten. Aber nun denke man sich, daß dieser Geldbrief auf dem kürzesten Wege nach dem Bade Landeck in Arkadien (Griechenland) befördert wurde. „Arkadia", der Name des Wohnhauses — wie bekanntlich alle Wohnhäuser in den Badeorten besondere unterscheidende Namen tragen — galt für Arkadien in Griechenland. Der Brief ging auch richtig über Wien, Triest, per Adria nach Morea und kam nach dieser langen Irrfahrt nach Berlin mit dem Poststempel aller jener größeren Speditionsorte und der schließlichen Bemerkung zurück, „daß kein Bad Landeck in Arkadien zu finden sei." Demnächst erfolgte die Absendung des Briefes nach Bad Landeck und gelangte auch glücklich noch an seine Adresse, nachdem immerhin „auch er war in Arkadien" gewesen.

Leben.

Unser Leben gleichet einem Schiffe,
Es durchfurcht das große Meer der Zeit,
Wilde Stürme bald, bald Felsenriffe,
Glück und Freude und auch tiefes Leid,
Alle die sind unsere Begleiter,
Und das Schiff zieht muthig immer weiter.

Kompaß ist das Herz, nach dem sich's richtet,
Zu erreichen unser vorgestecktes Ziel,
Das es, wenn die Anker wir gelichtet,
Vorwärts führt ins wilde Wellenspiel;
Hoffnung sind die Segel, die sich drehen,
Wie gerad' der Wind, das Glück will wehen,

Und der Glaube, der regiert das Steuer,
Lenkt das Schiff zum großen Hafen hin,
Freude sind die Flaggen, die mit Feuer
Uns're Seelen hoffnungsvoll umzieh'n,
Stolz herab auf unser Schifflein späh'n,
Und die Liebe ist der Kapitän.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Dienstag, 1. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

„Ja, wenn der Dollart nicht wäre!“ rief Fehringer.

„Was, Dollart!“ rief zornig der Wirth. „Sich nicht fangen lassen ist die Kunst!“

„Dem trau' Einer!“ sagte Fehringer. „Ich weiß mehr als Du!“

„Nun, was weißt Du denn?“ fragte spottend der Wirth.

„Wir sind allein,“ sprach mit feierlichem Ernste Fehringer, „da kann ich reden. Du weißt, sie sagen, der gehe nicht mit rechten Dingen um; er habe — einen Pakt mit dem Bösen und darum fange er die Schmuggler so oft. Ich hab's gesehen, daß es nicht just ist mit ihm. Glaub' mir's. Ich bin kein Hase, aber es gibt Dinge, die Einem eiskalt machen.“

„Du abergläubischer Narr!“ rief zornig der Wirth. „Wenn er Alles wüßte, so wären die Schmuggler nicht gestern ihm vorbeigewischt.“

„Mag sein,“ entgegnete Fehringer, „aber was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz. Es war heute vor drei Wochen und Samstags Abend. Ich war im Walde, um mir eine Last guter Schippenstiele zu hauen. Der Mond schien hell wie am Tage. Ich lag, weil ich den Förster witterte, im Busch und hielt mich still, wie der Hase im Lager sitzt, und duckte mich. Da sah ich Einen am Saume des Waldes schleichen; aber es war der kleine, dicke Förster nicht, sondern die lange, hagere Gestalt des Douanen Dollart. Nicht weit von mir stand ein alter Sünder, Du weißt ja die hohe Eiche am Heiligenbrunnen? Da sah ich ihn stehen, mutterseelenallein. Da pfiff er plötzlich kurz, hell und gellend, und blitzschnell war noch Einer bei ihm, auch angethan wie ein Douane, eine Flinte im Arm, einen Hut auf wie Dollart. Sie flüsterten mit einander. Plötzlich dreht sich der Fremde um und sein Gesicht war — rabenschwarz! — Gleich darauf gingen sie nach dem Sillrotherwalde hin und Piff! Paff! hör' ich die zwei Flinten knallen, und sie hatten die Waare der Schmuggler, zehn reiche Bündel, die ihm ein höllisch Geld einbrachten. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz, Kamper. Ich weiß, daß weit und breit kein Douane ist als er, und ich hab' ihn allein aus seinem Hause gehen sehen und allein heim gehen. Mach's rund, wenn Du kannst!“

Der Wirth schwieg und es rieselte ihm kalt über den Rücken, eiskalt, denn die Schmuggler hatten den Schwarzen auch gesehen, als sie von ihm betroffen wurden, und sie ihre Bündel abwarfen und davonliefen.

„Larifari!“ sprach er; „Ihr habt in der Angst Alles doppelt gesehen und schwarz sehen in der Nacht alle Katzen aus. Du könntest als Schmuggler mehr leisten, als Alle zusammen, weil Du den Spitzbuben auslauern könntest; ja, Dein Martin, der mit der schönen Claire gar gut stehen soll, wie der Adam Ries will herausgefunden haben, könnte es erst recht auslunken, wohin der lange Dollart geht. Ginge er rechts, so ginget Ihr links, dann wäre das Fangen denn doch eine Kunst.“

„Mein Martin hat mit dem Douanenmädel Nichts zu thun!“ rief Fehringer zornig. „Der Neidsack, der Adam Ries, hätte das Mädel gern zur Frau, aber es mag ihn nicht, und daher meint er, mein Martin, der ein bildhübscher Jung' ist, müßt' mit dem Mädchen Liebhaben spielen. Glaub' dem Lügner nichts. Der hält's mit dem Dollart und könnte er, so verriethe er ihm Alles.“

„Mag sein,“ versetzte der Wirth, „aber ausspioniren könntet Ihr den Dollart doch und schmuggeln helfen. Ist Dir's recht, so schlag' ein; aber ein Schloß vor den Mund, hörst Du, und morgen beginnt Arbeit und Verdienst.“

Fehringer stieg das Blut in den Kopf, daß er schier schwindelig wurde. Eine Weile saß er da und wußte nicht, sollte er einschlagen oder nicht — dann aber schlug er rasch ein.

„So ist's recht," sagte der Wirth. „Nun will ich Dir noch vertrauen, daß in meinem Hause die Bündel liegen und Ihr von hier aus sie auf den Hof traget. Ich zahle Euch den Lohn aus und ein solcher Verdienst läßt sich hören."

Noch eine Weile redeten sie halblaut, dann ging Fehringer heim und Martin trat ihm aus der Werkstatt entgegen.

II.

Dollart war ein Elsäßer und dazu ein pfiffiger Mensch, was nicht leicht alle Elsäßer sind; aber was sie meist sind, von Herzen gutmüthig. Er suchte seine Familie ehrlich zu ernähren. Wenn ihn der Dienst nicht in Anspruch nahm, saß er auf seinem Webestuhl und wob Damastleinen, in welcher Kunst er Meister war. Seine Frau stand mit den Bauersfrauen ungemein gut; denn sie verstand die Hauben zu machen, zu waschen und zu bügeln und Claire half wacker. Dollarts waren nicht stolz, kleideten sich bescheiden und Claire ging mit den Mädchen freundlich um, und wenn die Burschen und Mädchen Sonntags Abends vor's Dorf spazieren gingen, da war sie dabei und ihre glockenreine Stimme hörte man vor allen.

Die Mädchen waren freilich mit Claire nicht zufrieden; ihr aber konnten sie doch keinen Vorwurf machen, weil sie im Grunde unschuldig daran war. Das lag nämlich so. Claire war 18 Jahre alt und schön wie ein Engel. Eine hohe, stolze Gestalt, mit braunem Haar, so glänzend wie die Schale der reifen Kastanie, wenn sie aus der Kolbe fällt; mit Augen so groß, so klar, so freundlich, daß man nichts Herrlicheres sehen konnte; mit einer Hautfarbe wie der junge Schnee, auf dem die Morgensonne ruht im ersten Strahle; mit einer Leichtigkeit des Ganges und der Bewegungen, als hingen alle diese reizenden Glieder in seinen Drähtchen — kurz — schöner war weit und breit kein Mädchen, obgleich im Dorfe die schönsten der ganzen Soonhöhe zu finden waren und die auswärtigen Bursche sich manch' Mädchen heim holten zum Aerger der Einheimischen.

Seit Claire im Dorfe war, hatten alle Bursche nur Augen für sie, und es schien, als seien die anderen bildhübschen Mädchen gar nicht da; aber Claire gab doch gar keine Veranlassung dazu. Sie zeichnete Keinen aus, ging Keinem zu Gefallen und, wenn sie auch gegen Keinen unfreundlich war, so hatte sie doch so eine merkwürdige Art, daß es Keiner wagte, sich ihr zu nähern oder einen Scherz mit ihr zu machen. Es war ordentlich ein Respekt, den sie vor dem munteren Mädchen hatten, als ob's die Pfarrerstochter wäre.

Wenn nun auch so ein heimlicher Neid in dem Herzen der Mädchen saß, so ließen sie's denn doch die herzliebe Claire nicht entgelten; denn das hätten sie gar nicht fertig gebracht, weil sie zu gut, freundlich und lieb gegen Jedermann, ohne Ausnahme.

Und wenn auch die schöne Claire keinen der Burschen auszeichnete, so war doch Einer, der es besser wußte als Alle, wie es um ihr Herz stand, welch' eine Seligkeit es war, von ihr geliebt zu sein — und das war — — Fehringers Martin, ihr Nachbarssohn.

Martin war so alt als Claire, und die Mädchen im Dorfe waren alle einstimmig darin, er sei der schönste, bravste und bescheidenste Bursch im Lande. Das konnte ihm aber auch selbst der Adam Ries nicht ableugnen, der's doch so gern gethan hätte, weil er ihn beneidete. —

Martin war groß, stark gebaut und doch schlank. Seine Haltung war gerade. Um sein blühendes Antlitz sproßte der junge Bart und gab ihm eine dunklere Beschattung, auch wenn er ihn sorgsam abrasirte. Dunkle Locken fielen in kleinen Ringeln um das schöne Oval seines Gesichtes, und seine Augen leuchteten, wie zwei Sterne. Seine Haltung war still und ernst; sein Leben fleißig und vorwurfsfrei. Daß er arm war, that nichts; denn der Müller in der Mühle war sein Ohm und Pathe, und er sein Liebling, wenn er auch seinen Vater nicht leiden konnte, der seine selige Frau, des Müllers Schwester, übel behandelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*Nekrolog.

Ein berühmter Landsmann ist am 16. August abhin zu München, seinem letzten Wohnorte, unerwartet schnell von der Erde geschieden. Wenn auch der Verewigte nicht in der Pfalz geboren war, so hat er doch seine Jugendzeit in Zweibrücken zugebracht, seine Vorbereitungspraxis daselbst bestanden und über 21 Jahre lang in verschiedenen Aemtern allda fungirt, so daß wir — zumal in Betracht der Abstammung seiner Eltern, welche beide Zweibrücker Familien angehörten, — ihn stolz den unsrigen nennen dürfen.

Carl Friedrich v. Heintz, Staats- und Reichsrath, Präsident des Oberappellationsgerichtes, war

zu Kleeburg*) bei Weißenburg im Elsaß am 14. Germinal X (4. April 1802) aus der Ehe des dortigen Pfarrers Philipp Casimir Heintz und der Friederike Richter geboren. Sein Vater, ein gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller, kam schon in den nächsten Jahren nach Zweibrücken und wirkte hier theils als Professor am Gymnasium, theils als Prediger an der Alexanderskirche, bis er im Jahre 1818 als Rath ins Oberkonsistorium zu München berufen wurde, wo er zugleich Stadtpfarrer war und im Jahre 1836 starb. Die Mutter Friederike Richter lebte noch etwa 8 Jahre länger, brachte aber ihre letzten Lebensjahre in der Pfalz an verschiedenen Orten zu, da alle ihre Kinder — die jüngste Tochter war bis 1841 noch bei der Mutter — damals in der Pfalz lebten. — Von den Schriftwerken des Vaters Heintz erwähnen wir: Die Geschichte des Herzogthums Zweibrücken, die Spezialgeschichte dieses Landes während des 30jährigen Krieges, die Alexanderskirche in Zweibrücken, le Collège de Deuxponts und das nach seinem Tode erst edirte Werk über die in der Pfalz gefundenen Spuren römischer Niederlassungen.

Nachdem der junge Heintz seine Studien in Erlangen und Heidelberg vollendet und seine Praxis in Zweibrücken gemacht, auch im Jahre 1825 die Staatsprüfung bestanden hatte, erhielt er am 18. Dezember 1826 seine Ernennung als Anwalt in Zweibrücken, am 7. September 1831 als Staatsprokurators-Substitut, am 20. Dezember 1833 als zweiter, am 15. Januar 1838 als erster Staatsprokurator am Appellationsgerichte, am 24. Januar 1839 als Rath an diesem Gerichtshofe, wo er bis zum 24. März 1848 thätig war, nachdem er, inzwischen in die Abgeordnetenkammer gewählt, an der Gesetzgebung des Jahres 1846 (Exekutionsverfahren, Beschränkung der Oeffentlichkeit rc.) mehrfach als Referent Theil genommen und zeitweise als zweiter Präsident die Kammerverhandlungen selbst geleitet hatte. Am 17. September 1845 erhielt er eine Ernennung als Rath des Oberappellationsgerichtes, erlangte aber auf sein Ansuchen unterm 14. Oktober darauf die Enthebung von dieser Stelle. — Während seines Wirkens in Zweibrücken zeichnete er sich durch gediegene juristische Bildung, insbesondere aber durch eine merkwürdige Klarheit der Auffassung und des Ausdruckes aus; er arbeitete mit außerordentlicher Leichtigkeit, und doch waren seine Referate in Prozessen sowohl als in Gesetzgebungs-Fragen (z. B. gerade über das Exekutionsverfahren —) gründlich und erschöpfend. Seine Leitung der Schwurgerichtsverhandlungen war meisterhaft zu nennen, und seine Unparteilichkeit als Vertreter der Staatsbehörde charakterisirt sich am besten durch seine Aeußerung: „ein Angeklagter brauche eigentlich keinen Vertheidiger, die Staatsbehörde könne und müsse ja die Entlastungsmomente ebensowohl aufgreifen als die Belastungsmomente."

Diese Aeußerung war nicht eine bloße Redeform, sie ging von Herzen; bei keinem seiner prunklosen, aber klaren und fließenden Vorträge gerieth er in Aufregung und Hitze, geschweige denn daß er sich zu harten Aeußerungen gegen die Angeschuldigten hätte hinreißen lassen.

In der Mitte der 1840er Jahre setzte er mit zwei Pfälzer Juristen, die jetzt hohe Posten in München einnehmen, die von dem gewesenen Rathe Th. Hilgard früher begonnenen Annalen der Rechtspflege fort, wurde aber durch ein Ereigniß darin unterbrochen, welches ihm die Verpflichtung auflegte, seine ganze Arbeitskraft dem Staatswohle zuzuwenden.

König Maximilian II. (gesegneten Andenkens) berief ihn gleich nach seiner Thronbesteigung, nämlich am 24. März 1848, in den Staatsrath und ernannte ihn am folgenden Tage zum Staatsminister der Justiz. Die reformirende Gesetzgebung des Jahres 1848 ist hauptsächlich sein Werk; Tag und Nacht arbeitete er rastlos, und seine Familie soll ihn monatelang bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten vermißt haben. In der bayerischen Geschichte wird Heintz zu allen Zeiten unter den Gesetzgebern ruhm- und glanzvoll genannt werden; in welcher Achtung er bei Hoch und Nieder stand, kann Derjenige beurtheilen, der gesehen und gehört hat, wie, lange nachdem er vom Ministerposten abgetreten war, bei seinem öffentlichen Erscheinen in München alle Häupter sich entblößten und Jeder seinem Nachbarn zuflüsterte: „Herr v. Heintz!" — gerade als wenn eine fürstliche Person erschiene.

Am 5. März 1849 trat Heintz in Quiescenz, wurde aber unterm 24. d. Mts. zur neugeschaffenen Stelle eines zweiten Präsidenten des Oberappellationsgerichtes berufen, in welcher er Gelegenheit fand, bei Anwendung der pfälzischen und der von ihm selbst geschaffenen neuen Gesetze als Vorsitzender des obersten Gerichtshofes für Schlichtung von Kompetenz-Konflikten, des Kassationshofes und anderer Senate seine vielseitigen Kenntnisse praktisch nutzbar zu machen. Sein Austritt aus dem Ministerium war durch die Verhältnisse geboten; eine mächtige

*) Dieser Ort hat der Zweibrücker Pfalzgrafen-Linie, welche von der Burg Neukastel bei Leinsweiler früher die Neukasteler hieß, seinen Namen gegeben. Sie hieß nämlich die Kleeburger Linie, aber auch die schwedische, weil 3 Prinzen aus derselben (Carl X., XI. und XII.) Könige von Schweden waren. (Carl XII. war zugleich regierender Herzog von Zweibrücken, und mit dessen Nachfolger im Herzogthum, Gustav Samuel Leopold, starb diese Linie aus.

Partei mußte die volksthümlichen Minister verdrängen, obgleich sie sich auch über den Erfolg täuschte; offenbar hatte dieselbe gehofft, ihresgleichen an's Ruder zu bringen, was eben doch nicht gelungen ist. Als die Revolution des Jahres 1849 ausgebrochen war, äußerte ein Mitglied der Reichsrathskammer öffentlich, die abgetretenen Minister hätten ja den Pfälzern die Waffen in die Hand gegeben; was damit gesagt werden wollte, ist leicht zu erkennen, es ist die Beschuldigung, daß die Minister Heintz und Genossen den Aufstand angefacht hätten! — Heintz ein Revolutionär!! — Besagte Aeußerung kam von demselben damaligen Reichsrathe, welcher gegen die Einführung des Notariates eiferte, weil überall da, wo dieses Institut existire, Revolutionen an der Tagesordnung seien!!

Ueberhaupt war Heintz nicht immer auf Rosen gebettet; er wurde selbst mit seinem bloßen Minister-Pensionsgehalt ad 3000 fl. zur Aktivität berufen und mußte erst auf dem gerichtlichen Klagewege seinen wohlbegründeten Anspruch auf den vollen Gehalt eines Staatsrathes mit 6000 fl. geltend machen. Unbeirrt ging er aber immer den geraden Weg des Gesetzes und seiner Ueberzeugung, erlangte auch die scheinbar ganz verlorene Gnade seines Königs wieder, der ihm auf Neujahr 1860 den Comthurgrad des Civilverdienstordens und damit den Personaladel verlieh, mit der ihm mündlich gemachten Erklärung, er habe erst jetzt erkannt, daß er an ihm nicht einen Feind, sondern einen wahren treuen Freund besitze.

Eine fernere Kränkung war ihm noch einmal später dadurch geworden, daß er bei Vakatur der ersten Präsidentenstelle übergangen wurde; allein diese Scharte wurde bei nächster Gelegenheit ausgewetzt und ihm am 17. Oktober 1866 die erwähnte Stelle zu Theil unter Einziehung der 2. Präsidentenstelle.

Im Jahre 1848 hatte er das Comthurkreuz des Michaelsordens, später aber und bis zum Jahre 1860 keine weitere Auszeichnung erhalten; jedoch war er schon im Jahre 1848 in die Reichsrathskammer berufen worden, der er bis zu seinem Tode angehörte. Sein Referat über den neuen Civilprozeß lag am 16. August abhin Vormittags in Reinschrift auf dem Schreibtische vor ihm, als ihn ein Schlagfluß traf, in Folge dessen er am Abend des nämlichen Tages verschieden ist. Er hatte von einem früheren leichtern Anfalle durch eine Kur in Wildbad ausgezeichnete Erholung gefunden, so daß man eine solche Katastrophe wenigstens nicht für so nahe halten konnte. Etwa 14 Tage vor seinem Tode noch hatte er seine Kinder und Verwandten in der Pfalz besucht und seinen jüngsten Sohn, der in Speier absolvirte, abgeholt; außer einer etwas schiefen Körperhaltung (die ein Arzt als Zeichen eines Rückenmarkleidens ansah,) war keine Spur von Krankheit zu erkennen, wenngleich seine frühere Korpulenz ziemlich abgenommen hatte.

Betrachten wir unsern Mann in seinem häuslichen und Familienleben, so begegnen wir hier der größten Einfachheit, Mäßigkeit, Ordnung, der innigsten Gatten- und Kinderliebe. Am 12. August 1828 vereinigte ihn das Band der Ehe mit Marianne Juliane Hertel, Tochter unseres hochverehrten Gymnasialrektors Heinrich Hertel (im Sommer 1851 im wohlverdienten Ruhestande hier verstorben), aus dessen Ehe mit der schon im Herbste 1814 verlebten Salomea Petri. Die Heintz'sche Ehe war glücklich, wenn auch nicht ungetrübt, da einige schon erwachsene Kinder aus derselben gestorben sind; 4 Kinder haben mit der Mutter den Vater überlebt, 2 Söhne (1 in der Pfälzer Magistratur angestellt, 1 im Begriffe die Universität zu beziehen) und zwei verheirathete Töchter. Als Ehegatte und Vater war Heintz nicht weniger ausgezeichnet, wie als Jurist und Staatsbeamter. Eine ihm innewohnende unbegrenzte Herzensgüte sprach sich in seiner Physiognomie und in seinem ganzen Wesen aus und nahm Jeden beim ersten Anblicke für ihn ein. Sie leitete alle seine Handlungen im Familien- und Privatleben, verließ ihn auch auf dem Richterstuhle nicht, wenngleich hier das Recht die verdiente erste Stelle bei ihm einnahm. Jugendbekannte und Freunde verleugnete er nie, blieb ihnen mit der alten Herzlichkeit zugethan, wenn auch ihre Lebensstellungen von der seinigen noch so sehr verschieden, durch eine große Kluft getrennt waren.

Daß wir Zweibrücker Ursache haben, auf diesen unsern Landsmann stolz zu sein, ergibt sich zur Genüge aus der obigen ganz auf Wahrheit beruhenden einfachen Schilderung; in Zweibrücken durfte daher, nachdem von keiner Seite die Verdienste des Verlebten in gebührender Form besprochen wurden, selbst nicht in den ihm so hoch verpflichteten jenseitigen Kreisen, — der Hingang dieses Mannes nicht blos mit einer kurzen Notiz gemeldet werden. Es dauert vielleicht nicht lange, daß man sich jenseits die Frage stellen wird: ob nicht der Schöpfer des neuen Strafprozesses ebensowohl ein Monument verdiene, als Kanzler Kreitmayer.

Zweibrücken, im August 1868.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Donnerstag, 3. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Stand auch das Erbe im weiten Felde, so kam's doch einmal sicher, und wenn jetzt der Müller die Hände fest zuhielt, so kam das ja dem Martin allein zu gut.

Seit Dollarts Claire im Dorfe war, konnte man freilich an dem Martin etwas merken. Er hatte kein Mädchen, keinen Schatz, und wahrhaftig, Jede hätte sich glücklich gepriesen, die sich hätte sagen dürfen, sie sei's, die er erkoren.

Manchmal sagten die Mädchen unter sich: Es ist mit den Zweien, der Claire und dem Martin, nicht richtig; denn heute hatte Die gemeint, sie hätte Martin auf einem Blicke ertappt, der unbewacht zu Claire geflogen, und die Fülle einer innigen Liebe verrathen; morgen meinte Jene, sie habe es gesehen, wie Claire's wundervolle Augen lang und ausdrucksvoll auf Martin geruht, und sie roth geworden sei bis an die Ohrläppchen, als sie sich bemerkt und beobachtet gesehen; allein dabei blieb's, und sicherere Beweise fehlten, wie sorglich auch die Beobachtung war.

Die Liebe, auch die reinste, ist schlau. Das ist eine Welterfahrung und eine Thatsache, für die tausend Beweise vorliegen. Das Geheimniß ist so süß; ist ein so gewaltiger Zauber, daß seine Macht unendlich groß und weitreichend ist. Das selbsteigene Wissen um die Liebe des geliebten Wesens entschädigt für Alles, und ein Augenblick glücklicher Gemeinschaft reicht hin auf lange Zeit des Entbehrens. Das zeigte sich bei Claire und Martin im hellsten Lichte. Sie hatten sich liebgewonnen, ehe Eins dem Andern nur irgend seine Liebe verrathen. Ein Moment aber war entscheidend gewesen. Claire stand einst am Bache, Wasser zu schöpfen. Ein von ihr geliebtes Kind einer benachbarten Familie war ihr gefolgt und stürzte in den Bach, der es mit sich fortriß. Verzweifelnd schrie das Mädchen um Hilfe. Martin kam gerade am Ufer des Baches durch die Schlucht herauf. Er vernahm den Ruf, erkannte die Stimme und beeilte seine Schritte. Da sah er das Kind, stürzte zum Ufer in den Bach und rettete das Kind. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen. Martin trug das Kind zu Claire und Beide brachten es in das Leben zurück. Claire eilte hinweg, trockene Kleider zu holen, was ihr unbemerkt möglich war, da die Eltern des Kindes auf dem Felde waren, Claire aber im Hause sehr befreundet und bekannt war. Beide kleideten das Kind um und pflegten es, bis es wieder ganz munter war. Nun reichte Claire Martin ihre Hand, die er nicht wieder loslassen wollte und die ihm Claire auch gern ließ.

Während das Kind vor Erschöpfung auf Claire's Schooß einschlief, plauderten Beide traulich und das süße Geheimniß der stillen Brust fand seinen Weg über die Lippe, und über dem schlafenden Kinde wurde der Bund der Herzen geschlossen, aber auch das gegenseitige Gelöbniß abgelegt, daß Niemand ihre Liebe ahnen dürfe.

Das hielten sie treu und jene Aeußerungen der Mädchen waren mehr eine Zusammenstellung von Vermuthungen, als wirkliche Thatsachen. Daß sie Beide beobachtet wurden, wußten Beide nur zu wohl; denn Adam Ries verfolgte die liebliche Claire mit seiner Liebe, und die Mädchen wollten auch, wie dieser, um jeden Preis dahinter kommen, ob denn, wie sie sagten, Claire ein Herz von Stein habe, und ob denn Martin absolut ins Kloster gehen wolle, da er doch Protestant und nicht einmal ein Kloster im Lande sei.

Zu diesem Geheimniß trieb sie auch noch ein Anderes. Claire's Vater war ein strenger Mann und würde eine Neigung seines Kindes zu einem bloßen, dazu unbemittelten Bauernburschen durch-

aus nicht gebilligt haben, und der Müller in der rothen Mühle war ein so erbitterter Franzosenfeind, daß er eine solche Verbindung seines lieben Pathen und muthmaßlichen Erben nicht würde geduldet haben.

Hoffnung ist allewege die Begleiterin der Liebe. Auch Martin und Claire hofften, und das um so mehr, als ihre Liebe in ihrer Lauterkeit gewiß des himmlischen Schutzes würdig war.

Dem Bedürfniß der liebenden Herzen genügte es, sich selten zu sehen. Da die Hauswiesen an einander stießen und Martin jede Stunde des Tages in der Werkstatt hinter dem Hause saß, so fehlte es nicht an dem, was das Herz ersehnte. Sie sahen sich, sie wechselten über den Zaun weg ein paar süße Worte, drückten sich die Hand, und wenn an den Sonntagnachmittagen die Bursche und Mädchen im hellen Haufen spazieren gingen und Lieder sangen, so sahen und hörten sie sich, und das genügte den bescheidenen Herzen, und mehr heischten sie nicht.

Auch an dem Abend, als Martins Vater den Bund mit dem Kamper gemacht und Martin ihm aus der Werkstatt entgegenkam, hatten Beide ein halbes Stündchen unbemerkt gekost und voll stiller Freude war Jedes in das Haus getreten. Wenn auch die gute Lenebas, die Fehringer's Hauswesen leitete, um die Liebe der Beiden allein wußte, so sprach sie doch kein Wort darüber, und weder ein Scherz, noch eine leise Andeutung färbte jemals Martins Wangen höher. Die alte, gute Seele hatte ihren braven Martin viel zu lieb und auch das freundliche Douanenkind liebte sie wie eine Mutter. Sie war der Meinung, Beide seien so recht für einander geschaffen, und konnte sie irgend eine Gefahr abhalten, so that sie es gewiß. Sie wachte ordentlich oben im Hause am Dachfenster ihres Kammerladens, wenn etwa Jemand käme, der sie überraschen könnte, und machte dann irgend ein Geräusch, das die Liebenden schnell aus einander trieb, ehe die Gefahr nahte. Wie ein treuer Schutzgeist wachte sie über ihrer Liebe, ohne daß ihr das Schweigen Martins wehe gethan hätte. Einen Mangel an Vertrauen sah sie darin gar nicht.

Fehringer sah sie auch heute kommen und rief laut einer Nachbarin ein paar gleichgiltige Worte zu, welche schnell die Unterredung der Beiden beendete.

Fehringer trat zu Martin.

„Laß uns in die Stube gehen, Martin," sagte er. „Ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Wir sind jetzt noch allein."

Martin folgte seinem Vater und dieser theilte ihm das mit, was sich eben zwischen ihm und Kamper zugetragen.

Martin erschrack. Er überblickte schnell die Gefahr des Unternehmens und eine Stimme in seinem Innern ließ ihn das Unrechte desselben richtig erkennen — und die Gefahr, die durch diesen Erwerb seiner Liebe drohte. Er sprach tief bewegt sich aus. Der Vater hörte ihn ruhig an.

„Martin," sagte er, „Du bist verständig genug, einzusehen, daß wir so, wie es jetzt um uns steht, nicht lange bestehen können. Alle Bauern laufen zum Wagnerjörg, der gut und wohlfeil arbeitet, wohlfeiler, als wir es können. Wie er das fertig bringt auf die Dauer, wo doch das Nutzholz so theuer ist und alle Tage theurer wird, weil die Förster mit dem Fällen geizen, das weiß ich freilich nicht und ist auch seine Sache; aber das weiß ich, daß ich so an den Bettelstab komme und bald. Schulden drücken uns jetzt schon. Wohin soll es kommen? Seit hundert Jahren waren in unserm Dorfe keine Bettler, sollen wir die ersten sein?"

„Vater," sagte Martin, „ich will Holzhauer werden!"

„Das ist ein schlechter Verdienst," antwortete der Vater. „Wenn's gut geht, verdient Einer das Wasser, das er trinkt. Die Förster haben Alles ausgespitzt."

„So will ich mich als Knecht verdingen; Ihr mit der Bas bringet Euch durch und von meinem Lohn will ich Alles abgeben, was mir von meiner nothwendigen Kleidung übrig bleibt."

„Das ist gut, aber reicht nicht aus," fuhr Fehringer fort. „So viel wie wir da verdienen, kannst Du nicht erwerben."

Nun stellte er ihm das, was verdient werde, ins Licht; redete dem braven Sohne zu, bis dieser endlich aus kindlichem Gehorsam nachgab und einwilligte; als aber der Vater vom Ausspionirен des Douanen Dollart zu reden begann, wies Martin dies mit einer Hast und einem Eifer zurück, daß Fehringer zu argwöhnen begann. Indessen schwieg er darüber doch und entschloß sich, dies Geschäft selbst zu übernehmen.

Martin ahnte, was in der Seele seines Vaters reifte, und sah darin eine neue Gefahr, die dem Geheimniß seiner Liebe drohte. Als ihm Fehringer von dem Schwarzen zu reden begann, den er selber gesehen hatte, wurde Martin betroffen. Von dem Aberglauben seines Vaters war er frei; aber es dämmerte in seiner Seele eine Ahnung, die ihn tief ergriff, die ihn ernst und traurig stimmte, weil die Möglichkeit eines unglückseligen Ausganges ihm wie ein drohendes Gespenst entgegentrat. Seinem Vater äußerte er nichts; allein hinter dies Geheimniß mit dem „Schwarzen" zu kommen, war ihm

eine Angelegenheit, welche seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ und den Schlaf von seinen Augen scheuchte, als er spät sein Kämmerlein betrat. Gar Mancherlei bewegte seine Seele, was ihn traurig stimmte.

Drüben aber im Nachbarhause ahnete das liebende Mädchen nicht, wie tiefbewegt des Jünglings Herz war, und ihre Silberstimme klang noch lange hell und rein in sein Ohr. Es war, als wollte sie ihm von ihrer Liebe reden, denn das Lied, das sie sang, drückte das tiefste und reinste Gefühl aus, das sie in ihrem Herzen trug.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Zug der Stillen-Weltmeer-Eisenbahn über die Sierra Nevada.

(Schluß.)

An der andern Seite des Tunnels schaufeln Chinesen den Schnee fort, der in ganzen Schichten, mächtige Granitblöcke darunter, auf das Geleise gestürzt ist. Aus zahllosen Spalten des Tunnels strömt das Wasser, wir waten zu Fuß durch und erkundigen uns sehnsüchtig nach den Aussichten der Weiterfahrt des Zuges. Mehrere Stunden Pause, ehe die brave Lokomotive, die uns so weit gebracht, zum Einsteigen in die Wagen die schrille Pfeife ertönen läßt. Ein neuer Schneesturz hält uns von Neuem auf, dann wieder vorwärts, um bald wieder zu halten und so fort. Die Schneewälle treten so dicht heran, daß die Wagen sie auf beiden Seiten fegen. Sechs Tunnels von je 100 bis 863 Fuß Länge sind zu durchfahren. Bläuliche Eismassen hängen an ihren Wänden herab wie die Tropfsteingebilde der Mammuthshöhle Kentuckys. Wir sind bereits 600 Fuß abwärts gelangt, wir tauchen aus dem letzten Tunnel auf, der Kondukteur ruft sich umsehend aus: „Gottlob, wir sind über das Gebirge, wir werden keinen Schneesturz mehr vorfinden." So ist es, das Riesenwerk ist vollendet nach jahrelanger Arbeit und Millionen Aufwand. Worte können das Gefühl nicht beschreiben, das uns beim Rückblick auf die hinter uns liegende Fahrt erfüllt. Rascher bewegt sich jetzt der Zug thalabwärts. Der Dampf ist abgeschlossen, die Bremsen sind angelassen, wie der Adler mit gefalteten Flügeln geräuschlos ins Thal fliegt, so bewegte sich der Zug aus dem Reiche der Luft das Gebirge herab in die große Niederung Nevadas. Um Abgründe zieht sich der Weg, unten im Thale erglänzt Donnet Lake zwischen den Fichtenhügeln. Nach 7 Meilen Fahrt erreichen wir die Mündung des klaren Sees, ein rasch dahinstürzender Strom bläulichen rothen Wassers. Nach einer Fahrt von 9½ Meilen sind wir 783 Fuß vom Gipfel der Sierra abwärts. Rascher geht es von da in das romantische Thal der Truckee, Bergströme stürzen sich aus den Gebirgen von Süden her, in denen der lieblichste See der Erde verborgen liegt, der See Tahoe. Die Waldungen sind hier von ungeheurem Umfange, sie liefern das Holz für die Bahn ostwärts. Massen von Sägmühlen treibt der schäumende Fluß, die Hügel sind von Arbeitern aller Nationen und Racen erfüllt (die Chinesen herrschen vor), sie fällen die Bäume und richten sie zu Eisenbahnzwecken her. Der Chinese sieht den ersten Zug von der Sierra herabbrausen; er begreift die ungeheure Wichtigkeit des Ereignisses, sein unerschütterlicher Gesichtsausdruck weicht, und er begrüßt mit schwingendem Hute und lautem Rufen das Dampfroß und seine Passagiere. Für ihn ist das Ereigniß von besonderer Bedeutung: es öffnet ihm den Kontinent. Schrill tönt die Pfeife, Truckee Station ist erreicht, 119 Meilen von Sacramento, 5850 Fuß über der See. Freudig sehen den Zug die Postpferde, die bis dahin den Verkehr zwischen diesem Punkt und dem Gipfel des Gebirges besorgt; ihre Arbeit ist vorüber, eine höhere Kraft ruft ihnen für immer „Abgelöst!" zu. Ihre Treiber werden ihre Zelte zusammenlegen, wie der Araber, und in der Ferne verschwinden. Breiter und breiter wird bei der Hinabfahrt das Thal des Truckee, das Gehölz wird spärlicher, Salbeibüsche treten auf, hie und da ein Stück bebautes Ackerland. Das Getreide steht hier kaum aus dem Boden heraus, während es auf dem westlichen Abhange der Sierra bereits reif und meistens schon eingebracht ist, auf jener Seite warmer, üppiger Hochsommer, auf dem Gipfel eisiger Winter, auf dem östlichen Abhang Frühlingsanfang. Noch zwei Tunnel nehmen uns auf, wir setzen wiederholt über den Fluß und treten zuletzt in die offene baumlose Fläche von Nevada, am Horizont die schneebedeckten Höhen der Washoegebirge und das wunderbare Land des Silbers vor uns. Gerade als der letzte Schimmer des Tages den Gipfel der Sierra verläßt, verkündigt das fröhliche Pfeifen der Lokomotive das Ende der Reise, wir sind in Reno, einer Stadt von Kaufläden, Hotels, Salons, Spielhöllen und Leihställen, die innerhalb eines Monats wie durch Zauber aus dem Boden hervorgesprungen. Die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, stürzt heraus, uns zu bewillkommnen. So endigte die Fahrt des ersten Passagierzuges über die Sierra Nevada.

Mannigfaltiges.

(Gott schütze uns vor unseren Freunden.) Die „Herm. Ztg." erzählt folgenden Vorfall: Unlängst verfiel eine Frau aus Kleinscheuern auf den Gedanken, ihre Büffelkuh zu verkaufen, welche sie seit ihrer Kindheit, eigentlich „Kalbheit," auferzogen. Weib und Büffelkuh waren seit Jahren aneinander gewöhnt. Letztere ließ sich also ohne Anstand und Widerstreben von ihrer Herrin nach Salzburg treiben. Allein kaum war das Thier auf dem Viehmarkt eingetroffen, so nahm es, ergriffen von einer dunkeln Ahnung, daß man es verkaufen wolle, Reißaus und den Weg im Büffelgalopp nach Toporcsa. Die Eigenthümerin lief dem Thiere nach; doch weder Drohungen noch zärtliche Zurufe vermochten es zum Stehen zu bringen. Unweit von Toporcsa macht die verfolgte Kuh plötzlich Kehrt, wendet sich gegen ihre Herrin, stößt diese mit den Hörnern nieder und stampft wüthend auf sie los. Auf das Geschrei des armen Weibes eilen mehrere Bauern mit eisernen Gabeln, Messern und Stöcken bewaffnet herbei, um die in höchster Lebensgefahr schwebende Frau zu retten; allein die wüthende Kuh wirft sich mit der ganzen Wucht ihres schweren Körpers auf das auf der Erde liegende Weib und läßt sich weder durch Schläge, Stiche, noch durch angezündete und seine Rhinoceroshaut bestreichende Holzspäne bewegen, aufzustehen. Die Leute mußten die Kuh auf dem Körper der Frau buchstäblich todtschlagen und mit improvisirten Hebebäumen fortschaffen. Die Frau selbst ist zwar noch am Leben, befindet sich aber in einem bedauernswerthen Zustande.

Eine auf dem Lande lebende reiche englische Lady schrieb an ihre Cousine, eine liebenswürdige junge Wittwe, die sich einen sehr großen Theil des Jahres in London aufhielt, da ihr das Landleben zu einsam erschien, sie möchte ihr doch den Gefallen erweisen und ihr durch Vermittelung ihrer vielen Bekannten einen Hauslehrer für ihre beiden Söhne zu verschaffen suchen, der nicht blos in allen Fächern der Gelehrsamkeit zu Hause, sondern auch musikalisch sei, gut zeichnen, reiten und schwimmen könne, ernst und doch freundlich, klug, aber nicht eingebildet, bescheiden, aber nicht schüchtern, anspruchlos und dabei würdevoll sei. Außerdem dürfe er weder zu alt noch zu jung sein, müsse aus anständiger Familie abstammen, eine feine äußere Tournure besitzen — kurz, im Innern wie im Aeußeren ein ganz vollendeter Gentleman sein. Dafür dürfe sie dem Betreffenden eine sehr angenehme und dauernde Stellung in Aussicht stellen, mit so und so viel Gehalt verbunden — wir glauben, es waren 100 Pf. Sterling! Nach einiger Zeit antwortete darauf die Freundin: „Liebe Adelaide! Ich habe einen Hauslehrer, wie du ihn verlangst, gesucht, bis jetzt aber noch nicht gefunden. Doch ich werde mich die Mühe nicht verdrießen lassen, ihn zu suchen, und sobald ich ihn gefunden habe, kannst du dich darauf verlassen, daß ich ihn — heirathen werde."

(Das Frühaufstehen.) Der Unterschied zwischen dem Aufstehen um 6 und 8 Uhr früh beträgt in 40 Jahren 29,200 Stunden, oder 3 Jahre, 129 Tage und 16 Stunden, oder 8 Stunden des Tages 10 Jahre lang, so daß das Aufstehen um 6 Uhr in Hinsicht der Geschäfte ebenso gut ist, als lebte man 10 Jahre länger.

Jemand hörte, daß Rubens mit einem Pinselstriche ein lachendes Kindesantlitz in ein weinendes habe verwandeln können. — „Dazu brauche ich nicht einmal einen Pinsel, Das kann ich mit dem Besenstiel," entgegnete er trocken.

Ein Mann, der viele Schulden hatte, lag auf dem Sterbebette. — „O könnte ich doch so lange leben, bis ich meine Schulden bezahlt hätte!" seufzte er. — „Aber wollen Sie denn ewig leben?!" entgegnete der Arzt.

(Der aufrichtige Nachbar.) Schauen's, Herr Nachbar, wenn i Sie sehe mit Ihrer Frau, dann hab i immer a große Freud'! — Wie so? — Daß sie nicht meine Frau ist!

Gemeinnütziges.

Gegen Ungeziefer wird Petroleum empfohlen, welches Mäuse und Ratten verjagen soll; Wasser, mit etwas Petroleum schlechtester Art vermischt, soll, wenn es zum Gießen angewandt wird, Schnecken und Engerlinge vertreiben, alle Insekten in den Gärten wie in den Häusern vertilgen, wenn man es in deren Schlupfwinkel gießt. Das billigste und schlechteste Petroleum soll das wirksamste Mittel zu diesen Zwecken sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Samstag, 5. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

III.

Dollart hatte im Laufe des Sommers mehrmals glückliche Fänge gemacht und das verdankte er — seiner Claire.

Der Schmuggel wurde mit einer seltenen Frechheit betrieben in den letzten Jahren. Es kamen Fälle vor, daß Douanen erschlagen oder doch an den Tod mißhandelt worden waren. Ihren Vater allein dieser Gefahr blosgestellt zu wissen, ertrug Claire nicht. Sie hatte daheim in den finstern Nächten, wo sie wußte, daß er im dunklen Walde allein einer wilden Rotte gesetzloser Menschen, Waghälse, die der Gefahr trotzten, die ihnen drohte, mitunter ruchloser, im Frevel gegen das Gesetz verhärteter Menschen gegenüberstand. Aus alten Uniformsstücken ihres Vaters hatte sie sich mit gewandter Hand eine völlig passende Uniform bereitet. Ein alter Säbel mit dem gelben Lederbandelier hing noch da und auch eine Flinte; ein alter Hut vollendete ihre Maske; aber durfte sie ihr reizendes, zartes Gesichtchen sehen lassen, ohne daß sie hätte befürchten müssen, auf der Stelle erkannt zu werden, was dann schlimmer würde gewesen sein, als das völlige Alleinsein ihres Vaters, dem es an Muth nicht gebrach? Auch hier fand sie schnell ein Auskunftsmittel. Ein Trauerflor, vor das Gesicht geheftet, erfüllte vollkommen den Zweck, wenn er auch wirklich unbequem war.

So stellte sie sich einst ihrem überraschten Vater vor, und dieser, trotz seines herzlichen Lachens, erkannte schnell den großen Vortheil, welcher in der Bitte des muthigen Mädchens lag, ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Er kannte zu gut den tief gewurzelten Geister- und Gespensterglauben des Volkes, der nirgends mächtiger sich geltend macht, als in Gebirgsgegenden und Landschaften, wo die wilde Natur und die romantische Staffage in Bergen und Ruinen alter Klöster eine so sichere Handhabe darreicht, und die schaffende Phantasie des Volkes nicht säumt, in Sagen und Legenden seinem Aberglauben, den das Volk mit der Muttermilch einsaugt, Vorschub zu thun, um nicht einen sichern Bau darauf zu gründen.

So war denn Claire, ohne daß es Jemand ahnte, fast allnächtlich der Begleiter ihres Vaters, und, da sie mehrfach in der Nähe gesehen worden war, auch der Grund jener abenteuerlichen Märchen, mit denen man sich trug. Allgemein war seitdem Dollart gefürchtet und gemieden.

Adam Ries allein wurde seiner Furcht und Scheu Herr, weil seine Liebe zu Claire Alles überwand. Er suchte überall die Schmuggler auszuforschen und machte sich ein Geschäft daraus, das Erkundete Dollart mitzutheilen. So war es diesem gelungen, sie zu treffen und schnell ihre Waare abzunehmen.

Durch des alten Fehringers Beobachtungen kamen indessen die Schmuggler hinter seine Schliche und Kniffe, und ihr Haß gegen ihn kannte kaum eine Grenze.

Indessen gelang es dem alten Fehringer ziemlich oft, Dollarts Gänge auszukundschaften, und die Gänge der Schmuggler waren allemal dann sicher und von gutem Erfolg. Der Schmuggel nahm in der Richtung über das Dorf einen bisher nie gekannten Aufschwung, und Fehringer sah mit Freuden, wie er nun wieder frei athmen konnte; daß es ihm möglich war, seine Zinsen zu bezahlen, ja nach und nach selbst das kleine Schuldkapital abzutragen, das ihn drückte.

Dollart wußte, wie der Schmuggel eifrig betrieben wurde und konnte doch nicht dahinter kommen. Er zerbrach sich den Kopf, wie das möglich sei, und kam an's Ziel. Die Nachrichten vom Rheine setzten es außer Zweifel, daß im Dorfe eine Schmugg-

lerbande bestehe, die rastlos thätig sei; daß im Dorfe eine Niederlage sein müsse oder nahe dabei, und doch konnte er keine Spuren finden. Es war außer Zweifel, daß er beobachtet wurde, und doch blieb es ihm ein Räthsel, wie dies geschähe.

Er äußerte dies einst gegen den sich mehr und mehr an ihn drängenden Adam Ries. Der lächelte pfiffig.

„Ich glaube, ich könnte Euch die Fährte zeigen," sagte er.

„Du?" fragte Dollart erstaunt. „Warum thust Du's nicht, da Du es doch sonst mehrmals gethan?"

Ries zuckte die Achseln und lächelte, aber er schwieg.

Dollart kannte seinen Mann.

„Ries," sagte er, „gibt es nicht einen silbernen Schlüssel, der die Thüre Deines Mundes aufschließt?"

„Nein," erwiederte Ries mit Festigkeit, „ich bin reich und Geld mag ich nicht."

„Also etwas Anderes?" fragte Dollart. „Was könnte das sein? Rede doch!"

Ries erröthete vor Verlegenheit. Er rieb die Hände, trippelte hin und her. und konnte das Wort nicht finden.

„Nun, nun?" rief Dollart eifrig.

Adam Ries setzte sich endlich.

„Sind wir allein?" fragte er.

„Meine Frau und meine Claire sind in das Dorf gegangen," antwortete er mit Heftigkeit, welche sein Verlangen bezeichnete. „Wir werden von Niemanden gehört, von Niemanden gestört."

„So hört mich ruhig an," sprach Adam Ries. „Ich bin meines Vaters einziges Kind aus zweiter Ehe und der Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Ihr wißt es, Herr Dollart, es kann sich kein Bauer mit uns messen. Alles ist freies Eigenthum. Mein Vater ist alt. Alle meine rechten Geschwister sind gestorben und die Stiefgeschwister sind abgefunden; ich, der Jüngste, lebe allein noch. Auch meine Mutter ist schon lange todt, und da mein Vater stets krank ist und Mägde ihn nicht so pflegen, wie sie sollten, so — wünscht er, daß — ich heirathe. Ueberall wären mir, als Freier, die Thüren offen; aber ich will nur eine Frau nehmen, die ich lieb habe, und — da — wäre — Eure Claire gerade die, welche ich über Alles liebe! Gebt mir sie zur Frau, Herr Dollart! Sie soll es gut haben; sie kommt in eine volle Haushaltung. Gebt mir Claire zur Frau, und ich rede ohne Rückhalt von der Leber weg und enthülle Euch Alles!" Er hatte mit stockendem Athem zu reden begonnen. Man hörte es ihm an, daß es ihm zentnerschwer auf der Brust lag. Die Worte wollten gar nicht heraus. Jetzt aber, wo es von der Brust gewälzt war, das zentnerschwere Geheimniß, das ihn schon so lange gedrückt, und dazu sich die Gelegenheit so wunderschön gemacht, jetzt war ihm wohl. Er zog tief Athem aus der freien Brust und sah Dollart triumphirend an; denn er war sich bewußt, mit großer Klugheit Zeit und Stunde, wie auch die Umstände benutzt zu haben und trug die Ueberzeugung in sich, sein Antrag sei unabweisbar und der blutarme Dollart werde mit beiden Händen in der Freude seines Herzens zugreifen.

Dollart hatte so etwas geahnt, als Adam Ries seinen Anlauf zu der Rede nahm. Er sah unter sich und seine Stirne legte sich in immer engere, kleinere Falten. Es stieg ein Unmuth in ihm auf, der am Hervorbrechen war. Von Adam Ries hegte er keine besondere Meinung. Ein Verräther kann nie Achtung von dem erwarten, dem er dient. Dollart kannte Ries genau. Er wußte von seinem schmutzigen Geize, von seinem Bauernstolze, von seinem rohen Uebermuthe, von seiner tückischen Hinterlist, daß er ihm sein Kind abtrotzen wollte, es zur Bedingung eines neuen Verrathes machen wollte, das ergrimmte ihn noch mehr; indessen rieth ihm die Klugheit, sich zu mäßigen, denn er wußte auch recht gut, wie schlimm es sei, einem Menschen, wie Ries, vor den Kopf zu stoßen. Konnte er als Freund ihm nicht viel nützen, so konnte der boshafte Mensch ihm mit seiner verleumderischen Zunge desto mehr schaden, da ihm die Beamten des Zollamtes, unter welchen er als Grenzwächter stand, nicht unbekannt waren. Sie liehen ohnehin gern jeder Mähr ihr Ohr. Er hatte übrigens Zeit, sich die Sache zurecht zu legen, sich zu sammeln und den Entschluß über das festzustellen, was er ihm sagen wollte, da Adams Rede ziemlich lang war.

Als nun endlich Adam schwieg, sagte Dollart:

„Du hast eine Bedingung gestellt, Adam Ries, die ich Dir, so gern ich auch etwa möchte, nicht erfüllen kann. Ich will Dir's genau sagen, wie es mit Claire ist. Sie ist mein Ein und mein Alles. Meiner Frau hab' ich schon lange gelobt, niemals Claire zu einer Heirath zu bewegen, die sie nicht freiwillig eingeht. Wählt sie Dich, so ist's mir recht; aber wählt sie Dich nicht, so ist's rein aus mit Deiner Hoffnung. Ich zwinge sie niemals zu einem Schritte, von dem das Glück ihres ganzen Lebens abhängt."

Adam Ries war bleich geworden. „Ich merk's schon," sagte er, aufstehend, und sein Zorn wallte auf, „ich merk's schon, das ist ein Körbchen, ein Nein, nur verzuckert. Es ist gut," sagte er. „Da drüben der, der Euch die Possen spielt, hat's mit dem Mädel, der Lump, der Schmuggler.

Machet Gemeinschaft mit ihm," rief er, zornglühend, „und mit dem Kamper. Theilt den Gewinn!"

Mit diesen Worten rannte er wüthend hinaus und ließ den Douanen in einer Stimmung zurück, die zwischen Zorn und Unmuth über diese Wendung, aber auch gerechtem Erstaunen die Mitte hielt.

„Was hat er gemeint, der dummstolze Bauernbube?" rief endlich Dollart aus. „Da drüben der Lump — das ist Fehringer! Der Martin soll's mit Claire haben? Der Martin ein Schmuggler sein? Alle Teufel!" rief er, sich erhebend, aus, „wenn das wäre?"

Es war ein Glück, daß jetzt Claire nicht zu Hause war; denn es hätte ohne Zweifel eine schlimme Geschichte absetzen und Claire kaum die Feuerprobe bestehen können dem scharfen Blicke des Douanen gegenüber. Nun war er allein und hatte Zeit, sich das, was Adam Ries ausgestoßen, zurecht zu legen, sich zu sammeln und kälter zu werden. Er sann sich seinen Plan aus. Die Mutter sollte zuerst ins Gebet genommen werden.

Sie kam auch allein und früh heim, da Claire noch bei den Mädchen blieb, eigentlich aber hatte sie die Hoffnung, da es Sonntag Abend war, Martin einen Augenblick an der Gartenhecke zu sehen. Sie ging daher erst spät nach Hause, und zwar über die Wiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein edler Kern in einer rauhen Schale.

In tiefe Trauer gehüllt, und vom brennendsten Seelenschmerz ergriffen, starrte Signora Angelika vor sich hin. Hatte man ihr doch Tags zuvor das Theuerste, ihren unvergeßlichen Gatten, weggetragen, um ihn dem Schooße der Erde zu übergeben, während sie, an der Thür des Alters stehend, einsam und hilflos zurückgeblieben war. Vor etwa zwanzig Jahren war sie ihrem Gatten, einem römischen Edelmanne, Attaché bei der päpstlichen Gesandtschaft am französischen Hofe, nach Paris gefolgt. Die Liebenswürdigkeit seines Charakters erwarb ihm in so hohem Grade die Gunst des damaligen Königs Ludwig XV., daß dieser, um ihn für immer an sich zu fesseln, ihm ein Hofamt anbieten ließ. Ganz ohne Vermögen, nahm er es an, so wenig ihm der dort herrschende Ton zusagte. Deßwegen war er auch nur dann am Hofe zu treffen, wenn ihn amtliche Obliegenheiten, welchen er mit der größten Pünktlichkeit nachkam, dorthin riefen. Die übrige Zeit lebte er seiner Familie und der Kunst. Auf klassischem Boden geboren, hatte er schon als Knabe die Malerei lieb gewonnen, und von mehr als gewöhnlichem Talent unterstützt, füllte er durch dieselbe in jedem Lebensalter seine freien Stunden auf die angenehmste Weise aus. Besonders glücklich war er im Portraitiren, und rechnete noch lange nachher jene Tage zu seinen glücklichsten, an denen er seine geliebte Angelika inmitten dreier blühender Kinder täuschend ähnlich gemalt hatte.

Längere Zeit lebte die kleine Familie in ungetrübter Heiterkeit, möglichst zurückgezogen vom Treiben der großen Welt. Mit scheelen Augen aber wurde der Italiener von den übrigen Hofleuten, deren Freundschaft er nicht zu gewinnen gesucht hatte, betrachtet, und Einer derselben, den es nach dessen Amte gelüstete, ließ es sich besonders angelegen sein, ihn dem Könige auf alle Art und Weise zu verdächtigen. Dies gelang ihm nun, wenn auch erst nach jahrelangen Bemühungen, so vollständig, daß der Marchese P. seine Entlassung erhielt.

Da ihm kein Grund angegeben war, so fiel ihm gar nicht ein, sich rechtfertigen zu sollen, nur suchte er, als schuldlos seiner Stelle enthoben, um eine Pension nach.

Seine Bitte wurde jedoch unter dem Vorwande, daß er als Ausländer keine Ansprüche hierauf habe, abschläglich beschieden. Ohne Aussichten in seinem Vaterlande, zog er vor, in Paris zu bleiben. Er schränkte seinen Haushalt ein, und griff zu Pinsel und Palette, die Liebhaberei zur Nahrungsquelle erhebend.

Selten kömmt aber ein Unglück allein: seine so lieblich sich entfaltenden Kinder wurden in kurzen Zwischenräumen durch ein bösartiges Scharlachfieber hinweggerafft, und der Schmerz darüber brachte die zärtliche Mutter an den Rand des Grabes. Auch der Marchese, dessen Wonne der hoffnungsvolle Sohn, die lieblichen Töchter gewesen waren, verfiel in tiefe Melancholie, woraus er erst durch die angstvolle Sorge um das Leben der theuern Gattin aufgeschreckt wurde. Seinen unauslöschlichen Kummer in sein Innerstes verschließend, suchte er Angelika durch erheuchelte Ruhe wieder aufzurichten, sich selbst aber durch rastlose Thätigkeit, welche ihm ohnehin durch die Noth geboten war, zu zerstreuen. Der frühe Morgen traf den Marchese schon an der Staffelei, und der späte Abend vermochte kaum, ihn davon zu verscheuchen. Eine sorglose Existenz würde ohne Zweifel der Lohn seines muthigen Strebens gewesen sein, wenn sich nicht zu bald die Folgen seiner großen Anstrengung und seines tiefen Grames gezeigt hätten. Er fing an zu kränkeln, und fand

sich dadurch bewogen, sein Pensionsgesuch bei dem inzwischen zur Regierung gelangten Könige Ludwig XVI. zu erneuern. Aber sei es nun, daß es diesem gar nicht vorgelegt oder gehässig kommentirt wurde — genug, der gute Marchese wurde abermals abgewiesen. Dieser letzte Schlag beschleunigte sein Ende, und bald nach einem herzzerreißenden Abschiede war die liebende Gattin zur Wittwe geworden. Ihr Jammer war grenzenlos, und nur die Religion schützte sie vor Verzweiflung. Nachdem sie sich so weit wieder gefaßt hatte, um ihre Lage übersehen zu können, richtete sie, deren Trostlosigkeit begreifend, den thränenschweren Blick nach Oben. Ohne Verwandte in der Heimath, und jeder sonstigen Hilfsquelle beraubt, womit sollte sie jetzt ihr kummervolles Dasein fristen? Die harten Schicksalsschläge hatten die Ersparnisse früherer Jahre aufgezehrt und sie sogar genöthigt, ihr Silberzeug und sonstige werthvolle Gegenstände zu veräußern, so daß sie nichts mehr ihr eigen nennen konnte als ihre häusliche Einrichtung. Wenn auch ursprünglich kostbar, so entsprach diese doch nicht mehr dem damaligen Geschmack, und ließ deßwegen nur einen geringen Erlös hoffen. Nicht viel besser sah es um die Erwerbsfähigkeit der guten Marchesa aus. Womit sollte auch die alternde, durch Krankheit und Kummer tief gebeugte Dame ihren Lebensunterhalt sichern? Die in ihrer Jugend erlernten feinen Handarbeiten waren theils nicht mehr üblich, theils unausführbar für ihre, durch viele Thränen und Nachtwachen geschwächten Augen. Das in unserer Zeit wieder so beliebt gewordene Fileistricken dagegen stand damals als neue Erfindung in großem Ansehen. Signora Angelika, welche sich einige Fertigkeit darin erworben hatte, klammerte sich an die schwache Hoffnung an, ihre möglichst spärlichen Ausgaben durch diese, kein scharfes Gesicht erfordernde Beschäftigung bestreiten zu können. Sie beabsichtigte, ein Dachstübchen zu miethen, und hoffte auf Absatz für ihre Arbeit.

Das Erste, was die unglückliche Frau nun zu thun hatte, war die Entlassung der wenigen Dienerschaft, welche schon damals, als ihr verstorbener Gatte in Ungnade fiel, auf dessen vieljährigen Kammerdiener und zwei Mädchen beschränkt worden war. Sie berief die beiden Letztern zu sich, dankte ihnen für ihre treuen Dienste, und beschenkte sie, außer dem noch im Voraus gereichten Lohne, als Andenken mit den letzten Resten ihres Schmuckkästchens. Beide brachen in lautes Weinen aus und konnten sich kaum zum Abschiede von ihrer gütigen Gebieterin entschließen. Nachdem Signora Angelika auch dieses Band von ihrem Herzen losgerissen hatte, beschied sie Denis, mürrisch und finster, ließ er selten ein fröhliches Wort von sich hören; doch war er daneben von erprobter Anhänglichkeit und Rechtschaffenheit. Dies hatte schon bei jener ersten Einschränkung den Marquis bewogen, ihn beizubehalten, und Denis, welcher Signora Angelika treulichst am Krankenbette ihres unvergeßlichen Gatten unterstützte, hatte sich dieses Vorzugs vollkommen würdig bezeigt. Finster blickend stand er jetzt vor der Dame, ihre Befehle erwartend. Sie beauftragte ihn mit der Fortschaffung des Ameublements zu einem Auktioneur und mit dem Miethen eines kleinen Dachstübchens, indem die Umstände sich so glücklich fügten, daß sie ihre Wohnung sogleich ohne Verlust abtreten konnte. Sodann erklärte sie ihm, daß sie, nach der ersten Einrichtung in ihrem neuen Zufluchtsort, sich auch von ihm trennen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Kastanien zu Fleckseife dienend.) Dieses für jede Hausfrau vortheilhafte Mittel wird dadurch erreicht, daß man reife abgefallene Kastanien schält, den weißen Kern in einem Mörser zerstößt und das daraus hervorgehende Mehl auf die Flecke der Wäsche streicht, wodurch sich solche beim Waschen entfernen.

Räthsel.

Ich habe weder Ruh' noch Rast
Und trag' allein die schwerste Last
Und treibe, was zu treiben ist.
Allüberall bin ich zu Haus —
Und geht mir auch der Athem aus:
Ich bin nicht todt, 's ist pure List —
In and'rer Form ersteh' ich dann
Und treibe, was man treiben kann.
Und manchmal steig' ich in die Luft
Und häng' dir dann den Bart voll Duft —
Verhärtet aber sich mein Spiegel,
Fliegst du auf mir, als hätt'st du Flügel.
Doch kurz und gut, in Ruh' und Rast
Du mich noch nie gesehen hast;
Denn schein' ich Dir auch auszuruh'n,
Du siehst nur nicht mein feines Thun.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Dienstag, 8. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Als Frau Dollart heim kam, sah sie an ihres Mannes Gesicht, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Er war nicht freundlich wie sonst.

„Setze Dich einmal, Marie," sagte er zu ihr. „Ich habe Etwas mit Dir zu reden."

Voll Erwartung ließ sich die umfangreiche Frau in dem Sessel nieder, in dem sie ihr Mittagsschläfchen zu machen pflegte.

„Was gibt's denn?" fragte sie. „Hast Du Nachricht von den Schmugglern?"

„Ja, freilich," sagte er unmuthig; „aber nicht von denen, die die Waaren tragen, sondern von einem Schmuggler, der uns unser Kind rauben will."

„Was?" rief Frau Dollart und wurde wachsbleich.

Dollart erzählte ihr nun den ganzen Hergang.

„Da hast Du recht gehabt, Peterchen," sprach sie vergnügt; „der Schleicher kann mir nicht gefallen und wenn er auch voll Geld hinge. Was hätte denn da unsere gute Claire? Das arme Kind wär' eine geplagte Bauersfrau bis an's Grab; aber sie will ihn auch nicht! Er scharwenzelt um sie herum, aber er ist dem Kinde wie Gift und Popperment. Drüben Fehringer's Bas hat mir's schon gar oft gesagt. Aber was willst Du mit einem Andern, der uns das Kind entführen und rauben wollte?"

„Ach," sagte ärgerlich Dollart, „da spuckt Dir wieder die alte Rittergeschichte im Kopfe, die Du schon mehr als dreißigmal gelesen hast. So meint's ja kein Mensch und ich am wenigsten; denn ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen! Nein, er spielte auf den hübschen Martin Fehringer an —"

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte Frau Dollart beruhigt. „Der entführt das Kind gewiß nicht. So Einer weiß gar nicht, was das ist, und hat auch die Conduiten dazu nicht im Kopfe, wie ein alter Ritter zu seiner Zeit."

„Mach' mich doch nicht toll!" rief zornig Dollart. „Er soll einen Liebeshandel mit Claire haben."

„Liebeshandel? — Nein, das glaub' ich nicht," sagte Frau Dollart. „Daß ihn Claire gern sieht, glaub' ich, denn der Martin ist der hübscheste Bursch im Dorfe, und er sie, denn, meiner Sechs, Claire ist erstaunlich schön."

„Das ist's ja eben, was ich meine!" rief Dollart.

Sie sah ihn ganz verblüfft an.

„Ist das die ganze Geschichte, die Dich so ereifert?" fragte sie. „Ei, das ist ja doch eine tolle Geschichte, sich so ereifern zu lassen über so eine Kinderei."

„Kinderei!" zürnte Dollart. „Ist etwa Claire ein Kind?"

„Doch unseres, Peterchen!" — sagte sie freundlich.

Dollart mußte lachen trotz seines Aergers, denn seine Frau sagte das so komisch, daß er nicht widerstehen konnte; indessen verfiel er schnell wieder in seine vorige Stimmung.

„Wie Du da alberne Späße machen kannst, begreif' ich nicht. Meinst Du denn, ich würde zugeben, daß Claire den Martin heirathe?" rief er aus.

„Heirathen, Peterchen?" fuhr sie in ihrem Tone fort. „Wer denkt daran? Das sind so Possen! Du lieber Gott, wenn ich die alle hätte heirathen sollen, die mir, als jungem Mädchen, einmal ein bischen gefielen, da hätte ich ja eine Reihe von einem halben Dutzend heirathen müssen! Du gefielst mir am Ende am besten und ich wurde Deine Frau. Willst Du das Kind hinter Schloß und Riegel setzen, weil es einmal mit dem Martin scherzt? Geh', Du hast Grillen! Laß sie fahren, Peterchen! Und er soll ein Schmuggler sein? — Nein, Peterchen, das laß Dir ausreden. Die giftige Kreuzspinne, der Adam, hat Dir den Kopf heiß gemacht.

Ich weiß, er haßt den Martin, und die Bas sagte mir, sie habe ihn um das Haus schleichen sehen, wie einen Marder um's Hühnerhaus. Er ist dem Martin falsch, weil er wittert, daß er dem Mädchen besser gefällt als er, der Schmeichler und Bösfeind."

Dollarts Grimm begann zu verrauchen. Er schwieg eine Weile; dann sagte er: „Ich will die Claire auf's Korn nehmen."

„O Ihr superfeinen Mannsleute!" höhnte die dicke Frau. „Da bist Du wieder drauf und dran, etwas recht Unbesonnenes zu thun! Mach' das Mädchen doch erst aufmerksam, daß es der Martin lieb habe und es ihn! — Dann gießest Du erst Oel in die Gluth, wenn eine da sein sollte, was ich aber bezweifle. Du könntest so aus dem Funken ein rechtes Feuer machen. Geh' mit Deinem Zutappen! So Etwas muß ganz anders angefangen werden, wenn's nicht die Geschichte ärger machen soll. Laß Deine Finger davon, Peterchen! Unsereins versteht sich besser drauf. Verlaß Dich auf mich, ich will schon Wasser drauf gießen!"

Dollart hatte während dieser nicht allzuschnell vorgetragenen Rede Zeit, das als richtig einzusehen. Seine Frau war bei aller Ruhe doch geeigneter als er, das Rechte zu finden. Sie mußte aber freilich Zeit dazu haben. Sie war von aller Eile eine geschworene Feindin. Er griff nach seinem Hute, hing Flinte, Säbel und Patrontasche um, schnitt sich ein tüchtig Stück Brod ab, schob es in die Tasche, das Branntweinfläschchen dazu und sagte, in der Thüre sich umwendend:

„Claire soll mir heute nicht nachkommen. Ich will's nicht haben. Dir aber bind' ich's auf die Seele, daß Du mir die Geschichte abschneidest, wenn's nämlich eine ist zwischen Claire und dem Martin. Adieu!" Er ging hastiger, als sonst, von dannen.

„Der dumme Adam Ries!" sagte Frau Dollart. „Der häßliche Mensch, der aussieht wie eine Meerkatze, der will meine Claire? Prosit die Mahlzeit! Da muß ich auch dabei sein! Es ist aber gut, daß Dollart ihn auch nicht leiden kann und ihn heimgeschickt hat. Was er aber mit dem guten Martin will? Der erbt einmal die Mühle und ist schön und brav. Nein — ich wasche meine Hände in Unschuld und lasse Gottes Wasser über Gottes Land laufen! Soll ich das absichtlich hintertreiben, was meiner Claire Glück sein kann, ja, ich sage, sein wird? Da müßt' ich Nachtwächter sein und dazu habe ich gar keine Neigung, weil ich gern und gut schlafe. Lieber Gott, es gibt ja doch nur ein paar Dinge, daran sich eine brave Frau freuen kann; das ist der Kaffee, die Ruhe und ein bischen Putzen. Das bleibt am Ende auch meiner Claire, wenn die Zeit der Jugend abgeblüht hat. Und ich sollte ihr das unschuldige Liebesglück rauben? Nein, Dollart, da irrst du dich, und deine Frau hat auch ihren Kopf."

Sie pochte mit der Faust auf das Knie, was bekanntlich den gefaßten Entschluß erst recht befestigt.

IV.

Am Mittage dieses Tages, nachdem der Mittagsschlaf geendet war (denn Mittagsgottesdienst war im Dorfe nicht, sintemal es die Tochterkirche des benachbarten Dorfes war, wo der Pfarrer wohnte), ging Martin die Schlucht hinab nach der Mühle, weil es da näher war, und sodann, weil er sich jedesmal daran erinnerte, daß er hier seine geliebte Claire gewonnen. Früher am Tage würde er den Müller gestört haben, der in der Regel, wenn er sein Kapitel in der Bibel gelesen, mit der Nase auf dem heiligen Buche liegen blieb und seine Stunde herunterschlief.

Langsam ging er den Weg hinab. Drüben am Rain saßen Mädchen, ein ganzer Rudel, und sangen. Er horchte, ob er nicht Claire's Silberstimme vernähme? Sie zu erkennen, waren sie doch zu entfernt für das Auge. Es dünkte ihm, sie sei drunter, denn da klang eine Stimme so glockenhell und rein, so melodisch und wohllautend, und diese Stimme beherrschte den Gesang der Uebrigen, behütete ihn vor Schnörkeln und Längeziehen und regelte ihn so, daß es wirklich eine Lust war, zuzuhören.

Plötzlich legte ihm Jemand die Hand auf die Schulter. „Horchst Du auch dem schönen Gesange?" fragte der Müller seinen Pathen; aber der Ton war weniger herzlich und liebevoll wie sonst.

Martin bejahte und grüßte den Pathen und Onkel.

„Sage mir nur einmal, Martin, wer ist denn die Stimme, die man nicht satt wird, zu hören? Und die klingt, als sängen ein Paar Engelein im Himmel?"

Martin lächelte selig.

„Die Stimme gehört der Claire Dollart an; wißt Ihr, der Tochter des Douanen?"

„Da ist mir's doch auch leid, daß sie keinem andern Mädchen angehört. Komm', Martin, ich kenne das Franzosenpack nicht und will sie nicht kennen, weil ich sie hasse aus dem Grunde meiner Seele."

Das sagte der Müller mit dem Ausdrucke eines Grimmes, der aus dem tiefsten Innern kam. Der Mann war zwar ein Sechziger, aber er war noch frisch und lebendig für sein Alter.

„Wenn Ihr die Franzosen nicht leiden könnet, Pathe," sagte Martin, „so stimm' ich Euch bei;

aber Dollarts sind keine Franzosen. Es sind ehrliche Elsässer, also Deutsche, wie Ihr wisset, wenn sie auch, gleich uns am Rheine jetzt, unter der Zuchtruthe der Franzosen stehen."

„Ah was! Halt' mir's Maul, Junge. Der Kerl dient doch den Franzosen und hilft uns quälen! Und die Elsässer haben längst ihrer deutschen Abstammung abgesagt." —

„Lieber Gott!" entgegnete Martin, „was kann denn er dafür? „Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe," sagt das Sprichwort. Er muß das Gesetz vollstrecken helfen und dafür wird er ernährt. Wär' unser Syndik, Notär, Maire nicht ebenso strafbar?" —

Der Müller schwieg einen Augenblick, weil er darauf nicht eben Etwas zu sagen wußte; aber schnell fiel er wieder ein: „Steht etwa auch das im Gesetze, daß der Kerl, der Dollart, meine Mühle, das Haus eines ehrlichen Menschen, umkreist, als wär's eine Diebshöhle und Mördergrube?"

„Habt Ihr ihn gesehen?" fragte Martin.

„Ja freilich," rief zornig der Müller, „und hab' ihm aus dem Fenster zugerufen, wenn er nicht ginge, so würde ich ihm eine Kugel hinüberschicken, die ihm ein Löchlein ins Oberleder mache! Ich hätt's gethan in meinem Zorne, Martin, wenn er nicht weggegangen wäre."

„Aber habt Ihr denn gewiß gesehen, daß er's selber war?"

„He, Bübchen!" rief der Müller, „Deines alten Pathen Augen sind noch scharf wie die eines Habichts, und der Mond machte es so klar, als sei's Mittag im November. Ja, ich will Dir noch mehr sagen, nicht weit von ihm stand der sogenannte „Schwarze", der ihn oft begleitet, und weiß kein Mensch, wer's ist."

„Habt Ihr ihn gesehen?" rief Martin.

„Nun," sagte der Müller, „was ist's denn weiter? Glaubst Du etwa auch, es sei der — Gott sei bei uns? Nein, so dumm bist Du nicht. Ich will Dir's sagen, wer's ist — es ist sein Kind, die sich das Gesicht färbt! Da hast Du's. Ich hab's gleich weg gehabt. S' ist eine Weibsfigur, aber eine schöne, Martin, das muß wahr sein, und als sie endlich mit einander gingen, da sah ich deutlich eine Haarflechte, die ihr bis in die Kniee hing. Auch ihre Angst, als ich mit einer Kugel drohte, zeigte das Mädchen und — die Liebe des Kindes zum Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Ein edler Kern in einer rauhen Schale.

(Fortsetzung.)

„Mich verstoßen," rief Denis mit bebender Stimme; „ich weiß es, gnädige Frau, ich hätte dies schon längst wegen meiner Unfreundlichkeit verdient — aber so hart werden Sie mich nicht bestrafen, nein, das thun Sie gewiß nicht, Sie sind zu gut, zu edelmüthig."

„Wunderlicher Mensch," antwortete die Signora, ihre Rührung unter einem Lächeln verbergend, „wie magst Du Dir diese Maßregel zuschreiben? Sei vernünftig, Denis; Du begreifst ja, daß ich nicht anders handeln kann. Das Andenken an Deine Treue aber, mein guter Denis, wird mir eine freundliche Erinnerung in meiner Abgeschiedenheit sein, und meine Segenswünsche werden Dich in die neue Stelle begleiten, die Du Dir jetzt suchen mußt."

„Nun und nimmer," rief Denis mit Festigkeit aus, „nun und nimmer werde ich Sie verlassen! Wäre dies nicht der schnödeste Undank für alle Ihre und des seligen Herrn Wohlthaten? Wie lange ertragen Sie mich schon mit Geduld, wie freundlich überwachten Sie selbst die sorgfältige Pflege, welche Sie mir in meinen schweren Krankheiten angedeihen ließen! Und ich, ich sollte Sie jetzt verlassen, da Sie ganz allein stehen? Nein, nimmermehr!"

Signora Angelika wandte ihre ganze Beredtsamkeit an, ihm andere Ansichten beizubringen; sie setzte ihm ihre Lage auseinander, und machte ihm bemerklich, daß sie außer Stande sei, künftig seine Dienste zu belohnen.

„Mein Gott, gnädige Frau," rief er aus, „davon handelt es sich ja auch gar nicht! Mein Plan ist bereits gemacht, nur um das Einzige flehe ich Sie an, mich nicht zu verstoßen! Ich fliege, Ihre Befehle auszuführen, und dann komme ich zurück, das Weitere zu besorgen."

Ehe die Signora sich besinnen konnte, war Denis verschwunden. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. War denn der alte, störrige Diener, dem bisher kaum ein Wort zu entlocken war? . . . . Bald aber fand das Zartgefühl der edlen Frau den Schlüssel zu diesem Räthsel. Denis, welcher keine Ahnung von der, seiner Gebieterin drohenden Noth gehabt hatte, war längst gewöhnt, sich nur als ein geduldeter Diener zu betrachten; er war sich seiner Anhänglichkeit an seine Herrschaft kaum bewußt, deßwegen begnügte er sich vollkommen mit seiner treuen Pflichterfüllung, ohne auch nur daran zu denken, seinem angewöhnten, störrigen Wesen Einhalt thun zu wollen.

Jetzt war es anders geworden.

Das gänzliche Verlassensein der unglücklichen Dame hatte sein Innerstes tief erschüttert: er glaubte sich dazu berufen, ihre Stütze zu werden; die in ihm schlummernde treue Anhänglichkeit loderte in hellen Flammen auf und löste die Eisrinde, die sich um sein Herz gelagert hatte. Alles dies war dem Scharfblicke der Marchesa klar geworden, und das Bewußtsein, nicht mehr ganz allein auf der weiten Erde zu stehen, that dem Herzen der Dulderin unaussprechlich wohl. Sie sah freilich nicht ab, wie es weiter kommen könnte, doch wirkte die unerwartete Theilnahme schon so belebend auf ihr Inneres, daß sie muthig an das Ordnen und Einpacken der mitzunehmenden Gegenstände ging. Sie war damit kaum zu Ende gekommen, als Denis hereintrat, um sie zu bitten, in dem eben vorgefahrenen Wagen eine Spazierfahrt zu machen, während er das Nöthige in die neue Wohnung, welche dem Kutscher bereits bezeichnet worden sei, hinüber besorgen und diese einrichten wolle. Höchlich überrascht ließ die Signora ihn machen, als er geschäftig Schleier und Saloppe herbeiholte und sie mit größer Geschicklichkeit bediente.

Der milde Sonnenschein, die reizende Gegend und die frische, von der Marchesa in langen Zügen eingesogene Frühlingsluft, verfehlten ihre Wirkung auf dieselbe nicht. Mehrere Stunden waren ihr beinahe unbemerkt entschwunden, und die untergehende Sonne vergoldete eben mit ihrem Purpur die Thürme und Kuppeln des prächtigen Paris, als sie bei der Barrière des Martyrs anlangte. Der Wagen lenkte auf den Boulevard ein, und hielt bald vor einem geöffneten Gartenthore. Denis, sogleich zur Stelle, öffnete den Kutschenschlag, seine Gebieterin bittend, ihm durch den sehr geschmackvoll mit Lauben und Gebüschen angelegten Garten zu folgen. Eine bequeme Marmortreppe führte zu einer, von ihm geöffneten Glasthüre, auf deren Schwelle aber die Signora wie angewurzelt stehen blieb. War das nicht ihr eigenes, ihr durch Gewohnheit so lieb gewordenes Ameublement, und war nicht sogar die Anordnung desselben fast die bisherige? Dem Eingang gegenüber lächelte ihr das wohlgetroffene und von ihrem Gemahl selbst gemalte Bild desselben entgegen, und es schien sie in den neuen Räumen willkommen zu heißen. Sie sah umher und vermißte nichts, woran sich theure Erinnerungen knüpften. Eine Thränenfluth machte ihren überströmenden Gefühlen Luft; dann reichte sie dem bescheiden zurückgetretenen Denis, ihn forschend anblickend, die Hand. Dieser verbeugte sich ehrerbietig, die Marchesa bittend, sich bis den folgenden Tag zu gedulden, und heute der Ruhe pflegen zu wollen; zugleich bat er um die Erlaubniß, Lucille, die Tochter des Hauseigenthümers, und seine Pathe, die er zu ihrer Bedienung engagirt habe, vorstellen zu dürfen. Er verschwand hierauf, um alsbald, ein liebliches, 16jähriges Mädchen an der Hand haltend, wieder zu erscheinen. Diese verneigte sich schüchtern, und nachdem Denis in ihrem Namen die Marchesa um deren Wohlwollen und Nachsicht gebeten und Lucillen die größte Aufmerksamkeit anempfehlen hatte, ging er hinaus und trat gleich mit einem einfachen Nachtessen herein. Er bediente die Signora in gewohnter Weise und entfernte sich hierauf.

Nachdem die Marchesa Lucillen entlassen und sich in das anstoßende Schlafkabinet zurückgezogen hatte, sank sie, von ihren Gefühlen überwältigt, auf ihre Kniee. Ein stummes, und doch so beredtes Dankgebet stieg zu dem Throne empor, der sie so sanft über den heutigen, gefürchteten Abschnitt ihres Lebens geführt hatte. Durch einen ruhigen Schlaf erquickt, erwachte sie erst beim Morgengesang der zahlreichen Vögel des Gartens. Lucille brachte das Frühstück, kleidete sie an und bat dann für Denis um Gehör. Die Marchesa kam sich selbst wie von einem süßen Zauber befangen vor, und es bangte ihr vor dem Erwachen aus diesem schönen Traume

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Essen berichtet der „W. M.": Vor Kurzem fuhr ein Zug von zwanzig Kutschwagen aus hiesiger Stadt zum Bahnhofe. Ein bekannter Fuhrherr hierselbst hatte eine telegraphische Depesche von einem Krupp'schen Beamten aus Koblenz erhalten, die folgendermaßen lautete: „9 Uhr 20 Wagen am Bahnhof." Dem Fuhrherrn lag der Gedanke nahe, daß es sich um einen hohen Besuch des russischen Kaisers bei Krupp handele; indessen hatte die Depesche nicht auf 9 Uhr 20 Wagen, sondern auf 9 Uhr 20 Minuten einen Wagen bestellen sollen.

Auflösung des Räthsels in № 104:

Wasser.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Donnerstag, 10. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Martin versank in ein stilles Sinnen, während der Müller noch fortredete.

So waren sie endlich zur Mühle gekommen.

Der Müller war ein „kurioser Heiliger", wie man zu sagen pflegt. Niemand war grillenhafter als er. Hatte er einmal eine Ratte, so fing sie auch kein Mensch mehr ein. So kam er, seit seine Schwester, Martins Mutter, todt war, nie mehr ins Dorf. Sein Mahlknecht besorgte das Geschäft. Er kam in seine Aecker bis an's Dorf, nie aber trat sein Fuß mehr hinein, da dort seine arme Schwester ihr Kreuz getragen hatte durch die Härte und Rohheit des alten Fehringer, seines Schwagers. Er ging jeden Sonntag den weiten Weg in die Mutterkirche, um ja nicht in das nahe Dorf, zu dem die Mühle gehörte, gehen zu müssen. Den alten Fehringer wollte er nicht mehr sehen, und dieser mied ihn auch, da er wußte, wie es stand. So kam es, daß er wirklich Claire nicht kannte, die ohnehin nicht viel ausging. Da er nun ein erbitterter Franzosenfeind war, so faßte er Alles, was nur irgend mit den Franzosen zusammenhing, in Bausch und Bogen zusammen und verdammte es ein- für allemal. Da war auch nichts weiter mit ihm zu machen. Als er nun in seinem Sorgenstuhle saß und Martin am Tische in der Ecke des Fensters, hob er wieder an:

„Weißt Du auch, was der Spitzbube meint? Er glaubt, meine Mühle sei die Herberge der Schmuggler, und die sind doch auch Spitzbuben. Wer mich für einen Diebshehler hält, hält mich für einen Dieb, denn das Sprichwort sagt sehr wahr: „„Der Hehler ist noch schlimmer wie der Stehler.""

„Woher wißt Ihr denn das?" fragte Martin.

„Von Dir nicht, Martin, denn Du hälst hinterm Berge vor mir; will Dir's nur sagen! Der Adam Ries hat mir das und Anderes gesagt, was meinen Unwillen erregt hat. Er hat's zwar verboten, daß ich's sagen sollt', woher ich's habe; aber was liegt mir daran? Da es Dich angeht, sollst Du auch wissen, woher es kommt."

Martin erbleichte. „Also hat die giftige Schlange auch den Weg zu Eurem Ohre gefunden?"

Der Müller riß die Augen auf. „Was sagst Du da?" sprach er.

„Daß der Adam eine giftige Schlange ist, hab' ich gesagt, lieber Path'. Ich weiß Alles, was er Euch gesagt hat; Ihr braucht mir's nicht erst zu sagen, denn er verfolgt mich überall, wo und wie er nur kann, und möchte auch Euer Herz von mir abwenden. Alles ist Lüge! Nur das ist wahr, daß er selbst dem Dollart gesagt hat, bei Euch sei die Niederlage der Schmuggler. Ich kenne den Grund. Meinem armen Vater und mir ist er auf der Fährte. Euch will ich's gestehen, wir tragen Schmugglerbündel, mein Vater und ich — weil wir uns nicht mehr ernähren können trotz meines und seines Fleißes. Alle Bauern lassen bei dem Wagnerjörg arbeiten, weil er's wohlfeiler macht, als wir es können. Ihr selber laßt ja bei ihm schaffen, weil Ihr meinen Vater nicht leiden möget. Gott wolle es bessern! Was bleibt uns da? Sollen wir betteln? Deß schämen wir uns. Stehlen? Das verbietet Gott in seinem Worte und im Gewissen. Arbeiten? Ach, wie gerne! Ich habe im Taglohn gearbeitet, so lange es zu thun gab; mein Vater auch. Nun ist die Heumäht und die Ernte vorüber und auch der Taglohn. Ich wollte mich verdingen; das litt mein Vater nicht; ich wollte Holzhauer im Soonwald werden; das wollte er auch nicht, weil bei dem Schmuggeln mehr verdient wird. Wir haben alle Woche unsere Karolin. So hat mein Vater schon seine Schulden alle ab-

bezahlt und nun können wir uns für den Winter sparen. Es ist unrecht, ich weiß es und wehrte mich davor; aber ich muß meinem Vater gehorchen. Nun wisset Ihr Alles."

Er schwieg. Auch der Müller schwieg und stützte seinen Kopf in die Hand. „Ich weiß noch nicht Alles!" sagte er mit einem dumpfen Tone.

Martin erglühte und erbleichte wechselweise.

„So will ich Euch das Letzte auch bekennen. Er hat Euch gesagt, ich hätte Umgang mit Dollarts Claire!" — Diese Worte stieß er heraus mit einer Gewalt, welche die Anstrengung nachwies, die es ihn kostete, das tiefste Geheimniß seiner Seele kund zu thun.

„Ja, das hat er gesagt," sprach der Müller.

„Er hat es gesagt, weil er das Mädchen gern freien möchte, und es den heimtückischen Spitzbuben nicht mag, der nach seinem kranken Vater nicht sieht und ihn den Mägden überläßt, während er von Haus zu Hause geht, die Leute einander zu verfeinden."

„Hat er denn daran gelogen, Martin?" fragte der Müller mit Nachdruck und sah ihn an, wie er so in Gluth dastand, als wollt' die Flamme aus seinem Gesicht herausschlagen.

„Nein," sagte kleinlaut Martin, „nicht ganz. Ich hab' das Mädchen lieb, Path', ich leugne es nicht, weil es so brav als schön ist und auch die giftige Zunge Adams ihm nichts nachsagen kann. Ich hab' es lieb, wie mein eigen Leben, aber in Zucht und Ehren, Path', und was man sagt, Umgang, den hab' ich nicht mit der Claire. Hadert nicht mit mir. Ihr seid auch jung gewesen. — Es wird Alles ein schnelles Ende nehmen. Ich bin im Zuge. In drei Wochen ist Ziehung. Da drüben in Deutschland klopfen sie auf die Franzosen und das Ende vom Liedchen ist nahe. Entweder fall' ich im Kampfe; dann hat Lieb' und Leid ein Ende, oder die Claire zieht, wenn die Deutschen kommen, nach Frankreich, und dann ist's ebenso aus." — Seine Stimme war wankend geworden, als er das sprach. Er nahm seine Mütze. „Adieu, Pathe!" sagte er. „Ich will gehen, denn, was wir noch reden könnten, ist nicht gut. Ich kenne Eure Gesinnung und weiß, wie es um mein Herz steht. Das läßt sich nicht mit einander zusammenschweißen, wie der Schmied das Eisen schweißt. Da ist's besser, ich gehe."

Der Müller schwieg und rührte sich nicht, und Martin ging langsam von dannen. Er rief ihn nicht zurück; aber er sah ihm nach, so lange er ihn sehen konnte, und dann wischte er sich Etwas aus dem Auge.

Martin ahnte nicht den Eindruck, welchen seine einfachen Worte auf den Müller gemacht. Er hatte sein Gewissen tief erschüttert, weil er ihm einfach nachwies, wohin sein Haß seinen Vater und ihn gebracht hatte; denn es unterlag keinem Zweifel, daß, als der Müller bei dem neuen Wagner, dem Wagnerjörg, arbeiten ließ, dies Beispiel Viele nach sich zog. Nun sah er, daß er seinen Schwager und seinen Sohn einem Verderben drohenden Erwerbszweige in die Arme geführt. Er hätte helfen können, wenn er hätte vergeben mögen. In Fehringers Brust nagte ohnehin der Wurm der Reue, der nicht rastet über die Art und Weise seines Betragens gegen seine selige Frau. Was Martin über seine Liebe zu Claire gesagt, traf ihn noch tiefer, denn es that sich vor ihm die Vergangenheit auf, wo einst sein Vater ihm Aehnliches vorgehalten und er ähnlich bekannt hatte. Seine Liebe legten sie ins Grab und er ging verarmt am Herzen und am Glücke des Lebens dem Grabe zu. Da klopfte eine unsichtbare Hand an sein Gewissen, an sein Herz, und sein Gewissen erwachte und sein Herz blutete. Sollte sein Martin, das einzige Wesen, das er liebte auf Erden, an dem sein Herz hing, weil er seiner theuren unglücklichen Schwester Ebenbild war, untergehen, untergehen durch *seine* Schuld?

Das, was den Alten bewegte, ahnte, wie gesagt, Martin nicht; aber es war ihm so schwer; es lag eine Last auf seiner Seele wie noch nie. Langsam ging er den Pfad durch die Schlucht hinauf. Es begann zu dunkeln, als er unter dem Baume sich erhob, wo er sich in das Gras gelegt und es mit seinen Thränen benetzt hatte. Er wollte von Niemand gesehen sein. Langsam schritt er den Pfad entlang, der die Wiesen quer durchschnitt und nach dem Wege hinleitete, welcher zwischen Dollarts und seines Vaters Wohnhause durchließ. Dort begrenzte die Hainbuchenhecke zu beiden Seiten den Weg. Dort hatte er so oft Worte der Liebe mit Claire gewechselt. Jetzt hoben schwere Seufzer die belastete Brust und Claire war fern. —

„Martin, lieber Martin!" flüsterte es leise neben ihm in diesem Augenblicke. Es war Claire. Hatte ihn sonst dieser süße Ton freudig überrascht; heute erschrack er heftig. Sie reichte ihm ihre kleine Hand über die Hecke. Er ergriff sie und sagte: „Ach, Claire, es ist Unheil über uns gekommen. Der Adam hat's endlich fertig gebracht. Er war bei meinem Path' in der Mühle und ich sah ihn in Deines Vaters Haus gehen. Dort ist's ihm gelungen; gib Acht, auch hier!"

Das Mädchen erbebte. „Meinst Du?" fragte sie angstvoll. „Ach, was wird's dann mit uns werden?"

„Ich ahne es," sagte er darauf. „Die Tage unseres Glückes sind vorüber. Dich erwartet Leid, mich hat's schon getroffen. In drei Wochen werd' ich Soldat. Dann ist's aus."

Claire war eine starke Seele. Ein männlicher Muth wohnte in des Mädchens Innerm; aber das war doch zu viel. Sie wäre schier zusammen gebrochen. Der Athem in ihrer Brust stockte. Endlich brach ein Thränenstrom hervor; aber reden konnte das arme Kind nicht.

Auch Martin war tief bewegt. Er rang nach Fassung. Es gelang ihm endlich, sie zu gewinnen. „Eins noch, Claire — denn wir müssen uns trennen — Du bist's, die Deinen Vater begleitet mit geschwärztem Gesicht. Du warst mit an der Mühle, als Dein Vater dort spionirte. Ich weiß, daß das auf Adams Angabe geschah. Der alte Path' hat Dich erkannt. Thue es um Gottes willen nicht mehr! Auch bringe Deinen Vater ab davon, daß dort eine Schmugglerniederlage sei. Adam hat schändlich gelogen, um meines Pathen Haß auf Euch zu werfen. Der Alte ist außer sich. Ist's möglich, so schießt er Euch Beide nieder. Auf mein Wort baue fest. Dort ist nichts zu suchen. Mein Path' verabscheut den Schmuggel, wie die Franzosen —"

„Claire!" rief in diesem Augenblicke Frau Dollart, die wohl denken mochte, sie sei nicht fern.

Das Mädchen drückte noch einmal Martins Hand, dann flog sie, wie das Reh des Waldes, dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein edler Kern in einer rauhen Schale.

(Fortsetzung.)

„Denis, mein guter Denis," rief sie ihm entgegen, „ist denn Alles, was mich umgibt, Wirklichkeit oder nur Täuschung? Ach, ich fürchte das Letztere, und dennoch brenne ich vor Verlangen um Aufschluß.

„Bin ich nicht überglücklich, meine Gebieterin, Sie von meinen Anordnungen befriedigt zu finden?" versetzte, sich tief verbeugend, Denis. „Alles hat sich mit Gottes Beistand so leicht, so glücklich gefügt. Sie erinnern sich, gnädige Frau, daß Sie mir immer bereitwillig die Erlaubniß gaben, meine freien Stunden bei meinem Jugendfreunde zuzubringen. Dieser nun, seines Handwerks ein Tischler, hat sich durch Fleiß und Geschicklichkeit emporgeschwungen, und ist der Besitzer dieses Hauses und Gartens. Auch ich arbeitete in meiner Jugend als Tischlergeselle, und aus alter Anhänglichkeit an diese Beschäftigung übte ich mich darin, so oft ich bei ihm war. Gerne hat er mich als Gehilfen angenommen und mir, damit ich Sie, Signora, in meinen Freistunden bedienen könne, Tisch und Wohnung in seinem Hause zugesagt. Die kleine Lucille, meine Pathe, findet sich äußerst geehrt, Ihnen, gnädige Frau, Dienste leisten zu dürfen, und, nicht gutmüthig nur, sondern auch verständig unterrichtet, wird sie zugleich die Stelle Ihrer Gesellschafterin und Vorleserin bekleiden können. Da Sie endlich, Signora, mir die Wahl der Wohnung überlassen hatten, so gab ich dieser hier den Vorzug, theils weil alle angeführten Umstände so gut dazu passen, theils weil ich mir vom Genusse der frischen Luft baldige Kräftigung Ihrer angegriffenen Gesundheit verspreche."

„Alles schön und gut, Denis," antwortete die Marchesa, welche mit tiefer Rührung zugehört hatte, „aber die Mittel, mein Freund, die Mittel zur Bestreitung von allem Diesem?"

Denis wurde sichtlich verlegen, und suchte einer Erklärung auszuweichen. Als ihm dies zuletzt nicht mehr möglich war, gestand er ganz schüchtern, daß die bisherigen Auslagen mit einem Theile seines Ersparten gedeckt werden, und daß alle künftigen von seinem täglichen Verdienste berichtigt werden könnten.

So viel Edelmuth hatte die Marchesa nicht erwartet. Innigst gerührt, drang sie in Denis, wenigstens eine bescheidenere Wohnung für sie zu suchen und auch die übrigen Auslagen auf das Unentbehrliche zurückzuführen. Ihre Bemühung war jedoch vergebens, und das Einzige, was sie von ihm erlangen konnte, war das Versprechen, den Absatz ihrer Arbeiten besorgen zu wollen. Dagegen bat er sich die strengste Geheimhaltung der obwaltenden Verhältnisse aus, indem man es, wie er sagte, ganz natürlich finden werde, daß die Zahlungen durch die Hand ihres vertrauten Dieners flössen.

Des treuen Denis hingebendes Benehmen war nun aber nichts weniger als eine schnelle Aufwallung, die bald wieder seinem alten Wesen Platz gemacht hätte. Er blieb sich fortwährend gleich, arbeitete unausgesetzt, servirte Mittags bei Tische mit der größten Freundlichkeit, und holte in jeder Freistunde die Befehle seiner Gebieterin in der Livrée ein, so wie er es denn aus Zartgefühl sorgfältig vermied, von der Signora in seiner Arbeiterkleidung gesehen zu werden; daß aber der vortreffliche Mensch sich selbst die größten Entbehrungen auferlegte, um es nur ihr so recht behaglich zu machen, dies ahnte

die gute Dame nicht und erfuhr es erst lange nachher; denn zu ihrer Beruhigung hatte ihr Denis stets versichert, daß sein Freund ihn sehr splendid belohne.

Der fast unausgesetzte Aufenthalt in frischer Luft, die Gemüthsruhe und der freundliche Umgang Lucillens, welche bald mit kindlicher Zärtlichkeit an der Marchesa hing, wirkten Wunder auf Angelika's Gesundheit. Als natürliche Folge davon kehrte nach und nach eine gewisse Heiterkeit in ihre Brust zurück, die selbst der Winter mit seinen Stürmen nicht zu zerstören vermochte.

Wieder war der Frühling in seiner Pracht erschienen und hatte neue Lebenslust in jedes Herz gehaucht. Auch die Marchesa freute sich dieser Wonnezeit, nicht ahnend, welche schwere Prüfung ihr bevorstehe.

Die erste Rosenblüthe war noch nicht vorüber, als Lucille sie eines Morgens sehr früh mit trauriger Miene im Garten aufsuchte, um ihr mitzutheilen, wie ihr Pathe sich gestern Abend etwas unwohl zu Bette begeben habe und jetzt schon in Fieberphantasieen daliege, so daß bereits nach einem Arzte geschickt worden sei. Tief betrübt begab sich Signora Angelika sogleich zu Denis, der sie aber schon nicht mehr erkannte. Der Arzt, ein junger intelligenter Mann, welcher bald darauf erschien, fand die Heftigkeit der Erkrankung sehr bedenklich. Er verordnete die kräftigsten Mittel und versprach in wenigen Stunden wieder nachzusehen. Die Anwesenheit und Besorgniß der vornehmen Dame war ihm aufgefallen; noch mehr aber erstaunte er, als er dieselbe bei seiner Rückkehr wieder vorfand, mit Lucillen in der Pflege des Kranken wetteifernd. Daß dieser Beiden theuer war, konnte er aus Allem schließen, und bedauerte deßhalb um so mehr, keine Hoffnung für sein Leben geben zu können. Ihr Jammer rührte ihn tief und er beschloß, Eifer und Sorgfalt zu verdoppeln. Abends jedoch fand er den guten Denis schon in einem Zustande, der es bezweifeln ließ, ob er die Nacht nur überlebe. Die Trostlosigkeit der Marchesa überstieg alle Beschreibung. Nicht einmal berücksichtigend, daß mit Denis ihre letzte Stütze zusammenbreche, sah sie in seinem Hinscheiden nur den Tod des edelsten, großmüthigsten Menschen; der Schmerz, ihm ihre Dankbarkeit nicht mehr ausdrücken zu können, zerriß ihre Seele, und inbrünstig flehte sie um das Heil seines, sich der irdischen Hülle entwindenden Geistes.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Böhme sah in der Schlacht bei Sadowa, daß seinem Kameraden zur Linken der Kopf von einer Kanonenkugel weggerissen wurde. Einige Minuten später wurde der Finger seines Kameraden zur Rechten von einer Flintenkugel zersplittert. Der Letztere ließ sein Gewehr zur Erde fallen und heulte vor Schmerz. Sein Kamerad rief unwillig: „Altes Weib, hör' auf zu schreien! Es ist holt ka Ursach', Lärm zu mache. Sieh' doch da, Franz Naturceck hat eine Kanonenkugel den Kopf weggerisse, und er sogt ka Wort."

(Ein neuer Chignon.) „Du, Liesl, was ist denn eigentlich ein Chignon?" — „Ein Chignon? das ist eben ein recht großer falscher Zopf." — „Ein recht großer falscher Zopf? Aha — da ist also unser neuer Major auch eigentlich ein Chignon!?"

Ein Schnapskünstler in Hamm hat einer Sorte den Namen „Norddeutsche Bundestropfen" gegeben.

Der Großmutter Strickunterricht.

Soll ich, Mädchen, Lob dir spenden,
Mußt du mit geschickten Händen
Nadeln flink und emsig rühren,
Nicht im Munde Nadeln führen.

Sollen mehren sich die Gänge,
Wachsen schnell des Strumpfes Länge,
Darfst du nicht auf Nadelspitzen
Bei der ernsten Arbeit sitzen.

Wie der Maschen fein Gewebe
All dein Thun zu ordnen strebe;
Zähle Wort und Gang beim Stricken,
So wird Red' und Strumpf dir glücken.

Bei den schmalen Fußgelenken
Mußt du abzunehmen denken;
Wirst nach wenig kurzen Jahren
Abnahm' selbst zu bald erfahren.

Kleine Risse sonder Weile
Zu verstopfen, dich beeile;
Großer Riß im Strumpf und Leben
Ist nicht leicht mehr zu verweben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Samstag, 12. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

V.

Am Montagmorgen lag, als Frau Dollart aufgestanden war und zuerst wieder an die vordere Thüre des Hauses kam, ein Zettel da, den Jemand durch die gebrochene Thüre (wie man die landesüblichen Thüren nennt, die in zwei Hälften quer aufgehen) geschoben hatte. Er war an Dollart gerichtet und versiegelt. Sie trug ihn zu ihrem Manne, der eben erst erwacht war. Er riß ihn hastig auf. „Heute Nacht,“ hieß es darin, „gibt es einen Hauptschmuggel. Der Weg geht über die Kreuzhecke.“ Das war Alles. Die Hand war unbekannt, allein es war die verstellte Schrift Adams, wie Dollart vermuthete und auch richtig traf.

Zu der Nachricht war er so gekommen:

Sonntag Abends hatte er Fehringers Haus umschlichen, weil er Claire und Martin zu belauschen hoffte. Er kam aber zu spät. Nachdem er lange in dem von den Hainbuchenhecken eingefriedigten Wege gesessen und die Hoffnung aufgeben mußte, ging er leise über die das Dorf gegen Süden begrenzenden Wiesen, wo er zum Hause Kampers, des Wirthes, gelangen konnte. Er hoffte dort Martin zu treffen, mit dem er gerne in Hader hätte kommen mögen, da er mit seinen Spießgesellen verabredet hatte, ihn zu treffen und seine Rache an ihm zu kühlen.

Als er so dahin schlich, wie das nächtliche Raubthier, das auf Beute ausgeht, und nahe dem Wirthshause gekommen war, wollte es ihn bedünken, als höre er halblaut hinter dem Hause des Wirthes reden.

Er kroch nun auf allen Vieren näher, um nicht gesehen zu werden, und gelangte so weit zu den Redenden, daß er jede Silbe verstehen konnte. Es waren zwei unbekannte Stimmen. Die dritte war die des alten Fehringer.

„Hörst Du,“ sagte Einer von den Fremden, „Unserer sind zwanzig; aber nur zehn können mit Euch gehen. Die Andern müssen zurück, um noch einmal Bündel zu holen, die hier bleiben bis Mittwoch. Ihr müßt also von hier aus zu Zehn sein.“

„Gut,“ erwiederte Fehringer. „Es wird besorgt. Wenn's auch nur Neune sind. Mein Martin trägt zwei Bündel; versteht sich aber, für doppelten Lohn.“

„So viel Bündel, so viel Kronthaler,“ entgegnete der Andere der Fremden. „Meinetwegen mag Einer die zehn tragen; er kriegt den zehnfachen Lohn. Also wo die Kreuzhecke die Ecke bildet gegen das Wiesenthälchen, da schlägst Du dreimal Feuer mit dem Stahle, und zwar in Zwischenräumen von Viertelstunde zu Viertelstunde, bis Du siehst, daß im Thälchen ebenfalls dreimal Feuer geschlagen wird. Das ist das Zeichen, daß wir es sind. Seid aber vorsichtig. Der Dollart ist ein Hallunke.“

„Wie ist das mit dem Schwarzen?“ fragte der Erste der Fremden wieder.

„Gott weiß es!“ sagte Fehringer. „Die Sache ist außer Zweifel.“

„Wenn er nur Fleisch und Blut hat,“ sagte der Fremde, „so will ich ihm schon Eins zu besehen geben!“

„Ja, Fleisch und Bein,“ sagte seufzend der alte Fehringer, „da liegt's!“

„Nu, altes Weib,“ rief ärgerlich der Zweite der Fremden, „meinst Du wieder, es wäre der Teufel? Kann's nicht irgend Einer aus dem Dorfe sein, der sich das Gesicht schwärzt?“

In diesem Augenblicke vermochte Adam Ries das Niesen nicht mehr zu bewältigen, das wohl durch das feuchte Gras gekommen war, in dem er zuerst gekniet und in das er sich jetzt niedergelegt hatte. Ob er gleich die gewobene Wollmütze schnell

vor die Nase preßte, so gab es doch einen eigenthümlichen Laut.

Die Schmuggler schwiegen und horchten; dann machten sie sich schnell aus dem Wiesengarten des Wirthes weg und Adam Ries kehrte auf demselben Wege wieder zurück, wie er gekommen war; er eilte heim, schrieb den Zettel und schob ihn durch die Thürritze, als nach zwölf Uhr Dollart zurückgekehrt war.

Obgleich Dollart vermuthete, von wem die Nachricht käme und anfänglich zweifelte, ob ihn, nach dem Auftritte mit ihm, der Adam Ries nicht hänseln wolle, so schien ihm doch die Sache nicht ganz grundlos zu sein. Je länger er darüber nachdachte, desto wichtiger wurde sie ihm. Er brachte im Laufe des Tages in Erfahrung, daß mehrere fremde Leute im Wirthshause gewesen waren, die viel mit dem Wirthe verkehrt hatten. Da wurde es ihm denn zur Gewißheit, daß etwas Wichtiges im Werke sei.

Als er gegen Abend nach Hause kam, sagte er zu Claire: „Der Schwarze kann mich heute gegen die Kreuzhecke begleiten." Damit war es genug. Claire war nur glücklich, daß ihr Vater wieder freundlicher wurde. War er doch den ganzen Tag und seit Sonntag unfreundlich und mißmuthig gewesen. Als die Sterne matt flimmerten und der Halbmond sich langsam über die Berge zu erheben begann, ging Dollart aus seinem Hause und Claire schlich zur Hinterthüre hinaus. Im Wiesengrunde vereinigten sich Beide und schritten dem Walde zu, in dessen Dunkel sie bald verschwanden.

Durch das Wiesenthal herauf, welches gegen die Ecke der Kreuzhecke, wie ein Schlagwald-Distrikt hieß, mündete, konnte man im Zwielichte des aufgehenden Halbmondes ein seltsames Gewimmel wahrnehmen. Dunkle Gestalten drückten sich langsam gegen den Saum des Waldes hin, sichtbar bestrebt, den Schatten der Bäume zu gewinnen.

Plötzlich waren sie Alle verschwunden. Auch das geübteste Auge würde keine Gestalt mehr haben entdecken können. Ein leiser Schlag wider einen Baum und der Lockruf des Käuzchens hatte das bewirkt. Die Schmuggler hatten den Punkt erreicht, wo sie das Zeichen der Gefährten von der Spitze der Kreuzhecke her erwarteten. Jenes Zeichen ließ sie Alle in das hohe Waldgras niederwerfen.

Aller Blicke waren gegen die scharf vortretende Spitze des Schlagwaldes gerichtet, von wannen ein anderes Zeichen kommen mußte, wenn sie ein Weiterschreiten wagen sollten.

Sie lagen vielleicht eine Viertelstunde oder noch nicht so lange, da wurde droben dreimal Feuer geschlagen.

„Hast Du das gesehen?" sagte Dollart zu Claire, die Beide hinter zwei gewaltigen Eichbäumen standen, vielleicht nur zweihundert Schritte von der Spitze der Kreuzhecke, jedoch mehr links, so daß sie die Spitze der Hecke im Auge hatten.

Claire bejahte leise und man hörte an der zitternden Bewegung der Stimme, daß eine fieberische Erregung sie beherrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Das oberrheinische Turnfest in Mannheim.

Am 30. und 31. August wurde in Mannheim das Turnfest des oberrheinischen Turnerbundes gefeiert.

Kein Ausarten in eine wilde Bachanalie, keine langen donnernden Festreden, gewachsen in den Köpfen thaten-durstiger Schwätzer, störten das schöne, einfache, glänzende Fest. Der Flitter, die verschwenderische Prunksucht, die an früheren Festen mit Recht so sehr getadelt wurden, sie werden fortan verbannt bleiben von den deutschen Turnplätzen.

Am 29. August Abends und 30. August Morgens trafen die Festtheilnehmer der Bundesvereine aus der Pfalz und Baden in der Stärke von ca. 400 Mann am Festorte ein, empfangen von Abtheilungen Mannheimer Turner; sie wurden mit Trommelklang nach dem Sammelplatz, Badener Hof, geleitet und ihnen vom Wohnungs-Comité ihre Quartiere angewiesen.

Am 30. August 9 Uhr Morgens begann der Turntag; nach kurzer Begrüßung der erschienenen Gäste eröffnete der Vorstand des oberrheinischen Turnerbundes, Wilhelm Heckel aus Mannheim, die Versammlung.

26 Vereine waren vertreten.

Darmstädter, Kassenwart des oberrheinischen Turnerbundes, legte den Kassenbericht des Vororts der Versammlung zur Einsichtnahme vor, woraus sich ergab, daß dem Bund nach Abzug aller Kosten noch fl. 560. zur Verfügung bleiben, welche theilweise zur Deckung der durch das Fest noch entstehenden Kosten verwendet wurden.

Der zweite Punkt der Tagesordnung handelte von der Wiederaufnahme des Wanderturnens; es wurde den Vereinen dringend empfohlen, von der gebotenen Gelegenheit Nutzen zu ziehen, besonders, da so bedeutende Kräfte, wie Turnlehrer Brehm von Mannheim und Professor Waßmannsdorf von Heidelberg, sich den Turnvereinen als Wanderlehrer zur Verfügung stellten; die hieraus erwach-

senden Ausgaben für die einzelnen Vereine sind nicht bedeutend, da der Bund die Hälfte der Reisekosten tragen wird.

Den unausgesetzten Bemühungen Brehm's ist es gelungen, an vielen Orten die Volkslehrer, die eigentlichen Träger der Volksbildung, für das Turnen zu gewinnen und durch sie regelmäßige Turnkurse in den Schulen einzurichten.

Auch die Gemeindevorstände vieler Orte wurden durch Brehm's überzeugende Vorträge veranlaßt, auf Gemeindekosten Turnplätze zu errichten und so den Grundstein zu legen für ein gesundes, körperlich und geistig kräftiges Bürgerthum.

Waßmannsdorf von Heidelberg empfahl der Versammlung, nicht direkt einzugreifen, sondern die Entschließungen der Regierungen abzuwarten, welche bereits die Einführung des Turnens in die Hand genommen hätten.

Nachdem jedoch konstatirt wurde, wie langsam oft die Regierungen von jeher einzugreifen gewohnt sind, nachdem konstatirt wurde, welch' ungeheure Anstrengungen nothwendig waren, um dieselben von dem Nutzen des Turnens überhaupt nur zu überzeugen, wurde der Antrag Waßmannsdorf's abgelehnt und dagegen der Antrag Wacker's von Bruchsal angenommen, welcher es den Vereinen zur Pflicht macht, bei den Gemeinde-Vertretern dahin zu wirken, daß überall von den Gemeinden Turnplätze und Turnhallen errichtet würden; bei den Volkslehrern, dieselben für das Turnen zu gewinnen und durch sie das Turnen in den Schulen einzuführen; überhaupt die Vereine zu bestimmen, zur Förderung der Sache alle nur dienlichen Mittel zu ergreifen.

Bei dem gesunden Sinne der Lehrer und dem freien Hauche, der eben diesen Stand durchweht, wird eine Aufforderung an sie gewiß von Erfolg begleitet sein.

Mögen auch die Gemeindevorstände mit der fortschreitenden Zeit gleichen Schritt halten und überall nach dem Beispiel vieler deutschen Städte in ihrem eigenen Interesse Turnplätze und Turnhallen errichten; sie werden in einer kräftig heranwachsenden Jugend ihre Mühen reichlich belohnt sehen.

Der Turntag schritt nach dem Antrag Wacker's zur Wahl des neuen Vororts; einstimmig wurde Baden-Baden gewählt. Hierauf Wahl des Preisgerichts. Zu Preisrichtern wurden erwählt: Brehm von Mannheim, Weiß von Mannheim, Waßmannsdorf von Heidelberg, Wacker von Bruchsal, Murel von Baden, Peter Loch von Zweibrücken, Müller von Frankenthal; zwei weitere Namen sind mir entfallen.

Nach Schluß der Versammlung vereinigte sich ein großer Theil der anwesenden Turner zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen im Badener Hof. Gegen 2 Uhr marschirte der militärisch geordnete Festzug „mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele" nach dem Fest-Turnplatze, um, dort angekommen, sofort die Massen-Uebungen vorzunehmen.

Vor Beginn derselben wandte sich Turnlehrer Brehm vom „Schwingel" herab an das zu Tausenden anwesende Publikum. „Wir haben uns hier versammelt," sprach der Redner, „um euch, die ihr uns noch ferne steht, zu zeigen, daß das Turnen keine leere Spielerei, kein zweckloses Nichts ist; noch zu viele sind unter euch, die dem Turnen feindlich entgegen stehen; wir wollen die letzten Vorurtheile gegen das Turnen heute vernichtet sehen und euch mit den Erfolgen unter die Augen treten, die wir in jahrelanger ernster Männerarbeit uns erkämpft haben."

Jeder der anwesenden Tausende mußte bei dem Anblicke der hier turnenden Jugend die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß das Turnen eine ungeheure Einwirkung auf Gesundheit, Kraft und Gewandtheit üben müsse, und sich gestehen, daß diese drei Haupt-Eigenschaften unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht in dem Maße erzielt werden können. An dem Stemmen der Gewichte, gewiß ein Kraftmesser, versuchte sich auch eine große Anzahl der Zuschauer; wie kläglich endigten jedoch diese Versuche! Kräftig, stark aussehende Männer mußten sich darin von 17- bis 18jährigen Turnern übertroffen sehen.

Am nächsten Morgen fand das angeordnete Preisturnen statt; leider mußte des ungünstigen regnerischen Wetters wegen dasselbe in geschlossenem Raume vorgenommen werden.

Es fehlt mir die Sprache, diese Fülle von Kraft und Gewandtheit in passende Worte zu kleiden, um dem Leser nur einigermaßen einen Begriff von der hier vor Augen geführten körperlichen Vollkommenheit zu geben; so Etwas muß gesehen, muß gekannt sein, um ein richtiges Urtheil darüber gewinnen zu können; die deutsche Jugend kann mit der seit Jahrtausenden so gerühmten körperlichen Kraft und Gewandtheit der alten Griechen dreist in die Schranken treten.

So wurde z. B. am Barren die Waage auf einem Arme ausgeführt mit Kreisen des Körpers um seine Axe; der Riesenschwung am Reck war eine Uebung, die fast von jedem der Preisturner ausgeführt wurde; der Längssprung am Schwingel war obligatorische Uebung; der höchste Sprung über die Leine maß 54 Zoll. Der vom Preisgericht ange-

ordnete Weitsprung konnte wegen des beschränkten Raumes nicht ausgeführt werden.

Rühmend sei noch des Kürturnens einer Mannheimer Musterriege an der Streckschaukel gedacht und der Exerzitien der Mannheimer Wehrriege.

Die erste Note beim Preisturnen errang Schuller aus Freiburg; da er jedoch schon beim Freiburger Turnfeste den ersten Preis errungen, so wurde ihm nur ein Ehrenpreis zuerkannt; Gustav Meyle aus Pforzheim erhielt den ersten, sein Bruder Ludwig Meyle den zweiten Preis.

Im Ganzen wurden 14 Preise, bestehend in Eichenkränzen, vertheilt und den Siegern „nach alter Sitte von schöner Hand" überreicht.

Den heitern Schluß des Festes bildete die Rheinfahrt auf einem Dampfer „gen Worms, die alte freie Stadt", um die denkwürdigen, geschichtlichen Gebäude und das Lutherdenkmal, das Denkmal des großen Reformators, zu besichtigen. —

Möge dieses wahre Volksfest seine Früchte tragen und in den Herzen aller jungen Männer die Begeisterung wachrufen für die deutsche Turnsache, für das wahrhaft männliche Ringen nach einem gesunden, kräftigen Körper, für die allein würdige Wohnung eines gesunden, hellen, kräftigen Geistes.

Mögen die letzten Vorurtheile gegen das Turnen endlich schwinden, möge sich endlich, endlich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß die Kräftigung des Körpers nach der Feierstunde eine edlere Beschäftigung ist, als das geisttödtende Bummeln in den Straßen, als das frühe Herumtreiben auf den Bierbänken einer dumpfen Wirthsstube.

Stern.

Mannigfaltiges.

Es scheint auf der Universität zu Oxford gegen die Studienregeln zu verstoßen, daß Studenten geistige Getränke auf ihren Zimmern bewahren. Ein Student, der unter dieser Anklage vor den Rektor citirt und befragt wurde, ob es wahr sei, daß er ein Fäßchen Ale in seiner Wohnung habe, bejahte dies einfach. „Welche Entschuldigung," fragt der strenge Pädagog, „können Sie dafür angeben?" „Magnificenz," entgegnet der Student, „der Arzt hat mir verordnet, jeden Tag ein paar Glas zur Stärkung meiner Gesundheit zu trinken, die nicht sehr kräftig ist. Um nicht genöthigt zu sein, öffentliche Restaurationen zu besuchen, kam ich auf die Idee, mir ein Fäßchen Ale nach Hause bringen zu lassen." „Und haben Sie," lautete das Examen weiter, „wirklich einen Nutzen davon verspürt?" „Gewiß, einen sehr bedeutenden," versicherte der Gefragte. „Den ersten Tag, als das Fäßchen zu mir gebracht wurde, konnte ich es kaum bewegen, heute hebe ich es mit ausgestrecktem Arme."

Aus „Arth" in der Schweiz. (Ländliche Naivetät!) Als die Königin von England dieser Tage eine Exkursion nach Goldau machte, (wo 1806 bekanntlich der große Bergsturz — des Roßberges — stattfand), begaben sich ihre Begleiter nach dem Schutt; sie selbst setzte sich und zeichnete. Nach einer Weile rief sie einer im Wege stehenden armen Frau, ihre Begleitschaft wieder zu holen, und gab ihr dann ein Trinkgeld. Als die Gesellschaft eingestiegen war, sagte die Königin zu der Frau, sie könne jetzt gehen, worauf diese schmunzelnd erwiederte: „Gönd Ihr, ih bi do deheim."

Ein Berliner Dienstmädchen wurde befragt, ob ihr Geliebter denn alle Abende sie am Brunnen erwarte. — „Nicht immer; manchmal schickt er eenen andern von seine Compani!" war die Antwort.

Gemeinnütziges.

(Bereitung des Apfelweins.) Die „Landwirth. Annal." theilen folgende Bereitungsweise eines solchen sehr vortrefflichen Produktes mit: Zu einem Anker Apfelwein sind 25—30 Pott Saft, also ungefähr ein Scheffel Aepfel erforderlich, je saftreicher und süßer, um so besser. Diese werden im Oktober mit der Schale gerieben und durchgedrückt; dann läßt man den Saft 12 Stunden stehen, gießt ihn von dem gebildeten Bodensatz ziemlich klar ab und thut ihn mit 8 Pfd. in heißem Wasser aufgelösten Zucker in ein Ankerfaß, füllt dieses darnach mit Wasser voll und stellt es an einen 10 Grad warmen Ort zum Gähren, wobei es immer wieder mit Wasser aufgefüllt wird. Nach etwa 6 Wochen wird es zugespundet und in den Keller gestellt; im Februar oder März kann der Wein abgezogen werden. Die gefüllten Flaschen müssen stehend aufbewahrt und dürfen vorläufig nicht fest verkorkt werden, weil der Wein noch gewöhnlich eine Zeit lang unruhig bleibt; erst wenn man glaubt, daß er sich beruhigt habe, korkt man die Flaschen ganz fest zu, untersucht jedoch vorher, ob sich noch Bodensatz gebildet habe; ist dies der Fall, so gießt man den Wein zuvor behutsam in andere Flaschen um.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Dienstag, 15. September 1868.

Das Lied vom Frauen-Herzen.

Fertig lag im Feierkleide,
Als der Schöpfer niedersah,
In dem jungen Brautgeschmeide
Reizgeschmückt die Erde da.
Um die üppig vollen Glieder
Schloß sich weich das grüne Mieder,
Und von Blumen ein Talar
Floß vom blüthenreichen Haar
Bis zum Rand des Meers hernieder.
In der Bäume Locken brannten
Feierlich die Thau-Demanten,
Fest-Juwelen hingen
In den off'nen Blumenringen,
Laute Festtagslieder quollen
Aus dem Wald, dem sängervollen,
Und die Weihrauch-Düfte zogen,
Aus der Blumen Kelch gesogen,
Auf der Lüfte klaren Wogen
Hoch empor zum Himmelsbogen!
Und in ihrem ersten Schlafe
Lag, auf einem Bett von Rosen
— Damals noch die dornenlosen —
Sanft das Weib, das erste, da,
Wie sie vor der ersten Sünd' und Strafe
Lächelnd noch der Chor der Engel sah!
Blumen wurden zum Gemache
Um die schöne Schläferin,
Gern zum schattenreichen Dache
Neigt der Baum die Zweige hin,
Und zum Kleid für dieses Wunder
Flechten Flieder und Hollunder
Ihre Blüthen, weich und mild,
Um das keusche Frauenbild;
Und ein Schlummerlied mit süßem Schall
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall! —
Um das Haupt, vom Schlaf umflossen,
Stand ein Engelkreis geschlossen
Und berieth sich leis' und mild:
Wie man diesem Frauenbild
Könnt' ein Herz in Busen legen,
Reich an Weh und reich an Segen,
Stets dasselbe, anders täglich,
Felsenfest und leicht beweglich,
Immer froh und stets in Thränen,
Schwer im Sinn und leicht im Wähnen,
Wie zu einen in dem Herzen
Tag des Glücks und Nacht der Schmerzen.
Lieben, hassen,
Heiß erfassen,
Kalt es lassen,
Opfer fordern, Opfer bringen,
Erdwärts streben, auf sich schwingen,
Trotzen, wagen,
Zittern, zagen,
Lachen und weinen,
Hoffen und beben,
Glauben, verneinen,
Zürnen, vergeben!
Und die Engel nahmen einen Tropfen Thau,
Der gefallen von dem Himmelsblau,
Und ein Veilchen aus dem Thal
Und vom Morgenroth den ersten Strahl
Und Vergißmeinnicht so klein,
Abgepflückt in Luna's Schein,
Gaben Alles dann hinein
In den Kelch der Lilie, rein,
Stellten's dann mit frohem Muth
An der Liebe sanfte Gluth,
Und die Schmetterlinge mußten wachen,
Um die Gluth mit den Flügeln anzufachen,
Als Gewürz noch kamen Zitterpappelblätter,
Maiensonne und Aprilenwetter,
Darauf gossen sie hinein das Seufzen und das Sehnen,
Einen Wunsch, 'ne halbe Hoffnung und zwei Thränen,
Deckten es zu mit Geduld, mit Demuth,
Ließen es bewachen von Milde und von Wehmuth,

Von Gemüth im Glück, von Frömmigkeit im Schmerz,
Und aus diesem Ganzen ward das Frauenherz.

Als die Schläferin erwacht,
Stand in Licht, in voller Pracht
Welt und Schöpfung rings umher,
Schwimmend in dem Farbenmeer,
Eingetaucht im Sonnenlichte
Baum und Blüthe, Blatt und Früchte,
Und des Haines Jubellieder
Und der Vögel bunt Gefieder
Schifften
In den Lüften.

Und die blauen Ströme lachten,
Und zur Seit' der kaum Erwachten
Stand der Mann, der Lichtgebor'ne,
Der zum Herrschen Auserkor'ne,
Und sie sieht ihr eig'nes Leben,
Aber höher, in dem Manne wieder,
Und sie fühlt ein süßes Beben
Und sie schlägt die Augen nieder,
Und die erste Röthe blühte
Auf der Wange, die erglühte,
Und die erste Thräne tropfte
Auf das Herz, das leise klopfte,
Und das erste süße „Ach!"
Ward auf rother Lippe wach,
Und der ersten Liebe Lust und Schmerz
Zogen ein ins Frauenherz!

(Schluß folgt.)

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Jetzt wurde auch etwas tiefer im Wiesengrunde dreimal Feuer geschlagen und bald sah man deutlich die lange Reihe der Schmuggler einzeln, schwer beladen und mit furchtbaren Stöcken bewaffnet, in die Kreuzhecke treten.

Die Fremden gaben hier an Kamper und seine Gefährten zur Hälfte ihre Bündel ab. Einige Augenblicke wurde leise verkehrt; die Parole gewechselt und mitgetheilt, an der man am Ziele die Freunde und Helfer erkannte; dann wurde noch einmal auf gut Glück getrunken, und einer der Fremden, der indessen hier ungemein bekannt war, der aber keinen Bündel trug, sondern nur den Stock, brach auf, um in einer Entfernung von einigen hundert Schritten dem Trosse vorauszugehen, damit jede verdächtige Erscheinung schnell den Folgenden bekannt würde, um sich zeitig mit den Waaren zu retten. Für jede Erscheinung hatten sie eigene Stichwörter, die in ihrer Bedeutung nur den Eingeweihten bekannt waren.

Er ging anscheinend sehr ruhig und gleichgiltig seines Weges dahin; aber wie der Stoßfalke ließ er sein scharfes Auge rechts und links spähen.

Plötzlich blieb er in der Nähe der Eichen stehen und sagte laut: „Meine Pfeife hab' ich doch vergessen!" — Das Wort Pfeife wurde scharf von ihm betont.

Das laute Geräusch der Tritte seiner Gefährten verhallte in diesem Augenblicke wie mit einem Zauberschlage.

„Guten Abend!" sagte er darauf, näher gegen Dollart herantretend, indem er den Handriemen seines Knotenstockes fest um die Handwurzel schlang. „Kriege ich noch Gesellschaft? — Ah, bon soir, Monsieur Dollart? So spät noch hier?"

Dollart trat vor. Claire blieb auf ihrem Posten und fällte ihren Gewehrlauf. Das sah der Führer wohl; allein verschmitzt, wie er war, berechnete er schnell, daß, wenn er mit Dollart ins Handgemenge geriethe, der Andere nicht würde schießen können. Zudem entging seinem Blicke nicht, daß er keine feste Haltung hatte.

Als darum Dollart nahe genug war, um auf ihn etwa anzulegen, that er, als stolpere er über Etwas und falle zur Erde. Dadurch kam er Dollart näher. Schnell, wie eine Katze auf die Maus einen Sprung macht, schnellte dann der gewandte Mensch in die Höhe, und ehe sich Dollart dessen versah, hatte er ihn bei der Gurgel und er lag rückwärts auf der Erde. Seine Flinte ging los, aber in die Luft.

Jetzt schoß auch Claire, aber der Schuß ging über den Führer der Schmuggler weg.

„Holla, Brüder," rief er, „Einer liegt, der Andere versteht das Schießen nicht! Rasch drauf!"

Mit Riesenkraft hielt er Dollart nieder.

Auf Claire sprang Martin zu. Sie zog ihren Säbel und stieß nach ihm, aber sein Stock schlug die ungeschickt geführte Waffe nieder. „Claire, um Gotteswillen, laß Dich fallen und thue, als könntest Du Dich nicht regen, als wärst Du todt, sonst kann ich weder Dich, noch Deinen Vater retten," rief er ihr leise zu.

„Martin!" sagte vorwurfsvoll das Mädchen. Allein sie begriff, wie wahr das sei, was er gesagt.

Sie stürzte nieder und that einen Schrei.

Martin faßte sie, die sich gewähren ließ, in seine Arme, trug sie tiefer in den Wald, warf sie etwas unsanft nieder und sagte: „Da, Kanaille! Der hat seinen Theil!"

Schnell eilte er dann zurück zu Dollart. Er war gebunden an Händen und Füßen, und die Schmuggler, nachdem Martin mit entsetzlichem Lachen erzählt, er habe dem Andern Eins mit dem Stocke gelangt, daß er sich nicht rühre, beriethen, ob sie Dollart todt schlagen sollten Martin sagte: „Begehet keinen Mord! Er kennt den Führer nicht und uns sah er nicht. Laßt mich bei ihm und nehmt die Bündel. Dann rasch fort und Alles ist in Sicherheit!"

„So soll's sein!" sagte der Führer. „Mach' mit ihm, was Du willst, Martin!"

Ohne Weiteres wandten sie sich zu den Bündeln. Zu besorgen war nun nichts mehr.

Nur der alte Fehringer trat zu Martin und fragte leise: „War's der Schwarze?"

„Nein," sagte Martin.

„So sei menschlich, Martin, und laß ihn laufen, nachdem er Dir versprochen, Dich nicht anzuzeigen!"

„Geht, geht," rief ihm Martin zu. „Ihr habt keine Zeit zu verlieren; er regt sich schon." Martins Bündel nahm nun der Führer, und bald war der Trupp, der nun noch aus neunzehn kräftigen Männern bestand, im Walde verschwunden.

Martin zog schnell Dollarts Säbel heraus und verbarg ihn sammt seinem Gewehre im Graben unter den Gesträuchen. Dann schnitt er Dollarts Bande durch, riß das Taschentuch vom Munde und schöpfte am Graben Wasser mit einem Lederbecher, wie ihn die Schmuggler zu führen pflegten, um ihn anzuwaschen.

Er erwachte schnell und richtete sich in sitzende Stellung auf. Tief aufathmend, sagte er: „Wo ist Claire?"

„Seid stille, Meister Dollart," sagte Martin. „Sie ist gerettet. Ich will sie herbeiführen."

Claire trat ihm entgegen. „Martin, Du ein Schmuggler?" fragte das Mädchen.

„Ich danke nun Gott, daß ich mich dazu mißbrauchen ließ. Ohne mich wäret Ihr Beide des Todes!"

„O, das ist wahr!" sagte Claire und faßte dankbar seine Hand. „Vater," sagte sie dann, „wie ist es Euch?"

„Gut, gut," sprach Dollart eifrig, „aber meine Glieder thun mir weh und mein Nacken. Der Spitzbube hat mir abscheulich unter das Kinn gestoßen."

„Dankt Gott, daß er Euch nicht todt schlug," sprach Martin.

„O, sie wollten es, als Ihr bewußtlos dalagt," sagte Claire; „aber der gute Martin bat für Euer Leben. Ich bin Zeuge. Ich stand nahe genug, um es zu hören."

In Dollarts Brust stürmten die wildesten Gefühle. Daß ihm dieser Fang entgangen, das wurmte ihn unablässig; daß er nun dem Martin sein und seines Kindes Leben verdankte, war ihm noch bitterer.

„Martin," sagte er, „Du hast sie Alle gekannt und bist ihr Genosse, nenn' mir ihre Namen. Du sollst frei ausgehen, das gelob' ich Dir!"

„Kommt nur erst heim, Meister Dollart," sagte er, „so sollt Ihr Alles erfahren. Was hilft's, wenn ich sie Euch alle nenne? Ihr vergeßt sie ja, bis Ihr heimkommt!"

Das leuchtete Dollart endlich ein. Der Martin entging ihm ja nicht! — Er war indessen von den Mißhandlungen doch derart angegriffen, daß er kaum gehen konnte.

Claire und Martin mußten ihn führen. Martin, der Dollarts Waffen entfernt hatte, weil er einen Ausbruch seiner Wuth gefürchtet hatte, ihn an einem Angriffe gegen ihn hindern wollte, trug nun diese Waffen und die Claire's dazu. Langsam nur konnten sie vorwärts schreiten, denn von dem festen Binden mit den Stricken waren Dollarts Beine geschwollen. Erst gegen 1 Uhr erreichten sie das Dorf, wo Frau Dollart nicht wenig über den Anblick ihres Mannes erschrack. Er legte sich sogleich zu Bett und verlangte, Claire solle Martins Geständnisse niederschreiben.

Martin weigerte sich, irgend Etwas zu sagen.

„Sei Du mir ruhig," sagte mit verbissener Wuth Dollart. „Ich will Dir schon die Zunge lösen. Dich hab' ich; die Andern krieg' ich, das steht fest, und dann verlierst Du das Recht auf mein Gelöbniß, daß Du frei ausgehen sollst."

Martin wandte sich, wegzugehen.

„Zum Verräther sollt Ihr mich nicht machen, denn mich bindet ein feierliches Angelöbniß. Nun laßt kommen, was da komme. Gute Nacht und gute Besserung!" Er ging. Draußen stand Claire weinend.

„Ach, Martin," schluchzte sie, „was wird das werden?"

„Nichts, Claire, denn ich muß flüchtig werden. Leb' wohl! Möge Gott uns ein fröhlicheres Wiedersehen schenken!" Er schloß sie in seine Arme, drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen und war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß am 18. August.

Einem Privatbrief des Dr. Hermann Vogel (Lehrer der Photographie an der Gewerbeakademie

zu Berlin und Mitglied der norddeutschen Sonnenfinsterniß-Expedition), geschrieben an Bord des Dampfers, welcher die Expedition nach Suez zurückführt, d. d. 23. Aug., entnehmen wir Folgendes: „Am 18. Aug. verließen wir früh um 4 Uhr unser Lager (in Aden, wo die Expedition ihre Beobachtungen anstellte). Etwa neun Zehntheile des Himmels waren bewölkt. Resignirt machten wir uns an die Arbeit. . . Unsere Aufgabe war es, innerhalb der drei Minuten eine möglichst große Zahl von Bildern des Phänomens zu erhalten. Für diesen Zweck hatten wir uns förmlich an dem photographischen Fernrohr einexerzirt, gerade wie Artilleristen vor ihren Kanonen. Dr. Fritsche machte die Platte in dem ersten Zelt, Dr. Zenker schob die Kassette in das Fernrohr, Dr. Thiele exponirte und ich entwickelte in dem zweiten Zelt. Wir hatten festgestellt, daß es in dieser Weise möglich sei, in 3 Minuten 6 Bilder zu machen. Der entscheidende Moment kam immer näher, der mit banger Sorge von uns betrachtete Wolkenhimmel zeigte zu unserer Freude einige Lücken, durch welche die breite, theilweise vom Mond bedeckt als Sichel erscheinende Sonnenscheibe sichtbar wurde. Die Landschaft erschien in dem seltsamsten Lichte, beinahe ein Mittelding zwischen Sonnen- und Mondlicht. Die chemische Lichtstärke erwies sich auffallend schwach. Eine Probeplatte gab mit einer Steinheil'schen Aplanatlinse-Mittelblende erst in 15 Sekunden ein ausexponirtes Bild der Wolken. Immer kleiner wurde die Sonnensichel und die Wolkenlücke schien sich noch mehr zu öffnen, — wir schöpften Hoffnung! Die letzte Minute vor der Totalität der Sonnenfinsterniß (völlige Verfinsterung), welche um 6 Uhr 20 Minuten eintrat, verging im Fluge. Dr. Fritsche und ich krochen eiligst in unser Zelt und blieben daselbst; von der Totalität haben wir leider unter diesen Umständen nichts gesehen. Unsere Arbeit begann. Die erste Platte wurde probeweise 5 und 10 Sekunden belichtet, um zu sehen, welche Zeit ungefähr die richtige sei. Muhamed, unser schwarzer Diener, brachte mir die erste Kassette ins Zelt. Ich goß den Eisenentwickler klar über die Platte, gespannt der Dinge harrend, die da kommen sollten. — Da erlosch meine Lampe. — Licht! Licht! rief ich — Licht! Aber Niemand hörte; Alle hatten vollauf zu thun. Da griff ich selbst zum Zelt mit der Hand hinaus — in der linken die Platte haltend — fand glücklich eine kleine Oellampe, die ich mir für alle Fälle brennend bereit gestellt hatte, und jetzt sah ich das Sonnenbildchen auf meiner Platte erscheinen: die dunkle Sonnenwand war umgeben mit einer Reihe eigenthümlicher Erhöbungen auf der einen Seite, auf der andern zeigte sich ein seltsames Horn. Beide Erscheinungen vollkommen analog in beiden Bildern. Meine Freude war nicht gering. Doch es war keine Zeit zum Freuen. Bald war die zweite und eine Minute später auch die dritte Platte in meinem Zelt. „Die Sonne kommt," rief Zenker; die Totalität war vorüber. Alles erschien aber als das Werk eines Augenblicks, so rasch war uns die Zeit verflossen. Die zweite Platte zeigte bei der Entwicklung sonderbarer Weise nur ganz schwache Spuren eines Bildes. Vorüberziehende Wolkenschleier hatten im Augenblick der Exposition die photographische Wirkung fast gänzlich verhindert. Die dritte Platte zeigte wieder zwei gelungene Bilder mit Protuberanzen am untern Rand. Trotz des Erreichten wurden die Platten gewaschen, fixirt, lackirt und sofort — freilich mit sehr unvollkommenen Hilfsmitteln — einige Kopien auf Glas genommen, die, um Verlusten zu begegnen, separat nach Europa geschickt werden sollen."

Mannigfaltiges.

In Havre ist vor Kurzem, wie der Berichterstatter eines Londoner Journals mittheilt, ein höchst sonderbares Cargo angelangt — eine Schiffsladung mit menschlichen Haaren aus Vera-Cruz. Das Haar soll von den Häuptern verschiedener eingeborener mexikanischer Stämme herrühren, welche von ihren Feinden skalpirt worden sind. Es soll von äußerst schmutziger Beschaffenheit sein und durch seinen schlechten Geruch den ganzen Hafen verpesten. Das Haar wird aller Wahrscheinlichkeit nach für die Schönen in Europa gemäß der gegenwärtigen Moden verarbeitet werden.

„Sie befehlen?" fragte ein Kellner zwei angekommene Passagiere. — „Ein Zimmer für zwei Personen und Mittagessen für zwei Personen — vor allen Dingen aber das Zimmer heizen!" — „Schön!" rief der Kellner, — „für eine oder auch für zwei Personen?" fügte er dann fragend hinzu.

Eine Dame, welche schon öfter von Nordlichtern sprechen hörte, kam dieser Tage in einen Seifensiederladen mit der sehr bescheidenen Frage: „ob hier nicht auch Nordlichter zu bekommen wären?"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Donnerstag, 17. September 1868.

Das Lied vom Frauen-Herzen.

(Schluß.)

Süß ist Liebe und beglückend,
Herzerquicklich und entzückend,
Wenn der Gegenliebe Lust
Waltet in der Frauenbrust;
Doch auch furchtbar wie die See
Ist die Lieb', wenn Schmerz und Weh,
Wenn der Gegenliebe Flucht
Frauenherz hat angenagt,
Wehe, wenn die Eifersucht
Frauenherz hat aufgejagt,
Eifersucht, die wilde Hyder,
Erst getödtet, lebend wieder,
Eifersucht, die ihre rauhen,
Wilden, scharfen, spitzen Klauen
Höhnend in das Herz der Frauen,
Wo es sich am zartsten regt,
In die tiefsten Saiten schlägt!
Eifersucht, die unruhvolle,
Eifersucht, die argwohnstolle,
Eifersucht, die ewig wache.
Eifersucht, voll Gift und Rache,
Eifersucht, die, scheintodt eben,
Stets erwacht zum neuen Leben,
Eifersucht, mit allen Grauen,
Eifersucht, mit allen Schrecken,
Ist allein im Herz der Frauen
Schrecklich, gräßlich anzuschauen!

Sterne, die ins Leben ganz allein
Werfen ihren Zauberschein,
Stehen mit den Himmelsflammen
Eingeschaart in Frauenbrust zusammen;
Denn von der Liebe gold'nem Baum
Bauen sich viel Blüthenäste
Blühend auf zum Lebensfeste,
Die des Lebens kurzen Raum
Wandeln um zum Götteriraum.
Liebe ist der große Sonnenball,
Und aus ihrem Feuerschwall
Sprühen Sterne namenlos
In des Lebens dunklen Schooß.

Gattinliebe,
Aller Triebe
Reinste Krone,
Keusch entflammt,
Die vom Throne
Gottes stammt!

Gattinliebe, vielgestalt'ge,
Demuthsreiche, kraftgewalt'ge,
Gattinliebe, Tempelblume
In des Herzens Heiligthume,
Heilig Band, vom Himmel oben
In das Dasein eingewoben,
Um die Scham, die tieferglühte,
Diese reine Himmelsblüthe,
An der Sinne Frucht zu binden,
Um den Mann, den ewig schwanken,
Um den Mann, den ewig wirren,
An dem Band, dem frommen, milden,
Aus dem Kampfe der Gedanken
Mit dem frommen Taubengirren
In die zärtlich engen Schranken,
In die Gleise
Stiller Weise
Rückzuführen,
Wo in freundlichen Bezirken
Häuslich Lieben, Sinnen, Schaffen, Wirken
Und der zarten Treue Thun und Lassen
Mit den tausend Armen ihn umfassen.
Mutterliebe dann, die einzig wahre,
Felsenfeste, demantklare!
Wo das Herz am Fühlen kennt,
Was der Mensch Empfindung nennt,

Jeder Schmerz und jede Wonne
Unter dieser Weltensonne
Reichen nicht in Schmerz und Lust
An Gefühl in Mutterbrust!
Mutterthränen, Muttersorgen
Wachen an des Kindes Morgen,
Mutterthränen, Mutterbrust
Tränkt das Kind in erster Lust,
Mutterthränen, Mutterharm
Wiegt das Kind auf weichem Arm,
Mutterthränen, Mutterhand
Führt das Kind am Gängelband,
Mutterthräne, Mutterschooß
Zieht das Kind allmälich groß,
Mutterthräne, Mutter-Ach
Ist des Nachts beim Kinde wach,
Mutterthräne, Mutterpein
Sitzt beim kranken Kind allein!
Schwergestützt auf ihrer Rechten
Sitzt sie in den Kummernächten,
Alles Schlummers dann beraubt,
Bei des kranken Kindes Haupt,
Lauscht auf seinen Odem wieder,
Kniet in heißen Thränen nieder
An des kleinen Bettleins Ende,
Faltet betend ihre Hände:
„Mutter, du der höchsten Gnaden,
„Laß mich meinen Schmerz entladen,
„Laß die Thränen dir gefallen,
„Die aus heißem Aug' mir fallen,
„Laß zu meines Kindes Frommen
„All mein Flehen zu dir kommen!

„Selber kann es noch nicht beten,
„Kann nicht selber vor dich treten,
„Kann nicht selbst die Händchen falten,
„Darum lasse Gnade walten,
„Schaue mild vom Himmel nieder,
„Gib das Kind der Mutter wieder,
„Gib das Kind, das holde, kleine,
„Unschuldvolle, sündenreine,
„Gib mein Kind, das unentweihte,
„Gib es mir, Gebenedeite!
„Hat doch selbst der Himmel oben,
„Den die Engel-Chöre loben,
„Hat der Himmel doch, der große,
„Größ'res nicht im Gnadenschooße,
„Höh'res nicht, was er verkünde,
„Um zu tilgen Buß' und Sünde,
„Als die Mutter mit dem Kinde!"
Wunsch, Gebet sich nicht erfüllen,
Zieht des Glaubens Trosterhebung
Und die Wehmuth der Ergebung
In des Himmels ew'ge Macht,
Wie ein Morgenroth nach finst'rer Nacht,
Wie der neuerwachten Sonne Thau
Wieder ein ins Herz der Frau! —

— Und ihr Herz, erst wild erschüttert,
Demuthsvoll und leise zittert,
Weil's, in Lust und Schmerz erregt,
Stets den Himmel in sich trägt;
Weil es ist im Leben rein,
Wie der Strahl im Demantschein;
Weil es ist im Lieben wahr,
Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es ist in Treu' erkannt,
Wie im Meer die Felsenwand;
Weil es ist an Sittigkeit
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es ist im Leid so sanft,
Wie das Moos am Quellenranft;
Weil es ist im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sängerweis'
Auf dem ganzen Erdenkreis
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

VI.

Für Martin blieb keine Wahl; kein Aufschub war zuläßig, sollte er nicht in die Hände der Franzosen fallen. Es unterlag keinem Zweifel, daß man ihn so lange quälen würde, bis er die Namen nenne; dann war sein Vater, dann waren zwanzig Familien dem Verderben geweiht.

„O, das ist die Frucht des verbrecherischen Treibens," rief er aus, „und ich ernte für Alle, weil ich schwach genug war, nicht den Widerstand zu leisten, der mich auf rechter Bahn erhalten hätte! O, arme Claire!" seufzte er und trat in sein stilles, dunkel daliegendes Vaterhaus.

Die Lenebas hörte ihn kommen. Sie wußte, was diese Nacht vorgehen sollte. Eilig stand sie auf, warf ihre Kleider über und rief leise: „Martin!"

Er kam herauf. Schnell erzählte er ihr das Vorgefallene. „Ich muß fort," sagte er, „sonst sind Viele mit mir unglücklich und mein Vater vorab."

„Wohin willst Du, Kind?" fragte angstvoll die alte treue Seele.

„Ueber den Rhein, wenn's geht," sagte er.

„Aber Du wirst dann nicht wiederkommen dürfen!"

„Wer weiß, wie Gott es fügt," sagte Martin; „doch gebt mir ein paar Hemden, Lenebas! Geld hab' ich noch für die erste Zeit. Gott wird mich ja nicht verlassen!" —

Sie eilte, ein Bündelchen zu machen. Weinend legte sie ihre Sparpfennige hinein und sagte zu sich: „Er wird's brauchen und es bringt ihm mehr Segen, als das gottlose Schmuggelgeld."

Sie brachte es ihm unter lautem Schluchzen.

„Sagt meinem Vater, er solle um Gotteswillen dem heillosen Geschäfte absagen. Es wird ihn auch noch in Kette und Bande bringen, wie es ihn im Alter seines Sohnes beraubt. Sagt ihm, das sei meine einzige letzte Bitte. Und, liebe Bas, grüßt Claire! Sagt ihr, ich bliebe ihr treu bis in den Tod. Bittet sie, daß sie mich nicht vergesse — daß — sie den — Adam nicht heirathe. Der ist gewiß wieder der Verräther; denn verrathen war's, das steht fest. Ich will Euch schreiben, wo ich bin und wie es mir geht. Fragt bei dem alten Werthheimer im Städtchen nach. Sagt auch Claire, was ich schreibe — nur aber geheim, sonst holen sie mich sicher. Lebt wohl, Gott schütze Euch!"

Er drückte ihre treue Hand und eilte fort.

Der Mond war untergegangen. Wolken umlagerten den Himmel. Es war eine stockfinstere Nacht. Man sah keine Hand vor den Augen. Martin eilte schnellen Schrittes durch's Dorf. Die Wege waren ihm alle bekannt. Es galt, noch vor dem hellen Tage das Städtchen und das Haus Werthheimers zu erreichen, dessen Sohn unter denen war, die zurückgegangen, also daheim waren.

Auf dem gewöhnlichen Wege hatte er vier bis fünf Stunden. Da mußte ihn der Tag ereilen, ehe er ankam; aber es gab Pfade, die nur Wenige kannten, Pfade der Schmuggler, die durch Wald und Gestrüpp, über Höhen und durch Thalschluchten führten. Auf diesen Pfaden schnitt er ein großes Dreieck ab und sparte wenigstens zwei Stunden. Er verließ daher bald den gebahnten Weg, wandte sich links und wanderte, als wäre sein Schritt beflügelt — in das doppelte Dunkel des Waldes hinein. Unermüdet setzte er seinen Weg fort, wenn auch der Schweiß rann, wenn auch heftiges Athmen die Brust hob, wenn auch manchmal die Ermüdung sehr fühlbar wurde. Er gönnte sich keine Rast und durfte es nicht.

Nach stundenlangem Wandern lichtete sich der Wald und bald darauf stand er im Freien. Ein scharfer Wind wehte von Osten erquickend her. Schnell erkannte er, wo er sich befand. Noch etwa drei Viertelstunden und er mußte die Wellen des Rheines rauschen hören!

Wieder wanderte er in nordöstlicher Richtung weiter; kam über eine alte verfahrene Landstraße und folgte dieser eine bedeutende Strecke. Dann erblickte er vor sich die Ruinen einer Burg und des Rheines Rauschen schlug an sein Ohr. Das klang wie Musik! Am Fuße des Berges, wo die Burg stand, lag das Städtchen, und die ersten Streiflichter rötheten erst den Himmel im Osten.

Nun war er dem Ziele nahe. Ein Blick nach oben und ein leises Gebet erhob seine Seele. —

Schnell sprang er von der alten Straße hinab und war in den Ruinen. Durch den tiefen Felsgraben führte ein Pfad in das Gemäuer. Er kannte ihn genau. Bald stand er mitten in den alten Giebeln und Mauern; aber da war kein Weilen. Der Tag kam schnell in dieser Jahreszeit. Glücklicherweise stieg ein dichter Nebel vom Rheine auf und wirbelte, vom Bergwinde gefaßt, wild durcheinander und lagerte sich dann bis zur Hälfte der Berghöhen über das Thal, es ganz verhüllend.

Das war für Martin ein großes Glück; denn es waren jetzt nur zwei Pfade, die er wählen konnte. Der eine führte gerade hinab, an der herrlichen Ruine einer gothischen Kirche vorüber, die hoch über der Häuserreihe stand, die am Berge hinlief, auf den Kirchhof einer tiefer stehenden Kirche, der Hauptkirche des Städtchens. Der Kirchhof aber schloß am Thor gegen die Stadt hin. Da hätte er sich verbergen müssen, bis das Morgengeläute anzuziehen der Glöckner es öffnete. Trat er dann aus dem Thore, so konnte ihn leicht Jemand sehen und — wer weiß — wie es dann kommen konnte?

Der andere führte auf der nördlichen Abdachung des Berges in ein Seitenthal hinab, auf welches das obere, stets offene Thor der Stadt mündete; aber diese Bergseite war völlig kahl. Sie führte unten im Thale an den Mühlenteich, über den man leicht springen konnte. Auf dem mit Weiden bepflanzten Damme erreichte man die Mühle, welche vor dem Stadtthore lag, und, wenn nicht ein besonderer Unstern waltete, konnte er für einen in den Taglohn gehenden Bauernburschen des im Thale liegenden Dorfes gelten. Seine Wahl war schnell entschieden; er betrat den letzteren Weg, kam glücklich herab, sprang über den Mühlteich, erreichte die Mühle und trat nach wenigen Augenblicken in die Stadt, die noch todtstille dalag.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der gefällige Bräutigam.) Seiner Braut schlägt man nichts ab. So dachte Ernst, ein hübscher

junger Commis von 22 Jahren, als er nämlich eines Abends in Begleitung seiner künftigen Schwiegermutter seine Verlobte im Arme führte. Alle drei hatten beim Onkel von Alphonsine in Romainville das Verlobungsmahl eingenommen und kehrten schlendernd auf dem weitesten Wege nach Paris zurück, die jungen Leute immer voran, Arm in Arm, die Mutter hintendrein folgend, ein wenig müde zwar, aber entzückt von dem Glücke ihrer Tochter. Im Banne von Bagnolet fand sich das glückliche Paar auf einmal unter einem prächtigen Nußbaum. „Ach Nüsse“, rief Alphonsine, „ich liebe die Nußkerne über Alles!“ — „Sie lieben die Nußkerne, — sagte Ernst ganz entzückt, — geben Sie Acht, es soll gleich Nüsse regnen.“ Er sagt's, reißt einen Zaunpfahl aus und schleudert ihn in die Aeste des Nußbaums; wie er sagt, es regnet jetzt wirklich Nüsse. Alphonsine füllt ihre Tasche, die Mutter steckt brummend ihren Arbeitssack voll und Ernst schleudert seinen Pfahl fort und fort, vergißt aber dabei nicht, sich von Zeit zu Zeit niederzubücken und seine Taschen vollzustopfen. Auf einmal erscheint der Feldschütz. O weh! o weh! Die drei Nußdiebe sind wie festgenagelt an ihrem Platze. Ernst stammelt Entschuldigungen her: es waren böse Buben, die die Nüsse herabgeschlagen haben, er und seine Gesellschaft haben nur ein Paar aufgelesen. Wir wollen sehen, sagte ruhig der Feldschütz, näherte sich den Damen und will den Sack der Mutter untersuchen. Aber jetzt gibt's bei Mutter und Tochter eine gewaltige Veränderung; dem Schrecken folgt Beschämung und Wuth, ihre vier kleinen Hände erheben sich über den Diener des Gesetzes und fallen hageldicht auf sein ehrwürdiges Antlitz, ohne selbst seinen Hut zu schonen, der zerdrückt und ihm über die Augen geschlagen wird. Alle drei erschienen deßwegen vor dem Korrektionell-Gericht; der trostlose Ernst sagt: Nicht zum Essen und nicht aus Diebssucht habe ich einige Nüsse gebengelt, es geschah nur, um Fräulein Alphonsine ein Vergnügen zu machen. Ei, mein lieber Junge! Das ist eine alte Geschichte, gestern war es ein Apfel, heute ist's eine Nuß, morgen wird's eine Traube oder eine Birne sein; es steht geschrieben, daß für Obst die Frau immer die Verdammung des Mannes verschulden soll. Diesmal gibt's aber keine ewige Verdammniß, Ernst und seine beiden Komplicen kommen mit 25 Franks Strafe durch.

(Der erste Mann des 19. Jahrhunderts.) „Wer ist der erste Mann dieses Jahrhunderts?“ fragte bei einem fröhlichen Gelage ein junger Mann die Uebrigen. „Die Antwort wird nicht so schwer sein,“ meinten diese. „Und doch,“ fuhr er fort, „weiß vielleicht nur ich es. Was gilt die Wette?“ „Ein Souper,“ erwiederten die Andern, „auch wir sind in der Geschichte bewandert!“ — „Angenommen!“ — Nun wurden alle berühmten Namen genannt und verworfen; endlich hub der Erste wieder an und rief: „Ich bin es und will es euch beweisen: ich bin am 1. Januar 1801 eine Minute nach Mitternacht geboren und glaube mich allein,“ fügte er scherzend hinzu, „dieser Auszeichnung rühmen zu können.“ Alle lachten und gaben Tags darauf dem ersten Manne des neunzehnten Jahrhunderts ein Souper.

Der „Saure Gurkenzeitgenosse“ behauptet: Es wäre jetzt gar nichts los. Was aber sagt der „Unverbesserliche Wortspieler“? Nichts los? Jetzt, wo Alles arbeitslos, nahrungslos und brodlos, die höhere Planlosigkeit zweifellos, die Gesetzlosigkeiten zahllos, die Kopflosigkeit geimnißlos, die Schlaflosigkeit hilflos, die Ruchlosigkeit rastlos, die Gewissenlosigkeit schamlos, die Rücksichtslosigkeit schrankenlos, die Verdienstlosigkeit angstlos, die Sittenlosigkeit bodenlos, die Verfassungslosigkeit sorglos, die Geschmacklosigkeit beispiellos und die Muthlosigkeit endlos ist?

Moskau. In einem Briefkasten fanden sich vier dicke Briefe, an einen Herrn F. adressirt, jeder mit vier Fünfkopeken-Marken frankirt. Das Postkomtoir fand in jedem derselben 1500 Rubel Tresorscheine und erfuhr auf Befragen von Herrn F., daß er im Besitze von 11,400 Rubel sei, das Möbel, wo er das Geld aufbewahre, aber seit dem 8. Juli nicht geöffnet habe. Beim Nachsuchen fand sich, daß er bestohlen war; der Dieb hatte ihm aber großmüthig die Hälfte zurücksenden wollen. Das Postkomtoir hat in Petersburg die Genehmigung nachgesucht, ihm das Geld einzuhändigen.

Gemeinnütziges.

Die Petroleumlampen soll man vorher ausblasen und nicht durch Herabdrehen des Dochtes auslöschen, weil im letzteren Falle leicht eine Explosion entstehen könnte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Samstag, 19. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Wenn auch das Herz pochte, er schritt langsam die sich senkende Straße hinab, über die kleine Brücke hinüber, am Bach hin und erreichte den Markt, wo die Hauptkirche stand. Keine Seele begegnete ihm.

Die lange Oberstraße schritt er nun hin, bog dann links in eine Gasse, die zum Rheine hinabführte, und stand in wenigen Augenblicken an der Thüre des Schiffers Werthheimer. Auf sein eigenthümliches, den Hausbewohnern wohlbekanntes Klopfen wurde bald geöffnet und er war für's Erste in Sicherheit.

Werthheimer's Sohn erschrack heftig. „Wie steht's denn?" rief er aus. „Ist Euch etwas passirt?"

„Stille!" sagte Martin. „Komm' hinauf in die Stube. Da will ich Dir und Deiner Mutter Alles erzählen."

Als er sich dann an Speise und Trank erquickte, erzählte er den ganzen Hergang.

Man überlegte hin und her, ob man den Vater erst abwarten sollte, ehe für Martin etwas geschähe.

Die Mutter war eine kluge, sehr besonnene Frau. Sie entschied endlich den Streit.

„Ich wette," sagte sie, „der Dollart läßt von hier die Gensdarmen hinauskommen, um den Martin gefangen zu nehmen. Finden sie ihn nicht, so suchen sie nach ihm; es werden selbst Steckbriefe hinter ihm drein geschickt. Suchen sie nach ihm, so haben wir sicher zu erwarten, daß auch bei uns Haussuchung gethan wird, da die Leute es wohl wissen, daß Werthheimer einmal dabei ist, wenn's an's Schmuggeln geht. Was dann? Wird er steckbrieflich verfolgt, so darf ihn jeder Douane anhalten. Ist er aber über'm Rheine, so ist er in seiner Haut sicher und kräht kein Hahn nach ihm. Also ist mein Rath, sobald er sich satt gegessen und getrunken hat, fährst Du ihn über den Rhein."

Damit stimmte denn auch Martin überein.

Der junge Schiffer nahm Riemen, Ruder und Haken und ging nach dem Rheine, machte den Kahn zurecht und rief dann Martin. Kein Mensch redete sie an, und als der Kahn sich auf den Wellen schaukelte, sagte der junge Werthheimer: „Nun bist Du gerettet!"

Es war aber auch eben gerade Zeit für ihn; denn mit dem grauenden Tage kam ein Bote von Dollart an den Wachtmeister der Gensdarmen, welche im Städtchen standen, welcher eiligst sie auf das Dorf berief.

Zwei berittene Gensdarmen standen in dem Städtchen, die, da Dollart dringlich geschrieben, hinausjagten.

Als sie dort ankamen, wurde sogleich Fehringer's Haus von Dollart und den Feldschützen, die zur Hand sein mußten, umstellt, der Syndik, wie damals der Ortsvorstand hieß, nebst den beiden Gensdarmen drangen in dasselbe ein, um nach Martin zu suchen.

Der alte Fehringer saß am Tische und seine Thränen flossen. Erst vor einer Stunde war er heimgekommen und die Lenebas hatte ihm Alles mitgetheilt.

Als sie Martin nicht fanden und der alte Mann nicht wußte, wo er war, wurden die Mühle und die Häuser der Befreundeten im Orte durchsucht; aber alles Suchen war umsonst. Nun nahmen sie den alten Fehringer mit, um ihm Etwas auszupressen, allein schon am Abend ließen sie ihn frei. Mittlerweile waren des Werthheimer und anderer Schiffer Wohnungen durchsucht worden, die etwa im Verdachte des Schmuggelns standen und wo sich Martin könnte verborgen halten.

Claire lebte Tage des Leids und der Angst, und der Müller, den jetzt die Gewissensbisse noch herber

verfolgten, war ganz trostlos; das Dorf aber war in der größten Aufregung und der wildeste Haß Aller warf sich auf Adam Ries, dem man den Verrath beimaß, weil Claire hie und da eine Aeußerung hatte fallen lassen, die auf ihn den Verdacht hinleitete.

Martin war in dem Orte auf dem rechten Rheinufer nicht geblieben, den er zuletzt erreichte; denn hier hielt er sich mit Recht nicht völlig sicher. Bei dem Orte mündete ein weites Thal, durch welches ein starker Bach floß und ein Verkehrsweg ins innere Land sich durchwand. Er schlug ihn sogleich ein und wanderte den Tag über rüstig, wenn auch in Zwischenräumen hie und da ausruhend, voran. An vielen Mühlen kam er vorüber. Endlich, als der Tag sich neigte und das Thal allmälich höher stieg und seinem Verlaufe ins Flachland des dort beginnenden Bergrückens nahe war, fand er die letzte Mühle. Sie mochte vier, auch sechs Stunden von dem Orte an der Mündung des Baches in den Rhein entfernt sein. Sie lag so versteckt, daß man sie erst sah, wenn man ihr Rädergeklapper hörte. Er trat zur Thüre und bat um eine Nachtherberge, welche die Leute um so lieber, nach alter, ehrwürdiger Sitte, zugestanden, als Martins Kleidung und Aussehen durchaus ihnen die Gewähr zu bieten schien, daß er ehrlicher und ordentlicher Leute Kind sei.

Als er nun bei dem Müller, einem alten Manne, unter der Linde saß, die im Hofe stand, fragte ihn dieser nach seiner Heimath und seinen Lebensumständen, wie nach dem Ziele seines Wanderns. Die Müllersleute waren beide alt. Sie hatten nur einen Sohn und sonst keine Kinder, und dieser Sohn war in den letzten Tagen so unglücklich gewesen, beim Aufladen eines Eichstammes im nahen Walde ein Bein zu brechen. Einen Mahlknecht hatte der alte Mann sehr nöthig, aber noch nicht finden können. Auf Martin, der ihm in seiner Bescheidenheit wohl gefiel, war sein Auge in dieser Beziehung gefallen und seine Fragen hatten den Zweck, zu hören, ob er eine Hoffnung auf ihn setzen könne.

Die Fragen des alten Mannes waren so theilnehmend und herzlich, daß Martin ihm ohne Hehl sein Geschick mittheilte und auch die unverhehlte Absicht, ein ehrlich Unterkommen zu finden.

„Ich kann tüchtig arbeiten und will mein Brod getreulich verdienen," sagte er offen und ehrlich.

Diese Rede erfreute des alten Mannes Herz.

„Verstündest Du nur Etwas vom Mahlwesen," sagte er, „so könntest Du gleich bei mir bleiben;" und nun erzählte er ihm den beklagenswerthen Unfall seines Sohnes.

Martin konnte ihm die Versicherung geben, daß er damit durch seinen Pathen, den Müller auf der rothen Mühle, vollkommen vertraut sei und sagte damit eben nur die reine Wahrheit; denn der Müller, sein Pathe, hatte ihn ja absichtlich mit dem Mahlwesen und der Einrichtung einer Mühle vertraut gemacht, und als vollends der alte Müller vernahm, daß er das Wagnerhandwerk verstehe, bot er ihm einen so schönen Lohn, daß Martin auf der Stelle einschlug und in der Mühle blieb.

Das Alles hatte sich so überraschend schnell und einfach gemacht, daß Martin Gott innig dankte. Zudem war er von seiner Heimath, streng genommen, nur eine Tagreise entfernt, was ihm eine reiche Beruhigung bot.

Schon an dem Abend nahm er dem alten Manne die schwere Arbeit des Aufschüttens ab, der mit Freuden sah, daß ihm Martin die Wahrheit gesagt hatte.

In der stillen Mühle lebte er denn nun seiner Pflicht mit Treue und Gewissenhaftigkeit. Er erwarb sich schnell die Liebe und das volle Vertrauen der alten Leute und des leidenden Sohnes, den er sorglich pflegen half. Als dieser endlich wieder genas, war Martin den Leuten unentbehrlich geworden. War er nicht in der Mühle beschäftigt, so arbeitete er als Wagner in der Scheune, ja manche Arbeit, zu welcher der Müller den Mühlarzt sonst brauchte, welcher ihn schweres Geld gekostet, machte Martin so gut und ächt, daß sie sich mit der des besten Mühlarztes messen konnte. Da war denn gar nicht daran zu denken, daß sie ihn verabschiedeten, vielmehr hielten sie ihn werth wie ihren Sohn.

Gleich anfangs hatte der alte Mann selber das Mehl weggefahren, um Martin keiner Gefahr auszusetzen, und als der Sohn wieder hergestellt war, übernahm dieser das Geschäft und Martin blieb auf der Mühle, ohne daß sein Dasein irgend Jemand aufgefallen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ein edler Kern in einer rauhen Schale.

(Schluß von № 106.)

Der theilnehmende Arzt würde das Krankenbett nicht verlassen haben, wenn er nicht eines dringenden Falles wegen abgerufen worden wäre. Kaum aber graute der Morgen, als er sich auch schon wieder einfand, obschon er nicht zweifelte, daß jegliche menschliche Hilfe zu spät komme und er höchstens hoffen durfte, etwas zur Aufrichtung der ihm

interessant gewordenen Dame beitragen zu können. Um so mehr überraschte es ihn, den Kranken nicht nur noch am Leben, sondern in einem heilsamen Schweiße gebadet zu finden. Dies als glückliche Krisis ansehend, erklärte er denselben für gerettet. Die Marchesa und Lucille sanken Beide unwillkürlich auf die Kniee, und Dr. Lebrun (dies war sein Name) genoß das ergreifendste Schauspiel seines Lebens. Die Freudenthränen Beider vermischten sich: sie lagen sich sprachlos in den Armen und die aufgehende Sonne umstrahlte ihre Häupter gleich einer Glorie. Er glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, und erst jetzt fielen ihm auch die edlen Züge des jungen Mädchens auf und prägten sich seinem Herzen unauslöschlich ein.

Nach Dr. Lebrun's Ausspruch war die Kraft des Fiebers wirklich gebrochen und Denis dem Leben geschenkt. Dagegen erholte er sich nur äußerst langsam, und während vieler Wochen hatte der Arzt Gelegenheit, der Marchesa und Lucillens liebreiche Sorgfalt für denselben zu beobachten. Die geistreiche Unterhaltung der Erstern und Lucillens Lieblichkeit schufen hier seine Krankenbesuche in Genüsse um und veranlaßten ihn, dieselben noch ununterbrochen fortzusetzen, als Denis, der den liebenswürdigen Arzt sehr lieb gewonnen hatte, sich merklich besser befand; nur traf er jetzt die Signora, und namentlich auch Lucille immer seltener an, was ihn sehr betrübte, indem ein Blick aus der Letztern seelenvollem Auge ihm für glückverkündend auf den ganzen Tag gegolten hatte. Das lebhafte Interesse, welches ihm die Marchesa einflößte, wurde durch des Genesenden vertrauliche Mittheilungen noch gesteigert. Ohne sich im mindesten zu verrathen, hatte Denis, die Vortrefflichkeit der Marchesa erhebend, dem Arzt ihr trauriges Schicksal und die ihrem Gemahl widerfahrene Ungerechtigkeit mit Wärme geschildert; sodann pries er ihre Güte gegen Lucille, seinen Liebling, indem er besonders hervorhob, daß seine Pathe ihrem belehrenden Umgange sehr viel zu verdanken und hierdurch gleichsam die letzte Hand an ihre Ausbildung gelegt worden sei. Er hütete sich übrigens wohl, dem guten Doktor den wahren Grund seines Kummers über die lange Arbeitsunfähigkeit anzuvertrauen, zu deren Abkürzung dieser jedoch selbst durch manche ihm mitgebrachte Stärkung beitrug.

Nach des braven Denis vollständiger Herstellung war wieder Alles ins alte Geleise getreten. Er selbst befand sich in der Werkstätte, und die Marchesa saß arbeitend mit Lucille in einem Bosquet, als eines Abends ein Wagen vor dem Gartenthor hielt. Eine junge, elegante Dame von wundervoller Schönheit trat herein und erkundigte sich nach der Marchesa Angelika P. Diese, dadurch aufmerksam gemacht, ging der Unbekannten freundlich entgegen, sich ihr selbst vorstellend und sie in ihre Wohnung führend.

„Entschuldigen Sie, verehrte Marchesa," sprach huldvoll die junge Dame, „daß ich Sie störe; aber ich komme, um begangenes Unrecht so viel als möglich wieder gut zu machen. Ihr Gemahl leistete unserem Hofe treue Dienste, ohne daß von dessen Seite alle Verbindlichkeiten erfüllt worden wären. Kann auch das Unrecht selbst nicht ungeschehen gemacht werden, so bitte ich Sie, doch wenigstens Dieses aus meiner eigenen Hand nicht zu verschmähen und die erlittene Kränkung großmüthig verzeihen zu wollen."

Die Marchesa entfaltete eines der ihr dargebotenen Papiere, und erkannte mit freudigem Erstaunen aus der Unterschrift, daß sie Niemand anders als Marie Antoinette, Frankreichs junge Königin, vor sich habe. Sie wollte ein Knie beugen, aber jene empfing sie in ihren Armen.

„Nichts von Dank, meine beste Signora!" bat die Königin. „Ich aber möchte mir tausend Zeugen wünschen, um Ihnen mein Leid darüber auszusprechen, daß Sie der Dürftigkeit preisgegeben wurden."

„Der Dürftigkeit, allergnädigste Königin?" versetzte die Marchesa. „Belieben Euer Majestät umherzublicken. Der Vater der Wittwen und Waisen sandte mir einen Engel zu, der mein Leben bis jetzt fristete."

Und sie erzählte der Königin des edlen Denis Aufopferung, nachdem sie Lucillen einen Wink gegeben hatte, denselben, ohne der Veranlassung zu erwähnen, in seiner Arbeiterkleidung herbeizuholen. Marie Antoinette vergoß Thränen der Rührung, und willigte mit Freuden ein, Denis zu sehen. Ohne Ahnung des Vorhergegangenen hatte dieser dem Befehle seiner Gebieterin Folge geleistet, blieb aber, in der fremden Dame die Königin erkennend, in großer Verlegenheit und unter tiefen Verbeugungen an der Thüre stehen.

„Ein Höherer wird's lohnen!" rief Marie Antoinette, sich ihm nähernd und ihm die Hand drückend, mit bewegter Stimme aus. Dann sich zu der Marchesa wendend, fügte sie freundlich hinzu: „Sie werden nun meine Nachbarin, theure Signora, besuchen Sie mich bald zu Klein-Trianon!"

Dies sprechend, huschte sie hinaus und erreichte ihren Wagen, ehe die Marchesa ihr zu folgen vermochte.

Erst nachdem sie sich ein wenig von ihrer Ueberraschung erholt hatte, untersuchte diese die Papiere und fand, daß das eine die Anweisung auf eine sehr ansehnliche, lebenslängliche Pension, das andere aber der Kaufbrief eines reizenden Landsitzes in der Nähe von Klein-Trianon, dem Lieblingsaufenthalte der Königin war.

Denis und Lucille theilten die Freude und das Glück der würdigen Marchesa, welche ihren bisherigen Aufenthalt nicht ohne Bedauern in Beider Mitte verließ. Lucille blieb ihre freundliche Gesellschafterin und wurde bald nachher von ihr adoptirt; Denis dagegen verweigerte standhaft als Freund und Bruder der Marchesa auf dem Schlosse zu leben; doch willigte er ein, die Geschäfte jüngeren Kräften zu überlassen und die Stelle des Haushofmeisters zu bekleiden.

Der Marchesa erster Ausflug war nach Klein-Trianon, um der Königin ihren ehrfurchtsvollen Dank zu Füßen zu legen. Die Monarchin, deren Liebenswürdigkeit und Schönheit sprichwörtlich geworden waren, unterhielt sich auf's Huldvollste mit der Signora, welche im Laufe des Gesprächs erfuhr, daß die Königin durch ihren Leibarzt, den Onkel von Dr. Lebrün, auf des Letztern Veranlassung hin, von dem stattgehabten Unrecht Kunde erhalten und die Marchesa somit diesem den glücklichen Wechsel ihrer Lage zu verdanken habe. Sie schrieb, ihren Gefühlen den wärmsten Ausdruck gebend, an Dr. Lebrun und bat ihn um einen baldigen Besuch. Er ließ nicht lange auf sich warten, und wurde von der Marchesa und Lucille auf's Freundlichste willkommen geheißen. Lucille, die an dem Krankenbette des guten Denis sein ganzes Herz gewonnen und deren Andenken ihm manchen sehnsüchtigen Seufzer ausgepreßt hatte, schien ihm noch viel blühender und hübscher geworden zu sein. Nach einem genußreichen Tage bat er beim Abschiede um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, und machte von der freundlichen Zusage so fleißigen Gebrauch, daß die Marchesa bald in seinen Augen las, was seine Lippen noch nicht auszusprechen wagten. Da sie überzeugt war, das Glück ihrer theuren Lucille zu befördern, so legte sie, sich selbst verleugnend, auf seine Bitte und Lucillens freundliche Zustimmung, die Hände der Liebenden segnend zusammen. Die Verbindung wurde noch bis zum nächsten Frühling verschoben, und der Marchesa zum Ersatz für Lucille Lebrun's liebenswürdige Schwester zugesagt. Denis, der edelmüthige Erhalter der Marchesa, und somit der Gründer des allgemeinen Glückes, durfte sich mit seiner ehrwürdigen Gebieterin noch lange der Eintracht der jungen Leute in ungestörter Ruhe und Gesundheit erfreuen, und blieb bis zu seinem Ende der Gegenstand liebender Bewunderung und innigster Dankbarkeit.

Mannigfaltiges.

Zu den stehenden Vergnügungen Londons ist ein neues origineller Natur hinzugetreten, welches eben seiner Originalität wegen auf einen guten materiellen Erfolg rechnen darf, obgleich ihm dieser von Natur in jeder andern Stadt der Welt, als dem nebligen London, gesichert erscheinen müßte. Es ist dies ein Riesenluftballon, größer denn einer, welcher bisher die himmlische Reise angetreten hat. Derselbe bietet 30 Personen in seinem Schiffe Platz und braucht nicht weniger als 350,000 Kubikfuß Wasserstoffgas zu seiner Anfüllung. Dieser Riesenballon nun soll, nach Regelung der Auf- und Niederfahrt durch eine vermittels eines Strickes mit ihm verbundene Dampfmaschine von 200 Pferdekraft, dem Londoner Publikum zu einer originellen Luft- und Lustfahrt verhelfen. Der Ballon nebst den zugehörigen Maschinen 2c. soll ungefähr 28,000 L. gekostet haben.

In Eutin hat ein Schneidermeister einen recht interessanten Beitrag zur Statistik geliefert. Er schreibt darüber: Ich begann im Jahre 1857 die Stiche zu zählen, welche ich zur Anfertigung eines Rockes für einen vollständigen Mann machen mußte; die Zahl derselben stieg auf 40,000, und als Arbeitslohn erhielt ich 8 Mark, also 500 Stiche für 1 Mark oder 313 Stiche für 1 Schill. 1868 zählte ich wieder die Stiche an der Arbeit eines Mannsrockes und erhielt die Zahl 21,000. Jetzt erhalte ich für einen solchen Rock 7 Mark Arbeitslohn, also muß ich 3000 Stiche für 1 Mark und 188 Stiche für 1 Schill. thun. Es wird jetzt also für 3000 Stiche bezahlt, was früher für 5000 bezahlt wurde, das gibt eine Steigerung des Arbeitslohnes von $66^2/_3$ pCt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Dienstag, 22. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

VII.

Jenseits des Rheines hatten sich Ereignisse zugetragen, welche den Waffen Napoleons höchst ungünstig waren.

Die verbündeten Mächte, der Kaiser von Rußland, der von Oesterreich und der ritterliche König von Preußen standen mit ihren begeisterten Schaaren dem Erbfeinde der Ruhe und des Völkerfriedens entgegen und brachten ihm eine Niederlage nach der andern bei. In Spanien trieben die Engländer die Franzosen vor sich her und drängten sie allmälich den Pyrenäen zu, der mächtigen, natürlichen Grenzveste ihres Landes.

Die Schlachten waren blutig und mörderisch. Napoleons Schaaren lichteten sich mächtig. Eine schnelle Aushebung mußte die Gefallenen und Gefangenen ersetzen, wenn nicht der Kampf eine noch ungünstigere Wendung für ihn nehmen sollte.

Der Befehl wurde gegeben und schnell zur Ausführung gebracht.

Bis jetzt hatte man auf den Bestand eines bäuerlichen Anwesens insoferne Rücksicht genommen, als man den ältesten Sohn frei ließ, der dem Haus- und Geschäftswesen vorstand. Wo nur möglich, sollte nun auch diese Rücksicht fallen.

Allgemein war die Strenge des Befehls des Kaisers bekannt und Trauer überfiel zahlreiche Familien. Besonders streng aber sollte auch das Gesetz in Ausführung kommen, welches feststellte, daß das Vermögen Flüchtiggewordener vom Staate sollte eingezogen werden.

Traf das Erste besonders schwer den reichen Adam Ries, so fiel die ganze Wucht des Letzteren auf den armen, alten Fehringer, der doch um keinen Preis seinen Sohn in die Hände der Franzosen überliefern wollte, wenn er auch gewußt hätte, wo er eine Zuflucht gefunden.

Mit ungewöhnlicher Eile wurde diesmal die Aushebung betrieben, was auf die Noth hinwies, während die amtlichen französischen Nachrichten nur von Siegen redeten, welche der unüberwindliche Kaiser erfochten.

Endlich kam der gefürchtete Tag.

Adam Ries hatte seine Thaler springen lassen, wo nur eine offene Hand war, die etwas zu seiner Befreiung beizutragen im Stande schien, und der offenen Hände waren damals viele!

Die Gründe, die er für sich geltend machte, bestanden besonders darin, daß er das Ackergut besorgen, den Vater pflegen und in allen Stücken dessen Stelle vertreten müsse; allein Adam Ries hatte verschwiegen, daß er eine Schwester aus der ersten Ehe seines Vaters habe, die im Dorfe verheirathet sei, und daß sein Schwager seine Stelle so gut wie er selbst vertreten könne, zumal die Ehe eine kinderlose war.

Als der Unterpräfekt nach diesen Umständen fragte, die Einer der vielen Feinde des Adam Ries mußte angezeigt haben, konnte der Maire sie nicht in Abrede stellen und alle Bitten blieben erfolglos — Adam Ries wurde Soldat.

Das schmetterte ihn beispiellos nieder, noch mehr aber, daß sein weinendes Auge so manchem Blicke begegnete, aus dem klar und bestimmt die Freude über sein Unglück sprach.

Trostlos wankte der Mensch hinaus, der in seinem Uebermuthe oft triumphirend ausgerufen: „Sein Geld überwinde Alles!“

Als aber nun die Reihe an Martin Fehringer kam, theilte der Maire die Ergebnisse der Akten über diesen Entweichungsfall mit.

Der Vater wurde vorgerufen und mit harten Worten gefragt, wo sein Sohn sei.

Als der Greis betheuerte, er wisse das nicht, warf man ihn in das Gefängniß, bis er seinen Sohn herbeigeschafft haben würde.

Dies konnte er nicht. Nach zwei Monaten ließ man ihn zwar wieder frei, allein Haus und Hof waren konfiszirt, als das alleinige Erbtheil des entwichenen Sohnes.

Adam Ries konnte nicht triumphiren, er stand bereits unter den Waffen. Er wäre aber auch der Einzige im Dorfe gewesen; denn alle Einwohner trugen aufrichtiges Mitleid mit dem Greise, dessen Kraft seit seines Sohnes Entfernung gebrochen schien und der leidend war, seit er zum ersten Male wegen Martins Flucht im Gefängnisse gesessen hatte. Er und die alte Base mietheten sich in einem andern Hause ein. Tags darauf, als dies geschehen war, kam der Müller aus der rothen Mühle und trat in Fehringer's Stübchen. Der alte Mann saß im Lehnstuhle, der ihm geblieben war, und weinte. Als die Thüre aufging, hob er den müden Kopf in die Höhe, aber zu dem Gegengruße versagte ihm die Stimme vor Erstaunen. Der Müller setzte sich und eine Weile schien auch er einen schweren Kampf mit seinem harten Kopf und Herzen zu kämpfen.

Endlich hob er an: „Schwager, Du weißt wohl, warum ich Haß gegen Dich getragen —"

„Schweig', schweig'!" rief Fehringer mit gewaltiger Bewegung aus; „ich weiß, was Du willst. Ist es nicht genug, daß Reue und Qual mein Herz zerreißt? Ist es nicht genug, daß Gottes strafende Hand so schwer auf mir liegt, daß ich im Alter kinderlos und ein Bettler geworden bin? — Willst Du noch kommen und das Maß meines Jammers voll machen durch bittere Vorwürfe, deren ich mir selber Tag und Nacht mehr mache, als Du mir machen kannst? Geh'! Vierzehn Jahre hast Du meine Schwelle gemieden und mich nicht gekannt; hast getreulich an meinem Verderben mitarbeiten helfen; geh', laß mich in Ruhe sterben, wenn es möglich ist! Du hast Rache genug; Du brauchst Dir sie nicht selber zu holen!"

Diese Worte schnitten in des Müllers Seele. Er wollte antworten, aber die Thüre ging auf und ein Mädchen trat herein, dessen Kleidung etwas anders, als die der Mädchen des Dorfes war, dessen Schönheit aber selbst das Auge des Müllers fast blendete. Sie trug ein Körbchen in der Hand und wandte sich an Fehringer.

„Vater Fehringer," sagte sie mit einem so süßen, herzgewinnenden Tone, daß er wunderbar in des Müllers Seele drang, „ich habe Eure Worte gehört; sie sind mir in die Seele gedrungen. Eigentlich komme ich nur, um Euch eine Suppe zu bringen, aber ich höre, daß ich Frieden zu stiften gekommen bin. Oh," sagte sie, sich an den Müller wendend, „ich kann mir nicht denken, daß Ihr dem hartgeschlagenen Manne seine Lage verbittern wollt. Nicht wahr, das wollt Ihr nicht?" —

Die letzten Worte sprach sie bittend; aber es wäre auch keine Menschenseele, selbst die härteste nicht im Stande gewesen, diesen Worten, diesem Tone zu widerstehen.

Der Müller stand auf und unterdrückte mühsam eine Rührung, die ihn überwältigen wollte.

„Wer bist Du, Mädchen?" fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Wenn das etwas zur Sache thut, will ich es Euch sagen," sprach Claire; „ich heiße Claire Dollart und bin des Douanen Kind."

Der Müller sah sie lange, sehr lange an und in seinem Gesichte zuckte es, bis zwei dicke Thränen ihm aus den Augen quollen.

„Ich kenne Dich nun und danke Gott, daß ich Dich kennen lerne, um auch Dir das Unrecht abzubitten, das ich, ohne Dich zu kennen, an Dir that. Kind, ich bin Martins Pathe. Dir will ich es sagen, was mich hierher treibt. Die letzte Unterredung, die ich mit Martin hatte, ist mir durch die Seele gegangen. Seit vierzehn Jahren habe ich keinen Tritt in das Dorf gesetzt, bis heute. Ich haßte diesen, meinen Schwager, weil — nun das soll ja eben vergessen sein! Martin weckte mein Gewissen, was Keinem gelungen war. Sein Wort schnitt in meine Seele schärfer, denn ein zweischneidig Schwert. All das Unglück, das zu Hauf kam in der letzten Zeit, seine Flucht, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben, hat mich tief und tiefer gebeugt. Endlich ist der harte Mensch gebrochen worden von der Hand Gottes. Fehringer meinte, ich komme, um ihm Vorwürfe zu machen; aber Gott ist mein Zeuge, ich komme, um ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten. Ich will ins Grab legen die ganze Vergangenheit und mit ihm leben wie ein Bruder, mit ihm theilen mein Brod, daß er nicht mehr darbe. Dazu bin ich gekommen und er ließ mich nicht zu Worte kommen." —

„O, dann sei Gott gepriesen!" rief das Mädchen aus und auf ihrem Engelsgesichte lag eine wahre Verklärung. „So kommt," bat sie, „und laßt mich es sein, die Eure Hände und Herzen wieder vereinigt."

Sie faßte des Müllers Hand und führte ihn Fehringern zu, und legte ihre Hände in einander. „Siehe, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander leben! Denn daselbst ver-

heißet der Herr Friede und Freude ewiglich! So spricht des Herrn Wort." Der Müller starrte das Mädchen an; dann aber fielen sich die beiden Männer um den Hals und weinten fast laut.

Claire wollte sich wegschleichen.

„Bleib', Mädchen, bleib'!" rief er. „Auch mit Dir hab' ich zu reden. Ich haßte Dich, weil Du und Dein Vater einst meine Mühle umkreist habet und meintet, ich sei ein Hehler der Schmuggler. Du hattest Dein Gesicht geschwärzt, aber ich erkannte in Dir das Weib. Jetzt — jetzt — kenn' ich Dich erst und jetzt bitt' ich Dich, vergib auch Du mir! Ich weiß, daß Adam Ries die Schuld trägt. Willst Du mir verzeihen?" —

Claire lächelte durch Thränen. Sie reichte ihm ihre Hand. „Ach," sagte sie, „ich wußte ja nicht, daß Ihr uns haßtet; aber gerne vergebe ich Euch. Seht, ich mußte meinen Vater begleiten, weil ich fürchtete, die Schmuggler möchten ihm ein Leid zufügen, daran ich sie hindere. Ich hätte daheim keine Ruhe gehabt. Damit man mich aber nicht erkenne, trug ich einen Trauerflor vor dem Gesichte."

„Also Du warst?" rief Fehringer. „Gottlob, daß auch dies Geheimniß sich so schön aufklärt!"

„Du bist eine brave Tochter," sagte der Müller. „Der Segen Gottes wird Dir nicht entgehen, denn Du hast den Segen der Verheißung für Dich! Wer so dem Vater Liebe erweist, der ist auch zu jeder guten That fähig."

In diesem Augenblicke rief die Mutter neben im Hause, da Claire ihr zu lange ausblieb.

„Ich muß gehen. Gottes Gnade und Friede sei mit Euch!" rief sie und eilte zur Thüre hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der große Tanzsaal in Bubenhausen.

Die Entstehung und der Name des Dorfes Bubenhausen schreibt sich von den Tyroler Arbeitern her, welche unter Herzog Gustav Samuel Leopolds Regierung in das Herzogthum Zweibrücken gezogen wurden, um an dem projektirten und in den Jahren 1720 bis 1725 ausgeführten neuen Schloßbau mitzuhelfen. Die Nähe der ergiebigen Steinbrüche veranlaßte diese Tyroler „Buben", sich dort anzusiedeln, und so entstand denn Bubenhausen, das aber zum Stadtbanne von Zweibrücken gehörte und unter der städtischen Verwaltung stand. Unsere Tyroler (deren Nachkommen zum Theile heute noch in Bubenhausen wohnen) waren brave, fleißige und sparsame Leute, sind es heute noch, und die Zweibrücker Bürger, welche dieselben als tüchtige Arbeiter gerne beschäftigten, besuchten das freundlich gelegene, nur etwa 10 Minuten von der Stadt entfernte Dorf, obgleich damals weder Damm noch Allee existirte, der Weg auch schlecht unterhalten und gar manchmal von dem Wasser des Hornbaches überfluthet war.

In den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts trank man bei dem Wirthe Anton Calmus in Bubenhausen einen guten Schoppen, und an Sonn- und Feiertagen fanden sich die Zweibrücker Meister häufig dort ein; aber nicht blos die älteren Männer, auch das junge Volk kam fleißig dorthin und tanzte im Calmus'schen Saale, was Zeug hielt. Damals nämlich war die Jugend noch frischer und munterer, auch weniger geziert als heutzutage, die Bursche kamen in Wämsern und mit sogenannten seelöwenen Kappen (von nachgemachtem Pelzwerk), dann mit fermen rindsledernen, tüchtig mit Nägeln versehenen Schuhen zum Tanze. Die Mädchen mit ihren frischen Gesichtern unter den zitzkattunenen geblümten Häubchen, mit Halstüchlein und Schürzen von ähnlichem Stoffe und mit ihren Siamois-Röcken und Mützchen, trugen damals kein papierenes Schuhwerk, sondern gewöhnlich kalblederne Schuhe mit tüchtigen Sohlen, denen auch die Nägel nicht ganz fehlen durften; einzelne, die besonderen Staat machen wollten, trugen gutgesohlte Schuhe von starkem Baumwollsammet. Das Pudern war bei dem Bürgerstande nicht Mode, und statt Pomade diente klares Quellwasser bei dem Aufmachen der Haare, die in mehr oder minder langen doppelten Zöpfen auf den Rücken herabhingen, meistens aber unter dem Häubchen untergebracht wurden und nur auf der Stirne sichtbar waren. Reifröcke oder Crinolinen brauchten unsere damaligen Landsmänninnen nicht, die natürliche Fülle der Körperformen machte solche künstliche Hilfsmittel überflüssig und die Röcke waren kurz, die Füße brauchten nicht verdeckt zu werden, denn die niedlichen Füßchen der Zweibrücker Mädchen waren im ganzen heiligen römischen Reiche wie auch im nahen Frankreich männiglich bekannt und berühmt. Wie sich dieses Fußwerk zu demjenigen anderer Gegenden verhält, mag daraus entnommen werden, daß im Jahre 1820 die Schuhe eines Mädchens von Zweibrücken, welches in München zum Besuche bei Verwandten sich befand, zum Ausbessern in eine Werkstätte geschickt wurden; der Meister erkundigte sich, wem diese Schuhe gehörten, und als er die richtige Auskunft erhielt, erklärte er: das sei unmöglich, die Schuhe könnten nur einem Kinde gehören, eine erwachsene Person könne sie nicht tragen!! — Doch kehren wir

ins vorige Jahrhundert zurück. Handschuhe waren bei unseren damaligen Schönen nach ihrer Ansicht ganz unentbehrlich; die Küchenarbeiten, das Scheuern und Fegen, die Bereitung des Viehfutters und das Hacken und Graben in Feld und Garten waren der Farbe und Schönheit der Hände nicht zuträglich, und so wurden denn dieselben im Sommer durch weiße baumwollene, im Winter durch graue wollene Händsche (Handschuhe) verdeckt. Man sieht, unsere Landsmänninnen, so natürliche Kinder sie sonst waren, hatten doch auch ihr Quantum Eitelkeit; sie konnten sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß ihre fleckigen und schwieligen Schaffhände eine Zierde und kein Unglimpf für sie seien.

Am Ostermontag des Jahres 1786 nun saßen wieder mehrere Zweibrücker Meister im unteren Wirthszimmer von Calmus, tranken ihr Glas Wein und rauchten ihre Ulmer Schwanenhälse mit hohen silbernen Deckeln und Kettchen; die Deckel mußten etwas hoch sein, denn der Tabak, — ein ächtes Pfälzer Blatt — stieg mächtig in die Höhe, wenn das glühende Köhlchen darauf kam. Daß die Zweibrücker den Haupttheil der Gesellschaft bildeten, war eine ganz natürliche Sache. Bubenhausen zählte zu jener Zeit höchstens 30 Häuser, konnte also nicht viele Gäste liefern; ohnehin aber bestand damals eine weit größere Kluft als heute zwischen Stadt und Land, zwischen Meister und Gesellen, — und in Bubenhausen waren keine Meister.

So saßen denn von Zweibrücken die Bewohner der Oberstadt: Bartel **Auerbacher**, Christian **Baumann**, Michael **Krumm**, Balzer **Brühl** u. a. beisammen. Auch Herr Sekretarius **Besse** befand sich in der Wirthschaft, was den Bürgern schon als große Ehre galt; denn ein solcher Herr kam nur selten in Gesellschaft von Bürgern, die von den „Bedienten“ (so hießen damals die Beamten) nur mit „Meister“ und „Er“ angesprochen wurden, nie aber mit „Herr“ und „Sie“, wie heutzutage. Neben dem runden eisernen Ofen (—einem sogenannten Holzfresser —) saßen einige Bubenhauser, darunter Ludwig **Schütz**, Anton **Eschenbaum** und Mathes **Rodenbusch**, welche dem Diskurs der Zweibrücker Meister schweigend zuhörten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die rechtliche Giltigkeit der Wette.) Wenn eine Behauptung aufgestellt wird, deren Richtigkeit jedoch andere Personen bestreiten, wird öfters zwischen beiden Parteien eine Uebereinkunft dahin abgeschlossen, daß derjenige Theil, welcher hinsichtlich jener Behauptung im Rechte bleibt, von den übrigen, die dieser Meinung nicht beitraten, aus ihren eigenen Mitteln einen Gewinn erhalten soll. Ein derartiger Vertrag heißt Wette und ist es an sich gleichgiltig, ob die behauptete Thatsache in der Vergangenheit liegt (z. B. ob das Schiff am 2. oder 3. Juni in den Bestimmungshafen eingelaufen sei), oder in der Gegenwart (z. B. ob B., der vor längerer Zeit ausgewandert, sich noch am Leben befinde), oder in der Zukunft (z. B. ob der Monat März Frost oder gelindes Wetter mit sich führen werde, oder ob in einem stattfindenden Wettrennen Hektor oder Pluto den Preis davon tragen werde). Auch kann die Vereinbarung dahin gehen, daß die zu leistende Wettzahlung nicht dem, der Recht hat, sondern einer dritten näher bezeichneten Person (z. B. der Armenanstalt) zufallen solle. Die Voraussetzungen nun, unter denen eine Wette rechtliche Giltigkeit hat, d. h. zu einer Klage auf Auszahlung der verabredeten Geldsumme berechtigt, sind unbedingt folgende: 1. Zuvörderst darf darüber kein Zweifel sein, daß beide Theile auch die Verabredung als eine ernstliche betrachtet, sie als eine Wette aufgefaßt und dieselbe in der That beabsichtigt haben. 2. Dürfen weder unsittliche noch gesetzlich verbotene Verhältnisse zum Gegenstande einer Wette gemacht werden (über den Ausgang eines verbotenen Spieles zu wetten würde also nicht gestattet sein). 3. Darf die Summe oder der Werthgegenstand, warum gewettet wird, nicht unmäßig sein, d. h. es muß den Vermögensverhältnissen beider Theile angemessen gewettet werden; hierüber müßte nöthigenfalls das richterliche Ermessen entscheiden. 4. Hat der Wettende über den betreffenden Umstand, welcher ungewiß ist, noch vor Abschluß der Wette volle Gewißheit erhalten, so ist er verpflichtet, der andern Partei dies vorher zu erklären und abzuwarten, beziehentlich die bestimmte Erklärung hierüber abzufordern, ob unter solchen Verhältnissen die Gegenpartei bei der Wette beharre. Unterläßt er dies, so wird sein Benehmen als Arglist angesehen und macht dies die Wette selbst ungiltig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. **Kranzbühler** in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Donnerstag, 24. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Was die beiden Männer noch mit einander redeten, war ernst und bedeutsam, aber bitter war es nicht. In die Mühle wollte Fehringer nicht ziehen; dagegen versprach der Müller Alles für ihn zu thun und hielt treulich sein Wort. Fast täglich besuchte er ihn, bis er wieder genesen war. Er versorgte ihn und die Base reichlich mit Allem, was die beiden Alten bedurften, und den Hauszins zahlte er ihm auch.

Oft sagte Claire: „O, wenn es doch Martin wüßte!" und mit dem Worte hob sich ein schwerer Seufzer von der kummerbelasteten Seele des Mädchens. Denn es waren nun drei Monate vergangen und Martin hatte nichts von sich hören lassen.

Hatte er sie vergessen? Das glaubte Claire nicht.

Da kam eines Tages, es war schon in den Tagen des Oktober, als bei Leipzig die Macht des weltstürmenden Napoleon gebrochen wurde, der alte Werthheimer, einst Fehringers Schmuggelgenosse, ins Dorf und fragte nach ihm.

Man wies ihm das Haus, wo der Alte in der Miethe wohnte.

Als Werthheimer eintrat, saß Fehringer an seiner Bibel, denn es war an einem Sonntagmittag.

Fehringer war freudig überrascht, als er den Gefährten so mancher Schmuggelei bei sich sah.

„Was führt Dich zu mir armen, alten Mann?" fragte er. „Die Zeit ist dahin, wo Du mich brauchen konntest."

„Darum komme ich nicht," sagte er zu dem Alten. „Es ist ein Anderes, was mich zu Dir führt."

„Doch nichts Schlimmes?" fragte ängstlich Fehringer.

„Nein, alter Kamerad," entgegnete Werthheimer; „diesmal ist's nur Gutes. Ich bringe Dir Kunde von Deinem Sohne. Er kennt das Unglück, das Dich traf seinetwegen, und das hat ihn tief gebeugt. Gern wäre er gekommen und hätte sich gestellt, um Dich aus der Noth zu retten, wenn es die braven Leute zugegeben hätten, bei denen er ist wie das Kind im Hause und die ihn werth halten wie den Augapfel im Auge. — Sie mußten ordentlich Gewalt anwenden, um ihn zurückzuhalten, und erst, als sie es ihm klar machten, daß es ja dann für Dich nur schlimmer würde, wenn er Dir ganz genommen und hingeopfert würde, da ergab er sich. Wo er aber ist, darfst Du nicht wissen; — nicht, wie weit er von Dir ist, damit Du, wenn sie wieder an Dich gehen, und das kann kommen, frei sagen kannst, Du wissest es nicht; aber dies Geld sendet er Dir und bittet Dich, Du solltest es für Dich und die Base verwenden. Er hat's sehr gut und braucht das Geld nicht."

Da faltete der alte Fehringer seine Hände, und das schneeweiße Haupt, das erst weiß geworden war seit den Leiden der letzten Zeit, sank auf die gefalteten Hände und er betete, denn sein Herz war voll Preisens und Dankens.

Werthheimer ging hinaus und suchte die Base. Ihr sandte Martin ein warmes Halstuch für den Winter und die herzlichsten Grüße.

„Aber," sagte Werthheimer, „noch Eins. Ihr solltet zum Pathen gehen und ihn viel tausendmal grüßen und ihm sagen, er komme bald, denn mit den Franzosen sei es Matthäus am Letzten. Dann trug er mir auf, Ihr solltet der Claire sagen, sie solle, wenn das Franzosenwesen zusammenbreche, doch um Gotteswillen nicht mit nach Frankreich gehen, sondern da bleiben; er hoffe zu Gott, daß er wiederkehren dürfe und dann werde ja noch Alles gut werden."

Das waren Botschaften, die überall Wonne und Freude bereiteten, wohin sie gerichtet waren, obwohl Claire an das, was er vom Franzosenwesen sagte,

nicht glaubte und lächelnd meinte, damit verrechne er sich! „Ach," sagte sie, „wie wird es gehen? Wird er je wiederkommen dürfen?"

VIII.

Claire's ungläubiges Lächeln war der Wiederschein der unerschütterlichen Meinung ihres Vaters. Dollart, wie viele Tausende begeisterter Verehrer Napoleons, glaubte eher an den Untergang der Welt, als an den seiner Macht und seines Glückssterns. „Er könne wohl von der Macht der Elemente bezwungen werden," sagten sie, „wie von einem russischen Winter, nicht aber von der Macht der Menschen." An die Macht dessen, der da spricht: Bis hierher und nicht weiter! dachten sie nicht bei ihrem fleischlichen Urtheile. Was er wohl jetzt noch leide, das sei die Folge jenes Winters; das sei das Nachweh; aber mit einem Male werde der Adler sein Gefieder schütteln, die Flügel ausbreiten und die Fänge rüsten; dann werde Europa zittern und wieder alle gekrönten Häupter sich im Staube vor ihm neigen.

Wie gesagt, das glaubten Viele, denen die „Bülletins der großen Armee" eine volle, reine Wahrheit waren. Verwöhnt durch die Siege des Gewaltigen, schien ihnen ein Wechsel des Glückes außerhalb der Grenzen des Möglichen zu liegen. In Napoleon sahen sie etwas Ueberirdisches, einen Menschen, dessen Wille keine Schranken kenne, wie seine Macht und sein Geist.

Aber es gab unendlich Viele, die zwischen den Zeilen der ruhmredigen Bülletins lasen; die an den pausbackig posaunenden Siegesboten einen Zweifel wachsen fühlten, je mehr sie posaunten. Es lag wie Blei auf den Geistern, als die dreitägige Schlacht geschlagen war und die Bülletins weniger rühmten. Es drangen Kunden über den Rhein herüber trotz der Sperre, und diese Nachrichten waren Botschaften vom Untergange, die da klangen wie ein fernher tönendes Grablied. —

Man wagte sich's nur zuzuflüstern, und die sorgenvollen Mienen der hohen Gewalthaber in den Städten, die milderen Saiten, die man hin und wieder aufzog, wo man sie sonst bis auf's Höchste gespannt, gaben auch ein Zeugniß und das Volk deutete es richtig, und die deutschen Herzen auf dem linken Rheinufer wagten es einmal wieder, zu hoffen auf das Zerbrechen des lange getragenen Joches.

Endlich war es nicht mehr zu leugnen, daß Napoleons Macht bei Leipzig gebrochen worden war. Die Schlacht bei Hanau vollendete die Sicherheit eines gewaltigen Umschwungs der Dinge. Jetzt kamen die traurigen Beweise augenscheinlich. Trupps von Soldaten kamen in eine Entfernung von 10 bis 12 Stunden von Mainz, unter denen noch unverbundene Verwundete waren. Man sah unter einem Tausend alle Waffengattungen der sogenannten „großen Armee" vertreten, und Lumpen hüllten sie ein und die bleichen Gesichter sprachen von Hunger und Elend, und der entsetzliche Geruch, den sie verbreiteten, von den Keimen tödtlicher Krankheit, die sie in sich trugen, die sie mitbrachten und die dem Tode eine reichere Ernte verschafften, als das Schlachtfeld von Leipzig, wenn sie auch langsamer eintrat.

Da sagte Dollart, kleinlauter zwar, aber immer noch zuversichtlich: „Zu viel Hunde sind des Hasen Tod. Es stand eine halbe Welt gegen ihn; wie sollte er Widerstand leisten nach solchen Leiden, wie sie sein Heer erduldet? — Laßt ihn einmal in Paris sein und Ihr sollt Wunder sehen und erleben!"

Er kam schnell genug nach Paris. Der Fluch seines zermalmten Heeres folgte ihm; aber die Wunder blieben aus.

An's Schmuggeln dachte Niemand mehr, aber auch nicht an's Wachen. Alle Bande schienen gelockert, wenn nicht gelöst. Dollart saß auf seinem Webestuhl, statt daß er auf seinem Posten gestanden hätte, und manchen stillen Seufzer, der dem Sturze Napoleons, seines fast abgöttisch verehrten Helden galt, wob er in sein Gebilde hinein. Dennoch sagte der unbeugsame Glaubige von seinem Kaiser: „Laßt ihn nur machen. Mögen sich auch da drüben die Russen und Preußen sammeln, er wird eine Macht an den Rhein stellen, die sie lehren wird, drüben zu bleiben;" aber auch diese Armee, diese Macht blieb aus und die rauhen Dezembertage kamen.

In den Dörfern lagen zusammengestoppelte Soldatenhaufen. Hier zwanzig, dort dreißig und mehr. Reiter ohne Pferde, Kanoniere ohne Kanonen; selbst Infanteristen ohne Waffen.

Und drüben sah man auf den Bergen oft das Blitzen der Gewehre. Am rechten Rheinufer hinauf und hinab ritten Kosaken und riefen ihr: „Franzuski!" drohend herüber; jagten eine Kugel in den Rhein, und wenn die Douanen eine hinüber sandten, galoppirten sie lachend davon.

„Die thun uns nichts!" sagten sie. „Das ist feiges Gesindel."

Die Stimmung im Lande wurde eine dumpfere. Die französischen Angestellten sahen traurig drein.

Droben in Höchst am Main saß auf seiner Trommel der alte Marschall Vorwärts, der alte Blücher, und bereitete seinen Uebergang bei der

Pfalz zu Caub vor. Die Armee, welche seinen Befehlen untergeben war, Russen und Preußen, sammelten sich bei Wiesbaden und rückten dem Punkte langsam näher, den der alte Held zum Uebergange bestimmt hatte. Endlich kam selbst seine Proklamation an die Bewohner des linken Rheinufers ins Land, so zahlreich, als habe sie ein Sturmwind zu Tausenden über den Rhein herüber geweht.

(Fortsetzung folgt

* Der große Tanzsaal in Bubenhausen.

(Schluß.)

Im Tanzsaale im oberen Stocke, zum Theil über der Wirthsstube gelegen, ging's heute besonders lustig zu; Alles drängte und drückte sich dort, es war kaum Platz zum Stehen, viel weniger zum Tanzen. Man hörte unten das Gestampf und Gewühl, man fand sich unbehaglich in dem Gedanken, daß das Vergnügen durch die Ueberfülle von Tanzlustigen beeinträchtigt sei. Da sprach einer der Gäste zum Wirthe: „Hört, Calmus, Euer Saal ist viel zu klein, Ihr habt ja Bauplatz genug und solltet einen größeren Saal bauen." — Calmus erwiederte darauf: „Bauen, — da behüt' mich Gott, daß ich mit den Maurern etwas anfange, da könnte man schön petschirt werden, die ziehen Einen jahrelang herum; — und dann die Rechnungen — nein, nein!" Baumeister Michael Krumm fühlte sich durch diese Aeußerung verletzt und machte die Bemerkung: „Wenn das so wäre, dann könnte Niemand mehr etwas bauen lassen, und Serenissimi hochfürstliche Durchlaucht hätten kein Schloß und keinen Karlsberg, unsere Stadt bekäme auch kein neues Rathhaus. Es gibt fixe und langsame Baumeister; ich wollte einen Saal bauen in 6—7 Wochen und um akkordirten Preis." — Calmus schüttelte ungläubig den Kopf, aber die andern Gäste trauten dem erprobten Meister Krumm wohl zu, daß er Wort halten könne, indem er schon schöne Proben abgelegt, am Karlsberger Schloß mitgeholfen, vorher das Trippstadter Schlößchen für den kurpfälzischen Oberstjägermeister Frhrn. v. Hacke gebaut, auch städtische und Privatgebäude in Menge aufgeführt und ständig an 200 Tyroler als Maurer in seinen Diensten hatte. Diese arbeiteten den Sommer hindurch fleißig, hatten ein Paar tüchtige Schuhe, lederne Hosen und Tuchwamms nebst Gürtel, sowie einige Paar Strümpfe und etwas Weißzeug, dann dauerhafte Filzhüte von Haus mitgebracht, lebten von Suppe und Brod, schliefen auf Heuspeichern und verzehrten so täglich nur wenige Kreuzer, sparten sich das Uebrige von ihrem Lohn hübsch zusammen, gingen im Winter wallfahrten und ernährten sich namentlich durch die Spenden reicher Klöster, vorzüglich in der Schweiz; hatten sie in dieser Weise einige Jahre lang gearbeitet und gespart, dann besaßen sie ein kleines Kapital, kehrten dann in ihr Heimathland zurück und gründeten dort einen eigenen Herd, indem sie mit Hilfe der Ortsnachbarn sich ein Haus bauten und dann eine Frau nahmen. Die merkwürdige Genügsamkeit dieser Leute gibt sich durch die Aeußerung eines derselben kund, welcher den Wunsch aussprach: „Wenn i wär' wie hochfürstliche Durchlaucht, so ließ i mir a Suppen kochen von lauter Schmalz, nach'er leget i mi auf'n Heuwag'n 'nauf und ließet mi in der ganzen Stadt 'rumfahren." Wie leicht wäre ein solcher Mensch glücklich zu machen! —

Der weitere Verlauf des Gesprächs, wozu auch Herr Sekretarius Besse seinen Senf gab, führte dahin, daß Meister Krumm mit Calmus den Vertrag schloß: von da an bis Pfingsten einen großen Saal zu bauen, in welchem am Pfingstmontag getanzt werden könne, entgegengesetzten Falles aber Calmus keinen Liar zu zahlen bräuchte. Schon am folgenden Tage wurde der Plan gemacht, der Platz abgesteckt, und dann ging es frisch an's Graben und Mauern und Zimmern; das Werk gelang und am Pfingstmontag wurde der Saal eingeweiht, der seiner Größe wegen weithin und lange Jahre durch berühmt war, im vorigen Jahrhundert und in dem laufenden noch bis zum Jahre 1832 seinesgleichen in der bayerischen Pfalz nicht hatte, und dennoch namentlich an der Kirchweihe, besonders aber beim sogenannten Füllenball (am Tage der Pferdepreismusterung) nicht Raum genug für die Besucher bot. Die Kirchweihe richtet sich nach dem Kirchenfeste Kreuzerhöhung (14. September), da die Zweibrücker Kirche auf das Kreuz geweiht war und Bubenhausen, obwohl schon lange selbstständige Gemeinde, keine Kirche hat. Diese Kirchweihe zog gleich dem Jakobsmarkt in Grünstadt und dem Michaelismarkt in Dürkheim (sog. Wurstmarkt) eine Menge Fremde selbst aus fernen Gegenden herbei.

Der neue Bau schlug indessen seinem Eigenthümer nicht viel zu Glück, dieser hatte wahrscheinlich seine Kräfte überschätzt. Das Anwesen ging wenige Jahre später durch Kauf auf einen gewissen Daniel Anstädt, von diesem auf Georg Marx Lilier und von diesem im Jahre 1801 auf den späteren Bürgermeister Peter Ladenberger über, zu dessen Zeit der Betrieb desselben in den höchsten Schwung kam,

nachdem es aber mittlerweile auch durch Gartenanlagen vergrößert und verschönert worden war. Gegenwärtig ist das Ganze, wie es vor einigen Jahren durch Erbauung einer Bierbrauerei nebst Appartinenzien erweitert wurde, im Eigenthum von Ladenberger'schen Enkeln und wird von einem Pächter betrieben. Unter dem Saale befindet sich Stall und Kartoffelkeller, an dessen Einfahrtsthor die Inschrift zu lesen ist: Anton Calmus. 1786. —

Bubenhausen, mit Ernstweiler zu einer Gemeinde vereinigt, ist ein stattliches Dörfchen geworden, zählt jetzt an 100 Häuser, deren neuere aus schönen Steinen aufgeführt, zierlich und bequem eingerichtet sind. Der große Saal steht aber noch beinahe in seiner ersten Gestalt da; er verdient zwar nicht die Bezeichnung eines schönen Bauwerkes, ist aber immer noch ansehnlich durch seine Größe (46 Fuß lang, 34 breit), ist auch, wenngleich nur etwa 14 Fuß hoch, dennoch luftig und hell, da er nach allen 4 Seiten Licht hat. — Dieses Jahr fiel die Kirchweihe auf den 20. September, konnte also von der Pferdepreisvertheilung nichts profitiren, da diese schon am 11. September stattgefunden hat. Dessenungeachtet war die Kirchweihe zahlreich besucht, da die Bubenhauser Wirthe gute Getränke und Speisen liefern, und die Zweibrücker, obgleich ihre Jugend jetzt andere und elegantere Tanzplätze hat, immer noch gerne ihr Nachbardörfchen besuchen, mit dessen Bewohnern sie in mancherlei Geschäfts- und Freundschaftsbeziehungen stehen.

Mannigfaltiges.

Was es doch für drollige Leute gibt! Macht sich da Einer den Spaß, eine „Zusammenstellung der hauptsächlichen Namensklassen der Offiziere der aktiven bayerischen Armee, nach dem neuesten Militärhandbuch" zu fertigen und dem „Nürnb. Anz." zu senden. Wir theilen der Kuriosität halber Einiges davon mit. Es befinden sich in der bayerischen Armee folgende verschiedene Namensklassen: I. Handwerke: 3 Bader, 3 Binder, 16 Fischer, 1 Fleischhauer, 3 Gerber, 2 Glaser, 1 Goldschmidt, 1 Hafner, 4 Kellner u. s. w. II. Animalische Benennungen: 1 Bock, 2 Dachs, 1 Ferchel, 14 Fuchs, 1 Geis, 6 Haase, 2 Hirsch, 2 Kalb, 1 Lamm, 3 Ochs, 1 Stier, 3 Widder, 4 Wolff, 5 Zobel, 3 Fink, 5 Geyer, 3 Hahn, 2 Nachtigall, 4 Rab (Raab), 2 Schwalb, 1 Stieglitz, 1 Storch, 4 Strauß, 1 Schwarzkopf, 2 Hä… 1 Hecht, 1 Karpf. III. Farben: 3 Brau… Grau, 9 Roth, 15 Weiß, 8 Schwarz. IV. S… räne: 5 Kaiser, 9 König, 2 Herzog, 2 Land… 2 Fürst, 3 Graf. V. Geistliche: 5 Bischof… Dechant. VI. Musiker: 6 Geiger, 2 Fiedle… Pfeiffer. VII. Jahreszeiten: 2 Lenz, 7 Som… 1 Herbst, 4 Winter. VIII. Früchte und Nahru… mittel: 3 Gries, 1 Holzapfel, 1 Kohl, 1 K… kuch, 1 Pfeffer, 3 Pflaum, 1 Reis, 3 Schm… 3 Speck, 1 Weißbrod. IX. Nationalitäten: 1 … sässer, 1 Holländer, 1 Ruß, 1 Türk. X. Ge… sorten: 1 Dreyer, 1 Zweyer, 4 Kreuzer, 1 Hell… XI. Heiligen-Namen: 1 Augustin, 1 Johann… 1 Joseph, 1 Paulus, 1 Peter. XII. Kleidun… stücke: 1 Mantel, 2 Rock, 1 Schuh, 1 Stie… XIII. Hausgeräthe: 2 Brenneisen, 1 Butterf… 1 Holz, 1 Kamm, 1 Korb, 1 Krug, 6 Oelha… 1 Pfannenstiel, 1 Spahn, 2 Spiegel, 1 St… 6 Stein, 3 Stock, 1 Wetzstein. XIV. Verschied… Gegenstände und Benennungen: 1 Heiland, 1 He… gott, 3 Engel, 1 Saal, 1 Todt, 1 Grab, 1 Ju… 7 Klein, 1 Kurz, 7 Lang, 2 Dürr, 1 Di… 1 Dickhaut, 2 Stark, 1 Burbaum, 1 Busch, … Ast, 2 Dorn, 2 Lilien, 1 Angstwurm, 3 Wur… 1 Gutbrod, 1 Brodesser, 3 Ernst, 1 Fröhlich, … Lohmesser, 2 Staubmesser, 1 Neger, 2 Mohr, … Morgenroth, 2 Schön, 2 Wüst, 1 Kopf, 1 Ze… 2 Feust, 1 Schenkel, 1 Rhein, 1 Unrein, 2 E… lich, 1 Wucherer, 1 Reusch, 1 Stemmler, … Stoffel, 1 Zopf.

(Nichts Neues unter der Sonne.) Landgr… Wilhelm der Aeltere von Hessen unternahm 14… eine Reise nach dem gelobten Lande; unter seine… Gefolge befand sich Dietrich von Schachten, d… eine Chronik dieser Reise niederschrieb; des Aufent… halts in Venedig gedenkend, berichtet er auch: „D… Kopfputz der Frauenzimmer besteht blos in der Schö… heit fremder Haare, die sie ihren natürlichen vo… ziehen. Sie schmücken solche gemeiniglich gelb un… kraus und binden sie auf dem Kopfe zusammen… wie man in deutschen Landen einem Pferde de… Schwanz aufbindet."

Bei einer Vorlesung, die kürzlich in Brooklyn ge… halten wurde, erhob sich ein Herr von seinem Sit… und bat den Herrn, welcher die Vorlesung hiel… er möge doch seinen Vortrag auf einige Minute… unterbrechen, bis seine Nachbarinnen ihr Gespräc… beendigt hätten. Das Gesuch wurde applaudirt un… die beiden Damen störten die Zuhörer nicht weiter…

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Samstag, 26. September 1868.

's Landwerthschaftlich Fescht

zu Humberg am 14. Sept. 1868.

Do war e groß' Feschtlichkeit
  — Sie loßt sich nit verzähle —
Wer do ke mire Bee hot g'scheut,
  Der hot sich könne quäle,
For dorchzekumme dorch die Leut',
  Dorch Gäse, Küh' un Rinner;
Dann 's landwerthschaftlich Fescht war heut'
  For groß' un kleene Kinner.

Schun eh' die Sunn is uffergang,
  Hot's überall gewummelt,
Un Keener hot gewart noch lang,
  Hot Jeder sich getummelt.
Dann Jeder will en Preis jo han,
  Un Jeder will de gröschte,
Un Ener noch will vorredran,
  Er sät: er hätt' de böschte
Vun all de Farre, groß un kleen,
  Wär' keener so wie seiner,
Hätt' keener jo so dicke Been,
  E Durham wär's, e feiner.
Sei Stärk' die sei a riesegroß,
  Das hätt' er schun bewisse:
„E Mann, als wär's e Fedder blos,
  An d' Wand er hot geschmisse!" —

Un wie der is an's Stadthaus kumme,
  Schun Musikante blose,
Do dreht er nit sich lang erum,
  Dut 'n Preis sich gewe losse.
Es war zwar nit die erschte Präm',
  Un hot a nix ze sage;
Die Leut' zwar sahn sich im Geheim:
  „Er könnt' die zweit doch trage!" —

Es fallt mer nimmi Alles ei'
  Vun Gäsböck, Rinner, Lose,
Vun Ochse, Küh' un Farreschwei',
  De kleene un de große.
Doch das, das weeß ich noch ganz gut:
  Was han die Leut' als g'schmunzelt,
Han abgedahn gar fein de Hut,
  Un han die Stern gerunzelt,
Wann Ener als en Preis hot krieht,
  Un d' Musik hot geblose;
Jeder sich do glücklich sieht
  Un glabt, er ruh' uf Rose.

Un hübsch war's a im Stadthaussaal,
  Mer hätt' sich könne spicke;
Aus Gärte, Aecker, Feld un Dal
  Kuntscht Sache do erblicke:
Gegummre, Laach un Knobeloch,
  Un Gelleruͤbe, rothe,
Un Traube ah, aus 'm Westrich noch,
  Un Zwieble for an Brote.
Un Aeppel, Beere, roth un grü',
  Un Honig ah, ganz weiße.
Do kann mer unser Leut' mol seh',
  Mer braucht nit grad ze reiße!

Jetz sinn ich wieder weiter gang',
  Ze trinke mol en Schoppe,
Ich sitz' un hock paar Stunne lang,
  Uf emol dut mer's kloppe:
„Do vorre gebts e Bajasspiel,
  Un 's soll recht nobel werre,
Geh' mit, es bin schun Leut' dort, viel,
  Du könnscht, alleen, vererre!"
Es war ah dort e Masse Leut',
  E arig groß Gewimmel;
„Die Stang' dort, was se vor bedeut'?
  Die reecht bis an de Himmel!" —

„Die Stang' dort, saht mei Nochber schnell,
Die is for nufgekrawele,
Un is ganz glatt gemacht, ganz hell,
Ich glab, do kann mer zawele!
Un wer do nuffer stei'e kann,
Der derf am Reef sich hole
E Stück dervun, was er nor mahn;
Doch bin das heeße Kohle!"

Wie der so saht, do stei't schun hoch
— S' is doch e hartes Tourchen —
E Borsch, un holt am Reef dernoch
E feines Spindeluhrchen.
Drei Annre noch bin nufgestieh
Un han sich g'holt so Sache;
E Mancher, wu en nohgesieh',
Der hot do müsse lache. —
Un Buwe han sich brav geübt,
Mi'm Maul die Werscht ze fange,
E kleener huppst dort ganz betrübt
Un kann ke Worscht erlange. —
Nach Wassertrahe uf em Kopp
In Züwer un in Häwe;
Im Sack noch lafe wie e Bopp,
Das Alles hot's noch gewe.
En Luftballon un Feuerwerk
Un Bier in großer Menge,
Un Musik noch, des Geistes Stärk',
Un anneres Gepränge.

Ja, 's war e großi Feschtlichkeit,
Sie loßt sich nit verzähle;
„Un wer ke mire Bee nit scheut,
Dut nächstens nimmt fehle!"

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen sagten es selbst: „Die Deutschen gehen zu Neujahr 1814 über den Rhein und Napoleon gibt euch preis!"

Da war nicht mehr zu zweifeln und Dollart ließ das sorgenvolle Haupt auf die Brust sinken. Was sollte aus seiner Frau, seiner Claire werden, wenn die Russen kommen? Was aus ihm? Das lag auf seiner Seele wie eine Zentnerlast; aber wegwälzen konnte er sie nicht. Sie wurde mit jedem Tage schwerer, je näher das Jahr 1813 seinem letzten Tage zuging.

Sonst war es ein Tag, der leider trotz seines ernsten und mahnenden Charakters durchjubelt zu werden pflegte. Dieses Jahr kam er so sorgenschwer heran, wie kaum irgend jemals, und unter den Seufzern wurde kein Jauchzen vernehmbar. Es war noch ein Anderes, was die Herzen erschreckte und so düster stimmte.

Die Krankheit, das Nerven- oder Lazarethfieber, welches die Franzosen mitgebracht, herrschte in erschreckender Weise. Fast kein Haus war, wo nicht Kranke waren. Die Krankheit steckte furchtbar an. Fast alle Glieder des Hauses, wo eins ergriffen wurde, sanken bald nach einander auf's Krankenbett, und die Meisten wurden hinausgetragen auf den stillen Friedhof, wo die Kreuze zu Häupten daran mahnen, was allein im Tode Heil und Hoffnung geben kann.

Jeder fürchtete, wenn er sich heute noch gesund fühlte, morgen schon ergriffen zu sein. Das drückte die Gemüther; das tödtete die Freude; das beugte den Muth; das trübte den Blick in die Zukunft. Tausendmal dachte Claire an das Wort, das ihr Martin durch die alte, treue Lenebas hatte sagen lassen. Sie hatte damals darüber gelächelt; jetzt erschien es ihr anders, und wenn der gebeugte Vater von der Zukunft sprach, seufzte sie tief auf.

Es war in der Woche des heiligen Christfestes, als eines Abends, wie er jetzt oft that, der Müller zu Fehringer kam.

Sie sprachen natürlich von nichts Anderem, als vom Uebergange der Deutschen und Russen, und wie es werden würde.

Der Müller hatte einen französischen Offizier im Quartier gehabt, der deutsch sprach, einen ältlichen, braven Mann. Als er schied, drückte er des Müllers Hand und sagte: „Gott schütze Euch! Wenn die Deutschen an Euch thun, wie leider unsere Soldaten drüben gethan, so bleibt kein Stein auf dem andern!"

Das Wort lag auf des Müllers Herzen schwerer, als sein großer Mühlstein. Er theilte es dem Fehringer mit und sagte dabei: „Ich meine, es wäre gut, wenn man in solchen Zeiten nahe bei einander wäre! Auch will es mir scheinen, als ob die Last der kommenden Einquartierung von Einem von uns könne abgewendet werden."

„Wie so?" fragte Fehringer.

„Ei nun," entgegnete der Müller, „Du ziehst morgen zu mir in die Mühle, da wird Dich hier, in Deinem Stübchen, kein Soldat belästigen und ich kriege dadurch keinen mehr und keinen weniger."

Fehringer besann sich.

„Und," fuhr der Müller fort, „da es kein Zweifel ist, daß, wenn heute die Deutschen da sind, morgen Martin kommt —"

„Meinst Du?“ rief fragend und freudig der Alte aus, ihn unterbrechend.

„Ganz gewiß,“ sagte der Müller, „denn der junge Werthheimer hat mir gestanden, daß er gar nicht weit vom Ufer des Rheines im sichern Neste sitzt —“

„Dann,“ fuhr er, bei dem unterbrochenen Gedanken anknüpfend, fort, „kommt er doch in die Mühle, denn Du hast ja nicht Raum für ihn in diesem engen Behelf. Endlich aber ist es tröstlicher für uns Alle, wenn etwa — und wer weiß es? — Eins von uns von der Krankheit heimgesucht wird. Wir können einander dann um so leichter Handreichung thun und Pflege und Erquickung angedeihen lassen.“

Die Gründe waren gewichtig. Mit Neujahr begann die Miethe neu. Wer hinderte es, daß sie es ausführten?

So recht nach allen Seiten hin erwogen sie die Verhältnisse und endlich stimmte Fehringer und die Lenebas zu, und so wurde denn beschlossen, daß der Müller am Montage nach dem Sonntage vor Neujahr seinen Mehlwagen senden sollte. Darauf sollte dann alle die geringe Habseligkeit Fehringer's gepackt und nach der Mühle gefahren werden.

Unter manchen Sorgen und bangen Erwartungen war denn endlich der Morgen des Montag angebrochen. Der Müllerwagen kam und Fehringer und die Bas trugen ihre Sachen herunter.

Als die flinke Claire dies bemerkte, kam sie eilig herüber und half.

„Ach, geht Ihr so weit fort?“ fragte sie. „Da werden wir uns ja selten sehen.“

„Aber warum willst Du uns denn nicht in der Mühle besuchen?“ fragte Fehringer.

Claire zuckte die Achseln. „Ich kenne den Müller nur von dem einzigen Male, wo ich ihn hier bei Euch traf. Seitdem sah ich ihn nicht wieder.“

„Er war ja doch täglich bei uns —“ sagte der Alte.

„Ich wollte nicht aufdringlich sein,“ sagte das Mädchen darauf. „Ihr wißt schon, wie bös Einem die Leute Alles auslegen, und uns vorab, da sie uns doch Alle hassen. Lieber Gott, was kann mein armer Vater dafür, daß seine Pflicht gebot, streng zu sein? Wär' er's nicht gewesen, so war es ein Anderer. Aber es thut Einem doch so wehe. Er hat ja doch Niemand hier ein Leid angethan und wir gewiß auch nicht. Was soll's nur mit uns werden,“ fuhr sie fort, „wenn die Deutschen kommen?“ Sie trocknete ihre heißen Thränen.

„Sei gutes Muthes, Kind,“ sagte Fehringer. „Sieh', seit ich in Noth war, hab' ich beten gelernt, und da ist in meine Seele ein Vertrauen auf Gott gekommen, das nicht wankend gemacht werden kann. Er macht Alles wohl! Bete, glaube und vertraue, und Du wirst erfahren, wie wahr es ist: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen!“

Dies Trostwort erquickte Claire's Seele noch lange, nachdem schon der Müllerwagen mit den alten Leuten durch's Dorf, den Mühlenweg hinabgerollt war.

Die Anzeichen des nahen Ueberganges der Deutschen häuften sich mit jeder Stunde. Man bezeichnete laut und bestimmt Caub als den Punkt. Statt daß eine Truppenmacht dort den Uebergang hätte wehren sollen — und es wäre nicht schwer gewesen — zogen sich alle die zerstreuten Truppen ziemlich schnell in den letzten Tagen vor Neujahr zurück nach der französischen Grenze.

Dollart hörte und sah nichts. Es kam kein Befehl; er sah keinen Collegen vom Rheine oder von der nächsten Seitenstation der schwarzen Brigade. Sonst war alle acht Tage der Brigadier gekommen, hatte den Posten untersucht, Befehle gebracht; aber seit einem Monat war er nicht da gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bettlerin als Mutter einer Königin.

Während der Unruhen unter der Regierung Karls I. von England begab sich die Tochter eines Bauern, der in jenen Wirren Gut und Leben verloren, als Bettlerin nach London, um als Magd ein Unterkommen zu finden. Sie war sechzehn Jahre alt, aber bei aller Schönheit, die selbst von den Lumpen ihrer Kleidung nicht verhüllt werden konnte, unwissend und unerfahren in jeder weiblichen Fertigkeit; nur grobe Feldarbeit hatte sie daheim bei ihren Eltern verrichtet.

Eine gleichfalls arme, aber mildherzige Wittwe hatte der Waise ein Obdach gewährt, in dessen Nähe ein reicher Brauer wohnte, der sich zuweilen der Hilfe dieses arbeitsamen Mädchens bei der Zusendung von Porterbier an seine Kunden bediente. Ihre unermüdete Pünktlichkeit veranlaßte Jenen, sie als Stubenmädchen in seine Dienste zu nehmen, wodurch es ihr möglich wurde, mehr an sich und ihre Kleidung zu wenden, so daß bald die Blicke der Männer von der liebreizenden Erscheinung angezogen wurden. Auch ihr Brodherr, schon ein bejahrter Wittwer, doch noch rüstig und lebensmunter, fand, daß Jenny ein sehr liebenswürdiges Mäd-

chen sei. Da er kinderlos war, also ganz unabhängig handeln konnte, so erwählte er sie zu seiner Gattin; und er hatte den Schritt nicht zu bereuen, denn als solche that Jenny Alles, um sich seiner Liebe werth zu machen. Drei Jahre nach der Verheirathung starb der Brauer und hinterließ sein ungeheures Vermögen der kinderlosen Gattin. Diese war nun außer Stande, das umfangreiche Geschäft des Verstorbenen fortzusetzen, zumal auch viele Schwierigkeiten bei der übrigens rechtmäßigen Antretung der Erbschaft sich in den Weg stellten, so daß sie des Beistandes eines Rechtsgelehrten bedurfte. Als solcher hatte schon bei Lebzeiten ihres Gatten der berühmte Sachwalter Hyde fungirt. Sie erwählte ihn also um so lieber zu ihrem Rathgeber, als er ihr stets viel Zuneigung gezeigt und auch das Testament verfaßt hatte, durch welches sie in eine ganz unabhängige Lage versetzt worden war.

Hyde fand theils die Reize und Tugenden des jungen schönen Weibes, theils auch das enorme Vermögen so sehr nach seinen Wünschen, daß er bald mit einem Heirathsantrage hervortrat. Sie willigte ein; Hyde stieg von Stufe zu Stufe und beschloß seine Laufbahn als Graf Clarendon. Aus Beider Ehe war eine Tochter entsprossen, welche die Gemahlin König Jakob's I. von England und als solche die Mutter zweier Königinnen, Maria und Anna, wurde.

So endete eine Bettlerin und liefert den Beweis, daß auch die bescheidene Demuth den Gipfel menschlicher Höhe und Macht zu erreichen fähig ist.

Mannigfaltiges.

(Taucherversuche.) Das Hinabsteigen der Taucher in die Wassertiefen geschieht bekanntlich nicht mehr in der Taucherglocke, außer etwa, wenn es sich um Gründung oder Reparatur von Bauwerken handelt, sondern in einem metallnen Brustharnisch und Helm, in welchen letzteren durch einen Schlauch von oben fortwährend Luft eingepumpt wird, die auf der anderen Seite durch eine Menge feiner Löcher unter Mitwirkung eines durch den Taucher stellbaren Ventils wieder hinaus ins Wasser tritt. Es dürfte nun von Interesse sein, zu wissen, in welche Tiefen ein Mensch mit dieser Zurüstung sich hinabwagen kann. Nach gesammelten Erfahrungen kann ein Taucher ohne große Gefahr sich etwa 160 Fuß tief hinablassen; um so tief zu sinken, muß er sich ein Gewicht von einem Zentner anhängen. Die mittlere Tiefe, in welcher sich bequem arbeiten läßt, ist etwa 90 Fuß. Unter 60—70 Fuß Wasser kann der Taucher 12 Stunden lang fortarbeiten, wenn er zwischenzeitig einmal auf zehn Minuten zu seiner Erholung an die Oberfläche kommt. Eine einzelne Fahrt kann sonach 6—7 Stunden dauern. Ein englischer Taucher ist im mittelländischen Meere in eine Tiefe von 167 Fuß gegangen und hat dort 25 Minuten verweilt. Der amerikanische Taucher Green hat in einem der kanadischen Seen ein gesunkenes Schiff in 170 Fuß Tiefe besichtigt, aber gefunden, daß damit schon Lebensgefahr verbunden ist. Der Druck des Wassers auf die freien Hände, wird gesagt — man könnte ebenso gut sagen, auf alle nur mit Leder oder Gummistoff bedeckten Körpertheile — ist in solcher Tiefe groß genug, um das Blut nach Brust und Kopf zurückzutreiben, also eine Ohnmacht zu veranlassen, wobei der Taucher das Athmen vergißt und erstickt. Noch tiefer in die Geheimnisse des Abgrundes einzudringen, dürfte dem Menschen versagt sein und zwar für immer, da die Schwäche seiner Organisation und seiner Kräfte etwas Weiteres nicht erlaubt.

Ein Söhnlein ging mit seinem Vater bei einem Galgen vorbei. „Was ist das für eine Stellage?" frug das Söhnchen. — „Daran hängt man die armen Sünder am Halse auf, bis sie todt sind," erklärte der Papa. — „Die armen Sünder," fuhr das Söhnchen fort, „wo hängt man denn die reichen Sünder hin?"

Bei einem Brande rief ein Bürger dem andern zu, mit ihm an die Brandstätte zu eilen, um löschen zu helfen; der Angerufene erwiedert aber:

„Jo, Hannes, wo denkst de dann hin, ich wer mer den Mann zum Feind mache!"

(Ein Mittel gegen Wanzen.) Es verdient wiederholt zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden, daß Solaröl das sicherste und unschädlichste Mittel gegen Wanzen ist. Man streicht mittelst eines Pinsels alle Ritzen oder Fugen, wo sich das Ungeziefer aufhält, gut aus, und es verschwindet sammt der Brut auf immer. Man kann sich von der Vortrefflichkeit dieses Mittels überzeugen, wenn man eine Wanze nur leicht mit Solaröl in Berührung bringt; sie ist sogleich todt und nach einiger Zeit schwarz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Dienstag, 29. September 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

So kam der Morgen des Sylvestertages.

Man hatte gesagt, wenn man an der „hohen Buche“ stehe, einem der höchsten Punkte der Umgegend, von dem man in die Nassauer Berge, über den Rhein hinüber schauen konnte, sähe man drüben die Wachtfeuer bei Nacht, und bei Tage deutlich die Bewegungen der Kolonnen der Deutschen.

Die Unruhe in Dollarts Seele war so groß, daß er endlich seine Uniform anlegte, seine Waffen nahm und nach der „hohen Buche“ aufbrach. Sein Weg führte ihn an der Spitze der Kreuzhecke vorbei, wo ihm einst das Ereigniß zugestoßen war, das noch heute zu seinen bittersten Erinnerungen gehörte.

Als er dort stand, wo das Wiesenthälchen vom Rheine her gegen die Höhe der Kreuzhecke mündet, sah er plötzlich zwei Douanen mit Sack und Pack und großer Hast aus dem Grunde des Thälchens heraufsteigen.

Es war der Brigadier und ein gemeiner Douanier. Sie riefen Dollart sogleich an und sagten ihm, der Befehl sei gekommen, daß alle Douaniers schnell sich hinter die alte Grenze Frankreichs zurückziehen sollten.

„Wo sind Eure Weiber und Kinder?“ fragte er und der Athem stockte ihm schier.

„Wo sind sie?“ fragte der Brigadier. „Wir haben sie Gott und guten Menschen überlassen müssen, da der Befehl ausdrücklich dahin lautet, daß Weiber und Kinder nicht sollen mitgeführt werden, ebensowenig unnützes Gepäcke. Das Nothwendigste an Kleidungsstücken soll im Tornister mitgenommen werden, da der Kaiser aus sämmtlichen Douaniers und Gensdarmen ein Korps bilden wolle, das als Grenzvertheidiger thätig sein solle. Morgen,“ setzte er hinzu, „oder vielmehr in der nächsten Nacht, gehen die Deutschen bei Caub ungehindert über. Sie werden uns bald auf der Ferse sein. In Birkenfeld oder Kusel ist unser Vereinigungspunkt. Da gilt's Eile, Dollart! Drum schnell mit uns nach dem Dorfe zurück, wo nur Dein Ranzen gepackt wird. Wir nehmen uns dann einen Leiterwagen und legen die Zeit wieder zurück, die wir Beide eingebüßt haben, indem wir hierher mußten, Euch abzuholen, da der Befehl zu schnell kam, um ihn Euch vorher mittheilen zu können.“

Das war eine niederdonnernde Nachricht für Dollart. An Weib und Kind hing sein Herz mit der zärtlichsten Liebe. Sie sollte er verlassen, von denen er nie getrennt gelebt hatte. Sie sollte er hier lassen unter Leuten, die ihm und ihnen seines Standes wegen nicht freundlich gesinnt waren, und einer gefahrenreichen Zukunft entgegen gehen, die es sehr in Frage stellte, ob er sie jemals in diesem Leben wiedersehen würde.

Da läßt es sich nachfühlen, wie es um das Herz des Mannes stand, als er den Weg zum Dorfe mit seinen Gefährten eilig durchmaß; da läßt sich's nachfühlen, welchen Eindruck die Nachricht bei seiner Heimkunft auf seine Frau und seine Tochter machte.

Unter Thränen wurde der Tornister gepackt und der Sparpfennig getheilt; als es aber an's Scheiden ging, da hingen sie laut jammernd an seinem Halse. Selbst die beiden Männer, die zur Eile treiben mußten, weinten wie Kinder. War doch die Stunde nicht sehr entfernt, wo sie sich hatten losreißen müssen von den Theuersten, die sie auf Erden hatten.

Aber helfen konnte Niemand. Es mußte geschieden, das Schwerste überwunden sein! —

IX.

Eine Stunde war schon vorüber, als Dollart sich losgerissen und hinweggeeilt war, und noch lagen Claire und die Mutter weinend mit dem Kopfe auf

dem Tische. Die Thränen rieselten stiller hinab auf den Boden als früher, und doch waren sie so unfähig, auf das zu achten, was außer ihnen vorging, daß sie das Heranrollen eines Wagens nicht vernahmen, der an ihrem Hause still hielt; nicht bemerkten, daß leise sich ihre Thüre öffnete und Jemand hereintrat, der aber in der Nähe der Thüre still stand, weil er, selbst überwältigt von dem Schmerze, dessen Zeuge er war, ihn nicht stören mochte in seinem Ergießen.

Zunächst der Thüre stand der Müller mit verschränkten Armen. Ueber das rauhe, wetterharte Gesicht des Mannes rollten, ihm unbewußt, heiße Thränen.

So rauh auch der Müller zu sein schien, so weich war sein Herz. Er hatte von dem alten Fehringer, der im Dorfe gewesen war, nicht sobald gehört, wie es um Dollarts stand, als sein Entschluß reifte. Lebhaft dachte er sich in die Lage des Mannes hinein, der Weib und Kind in einer zweifelhaften Lage zurückließ und selbst einer noch zweifelhafteren Zukunft entgegenging: das bewegte ihn im Grunde seiner Seele.

„Was sollen die armen Frauen machen, wenn nun das halbwilde Volk der grausamen Kosaken kommt? Wenn, wie mein Offizier sagte, hier kein Stein auf dem andern bleiben soll? Sie haben keinen Halt, keine Stütze, keinen Trost, keinen Beistand. Es ist entsetzlich! Und im Dorfe wird Niemand ihnen die helfende Hand bieten, Vaterstelle an ihnen vertreten! Alter Müller, da ist's deine Pflicht! Dein Herz ruft — nein, es ist Gottes Stimme, die an dein Herz ergeht; drum frisch dran! Ja und mit Gott gethan, ist wohlgethan!"

Und wenige Augenblicke später rollte er mit dem Mehlwagen ins Dorf, statt über Feld, und wieder eine kurze Frist später stand er in der Stube, wo die Zweie weinten, die sich so verlassen fühlten.

Claire blickte zuerst auf. Sie erschrack, als sie Jemand dastehen sah; aber sie erkannte sogleich den Müller, stand auf und sagte: „Was führt Euch zu uns?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Müller, „was ich Dir sagen soll, Kind; aber ich glaube, es ist Gottes Stimme, die mich zu Euch führt; denn als ich's hörte, was Euch betroffen hat, da rief's in mir unablässig: Geh' hin und hole sie in deine Mühle, auf daß sie Schutz haben zur bösen Zeit!

„So bin ich denn da mit dem Wagen und wollte Euch bitten, lasset uns Alles aufladen und wohnet in der Mühle, wo Platz die Fülle ist! Ich will für Euch sorgen, als wäret Ihr meine Kinder, und so lange ich lebe, soll keine Ungebühr von fremder Hand Euch betrüben!"

Die Mutter starrte erstaunt den Müller an und hielt seine Rede für entsetzlichen Hohn, da sie den Mann nicht im Mindesten kannte; aber ehe sie eines Wortes fähig war, trat Claire zu ihm, legte ihre kleine Hand in die seine und sagte: „Ja, solche Gedanken hat Euch gewiß Gott eingegeben; aber Lob und Dank auch dem Herzen, das nicht säumt, sie auszuführen. Ja, wir gehen mit Euch, denn wir bedürfen Eures Schutzes und es könnte ja sein, daß wir durch Dankbarkeit solche Liebe vergelten könnten.

„Nicht wahr, Mutter, wir gehen mit in die Mühle?"

„Ach, Gott," sagte Frau Dollart, „wie bist Du doch voreilig! Wir kennen ja doch den Mann gar nicht —"

„Ich kenne ihn schon, liebe Mutter," sagte Claire; „Du kannst ihm vertrauen!"

„Das ist schon gut, aber wir wissen ja den Hauszins nicht?" sagte darauf Frau Dollart.

„Hauszins?" rief da der Müller aus und wurde glühend roth im Gesichte. „Hauszins? — Liebe Frau, ich sehe, Ihr kennt mich nicht und da mag ich's Euch leicht verzeihen, daß Ihr also redet. Mich treibt mein Herz, Euch eine freie Wohnung in meiner Mühle anzubieten, hört Ihr's, eine freie Wohnung, die Euch keinen Hauszins kostet; ich will Euch eines ehrlichen Mannes Schutz anbieten, Euch und Eurem lieben Kinde für die Zeit, wo Ihr dessen wohl bedürfen könntet; denn was soll's mit zwei hilflosen Frauen ohne männlichen Beistand in solcher Zeit des Krieges, wie er uns in diesen Tagen bevorsteht? Seht, gute Frau, das will ich, nichts mehr und nichts weniger; aber Geld will ich nicht; nur Euch bitten, im Vertrauen eine Hand zu fassen, die sich Euch darbietet; im Vertrauen auf das Wort eines Mannes, an dessen Namen kein Makel klebt, am wenigsten der der Unredlichkeit und treuloser Absicht."

Frau Dollart sah ihre Tochter ungläubig an, denn solche Erfahrung hatte sie in ihrem bisherigen Leben zu machen noch keine Gelegenheit gehabt.

Claire aber nahm nun das Wort und ihr gelang es, der Mutter tiefwurzelnde Zweifel zu lösen. Der Müller sprach sich nun noch näher über seine Absichten aus und so gewann er endlich das Vertrauen der Frau Dollart. So wurde denn nun ausgeräumt und auf den Wagen geladen, was auszuräumen war, und Claire eilte, den Miethvertrag sofort aufzukündigen, da ihr Vater sich, bei der Unsicherheit seiner Stellung, solches ausgehalten.

Derselbe Wagen, der wenige Tage früher Fehringer's geringe Habe hinweggefahren, trug nun auch die Dollarts hinab ins Mühlenthal.

Es war gewiß ein guter Geist, der den Müller geleitet hatte, als er, von Mitleid bewegt, Dollarts eine Zufluchtsstätte bot; denn schon seit einigen Tagen fühlte er eine Schwere in seinen Gliedern und ein Frösteln, das selbst der sehr warme Ofen nicht vertrieb.

Am Sylvesterabend aber brach der Frost mit solcher Macht aus, daß er zu Bett eilen mußte.

Das wären die untrüglichen Vorboten der herrschenden Nervenfieberkrankheit, die denn auch mit aller Heftigkeit bei ihm losbrach.

Das war ein rechter Schrecken für das ganze Haus; denn die alten Leute waren in ihrer Aengstlichkeit recht besorgt, ja rathlos.

Da zeigte sich Claire in ihrer rechten Wirksamkeit. Tag und Nacht wachte und harrte sie am Siechbette ihres Wohlthäters aus. Sie war schon tagelang nicht aus den Kleidern gekommen und hatte nicht geschlafen, und doch kam kein Mißmuth in ihre Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahl einer Frau.

Wir haben viele edle Frauen unter uns, Frauen, die noch an etwas Anderes denken, als an Hoffahrt und Vergnügen, und ihr Werk treu verrichten, wo es auch liegen mag; Frauen, die im Stande sind, sich zu opfern für Liebe und Pflicht, und nicht glauben, sie seien in die Welt gesetzt, nur um einen lebenslänglich tollen Wettlauf nach den Zielen des größten Reichthums, des höchsten Luxus und der vornehmsten Stellung in der Gesellschaft auszuführen. Aber das Leben solcher Frauen ist gewöhnlich ein zurückgezogenes, und so herrlich die Lehre ist, welche sie geben, so begrenzt ist nothwendig die Wirkung, weil die Sphäre der Lehrerin eben eine wenig ausgedehnte ist. Bietet sich bei besonderen Ereignissen einmal der Bethätigung der weiblichen Tugend ein großes öffentliches Feld, wie dies im letzten Kriege der Fall war, dann können wir ungefähr ermessen, bis zu welch' hohem Grade die Frauen ihre Selbstvergessenheit zu treiben vermögen, aber in der Regel kommen ihre edelsten Tugenden nur in der Ruhe und Abgeschlossenheit des Hauses zum Vorschein; ja, die größten Heldenthaten der Geduld und Wohlthätigkeit werden in der Verborgenheit vollbracht, ohne den ermuthigenden Zuspruch des Mitgefühls, unbelohnt durch Beifall und Ruhm.

Dennoch ist es unmöglich, von einem absolut weiblichen Ideal zu sprechen — von einem einzigen Typus, welcher die Phantasie eines jeden Mannes befriedigen würde; denn natürlich, was der Eine vollkommen findet, ist für einen Andern sehr unvollkommen, je nach der besonderen Richtung seiner Individualität. So liegt eines Mannes Vorstellung von weiblicher Vollkommenheit in dem Begriff Schönheit; er verlangt Nichts, als bloße physische Schönheit, und alle Tugenden unter dem Himmel könnten ihm keine Liebe einflößen, wenn sie sich in einer Stülpnase und rothem Haar verkörperten. Er ist vollkommen glücklich, wenn seine Gattin unleugbar die schönste Frau seiner Bekanntschaft ist, und hält sich für gesegnet, wenn sie alle Männer bewundern und Frauen beneiden. Aber nicht um ihretwillen etwa, nein, nur für sich. Wohlthuend ist ihm der Anblick ihrer Lieblichkeit, wohlthuender das Bewußtsein des Besitzes. Die „schönste Frau in der ganzen Gesellschaft" steht bei ihm in der Kategorie, wie das „kostbarste Bild" oder das „frömmste Pferd", und wenn der Grad des Stolzes auf den Besitz dieser Gegenstände auch verschieden ist, das Wesen bleibt dasselbe.

Eines Anderen Ideal ist eine gute Haushälterin und sorgliche Mutter, es ist ihm höchst gleichgiltig, ob seine Frau, wenn sie Beides ist, schön oder häßlich aussieht. Vorausgesetzt, daß sie thätig und fleißig sei, den Hausstand in Ordnung hält und die Kinder erzieht, wie sie erzogen werden sollen, daß sie gute Prinzipien hegt, zuverlässig und authmüthig ist, so nimmt er's nicht genau mit dem Teint oder der Figur. Einmal auf der gegebenen großen Basis einer ehrenwerthen Häuslichkeit, verzichtet er gern auf die Tünche äußerer Reize, welche der Abnutzung durch die Jahre und ihre Sorgen keinen Widerstand zu leisten vermag. Die soliden Tugenden bestehen. Seine Einnahmen und Ausgaben sind in bester Ordnung, die Behaglichkeit seiner Wohnung ist bekannt, ebenso die Gesittung und Bildung seiner Kinder. Das sind die realen Wahrheiten des Lebens für ihn, aber die Schönheit, welche unter dem Einfluß der Kinderblattern zur Mißgestalt wird, unter der Migräne verblüht, oder durch die Gewohnheit langweilig wird und nach zwanzig Jahren abgetragen scheint, ist ihm zu leichte Waare, die er nicht schätzt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* In verschiedenen Blättern, so auch in № 112 d. Bl., finden wir eine Zusammenstellung von Namen aktiver bayerischer Offiziere von „Bader“ bis „Zopf“, welche vielfach Belustigung erregt hat, wobei aber — wie gewöhnlich — den jenseitigen Provinzen die kuriosesten Namen zugetheilt werden, während gerade in der Pfalz mitunter die allerkomischsten vorkommen, wie „Ochs, Pfannenstiel, Butterfaß, Wüst, Todt, Stoffel u. a.“ Wenn Jemand seine Zeit nicht für zu kostbar hielte, so könnte er in allen Gegenden und bei allen Ständen der Namen gar viele finden, die komischer klingen als die in dem Eingangs erwähnten Aufsatz angeführten. Ein mehrere Jahre hier in Garnison gewesener Jägerhauptmann heißt „Caries“, und dieses lateinische Wort bedeutet nichts Anderes als „Knochenfraß“, ist also für den Sprachkenner fürchterlicher anzuhören, als „Angstwurm, Wurm u. dgl.“ — So sind die französischen, so fein klingenden Namen „Dübois, Petit, Legrand“ nichts weiter als „Holz, Klein, Groß“. Der Chef unserer Militärbildungsanstalten heißt Malaisé. Dies bedeutet „unbequem“. — Wie prosaisch und lächerlich lauten aber manche hochgefeierte Namen in deutscher Uebersetzung! Ein Philolog hat vor einigen Jahren Beispiele bekannt gegeben, die wir unsern Lesern hier mittheilen wollen, wenn auch Einzelne dieselben schon kennen mögen. Don Pedro Calderon de la Barca, spanischer Schauspieldichter, führt einen Namen, der ordentlich wie der Anfang einer Romanze klingt; wie übersetzt sich aber dieser Name ins Deutsche? — „Herr Peter Kessel vom Kahne“. Torquato Tasso (italienischer Dichter) heißt „angeketteter Dachs“; Dante (deßgl.) „Hirschfell“; aber was heißt erst der Name des italienischen Dichters Giovanni Boccaccio? — Nichts anders als „Hans Großmaul“. — Es wäre eine unterhaltende Beschäftigung für junge Leute, die Sprachunterricht haben, wenn sie — z. B. an französischen Familiennamen, wie Chevreau, Ducamp, Torestier, Marchand, Colombel — die Wortbedeutung suchen würden, was ihnen zugleich den Vortheil brächte, ihre Wörterkenntniß zu erweitern.

Im „Salon“ (A. H. Payne) befindet sich folgende eigenthümliche Pariser Anekdote: Eines Abends, in sehr später Stunde, kam der französische General Cluseret aus einer Gesellschaft nach Hause, als er von einem Individuum angefallen ward, welches von ihm die Börse oder das Leben verlangte. Der General, welcher mit der Kraft eines Herkules begabt ist, verlor keinen Augenblick seine Geistesgegenwart; er sprang auf seinen Gegner und indem er ihn an der Kehle packte, rief er: „Elender! folge mir, oder ich erwürge dich auf der Stelle!“ Der Bandit folgte zitternd. Unter einer Gaslaterne angekommen, konnte der General das Gesicht seines Gefangenen unterscheiden. „Parbleu!“ rief er, „Bursche, ich kenne dich!“ „Was! mein General, Sie sind es?“ „Ja, ich selber, den du bereits in Afrika einmal so unwürdig bestohlen hast, des Nachts, während meines Schlafes, in meinem Zelte . . . Fünfhundert Franken in Gold!“ „Ach, mein General, wenn Sie wüßten! Man hatte mir aus Europa geschrieben, daß meine arme Mutter gefährlich krank sei, und ich wollte ihr eine Unterstützung schicken. Aber, General, ich beschwöre Sie, haben Sie Mitleid mit mir, geben Sie mir die Freiheit! Ich schwöre Ihnen feierlich, mein General, daß ich, wenn Sie mir Gnade schenken, den Rest meiner Tage anwenden werde, mein früheres Unrecht wieder gut zu machen.“ Der General ließ den Burschen, welcher aus einer ehrlichen Arbeiterfamilie war, die jener kannte, laufen, nachdem er ihn noch einmal ermahnt, sein ihm eben gegebenes Versprechen zu halten. Längere Zeit verging, und der General hatte längst die Geschichte vergessen, als er eines Tages mit der Post eine Schachtel empfing, welche 25 Louisd'or enthielt und von folgenden Zeilen begleitet war: „Diese Wiedererstattung meines früheren Diebstahls, General, zeigt Ihnen die ganze Aufrichtigkeit meiner Reue. Um mir diese Summe zu verschaffen, welche ich mich verpflichtet hatte, Ihnen zurückzugeben, mußte ich zwei Personen ermorden, drei Sekretäre aufbrechen und die Thüren von zwei unbewohnten Landhäusern sprengen. Sie sehen, General, daß eine Wohlthat niemals verloren ist.“

Die „Volks-Ztg.“ berichtet: „Den Berliner Schlächtermeistern ist von dem Gewerk die Verfügung zugegangen, daß sie vom 1. Oktober ab die Ansprache mit „Du“ den Schlächtergesellen gegenüber zu unterlassen und dieselben mit „Sie“ anzusprechen haben. Das Sonderbare dabei ist, daß die Gesellen, welche sich von ihren Meistern die Ansprache mit „Du“ gefallen lassen, in Strafe genommen werden sollen.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Donnerstag, 1. Oktober 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Der Sturm des Rheinüberganges war vorüber gebraust, ohne daß das Dorf davon bis jetzt wäre berührt worden; allein auch das sollte nicht ausbleiben. Eine Abtheilung Kosaken erschien plötzlich im Dorfe, und ein Haufen stürmte auf die Mühle, gerade als der Müller in wilden Fieberphantasieen lag.

Der alte Fehringer stellte sich als Hausherr dar; allein den alten, schwachen Mann mißhandelten die Unholde und spielten die Herren, ja ihre Neigung, zuzugreifen und sich anzueignen, zeigte sich im klarsten Lichte, und es war nahe daran, daß eine förmliche Plünderung stattfand. Den alten Fehringer hatten sie gebunden, ebenso die alte Base. Knecht und Magd waren flüchtig geworden, und bereits hatten sie einen Schrank erbrochen, der in der Wohnstube der Mühle stand. Da drang der Ruf um Hilfe zu Claire's Ohr.

Schnell bat sie die Mutter, bei dem Leidenden zu wachen, und eilte hinaus. Ihres Vaters alte Flinte, die ihr einst gedient, war noch da, ihres Vaters alter Säbel auch. Sie lud ihre Flinte, hing den Säbel um und — in das Gemach, wo die Gebundenen lagen und die acht Unholde eben den Inhalt des Schrankes sich aneignen wollten, trat, wie ein zürnender Racheengel, das Mädchen und donnerte mit aller Kraft ihrer Stimme die Kosaken an.

Ein Todesschrecken überfiel sie, als sie den Lauf ihres Gewehres auf sich gerichtet sahen. Das Linnen entfiel ihren Händen. Als Claire den Eindruck wahrnahm, den ihre Erscheinung hervorbrachte, wuchs ihr natürlicher Muth. Sie deutete auf die Thüre, zu deren Seite sie getreten war und legte das Gewehr wieder schußgerecht an. Sie zauderten noch.

Da sprach sie noch einmal das gebieterische „Vorwärts!" Die Kosaken kannten das Wort. Langsam schlichen sie zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab nach dem Stalle.

Claire folgte. Mit streng befehlender Miene deutete sie auf die Pferde. Die feigen Asiaten, Räuber und Feiglinge und nur da muthvoll, wo ihnen Ohnmacht oder Furcht entgegentritt, beeilten sich, ihre Rosse zu satteln.

Während dies geschah, schlich sich der Knecht wieder in das Haus und fand, als er in die stille Stube blickte, die geknebelten Alten. Er schnitt die Stricke entzwei. Fehringer erzählte ihm schnell, was Claire gethan und wie die Kosaken in der Furcht seien. Jetzt bekam er auch wieder Muth, holte des Müllers Doppelflinte und eilte zu Claire hinab.

Kaum erblickten die Kosaken den Zuwachs der Hilfe, als sie noch mehr eilten, und ehe eine Viertelstunde verstrich, war die Mühle von ihnen gesäubert.

„Ach!" seufzte die alte Base; „gib Acht, Kind, sie kommen wieder!"

„Auf den Fall wollen wir uns vorsehen," sprach fest das Mädchen. Sie ließ die Thüren fest schließen, löste den gewaltigen Hofhund von der Kette und führte ihn ins Haus; ließ vom Knechte und der Magd Steine in Körben in die oberen Stuben tragen und rüstete sich so zu muthiger Vertheidigung.

Es war wirklich, wie die Base vermuthet. Die acht Kosaken mochten unterwegs denn doch zum Ueberlegen gekommen sein, daß es eine Schmach für sie sei, vor dem Mädchen flüchtig geworden zu sein.

Fehringer war auf den Speicher gestiegen, um zu lugen, ob sie nicht zurückkehrten. Jetzt kam er eiligst herab.

„Sie kommen wieder!" rief er ängstlich.

„Geht in die obere Stube," sagte Claire, „und nehmt die Base und die Magd mit. Sobald sie

Miene machen, die Thüre zu sprengen, schleudert Ihr ihnen die Steine auf die Köpfe. Der Knecht und ich wollen schon thun, was Noth ist."

Es dauerte wirklich nicht lange, so kamen tobend die Kosaken zurück. Diesmal sprangen sie schnell von ihren Pferden und rannten drohend gegen die Thüre, wo sie zu rasseln begannen. Da hob der Hund sein wüthendes Gebell an und unerwartet schleuderte Fehringer einen Stein nach den nahestehenden Pferden. Diese scheuten, bäumten sich und suchten das Weite. Zu gleicher Zeit hagelte es Steine auf die Köpfe der Kosaken und die Flintenläufe wurden sichtbar. Der Knecht drückte im Eifer seine beiden mit Jagdschroten geladenen Läufe ab und einige der Schrote trafen.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke, aber es war von einem an's Fabelhafte grenzenden Erfolge. Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt, überrascht von dem Davonlaufen ihrer Pferde, getroffen von den Schroten, deren brennender Schmerz sie mit Todesschrecken nebenbei erfüllte, flohen sie eiligst von dannen, drohend die Faust gegen die Mühle ausstreckend.

„Wir müssen auf Schlimmeres gefaßt sein," sagte Claire, ließ wieder Steine in das obere Haus tragen, ließ den Knecht sein Doppelgewehr auf's Neue laden und ließ den Hund vor die Thüre hinaus. Es vergingen sorgenvoll die Stunden des Tages, ohne daß jedoch sich Etwas ereignet hätte. Vor der Nacht aber bangte es Allen.

Indessen war ihre Furcht diesmal ohne Grund. Die Kosaken hatten bis in die Nacht zu thun, ihre Pferde zu finden, und dann ereilte sie die Marschordre mit solcher Schnelle, daß an ein Rachenehmen nicht mehr zu denken war. Claire dankte Gott inbrünstig, als die Nacht glücklich vorüber war, ohne daß ein Angriff versucht worden wäre, denn in der Mühle wußte man nichts von dem raschen Abzuge der Kosaken, und erst am Morgen verkündeten es Leute, welche Frucht zur Mühle brachten und Jammer und Noth berichteten, wie die Unholde in dem armen Dorfe gehaust.

X.

Dieser Sturm der Kriegszeit war der erste und letzte, den Dorf und Mühle erlebten. Fortab folgte zwar noch mancherlei Einquartierung, allein Aehnliches kam nicht mehr vor. Dennoch war das Leiden Claire's nicht vorüber. Kaum war der Müller auf dem Wege der Genesung und im Stande, sie seinen Schutzengel zu nennen, da legte sich der alte Fehringer und die gute Lenebas nieder. Die Erschütterungen des Gemüths, die Mißhandlungen der Kosaken konnten kaum ohne Erfolg bleiben bei den alten Leuten. Beide erkrankten sehr schwer. Auch hier war Claire der schützende Engel. Ihre milde, besonnene Pflege, ihre rastlose, liebevolle Thätigkeit, während ihre Mutter dem Hauswesen vorstand, konnte dem Müller nicht verborgen bleiben. Er war ja Zeuge davon, hatte das Alles selbst erfahren. Wieder gingen Wochen ins Land, ehe die Hoffnung der Genesung gehegt werden konnte.

Es waren schwere Prüfungen für das junge Mädchen, aber sie zeigte immer eine freundliche Miene. Nur der Müller hörte manchmal ihre unterdrückten Seufzer und er wußte, wem sie galten!

Vom Vater fehlte alle Kunde und — Martin blieb aus. Von dem Gouverneur Justus Gruner kamen fliegende Blätter, welche die Siege der Verbündeten meldeten nach blutigen, mörderischen Gefechten, und vom Vater kam keine Kunde. Der Rhein war offen und frei; der Januar war vorüber und die Sonnenblicke des bald scheidenden Februar waren wie Frühlingsboten anzusehen — und keine Nachricht von Martin kam.

Nicht blos Claire, ihre Mutter, der Müller, Fehringer und die Base waren traurig, und doch hatte Keins den Muth, dem Gefühle Worte zu leihen, das sie Alle fast gleichmäßig drückte. Die Folgen der Krankheit waren auch so zerrüttend, daß der Müller, und er war am weitesten in der Genesung vorgeschritten, es nicht hätte wagen dürfen, den Weg zu Werthheimer zu machen, um Kunde von Martin einzuziehen.

So war der letzte Februar-Sonntag gekommen. Die scharfen Winde und der helle Sonnenschein hatten die Wege getrocknet. Claire und ihre Mutter waren in der Kirche gewesen und kehrten eben heim in die Mühle, da schritt ein Mann die Schlucht herab und fragte nach dem alten Fehringer.

Claire sah ihn forschend an. „Heißet Ihr nicht Werthheimer?" fragte sie bebend.

„So heiße ich," war des Mannes freundliche Antwort, „und irre ich nicht, so seid Ihr der „Schwarze", der uns ehemaligen Schmugglern so viel Schrecken und Angst gemacht?"

Claire erröthete, aber, so wenig es ihr auch zu Muthe war, zu lächeln, sie konnte es doch nicht ganz unterdrücken, als sie die Frage des Mannes bejahen mußte.

„Das ist nun Alles vorüber und vergessen," sagte er; „aber wie find' ich Euch hier in der Mühle?"

Claire erzählte es ihm kurz.

„Das war brav von dem Müller," sagte der Schiffer; „aber darum seid Ihr auch das Mädchen, das die Mühle so muthig gegen acht Kosaken ver-

theidigt hat? — Nun," fuhr er fort, ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, „da habt Ihr dem Müller reichlich vergolten, wenn Ihr's nicht gethan hättet durch die liebevolle Pflege der drei Kranken. Die ganze Gegend, bis hinab an den Rhein, ist voll Eures Ruhmes, und er ist sogar bis zu einem Krankenbette gedrungen, an dem Ihr wohl noch lieber als Pflegerin gestanden hättet —"

„Ach, Gott," fiel Claire ein, „ist Martin krank gewesen?"

„Red' ich denn von dem?" sprach schalkig lachend der Schiffer. „Nun seh' ich doch wieder, wie wahr es ist, weß das Herz voll ist, davon gehet der Mund über!"

Eine brennende Gluth bedeckte Claire's schönes Gesicht und ihre Verlegenheit war so groß, daß sie gar nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahl einer Frau.

(Schluß.)

Und vielleicht hat er Recht. Sind nicht wirklich einige der glücklichsten Ehen unter unseren Bekannten diejenigen, wo die Frau keine merklichen physischen Reize besitzt, und wo die ganze Macht ihres magnetischen Werthes in Dem liegt, was sie ist, und nicht in ihrer äußeren Erscheinung?

Wieder ein anderer Mann verlangt eine zärtliche, ergebene, blondlockige Seraphine, die ihn wie einen Halbgott verehrt und sein ganzes Wesen wie ihre höchste Offenbarung von Macht und Weisheit annimmt. Um so abhängiger sie ist, um so mehr liebt er sie; je weniger Selbstbewußtsein, eigenen Willen und innere Kraft sie besitzt, desto größer ist seine Zuneigung und Zärtlichkeit. Der einzige Lehrmeister und Beschützer einer solchen zarten, kleinen Kreatur zu sein, das hält er für die köstlichste und höchste Pflicht des ehelichen Lebens. Die anbetende Seraphine ist sein Ideal; unter den Eigenschaften, welche den meisten Anspruch auf seine Großmuth machen können, sind die Langmuth, die niemals klagt, die Sanftheit, die Nichts erzürnt, und die Liebe, die durch Nichts erkaltet.

Aber wieder ein Anderer verlangt, daß sein Ideal von einer Frau mit einem gebildeten Geist ausgestattet sei. Als Schriftsteller oder Künstler, als Gelehrter fordert er, daß sie im Stande sei, ihm durch hellen Verstand und Schlagfertigkeit zu nützen. Er weist darauf hin, wie in bewegten Zeiten stets Frauen den Führern zur Seite standen, er zeigt, daß fast alle großen Männer Etwas von ihrer Größe dem Einfluß einer Mutter oder einer Gattin zu verdanken hatten; er erinnert daran, wie Gedanken oft eine halbe Lebensdauer im Hirn von Männern brach gelegen haben und erst dann plötzlich in Rede oder That aufblitzten, als eine Frau kam, mächtig genug, um sie zum Leben zu erwecken.

Ein Dritter oder Vierter hingegen interessirt sich nur für Geburt und geschäftliche Stellung der Frau, welcher er sein Herz und seinen Namen zu schenken beabsichtigt; ein Fünfter oder Sechster schlägt gelbes Gold noch höher an, als blaues Blut, und „der Vater meiner Frau" mag meinetwegen ein Lumpensammler gewesen sein, wenn nur der Rückstand seines Destillirkolbens keinen Zweifel zuläßt. Venus selbst ohne Mitgift wäre für ihn ein nettes Fischermädchen mit einer Pomeranze in der Hand. Den Einen entzückt ein munteres kleines Frauchen, von der Art, die sich nicht bändigen läßt. Einerlei, wie übermüthig sie ist und wie leicht sie in Flammen auflodert, die leidenschaftlichsten Ausbrüche amüsiren ihn nur, wie der Zorn eines Kanarienvogels. Sein Ideal von einer Frau ist ein kleines amüsantes Spielzeug, das sich leicht aufziehen läßt mit einem genügenden Anflug von Bosheit, um pikant zu sein. Den Andern befriedigt nur eine sanftmüthige Heilige, deren geduldige Demuth mehr aus Prinzipien, als aus Furcht entspringt. Einer liebt wieder nur ein lustiges, derbes Mädchen ohne Schrullen, die ihm zu allen Zeiten eine vergnügte Genossin ist, wenn sie es auch mit der Ordnung und Sparsamkeit im Hause nicht sonderlich genau nimmt. Ein Anderer verlangt hingegen etwas sehr Ruhiges, sehr Gesetztes und Häusliches. Einer kann nur mit einer äußerst musikalischen Frau leben; das Ideal des Zweiten ist ein tadelloser Geschmack, das eines Dritten makellose Ordnung; ein Vierter will natürliche Ungebundenheit; Jeder hat eben sein eigenes Ideal nicht nur von dem Wesen, sondern auch von der Persönlichkeit — bis auf die feinste Schattirung des Haares, die Farbe der Augen, die Form des Gesichtes. Aber Alle kommen überein in den großen Grundforderungen der Treue, Bescheidenheit, Liebe und Selbstlosigkeit; denn so unmöglich es ist, ein absolutes weibliches Ideal zu beschreiben, so leicht ist es hingegen, die Tugenden zu bezeichnen, die keinem weiblichen Wesen fehlen sollten.

Mannigfaltiges.

(Zur Geschichte der Wurst.) Schon bei den alten Griechen und Römern ist die Wurst eine be-

liebte Speise gewesen. Aus der griechischen Benennung der Wurst (allas), welches Wort an allium (Knoblauch) erinnert, scheint hervorzugehen, daß die Alten Knoblauchwürste fabrizirt haben. Auch bei den Römern erzählt Martial und Seneca vom botularius oder Wursthändler. Die Blutwurst scheint zuerst zur Zeit des morgenländischen Kaisers Leo IV. (886—911) das Licht der Welt erblickt zu haben. Genannter Kaiser erließ nämlich gegen dieses harmlose Fabrikat folgenden wahrhaft blutwurstigen Erlaß: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen geradezu so toll geworden sind, theils des Gewinnes, theils der Leckerei wegen, Blut in eßbare Speise zu verwandeln! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide, wie in Röcke, einpackt und so als ein gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können nicht länger ausstehen und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung blos aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gegeißelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen; denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden. Sie sollen (jetzt kommt die Moral) ihre Nachlässigkeit mit zehn Pfd. Goldes büßen!" Da noch heute die Blutwurst nicht ausgestorben ist, scheint doch dieses furchtbare Edikt den allerunterthänigsten Unterthanen sehr — „Wurscht" gewesen zu sein!

(Zum Alter der Erde.) Professor Bischof in Bonn hat auf direkte neuerdings von ihm angestellte Versuche über die Abkühlung großer, künstlich verschmolzener Basaltkugeln von 2 Fuß Durchmesser Berechnungen über die Zeit gegründet, welche die Erde gebraucht haben dürfte, um auf ihre jetzige Temperatur herabzusinken, und hat 353 Millionen Jahre gefunden. Die Zeit, in welcher die Erde durch innere Wärme äußerlich auch an den Polen noch ein tropisches Klima hatte, durch welches ohne Einwirkung der Sonne Elephanten, Rhinocerosse, gigantische Faulthiere darauf leben, Palmen, baumartige Farren und andere der heißen Zone angehörige Pflanzen wachsen konnten, die Periode der Steinkohlenbildung liegt nach diesen Berechnungen 1,300,000 Jahre von der Gegenwart entfernt.

Eine neue Art Schwindel wurde kürzlich in Philadelphia versucht. Ein fein gekleideter Herr kommt in das Hotel, läßt sich's an der Table d'hôte vortrefflich schmecken, vergißt nicht, tüchtig Champagner zu trinken, und schenkt, als er satt ist, einigen heimlich mitgebrachten lebenden Ratten die Freiheit. Darauf selbstverständlich Erschrecken, Gekreisch und Aufspringen der Gäste, welches so überhand nimmt, daß auch der Fremde nervös wird, weggeht und — zu zahlen vergißt.

(Eine brennende Frage!) Am 8. ds. zeigten zwei junge Leute in der „Vossischen Zeitung" ihre Verlobung an; am 9. erklärten die Eltern der Braut, daß die Verlobung aufgehoben sei, am 10. zeigen die Brautleute an, daß ihre Verlobung trotzdem noch zu Recht bestehe und am 11. erklären wieder die Eltern der Braut mit dieser in Gemeinschaft, daß die Aufhebung der Verlobung nun unwiderruflich feststehe. Große Spannung in Berlin, ob sie sich doch noch „kriegen" oder nicht?

Dieses Jahr ist reich an Abnormitäten in der Pflanzenwelt; so sieht man zu Frankfurt a. M. an einem Haus im Trutz einen Weinstock, „Gutedel", welcher das dritte Mal blüht. Die Trauben der ersten Blüthe sind schon geerntet, die der zweiten sind noch grün, während die dritte Blüthe schon neue Trauben ansetzt.

Gemeinnütziges.

(Gegen Ungeziefer.) Ein Gärtner, dessen Haus von Ratten und Mäusen wimmelte, wurde von dieser Plage befreit, bald darauf, als er seinen Keller zu einem Lager von Petroleum hergeliehen hatte. Dadurch gerieth er auf den Gedanken, seinen Garten mit dem Wasser zu begießen, welches in geleerten Petroleumfässern gestanden hatte, und bald darauf verschwanden aus dem Garten alle Schnecken. Er mischte sich unter das Wasser, womit er seine Erdbeeren zu begießen pflegte, einige Schoppen Petroleum und hatte die Genugthuung, alle Engerlinge (Larven der Maikäfer) verschwinden zu sehen, welche diesen Pflanzen so verderblich sind. Auch andere schädliche Kerbthiere verschwinden aus Gärten und Wohnungen, wenn man wiederholt Petroleumwasser in ihre Schlupfwinkel gießt. Die Sache, die nicht theuer zu stehen kommt, ist des Versuches werth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Samstag, 3. Oktober 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

„Wißt Ihr was, Claire?" sagte Werthheimer — „ich denke, da in der Mühle sind noch mehr Leute, die auch ein Recht haben, nach dem zu fragen, dessen ehrlicher Name eine so brennende Gluth auf Eure Wangen gejagt hat."

Er reichte ihr indessen die derbe Hand und sagte lächelnd: „Nichts für ungut, liebes Kind! Ein alter Mann darf auch einmal scherzen. Kommt mit! Ich mache Alles wieder gut, so reichlich, daß Ihr mir schon wieder gut werden müßet!"

Er hielt ihre Hand und trat mit ihr in die Mühle.

Wie pochte das liebende Herz! Wie bestürmten es tausenderlei Gedanken und Gefühle! —

„Werthheimer!" rief erbleichend der alte Fehringer aus, als er den alten Kameraden wieder erblickte. „Bringst Du Gutes oder Böses?"

Der Schiffer reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Gutes, denke ich," sagte er darauf und setzte sich zu dem Alten, während dieser zu dem Müller sagte: „Das ist der Mann, der die erste Nachricht von Martin brachte. Auch jetzt bringt er uns sichere Kunde."

„Gottlob, daß ich es endlich kann," nahm der Schiffer das Wort. „Der hat mir so viel Kummer und Sorge gemacht, als Euch sein Nichtkommen, als die Franzosen endlich fort waren. Da drüben, wo er bei braven Leuten war, die ihn sehr lieb haben, lag's vor dem Uebergang der Deutschen über den Rhein so hageldicht voll Soldaten, daß man sich nicht regen, noch bewegen konnte. Die natürliche Folge davon war das Ausbrechen der herrschenden Krankheit, die uns auch die Franzosen gebracht haben und die die Gottesäcker überall gefüllt hat. Alle Drei im Hause, der Vater, die Mutter und der Sohn wurden davon ergriffen. Da lag denn die ganze Last des Geschäftes, der Haushaltung und der Pflege allein auf Martin und einer alten Magd. Da hat sich der Junge ritterlich gewehrt und durchgearbeitet in dieser schlimmen Zeit. Aber es ging denn doch auch über Riesenkräfte, was ihm oblag. Als die Hausgenossen genesen waren, wollte er fort — und eher durfte er ja doch nicht daran denken; aber da traten auch bei ihm Spuren ein, daß er dieselbe Krankheit bekommen würde.

„Um jeden Preis wollte er jetzt heim; allein sie hingen sich schwebend an ihn und ließen ihn nicht weg, und es war ein Glück; denn noch in derselben Nacht brach die Krankheit bei ihm aus. Solche junge, kräftige Naturen hat sie von jeher absonderlich gerüttelt und geschüttelt. So auch ihn. Doch hat seine gesunde Natur mit Gottes Hilfe gesiegt, er ist auf der Besserung und — wird bald kommen."

Alle hatten den Athem angehalten. Aus Claire's schönen Augen perlten, unbewacht, die hellen Thränen. Der Müller sah's und Alle sahen's, aber Niemand schien es zu bemerken.

„Ach, Gott sei gelobt," rief der alte Fehringer aus. „Ist's aber auch gewiß, daß er bald kommt?" fragte er.

„Bald," sagte der Schiffer, „recht bald — vielleicht heute noch!"

Da eilte Claire hinaus; aber kaum war sie draußen, als sie einen hellen Freudenschrei ausstieß.

Martin war genesen und der Schiffer wollte ihn gern heimbegleiten, um selbst nach den Vielgeprüften zu sehen. Sie waren mit einander bis ins Dorf gegangen, wo Martin auf des Wirthes Anrathen so lange verweilte, bis Werthheimer die Genesenden in der Mühle so weit würde vorbereitet haben, daß die unverhoffte Freude und Ueberraschung kein Unheil anrichten könne.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er trat eben in die Thüre, als Claire aus der Stube trat.

Ihn sehen und einen Freudenschrei ausstoßen, war Eins.

Auf den Schrei hin stürzten Alle heraus und da sahen sie Claire an Martins Brust liegen, umschlungen von seinen Armen.

„Kommt herein," sagte der Müller und zog sie in die Stube. „Wir haben ihn gesehen, das sei uns genug, um Gott zu danken. Laßt die Zweie der Freude des Wiedersehens sich hingeben ohne Zeugen!"

Frau Dollart war am meisten erstaunt. So weit hatte sie das Verhältniß der jungen Leute nicht gekannt. Der Müller merkte das.

„Mutter Dollart," sagte er, „Martin ist mein alleiniger Erbe. Die Mühle ist sein und die Wiesen, und das Feldgut, so weit Euer Auge aus diesen Fenstern reicht. Schulden sind keine drauf; wohl aber bleibt ihm noch ein schönes Vermögen außerdem. Ich glaube nicht, daß Ihr Euch zu bedenken nöthig habet."

„Ach," sagte Frau Dollart, „mir ist's schon recht, denn ich weiß schon lange drum; nur das wußte ich nicht, daß sie so einig wären; aber was wird mein Mann sagen?" —

„Nun, ich denke, der wird kein Unmensch sein," erwiederte der Müller. „In Eurem vielgepriesenen Frankreich werden Grafen und Herren wohl Ihresgleichen freien. — Glaubt mir, mein Martin dürfte die Hand ausrecken und an jedem Finger hätte er ein reiches Mädchen, das ihn zum Manne zu kriegen sich glücklich priese!"

Die Frau Dollart merkte, daß sie in ein Wespennest gestochen hatte; denn der Müller war roth angelaufen.

„Ach," sagte sie, „so hab' ich's nicht gemeint; vielmehr wollt' ich ja nur sagen, daß mein Mann doch auch sein Vaterwort dazu zu geben habe!"

„Die machen aber auch mordlange," rief Werthheimer, der dem sich stark zuspitzenden Gespräche gern die Spitze abbrechen wollte, und riß die Thüre auf.

„Martin," rief er hinaus, „so viel Zeit habe ich zu meiner ganzen Freierei nicht nöthig gehabt, und meine hatte ich und hab' sie noch lieb!"

Das wirkte.

Im Zimmer lachten sie, und die erröthende Claire flog, wie ein Vogel, die Treppe ins obere Stockwerk hinauf, während Martin nun in die Stube trat und aus dem Arme des Vaters in den des Pathen fiel, und dann kam die Lenebas, die lachte und weinte zugleich vor Lust und Herzlichkeit. Auch Frau Dollart begrüßte ihn warm und herzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Eisenbahn.

Am 5. August gegen 7 Uhr Abends steigt im Bahnhof von Charleston (Nordamerika) eine sehr schöne Dame in den dreißiger Jahren in einen Wagen erster Klasse eines Zuges, der nach dem Norden abgehen soll. Das Aeußere dieser Dame zeugt von großem Reichthume. Ohne uns damit abzugeben, ihren Spitzenshwal zu schätzen, mag es genügen, zu sagen, daß an ihrer nicht behandschuhten rechten Hand mehrere Diamantringe zu sehen sind, die mehrere Hundert Dollars werth sein müssen; eine prachtvolle Armspange mit einem großen ovalen Türkis, umgeben von Rubinen, schlingt sich um ihren rechten Arm; endlich vervollständigen eine kleine, fein gearbeitete Kette, zwei glänzende Saphire an den Ohren und eine große Brosche die Auslese von Schmucksachen, die diese Dame für den Augenblick anhatte.

In das Coupé eingetreten, setzt sich die reiche und schöne Reisende in eine Ecke, entfaltet eine Zeitung und vertieft sich in die Lektüre, derart, daß sie nicht auf einen Herrn achtet, der sehr fein gekleidet, sehr jung, unbärtig, schüchtern, wenige Sekunden vor Abgang des Zuges in denselben Waggon einsteigt.

Der Zug ging seit mehreren Minuten; schon war man ziemlich entfernt von dem Charlestoner Bahnhofe. Die Dame setzte ihre Lektüre fort, der Herr betrachtete sie fortwährend. Sie waren, wie gesagt, allein in dem Coupé. Plötzlich wendete sich der schüchterne Herr mit den Worten an die Dame: „Madame, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen."

„Mir, mein Herr!?" erwiederte die Dame, ohne sich darüber erstaunt zu zeigen, daß sie sich allein mit dem jungen Manne befand, den sie für einen Studenten in Ferien hielt. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich will es Ihnen sagen, und Sie werden sehr artig sein, wenn Sie meiner unterthänigen Bitte nicht widersprechen," entgegnete der junge Mann, indem er die letzten Worte mit einem ironischen Lächeln begleitete.

Diese Sprache macht die Dame stutzig; sie legte ihre Zeitung zusammen und dachte bei sich: der junge Mann könne sich wohl in Ferien befinden, komme aber ganz sicher nicht aus einer höheren Schule.

„Ich will Ihnen kein Leid zufügen," fuhr der junge Unbärtige fort, während er aus seiner Tasche einen langen Dolch zog; nur werden Sie die Güte haben, mir sofort allen Schmuck zu geben, den

Sie bei sich haben, und Ihre Börse, die 300 und einige Dollars enthielt, als Sie am Schalter Ihren Platz bezahlten."

So sprechend hatte sich der junge Mann der Dame gegenüber gesetzt. Diese hatte augenblicklich die Gefahr erkannt, die sie bedrohte. Ein leichtes Beben hatte ihren Mund verzogen — aber nur eine Sekunde lang.

„Wie, mein Herr," sagte sie, „Sie sollten es wagen . . . ?"

„Madame, ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen kein Leid zufügen will. Eilen Sie sich und machen Sie keine Bemerkung!"

„Offen gestanden, mein Herr," platzte nun die Dame mit lautem Lachen heraus, „ich glaubte mich nicht bei einem Kollegen zu befinden!"

„Wieso, Madame?"

„Da Sie mir Ihre Profession gestehen, will ich Ihnen auch die meinige freimüthig enthüllen. Zu welcher Bande gehören Sie?"

„Madame, ich arbeite auf eigene Rechnung!" warf der junge Dieb stolz hin.

„Um so besser! Das ist einträglicher! Was mich betrifft, so gehöre ich zur Bande der „schrecklichen Genossen", von der Sie wohl gehört haben."

„Gewiß, man spricht viel Gutes von ihr."

„Und man hat Recht; nur muß man zu viel theilen, wir sind unser zu viele und wir arbeiten immer isolirt. So wie Sie mich sehen, bin ich im Augenblick daran, ein Geschäft zu machen."

„In der That?"

„Und ein gutes. Auf der nächsten Station werde ich von dem Banquier Walter Smith, vom Hause Smith, Backs und Neffen, erwartet. Er ist verliebt in meine Reize. Er wird in dieses Coupé eintreten. Ich weiß, daß er mit Banknoten gespickt sein wird. Begreifen Sie, mein Kollege?"

„Ich begreife Sie, meine Theure! Aber . . ."

„Kein Aber! Wir werden theilen, das ist Alles. Und wenn Sie wollen, können wir noch andere Geschäfte machen. Sie sind ein schmucker Junge, Sie können als mein Bruder gelten."

Die Reisende sprach mit so großer Offenheit, daß der Dieb ihr glaubte. Er hatte noch einen letzten Zweifel.

„Und wenn Sie mich täuschen!" sagte er.

„Sie täuschen, und wie? Ich werde nicht aus dem Coupé steigen, Sie bleiben bei mir und sind immer in der Lage, meinen Schmuck zu nehmen!"

In diesem Augenblick langte man an der Station an, der Zug hielt.

„Mein Herr," sagte die Dame, „öffnen Sie den Schlag und blicken Sie selbst um sich. Sehen Sie einen rothen Herrn mit dickem Bauche, ungeheurem Panama . . ."

Der Dieb öffnete ohne Arg den Schlag und schickte sich an, hinauszusehen. In einem Augenblick gibt die Reisende ihm einen Stoß und ruft: „Ein Dieb!" Auf die Chaussee gefallen, steht dieser auf, findet sich aber von Polizeidienern und Beamten der Station umgeben. Als die Dame den Dieb in guten Händen sah, stieg sie ihrerseits aus, erzählte in der Eile, was sich zugetragen, gab ihren Namen und Stand an und stieg wieder in den Wagen ein.

Dieser zu naive Dieb, schließt das Blatt, aus dem wir obige Erzählung übersetzt haben, war in Frau S. Th. einem sehr energischen Weib begegnet, deren Gatte Kriminalrichter in einem Distrikte Louisiana's ist.

Mannigfaltiges.

* (Pariser Gerichtsverhandlung.) Noch recht jung, gewandt, eitel, gefallsüchtig, Besitzer einiger Ersparnisse, dachte der schöne Alfred, Friseurgehilfe, ernstlich an's Heirathen, nicht weil er gerade in Hymen's Banden zu sein strebte, sondern weil er ein hübsches Gesicht vor dem Spiegel seines Comtoirs zu haben trachtete; das wirkt viel, vom Handelsstandpunkte aus betrachtet, und moralisch genommen, meinte er heirathen zu müssen, um eine ordentliche Clientel gewinnen zu können; diese Herren nennen nämlich ihre Kunden „Clienten". — Alfreds Absicht war im Quartier bekannt und 12 Mütter verdarben sich darüber den Schlaf, 24 Töchter aber schliefen gar nicht mehr. Unter diesen zeichneten sich zwei durch Körperschönheit aus, aber auch durch lebhaftes Verlangen und Streben nach dem erwünschten Ziele mit dem festen Entschlusse der Ueberwindung aller Schwierigkeiten. Die Lebensstellung Beider war beinahe gleich; die eine, Fräulein Irma, war die Erste in einem Damenkleider-Geschäfte, die andere, Fräulein Rosalie, besorgte einen Metzgerladen gegen guten Lohn.

Lange führten Beide einen lebhaften Wettstreit, beinahe mit gleicher Aussicht auf Erfolg. Die Waagschale senkte sich für die, welche gerade am Morgen die Erste war, um sich von dem schönen Alfred frisiren zu lassen, die am öftesten vor seiner Boutique vorüberging, die am meisten verwundenden Augenpfeile auf ihn abschoß.

Alfred schwankte unschlüssig hin und her, [illegible] er eines Tages, zur nämlichen Stunde, die folgenden Briefe erhielt, in prächtiger Orthographie geschrieben, die wir natürlich nicht wiedergeben können.

Erster Brief.

„Herr Alfred!

Eine Person, die Interesse an Ihnen nimmt, hat die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß, wenn Sie ein Rosengärtchen heirathen wollen, Sie sich nicht an Fräulein Rosalie wenden dürfen, abgesehen davon, daß sie viele Schulden hat, worunter allein 7 Monatsbeträge für die Schenkamme ihres Jüngsten.

Derjenige, der sich Ihren Freund nennt."

Zweiter Brief.

„Herr Alfred!

Sie werden thun, was Ihnen gut scheint; aber ein guter Rath ist zwei werth. So will ich Ihnen sagen, daß Fräulein Irma, die die Zuckersüße spielt, um einen Mann zu bekommen, zwei Liebhaber hat, von denen einer Musiker bei der Garde ist. Ferner hat sie alle ihre Sachen ins Pfandhaus geschickt, um ihre eingesetzten Zähne und falschen Haare zu bezahlen.

Von einer Person, die Ihr Bestes will."

Beide Briefe waren nicht unterschrieben, und solchen Briefen muß man nicht trauen; Alfred traute auch nicht, stellte aber doch Erkundigungen an und erfuhr, daß, wenn nicht gerade alles nachgesagte Böse richtig war, doch genug davon wahr sei, daß ein ehrenvoller Rückzug räthlich erschien. Alle Kriegskundige sind darüber einig, daß ein schöner Rückzug das schwierigste strategische Manöver ist. Rückzug ist keine Flucht, man darf den Kopf nicht verlieren, und vor zwei Armeekorps von der Stärke unserer zwei Fräulein war ein Angriffsrückzug unvorsichtig.

Zuerst also fingirte er Unwohlsein; ein andermal hatte er Briefe von seiner Familie bekommen; die Ernte war schlecht ausgefallen; sein Schluß war immer, er müsse seine Verheirathung hinausschieben.

Unsere beiden heirathswüthigen Fräulein ließen sich durch solche Ausreden nicht täuschen; sie witterten Unrath und wollten der Sache auf den Grund sehen. Am Ende wußte Alfred keine Ausflüchte mehr, er gestand die Ursache seiner Mißstimmung und gab jeder separat den sie betreffenden Brief zu lesen. Von wem waren die Briefe? Von den Nebenbuhlerinnen selbst. Jede schwur, sich zu rächen, und sie hielten Wort. Die Schlacht wurde in dem Laden von Alfred selbst geschlagen, nämlich im Damensalon. In einem Nu war der Boden bedeckt mit Fetzen von Kleidern, Knüpftüchern, Unterröcken, Tressen, Haarwülsten, und einige Tropfen frischrothen Blutes gaben zu erkennen, daß der Kampf nicht mit bloßen Händen stattgefunden hatte. Di[e]s der erste Akt. — Im zweiten suchte man die Zeugen, im dritten ging's zum Polizeikommissär. Der vier[te] Akt spielte vor dem Korrektionell-Tribunal, wohi[n] beide Rivalinnen sich wechselseitig geladen hatten.

Der Prozeß wie der Kampf mußte die Parteie[n] im alten Stande lassen. Die Zeugen erklärten, s[ie] seien in der Unmöglichkeit, anzugeben, welche vo[n] Beiden den ersten Angriff gemacht, welche am stärksten und am längsten geschlagen habe. Der letzte Zeuge, ein junger Handelscommis, faßte seine Ansicht also zusammen: „Das war wie eine Hölle voll Patschen und man konnte die Hände der einen und der andern nicht unterscheiden. Wenn ich an der Stelle dieser Fräulein wäre, so würde ich sagen, die Sache sei durch Wettschlagung geregelt."

Unser schöner Alfred war gar nicht geladen worden, um seine Meinung abzugeben. Bei dem ersten Losbruche hatte er sich klüglich aus dem Staube gemacht. Vorsichtiger junger Mann, — ohne Zweifel fürchtete er sich vor den Abfällen.

Das Tribunal entschied die Sache gerade wie der junge Commis. Jede der Klägerinnen verlor ihren Prozeß und zahlt dessen Kosten.

In einer Gesellschaft wurde dem starken Schnüren der Damen das Wort geredet. Ein Spötter, der lange geschwiegen, sagte endlich: „Sie haben Recht, das starke Schnüren ist eine Wohlthat; es nimmt alle albernen Frauenzimmer von der Erde und läßt nur die Vernünftigen zurück, damit diese gute Frauen werden."

(Bewahrung des Kaffeearoma's.) Der gebrannte Kaffee, wenn er lange steht, verliert sein Aroma. Um diesen Verlust zu vermeiden, fügt man auf 50 Pfund Kaffee sogleich nach dem Brennen (also wenn der Kaffee noch warm ist), $1\frac{1}{2}$ Pfund Melis- oder Kandiszucker hinzu. Dieser umgibt im Augenblicke den Kaffee und saugt das Aroma auf. Diesem Kunstgriffe hat mancher Materialist seinen Ruf von gutem Kaffee zu verdanken und nicht der Vorzüglichkeit der Sorte oder der Bohne. Wenn man sich seinen Kaffee selbst brennt, kann man ihn um so sicherer mit gestoßenem Zucker bestreuen und des Erfolges gewiß sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Dienstag, 6. Oktober 1868.

Des Douanen Kind.

(Fortsetzung.)

Da gab's denn nun ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Am angenehmsten war der Müller überrascht, als er hörte, daß Martin in einer Mühle gearbeitet hatte. Werthheimer durfte das nicht sagen, weil Martin es ihm ausdrücklich verboten hatte. Er gedachte seinen Pathen zu überraschen, wenn er sich als ein gewiegter, tüchtiger Müllerknappe ihm darstellen könnte. Der Müller lächelte selig, als er das gestand.

„Siehst Du," sagte er, „so geht's mit allen Betrügereien. Sie kommen alle an den Tag." Dabei faßte er ihn um den Hals und küßte ihn.

Lenebas winkte der Frau Dollart.

„Kommt," sagte sie, „wir wollen in die Küche gehen, sonst möchte es leicht sein, daß die liebe Claire uns hungrig läßt oder die Suppe so versalzt, daß wir sie nicht essen können."

„Da thut Ihr wohl," versetzte der Schiffer. „Ich weiß, wie's in solchen Verhältnissen geht; denn mein eigenes Mädel hat mir's so gemacht, wenn ihr Bräutigam da war."

Der Müller war in der Freude seines Herzens gar nicht mehr seines vorhinigen Aergers eingedenk; denn als jetzt die Frauen hinausgegangen waren, erzählte er mit dem unverkennbaren Ausdrucke von herzlicher Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung, wie Claire an ihm, an seinem Schwäher Fehringer und an der Base gehandelt, welche Opfer sie gebracht und wie mild und unverdrossen sie gewesen; schilderte den Kampf mit den Kosaken und die Probe ihres Muthes und ihrer Besonnenheit, und aus jedem Worte sprach sein Herz. In Alles stimmte Martins Vater ein und des Jünglings Herz pochte inniger, stärker, stolzer im Bewußtsein, daß dies Mädchen ihn liebe, ihm mit unerschütterlicher Treue angehöre.

XI.

Die Tage, welche nun kamen, waren Tage des Glückes für die Liebenden, Tage eines seligen Zusammenlebens für Alle. Trübend war nur der Gedanke, daß Dollart nicht geschrieben, daß die Seinen ohne alle Nachricht von ihm waren.

Als indessen Paris eingenommen und Napoleon vom Throne gestiegen war, da wuchsen die Flügel der Hoffnung wieder, und nicht umsonst.

Es war in einer stockfinstern Nacht am Ende des März 1814, als ein Mann mit rüstigem Schritte vom Eingange des Dorfes her dem Hause zuschritt, wo Dollarts gewohnt.

Die Frühlingsarbeiten hatten begonnen und die ermüdeten Bauern lagen im ersten tiefen Schlafe, denn es war eben Mitternacht vorüber. Der Wanderer hatte den Wächter Zwölf blasen hören, als er noch drüben am Walde war. Jetzt fand er nicht einmal mehr den Wächter auf der Straße; denn dieser war auch, um auszuschlafen, in sein Stübchen und Bett geschlüpft.

Der Wanderer blieb endlich an Dollarts ehemaliger Wohnung stehen und schaute hinauf zu den Fenstern. Alles war dunkel und still. Er trat zur Thüre und pochte; aber Niemand hörte es.

Sie liegen und schlafen in Frieden, sagte er zu sich. Wozu ihren süßen Schlaf stören? Ich will ins Wirthshaus gehen!

Er ging wieder zurück und klopfte Kamper heraus. Dieser rieb sich die Augen, als er die Thüre geöffnet, und erkannte erst bei genauerem Betrachten seinen Gast.

„Ach, Monsieur Dollart!" sagte er; „willkommen! Ihr waret lange verschollen! Jetzt seid Ihr mir willkommener, als wenn Ihr ein halbes Jahr früher so an meine Thüre mitten in der Nacht gepocht hättet! Denkt Euch nur, damals hatte ich oft für viel' Tausende englischer Waaren in meinem Hause und führte die Schmugglerbande an."

„Jetzt habt Ihr gut reden," sagte ärgerlich Dollart. „Doch lasset mich in Ruhe und gebt mir noch etwas Kaltes zu essen und ein Glas Wein. Ich bin müde und hungrig; wollte auch die Meinigen droben nicht wecken."

Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten.

„Droben?" wiederholte hier Kamper. „Da hättet Ihr lange klopfen können!"

„Was?" rief Dollart erschrocken. „Wohnen sie nicht da? Wo dann?"

„Das ist eine lange Geschichte," sagte Kamper; „ich will's Euch erzählen, während Ihr esset und trinket. Gesund sind sie, das will ich Euch zum Troste vorab sagen!"

Mit den Worten ging er hinaus und kehrte bald mit Speise und Trank wieder.

Nun erzählte er ihm denn Alles, wie es ihm getreulich Fehringer berichtet, von der Vereinigung desselben mit seinem Schwager bis zu der Kosakengeschichte.

Mehrmals standen helle Thränen der Freude in des Mannes Auge, besonders über des Müllers Menschenfreundlichkeit und seines Kindes Ruhm.

„Das hätt' ich dem Müller nicht zugetraut," sagte Dollart, „besonders seit er einmal auf mich hatte schießen wollen —"

„Und auf den bewußten „Schwarzen", wisset Ihr!" sagte lachend der Wirth.

Auch Dollart lachte jetzt.

„Nun, nun," sprach der Wirth; „der Müller ist eine grundehrliche Seele, dem über diesen Streich der Martin die Augen geöffnet hat. Er erkannte, daß der Adam Ries, der Spitzbube, schuld daran war; denn wie er Euch belogen, so hetzte er den Müller gegen Euch auf — und wisset Ihr warum?"

Dollart sah ihn fragend an.

„Nun darum, weil er in Euer Kind verliebt war und die schöne Claire ihm etwas pfiff, statt ihn lieb zu haben. Solche Mädels haben auch ihre Augen bei der Hand, wenn's herauszufinden gilt, wer der Schönste im Dorfe ist. Das hat Eure Claire auch bald gefunden, denn der Martin Fehringer gefiel ihr ungemein wohl und die Zwei waren lange schon einig, ehe der Spitzbube bei Euch um die Claire anklopfte und Ihr ihm den Laufpaß gabt." —

Dollart wollte drein reden.

„Mit Gunst," sagte der Wirth, „spart Eure Worte noch ein bischen! Nun wußte der Neidhammel, daß der Martin den Müller erbt, und das ist ein Brocken, wie kein zweiter auf zwanzig Stunden Weges — und daß der Müller ein Erzfranzosenfeind war, da dachte er: Wart', Martinchen, dir will ich einen Riegel vorschieben. Euch hetzte er an den Müller und dadurch den Müller an Euch, und durch die Mittheilung, daß Martin und Claire sich lieb hätten und nicht mehr von einander ließen, wollt' er den Martin um die Erbschaft und um die Claire bringen. Merkt Ihr's? — Nun war der Müller aus Haß gegen Fehringer vierzehn Jahre nicht im Dorfe. Martin aber rührte ihm das Gewissen, als er Euch und Eure Claire damals vom sicheren Tode durch die Schmuggler gerettet und Ihr ihn aus Dankbarkeit außer Landes triebet. War auch kein fein Stücklein von Euch, Herr Dollart, das wird Euch Euer Gewissen sagen! Nun, nun, es ist Nichts so schlimm, es ist für Etwas gut. Dadurch, daß der Martin flüchtig wurde, um nicht seinen Vater und uns Alle angeben zu müssen — kam er von dem Soldatendienste frei; dadurch wurde seinem Vater Haus und Hof versteigert; dadurch versöhnte sich der Müller mit ihm; dadurch lernte dieser Euer Kind kennen und rettete es vor vielem Ungemach, indem er es und Eure Frau in die Mühle nahm und — ohne Hauszins und Kostgeld bis heute hielt wie seine Kinder. Seht Ihr, wie da Eins an dem Andern hängt; wie der liebe Gott das Alles wunderbarlich geordnet und gefügt hat, und — und — wie Ihr Vieles gut zu machen habt bei dem Martin und dem Müller."

Dollart schwieg. Sein Kopf war auf die Brust gesunken.

(Schluß folgt.)

Eine Konsultation.

Unter dieser Aufschrift erzählt der Pariser „Abendmoniteur" folgenden ergötzlichen und belehrenden Vorfall: Vor einigen Monaten kam in Paris ein Amerikaner, von dem man sich Merkwürdiges erzählte, an. In der That hatten auch die Journale der neuen Welt in ihren ungeheuren Anzeigespalten seit Jahren ausposaunt, „daß Hr. W. die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft kenne und daß er Dank den Geistern oder der Hellseherin im menschlichen Herzen wie in einem offenen Buche lese."

Hr. W. kam denn also nach Paris, begleitet von seinem Renommée, von seinen Geistern und von seiner Hellseherin, einer kleinen, etwa vierzigjährigen Frau. Er miethete in einem möblirten Hause ein reich vergoldetes, mit Glaswaaren und

falschem chinesischen Porzellan versehenes Appartement, ließ seinen Namen an allen Mauern anbringen und geruhte anzukündigen, daß der Preis einer Konsultation, sei es eine geistige oder eine magnetische, nur einen Louisd'or betrage; dann wartete er. Man ließ ihn indeß nicht lange harren. Die — wie soll man sie nennen? — die „Kuriosen" — das wird Niemand verletzen — kamen bald schaarenweise herbei. Seine Somnambule that Wunder; unter zehn Malen irrte sie sich wohl ein Mal, aber nicht von Belang.

Der Erfolg des Hrn. W. währte eine Woche, als eines Tags der Besuch zweier Fremden von Distinktion angemeldet wurde. Hr. W. empfing dieselben in seinem Salon. Er glaubte es mit Engländern zu thun zu haben und begann die Konversation in englischer Sprache. Der eine der beiden Herren war hellblond, der andere dunkelbraun; dieser antwortete einsilbig, jener war sehr gesprächig. Der Blonde setzte Hrn. W. auseinander, daß er dessen Somnambule über seine Gegenwart und über seine Familie zu befragen wünschte, und daß es ihm angenehm wäre, wenn sein Freund dieser Konsultation beiwohnen könne.

„Dann wird es eine doppelte Konsultation sein," versetzte Hr. W.

„Nun ja, Das ist mir einerlei."

Hr. W. rief seine kleine Frau, die nach einigen Körperbewegungen einschlief.

„Wollen Sie meinem Subjekt Etwas geben, um dasselbe in Verbindung zu setzen mit den Personen, von denen Sie Neues zu erfahren wünschen?" sagte Hr. W. zu dem blonden Gentleman.

„Ganz recht," machte dieser und nahm aus seinem Taschenbuch eine schwarze Haarlocke.

Nachdem Hr. W. dieselbe der Hellseherin in die Hände gelegt hatte, fragte er sie: „Wo sind Sie? Was sehen Sie?"

„Ich gehe und gehe," begann die Somnambule mit eintöniger Stimme, „ganz rechts von mir, ich passire viel Wasser."

„Das ist der Kanal," sprach Hr. W.

„So ist's," gab der blonde Gentleman zur Antwort, während der Braune eine bestätigende Geberde dazu machte.

„Ich gehe weiter," fuhr die Hellseherin fort, „ich komme in eine große Stadt. O, welch' eine große Stadt! Es gibt da viel Rauch . . ."

„Das ist London," sagte Hr. W. „Fahren Sie fort!"

„Ich nehme die Eisenbahn, jetzt bin ich auf dem Lande. Ich komme an eine stattliche Wohnung, an einen Palast inmitten eines Gartens, eines Parkes . ."

„Das ist mein Schloß!" rief der Blonde in lebhafter Erregung.

„Ganz wohl, das ist Ihr Schloß, wie Sie sagen!" versetzte Herr W. — „Und was sehen Sie in diesem Garten?" fuhr er, sich zu der Hellseherin wendend, fort; „sehen Sie genau, machen Sie uns die Beschreibung!"

„Vor diesem Palais," hob die Somnambule wieder an, „befindet sich ein großer Rasenplatz. Links ist ein hübscher Wasserbehälter mit einer Fontaine in der Mitte. Im Wasser sind weiße Vögel . ."

„O, mein Teich, meine Schwanen!" rief der blonde Herr.

„Es sind mehrere weiße Vögel da, auch eine kleine Barke — eine kleine Barke —" die Somnambule hielt inne.

„Und am Ufer des Teiches, sehen Sie da nicht kleine oder große Personen?" fragte etwas außer Fassung Hr. W.

„Am Ufer des Teiches sehe ich eine kleine Person, eine sehr junge, ein Kind —"

„Mein Georg!" fiel der Blonde ein.

„Ein ganz junger Knabe; er spielt mit einem Schwan; oh! er fällt ins Wasser —"

Der blonde Herr stieß einen Schmerzensschrei aus.

„ . . Ein Herr rettet ihn, ein Herr im Alter von —"

„Sein Hofmeister," sagte freudig der blonde Gentleman zu Hrn. W., der nun triumphirte.

„Es kommen zwei Damen," berichtete die Somnambule im nämlichen Tone weiter. „Die eine ist braun und hübsch, die andere ältlich —"

„Das ist meine Frau mit ihrer ehemaligen Gouvernante."

„ . . Die Junge weint vor Freude; sie schließt den Kleinen in die Arme. . . Dieser weint . . . Man legt ihn ins Bett . . Die junge Frau geht in ihr Boudoir . . Sie setzt sich an einen Schreibtisch . . Sie betrachtet das Porträt eines blonden Herrn . . Sie umfaßt es . . . Dann fängt sie einen Brief an; sie schreibt: „„Mein lieber Mann . .""

„Genug, genug!" rief jetzt der blonde Herr, indem er sich erhob. „Das ist erhaben, das geht über Alles! — Sie können Ihre Somnambule nun wieder aufwecken."

„Ich hoffe," sagte Hr. W., „daß Sie zufrieden sind und daß Sie die Verbreitung Dessen, was Sie mit eigenen Augen hier gesehen haben, in ganz Paris veranlassen werden . . ."

„Mit Vergnügen, mein lieber Herr! Allein ich will Sie zuvor von einem Umstand in Kenntniß setzen: ich besitze kein Schloß, ich habe keine Kinder, ich bin nicht verheirathet, ich bin im Quartier

der Chaussée d'Antin geboren, bin blond, ohne jedoch ein Engländer zu sein, und ich spreche englisch, ohne je einen Fuß nach London gesetzt zu haben."

„Aber, mein Herr.." stammelte Hr. W. bleich vor Zorn.

„Ich bin mit meinem Freunde hierher gekommen, um zu sehen, wie Sie Ihr Geschäft arrangiren. Sie hatten durch uns Zeitverlust, hier sind fünf Franken für Ihre Bemühung!"

Mit diesen Worten warf der Blonde ein Fünffrankenstück auf ein Tischchen und ging mit seinem Freunde davon. —

Wer — so schließt der „Moniteur" seine Notiz — von der plötzlichen Abreise des „berühmten" W. überrascht war, wird in diesen Zeilen den Schlüssel zu dem Geheimniß finden.

Mannigfaltiges.

Karl Heinzen in Boston, der kein Blatt vor's Maul zu nehmen pflegt, eifert im „Pionir" gegen die Verleihung politischer Rechte an Frauen und hält dabei folgende Strafpredigt: „Die unbedenkliche, gewissenhafte, sklavische Fügsamkeit, ja, der kultusartige Eifer, womit das weibliche Geschlecht jeder Mode huldigt und sich auch für die abscheulichste Verunstaltung begeistert, die ihm von Paris aus oder anderswoher diktirt wird, zeugt von einer Gedankenlosigkeit, Unselbstständigkeit und kindischen Gesinnung, die in der That an Kinder oder an Wilde erinnert und wohl im Stande ist, die Frage hervorzurufen, wie solche Wesen fähig und berufen sein können, in ersten Fragen des Staatslebens und öffentlichen Wohles eine Stimme abzugeben. Wenn nicht blos die halbkindische Negerin oder die flitterstolze Stubenmagd, nein, wenn die feine Lady, die auf der „Akademie" Aesthetik und Astronomie studirt und die Klassiker gelesen hat, nicht leben kann, ohne sich jeden Fetzen umzuhängen, den sie an einer andern gesehen, und sich durch einen auf das halbe Gesicht geklebten Deckel und einen auf den Hinterkopf gepflasterten Haarberg für einen Maskenball unter Hottentotten zuzubereiten, so ist man versucht, Alles für Traum zu halten, was man je von weiblicher Anmuth, weiblichem Geist und weiblichem Geschmack gehört hat, und den für wahnsinnig zu halten, der solche Maskenballfiguren in das Staatsleben einführen will."

„Wollt ihr wissen, was sich schickt,
So fraget nur bei edlen Frauen an." (Göthe.)

Wo sind denn die „edlen Frauen", die euch sagen, es schicke sich nicht, daß sie sich durch solchen Spitzbubendeckel auf den Augen und solchen Weichselzopf auf dem Kopfe entstellen, daß sie halbe Tage lang einem Stoff für einen Unterrock nachrennen und ein halbes Vermögen für Spinnengewebe (Spitzen) verschleudern, daß sie stundenlang in einem Stuhle gedankenlos schaukeln, spaziren und mehr Zuckerwerk essen, als Fleisch und Gemüse? „Schickt sich" für Frauen nicht Alles und Jedes, was unsinnig und verderblich, geschmacklos und abscheulich, aber — Mode ist? Und dennoch Emanzipation? Dennoch Gleichberechtigung? Dennoch Stimmrecht?"

Die braunschweigische Stadtbibliothek ist, wie die „Hamb. Nachr." erzählen, durch Vermächtniß eines vor mehreren Jahren verstorbenen hochbetagten Majors in den Besitz einer höchst originellen Sammlung gekommen. Der Verstorbene, Major Häusler, besaß nämlich eine Sammlung von Theaterzetteln, deren Zahl auf 40,000 angegeben wird und die aus der gesammten theatralischen Welt herrühren. Selbst Australien ist mit Theaterzetteln darin vertreten, und es soll keine Bühne in Deutschland geben, die nicht ihr Kontingent zu dieser Sammlung gestellt hätte; ja, selbst wandernde Bühnen haben mehr oder weniger Berücksichtigung gefunden. Am vollständigsten und fast ohne Lücken sind die Theaterzettel von Braunschweig vorhanden, und zwar seit Beginn dieses Jahrhunderts, letztere sogar nach Jahrgängen gebunden.

Der nichts weniger als feine Ton, dessen sich amerikanische Politiker gegen ihre Widersacher zu befleißigen pflegen, ist aus vielen Beispielen bekannt. Kaum aber wird sich Derbheit vereint mit Witz in so schlagender Weise bewährt finden, wie in einer Rede, die ein Kongreßmitglied aus Minnesota kürzlich gegen einen Kollegen aus Illinois hielt. Ersterer, der sich des Namens Ignatius Loyala Donnelly erfreut, beschuldigte Letzteren, Elihu Burritt Washburne, der Bestechlichkeit und anderer Untugenden, wobei er sich zu folgendem Ausspruche verstieg: „Ich glaube, Gott hat nie einen niederträchtigeren Menschen erschaffen; ja, es scheint mir, Gott hat ihn gar nicht erschaffen, sondern die Erschaffung im Kontrakt dem Mindestfordernden verdungen, und der Mindestfordernde war der Teufel."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Donnerstag, 8. Oktober 1868.

Der Ruf der Mutter.

Bin ich allein in einer stillen Stunde,
Dann neigt sich her zu mir ein theures Bild;
Mein Herz vernimmt aus dem geliebten Munde
Die alten Worte wieder leis und mild.
Wenn winterlich der Stürme Wuth erscholl,
Dann rief die Stimme wohl, die längst verhallt,
Aus zartem Mutterherzen sorgenvoll:
Bleib' hier, mein Kind, da draußen ist es kalt!

Sie streichelte die frischen Kinderwangen
Und herzt' und küßte mich in Freud' und Lust,
Und als ich bald darauf hinweg gegangen,
Da weinte sie so sehr an meiner Brust.
Ich wußte nicht, wie tief der Mutter Schmerz,
Wenn sie vom Kind sich scheidet mit Gewalt.
Doch fiel es bald mir wieder schwer auf's Herz:
Bleib' hier, mein Kind, da draußen ist es kalt!

Der Liebesruf ist nimmer mir verklungen,
Er rief das Leid der Sehnsucht mir zurück,
Wenn mir die Seele floh, vom Rausch bezwungen,
Und mahnte mich an das vergess'ne Glück.
Wie klopfte mir das Herz und schlug so warm,
Und ach! wie fröhlich bin ich heimgewallt:
O Seligkeit im lieben Mutterarm,
Und in der Welt da draußen, ach, wie kalt!

Nun ist sie todt und unter grünen Matten
Liegt schlafend sie in letzter tiefer Ruh',
Ich sah mit ihr der Jugend Glück bestatten
Und sah mit thränenlosen Augen zu.
Sie zürnt mir nicht, o nein, ein Engel, schwebt
Im Himmelsglanz hernieder die Gestalt:
Mein liebes Kind, wenn dich der Schmerz durchbebt,
Komm' du zu mir, da draußen ist es kalt!

Des Douanen Kind.

(Schluß.)

„Ihr kommt gerade zur rechten Zeit," fuhr der geschwätzige Wirth fort, „um die Hochzeit, welche blos auf Euch wartet, herbeizuführen!"

„Welche Hochzeit?" fragte Dollart.

„Ei, stellt Euch doch nicht, als wäret Ihr schief gewickelt!" rief der Wirth; „die Eurer Claire und Martins. Ihr werdet doch, — nehmt mir's nicht übel — kein Esel sein und Nein sagen wollen, wo Alle, selbst Eure Frau, Ja gesagt? Wollt Ihr Euer Kind elend machen? Und ich dächte, eine gut gebackene Müllersfrau, die sich ins Fenster legen und ihr Gut von vierzig Morgen, Wiesen, Ackerland und Schlagwald überblicken kann, wär' doch auch ein ander Wort, als eine französische Douanenfrau? Ohnehin werden die Grafen und Herren nicht zu Euch kommen! — Wär' ich an Eurer Stelle, ich ließe den Hundedienst Dienst sein. Ihr seid auch schon ein alter Knasterbart und werdet's alle Tage mehr. Da schmeckt das Schmugglerfangen nicht mehr, besonders Nachts in Regen und Wind, Schnee und Kälte. Könnt' ich so ein fein Handwerk, wie das Damastweben ist, von der Art ohnehin keiner auf dem ganzen Hundsrück und am Rheine ist, so wüßt' ich schon, was ich thäte."

„Was denn?" fragte Dollart düster.

„Nun, ich legte Claire's Hand in Martins Hand und segnete sie; stellte in der Mühle meinen Webstuhl auf und lebte in Frieden bei meinen Kindern und Verwandten, so lange Gott wollte!

„Nun aber geht schlafen! Ich bin müde und Ihr habt genug gehört, um darüber nachzudenken!"

Der Wirth stand auf und Dollart auch. Er ging still in die Stube, wo er schlafen sollte, aber er schlief nicht. Was ihm in seiner derben Weise der Wirth gesagt, das ging ihm im Kopfe herum.

Er legte sich Alles zurecht, aber allmälich wurden bunte Bilder daraus und der Schlaf der Ermüdung kam eben doch.

Spät erwachte er.

Als er herunter kam, blickte ihm Kamper in die Augen. Er sah heiter und fröhlich drein.

„Ueberlegt?“ fragte der Wirth.

„Ja!“ erwiederte Dollart.

„Nun, wie lautet's?“ fragte Kamper neugierig.

„Wartet's ab!“ trumpfte lachend Dollart, zahlte seine Zeche und ging durch die wohlbekannte Schlucht der Mühle zu.

Als er sich im Schutze der Erlen und Weiden, die den Mühlenteich begrenzten, näherte, vernahm er Claire's helle, zarte, reine Glockenstimme, die ein Lied sang. Nicht lange, so begann eine sonore Männerstimme Claire zu begleiten. Das klang herrlich in die frische Morgenluft hinein. Als sie das Lied geendet hatten, sagte sie: „Martin, Du könntest Dir einen Orgelkasten kaufen und dazu singen.“

„Wenn Du die erste Stimme singst und mit mir singst!“ erwiederte er.

„Da müßt' ich thöricht sein,“ lachte sie. „Mir gefällt's hier gar zu wohl und ich möchte hier in der Mühle all mein Lebtag bleiben!“

„Ich auch,“ sagte Martin, „und zwar ich der Müller und Du die schöne Müllerin!“

„Warum nicht gar!“ lachte das Mädchen.

Dollart trat in diesem Augenblicke hervor. Das Herz pochte in der Brust, als wollt's heraus.

„Du hast recht, Claire,“ sagte er laut, „denn dazu müßte doch auch Dein Vater Ja sagen!“

Da fuhr Claire herum und mit dem Worte: „Mein Vater!“ flog sie ihm entgegen. Droben aber am Fenster zog Einer den glühenden Kopf erschrocken herein, und das war Martin. Den Ausruf Claire's hatte aber die Mutter gehört.

Sie eilte herbei und fiel in des Gatten Arme.

Das ganze Haus wurde lebendig.

Der Müller trat in die Thüre und rief freundlich: „Claire, willst Du Deinen Vater denn da im Hofe beherbergen?“ Da schob Dollart sanft Frau und Kind zurück und eilte auf den Müller zu, dessen Hand er innig drückte.

„Habt tausend, tausend Dank, braver Mann, für das, was Ihr an meiner Frau und meinem Kinde thatet!“

Der Müller lächelte, aber man sah es ihm an, daß ihm etwas das Herz bewegte, und mit fast wankender Stimme sagte er: „Seid still, seid still! Wenn's da an's Rechnen käme, so stünd's schlimm um mich; denn da würde Euer herziges Kind das mir zu rechnen aufgeben! — Kommt herein und seid willkommen!“

Sie traten herein und der alte Fehringer und die gute Lenebas begrüßten ihn.

„Aber wo ist denn der Martin?“ fragte der Müller. Claire erröthete, denn der Müller richtete geradezu die Frage an sie.

Dollart hatte das bemerkt und lächelte.

„Droben!“ sagte Claire. „Soll ich ihm rufen?“

„Freilich!“ sagte der Müller, und bald hörte man draußen die helle Stimme, die „Martin, komm' schnell!“ rief.

Endlich kam er denn auch; aber er war sehr verlegen, obgleich ihn Dollart herzlich bewillkommnete.

„Wißt Ihr auch, was diese Zwei wollen?“ fragte darauf lachend Dollart, der sich an Weib und Kind nicht satt sehen konnte.

„Was denn?“ fragte der Müller.

„Der Martin will eine Orgel kaufen und dann wollen sie orgeln und singen gehen.“

Alles lachte. Der Müller aber sagte: „Hab's wohl gehört; aber die Claire mag nicht. Sie will lieber hier Müllerin werden, wenn der Martin Müller wird.“

Claire barg ihr Gesicht in der Schürze und Martin wußte nicht, wohin er blicken sollte.

„Nun hab' ich dafür gesorgt, daß der Martin hier Müller wird, das heißt, ich hab' einen Akt gemacht, wodurch ich ihm die Mühle und Alles, was ich habe, vermache, mir nur meinen Aufenthalt im Hause vorbehaltend.

„Nun wär's Eure Sache, Meister Dollart, Claire zur Müllerin zu machen!“

„Das wird mir schon leichter als Euch,“ sprach Dollart, stand auf und legte Claire's Hand in die Martins und alle segneten sie. —

Nach drei Wochen war die Hochzeit des glücklichen Paares, auf welcher der Kamper auch war und meinte, bei ihm könnten sie sich bedanken, denn er habe das Eisen geschmiedet. Das gestand Dollart zu.

Auf der Hochzeit mußte Dollart erzählen, wie es ihm gegangen und was er auf der eiligen Flucht zur alten französischen Grenze erduldet. Es war viel und Schweres. Fast die ganze Zeit lag er im Lazarethe zu Straßburg, von wo er, sobald er genesen, hierher gewandert war. „Aber,“ sprach er, „wen meint Ihr wohl, den ich in diesem Lazarethe fand?“ Alle sahen ihn gespannt an.

„Den Adam Ries,“ sagte Dollart. „Er war sehr krank, und alle seine schlechten Streiche bekannte und bereute er, ehe er starb.“

„Gott sei seiner Seele gnädig!“ sagten, wie mit Einem Munde, Martin und Claire.

„Und seinem Vater ist's auch gut, daß er nicht wieder kam," sagte Kamper; „denn er hatte und hätte ferner schlecht an ihm gehandelt. Seit seine Tochter und ihr braver Mann ihn pflegen, ist der alte Mann angegangen wie ein Licht, dem man neues Oel aufgießt. Er kann wieder ausgehen und hat gute Tage, und Tage des Friedens, die er bei dem bösen Buben nie würde gehabt haben. — Apropos, Dollart," sagte er dann, als wolle er den ernsten Ton, den diese Nachricht hervorgerufen, verscheuchen; „Ihr habt meinen ersten Rath prächtig befolgt, wie steht's um den zweiten, um den nämlich, daß Ihr Euren Webstuhl aufstellet und hier bleibet?"

„Ich hab' mir das Plätzchen dazu schon ausgesucht," sagte Dollart, „und da Ihr nun ein so guter Rathgeber seid, muß ich nun, aus Dankbarkeit dafür, auch den zweiten annehmen und befolgen!"

Und er befolgte ihn, und im Wiederscheine des Glückes Martins und Claire's lebten die fünf alten Leute friedlich und glücklich in der Mühle, bis spät der Engel ihre Fackel senkte.

Das Problem.

Es war im Frühling des Jahres 1585; Rom trauerte um Papst Gregor XVIII., jenen geistlichen Fürsten, der den Julianischen Kalender verbesserte.

Das Conclave hielt seine Sitzungen, und seine Wahl fiel, wie man weiß, auf denjenigen der Kandidaten, der am wenigsten Hoffnung zu haben schien, auf den Kardinal Montalto.

Man muß in der Wahl den Finger des heiligen Geistes erkennen, denn nichts war wunderbarer als das Schicksal des neuen Papstes, der vom einfachen Schweinhirten sich zum Sitze des heiligen Petrus aufgeschwungen, mit nicht geringerem Glücke, als der berühmte Hildebrand, dessen Geist und stolze Politik in ihm aufzuleben schienen.

Man weiß ferner, wie groß die Enttäuschung der Kardinäle war, die ihn ernannt hatten, und wie sie erstaunten, als sie statt eines schwachen und am Podagra leidenden Alten, der kaum noch einen Lebensfunken in sich zu tragen schien, einen Mann voll Kraft, Gesundheit und absolutistischer Gewalt fanden, wie sie nur ein orientalischer Fürst sich anmaßen kann.

Dieser Papst (es ist kaum noch nöthig ihn zu nennen) war der berühmte Sixtus V.

Eines Abends arbeitete der Papst in seinem Kabinete; der alte Girolamo, sein Majordomus oder vielmehr sein Freund, war allein bei ihm, als man plötzlich ein lautes Geräusch hörte. Man konnte drohende Stimmen und ein Geklirre von Waffen unterscheiden: ein Prälat trat mit verstörtem Gesichte ein.

„Heiliger Petrus, der Graf Ranuccio Salembini begleitete den Gesandten von Ferrara in den Palast, und stieß in der Gallerie auf den Architekten Fontana; ein lebhafter Wortwechsel entspann sich zwischen ihnen, sie zogen ihre Degen; die Dazwischenkunft der Garden machte jedoch dem Kampf ein Ende."

„Ist es möglich," wiederholte Sixtus ergrimmt, „ist es möglich, daß man unter meiner Regierung es wagt, den päpstlichen Palast durch Duelle und Meuchelmord zu beschmutzen. Ich werde die Schuldigen zu strafen wissen: laßt sie eintreten."

Ranuccio und Fontana traten in Begleitung eines Offiziers ein; Fontana trug den Arm in der Binde.

„Wahnsinnige!" sagte der Papst mit strenger Stimme, „Ihr habt meinen Palast entweiht — Ihr verdient den Tod. — Was ist die Ursache Eures Streites? Sprich Du zuerst, Graf Ranuccio!"

„Ich ging durch die Gallerie," antwortete der Graf in einem beinahe gleichgiltigen Tone, „als dieser Elende auf mich losstürzte, mich mit Beleidigungen wegen einer unwichtigen Sache überhäufte, und mich zwang, zu meiner Vertheidigung die Hand an den Degen zu legen."

„Eine unwichtige Sache! Seit wann, Herr Graf, sind Entführung und Meuchelmord etwas Unwichtiges?"

„Fahre fort," antwortete der heilige Vater mit einem Tone, dessen scheinbare Ruhe seiner Stimmung nicht zu entsprechen schien; „fahre fort, es ist an Dir zu sprechen, Signor Fontana."

„Ich ging gestern Abend mit meiner Braut spazieren," fuhr der Architekt fort, „als wir in der Nähe der Promenade des Cestino von drei Unbekannten angefallen wurden, die meine Begleiterin zu entführen suchten. Ich vertheidigte mich, wie es jeder Mann von Muth an meiner Stelle gethan hätte, und erhielt einen Degenstich in den Arm. Der Lärm zog einige Vorübergehende an. Einer der Angreifenden wurde verhaftet, und ich erkannte in ihm einen Diener des Grafen Ranuccio. Als ich diesen Morgen Gerechtigkeit von Euch erflehen wollte, begegnete ich dem Grafen, der mich mit einer ironischen Miene ansah. Das Uebrige wißt Ihr —"

„Den Tod über Dich, Graf!" rief der empörte Papst; „den Tod über Dich, der Du die öffentliche

Moral so schwer gekränkt; Dein Verbrechen soll bestraft werden, Graf Salembini; Du bist mein Gefangener; verlaß mich augenblicklich —"

Der Graf entfernte sich gesenkten Kopfes und begleitet von zwei Kardinälen. Der junge Fontana erwartete die Entscheidung des heiligen Vaters über seine Person mit ehrfurchtsvoller Festigkeit. Es trat ein Augenblick tiefer Stille ein, nach welchem sich Sixtus also äußerte:

„Junger Mann, Du hast die päpstliche Würde schwer gekränkt; ich kann nur unter einer Bedingung Gnade vor Recht ergehen lassen: führe ein Werk Deiner Kunst aus, das Dein Vergehen sühnen und Dich unsterblich machen kann —"

„Sagt mir, heiliger Vater, was soll ich thun?" fragte der junge Künstler mit Enthusiasmus; „ich fühle mich im Stande, Alles auszuführen, was im Gebiete der Architektur möglich ist."

„Du bist ein sehr kühner junger Mann," versetzte Sixtus; „kennst Du den Obelisken, der ehemals den Circus des Nero schmückte?"

„Ja; noch vor nicht langer Zeit lag er im Schutte begraben; ich ließ diesen wegschaffen, um ihn zu messen; er hält wenigstens zehntausend Zentner."

„Glaubst Du, daß es möglich sei, ihn in die Höhe zu schaffen und zu transportiren?"

„Vielleicht," antwortete der junge Mann nach einiger Ueberlegung.

„Nun gut," antwortete Sixtus, „geh', triff Deine Maßregeln, und lasse den Obelisken nach dem großen Platze vor der heiligen Peterskirche schaffen, wo er auf einem Piedestal von vierundzwanzig Fuß Höhe aufgestellt werden soll. Wenn Dir das Unternehmen gelingt, werde ich Dir Dein Verbrechen vergeben und Dich überdies auf eine Deines Talentes würdige Weise belohnen; im entgegengesetzten Falle bist Du verloren."

„Werdet Ihr mir die Mittel zu dem Werke geben?" fragte Fontana.

„Nichts soll Dir fehlen," antwortete der Papst.

Der Architekt warf sich auf die Kniee und rief begeistert: „Ich werde sterben, oder den Obelisken errichten. Ich verstehe Euch, heiliger Vater, Ihr könnt mich nicht begnadigen, ohne Eurer Würde etwas zu vergeben, aber Ihr bestraft mich auf eine Eures hohen Geistes würdige Weise, die meinen Namen unsterblich machen soll. Ich bitte um Euren Segen."

„Am Tage der Entscheidung werde ich ihn Dir geben," antwortete der Papst, der nur mit Mühe seine Bewegung verbarg; „geh' nun und triff Deine Vorbereitungen!"

Der Architekt beugte sich, um den Pantoffel des Nachfolgers Petri zu küssen, und entfernte sich.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen wurde auf dem Steueramte in Hamburg unter den Reiseeffekten einer jungen Französin, welche sich von Homburg nach Karlsbad begab, eine seltene Bibliothek aufgefunden. Die Dame führte eine reiche Auswahl eleganter, mit Goldschnitten verzierter Einbände zu deutschen Klassikern bei sich, welche sich jedenfalls durch ihren neuen Inhalt auszeichnen. Die Einbände stellten sich nämlich bei näherer Untersuchung als Enveloppen zu ächten Spitzen, seidenen Bändern und Schmucksachen heraus. So enthielt z. B. Heine's Buch der Lieder einige werthvolle Armbänder, und Platen's Gedichte bestanden in einem Spitzenkragen; die sämmtlichen Werke Schiller's waren mit Perlen, Bändern und kleinen seidenen Tüchern gefüllt. Des gefährlichen Inhalts wegen wurden die Werke konfiszirt und die Dame, nachdem sie eine bedeutende Strafe wegen dieser Zolldefraudation erlegt, wieder auf freien Fuß gesetzt.

(Für Hausfrauen.) Es ist allen Frauen ganz wohl bekannt, daß beim Waschen die Anwendung eines sogenannten weichen Bach- oder Regenwassers, gegenüber der Benutzung des meistens harten, weil kalkhaltigen Brunnenwassers, nicht allein den Vortheil bietet, daß die Wäsche reiner und weißer wird, sondern auch eine Ersparniß an Seife eintritt. Gleichwohl ist noch gar mannichfach zu beobachten, daß sowohl in den Städten, wie auch auf dem Lande die Hausfrauen es mit der Ansammlung von Regenwasser zum Zwecke des Waschens nicht so genau nehmen. Gemeinhin werden die Kosten der Anlegung einer Regencisterne oder eines Regenfasses gescheut; daß dies aber eine Ersparniß am unrechten Platz ist, ergibt sich daraus, daß die Besorgung der Wäsche für eine aus 7 Personen bestehende Familie mit Brunnenwasser pro Jahr um circa 10 Thaler mehr für Seife erfordert, als wenn statt Brunnenwasser Regenwasser benutzt worden wäre. Der Vortheil ist groß genug, um verständige Hausfrauen zu überzeugen, daß die Kosten zur Anlegung eines Regenfasses nicht gescheut werden dürfen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Samstag, 10. Oktober 1868.

Zuruf.

Und triffst du wo ein Menschenherz,
Gebeugt von Kummer und von Schmerz,
Und sei es Irrthum, sei es Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Am Bergeshang, im grünen Tann
Die jungen Bäume sieh' dir an,
So frisch und keck, so dicht belaubt,
Und neigen seitwärts doch das Haupt.

Du weißt nicht wie, du weißt nicht wann,
Und doch den Bäumen siehst du's an,
Daß sie der Sturmwind hat umbraust
Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch;
Es schüttelt junge Herzen auch
Und beugt vom rechten Wege sie,
Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irrthums dunkle Spur,
Die stumme Narbe siehst du nur
Und kennst die Hand nicht, die sie schlug,
Und weißt nicht, was dies Herz ertrug.

Gleich lacht die Freude allerwärts,
Auf eig'nen Bahnen geht der Schmerz;
Drum mit dem Unglück, mit der Schuld
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Das Problem.

(Schluß.)

Wenige Tage später war der alte Circus des Nero mit einer Masse von Arbeitern bedeckt. Der ungeheure Obelisk lag immer noch an demselben Platze, umgeben jedoch von eisernen Reifen, die ihm ein Gewicht von mehr als vierzig Zentnern gaben.

Inmitten dieser kleinen Welt sah man einen einzigen Mann, den die Arbeiter mit Achtung grüßten und der, ein Portefeuille in der Hand, still und aufmerksam den Fortgang der Arbeiten beobachtete. Es war Fontana.

Der große Tag war gekommen. Von Sonnenaufgang an waren die Dächer und Fenster der Häuser, welche den Platz umschlossen, mit Zuschauern besetzt. Die Arbeiter erwarteten das Signal; die Pferde waren angespannt, ungeheure Stricke umgaben den Obelisk.

Eine Todesstille herrschte unter der Menge. Ihre Blicke waren nach einer Ecke des Platzes gerichtet, wo ein Schaffot errichtet worden: die Henker standen bereit, das Beil in der Hand.

Der Anführer der Sbirren verkündigte: der heilige Vater befehle aller Welt, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, sobald man die Glocke des Kapitols läuten höre.

Fontana war seit zwei Stunden im Vatikan, um den Segen des Papstes zu empfangen; er näherte sich endlich festen Schrittes der Balustrade, welche auf den Platz hinausging, in der Hand ein rothes Tuch; seine Kleidung war ganz schwarz, sein Gesicht aber leichenblaß... Mit einem Blicke auf den Obelisken bewegte er das Tuch, und im nämlichen Augenblicke vernahm man den feierlichen und vollen Ton der großen Glocke; die Menge beugte sich, und verhielt sich ruhig und still.

Da drängte sich unversehens ein junges Mädchen durch die Menge; ihre traurigen und unruhigen Blicke begegneten denen Fontana's, der sie mit einer Bewegung beruhigte: es war seine Geliebte, seine Braut, die schöne Antonia! . . .

Der Architekt gab ein neues Signal mit dem Tuche. Ein Glockenschlag durchzitterte die Luft, und eine imposante Szene folgte dem ersten Vor-

gange. Alles setzte sich in Bewegung: Arbeiter, Pferde und Maschinen. Auf einen neuen Glockenschlag wurde Alles wieder ruhig. Der Obelisk war bereits einige Fuß höher getrieben. Der Architekt beobachtete ihn aufmerksam, stieg auf die Leiter, um sich von der Solidität der Stricke und Rollen zu überzeugen, und kam mit zufriedener Miene wieder herab.

Alles war in Ordnung .... Fontana schwang wieder sein Tuch; der Ton der Glocke zitterte abermals in den Lüften. Alles machte sich, wie das erste Mal, an das Werk, und der Obelisk stieg immer höher. Dieselben Signale wiederholten sich vierzig Mal ohne Unterbrechung. Der Obelisk stand beinahe aufrecht; jetzt galt es, ihn auf sein Piedestal zu setzen.

Die Glocke ertönte zum fünfzigsten Male. Die ungeheure Masse war bis an den Rand des Piedestales gekommen; man mußte sie noch einmal in die Höhe treiben, um sie auf dem Würfel niedersinken zu lassen.

Die Glocke ließ sich abermals hören, und der Coloß hing mehr als zwanzig Fuß hoch in der Luft: Antonia warf zufällig einen Blick auf ihren Freund; ihre Freude war unaussprechlich, als sie die Hoffnung auf seinem Gesichte strahlen sah; in dem Augenblick aber, als sie sich den heitersten Gedanken an die Zukunft überließ, fiel sie plötzlich in die tödtlichste Angst zurück: sie hatte ihren Geliebten erblassen und das Tuch seinen zitternden Händen entsinken sehen. Verzweifelnd warf sie sich in seine Arme, die Augen in Thränen gebadet. Diese rührende Szene machte einen schmerzlichen Eindruck auf die Zuschauer; es war nicht einer zugegen, der nicht im Herzen die barbarische Unbeugsamkeit Sixtus V. verwünscht hätte ...

Ein alter Zimmermann, der neben dem Architekten stand, sagte leise zu ihm:

„Meister! Ich verstehe Euch, die Stricke werden lockerer: Ihr fürchtet, sie möchten brechen: höret mich, hinter der Kathedrale steht ein Pferd zu Eurem Befehl, fliehet! rettet Euer Leben!“ ...

„Nein,“ antwortete Fontana mit bewegter Stimme; „ich werde nicht fliehen; ich bleibe und sterbe.“

Wie sollen wir die Verzweiflung Antonia's schildern! Neben ihr stand ihr Bräutigam, blaß und zerstört; seine Kniee zitterten unter ihm, während gegenüber der schreckliche Mann der Gerechtigkeit stand, der diesem furchbaren Kampfe vielleicht bald ein Ende machen sollte. Erschöpft und nicht wissend, wie sie die Lebensgeister ihres Freundes wieder erwecken sollte, rief sie beinahe mechanisch: „Wasser! ... Wasser, Wasser! ...“

Im gleichen Augenblicke gab ein plötzlicher Einfall, eine wunderbare Kraft dem Architekten all' seine Energie wieder. Er erhob den Kopf und rief mit klangvoller Stimme:

„Wasser! bringet Wasser, netzet die Stricke!“ ... Antonia und der alte Zimmermann waren wie versteinert. Man beeilte sich, seinem Befehle zu gehorchen: die Arbeiter stiegen mit Krügen auf die Leiter und besprengten die Stricke. Fontana war wieder Herr seiner selbst geworden, er verdoppelte seine Thätigkeit und gab seine Befehle mit der Ruhe und Geistesgegenwart, welche große Geister in Augenblicken der Entscheidung stets auszeichnet. Er schwang sein Tuch zum letzten Male, indem er einen Blick auf seine schöne Braut warf. Das Geläute der Glocke begann wieder und bald senkte sich der Obelisk majestätisch auf sein Piedestal nieder ...

Der Architekt war einen Augenblick besinnungslos; er konnte kein Wort sprechen.

Antonia fiel trunken vor Freude auf ihre Kniee und erhob die Hände zum Himmel ...

Der alte Handwerker bemächtigte sich zitternd vor Freude des Tuches und befestigte es an einen Strick. Wenige Augenblicke später flatterte ein rothes Banner wie ein leuchtendes Meteor an der schlanken Spitze des Obelisken.

Das Volk konnte sein Entzücken nicht mehr bändigen: tausende von Stimmen riefen: „Es lebe Fontana! Es lebe der Maëstro! ...“

Mitten in diesem lauten Jubel hörte man murmeln: „Der Papst! Seht, Sixtus V.!“ Aller Köpfe wandten sich nach dem Balkone der Kathedrale....

„Auf die Kniee!“ wiederholte die Menge.

Sixtus V. erschien auf dem Balkone, die Tiara auf dem Kopfe, im ganzen Glanze päpstlicher Herrlichkeit... Er streckte die Hände über die knieende Menge aus und gab ihr seinen Segen. In diesem feierlichen Augenblicke ertönte eine Kanonensalve von der Engelsburg. Als Alles zu Ende war, rief eine Stimme aus dem Volke: „Nach dem Vatikan! Laßt uns den Maëstro Fontana nach dem Vatikan tragen!“

Das enthusiasmirte Volk folgte diesem Rathe, und trotz seines Widerstrebens wurde der Maëstro im Triumphe auf den Schultern seiner Mitbürger nach dem Palaste getragen.

Fontana warf sich beim Eintreten in das Zimmer des heil. Vaters auf die Kniee; Sixtus hob ihn freundlich auf, gab ihm die Hand und sagte: „Du hast Deine Aufgabe sehr würdig gelöst, ich werde Dich würdig belohnen. Von heute an bist Du römischer Ritter und erhälst eine Pension von 1000 Dukaten aus dem Schatze; ich werde Mittel finden, Dein Talent zu beschäftigen.“

Acht Tage später war er der glückliche Gatte der schönen Antonia. Heitere, ungetrübte Tage waren der Lohn für die schwere Probe, die er erduldet.

Aus einem preußischen Spielbade.

Ein Wiener Feuilletonist schreibt aus Homburg: Einige preußische Pickelhauben, ein schwarzer Adler über der Post, einige „Königlich" über Steuer- und anderen menschenbeglückenden Aemtern angebracht, sind Alles, woran zu merken, daß Homburg im Laufe der Zeit preußisch geworden ist. In dem bekannten großen, aus rothem Steine gebauten Palaste, der die Hauptstraße ebenso beherrscht, wie Mr. Blanc die Hauptstadt des Trente- et Quarante-Ländchens, wird das alte noble Gewerbe unter den neuen Landesfarben rüstig weiter betrieben, nicht weniger und nicht mehr graziös, als es früherhin unter dem „seligen" Landgrafen geschehen. Das ist die alte Eleganz im „Leutausziehen", die hier dominirt, die alte Pracht, mit der, Aug' und Ohr bethörend, alles vorhandene Geld (und auch einiges nichtvorhandene) unter die Leute des Mr. Blanc gebracht wird. In den hohen, goldstrotzenden Sälen hat das so viele Sinne berauschende Gold- und Silberklirren, das einige Menschen blos nervös, andere (und das ist nicht immer die Minderheit) aber auch arm und unglücklich macht, an Effekt und Reiz nicht verloren. Im Gegentheil, der Dämon scheint noch aufdringlicher geworden, er scheint mit aller Anstrengung zu rufen: „Hereinspazirt! Hereinspazirt! Wer reich werden will, thue bald Etwas dazu, in einigen Jahren wird schon gesperrt!" Und in der That, die Leute thun, als ob die Galgenfrist, die der norddeutsche Reichstag den deutschen Spielhöllen geschenkt, morgen schon abliefe und sie sich beeilen müßten, mit ihrem Gelde fertig zu werden. Es ist Mitte September, also die haute saison eigentlich vorüber, und doch ist Homburg von Fremden überfüllt. Von 11 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts drängen sich die Massen an den vier grünen Tischen; das Auge sieht Nichts als eine Unzahl ausgestreckter Arme, die bei jedem Coup, der gemacht, in ein unübersehbares Durcheinander gerathen; das Ohr hört Nichts als auf der einen und anderen Seite der Säle Zahlen und wieder Zahlen nennen. Es werden hier alle möglichen Sprachen gesprochen, und doch, lasse man sich all das Gesagte, was da über Männer- und Frauenlippen kommt, übersetzen, es kommt das ewige Einerlei in allen Sprachen zu Tage. Und da gibt es fast keinen Unterschied zwischen Spielern und Zuschauern, denn der Dämon des Spieles macht auch den Zuschauer parteiisch und füllt dessen Gedanken mit gleichem Inhalte, wie den des Spielers. Hier liegen an den Trente- et Quarante-Tischen Haufen Goldes, die dich eigentlich nichts angehen, weil sie nicht dein sind und doch, dein Athem ist schneller, dein Puls beschleunigter als sonst, in der Erwartung dessen, was mit dem Golde geschehen wird, ob es, um das Doppelte vermehrt, zu seinem Besitzer zurückwandern oder ob es von den Croupiers grausam eingescharrt wird. Man kann auch als Beschauer der Aufregung nicht entgehen. Kalt und nüchtern bleiben blos die Handlanger des Mr. Blanc und im tiefen Hintergrunde — er selbst. Sie nehmen und geben Silbermünzen und Goldrollen mit demselben eisigen stereotypen Lächeln, das sie, wie die Balletttänzerinnen das ihrige, einstudirt zu haben scheinen. Von allem Widerwärtigen am „grünen Tisch" ist mir immer diese ewig galante, ewig zuvorkommende, ewig lächelnde Manier der Croupiers, unter der für Alle, die tiefer sehen können, eine ganz unleidliche Ironie steckt, am widerwärtigsten erschienen. Es ist zwar nicht das bekannte „Hohnlächeln der Hölle", das aus der Physiognomie und dem Mienenspiele der Croupiers herausschaut. Freilich, wo haben Spieler dafür Augen! Sie sehen nur die aufgestapelten Goldbarren und die Karten oder die rollende Kugel an, alles Andere existirt nicht für sie. Menschen von Stand und Rang, die sich sonst von einander so leicht durch Wort und Blick beleidigen lassen, was halten diese an Spielbanken oft für scheele Blicke und Bemerkungen von Seite des Croupiers aus! Ein neues Buch über den „Umgang mit Menschen" (oder hört der Mensch auf, wo der Spieler anfängt?) von einem Croupier verfaßt, wäre nicht uninteressant. Das Geld nimmt die Herren und „Damen" so in Anspruch, daß sie gar nicht merken, was man ihnen oft zu bieten wagt. Der geistige Belagerungszustand, den der Dämon über die Spielenden verhängt, erfordert auch andere Umgangsgesetze, und der „code d'honneur" wird auch da plötzlich bei Spaniern und Franzosen ein ganz anderer, bis zur Unkenntlichkeit milder, oder sagen wir lieber — rücksichtsloser. Meine ersten Erkundigungen galten natürlich den „Helden der Saison". Wer waren sie, wer sind sie? Mit Erstaunen hörte ich meinen Gewährsmann melden, an eigentlichen großen Helden und Heldenthaten fehle es in dieser Saison zu Homburg fast ganz. Es hat Niemand ein großes Glück gemacht und es hat sich auch Niemand da draußen in den Anlagen erhenkt. Kleinere Glücks- und Un-

glücksfälle zählen da nicht mit. „Aber eine Merkwürdigkeit muß ich Ihnen doch zeigen," sagte mir zum Schlusse seines gesellschaftlichen und finanziellen Sanitäts-Bulletins mein Gewährsmann. Und dann führte er mich an einen der Trente- et Quarante-Tische und zeigte mir einen Mann, der zunächst dem Croupier am Spieltische saß, von dem ich aber nur die Rückseite der Medaille seines Leibes zu sehen bekam. So weit ich ihn sah, hatte er einen feinen Rock und einen ergrauten Scheitel — also nichts Merkwürdiges. Nun führte mich mein Gewährsmann an die entgegengesetzte Seite des Spieltisches und ließ mich den Mann von vorne sehen — und meine Ueberraschung war wirklich nicht gering, denn ich sah in ein blutjunges Antlitz, dessen rosige, jugendfrische Färbung höchstens auf ein Alter von zwanzig Jahren deuten mochte. Und der Mann ist auch nicht mehr als einige Zwanzig! Und sein Graukopf? Etwa ein Naturwunder, eine vorkommende Abnormität? Das Alles nicht. Der junge Mann ist am Spieltische grau geworden. Russe von Geburt, Sohn eines reichen Branntweinpächters, war er vor zwei Jahren selbstständig geworden und in den Besitz eines großen Vermögens gekommen. Wie so viele andere seiner lieben Landsleute, hatte er, einmal im Besitz vielen baaren Geldes, nichts Eiligeres zu thun, als es in größeren Parthieen den verschiedenen Spielpächtern Europa's zu opfern. In voriger Saison spielte er einige Tage mit besonderem Mißgeschick an der Bank von Monaco; an einem Tage aber kämpfte er einen wahren Heldenkampf gegen die Macht der Karten, hielt sich, fiel, half sich wieder hinauf, fiel wieder, das ging so vom Morgen bis in die Nacht hinein. Da rückte die Sperrstunde näher und der junge Russe sprach sein „Aut — aut" zu Mr. Blanc; er setzte (mit eingeholter Erlaubniß von Seiten des obersten Bankgewaltigen) 250 000 Francs, die letzten Reste seines Vermögens, auf Rouge. Es war der letzte Gang der letzten „Taille"; der Croupier legte die Karten und rief schließlich sein „Rouge gagne et couleur": der junge Russe hatte gewonnen, aber die Umstehenden und Umsitzenden erschracken, als er sich, das wohlgefüllte Portefeuille in der Hand, vom Platze erhob — er war urplötzlich grau geworden. Sie Alle, Mitspieler und Zuschauer, Croupiers und Direkteurs, haben den ganzen Tag über den jungen Blondin vor sich gehabt und nun hatten sie einen Graukopf vor sich! Die Sorge um das Schicksal seines letzten Vermögensrestes hatte ihn im vollsten Sinne des Wortes in einem Zeitraume von wenigen Minuten — grau gemacht. Ein Blick in den Spiegel dürfte auch ihm die merkwürdigste Ueberraschung damals bereitet haben. Seitdem ist der junge Graukopf vorsichtiger und auch glücklicher im Spiele. Er hat auch jetzt in Homburg einige „schöne Coups" gemacht, aber das wiedergekehrte Glück kann den Schnee von seinem Scheitel nicht nehmen. Dafür genießt er auch den Vortheil, bei kommendem Mißgeschicke nicht mehr — grau werden zu können.

Mannigfaltiges.

Emil: „Meine heißgeliebte Amande, willst du mir nicht eine Locke deines herrlichen Haares verehren, ich werde sie als kostbares Andenken ewig auf meinem Herzen tragen." — Amande: „Du kannst doch nicht verlangen, daß ich deinetwegen mein Haar verkürze, ich will dir aber meinen Chignon vom vergangenen Winter schenken."

Literarisches.

Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen und französischen Sprache. Französisch: **Ch. Toussaint & G. Langenscheidt.** Englisch: **C. van Dalen, Henry Lloyd & G. Langenscheidt** u. s. w. 15. Aufl. 1868. Berlin, G. Langenscheidt's Verlagshandlung, Halle'sche Straße № 17.

Der „Oesterr. Schulbote" Wien. XIII. Jahrg. Nr. 13, schreibt darüber: „Man war früher der Ansicht, eine fremde lebende Sprache könne man nur durch mündlichen Unterricht sprechen lehren, und alle uns zur Hand gekommenen Sprachlehren verweisen bei gewissen Lauten auf das Vorsprechen durch einen Lehrer. Dieser wird aber bei dem vorliegenden brieflichen Unterrichte **ganz überflüssig.**

„Erwachsenen können wir keinen besseren Weg zur Erlernung der französischen Sprache empfehlen, als diesen Unterricht. Diesen natürlichen, zweckberechneten und zuverlässig zu dem gewünschten Ziele führenden Gang des Unterrichts finden sie nirgend anderswo."

Wien, 19. 3. 63. Schulrath Joh. Herrmann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Dienstag, 13. Oktober 1868.

Angela.

Es war in Ems, wo die Lahn, angesichts blühender Weinberge und alter Burgen, sich dem mächtigen Rheine vermählt, als an einem köstlichen Vollmondabend eine elegante Reisekutsche vor das Hotel zu den vier Thürmen fuhr. Die Dienerschaft eilte herbei, und als sie einen Blick auf die Equipage, die schönen Pferde gethan, wurde ihr Wesen noch höflicher als sonst; aber es gewann den höchsten Grad dienstbarer Beflissenheit in dem Moment, wo über den breiten, weichen Wagentritt eine hohe Frauengestalt niederschritt, so kühl und ruhig und doch so lieblich in jeder Bewegung. Ihre Reisekleidung, Alles, was sie umgab, trug den Stempel des Reichthums und der Eleganz. Noch deckte der vom Hute niederwallende Schleier ihr Gesicht, nur die Fülle blonder Locken drängte sich hervor; aber so wenig bis jetzt dem beobachtenden Auge sichtbar wurde, so fühlte, wer die schlanke Gestalt sah, sie müsse schön und jung sein.

Ist die Frau, an der vierunddreißig Lenze vorüber gezogen, noch jung? Diese war es.

Wie geschäftig ihre eigenen Diener und die des Hotels sich nun auch regten, die Dame schien davon nichts zu bemerken; sie stand einen Moment vor den Stufen des Portals und, nun ihren Schleier zurückschlagend, schaute sie mit einem Blicke voll tiefer Innigkeit zu den Fenstern der Belletage empor. Ein Seufzer glitt über ihre Lippen. Das Logis mußte im Voraus bestellt, die Dame mit den Räumlichkeiten bekannt sein, denn sie stieg, ohne nur einen fragenden Blick, wohin sie der Wirth leite, an ihm vorüber, der Hauptthüre der für sie bestellten Zimmer zu. Einen Moment schaute sie dann um sich. Alles wie damals, nur ich eine Andere! flüsterte sie. Dann rief sie: „Maruschka!"

Ein junges Mädchen folgte dem Rufe; es war die Lieblingsdienerin der Dame. Sie trug einen schwarzen Kasten von Sammet mit goldenem Schloß und Beschlägen auf ihren Armen, und obgleich er nicht größer als eine reich ausgestattete Toilette war, so schien er bedeutendes Gewicht zu haben, denn die Arme der Dienerin, die ihn hielten, waren straff angespannt.

„Setze den Kasten in das Zimmer nebenan," sprach die Gebieterin; „wenn Sie, Herr Villieu, seit Sie im Besitze dieses Hotels sind, nicht bedeutende Baulichkeiten vornahmen, muß dort eine hohe Nische in der Mauer sein. Damals — ich war früher schon Bewohnerin des Hauses — stand in jener Nische ein Himmelbett von Molldraperieen umschlossen."

„Ich hab' ihm seinen Platz gegönnt, Frau Baronin," wagte der neugierig erstaunte Wirth die Dame zu unterbrechen.

„Das freut mich, o das freut mich!" sagte sie mit fast trauriger Innigkeit. „Dort will ich ruhen, Maruschka. Und dort war ein kleiner, schöner Tisch."

„Er ist noch da, Frau Baronin."

„Er soll den Kasten tragen;" beendete die schöne Frau ihre Befehle.

Sie sind doch Alle so; ob jung oder alt, vornehm oder gering, den Toilettenkram müssen sie so nahe als möglich bei sich behalten, um sich daran zu erfreuen, damit verschönern zu können.

So, ziemlich unehrerbietig seinem hohen Gast gegenüber, philosophirte Herr Villieu in der Stille. Aber als er die Dame mit den feinen Zügen, dem lieben und doch ernsten Ausdruck darauf noch einmal anblickte, war es ihm, als begehe er ein Unrecht, sie zu der großen Mehrzahl zu zählen, die des erfahrenen Mannes Richterspruch leider getreu schilderte. Er bückte sich deßhalb besonders tief, als die Baronin sagte: „Meine Diener werden Ihnen meine übrigen Wünsche kund thun, Herr Wirth;" und verließ leicht und leise, mit französischer Grazie, das Zimmer.

Die Dame löste den Hut und die ganze Fülle ihres schönen Haares fiel in Locken nieder; sie ließ die seidene Umhüllung von den Schultern gleiten. Wie anmuthig war die Gestalt, wie fein und rund die Formen!

Maruschka öffnete ihrer Dame das Nebenzimmer. Da wehte der Luftzug die Wollbehänge des Himmelbettes zur Seite; es wurde sichtbar.

„Meine Mutter, Du theure Verklärte!“ hauchte es leise von den Lippen der Eintretenden; dann ging sie vorwärts. „Hierher, Maruschka,“ sagte sie und half den sammtnen Kasten auf einen antiken Tisch setzen, und als sie das that, zitterten ihre Hände, ihr Athem ging rascher, ihr Herz schlug heftiger. „Und nun lasse mich allein,“ sagte die Dame fast bittend.

„Ach, Excellenz!“

„Nicht doch, Kind, lasse hier den unnützen Titel. Du weißt, ich nahm, um in Ems nun ungestört Erinnerungen leben zu können, die mir unaussprechlich theuer sind, für eine kleine Weile den Namen einer Verwandten an. Behielte ich den meinen bei, wäre ich leichter einem Erkennen ausgesetzt und ich möchte so gern nach langer, langer Zeit einmal frei und somit still mir selbst und jenen Erinnerungen gehören dürfen. Du bist treu, ich weiß es, darum darf ich weder von Dir, noch Iwan, Deinem Vater, und Deinem Bruder Peter einen Verrath meines schuldlosen Geheimnisses fürchten. Somit behaltet in Gedanken, daß ich hier die Baronin Woraska bin.“

„Wie sollten die nicht treu sein, die ihrer Gebieterin die Erlösung von der Leibeigenschaft und so viele andere Wohlthaten danken,“ entgegnete das Mädchen, die Hand ihrer Dame küssend.

„Ich werde läuten, wenn ich Deiner bedarf; gehe nur, Kind.“ Maruschka ging. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, schob die Baronin auch noch den Riegel vor.

Allein, Gottlob! mit der Erinnerung und meinem Herzen, sprach sie leise und schaute von der Mitte des Zimmers aus ringsum. Kein Winkel desselben, nicht der kleinste Raum blieb unbeachtet.

Vierzehn Jahre sind es nun seit damals, wo ich so oft an jenem Bette kniete und eine schmale, blasse Hand segnend meinen Scheitel berührte; — die Hand der sterbenden Mutter. Vierzehn Jahre sind es, daß ich an jenem kleinen Tisch, wenn der Schlummer die Augen der Leidenden schloß, flüchtig und zitternd dem Einen, dem Starken, dem Treuen, in hastigen Worten mein Leid, meinen Jammer schrieb und dann nie ohne Tröstung und Ermuthigung blieb. Vierzehn Jahre sind es, daß dort die hohe Thüre sich öffnete und sie die weiße, blasse Gestalt, die so viel litt, ehe sie heimging, hinaustrugen. O, das war ein Schmerz! Und nun ich wieder in diesen Räumen einkehre, ist es, als wäre das Alles gestern geschehen.

Leise so flüsternd, schritt Angela, — so hieß die schöne blonde Frau — auf das Himmelbett zu und sank an seinem Kopfende nieder, als beuge sie ihr Knie in der Kirche. Sie lehnte ihr Haupt daran, ihre Arme umschlangen das Gestell von Holz, so innig, als sei es ein theures lebendes Wesen.

Diese Stelle, wie liebe ich sie! Hier war ich treu, hier mein Herz rein! Sie erhob sich und ging zögernd dem kleinen Tisch zu, auf welchem der kostbare Kasten stand; den rückte sie nun ein wenig zur Seite.

Richtig, der Fleck, wo das niedertropfende, brennende Lack die glänzende Politur vernichtete, als ich ihm die Todesbotschaft schrieb, er ist noch da. Ja, mit der Mutter starb der gute Engel unserer Liebe! Angela sah schweigend eine Weile vor sich hin; dann begann ihr tiefes Flüstern wieder.

Wie wunderbar, daß gerade dies liebe Zimmer mit seiner ganzen Einrichtung unverändert erhalten wurde, und ich weiß ja, das Hotel wechselte seit damals seine Besitzer. Alles ist noch da; auch derselbe Spiegel! Scheu sah die junge Frau empor und wieder leise beantwortete sie dann ihre eigene Frage: Ja, derselbe Spiegel!

Der Vollmond glänzte mit seiner ganzen Klarheit zum geöffneten Fenster herein und erhellte jeden Raum des Zimmers; er betrachtete die große Spiegelfläche, die das Bild der erregten Frau deutlich wiedergab, daß jeder Zug zu erkennen, daß zu bemerken war, wie der milde Hauch des Sommerabends ihre Locken leise bewegte. Und sie schaute ihr Bild an. O! stöhnte sie, du glatte, gleißende Fläche; sahest du vor vierzehn Jahren die reine Jungfrau und ihre Schmerzesthränen, so sahest du das Jahr darauf das Lächeln erwachender Lust am Eiteln und Nichtigen, an Glanz, Macht und — leerem Schein, in diesen Augen, diesen Zügen werden.

Sie barg das Gesicht in den Händen; dann ging sie, den Sammtkasten aufzuschließen. Sein Deckel sprang auf und eine wahrhaft königliche Pracht, ein Juwelenreichthum, wie ihn nur Fürstendiademe bieten, blitzte aus der dunklen Sammthülle. Angela's Hände zogen zitternd einen köstlichen Brillantenschmuck hervor; sie sah lange wortlos die Pracht der Steine an, dann sagte sie: Ich habe gebüßt und Gott wird es zulassen, daß aus euch, die von Thränen des Jammers befeuchtet wurden, Thränen der Freude keimen!

Es war ein eigenthümlich anziehendes Bild, die schöne Frau vor den blitzenden Juwelen, die verstreut um sie, im Kasten, auf dem antiken Tisch, am reichsten aber auf dem dunklen Seidenstoff ihres Kleides, in ihrem Schooße lagen, zu sehen, nur von dem magischen Lichte des Mondes beschienen. Ihre Hände holten aus dem Kasten, wie aus einem dunklen Schacht, alle Schätze, bis auf den letzten hervor. Dann hob sie einen Einsatz heraus, darunter war ein geheimes Fach; es barg ein Buch in feines Leder gebunden.

Unter allen Juwelen meine kostbarsten! sagte sie, einen in Gold gefaßten Stift aus dem Buche ziehend. Seine Blätter entfalteten sich vor ihrem Auge; sie lehnte sich in den Fauteuil zurück, als sie die Kerzen eines silbernen Armleuchters angezündet hatte, und begann zu schauen, zu lesen, in der Erinnerung zu leben, wie Bilder und Schrift — der Inhalt des Buches — sie vor ihre Seele zauberten. Angela kehrte so zurück in ihre Jugendzeit, und auch für uns mag sich der Vorhang lüften, der ihr Einst und Jetzt trennt, uns einen Schlüssel zu all den Erregungen bietend, welche ihre Brust in der kurzen Zeit schon durchbebten, seit sie die Stufen des Portals zu den vier Thürmen überschritten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele!

Dieses Sprichwort sagt blos, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, es sagt wohlweislich nicht: Herr und Frau, Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin sind ein Leib und eine Seele. Ja wohl, Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele, d. h. der Mann ist der Leib und das Weib ist die Seele, und eine Seele beherrscht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt! Jetzt sind aber Mann und Weib so ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib ist. Man geräth jetzt oft in Versuchung, zu einem Manne zu sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon, Monsieur!“ — Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele; oft ist der Mann zu Hause, und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum: der Mann muß doch an die Seelenwanderung glauben! Mann und Weib ist ein Leib; drum wenn der Mann kränklich ist, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufsetzt, verliert der Mann den seinigen. Mann und Frau ist aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein seliger Mann, ist sie zugleich eine ganz selige Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist, so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Kaffeehause, oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann immer nur theilweise zu Hause, und, so zu sagen, nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langeweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile bei ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber ein Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus? — Jede Frau existirt nur ein Mal, aber jeder Mann existirt als Duplikat, ein Mal für das Haus und ein Mal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann korrigirt und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano: für die Welt ist er der Diskant, die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe Nichts, als à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe Nichts, als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen gibt es nur ein Mittel: beständige Abwesenheit des Gegenstandes; gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beständige Anwesenheit des Gegenstandes.

Bei den Frauen ist die Liebe die Geschichte der Herzen und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Contometagegeschäft der Herzen. Unsere Männer heirathen jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich ist Mann und Weib dann blos ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heirathen, weil sie sagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! Die Männer heirathen, weil sie sagen: Man kann doch nicht ewig lieben und man muß heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben blos gute Eigenschaften, die Frauen sind die guten Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an; er behandelt die Liebe wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit, und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contre-

mineur und heirathet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit, ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen Alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind.

Mannigfaltiges.

(Die Wichtelmännchen.) „Ich weiß nicht, wie Du es anfängst, daß dein Wohlstand immer mehr zunimmt. Ich versuche alles Mögliche und kann doch auf keinen grünen Zweig kommen. Ich glaube, es geht nicht mit rechten Dingen zu, daß Du so viel Glück hast."

Wenn Du nur schweigen könntest!

„Wie das Grab. Bitte, sage mir, wie Du's gemacht hast."

Ich will Dir gestehen — Du mußt es aber nicht weiter sagen! — daß ich zu meinem Wohlstand durch ein paar kleine Geister gekommen bin, von der Art, die man Heinzel- oder Wichtelmännchen nennt.

„Ich habe mir's immer gedacht. Erzähle weiter!"

Es sind ihrer zwei. Der, den ich schon von Hause mitnahm, als ich auf mein Eigen ging, hieß Sparwas und war von recht unansehnlicher Bildung und von rauhem Wesen. Er war ein recht unruhiger Geist. Des Morgens ganz früh fing er schon an dergestalt zu rumoren, daß ich nicht mehr schlafen konnte, sondern an die Arbeit gehen mußte. Bei der Arbeit stand er immer hinter mir und trieb mich an, und bei Allem, was ich unternahm, hatte er ein Wort darin zu reden. Ich fügte mich ihm, weil ich der festen Ueberzeugung war, daß er es eigentlich gut mit mir meinte.

„Aber durch den bist Du doch nicht zu Deinem Glück gekommen."

Höre nur weiter! — Nach einiger Zeit nahm ich mir eine Frau, die sich gut mit Sparwas vertragen konnte. Wir lebten sehr thätig und einfach, wovon der Grund war, daß Sparwas immer noch bei uns hauste. Dann, nach vielen Jahren, fand sich ein anderer kleiner Geist bei uns ein, der Habwas hieß und schmuck und ansehnlich aussah. Von dem kann ich Dir viel Gutes erzählen. Er zog sogleich in die Küche und kochte uns besseres Essen, als wir früher hatten. Dann kam er eines Tages und hängte uns den ganzen Kleiderschrank voll neuer Sachen. Dann kaufte er uns noch ein Stück Acker, baute uns ein Häuschen darauf und richtete dasselbe in allen Räumen so allerliebst ein, daß wir sehr mit ihm zufrieden waren. Jetzt, wie er mir sagt, geht er eben damit um, uns auch noch das Grundstück des Nachbarn anzukaufen.

„Das gefällt mir von ihm. — Hör', kannst Du mir nicht auf einige Zeit Deine kleinen Geister ins Haus schicken?"

Ich will sehen, was sich thun läßt. Ich will einmal mit Sparwas reden und dann mußt Du mit ihm reden und dann —

„Nein das paßt mir nicht. Zu Sparwas habe ich nicht viel Vertrauen. — Kannst Du mir nicht sogleich den Habwas ins Haus schicken?"

Wird sich schwer machen lassen. So viel ich weiß, kommt Habwas nie in ein Haus, wo nicht Sparwas vorher gehaust hat.

„Dann ist es überhaupt nichts damit. — Ich glaube jetzt, Du hast mir ein Märchen aufgebunden mit Deinen Wichtelmännchen. — Behalte sie doch beide, ich werde mir schon anders helfen!"

Geh' doch nicht gleich! Bleib' doch! — Er geht — er ist schon fort. — Ja, wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

St. Gallen. In der Nähe der Stadt St. Gallen wurden einem Bauer zur Nachtzeit fast regelmäßig seine Obstbäume geplündert. Um den Dieb zu erwischen, engagirte er letzte Woche eines Abends zwei Knechte, mit denen er die Nacht hindurch auf der Lauer stehen wollte. Jeder der Wächter hatte sich an einen besonderen Ort placirt. Nach einiger Zeit wunderte es den Bauer, ob die von ihm angestellten Leute wachsam seien und nicht schlafen. Kaum in deren Nähe gekommen, drangen sie, in der Meinung, den Obstfrevler vor sich zu haben, auf ihn ein und prügelten ihn weidlich durch. Der Spektakel rief auch die Hausfrau herbei und diese schlug ebenfalls tapfer auf ihren Mann los, den sie bei der Dunkelheit nicht erkannte. Dieser, obwohl wackere Gegenwehr leistend, konnte sich doch der Angreifer nicht länger erwehren und flüchtete sich unter dem Rufe nach Hilfe in ein benachbartes Haus, Frau und Knechte ihm nach und nun klärte sich der Irrthum zum Ergötzen der Nichtbetheiligten und zu nicht geringem Aerger der Betheiligten auf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Donnerstag, 15. Oktober 1868.

Angela.

(Fortsetzung.)

„Angela!" Nur dies eine Wort tönte von den Lippen eines jungen Mannes. Und dies eine Wort zauberte die köstliche, tiefe Röthe auf die weichen, runden Wangen eines Mädchens hervor, wie sie erglüht vor Liebe, die erste reine, in der Brust erwachte. Wer, der das Glück solcher Liebe kennt, kennt nicht auch die Seligkeit, von dem Geliebten zum ersten Male innig und glühend nun bei seinem Namen gerufen zu werden? Wie selig lauschte die Jungfrau dem Rufe Angela! Wie, war das derselbe Name, den sie nun schon siebzehn Jahre trug? so hatte er noch nie geklungen. Sie lauschte bebend, bis sie einen Arm fühlte, der sich um ihre Gestalt legte und sie nahe, nahe an ein klopfendes Herz zog, das den Schlag ihres eigenen stärker gehen machte; bis eine Hand ihr glühendes, gesenktes Gesicht emporhob, daß ihr Auge in die Tiefe eines andern blickte, das so Wundervolles, Ernstes, Beseligendes — ein Lied ohne Worte, aber ein hohes Lied der Liebe — zu ihr sprach. Warum mehr sagen von einem solchen Augenblick? Selig, wem er erblühte und für den sich kein Schmerz der Entsagung oder Reue als düsterer Schatten darüber breitet, wenn die Erinnerung zu diesem geweihtesten Augenblicke des Menschenlebens zurückkehrt.

Angela war die einzige Tochter des Präsidenten von Marbach; dessen durch sein Amt ihm angewiesener Wohnort eine deutsche Stadt. An dem Gerichte, welchem Herr von Marbach vorstand, arbeitete mit ebensoviel Geist als Fleiß Reinhard Dahlfeld. Der Präsident schätzte ihn als seinen besten Arbeiter, als einen ausgezeichneten Charakter, als einen angenehmen Gesellschafter. „Er wird Carrière machen!" sagte er überall, seiner Gattin gegenüber, die den jungen Mann mit besonderer Vorliebe betrachtete, aber er fügte noch Einiges jenem Aufrufe bei: „Schade, daß er nicht reich, noch trauriger, daß er nicht adelig ist!"

„Geist und wackeres Streben helfen auch zum Ziele," erwiederte Frau von Marbach dann gewiß.

Ebenso gewiß lächelte dazu ihr Gatte, leise das Haupt schüttelnd, und oft entgegnete er: „Reichthum und Adel sind ächte Wünschelruthen, sind passepartout von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang."

Eine lange Weile hatte es so ziemlich bei ähnlichen Gesprächen, den jungen Dahlfeld betreffend, sein Bewenden. Aber als der scharfe, treue Blick der Mutter eine aufkeimende und wachsende Neigung zwischen ihrem Kinde und Reinhard gewahrte, vermied sie dieselben. Sie wollte den Gatten zu keinem Widerspruch reizen und so gegen eine mögliche Verbindung einnehmen, die ihr nur Glück zu bieten schien. Sah er denn nicht gleich ihr dies Suchen und Finden, dies erwachende Gefühl der jungen Leute? Wenn er es hindern und untersagen wollte, er, dessen Vaterwort der Machtspruch zukam, so sprach er sicher. Aber er sprach nicht; er ließ die Sache gehen und so ward aus dem Keime eine liebliche Knospe, aus ihr eine volle, erste Blüthe der Liebe, die mit berauschendem Dufte sich erschloß, als in jenem schönsten Augenblicke stillen Zusammenseins „Angela, meine Angela!" über Reinhards Lippen zitterte.

Wie selig sie waren! Fast eine Stunde zog mit raschem Flügelschlage über ihnen dahin, ehe sie sich erinnerten, daß es eine Welt und in ihr Menschen gäbe.

„Meine Mutter!" rief da plötzlich das junge Mädchen. „Reinhard, sie muß unser Glück wissen; sie wird Dich lieben wie einen Sohn; ich denke, sie thut es schon." Der junge Mann lächelte glücklich. Er wußte, das Herz der Präsidentin sprach für ihn.

„Nun habe ich zwei Mütter, zwei der edelsten Frauen werden unsern Bund segnen," sagte er.

„Erzähle mir von der Deinen," bat Angela; „ich liebe sie schon so sehr."

„Die ganz besondere Freude meiner Mutter und ihr alleiniges Besitzthum war, zu Zeiten unseres Reichthums, ein kleines Orangeriehaus. Die köstlichsten Bäume, mit tausend ihrer weißen, süßduftenden Blüthen, standen da, und dieser Duft, wo er auch über mich ausströmt, wie fern ich auch der Heimath sei, zaubert ihr Bild, das meiner Mutter vor meine Seele; denn er umgab meine Mutter überall. So, wie ich, fühlte mein kleiner Bruder, dies begabte feurige Kind, Aller Liebling, das Gott schützen möge, denn in ihm schlummern die Keime zu allem Edlen, wie die Möglichkeit zum Verderben!"

„Warum?" unterbrach Angela erschreckt den Geliebten.

„Er ist ein leidenschaftliches Gemüth und er verliert leicht die Herrschaft über sich selbst. Und doch liebe ich ihn mit aller Kraft; ich weine manchmal wie ein Kind. Ich glaube, ich könnte einen Todfeind an's Herz drücken, hätte er Georg aus irgend einer Noth gerettet. Als nun auch das schöne Orangeriehaus unter den Hammer kommen sollte, schlich Georg in der Nacht an mein Bett und flüsterte in mein Ohr: „Müssen wir unsere Sparpfennige auch hergeben?"

„Warum, Kind, ich denke nein."

„O, dann lasse uns zwei Orangenbäume davon für die Mutter erstehen. Soll sie ihre liebste Freude ganz verlieren?"

„Ich küßte gerührt des Kindes Lockenkopf," sprach Reinhard, „und wir thaten, was sein Herz ersonnen. So schmückten zwei Bäume, wo einst hundert, die neue Heimath der Mutter, die oft, wenn sie den süßen Duft einsog, die Hand auf Georgs Haupt legend, sagte: „Möge Dir Segen aus Deiner Liebesthat blühen, so viel als Blüthen aus den Bäumen, die mir so theuer sind."

„Und gelang es Deinem Vater wieder, empor zu kommen?" frug Angela.

„Im Laufe von acht Jahren waren seine Schulden alle getilgt; doch sein Fleiß hätte das nicht allein vermocht. Meiner Mutter fiel eine reiche Erbschaft zu; sie zögerte keinen Augenblick, sie meinem Vater völlig zur Verfügung zu stellen. Ich war erwachsen und Georg noch ein Knabe; und doch zog er uns Beide zu Rathe. Wir verzichteten auf den Vortheil, wenn das Geld uns zugeschrieben ward. Die Familienehre galt uns höher. So sicherte der Vater unserer Mutter und uns eine kleine Summe; die große wurde zu dem genannten Zwecke verwendet.

„Diesen Tag reinster Freude vergesse ich nie! Wieder begann ein neues Leben. Nun arbeitete unser Vater, nach langer Zeit der Unterordnung und Dienstbarkeit, er, der ergrauende Mann, auf eigene Rechnung. Es schien ihm überall Segen zu folgen und sorglose Freude blühte wieder um uns auf. Ich ging zur Universität; Georg, voll Begabung für die Kunst, durfte nun später seinem Talente folgen, Pinsel und Palette zur Hand nehmend. Er versprach Ungewöhnliches zu leisten, und der Gedanke: in kommenden Jahren die Düsseldorfer Schule besuchen, sich unter den größten Meistern der Kunst weiter bilden zu dürfen, schien seinem Feuergeiste die Krone des Glückes." Reinhard hielt inne und deckte die Hand über die Augen.

Angela sah fragend empor. „Und dann?" sagte sie.

„Dann kam der Tod und verhüllte Alles mit Trauerschleiern. — Mein Vater starb plötzlich. Lasse mich rasch und leise über diese Zeit hinweg gehen, Geliebte. Wieder erkannte ich in meiner Mutter die Edelste ihres Geschlechtes. Sie wurde eine Wittwe, wie Gott sie will."

„Und Du, mein Reinhard, bei aller Jugend eine feste Stütze und dem jungen Bruder ein väterlicher Freund; ich weiß es ja, so wenig Du davon sprichst. Ach, Du Starker, wie ich Dich liebe, wie fest ich die Hand halten will, die so sicher leitet! Und Du mußt mich leiten, Reinhard! Ich bin nicht wie Deine Mutter; ich bin so schwach, — ich glaube fast eitel." —

Reinhard lächelte, wie ein Mann so holden Worten und Versicherungen einer reizenden, kindlichjungen Geliebten gegenüber fast stets thun wird. Er fand sie süß und gut in diesen demüthigen Bekenntnissen. War diese Offenheit, dies jungfräulich Demüthige, nicht die schönste Bürgschaft für alles Edle, was da in diesem Herzen keimte und sicher erstarkte? Wie hätte seine Liebe an ihrem Werthe und Werden gezweifelt? Er küßte jede Anklage fort und so kam der Seufzer: „Ich bin ein Kind der Welt!" nur wie ein Hauch über ihre Lippen, wie hätte sie in seiner Seele nur einen Gedanken der Unruhe wecken, ihn nur einen Moment zu ernsterem Nachdenken anregen können?

„Und nun bist Du Assessor," lachte in raschem Uebergange von Ernst zur Fröhlichkeit Angela. „Da läßt der „Rath" sicher nicht lange warten. O, so soll ich denn auch einmal eine Frau Räthin werden? Aber noch schöner klingt: Frau Präsidentin."

Angela hielt eine Weile inne und Reinhard sah, beglückt über das anmuthig neckende Wesen des

Mädchens, auf sie nieder. Eine tiefere Röthe zog über ihr Gesicht.

„Du bringst es sicher bis zum Minister und dann werde ich eine Excellenz! Das möchte ich wohl, und köstlich wäre es, wenn meine Locken dann noch blond leuchteten, nicht silbergrau. Eine junge Excellenz, wie interessant muß die scheinen!"

Angela sprang auf, in die Hände klatschend. Sie stand gerade vor dem Spiegel; würdevoll neigte sie sich, über ihre Schulter Reinhard zuflüsternd: „Das wird ein Kompliment à la cour!" Und nun schaute sie mit komischem Pathos ihr Spiegelbild an und sagte, als sie sich am tiefsten neigte, „Excellenz."

Warum ging nun plötzlich ein leiser Schatten über Reinhards Züge? Er wußte es kaum, und er verwehte, so schnell als er gekommen, dann wieder; fröhlich und glücklich, alle Hoheitsträume vergessend, wandte sich Angela, und sich an ihn schmiegend, sagte sie: „Mein Reinhard!" Jede Sorge flog wie ein Hauch davon. Ja, die Geliebte war ein Kind; gerade das entzückte den ernsten Mann, gerade darum liebte er sie.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn ich eine Frau wäre.

(Aus dem Englischen.)

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich immer die Aufgabe vor Augen haben, welche die Natur und die Gesellschaft meinem Geschlecht gestellt haben, deßhalb über die Schwächen mich zu erheben versuchen, denen wir nur zu oft unterliegen, und mich bestreben, meinen Geist zu bilden und mein Herz zu stählen.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich die gemeinen und gewöhnlichen Huldigungen verschmähen, die meiner Körperschönheit oder den Reizen gelten, die ich meiner Schneiderin oder Putzmacherin verdanke, und nur die Männer beachten, welche so gebildet und so ehrlich sind, von mir Nichts zu erwarten, als einen Tanz und einen freundlichen Blick, nicht aber Gunstbezeigungen, die weder Der eingestehen kann, der sie empfing, noch Die, welche sie gewährte.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich meinen Stolz nicht darin suchen, immer eine Anzahl Schmeichler als eine Art Hofstaat um mich zu haben, ich würde nicht koquettiren, um solche Schmeichler an mich zu ziehen und mich in den Augen anderer und rechter Männer lächerlich zu machen.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich unter allen Umständen einen braven und gebildeten Mann, wenn er auch nicht in den glänzendsten Verhältnissen lebte, demjenigen vorziehen, der Nichts als reich wäre.

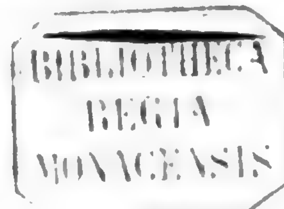
Wenn ich eine Frau wäre, würde ich gegen die lockende Versuchung der Auslagen in den Läden kämpfen, meine Kleidung nicht nach der einer andern Frau richten, die vielleicht reicher oder weniger sparsam ist, als ich, sondern vor Allem nach meinem Stande, meinem Vermögen und meinem Alter; ich würde es deßhalb für eine Sünde halten, die Mitgift meiner Tochter oder Wirthschaftsgeld zu verkürzen, um besser gekleidet zu sein, als eine meiner Bekannten.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mich schämen, einer Mode zu huldigen und mich zu unterwerfen, welche den Umfang und den Preis meiner Kleidung verdreifacht, Alle belästigt, die in meine Nähe kommen, und beweist, daß die von der Natur Vernachlässigten und die Mißgestalteten in unserem Geschlechte die Mehrzahl ausmachen.

Wenn ich eine Frau wäre und ich hätte das Unglück, bemerken zu müssen, daß mein Mann und meine Söhne jeden Abend in den Club oder in das Wirthshaus gingen und mich mit meinen Töchtern allein ließen, so würde ich glauben, sie fühlten sich zu Hause nicht wohl und behaglich, und mich deßhalb mit allem Eifer bemühen, ihnen den Aufenthalt im Hause so angenehm als möglich zu machen, bis sie gestehen müßten und geständen: daheim ist doch daheim!

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mein Herz und meinen Geist nicht durch planlose Leserei verderben; ich wüßte ja, daß die Frauen nirgends in der Welt im Ganzen so geehrt und begünstigt sind, als im lieben Vaterlande, und würde mich deßhalb bemühen, meinen Geist und mein Herz der Höhe unserer Stellung gemäß auszubilden.

Wenn ich eine Frau wäre, wenn ich Mutter wäre, würde ich die Leiden und die Schmerzen, die mir die Natur nun einmal zugetheilt hat, mit aller Geduld und Ergebung hinnehmen, weil sie mehr als aufgewogen werden durch die Freuden, die nur wir genießen, und so würde ich in Frieden dem Verblühen meiner Schönheit, den grauen Haaren und dem Alter zwischen der Liebe meiner Kinder und der Achtung und Verehrung meines Mannes entgegen gehen.



Mannigfaltiges.

(Ein Mittel, Zukünftiges zu erfahren.) Hierzu gibt ein großer Gelehrter und Sternseher folgende Anweisung. „Die Zukunft — sagt er — geht hervor aus dem, was geschieht und was geschehen ist. Wer also hinter die Zukunft kommen will, der muß erstens früh aufstehen und die Augen überall offen haben; dann sieht er viel. Zweitens muß er möglichst viel zu lernen suchen, um das zu erfahren, was nicht zu sehen ist. Drittens muß er rechtschaffen leben, um das, was er gesehen und gelernt hat, richtig beurtheilen zu können. Denn wen Leidenschaften und Begierden beherrschen, der kann nichts mehr deutlich erkennen. Wer aber so thut, wie ich angab, der wird immer so viel von dem Zukünftigen wissen, als ihm nützlich und lieb ist, und er wird nicht auf den Gedanken kommen, sich von häßlichen alten Weibern aus dem Kaffeegrund oder aus den Karten wahrsagen zu lassen. Denn die alten Weiber können meistens nicht recht gut mehr sehen und die Karten sind sehr verlogen, und was den Kaffeegrund anbetrifft, so steht es fest, daß aus einem vollen Weinglase mehr herauszusehen ist, als aus einer leeren Tasse."

(Moralische Diebe.) Im Westen fangen die Diebe an zu moralisiren. In Detroit Mich., schrieb einer von der langfingerigen Zunft an die Frau des Hauses, aus welchem er alle die silbernen Geräthe gestohlen hatte: „Erlauben Sie mir gefälligst, Ihnen den Rath zu geben, daß Sie sich in Zukunft mit billigen Löffeln begnügen und Ihren Ueberschuß an Geld für die Sache der Humanität und des Christenthums verwenden." Ein Geistlicher könnte auch nicht anders schreiben.

In das Stammbuch eines Mädchens,
das lieber ein Mann geworden wäre.

Von Ottilie Wildermuth.

Klagst du leise, daß hienieden
Dir ein Frauenloos beschieden?
Neidest du des Mannes Streben
Und sein freies, keckes Leben?
Laß das Beste dir bescheeren,
Was am rechten Mann wir ehren:
Freien, guten, festen Willen,
Kraft und Muth, ihn zu erfüllen,
Feste Treue, fort und fort,
Daß wie Gold dein schlichtes Wort,
Lust, zu graben nach dem Quell
Edlen Wissens rein und hell. —
Füg' dazu in Ernst und Scherz
Warm und treu ein Frauenherz,
Liebevolles Frauensorgen,
Das da segnet still verborgen,
Stilles, heiteres Ergeben,
Was auch bringe dir das Leben; —
Du und and're werden nie dann klagen,
Daß in dir kein Mannesherz geschlagen.

Charade.

(Dreisilbig, nicht ganz korrekt getrennt.)

Wenn dir der Liebe Sehnsuchtsdrang
Das heiße Herz durchzog,
Dann war's wohl, daß der ersten Klang
Oft von den Lippen flog;
Daß aus dem schwärmerischen Sprüh'n
Des Aug's sie mächtig sprach
Und daß im feurigen Erglüh'n
Des Wortes Deutung lag. —
Hat dich der Dichtung Genius
Berührt mit seinem Hauch,
Entflammt dich wohl der Liebe Gruß
Zu den zwei letzten auch. —
Du siehst, in dieser Trennung steckt
Ein wenig Poesie,
Doch scheid' die Silben nun korrekt,
Alsbald verschwindet sie;
Dann stellt das letzte Silbenpaar
Sich Vielen prosaisch vor
Und klingt zum Theil der Männerschaar
Nicht angenehm ins Ohr.
Dagegen leider glüht dafür
Das „schönere Geschlecht"
Zum Theil weit über die Gebühr,
Was oft sich bitter rächt. —
Was durch die letzten zwei entsteht,
Manchmal im Ganzen steckt;
Vielleicht, daß, wenn ihr um euch seht,
Ihr es sofort entdeckt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Samstag, 17. Oktober 1868.

Angela.

(Fortsetzung.)

Und nun trat ihre Mutter ein. Sie war glücklich mit den Verlobten. Aber der Vater? Alle überkam ein unsicheres Gefühl, als sie Dessen gedachten. Doch Reinhard hatte keine Ruhe in seinem Glück, ehe er nicht dem Präsidenten wahr und offen seine Werbung kund gethan, all' seine Verhältnisse dargelegt hatte. Auch dieser schwere Moment ging vorüber. Der Präsident sprach viel von Hochachtung und Vertrauen, von Carrière und geistigem Streben, — er sprach ganz herrliche Worte; er war der Liebe der jungen Leute nicht abhold, allein — er wünschte noch keine öffentliche Verlobung; er war ein Feind eines langen Brautstandes. Sie sollten Beide frei bleiben.

„La liberté rend fidèle," sagte er. „Und überdies ist Angela noch ein Kind fast an Jahren; gewiß dem Wesen nach; sie muß sich erst selbst erkennen und in sich fest werden lernen." O, der Präsident war sehr wortreich, sehr freundlich; aber — Reinhard hätte ganz Anderes bedurft, um sich wahrhaft glücklich und ruhig fühlen zu können. Ihm war, als sei die Geliebte so kaum halb sein. Aber — sollte er sie denn nicht ganz und völlig erringen können? Besaß er doch dazu Aussichten, ihre Liebe, der Präsidentin Neigung und Gunst. Also Muth! Der neue Assessor wußte, daß ihn bald eine Versetzung aus der Nähe der Geliebten führen würde; so suchte er denn mit erhöhtem Eifer jeden Moment auf, den er noch mit ihr zusammen sein konnte. Das waren kurze, aber sonnige Stunden, die ihnen so noch gehörten. Aber auch die duftigste Blume entblättert und die schönste Zeit sinkt unter im ewigen Wechsel des Lebens. Die Trennung kam. Angela weinte sehr viel und dachte nun keinen Augenblick mehr froh sein zu können; sie versprach ewige Treue. Ihr junges Herz, noch ungeschult im Entsagen und geduldigen Harren, meinte brechen zu müssen. Reinhard, selbst schmerzlich bewegt und bei allem Glücke nicht blind gegen einen Schatten, der es zu verdüstern drohte und der ihm stets von dem Präsidenten auszugehen schien, mußte die in Thränen aufgelöste Geliebte trösten, ermuthigen. Er that es mit Erfolg. Angela's leicht bis zur Exaltation erregtes Gemüth wurde immer besänftigt unter dem liebevollen, ruhigen Ernst Reinhards.

„Wahren Sie mein Kleinod, schützen Sie unsere Liebe." Mit diesen Worten legte der junge Mann die schluchzende Geliebte aus seinen Armen an das Herz der Mutter. Und als sie den Thränenstrom getrocknet, der ihr sein Bild wie in Nebel hüllte, als sie ihn noch einmal anschauen wollte, war er fort.

Wer weiß es nicht, wie herb Trennungsschmerzen zu tragen sind? Angela sollte nun in der Schule des Lebens, neben den lichten Farben der Freude, auch die dunkleren traurigen Sehnens und Entbehrens kennen lernen. Allein die Mutter half treulich. Sie zog sie noch näher an ihr Herz und erschloß ihr die schöne, stille Welt des Weibes, in der es für die Familie, für Anderer Wohl und Wehe, für Arme und Leidende schafft und wirkt. Angela ging mit Eifer an Alles, was sie zerstreute; wie hätte ihr weiches Herz nicht erglühen sollen für die schönen Lehren der Mutter? Und dann der Briefwechsel mit Reinhard! Freilich, er war ein kurzer Ersatz für das Beisammensein, allein doch ein Trost; eine stete Spannung und Anregung. Als nun der Geliebte wünschte, sie solle ein Tagebuch führen, wo sie jeden Gedanken, jede seelische und geistige Regung niederlege und ihm das Buch von Zeit zu Zeit senden, und sie möge das beifolgende dazu gebrauchen; da kam wieder eine neue Thätigkeit in dies junge Leben, das unter dem Einfluß der Liebe sich immer frischer und reicher zu

entwickeln begann. Angela hob das Buch jubelnd empor in lauter Freude, die noch erhöht wurde, als sie auf den ersten Blättern das Bild des Geliebten, dann das seiner Mutter und seines kindlichen Bruders entdeckte. Ja, sie begann da hinein zu schreiben Alles, was sie that, dachte, fühlte. So wollte es Reinhard und er blieb glücklich, so lange das Buch, dieser trostvolle Liebesbote, von Einem zum Andern pilgerte und sein Inhalt Angela's Innerstes rein wie Krystall abspiegelte. Wenn die Mutter und der Geliebte dem Mädchen die Trennung erleichterten und in ihrer Weise auf sie einwirkten, so that es ihr Vater auch, aber in seiner Weise, und die war eine ganz andere.

Der Präsident hatte wohl in der Tochter Verlobung gewilligt, doch — mit einem gewissen Vorbehalt. Angela ist zu jung, Reinhard noch lange nicht das, was ich ihr, um sie in der Welt glücklich zu wissen, wünschen und schaffen muß; darum darf sie nicht fest gebunden werden. So dachte, darnach handelte der Präsident. Er that Alles, seine junge, schöne Tochter mit der Welt und ihren Freuden in Verbindung zu erhalten; Alles, jede Möglichkeit eines wirklichen Glückes ihr nicht zu entfernen, denn dem weltklugen Manne dünkte das, was ihr geistiger und Herzensverkehr mit Reinhard bot, doch nur ein ideales. Aber wenn der Präsident so dachte, warum hatte er nicht ein entschiedenes „Nein" für Reinhards Bitte gehabt? Weil er durchdrungen davon war, der junge Mann mache einst Carrière; weil er wußte, daß, wenn ihm das Glück wohlwollte, ihm einst die Renten einer Familienstiftung zufielen, da schon drei junge Männer, die vor ihm ein Recht darauf hatten, eines plötzlichen Todes starben, und der letzte derselben unheilbar krank sein sollte, und weil, kam Reinhard wirklich zu großem Vermögen, er doch nicht so thöricht sein würde, den Adel abzulehnen, der ihm auf des Präsidenten Verwenden unbedingt zuertheilt würde. Gingen nun diese drei zu hoffenden „Einst!" nicht zu spät in Erfüllung, was hätte dann Herr von Marbach an seinem Schwiegersohne Dahlfeld, — einem von Dahlfeld — auszusetzen gehabt? Also die Sache konnte ja still und mit einem schicklichen Vorbehalt einstweilen seinen Lauf gehen. Und währte es zu lange mit der Realisirung jener spekulativen Hoffnungen des Präsidenten, nun — dann fand sich schon das Nöthige, das Lebensschifflein Angela's in das richtige Fahrwasser zu bringen. Zudem kannte Herr von Marbach den leicht beweglichen Sinn seiner jungen Tochter besser als ihr Herz und hoffte darauf, wenn er, wie er es nannte, das Unvermeidliche doch vielleicht thun mußte. So sorgte er denn dafür, daß sie „ihre Jugend genoß". Seine Stellung verlangte, daß er und die Seinigen im Verkehr mit der großen Welt blieben. — Wie viel wirkte nun auf Angela ein: Edles und Nichtiges; und die Wogen dieses reichen Lebens hoben und senkten Geist, Herz, Seele und — flüchtigen Jugendsinn. Aber sie liebte und sie hatte eine treue Mutter. Da fehlte es nicht an innerem und äußerem Schutz. Doch um die Sonne ihres Daseins begannen sich nach den ersten zwei Jahren ihrer Liebe, die so schön dahin flossen, Wolken zu lagern; die Mutter erkrankte. Sie gehörte zu jenen Frauen, die schön sind durch eine liebliche Röthe der Wangen, und doch, wer diese Rosen kennt, blickt sie mit ahnungsvollem Mitleid an, denn es sind Grabesrosen. Sie schaute mit so köstlich glänzendem Auge um sich, daß man meinte, es sei eine Freude, diesen strahlenden Glanz zu betrachten. Ach! es war schon ein Schimmer der Engelsglorie, die sich um die Bewohner des Himmels wölben soll. Die Präsidentin begann zu husten. Es wäre gut gewesen, wenn die sogenannten Pflichten ihrer Stellung ihr nun Ruhe gelassen hätten; allein davon hatte Herr von Marbach eine wunderbar hohe Meinung. Was wurde aus den feinen Zirkeln ohne ihn und die Seinen? Was aus ihm und Angela ohne Gattin und Mutter würde, der Gedanke trat dem weltlich-stolzen Manne noch lange nicht nahe.

Noch wanderte Angela's Tagebuch, das täuschend dem glich, in dessen Lesung sich die blonde Frau im Hotel zu Ems vertiefte, bis Thräne um Thräne niederperlte — noch wanderte es zwischen den Liebenden hin und her. Aber es sprachen seine Aufzeichnungen nur überwiegend oft von Schmerz und Sorge. Das Auge der liebenden Tochter, so jung sie auch war, sah schärfer in das beginnende Leid der Mutter und somit in ihr eigenes, als der durch tausend andere Dinge beschäftigte Vater, der deßhalb eines Tages ziemlich unangenehm von dem Ausspruche des Arztes überrascht wurde: „Für Ihre Frau Gemahlin muß etwas Ernstes geschehen."

Der Sorglosigkeit folgte ein peinlicher Schreck. Als die Jahreszeit warm wurde, trat die Präsidentin mit Angela eine Reise nach Ems an. Das junge Mädchen und Reinhard hatten sich lange nicht gesehen; da fiel die Möglichkeit eines Wiedersehens wie ein leichter Strahl in die trübe Zeit, die hereinbrach. Die Stadt, in welcher der junge Dahlfeld wohnte, der, so angestrengt er arbeitete, so sehr ihn seine Vorgesetzten schätzten, doch immer noch Assessor war und wohl noch Jahre lang sein konnte, lag auf dem Wege, welchen die Reisenden zu passiren hatten. Wenn die Liebenden, als sie sich nach

fast dreijähriger Trennung wieder umschlungen hielten, geahnt hätten, was ihrer harrte, um sie nun noch viel, viel länger, um für immer sich zu trennen! Arme, schwache Menschennatur, armes, leicht irrendes Menschenherz!

Sie schieden nach kurzem Zusammensein mit erneuten Versprechungen der Treue und des Ausharrens; und Raum wie Zeit legten sich zwischen sie. —

Angela saß darnach lange stumm neben der leidenden Mutter. Sie dachte an Reinhard und — so wohlthuend seine milde Weise, so süß des ernsten Mannes Liebe ihr gewesen, so stieg doch dann und wann ein Seufzer aus ihrer Brust. Warum denn? Sie war schon drei Jahre verlobt; welche lange Zeit! Und nun hatte Reinhard ihr tief und fragend in die Augen sehend, gesagt:

„Meine Rahel, wirst Du Geduld der Liebe haben, wenn ich, gleich Jakob, sieben Jahre um Dich dienen müßte?"

Wie sie erschrocken war bei dem Gedanken: sieben Jahre! Sie meinte, dann sei sie alt, und es wurde ihr bange; und wie sie dann noch mehr erschrack, als Reinhard sie fast traurig anblickte, und sie sich fast schämte dessen, was sie empfunden und sich zürnte; ach, und doch nicht anders konnte! Sie floh vor sich selbst an sein Herz; dort barg sie ihr erglühendes Gesicht und ließ es so lange ruhen, bis sie, wie so oft, im raschen Wechsel der Empfindungen, der Hoffnung Raum gab: so lange währe es nimmermehr, bis Reinhard „Rath" sei; früher, das wußten Beide bestimmt, ließe der Präsident keine Verbindung zu. Und als sie bei dieser freudigen Hoffnung angelangt, hob sie den Kopf und sah wieder lächelnd, lieblich, wie ein Kind, dem Geliebten in das Auge. Da floh auch vor seiner Seele die Wolke des Kummers, denn er hatte erschreckend einen Blick des Verständnisses in ihr Herz zu thun gemeint; sie übte den alten Zauber über ihn; er wurde wieder ruhig, sie wieder hoffnungsreich, so lange sie bei einander waren.

Aber nun war die Trennung gekommen. Angela sann im Wagen und seufzte und — empfand denselben Kummer wie gestern. Er war ja nicht da, ihn mit dem Blick und Wort der Liebe zu lichten. Und Reinhard saß daheim und sann, die Stirne in die Hand gelegt, die sonst so ruhig arbeitete. Tiefer Ernst lagerte in seinen Zügen.

Wenn sie mich nicht genug liebte? Wenn ich mit aller Stärke meiner Liebe nicht fähig wäre, ihr das Glück zu bieten, das sie mit ihrer Eigenthümlichkeit und Lebensgewöhnung bedarf? fragte sich Reinhard.

Stunde um Stunde verrann ihm in stiller, geistiger Qual, bis er sich aufrüttelte zur Arbeit und in ihr sich kräftigte. Es war auch darin ein wesentlicher Unterschied zwischen den Liebenden; wo Reinhard zur Arbeit und geistigen Anstrengung seine Zuflucht nahm, Schweres zu überwinden, schüttelte es Angela wie einen unerträglichen Druck von sich und nahm Zerstreuung, Vergnügen zu Hilfe, ohne das, was sie quälte, vorher bis zu klarem, völligem Erkennen durchdacht zu haben. So fand sie nie das Mittel, dem Leid kräftig entgegen zu treten und es auf irgend eine Weise zu beenden für immer.

Als die Reisenden in Ems ankamen, als sie in schönen Räumen des Hotels, in denen jetzt eine ernst und still gewordene Frau unter blitzenden Juwelen in einem Buche mit blaß gewordener Schrift liest, wohnlich eingerichtet waren, floh der letzte Rest von Kummer über Reinhards weite Aussichten aus Angela's Seele. Der Mond glänzte wie heute zum Fenster herein; die Lahn kräuselte ihre kleinen Wellen, daß der Kahn am Ufer wie eine Wiege sanft hin und her schaukelte; die Luft wehte so mild und erquickend, daß die Mutter sie tief in die kranke Brust einzog und versicherte: „Hier werde ich gesund!" Und wie schön hatten die Burgen und alten Vesten von ihren steilen Höhen niedergeschaut, wie stolze Schiffe der Vater Rhein getragen, als Mutter und Tochter den reizenden Weg von Koblenz bis Ems fuhren. Waren das nicht Gründe genug, die stets elastische und springende Empfindung des Mädchens, leicht wie die Sonne, leicht wie die Luft zu machen. Da war es denn Angela's Wesen nur natürlich, daß sie gar bald einen Brief, so warm und innig, so hingebend und zärtlich an den Geliebten schrieb, daß auch für ihn wieder Glück und Hoffnung, ja Glauben an ihre Kraft und Ausdauer in die Seele zog. Und so war bei ihnen für eine Weile wieder Alles gut.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Anekdote aus Weber's Leben.

Der große Kompon ist verfiel eines Tages auf den sonderbaren Einfall, sich für todt auszugeben. Die Sache hing so zusammen: Obgleich noch jung, stand Weber doch bereits hoch unter den Künstlern seines Vaterlandes und seiner Zeit. Sein N me war außerordentlich populär und seine mit dem Stempel des Genies bezeichneten Werke hatten ihm die Bewunderung aller ausgezeichneten Musik-

kenner in Europa erworben. Wie es aber immer zu geschehen pflegt, so war er auch desto mehr dem Neide der Mittelmäßigkeit ausgesetzt, je weiter sich der Ruf seines Talentes verbreitete. Weber war außerordentlich empfindlich gegen die Angriffe der Kritik, und wiewohl er sich das Ansehen gab, seine Neider zu verlachen, so sah er seine Ueberlegenheit doch nicht ohne ein geheimes Mißbehagen und tiefen Unwillen in Zweifel gezogen. Die Diatriben des erbärmlichsten Feuilletonisten waren für ihn eine Marter, und die Stiche der gemeinsten literarischen Wespe raubten ihm die nächtliche Ruhe. So reizbar er indeß war, so war es ihm doch gelungen, die Myriaden obskurer Kritiker, deren Unfähigkeit in der Beurtheilung musikalischer Leistungen anerkannt war, zu verachten, und nur einer noch war Gegenstand seiner Schrecknisse; dies war ein gewisser Müller, der die Theaterkritiken in der Leipziger Zeitung schrieb. Die Urtheile dieses Müller hatten bedeutende Autorität, nicht nur unter den Kunstkennern, sondern auch in der Künstlerwelt selbst. In mehrfacher Hinsicht verdienten sie diesen Erfolg, denn der Kritiker unterschied sich, wenn auch nicht in Urbanität der Formen, so doch durch sein ausgezeichnetes Schriftstellertalent und die Tendenz seiner Bemerkungen über musikalische Gegenstände sehr vortheilhaft von der Mehrzahl seiner Kollegen; aber neben diesen Vorzügen fand sich ein sehr arger Mangel, der den Glanz jener verdunkelte. Müller trieb seine Strenge mitunter bis zur Ungerechtigkeit; beißend, kaustisch, fand er ein Vergnügen daran, die glänzendsten Renommés unter seinen Zeitgenossen mit den Zähnen zu zerfleischen, und Weber empfand insbesondere schmerzhaft die Wunden der Giftpfeile, welche jener auf ihn abgeschossen hatte, um der Eifersucht irgend eines obskuren Komponisten zu dienen, dem der Ruhm des ausgezeichneten Maëstro im Wege stand. Ohne Unterlaß gequält durch diesen unermüdlichen Bekämpfer seiner Berühmtheit wußte Weber kein Mittel, sich vor ihm zu schützen. Mittelst der Presse mit gleichen Waffen gegen ihn kämpfen, hieß ein Gefecht provoziren, welches zu keinem Resultate führen konnte, überdies würde daraus das Eingeständniß hervorgegangen sein, daß er sich nicht verletzt fühle. Zu Mitteln greifen, welche bei Andern unwiederstehlich gewesen wären, dem Cerberus Etwas in den Rachen werfen, war ebenfalls unausführbar, denn Müller galt für einen unbestechlichen Kritiker. Aus seiner Verlegenheit half sich Weber daher folgendermaßen: Während seiner einige Tage währenden Anwesenheit in einem in der Nähe Münchens gelegenen Dorfe schickte er an die hauptsächlichsten deutschen Zeitungen einen detaillirten Bericht über seinen Tod. Niemand zweifelte an der Wahrheit der Nachricht, die Tagesblätter nahmen die Notiz auf und fügten ihr eine pomphafte Lebensbeschreibung Weber's hinzu; unter allen Blättern zeichnete sich keines durch seinen Enthusiasmus so sehr aus, wie die Leipziger Zeitung. Der in derselben enthaltene Artikel war von Müller selbst geschrieben und unterzeichnet, der, durch das frühe Hinsterben des Maëstro entwaffnet, endlich dem ausgezeichneten Künstler, den er den „Fürsten der deutschen Komponisten“ nannte, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wenige Tage darauf ließ Weber dem Gerüchte von seinem Tode wiedersprechen und kam selbst nach Leipzig, um allen Zweifeln ein Ende zu machen. Wie sehr sich Müller durch die Nachricht von dieser Auferstehung in Verlegenheit gebracht sah, läßt sich begreifen. Er fand sich nun durch das von ihm gezollte Lob gefesselt, und an eine Zurücknahme des in so überaus bestimmten Ausdrücken ausgesprochenen Urtheils war nicht zu denken. Uebrigens zog er sich sehr gut aus der Sache. Er legte fortan seiner bissigen Kritik Zügel an, und bei der ersten Aufführung des „Freischütz“ befand er sich unter den eifrigsten Bewunderern dieses Meisterwerkes von Weber.

Mannigfaltiges.

(Der Brautring.) Schon Plinius sagt, daß von Alters her den neuen Eheleuten der eiserne Ring zum Zeichen der starken und beständigen Treue gegeben worden sei. Denn wie der Ring kein Ende hat, so soll auch der Eheleute Lieb' und Treu' kein Ende haben. Daher wird der Ring an den vorletzten Finger der Hand gesteckt, weil, nach Pellius, von diesem Finger eine Ader zum Herzen, als dem Sitz der Liebe, geht.

Auflösung der Charade in № 121:

Kommode.

(Komm — Ode — Mode.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Dienstag, 20. Oktober 1868.

Angela.

(Fortsetzung.)

Frau von Marbach schien sich die erste Zeit ihrer Kur zu erholen. Angela war so glücklich darüber. Ihr schönes Gesicht wurde es noch mehr durch diesen Ausdruck von Glück und Frohsinn. Sie wurde in dem Weltbade gar bald bemerkt und ausgezeichnet. Es machte ihr Freude; aber noch trübte kein Hauch die Reinheit ihrer Seele. Kindespflicht und die Liebe zu Reinhard legten ihr Fesseln an, jeder Ausschreitung im Vergnügen zu wehren. Frau von Marbach hätte gern dem jungen Kinde, dessen erster Ausflug in die Welt, in die höchsten, vornehmsten Kreise der Gesellschaft durch die Reise nach Ems herbeigeführt wurde, mehr Zerstreuung gegönnt. Sie beging die Thorheit der Mutterliebe, dies einmal auszusprechen; das war genug, eine Fürstin, eine Gräfin und irgend eine Excellenz, die Wittwe eines alten Generals, zu gleicher Zeit für den Gedanken zu exaltiren, das mütterliche Protektorat bei der jungen Schönheit Angela's zu übernehmen. Gibt es viele Frauen, die aus reiner Gutmüthigkeit solche mütterliche Pflichten auf sich nehmen, so gibt es deren nicht minder, die eine unbesiegbare Eitelkeit dazu leitet. Verblühte ihr Lenz, ging die Sonne ihrer Schönheit unter, warum sich nicht den Strahlen einer neu aufgehenden nahe zu stellen, um, davon mit erleuchtet und so dem Auge der Welt noch einmal vorgeführt, von ihr bemerkt zu werden? Nicht oft, aber doch zu oft, genoß Angela Vergnügen ohne das treue, überwachende Auge der Mutter. Doch immer noch schrieb Angela in ihr liebes Buch Alles und Jedes an Reinhard. Er erfuhr von der Fürstin, wie kostbar ihr Schmuck, wie entzückend ihre Brillanten seien; aber glücklich schiene sie doch nicht, sie habe ihre Hand ohne ihr Herz vergeben müssen! Er wurde bekannt mit den Staatsroben der Gräfin ebenso, wie mit ihrem eitlen Wesen, das Angela einen warnenden Spiegel vorhielte, sagte sie in ihrer wunderbaren Offenheit. Ebenso plauderte sie über die Excellenz, und so sah Reinhard keine Gefahr für die Geliebte, der er jede Freude von Herzen gönnte.

Wieder waren Wochen vergangen; der Aufenthalt der Präsidentin in Ems mußte verzögert werden, ihr Zustand war schlimmer geworden. Der Arzt nannte das eine Badekrisis. Angela's Briefe wurden sorglicher. Wie Reinhard mit ihr fühlte, wie er so liebe, treue Tröstungen für sie hatte! Nun kam die Zeit, wo ein anhaltender Husten die Präsidentin an das Zimmer, in einen weichen Lehnstuhl fesselte. Angela schrieb: „Von meinen protegirenden Freundinnen bin ich nun getrennt, um nur der wahren, heißgeliebten Mutter anzugehören. Sie bedarf mich auch Tag und Nacht. O, Reinhard, mein Herz ist oft voll Sorge! Könntest Du bei mir sein! — Aber mein Verkehr mit den drei vornehmen Damen hat doch auch sein Gutes gebracht: die Bekanntschaft eines vornehmen russischen Staatsbeamten, der dem Czaren sehr nahe stehen soll. Sein Name ist Orolof, und man nennt ihn hier kurzweg: die russische Excellenz. Dieser Herr nun, weder schön, noch jung, aber, wie ich höre, sehr, sehr reich, ließ sich mir, als die Fürstin einmal meine Gesellschaftsmama war, vorstellen. Er hat eine Aehnlichkeit zwischen seiner verstorbenen Lieblingsschwester und mir entdeckt, und dieser Umstand, wie eine warme Theilnahme, die er für Mama's Leiden hegt, haben den unbedingt interessanten und hochgebildeten Mann uns näher geführt, als irgend einen andern der Herrn hier. Was sollte ich auch mit ihnen? Gleicht doch Keiner nur entfernt meinem Reinhard.

„Also die russische Excellenz ist hochgebildet. Er ist Meister der verschiedensten Sprachen und liest wunderschön vor. Da nun die theure Mutter so

wenig als möglich sprechen soll, ist da die Güte Herrn von Orolofs nicht sehr dankbar anzuerkennen, mit der er uns ganze Abende opfert, um aus den schönsten Werken vorzulesen? Er thut, als sei es ihm gar kein Opfer, deßhalb aus den höchsten Cirkeln wegzubleiben, die seine geistvolle Gegenwart schwer entbehren mögen. Da nun der Vater so ferne und Du, mein Reinhard, durch das Uebermaß der Arbeit gefesselt, auch nicht bei mir sein kannst, ach! und mein kummervolles Herz bei dem Anblick von Mama's bleichem, doch oft mit dunkelrothen Rosen geschmücktem Gesicht, ängstlich vor einem Unglück zitternd, das ich gar nicht mit Worten nennen mag, muß ich da nicht dankbar für die unverdiente Sorgfalt dieser alten Excellenz sein?

„Ja, Reinhard, ich glaube, er ist alt; er nannte mich neulich „Töchterchen". Ach! sagtest Du lieber mit Deiner klangvollen Stimme und dem Tone, der so an mein Herz spricht: „Meine Angela!" Wärest Du hier! Aber denke Dir, die Excellenz besitzt köstlichen Schmuck, darunter Brillanten, aus des Czaren eigenen Händen. Zur Unterhaltung ließ er die prächtigsten Juwelen neulich, wo selbst lesen zu hören Mama zu sehr angriff, durch einen alten, bärtigen Russen, seinen Leibdiener, zu uns tragen; natürlich kam er mit. Das war eine Pracht! Es funkelte und flimmerte wie die Schätze, die Aladins Wunderlampe beleuchteten, und ich hatte eine köstliche Freude bei dem Anblick. Mama mußte der Glanz wohl ermüden, sie schlummerte ein. Wir hielten uns still, um sie nicht zu wecken. Aber das langweilte wohl Herrn von Orolof; so nahm er eine kostbare Schnur ächter Perlen und legte sie in meine Locken. Sie drückten mich und während ich sie abnehmen wollte, schlang er mit einer Gewandtheit, die wohl nur einem Hofmanne eigen ist, eine andere Schnur um meinen Arm. Sie legten sich kalt und fest an. „Nicht doch!" rief ich, den Schlummer der Mutter vergessend und den Schmuck von Haupt und Arm schüttelnd, „Perlen bedeuten Thränen!" Mama erschrack und die russische Excellenz sah so eigenthümlich aus und mich an. Freilich, das währte nur einen einzigen Moment; aber in dieser kurzen Zeit habe ich mich gefürchtet vor dem Manne und mir war, als müßte ich Reinhard rufen." —

Es stand noch viel in dem Briefe des Mädchens; aber als der Assessor Dahlfeld bis dahin gelesen hatte, stand er hastiger, als es sonst je in seinem Wesen lag, auf und las lange nicht weiter. Er maß, auf- und abschreitend, die Länge seines Zimmers viele, viele Male. Endlich sprach er leise: Und wenn mein Urlaub an den Himmel gekettet wäre, ich muß ihn herunter holen und zu Angela eilen; sie bedarf Hilfe und Schutz."

Es lag in Reinhards edlem, vertrauendem Charakter keine Neigung zur Eifersucht, keinerlei Kleinlichkeit. Aber jetzt zog eine düstere Möglichkeit vor seiner Seele auf. Wie immer, sann er ernst nach, wo eine ernste Sache vorlag, und dann drang er, wenn es irgend in seiner Macht lag, zum Ziele.

In dieser Nacht kam wenig Schlaf in seine Augen. Er schrieb viel. Zuerst faßte er ein Urlaubsgesuch ab, das mußte morgen an seine Behörde eingereicht werden. Dann setzte er sich zu einem Briefe an Angela nieder. Er vermochte nicht, leicht und flatternd wie sie, von Einem zum Andern zu springen. Was bei ihr als mädchenhafte Grazie entzückte oder Entschuldigung fand, wenn es nur gleichsam die Oberfläche streifte und den Schaum vom Becher Weines nahm, das war bei ihm Alles tief, ernst, Produkt des **Geistes**, durchdrungen von **stetiger**, aber gleichmäßigerer Wärme des Herzens. Und doch fühlte er, wie nöthig es war, überall den rechten Ausdruck, ihrem Verständnisse, ihrem Wesen angemessen, zu finden. Da saß er oft sinnend, um ja recht klar zu sein und sie nirgends zu verletzen; sie zu behüten und doch durch keine direkte Warnung zu reizen. So heiß er sie liebte, so hatte er auch in ihr die Evastochter erkannt. Aber als das im Osten dämmernde Sonnenlicht das matte Licht seiner Lampe überstrahlte, war Alles gethan; und das Wort: „Ich komme, meine Angela, Muth! Die Liebe soll Dich stützen und Dir tragen helfen!" bildete den Schluß seines Briefes. — So vergingen vier Tage; sie mußten mindestens verstreichen, ehe er Antwort auf sein Gesuch erhalten konnte. Da traf eine Genehmigung ein. Eine Woche war er frei, Herr seiner Zeit. So schnell sie verrinnen würde, so dünkte sie ihm doch ein köstliches Gut. Er rüstete sich; und darin, wie fast überall, sind die Männer das bevorzugte Geschlecht; es bedurfte nur geringer Vorbereitungen, sein Köfferchen zu füllen, seinen Reisesack zu schnallen. Die Mode schreibt den Frauen, die sie freilich viel zu bereitwillig zu ihrer Herrscherin erheben, tausend Nothwendigkeiten vor, die sie den Männern erläßt; so ziehen sie denn auch in dieser Weise ungehindert ihres Weges. Eben wollte Reinhard auf den sogenannten rheinischen Bahnhof und sein Herz schlug voll freudiger Erregung der Reise und ihrem Ziele entgegen, da händigte ihm sein Diener einen in dieser Minute angekommenen Brief ein. Ein feiner Orangenduft hauchte ihm entgegen, so fein, daß ihn kaum ein Anderer als Reinhard empfunden hätte. Von meiner Mutter, dachte er. Aber nein, das war seines

jungen Bruders knabenhafte Hand. Die Schrift auf dem Couvert dünkte ihm unsicher. Er riß das Couvert auf, wie starrten ihn die wenigen Worte an: „Reinhard, komme schnell, eile! Unsere Mutter ist zum Tode erkrankt; der Arzt gibt keine Hoffnung und die Theure sehnt sich unaussprechlich nach Dir. Komme, Du mein zweiter Vater, ich bin rathlos und der Schmerz will mich tödten!"

Tief erschüttert lehnte Reinhard eine kleine Weile an dem Thürpfosten. Aber konnte es hier ihm nur das leiseste Bedenken geben? Das Sterbebett der Mutter forderte ihn mit heiligem Ernst. Mit fliegender Eile ging es nun nach dem, dem rheinischen entgegengesetzten Bahnhof, und Tag und Nacht reisend, war er am folgenden Abend an seinem traurigen Ziele. Länger, als der Arzt geglaubt, kämpfte das scheidende Leben mit dem nahenden Tode. Er wich nicht vom Schmerzenslager; aber die ersten Minuten, wo ein kurzer Schlaf die Kranke zu neuem Leiden stärkte, schrieb er, so schonend er vermochte, an Angela: „Ich komme, wenn — der Himmel um einen Engel reicher ist; und das wird er bald sein!" —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

Die großen Erfindungen, die der Menschheit zur Wohlthat gereichen, haben sich stets ihren Weg durch die abschreckendsten Hindernisse und die gröbsten Vorurtheile hindurch zu erkämpfen gehabt. In einem vor ein paar Jahren erschienenen Schriftchen: „Der elektrische Telegraph als deutsche Erfindung", wo Dr. W. Sömmerring dieselbe für seinen Vater, Samuel Thomas von Sömmerring, in Anspruch nimmt und nachweist, wird erzählt, wie der „große" Napoleon, als ihm die Sache vorgelegt und praktisch auseinandergesetzt wurde, wegwerfend geäußert habe: „C'est une idée germanique!" (Das ist so eine deutsche Träumerei!) Die Legung und Sicherung des Verbindungsseiles schien dem Soldatenkaiser zu schwierig und darum wies er die ganze gewaltige Erfindung dumm hochmüthig von der Hand.

Wie derselbe große Napoleon über die Dampfkraft absprach, ist bekannt. Er war in solchen Dingen so klein wie die kleinsten Geister. Heute, wo Telegraph und Dampfkraft den Weltverkehr vermitteln, werden manche mit fast ungläubigem Erstaunen auf die Schilderung der Hindernisse zurückblicken, die man ihrer Anwendung zuerst in den Weg gelegt hat. Eine in London veröffentlichte Schrift, welche das Leben von zwei der größten Ingenieure Englands (Leben von Georg und Robert Stephenson) schildert, gibt darüber mancherlei traurig-komische Aufschlüsse.

Die heftigste Opposition gegen die Einführung von Eisenbahnen erfolgte anfänglich im englischen Parlament — unter den versammelten Vertretern der sog. „Erbweisheit" und des „Gesammtverstandes". Dreimal verwarf das Parlament den Antrag auf Legung der Stockton- und Darlington-Linie, die eine der ersten in England war, ehe sich dasselbe zur Billigung dieses als „toll und unpraktisch" bezeichneten Projektes endlich herbeiließ. Es handelte sich damals vorerst nur um Benutzung der Bahn für Kohlen- und Waarenfracht. Groß war die Aufregung in Darlington, als die Dampfmaschine „Nr. I", die ohne einen Zug fuhr, in einem angestellten Wettrennen mit der alten Postkutsche diese letztere um 100 Ellen schlug! Der „Personenzug" war von den ersten Erfindern überhaupt kaum in Aussicht genommen worden. Noch im Jahre 1821, als man die Liverpool- und Manchesterlinie projektirte, hielt man die Verbringung von Passagieren nur für ein ganz untergeordnetes Item in der Spekulation. Im Jahre 1825 glaubte noch Sir John Harrow rathen zu können, man sollte den Passagierverkehr möglichst im Hintergrund halten, um nicht die Feindseligkeit der Kutscher, Wirthe u. s. w. aufzuregen und dadurch das Unternehmen von vornherein zu ruiniren; „denn," sagte er, „wozu all' diesen Haß aufstören, um vielleicht im Jahre ein paar hundert Passagiere zu haben?" Fast bis zu Thätlichkeiten verstieg die Opposition u. a. auf Lord Derby's Gütern, dessen Feldhüter, dem echten Tory-Instinkt folgend, gegen die Landvermesser gewaltsam einzuschreiten drohten. Wenig hätte gefehlt, so hätte man die Eisenbahn dort, in der einen Hand die Schaufel, in der anderen die Waffe, bauen müssen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Yankee-Blödsinn.) In New-Jersey macht eine Erfindung eigenthümlicher Art Aufsehen. Ein Deutscher, Hr. Vester, hat einen „Sicherheitssarg" erfunden, welcher ermöglicht, daß Personen, welche scheintodt begraben werden, sich selbst aus dem Grabe befreien, oder doch vermittelst einer Klingel die Todtengräber herbeirufen können. Der Sicherheitssarg ist dieserhalb mit einem kleinen Proviantmagazin

und einem weiten Kamin ausgestattet, durch welch letzteren der Begrabene vermittelst einer Leiter ins Freie gelangen kann. Der Erfinder, von dem Grundsatze ausgehend, daß „Thatsachen beweisen", läßt sich vor den Augen einer zahlreichen Zuschauermasse, welche ein anständiges Eintrittsgeld erlegt, buchstäblich begraben. Die Scene geht in einem Biergarten vor sich und zu den Klängen eines wehmüthigen Trauermarsches bringt das Publikum dem Seelentröster Gambrinus reichliche Opfer (wie ginge das auch anders, da Hr. Bester über zwei Stunden im Grabe bleibt und der wehmüthige Eindruck der Trauermusik doch auf irgend eine Weise paralysirt werden muß), bis zum großen Ergötzen der aufgeheiterten Menge der Auferstandene an's Tageslicht kriecht und sich von seinen Bekannten pflichtschuldigst umarmen läßt.

Bis zu welchen Preisen der Grundbesitz in Paris gestiegen ist, beweisen die Verkäufe der Bauplätze eines neuen Durchbruches zwischen dem Platze der neuen Oper und der Rue de Gramont. An beiden Seiten dieser Straße wird der Quadratmeter mit 1500 Fr. bezahlt.

Literarisches.

Oekonomische Fortschritte. Wochenschrift für die Anwendung der Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen auf den gesammten Pflanzenbau, die Thierzucht, die land- und forstwirthschaftlichen Gewerbe und die Hauswirthschaft. Herausgegeben von Dr. Philipp Zöller, o. ö. Professor an der Universität zu Erlangen. Erlangen, Verlag von Eduard Besold.

Der Fortschritt ist überall eines und dasselbe: ein Aufsteigen aus der Finsterniß zum Licht, ein Losmachen von Irrthümern und Vorurtheilen, ein Emporringen aus der Unfreiheit zur Freiheit. Von allen menschlichen Fortschritten, die in den verschiedenen einzelnen Lebenskreisen gemacht werden, empfangen der Staat und die Gesellschaft ihren Antheil; der politische und soziale Fortschritt wächst aus ihnen hervor und wird durch sie getragen. Mit einem unwissenden, abergläubischen und um die nackte Existenz von einem Tage zum andern mühselig kämpfenden Volke läßt sich kein freier Staat aufbauen. Hieraus ergibt sich, von welch' hoher Bedeutung die den Fortschritt vermittelnden Blätter sind. Ganz besonders gilt dies aber dann, wenn sie, wie „die ökonomischen Fortschritte", auf einem weiten und wichtigen Gebiete der Güterproduktion, nämlich auf jenem des Pflanzenbaues und der Thierzucht, und im Bereiche der die Verwendung der Güter zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse besorgenden Hauswirthschaft den erprobten Resultaten der wissenschaftlichen Forschungen und praktischen Erfahrungen Eingang zu bahnen und dadurch die rohe instinktive Empirie in ein bewußtes, mit klarer Erkenntniß der Naturgesetze und deren Anwendung vorgehendes Handeln und Schaffen zu verwandeln bemüht sind. Denn die von den Einzelnen betriebenen Erwerbszweige und deren Haushalten verbinden sich zur Volkswirthschaft, welche zum Staats- und Rechtsleben in der engsten Beziehung steht, indem sie dem Rechte zum weitaus größten Theile seinen Inhalt, dem Staate aber seine Gliederung und seinen Zusammenhang gibt. Wie sehr die „ökonomischen Fortschritte", die am 1. Oktober 1866 zu erscheinen begannen, während ihres nun fünfviertel-jährigen Bestehens ihrer Aufgabe, den „Praktikern die Leistungen der Wissenschaft zu vermitteln und ihnen den Einblick in die den landwirthschaftlichen Betrieb beherrschenden Naturgesetze zu eröffnen, gerecht geworden sind, davon wird sich jeder kundige Leser aus der Durchsicht der bisher vorliegenden Nummern überzeugen. Es war dies auch nicht anders zu erwarten, da der Herausgeber zu unseren namhaftesten Agrikulturchemikern zählt und einer der tüchtigsten und strebsamsten Schüler des großen Justus v. Liebig, des Begründers der Agrikulturchemie, ist, der wir die Klarstellung der Naturgesetze des Feldbaues und die Erkenntniß der verderblichen Folgen ihrer Nichtachtung hauptsächlich verdanken. Wir haben schon zu oft und zu eindringlich, namentlich angesichts der landwirthschaftlichen Krisis, von der in den ersten Monaten des Jahres 1868 so viel die Rede war, auf die große Bedeutung der Intelligenz für die Landwirthschaft hingewiesen, als daß wir nicht ein Blatt, welches sich die Förderung derselben zur speziellen Aufgabe setzt und welches diese Aufgabe, nach unserem eigenen Urtheile und dem zahlreicher rationeller Landwirthe, in so vortrefflicher Weise löst, auf das angelegentlichste empfehlen sollten. In der That, die neue landwirthschaftliche Zeitschrift ist eine reiche Quelle nicht nur der Belehrung, sondern auch des Wohlstandes. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß der Verleger keine Kosten gespart hat, das gediegene Blatt auch äußerlich würdig auszustatten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Donnerstag, 22. Oktober 1868.

Angela.

(Fortsetzung.)

Aber nicht anders, als mit dem Schmerzensschrei ihres eigenen zerrissenen Kindesherzens, hätte Angela Reinhards Brief beantworten können, wäre es ihr überhaupt von Ems aus noch möglich gewesen. Ein Blutsturz war bald nach dem Abend, wo sie die kostbaren Perlen des Russen von sich schleuderte, dem Leben ihrer Mutter gefährlich und bei seiner Wiederholung tödtlich gewesen. Arme, arme Angela! Warum durfte dir Reinhard nicht nahe sein? Die Hilfe, die Fürsorge, die Abnahme aller unsäglich traurigen Nothwendigkeiten, die solch ein Fall, fern von der Heimath, unter Fremden noch viel dringender macht, wer sollte sie dem jungen, tiefgebeugten Mädchen, mit der Unerfahrenheit ihres kaum zwanzigjährigen Lebens, wohl leisten? Reinhard, durch heilige Pflichten fern gehalten, und der Vater auch fern! Er konnte erst, und wenn er mit rasender Eile reisete, am andern Abend eintreffen. Da schien es höchsten Dankes werth, als Herr von Orolof alle die Sorgen auf sich nahm, die ja nur das heilige Recht eines Vaters, eines Geliebten gewesen wären. Und die russische Excellenz sorgte trefflich; die Fürstin und die andern Damen schickten ihre Equipagen, die nun noch interessantere junge Schönheit aus dem Trauerhause, das zu betreten ihnen peinlich war, in ihr Logis zu holen. Doch Angela ging nicht fort von dem Himmelbett mit den langen, weißen Behängen, die eine bleiche, theure Gestalt bargen. Sie hörte Tag und Nacht nur die tröstenden leisen Stimmen ihrer treuen Zofe oder — der russischen Excellenz, bis endlich, endlich der Vater kam! Mit solcher heißen, hilfsbedürftigen Zärtlichkeit hatte sie nie am Vaterherzen gelegen. Der große Schmerz führte sie innerlich näher. Gottlob, daß sie nun nicht mehr so ganz mit Dank, Frage und Bitte nur an Herrn von Orolof gewiesen war. Wie sie verstummte und sich zurückzog — und man fand das in ihrem Schmerz und ihrer Abspannung natürlich — so ging der Präsident dem reichen Manne gegenüber und dankerfüllt aus sich heraus. Der reiche, vornehme Russe und der, diese beiden Prädikate über Alles liebende Deutsche fanden sich in kürzester Zeit bis zu einer gewissen Freundschaft. Ob sich Beide die Sonderinteressen, die sie bei dieser intimen Annäherung leiteten, klar machten, wer weiß es? Es hätte sicher in Beider Wünschen gelegen, noch länger mit einander zu verkehren; allein der Präsident konnte gerade jetzt nicht seine Amtsthätigkeit ruhen lassen; er mußte schleunigst zur Heimath zurück. Doch es wurde ein Briefwechsel beschlossen und ein Wiedersehen ließ sich ja auch wohl zu gelegenerer Zeit bewerkstelligen. Angela ging wie in schweren, bösen Träumen umher. Mutterlos! schreckliches Wort. Und kaum hatten sie die theure Verklärte hinaus getragen und zu ewiger Ruhe gebettet, da drängte der Vater fort, da fand sie sich wieder von sorgender Hilfsleistung des vornehmen Russen so unausweichbar umgeben, und seine Blicke hielten sie so wunderbar wie im Bann, daß das arme, junge Herz vor Angst und Schmerz bebte und sich abquälte. Und Reinhard mußte fern sein, gefesselt und tiefbetrübt durch gleiches Leid.

Wie anders wurde nun, seit der Mutter Tode, das sonst so trauliche Heim für sie! Ach, das treue Herz, die leitende Hand der Verklärten fehlte überall, und der stille, aber stetig auf sein Ziel gerichtete Einfluß des Vaters gewann nach und nach Raum. Der Präsident hatte Reinhard nicht aus den Augen verloren. Er glaubte noch, daß er Carrière machen würde; doch, so schnell er es um Angela's Stellung in der Welt wünschte, die doch nicht verblühen sollte, ehe sie als Braut zum Altare trat, konnte das nicht gehen. Wer konnte das

besser beurtheilen, als so ein alter Jurist. Und auch die Hoffnung ging zu Scheiter, den kranken Präsidenten auf die Renten der Familienstiftung, welcher Dahlfelds Aussichten im Wege stand, durch den Tod beseitigt zu sehen; er war, aller Vermuthung entgegen, gesund geworden. Und für den armen Dahlfeld blieb auch das Glück des Adels verschlossen. War das nun nur in einer Weise eine passende Partie für die schöne, junge, überall gefeierte Angela v. Marbach, die nur zu wollen brauchte, um im Reichthum und hoher Stellung nach einer Fürstin es gleich zu thun und einen glänzenden Platz an einem der glänzendsten Kaiserhöfe der Welt einzunehmen? Fort darum mit all der unhaltbaren Gefühlsrichtung; ein zwanzigjähriges Mädchen muß Vernunft annehmen und an ein praktisches Ziel denken.

So philosophirte, darnach handelte der Präsident, dessen Privatverhältnisse, wovon natürlich Angela keine Ahnung hatte, dem Ruin entgegen eilten. War er doch, was Luxus in jeder Weise anlangte, stets weit über die Grenzen hinaus gegangen, die er als Ehrenmann hätte einhalten müssen. Und — er kam zum Ziele, als er langsam und unermüdlich zwei Herzen lösete, die vereint ein schönes Glück gefunden hätten. Er kam zum Ziele, weil er den Mann frug: ob es sich mit seiner Ehre vertrüge, als Opfer die ganze in Harren und Hoffen verblühende Jugend eines Mädchens anzunehmen, ehe er ein ihrem Wesen und ihren Gewöhnungen passendes Glück zu bieten habe; als er Angela frug: ob sie dem wahren Glücke Reinhards noch länger im Wege stehen wolle durch ein Festhalten an ihm. Ihren Gewöhnungen zu genügen, müsse er eine weit höhere Stellung als jetzt einnehmen, darnach könne er vielleicht noch 6 bis 8 Jahre ringen und seine beste Zeit in angestrengter Arbeit verbringen.

Wenn sie ihn frei gäbe, fände er vielleicht bald ein reiches, bürgerliches Mädchen, das, nun die Jahre jugendlicher Schwärmerei vorüber, ihn recht ruhig und friedlich in geordneter Häuslichkeit beglücken würde.

„Du bist ohne Vermögen, Angela; nur mein Gehalt ist, was wir besitzen. Reinhard ist auch arm und hat nach seiner Mutter Tode die Verpflichtung übernommen, für den jungen Bruder zu sorgen. Das will etwas heißen, da der hochtrabende Mensch durchaus die Künstlerlaufbahn betreten will. Solche Genies, die leicht mit allem Himmelsflug und Götterfeuer tief in irdisches Elend gerathen, immer wieder heraus zu reißen und zu neuem Fluge flott zu machen, das will etwas bedeuten der Kasse und dem Hausfrieden gegenüber."

So und noch viel, was der armen Angela tief ins Herz drang, sprach der Präsident. Ach, wo war die Hilfe gegen solche Einwirkungen auf das gute und doch charakterschwache Mädchen? Was vermag nicht das Vaterwort, dem wir ja doch in Liebe und kindlichem Sinne vertrauen. Und dies Wort malte beredt Unglück aus, wo sie Glück zu geben und zu empfangen hofften.

Reinhard flammte auf in Stolz und Liebe bei des Präsidenten Frage; er harrte auf Angela. O nur ein Zeichen ihrer Liebe und er überwand den Stolz. Aber — das Zeichen blieb aus. Sagte nicht der Vater: sie müsse Kraft haben, um ihn frei zu geben? So fand sie die Kraft zu schweigen. Da lernte es Reinhard auch. Also hatte der Präsident doch Recht? Angela bedurfte Anderes, als er ihr bieten konnte zu ihrem Glück! Schmerz und Stolz, der eines edlen Mannes, kämpfte in Reinhards Seele; der Stolz trug den Sieg davon. So wurden sie frei, die — wie sie glaubten — sich für das Leben, für eine Ewigkeit liebten. So sind schon viele, von ähnlichem Wahne befangen, wieder frei geworden; ob aber auch glücklich? Viele, kaum! — Fragt das schöne, blonde Weib, das in dem Zimmer des Hotels zu Ems sitzt, halb verhüllt von den Molldraperieen des Bettes, das einst die todte Mutter barg. Seht ihre Thränen, die auf das alte, heißgeliebte Buch fallen, aus dem sie ihr Lieben, ihr Wanken, ihr ganzes vernichtetes Herzensglück wieder und immer wieder herausliest. Und die reichsten Juwelen liegen doch um sie her; sie gehörten ihr alle, schmückten sie alle; auch die kostbaren echten Perlen, vor denen sie vor vierzehn Jahren ausrief: „Fort damit, Perlen bedeuten Thränen!" Und es war Wahrheit für sie in diesem prophetischen Wort enthalten gewesen. Kein Glanz, keine Pracht, nicht die Stellung am Kaiserhofe, welche die schöne Gemahlin des Herrn von Orolof, Excellenz, einnahm, konnte das Weh und die Armuth ihres inneren Lebens verdecken. Angela war unglücklich geworden. Nicht ein Tag verging ohne Sehnsucht nach ihrer verlorenen, dahin gegebenen Liebe, als sie endlich klar erkannt, welch ein Gut sie gewesen, welch ein Mann ihr, ach! nicht mehr ihr Reinhard. Vierzehn Jahre waren unter äußerer Pracht und innerem Weh vergangen, in denen sie auch, zu heißem Schmerz, des Vaters Wesen und seine Einwirkungen verstehen lernte. Angela wünschte oft zu sterben, allein man stirbt selten am Herzschmerz und Liebesweh. Das Leben, wie es uns ward, oder wir es uns selbst bildeten, muß eben bis zum Ende getragen werden. Angela lernte auch das. Aber — als sie durch des Gemahls und

des Vaters Tod frei von Fesseln der Pflicht und der Etiquette wurde, da folgte sie der Sehnsucht, ihr geliebtes Deutschland, das an so traurigen Erinnerungen reiche Ems, wieder zu sehen. Und — noch eine andere Sehnsucht zog sie in das Land der Jugend zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

(Schluß.)

Die beleidigendste Behandlung mußte Stephenson erdulden, als er vor dem Parlaments-Ausschuß befragt wurde: „Sie würden," sagte Hr. W. Brougham zu ihm, „durch ihre Idee, eine Maschine zwanzig Meilen in der Stunde fahren zu lassen, die Sache der Verdammung weihen und sich selbst als einen für's Narrenhaus reifen Menschen hinstellen!" Sir Astley Cooper erklärte sich gegen die ganze Idee, Eisenbahnen zu errichten, als eine „abenteuerliche" und „absurde". „Ei, meine Herrn," rief er aus, „wenn solche Dinge geschehen sollen, so werden Sie in einigen Jahren auch den Adel zerstört haben!" Dies schien ihm nämlich das größte Unglück, das passiren könne. Ein andermal nahm ein Dutzend Advokaten ihn vor dem Parlaments-Ausschuß ins Verhör. Einer derselben fragte: „Herr, sind Sie irrsinnig?" Ein anderer: „Sind Sie vielleicht ein Ausländer?" („Foreigner" war damals noch ein bösartiges Schimpfwort.) Lord Derby selbst (zu jener Zeit „Mr. Stanley") forderte die Unterhausmitglieder auf, „diese närrisch und extravagante Spekulation nicht zu dulden". Was der edle Lord wohl heute zu seiner damaligen Eselei denken mag?

In Liverpool setzte ein anderer Wohlweiser — der später zum Regierungs-Inspektor der Postdampfschiffe ernannt wurde! — sein Wort dafür ein, daß, wenn je eine Lokomotive mehr als zehn (engl.) Meilen in der Stunde fahren sollte, er sich anheischig mache, „ein geschmortes Maschinenrad zum Frühstück essen zu wollen". „Ungeheurer Witz beim Jupiter!" wird wohl mancher englische Gardelieutenant ausgerufen haben. Nur ein Enthusiast oder ein Fanatiker, meinte die konservative „Quarterly Review", könne den absurden Gedanken hegen, daß eine Lokomotive zweimal so schnell als eine Kutsche fahren würde. „Wir könnten," hieß es in dem Aufsatz, „ebensowohl erwarten, daß sich die Leute auf einer Congreve'schen Rakete in die Luft feuern ließen, als daß sie sich der Gnade einer solchen Maschine anvertrauen würden."

Heute reisen die Leute auf dieser Congreve'schen Rakete einigermaßen häufig. Im Jahre 1866 fuhren auf den englischen Eisenbahnen 313,699,268, sage dreihundert und dreizehn Millionen, sechsmalhundert neunundneunzig Tausend, zweihundertachtundsechzig Personen. Die „Rakete" platzt freilich manchmal — in neuester Zeit etwas gar zu häufig; gleichwohl sind die Unfälle, im Durchschnitt genommen, verhältnißmäßig gering. Ein Witzbold, in welchem offenbar die irische Ader stark schlägt, hat berechnet, daß die Aussicht, gehängt zu werden (von der doch Jedermann glaubt, daß sie ihn gar nicht betreffe) dreißigmal so groß sei wie die, auf der Eisenbahn getödtet zu werden. Dieselbe Autorität hat mit noch treffenderer irischer Logik berechnet, daß, wenn ein Mann ewig leben könnte und er täglich eine Eisenbahnfahrt zu machen hätte, der Ausnahmsfall, bei dieser Gelegenheit getödtet zu werden, ihn möglicherweise einmal in je 50,000 Jahren treffen könnte. Diese drolligen Berechnungen mögen immerhin zu einer gewissen Beruhigung dienen.

Wie lebendig es z. B. in London mit den Eisenbahnen zugeht, kann man aus folgenden Ziffern entnehmen. An der Cannon-Street-Station gehen täglich 527 Züge aus und ein. An der Claphamer Zweigbahn etwa 700; an den verschiedenen anderen Stationen der Hauptstadt täglich 4000. Mit der Eisenbahn kamen im verflossenen Jahre 6,000,000 Gallonen Milch — oder was als Milch ausgegeben wird, hier an; ferner sechs Zehntel der in London verzehrten Quantität Fische; 5000 Tonnen Welschhühner; 172,000 Stück Hornvieh und 1,147 000 Stück Schafe. Wäre es nach den Tories vom Derby-Schlage und ihrem Anhange gegangen, so wären diese Vierfüßler gewiß nicht gereist. Wohl hätten sich aber die Menschen selbst, gegenüber einer großen Erfindung, als das erwiesen, was man gewöhnlich einen „Schafskopf" nennt.

Mannigfaltiges.

Amerika. Die Wetten nehmen, wie die Selbstmorde, immer größere Dimensionen an und England ist schon bedeutend gegen uns in dieser Beziehung in den Hintergrund getreten; diejenigen, welche sich das Leben nicht nehmen wollen, spielen wenigstens mit der Gefahr. — Es gibt viele Individuen, welche die folgende jetzt gerade beliebte Wette eingehen: sie legen sich zwischen die Eisenbahnschienen, wenn ein Zug kommt, lassen diesen über sich hinweggehen und stehen dann wohl und munter auf. Mitunter werden sie von einer glühenden Kohle getroffen

und ein bischen verbrannt, aber was will das sagen gegen eine gewonnene Wette? — Allerdings muß man bei diesem seltsamen Experiment einige Sekunden lang eine seltsame Aufregung empfinden, wenn so die ganze Hölle über die verwegenen Wetter hinwegbraust. — Neulich hat eine Frau ein solches haarsträubendes Spiel gewonnen. Ihr Mann ist zu beklagen, dies Geschöpf vom schwachen Geschlechte muß als Eheweib eine starke Prise sein! — Eine fernere bis zur Monomanie ausgeartete Modethorheit sind die Duelle, die in den verwegensten, unsinnigsten Formen auftreten. Als Beispiel nur folgendes: Das Stück spielt in Tenesse: Zwei Unternehmer von öffentlichen Arbeiten, Mr. Clark, ein Engländer, und Mr. Wood, Amerikaner, hatten wegen irgend einer geschäftlichen Differenz ein Hühnchen mit einander zu pflücken. Daraus war eine erbitterte Rivalität entstanden, die in einen tödtlichen Haß ausartete. — Zwei Mal hatten die Gegner sich auf dem Terrain gemessen, oder genauer gesprochen: einmal auf dem Terrain und einmal im Walde; denn das zweite Duell war ein Rifleduell, eine wahre Jagd auf Menschen, eine Jagd auf Gegenseitigkeit zwischen Jäger und Wild. — Beim Erstenmale war Clark der Verwundete: er genas wieder; beim Zweitenmale wurde Wood blessirt; sein Gegner stellte sich, als sei er von einem Schusse getroffen und sank zur Erde nieder. Wood wollte sehen, ob er todt sei oder blos verwundet und näherte sich; in diesem Augenblicke sprang Clark auf und schoß auf Wood, so daß dieser in seinem Blute gebadet wurde; aber die Kugel war an einer Rippe herumgegangen. Er mußte einen Monat lang im Bette bleiben, bis er wieder hergestellt war, aber zugleich war er nun auch mehr als jemals begierig, den Kampf wieder aufzunehmen. Nach mehreren Vorschlägen, von denen einer immer haarsträubender war als der andere, wurde Folgendes verabredet: Das Duell sollte auf sechs Monate hinausgeschoben werden. Während dieser Zeit sollte auf gemeinschaftliche Kosten an einer wüsten Stelle am Rande eines Waldes eine Eisenbahn von ungefähr einer achtel Meile gebaut werden, aber nur mit einem Strang. Wenn die Schienen gelegt sein würden, sollte ein Duell mit Lokomotiven stattfinden. — Die Bedingungen waren folgende: Die beiden Gegner sollten mit ihren nach Belieben von ihnen geheizten Lokomotiven je an einem Ende der Bahn stehen. Auf einem kleinen Hügel, den Beide sehen konnten, sollte ein Signal-Schuß abgefeuert werden, dessen Rauch, für den Fall er nicht gehört würde, als Zeichen gelten sollte, daß sich die Kämpfer bereit halten möchten. Der zweite Schuß, resp. der in die Höhe steigende Rauch, sollte das Zeichen zum Losgehen sein. — Die beiden Duellanten stehen auf ihrem Posten hinter der geheizten Lokomotive, die Hand am Ventil, die Augen nach dem Hügel gerichtet, von woher das Signal kommen soll. Der erste Schuß geht ab, eine weiße Wolke erhebt sich in die Luft. Fünf Minuten vergehen, — fünf Ewigkeiten. Endlich steigt die zweite weiße Wolke als Signal auf; die beiden Lokomotiven gehen ab, ihre Schnelligkeit, die Anfangs mäßig ist, wird in wenigen Sekunden außerordentlich, schwindelhaft, elektrisch! Woods Lokomotive geht schneller, er ist bereits über den Pfahl hinaus, der die Mitte des Weges bezeichnet ... aber etwa fünfzehn Meter weiter begegnen sich die beiden feuerspeienden Ungeheuer und der Zusammenstoß ist schreckenerregend. — Woods Lokomotive überschlägt sich bei dem Anprall nach hinten, fällt auf ihren Führer, zerquetscht, verbrennt, verunstaltet ihn zu einem unkenntlichen Fleischklumpen. — Die andere, Clark gehörige, zerbricht vorne, läßt einen richtigen Strom von Dampf heraus, läuft aber noch eine Weile weiter, bis sie endlich steht. Der Führer aber ist verschwunden. — In Folge des Zusammenstoßes ist er zehn Schritte vom Wege ab in den Wald geschleudert worden, wo man ihn endlich findet, und zwar ohnmächtig, zerstoßen, das Gesicht von Dampf verbrannt und mit einem gebrochenen Beine. — Nichts desto weniger hat der Arzt erklärt, daß alle Wunden, die er empfangen, nicht tödtlich seien und er geheilt werden werde. Der Ehre ist Genüge geschehen!

Am 15. Sept. hatten die Diebe die Thüren zu den Wohnzimmern des abwesenden Holzhändlers S. in Königsberg durch Nachschlüssel geöffnet, die Schränke erbrochen und waren mit einigen Kleidungsstücken davongegangen. Geld hatten sie erhofft, aber keines vorgefunden. Als S. nach Hause kam, las derselbe auf einem seiner Holzschränke folgende Worte, welche die Diebe mit Kreide hingeschrieben hatten: „Sie sollten sich schämen — Sie wollen ein reicher Mann sein und haben kein Geld? — Pfui Deivel."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Samstag, 24. Oktober 1868.

Angela.

(Fortsetzung.)

Reinhard, sie wußte es, er lebte noch. Ach, nur einmal, ein einziges Mal ihn sehen, wenn auch nur von fern. Das war die heißeste Sehnsucht ihres Herzens. Und nun — Mitternacht war längst vorüber — schloß Angela das Buch, aus dem, nach so langen Jahren noch, den Duft einer verwelkten Orangenblüthe sie anhauchte, die der nun seit drei Jahren Wittwe Gewordenen Lust und Leid der Jugend vor die Seele führte. Der Mond war untergegangen, tiefe Stille umfing das belebte Hotel, als endlich auch in Angela's Zimmer das Licht erlosch und die Mollvorhänge sich um die unter Thränen Entschlummerte schlossen.

Das Inkognito der jungen Frau wurde ihr, wie sie gewünscht, ein sicherer Schutz gegen das Erkennen und Nachforschen der vornehmen Welt, das sie so leicht aus ihrer trüben Ruhe aufscheuchen konnte. Sie ging wenig aus und am liebsten zu Stunden, wo die Kurgäste, durch Baden, Trinken oder Ausflüge ermüdet, in ihren Wohnungen verweilten. Der Kirchhof war ein geliebter Aufenthalt für sie; und das Grab der Mutter zu schmücken eine süße, heilige Pflicht. Sie blieb an diesem geweihten Platze gern allein und Maruschka begleitete sie deßhalb nur stets bis an die Pforte des Friedhofes. Dort harrte diese auf einer Bank ihrer Rückkehr. So war es auch an einem stillen, sternenhellen Abend. Angela ließ gern ihren sie verhüllenden Schleier nieder, wenn sie den Ort des Friedens betrat; schon der Gedanke: von neugierigen Augen angeblickt und in ihrer Trauer belauscht zu werden, that ihr weh. Sie nahm der Dienerin das Körbchen mit den schönen Blüthen, wie sie der Sommer bot, ab und schritt dem Grabe zu. Aber plötzlich zögerte ihr Fuß, weiter zu gehen. Wer beugte sich tief und, wie es schien, die Inschrift des marmornen Kreuzes mit Interesse lesend, über den grünen Hügel? Wessen Hand ruhte nun auf seinem Rasen? Angela wußte in Ems, außer dem Todtengräber, Keinen, der das ihr theure Stückchen Erde kannte, ihm nahte; und der hatte seine Pflege daran heute längst vollendet. Auch sah jene hohe Gestalt, voll männlicher Anmuth, dem düstern Alten keinen Moment gleich. Sie sah noch sinnend hin, da erhob sich der Unbekannte, und nun ging er, das Gesicht von einem breitränderigen Hute halb beschattet, dem Portale des Kirchhofes wieder zu.

Angela schritt dahin, wo eben der Mann stand. Ihr Herz klopfte, ihr Athem stockte. Thörichtes Fühlen und Sinnen! Er war ja noch jung und blond, der hohe Fremde. Wie konnte sie ihre Phantasie so hold und so grausam täuschen?

Mit bebender Hand streute sie die Blumen auf den Rasen. Halt! Was lag da und duftete ihr eine Welt voll Erinnerungen entgegen? — Ein blühender Orangenzweig! „Reinhard!“ stöhnte sie, den Zweig an ihre Lippen pressend; und doch rief sie es jubelnd. Ach, eine Sekunde später mußte ihr Verstand ihr sagen: das war nicht Reinhard. An dem mußte der Lenz des Lebens lange vorüber gezogen, dessen Lockenhaar vielleicht schon da und dort gebleicht sein von den versengenden Strahlen eines gewitterschweren Sommers. Aber was auch Alles in ihrem Herzen wogte, verlangend streckte sie die Hand nach dem blühenden Zweige.

„Meine Mutter theilte dies liebe Gut mit mir!“ flüsterte sie. Und dann, den duftigen Raub an ihrem Herzen bergend, zog es sie fort. Es war ihr, als müsse sie suchen überall, unablässig, um — zu finden und langem Weh, vieler Schuld ruhen, sühnen, friedlich werden.

Von dem nächsten Morgen an war sie eine Andere. Freilich immer nur unter verhüllendem Schleier

ging sie hinaus unter die Menschen. Sie suchte. Umsonst! Die hohe Männergestalt begegnete ihr nirgends. Da, schon am Nachmittage, hörte sie in ihrer Nähe von einem köstlichen Bilde sprechen, einer büßenden Magdalena, das in den Räumen des Kurhauses ausgestellt sei.

Dort könnte der Fremde sein; er sah genial aus, als sei er selbst dem Künstlerthum angehörig. Und Angela eilte in die schönen Räume. Sie fand das Bild und der Anblick der Büßenden würde sie zu jeder andern Zeit auf das Tiefste erschüttert haben, hätte sie nicht unter den es umstehenden Menschen gesucht. Sie empfand: das Bild war ein Meisterwerk; aber — sie wollte es morgen genauer betrachten, heute eilte sie fort. Wohin nun, wußte sie noch nicht. Sie hörte eben noch die Worte: „Schade, daß dem leuchtenden Genie so oft der dunkle Schatten vernichtender Leidenschaft beigegeben ist. Auch hier, der Meister des Werkes dort soll ein rasender Spieler sein."

O, ob der, den Angela suchte, wohl am grünen Tisch zu finden sein konnte? Es gingen ja Viele am Abend dorthin, nur als Zuschauer; vielleicht er auch. Und wußte sie nicht von früherer Zeit, daß auch Damen diesem qualvoll erregenden Vergnügen, diesem oft so tragisch endenden, zusahen? Die seit Jahren stille, ernste Angela, froh, sich in ihren Wittwenschleier und die möglichste Zurückgezogenheit zu bergen, wollte heute Abend auch hin. Sie weilte bis dahin zu Haus. Maruschka sah die Herrin bangend an.

„Mir ist gut, Kind," sprach sie freundlich. Aber sie trank aus dem schweren Silberbecher starken Wein. Sie wollte stark sein für den wunderbaren Gang zur Spielhölle. Und sie füllte, fast wie im Traume, ihre Börse reich voll Gold; sie schlang die ächten Perlen um ihre Arme, ihren Hals. Das Geschmeide in seinem matten Glanz sah doppelt so schön aus auf dem schwarzen Sammt ihres Gewandes. Warum sie das Alles that? Das wußte sie nicht anzugeben. Aber warum sie nun den Orangenzweig aus dem Glase nahm und vor die Brust steckte, wußte sie besser.

„Sei mir Talisman, Wünschelruthe! Schütze mich, hilf mir finden!" flüsterte sie. Und dann folgte sie dem Drange des Herzens, das sie trieb, weiter zu suchen.

Alle Lampen und Kerzen flammten bereits, als sie im Kursaale, diesem bunten, mit Vergoldungen und Stukkatur-Arbeiten fast überladenen Sammelplatz der vornehmen, nach den verschiedensten Vergnügen strebenden Welt, ankam. Die Zeit, wo sie selbst bis zum grünen Tisch, am Arme des hochgestellten, reichen Gatten sich bewegte, lag fern; die Erinnerung aber war frisch. Sie fand schnell bis zu jenem Platze, dem Herd der Leidenschaft, den Weg. Wo sonst eine so schöne, eigenthümlich anziehende Frau erscheint, wie Angela war, zieht sie wohl Aller Blicke auf sich. Aber der milde Reiz weiblicher Schönheit muß mit seinem Zauber der Macht der Dämonen weichen. Waren doch Aller Augen auf die Karten und goldbedeckte Fläche geheftet, Aller Sinne auf das Klirren des glänzenden Metalls, das Scharren der Rechen, die Bewegungen der Croupiers gerichtet. Und Angela sah und lauschte auch. Welche bleiche, fast verzerrte oder in wilder Freude geröthete Gesichter starrten auf das Spiel! Wie heiser und hastig tönte da und dort ein Laut! Fast hätte sie umkehren mögen. Da wurde der Kopf eines jungen Mannes sichtbar, ein schöner Kopf mit blonden Locken, der auf einer hohen Gestalt so kühn, so nach den Regeln antiker Schönheit und Kunst saß, daß Angela ihn voll Bewunderung anschaute.

Ja, das mußte der Fremde sein, der gestern am Grabe der Mutter war. Sie lächelte; warum hatte sie nur an Reinhard gedacht? Da war ja keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Geliebten der Jugend zu finden. Horch, aber nun sprach er! nur was zum Spiele gehörte, wenige Worte, in Erregung schon, mit leidenschaftlichem Leben, das sie ja nie an dem festen, klaren Reinhard gekannt hatte; und doch meinte sie, seine Stimme heraus zu hören. Und näher drang ihr Fuß dem fremden Manne; fester hing ihr Auge an ihm. O, diese Stimme! Warum grollte sie immer tiefer in den Tönen jammervoller Leidenschaft, daß es ihr wie Feuerläuten und Sturmglocken klang, wenn ihr Schall mit dem Klirren des Metalls zusammenfiel. Diese Stimme, nein, eine, die ihr vollkommen glich, hatte sie nur in reiner Innigkeit, so männlich kraftvoll, so friedebringend gehört, vor langer, langer Zeit! Der dort war ein Spieler. Angela starrte ihn an; sie konnte nicht fort. Sie sah es wohl, sein letztes Goldstück rollte hin und ging verloren, wie alles Andere. Er wurde bleich. Da drängten sich unheimliche Gestalten an ihn und sie flüsterten ihm zu. War es ein Rath zur Hilfe? Angela faßte unbewußt nach ihrer Börse; es war ihr, als müsse sie ihm das Gold reichen. Ein Anderer kam ihr zuvor und der Fremde spielte weiter. Das Geld rollte hinüber zu dem großen Goldhaufen des Croupiers. Wie die Stirnader des schlanken Mannes schwoll; wie sein Körper bebte. Aber er spielte fort mit fremdem Geld. — Und nun flüsterte es in Angela's Nähe: „Nun bleibt nichts mehr zu verspielen als

seine Magdalena, das Meisterwerk. Ob er es thut? Sie soll die Züge seiner verstorbenen Mutter tragen, als sie noch jung war."

Also es war ein Maler. Sie mußte seinen Namen wissen, sie frug.

Man nannte ihn. „Und von der Düsseldorfer Schule," hieß es.

Eine Sekunde später stand Angela dicht an der Seite des Spielers; sie sah ihn an mit all der Angst und Innigkeit einer Mutter, die ihr Kind am Abgrunde taumelnd findet und herbeistürzt, es zu retten. Es war nur ein Augenblick, wo er mit der rasenden Halsstarrigkeit der Verzweiflung wieder dieselbe Karte besetzen wollte, die ihm nun so oft schon treulos wurde, wo die diabolischen Stimmen laut flüsterten: „soll's die Magdalene gelten," wo er das Haupt bejahend beugte und sie, die schöne, bleiche Frau, den Orangenzweig auf die unselige Karte sinken ließ. Wie vom Blitz getroffen, zuckte der junge Mann zusammen.

„O!" stöhnte er. Still und süß dufteten die Blüthen. Der Spieler sah sie an, erst scheu, dann fest und fester. Die Starrheit seiner Züge löste sich; es zog Wehmuth über sie hin und in seine Seele eine momentane Vergessenheit. Da brach es über seine Lippen, aber leise, als sei das Wort zu heilig, hier von Allen vernommen zu werden: „Mutter, Mutter!"

Und an seiner Seite klang es ebenso leise empor: „Gerettet, gerettet!"

Ob die Menge ringsum diese Laute aus tiefster Seele vernahm?

Gottlob, nein!

„Die verklärte Mutter schütze Sie weiter!" Er hörte es deutlich, dies rettende, erlösende Wort, und nun nahm seine Hand den Zweig auf und schleuderte die Karte fort. „Faites votre jeu!" mahnte die Hölle; aber wo der Himmel gesprochen, verliert sie ihre Hand. Der junge Maler wehrte die Versuchung ab.

„Genug für heute," sagte er; für immer, dachte er. Die Leidenschaft ist immer reich an guten Vorsätzen; aber manchmal wird so ein Wort, so ein Vorsatz doch erfüllt, gehalten.

(Schluß folgt.)

Ein Barfüßele.

1.

Es regnete in Strömen. Die kleine Gesellschaft auf einem Dampfer flüchtete in den schwülen Schiffsraum, verzichtend auf alle Genüsse, welche der Anblick malerischer Ufergegenden zu gewähren versprach. Sie würde sich kaum so leicht in der Touristen Mißgeschick gefunden haben, wenn es nicht einem der Mitreisenden gelungen wäre, die Aufmerksamkeit, zunächst seiner Umgebung, später der ganzen Gesellschaft, von der fruchtlosen Beobachtung des mißstimmenden Wetters abzulenken, und durch den lebhaften Vortrag einer wunderlichen Begebenheit zu fesseln.

Er kündigte ein Geschichtchen unter dem Titel „ein Barfüßele" an, dabei gegen den leisesten Verdacht sich verwahrend, als wolle er sich erdreisten, ein Seitenstück zu B. Auerbach's trefflicher Dichtung zu bieten, zu der die folgende Erzählung in keinerlei Beziehung steht, wie der Leser gar bald erkennen wird.

Doch hören wir, was er erzählt.

In H. . lebte ein Baumeister, dem die Sonne des Glückes schon in den ersten Jahren seiner gewerblichen Selbstständigkeit auf die blanke Kelle schien. Beim Baue des fünften Hauses für fremde Rechnung wuchsen auch die festen Mauern eines stattlichen Wohnhauses für ihn selbst, rasch genug, aus der Erde empor. Es sollte ein Familienhaus werden, weßhalb er den ganzen Reichthum seiner Kunst darauf verwandte, um diesen Bau durch Beachtung aller Forderungen der Bequemlichkeit und durch Wahl der inneren und äußeren Ausschmückung zu einem neiderweckenden Musterwerke dieser Gattung bürgerlicher Wohnhäuser zu gestalten.

Wie gesagt, es sollte ein Familienhaus werden, weßhalb kurz nachdem man das letzte Stück der von geläutertem Geschmack zeugenden Einrichtung an die rechte Stelle gesetzt hatte, auch schon die künftige Herrin mit freudestrahlenden Blicken an seinem Arm in diesen kleinen Feensitz eingeführt wurde.

Seit der Vermählung Theodors mit Paulinen waren in ungetrübtem Vollgenuß die Lenztage ihrer Liebe verflossen, und alle Bedingungen trafen zusammen, um diesem Paar ein dauerndes eheliches Glück zu sichern. Wackeren bürgerlichen Familien entsprossen, war beiden der Sinn für Häuslichkeit, Liebe zur Arbeit, ein Maßhalten im Genießen und ein praktischer Blick für's Leben in hohem Grade eigen. Wahre Neigung hatte das Band geknüpft, das sie an einander fesselte. Was sich auch allenfalls Schroffes vorfand, es mußte der innigen Zärtlichkeit weichen, mit der sie sich in der unbefangensten Weise entgegen kamen und mit deren Hilfe es bisher noch immer gelungen war, die vollkommenste Uebereinstimmung herbeizuführen.

Ein ungewöhnlich milder Oktober hauchte seine warmen Farbentöne auf Stadt und Land. Dabei

schien es, als werfe die Sonne ihre Mittagsstrahlen mit besonderer Begünstigung auf das Giebeldach des Hauses der Neuvermählten, allwo sie in immer fansterer Verblassung die zierlichen Gesimse, Kranzleisten und Erkerdecken bis zur Thor-Einfassung herab vergoldete.

Am Thore hielt eine Kutsche neuester Form, der zwei wohlgenährte, lebhafte Goldfüchse vorgespannt waren. Ja, auch bis zu Pferd und Wagen hat es unser Baukünstler bereits gebracht; man glaubt gar nicht, wie viel Goldstaub sich aus dem Bauschutte herausklopfen läßt.

Alsbald rauschten seidene Gewänder durch die Thorhalle, und Pauline zeigte sich auf der Straße. Mit aller Sicherheit des Anstandes, wie solcher Damen höherer Stände eigen ist, bestieg sie den Wagen. An einem Fenster des ersten Stockwerks lehnte Theodor und lächelte wohlgefällig seiner schmucken Gattin zu, die mit Anmuth ihm zunickte. Die Rosse zogen an, und Theodor, den die Geschäfte um diese Zeit an das Haus bannten, lüpfte noch die goldgestickte Kappe, ein vielbewundertes Werk von Paulinens Händen, und in wenig Augenblicken war der Wagen hinter der Straßenecke verschwunden.

Die Dame machte sich etwas am Boden des Wagens zu thun, ließ den Shawl herabgleiten, und blickte dann unbefangen und heiter in die Welt hinaus. Vieles, an dem sie vorbeiflog, war ihr noch neu, und ihre lebhaften Augen waren sattsam damit beschäftigt, dem raschen Wechsel der Gestalten zu folgen.

Die Kutsche rollte durch die Häuserreihen der Vorstadt nach der Promenade, die ungewöhnlich zahlreich besucht war. Wer da auf und ab fuhr, ritt und ging, hatte eben nicht viel Besseres zu thun, als die Theilnehmer eines einförmigen Vergnügens kennen zu lernen. Pauline war eine viel zu neue Erscheinung, um übersehen zu werden; ihre Jugend und Anmuth führte ihr überdies manchen, mehr als flüchtigen Blick der ihr begegnenden Herren zu. Bei einem derselben glaubte sie eine Absichtlichkeit des Zusammentreffens und Beachtens entdeckt zu haben, die ihr mißfiel und der sie, bei ihrer strengen Ansicht von Schicklichkeit, auch den leisen Schein von Ermunterung zu entziehen sich bestimmt fand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Hundebellen.) In seinem Werk „Naturtöne" sagt Gardiner, daß die Hunde in wildem Zustande nie bellen, wie dies bei den australischen Hunden der Fall ist, sondern nur heulen, knurren und winseln; nur die zahmen Hunde hätten das eigentliche Gebell. Ebenso berichtet Sonnini, daß Hunde in Egypten nicht bellen, während diejenigen, welche Columbus mit nach Amerika genommen, daselbst alle Neigung zum Bellen verloren. Bennet meint, das Bellen der Hunde sei etwas Erlerntes, ein Versuch zu sprechen, der aus dem Umgang mit dem Menschen herrühre. Ein französischer Komponist warf den Hund seiner Frau zum Fenster hinaus, weil — er unausstehlich falsch gebellt!

In Chicago ist folgende Notiz, welche gerade kein besonderes Kompliment für die am Obergerichte praktizirenden Advokaten enthält, aber jedenfalls sehr zweckmäßig ist, angeschlagen: „Notiz. Wenn irgend ein Advokat die Gewohnheit hat, Trinklokale zu besuchen und nicht in seiner Office, falls er eine solche hat, gefunden werden kann, so muß ein solcher Advokat eine Liste der von ihm frequentirten Trinklokale dem Gerichtschreiber übergeben. Und wenn Notiz von irgend einem Antrage in irgend einer dem Gerichtshofe vorliegenden Klage in einem dieser Trinklokale hinterlassen wird, so soll dieselbe als hinreichendes Avis für einen solchen Advokaten angesehen werden."

(Für Freunde des Maitrankes.) In der letzten Sitzung des physikalischen Vereins zu Frankfurt am Main legte Professor Böttger eine Probe von ausgezeichnet schön krystallisirtem Cumarin, dem riechenden Prinzip im sogenannten Waldmeister (Asperula odorata) vor, beschrieb dessen leichte Gewinnungsweise, besonders aus den Tonkabohnen, und zeigte schließlich, wie schon ein ganz kleines Krystallfragment dieses reinen Cumarins genüge, um eine ganze Flasche leichten, mit Zucker versetzten Weines in den wegen seines Aroma's so beliebten Maitrank zu verwandeln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Dienstag, 27. Oktober 1868.

Angela.

(Schluß.)

Er blieb Schuldner auf Ehrenwort. Man ließ ihn ziehen, und die Erregung der Andern verhüllte ihren Blick für das, was außer dem Spiele vorging. Nur Wenige hatten die schöne Frau im schwarzen Sammt auftauchen und nun verschwinden gesehen. Der Maler aber. Es zog ihn der nun in ihren Schleier Verhüllten nach. Sie fühlte, daß er folgte, und ihr Herz, wie furchtbar es klopfte, freute sich dessen. Wie ein Stern in der Nacht war sie ihm aufgegangen, leuchtete sie vor ihm her. So kamen Beide, sie von ihm dicht gefolgt, vor das Portal des Hotels, die Stufen hinauf; so gingen sie den erleuchteten Korridor entlang. Angela's Diener erschienen, sie winkte ihnen zurück. Weiter ging sie über die Schwelle ihrer Zimmerthüre; sie ließ sie offen, der Fremde schritt ihr nach und nun sank sie in den Sessel vor dem Himmelbett, und da stand der schwarze Sammtkasten mit den blitzenden Juwelen zur Seite. Sie barg einen Moment das nun vom Schleier frei gelassene Gesicht in ihren Händen, dann erhob sie es zu dem Fremden. „Georg!“ rief sie.

„Um Gott, wer sind Sie?“ sagte der junge Mann, heftig erregt.

„Bruder, Sohn des Unvergessenen, des stets Geliebten, muß ich noch meinen Namen nennen?“ sprach sie.

„Excellenz,“ sagte Georg Dahlfeld, dem, so dankbar und ergriffen er sich dem schönen Weibe auch gegenüber fühlte, die Erinnerung, wie Bitteres sie dem heißgeliebten Bruder zugefügt hatte, das kalte, formelle Wort auf die Lippen führte.

Aber nun erhob sie sich fast zürnend. „Ich habe gebüßt für die Schwäche eines wankenden Sinnes, für Alles, was ich und Andere sündigten. Ich war elend unter Glanz und Pracht. Aber was auch ging und kam, das Erinnern blieb mir und — mehr. Ich bin nun doch, so ernst mich das Leben bildete, die Angela, die er liebte.“

„Angela, Verzeihung!“ bat der junge Mann. „Wie habe ich, dessen tolle Leidenschaft so vielen Schmerz schon über den edlen Bruder brachte, ein Recht, Ihnen zu zürnen?“

Und nun sank er zu ihren Füßen nieder und küßte die rettende Hand; sprach von sich, von Reinhard. Ach, Angela, sie, die meinte, mit dem Leben für immer abgeschlossen zu haben, wie weit und warm wurde ihr Herz in dieser Stunde! Sie behielt das Muttergefühl dem gegenüber, an dem der geliebte Mann seit eigener, frühester Jugend Vaterstelle vertrat. Es war ihr, als hätte sie nun mit dem Theuern ein gleiches Recht auf ihn, gleiche Sorge um ihn.

Wie sie ihr Reichthum freute! so rein war das nie der Fall gewesen. Georg berichtete, wie weit ihn seine unselige Leidenschaft führte, wie tief ihn in Schulden verwickelte. Angela sann, wie sie helfen könne, ohne ihn zu verletzen. Sollte nicht die Magdalena verkauft werden? O Jubel, sie durfte sie behalten! Wie sie darum bat; wie sie es so zart zu machen wußte, daß der junge Mann bald in den Besitz der großen Summe kommen konnte. Sie erfuhr noch von andern Bildern, die sein Atelier in Düsseldorf barg. Nun war es, sagte sie ihm, lange ihr Wunsch gewesen, sich eine Gemäldegallerie anzulegen, da, wo sie sich im geliebten Deutschland auf's Neue eine Heimath gründen würde. O, er legte seine Werke gern alle in ihre Hände und wollte sehr fleißig, treu seiner Kunst werden. Sie bauten Plan auf Plan; die Frau mit dem Herzen voll neu erwachenden Glückes nie erloschener Jugendliebe; der feurige Künstler mit dem kühnen Streben, den köstlichen Vorsätzen. Die geistige Frische, die sie umwehte, ließ sie die Gegenwart vergessen. A-

gela hörte, gleich einem Beichtvater, viel, was Georg sonst wohl im Herzen verschloß. Sie wußte bald, daß ein jahrelanger Aufenthalt in Italien des Künstlers glühender Wunsch war; aber — die Armuth legt schwere Fesseln um die Schwingen selbst eines Genie's. Sie hörte aus halben Worten heraus: daß sein Herz liebe und doch entsagen müsse, weil er den Druck der Verhältnisse nicht der Geliebten als Morgengabe bringen wollte. Wie sie das Alles entzückte! Ihr Blick fiel auf den Perlenschmuck, den sie trug; auf den Juwelenkasten, und ihr Herz jubelte, daß endlich die Zeit kam, wo aus den in Thränen des Schmerzes getragenen Schätzen Thränen seligen Glückes aufgehen konnten. Aber wie sie auch sorgte, seinem Liebling Glück aufzubauen, die Frage nach dem Orangenzweig wollte endlich auch ihre Lösung haben.

„Georg," sagte sie, „wie kamen Sie dazu, meiner Mutter Grab zu schmücken?"

Der junge Mann sah tief und warm in ihr Auge und sprach:

„Angela, der ächte Mann weint und klagt nicht; er vergeht nicht in seligem Schmerz, wenn — sein Liebstes von ihm ging, wenn —"

„Georg!" bat sie. Aber sie hörte doch begierig weiter. „So ein Mensch strebt, ringt und erfüllt in geistiger Kraft den Lebensberuf; aber er vergißt nicht und er bleibt deßhalb wohl auch einsam. Solch ein Mann ist Reinhard. Er wußte von meiner Reise nach Ems, und von ihm stammt der Orangenzweig und der Auftrag: das Grab derer zu schmücken, die seine Liebe schützte, so lange sie lebte."

Angela fuhr empor. Hastig griff ihre zitternde Hand nach dem Blüthenzweig, der im Glase vor dem Juwelenkasten stand, und so rasch war ihre Bewegung, daß sie denselben herunter schob; er sprang auf, sein reicher Inhalt rollte zu ihren und des staunenden Künstlers Füßen. Sie achtete dessen nicht; sie preßte die Blüthen an ihre Lippen und duldete, daß Georg ihre zitternde Gestalt stützte. Wie konnten die Beiden in solcher Erregung gewahren, daß schon vor geraumer Zeit ein erhöhtes Leben im Hotel erwacht, Tritte gekommen und gegangen waren. Gerade in jener Minute, wo Angela und Georg, so aneinander gelehnt, nur einen Gedanken hegten, und es tiefstille im Zimmer war, that sich hastig die Thüre auf und deren Schwelle überschritt ein Mann. Er blieb wie festgewurzelt stehen; wie erstarrt schauten ihn die Beiden an.

„Verzeihung, gnädigste Frau; nebenan habe ich heute Abend Logis genommen, ich irrte mich in der Thüre."

Die Worte klangen wunderbar in Angela's Ohr und Seele. Sie sprach keine Silbe, aber sie trat bleich wie ein Geist dem Manne entgegen. Ihre eine Hand hielt den duftigen Zweig, die andere streckte sie aus, zitternd, wie in stummer Bitte. Der fremde Mann sah unbeweglich auf das blasse, schöne Weib.

„Reinhard!" brach es da über Georgs Lippen. „Ich war verloren ohne sie, dort am grünen Tisch, den Du so oft verfluchtest als den bösen Dämon meines Lebens."

„Das fürchtete ich, darum eilte ich Dir nach Ems nach," murmelte der Mann, um dessen Schläfe schon hin und wieder ein Silberfaden spielte.

„Ich war am Abgrund, — sie, — Angela, hat mich gerettet!"

„Angela!" Es kam Leben in die fast unbewegte Gestalt, und die Wittwe des russischen Großen vergaß, daß sie das war, als sie ihre Hand erst leise, dann fester gefaßt fühlte. War sie nun nicht die junge Angela von Einst! O nein, eine ganz Andere; aber Gott Lob dafür. Und nun ward auch die zweite Hand gefaßt, zwischen ihm und ihr hauchte der Blüthenzweig heilige Klänge der Erinnerung aus. Er und sie dachten der Verklärten. In diesem beredten Schweigen gewahrten sie nicht, daß Georg leise das Zimmer verließ; daß sie nach vierzehn Jahren zum ersten Male allein waren. Und doch dachten sie nichts Anderes, als das Eine an das Andere; doch war die ganze Welt für sie in Nichts versunken.

Endlich flüsterte Angela: „Kann das Weib, das schwer büßte und keine Sekunde glücklich war, das nicht vergessen lernte, Vergebung finden?"

Reinhard sagte: „Angela, er sagt: Du hast ihn vom Abgrund gerettet?"

„Und Du sprachst einst, damals, als wir," — sie stockte — „damals —: Ich glaube, ich könnte meinen Todfeind an's Herz drücken, hätte er Georg aus irgend einer Noth gerettet!"

Sie neigte dann ihr Haupt. Wie demüthig, wie rührend erschien dem starken Manne das einst so heißgeliebte Weib. Reinhard empfand es: wahre Liebe kann nie sterben, so lange das Herz lebt, in dem sie einzog. Und wie begann dies Herz zu klopfen. Erwachte es doch aus langem Winterschlafe zu neuem Lenz, zu neuem Glück!

Sanft zog Reinhard die Geliebte der Jugend an seine Brust. Die Nacht floh unbemerkt an denen, die sich nun für immer fanden, vorüber. Sie hatten sich so viel zu sagen, so oft in süßer, stummer Sprache in dem Auge, dem Spiegel der Seele, zu lesen. Nun endlich hatten sie sich ganz und völlig verstanden, und Alles, was sie getrennt und wieder vereinigt hatte. Nun gab es kein Trennen

mehr. Die reichen Juwelen, die blitzenden Mahnungen an die Schuld junger, eitler Tage; mit welcher Freude gab Angela alle hin, seines und ihres Georgs Glück zu gründen und so die bösen Geister der Leidenschaften von ihm ferne halten zu helfen. Die „Excellenz", wie gerne streifte sie den klangvollen Titel, als die Atmosphäre äußeren Glanzes von sich, um dem Manne ihrer ersten einzigen Liebe folgen zu können. Wie süß und heimathlich wehte es sie an, als sie nach kurzer Zeit in die Vaterstadt, ja in das Haus einzog, das früher ihre Eltern bewohnten, nicht als die einst sehnlich erwünschte „Frau Räthin"; nicht mehr als die, alle Welt entzückende, in Pracht und Reichthum glänzende, junge „russische Excellenz", sondern als die unaussprechlich glückliche und beglückende Präsidentin Dahlfeld. Und dies Glück, ein sicheres, festes, innerliches, es blieb auch ein getreues, dessen Segnungen weit hinaus reichten auf Kind und Kindeskind.

Ein Barfüßele.

(Fortsetzung.)

Sie ließ in die innere Stadt einlenken. Der Wagen fuhr langsam durch die volkbelebten Gassen. Pauline blickte rechts und links nach den Schaufenstern der Kaufleute, und die glitzernde Lorgnette des bescheidenen Beobachters von der Promenade war schon an der nächsten Quergasse vergessen.

Sie näherte sich dem Marktplatze, dessen größere Hälfte von den Landleuten in eine Wagenburg umgestaltet worden war, vor welcher die Kleinverkäufer, als Fußvolk, die Vorbeigehenden haranguirten. Der gewöhnliche Verkehr bewegte sich in einer schmalen Straßenlichtung, die innerhalb ihrer schwankenden Begrenzung immer wieder sich zu schließen strebte und wo jeder Rosselenker die Gewandtheit eines venezianischen Gondeliers besitzen mußte, um ein Fahrzeug ohne Anstoß mitten durch den wogenden Menschenstrom zu steuern. Paulinens Leibkutscher war ein erprobter Mann, und unter seiner Führung rückte der Wagen langsam und sicher einer breiteren Seitenstraße zu. Da ließen sich jauchzende Knabenstimmen vernehmen. Und aus der Straßenmündung drängte sich eine größere Menschenmenge dem Wagen entgegen, die sich alsbald nach beiden Seiten theilte. Plötzlich kam, dicht vor den Goldfüchsen, ein Jagdkarren in Sicht, darauf ein riesiger Sechzehn-Ender, mit aufrecht gekehrtem Geweih, auf einem Lager von grünen Reisern gebettet. Das Vorbeihuschen der Fußgänger, des Marktgewimmels verworrenes Schreien, Sumsen und Surren mochte den Gäulen schon lange nicht mehr behagt haben, und nun entsetzte sie vollends der Anblick des todten Hirsches. Mit einer sehr gefährlichen raschen Wendung wollten sie, ihrem Instinkte folgend, umkehren. Wohl noch zur rechten Zeit wurden sie daran gehindert; doch konnte nicht vermieden werden, daß ein Ständchen der nächsten Verkäufer umgestoßen wurde. Die Weiber tobten, die Kutscher zankten, die Straßenjugend johlte, pfiff und zeterte; die geängstigten Fußgänger rannten gegen einander; mit jeder Sekunde steigerte sich die Verwirrung. Die beschädigten Läufer umringten die Kutsche, und ein Bursche erdreistete sich, den Pferden in die Zügel zu fallen, doch wohlgeführte Peitschenhiebe machten ihn von seinem Vorhaben abstehen, erschreckten aber die ohnehin arg gereizten Thiere, die sich bäumten und nach jeder Richtung den Platz zu verlassen strebten.

Pauline, die Größe der Gefahr überschätzend, sprang aus dem Wagen und flüchtete nach der Mitte des Marktplatzes. Da riefen hinter ihr einzelne Stimmen, dann mehrere, dann aber brauste es im wirren Chor: „Hui, hui! Ein Barfüßele! Die Herrische, ohne Schuhe, ohne Strümpfe! Ein Barfüßele! Ein Barfüßele!"

Ja, ja, so war es auch in der That. Pauline war barfuß im Wagen gesessen.

Ein Knäul von unheimlichen Gestalten wälzte sich ihr nach und bedrängte die, fast bis zur Ohnmacht gequälte Frau. In demselben Moment rasten die nicht mehr zu bändigenden Rosse die Straße hinab und Pauline konnte ihnen nur mit dem Ausdrucke der Verzweiflung nachblicken.

Da bahnte sich ein Mann, in Begleitung eines Marktwächters, den Weg durch das dichtgedrängte Volk, das höhnend und spottend die zitternde Frau umschaarte, und nachdem er eine Dame der Halle, die soeben ihre Entschädigungsansprüche in der unziemlichsten Weise zu wiederholen sich anschickte, durch einen klingenden Händedruck zum Schweigen gebracht hatte, reichte er Paulinen den Arm und geleitete sie durch die verblüffte Menge zu seinem Wagen, in welchen die arg betroffene Frau unbedenklich, wie in ein ersehntes Rettungsboot, einstieg. Sie hätte sich wohl so geduldig in einen Leichenwagen heben lassen, wenn er sie nur dem Schauplatze des Entsetzens und ihrer tiefsten Beschämung so schnell wie möglich entrückt haben würde.

Ob sie in ihrem Retter sogleich den Gentleman mit der Lorgnette vom Korso erkannt habe, darüber liegt kein Geständniß vor. Sie versicherte jedoch später bei mehreren Gelegenheiten nachdrücklichst,

Herr von M . . habe während der kurzen, flüchtigen Fahrt sich mit aller Bescheidenheit und Würde benommen.

Theodor hörte einen Wagen am Thore halten. Er eilte an das Fenster; und plötzlich, als hätte er in ein Gorgonen=Antlitz geblickt, wich seine heitere Miene dem strengen Ausdrucke mißfälliger Verwunderung und tiefen Ernstes, da er seine Gattin an der Seite eines Mannes sah, der sich seinen Eintritt in die Kreise achtbarer Frauen schon längst verscherzt hatte.

Mit dieser starren, fast eisigen Richtermiene trat er Paulinen entgegen, die blaß und verstört in das Zimmer stürzte und ihre Arme öffnete, um an seiner Brust ihre Aufregung auszuweinen.

Theodor trat einen Schritt zurück, und die erschöpfte Frau, der gehofften Stütze beraubt, sank in die Kniee. Heftiges Schluchzen wehrte ihr das Sprechen, und Theodor, immer mehr in dem Wahne bestärkt, als könne nur das überwältigende Bewußtsein einer Schuld die Reuige zu seinen Füßen niedergeworfen haben, donnerte Worte hervor, die wie glühende Pfeile das schuldlose, darum auch stolze Herz Paulinens tödtlich trafen. Die Wahl des Anzuges, die pünktlich eingehaltene Stunde der Ausfahrt, die Richtung und die Dauer derselben, und viele andere, ganz zufällige Umstände wußte Theodors furchtbar erregte Leidenschaft mit einer staunenswerthen Geschicklichkeit zu einem Dornenkranze zu flechten, den die Eifersucht auf das schmerzgebeugte Haupt der schuldlosen Gattin drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aus einem alten Kalender.) Ueber die Ehen. Die Ehen werden nicht mehr im Himmel geschlossen, sondern auf der Börse

Und der Mann sieht nicht mehr darauf, was er ist, sondern was er mit seiner Frau bekömmt.

Und man schließt Vernunftehen und das sind die unvernünftigsten.

Und die Eheleute sind getrennt von Tisch und beten nicht mehr.

Und wer das Glück hat, führt nicht die Braut heim, sondern wer Geld hat, den Bräutigam.

Denn die Männlein sind blasirt und schreiten zur Hochzeit, wenn es hoch Zeit, und zur Ehe, ehe sie ledig bleiben müssen.

Die Junggesellen aber sind Altmeister der Genüsse und haben Alles, was viel kostet, schon gekostet.

Und die Ehe so darnach ist, ist freilich darnach. Nach den Flitterwochen kommen gleich die bittern Wochen und die Gewitterwochen und die Zitterwochen.

Und der Mann ist nicht häuslich, aber wirthshäuslich, und die, der er sich geweiht hat, setzt ihm Geweihe auf.

Und so wird der Hausstand oft ein Hau=stand oder eitler Haus=tand.

Und wer eine Frau hat, hat auch Freunde, und wenn er nicht sieht was vorgeht, so wird er hintergangen.

Von den Kindern sagt man mit Recht: Es gibt keine mehr. Die Mädchen stehen nicht vor dem Herde, sondern vor dem Spiegel, und die Buben stellen ihnen nach.

Und sie haben nichts gelernt und können deßhalb auch Nichts vergessen; aber beißen schon der Cigarre und der Scham den Kopf ab.

Und die Mädchen lesen nicht Erbsen und andere Hülsenfrüchte, sondern schlechte Romane und stricken Liebesnetze anstatt Strümpfe.

Ist das nicht eine heitere Gesellschaft?

Das Journal „Univers“ erzählt folgende ergötzliche Geschichte: Die Jury der maritimen Ausstellung in Havre wollte, um jedem Vorwurfe der Parteilichkeit, wie er der Jury der letzten Pariser Weltausstellung gemacht worden, zu entgehen, die Preisvertheilung den Ausstellern selbst überlassen. Dieselben kamen nun zu dem Zwecke zusammen, als man jedoch die Stimmzettel nachsah, stellte sich heraus, daß jeder Aussteller sich selbst die goldene Medaille zuerkannt hatte.

Logogryph.

Es war ein kleines Vögelein,
Das wollte gern ein Vogel sein,
Ein prächt'ger Vogel gleich.
Es sann und sann; — da ward ihm Rath.
Das Vöglein schritt sofort zur That,
Und siehe! es gelang der Streich.
Es ließ — erschreckt nicht — sich guillotiniren,
Nun konnt' als großer Vogel es floriren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Donnerstag, 29. Oktober 1868.

Ein Barfüßele.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach der Fieberhitze der Erregung fühlte sich Pauline allmälich wie von Todesschauern überrieselt. Ihr war, als löste sich mit einem Male aller Zauber der Liebe von der Erscheinung des Mannes ab, den sie unter allen Sterblichen als die allein mögliche Ergänzung ihres innersten Lebens gefunden zu haben glaubte, in dessen Herzen sie zu einem beseligenden Doppelleben ebenso rein und herrlich aufgeblüht zu sein wähnte, als sie sein Bild in die leuchtendsten Verklärungen ihrer Seele zu stellen gewohnt war. Und nun sollte sie erfahren, daß von allen Blicken, mit denen er sich in ihren Augen zu spiegeln pflegte, mit denen er in ihrem Innersten zu lesen vorgab, kein einziger die geheiligte Kraft wahrer Liebe besaß, um bis in die Tiefe ihres reinen, jungfräulichen Herzens zu dringen! Argwohn, Argwohn, gegründet auf den Trug eines Scheines, auf das Nichts eines Zufalles; ja sogar ein Verdammungsurtheil, ohne auch nur ein Wort von ihren Lippen gehört zu haben!

Die Schlußapostrophe, mit welcher Theodor das Zimmer verließ, entsprach seiner Stimmung. So werden nicht selten die bittersten Worte im Weggehen zwischen Thüre und Angel gesagt, und durch Verhinderung der Antwort sucht der feige Beleidiger sich über seine Unantastbarkeit zu täuschen.

Pauline fand, ungeachtet der Erbitterung, die sich ihrer bemächtigte, dennoch so viel Kraft, um schweigend in ihr Stübchen sich zurückzuziehen, dessen Wände bisher nur vom Lerchenschlage der Freude wiederhallten und die nun die ungewohnten Klagelaute dumpf zurückstießen.

Dem Kutscher war es bald gelungen, die Pferde wieder vollkommen in seine Gewalt zu bekommen. Besorgt um seine Gebieterin, lenkte er nach dem Marktplatze und nach fruchtlosen Irrfahrten kehrte er nach Hause zurück. Durch seine Aussagen gelangte Theodor zur Ueberzeugung, daß er, vom unbegründeten Argwohn hingerissen, gegen seine Gattin zu hart verfahren sei. Mit dem Uebermaße seiner Liebe suchte er seine Uebereilung zu entschuldigen. Um jedoch nicht im vollsten Schatten seines Unrechtes der lichten Unschuld seines Weibes gegenüber stehen zu müssen, hob er die an ihr schon früher wahrgenommene und gerügte Unart, sich der Fußbekleidung zu entledigen, grell hervor und betonte das Auffällige und Beschämende der zum Stadtgespräche gewordenen Scene am Markte mit zu viel Nachdruck, als daß diese zweite Unterredung mit Paulinen zu einer Versöhnung hätte führen können. Das Gebot der Artigkeit, den ritterlichen Herrn von M.., der Tags darauf um das Befinden seines Schützlings sich erkundigen ließ, aufzusuchen und ihm zu danken, steigerte Theodors Verstimmung.

Pauline fühlte sich schwer beleidigt und glaubte mit Recht, den ersten Schritt zur Versöhnung von Theodor erwarten zu sollen. Da ein solcher noch immer nicht erfolgte, sprach sie den Wunsch aus, in ihres Vaters Hause die Zeit abwarten zu wollen, bis man die verhängnißvolle Anekdote in der Stadt vergessen haben würde. Sie rechnete wohl im Stillen darauf, daß die Abschiedsscene eine heilsame Wirkung auf ihren Gatten ausüben werde; doch dieser hielt sich von der Nothwendigkeit einer zeitlichen Trennung so sehr für überzeugt, daß er die Anstalten zur Abreise mit allem Eifer betrieb. Erst als der Bahnzug ihm die tiefgebeugte Gattin entführte, gab er sich im verödeten Hause, nicht ohne niederdrückende Reue, der ganzen Heftigkeit seiner qualvollen Empfindung hin.

2.

Der Empfänger eines Briefes liest nicht selten seine eigene Stimmung und Gesinnung in den frem-

den Brief hinein, und Worte, die mit lächelnder Miene niedergeschrieben wurden, können den Aufgeregten leicht vorwurfsvoll und höhnend angrinsen. Auch der Briefwechsel zwischen Theodor und seiner Gattin siechte an diesem Uebel, und es traten gar bald Pausen ein, die einem gänzlichen Verstummen ziemlich nahe kamen. Der Alles vereinende Christtag fand die Beiden getrennt; ein neues Jahr wurde mit dem alten Kummer angetreten; ja selbst ein neuer Lenz kam mit den Störchen in das Land; doch in den Herzen der Entzweiten war noch ein guter Theil der alten Eiskruste nicht aufgethaut.

Da führte den Erzähler eine Geschäftsreise in eine fern gelegene Stadt. Er wirkte dort als Feldmesser, weil die Grenzen des Weichbildes für neue Ansiedlungen geöffnet werden sollten. Man forschte auch nach Quellen und in den einzelnen Landhäusern und Gartenanlagen wurden die Brunnen besichtigt. Nah und fern tönende Glocken der Stadt kündeten den Mittag an, als sich unser Feldmesser mit einigen Geschäftsgenossen und Arbeitsleuten der breiten Terrassenmauer eines Landhauses näherte, in deren Mitte sich eine Brunnennische befand. Von der Mauer nickten Rankengewächse herab, deren Hauptzweige zu einer kleinen Laube auf der Terrasse vereinigt waren. Der Baum der Wüste, die Akazie, beschattete ein ziemlich weitläufiges Gebäude im Halbstock, das unter den Häusern ähnlicher Art durch einen gefälligeren Baustyl sich auszeichnete. Anordnung, Anstrich und Umgebung trugen den Charakter des Prunklosen und Ernsten an sich.

Man ließ den Besitzer rufen, um über die Anlegung und Wassermenge des Brunnens Erkundigungen einzuholen. Eine hohe, kräftige Gestalt näherte sich langsamen Schrittes, begleitet von zwei weißen Wolfshunden, die ihrem Herrn auf dem Fuße folgten. Er war ein Mann von kaum fünfzig Jahren; sein wettergebräuntes Gesicht, leicht umspielt von halbgelockten, grau angeflogenen Haaren, trug das unverkennbare Gepräge von Entschlossenheit und Festigkeit. Seine Kleidung, die durch nichts Ungewöhnliches auffiel, war wohlgeordnet, und die durchgehends braune Farbe des Stoffes lieh seiner Erscheinung beinahe den Ausdruck des Feierlichen. Eines jedoch zog alsbald die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich — seine bloßen Füße. Er hatte weder Schuhe noch Strümpfe an.

Die Unterhaltung mit ihm war über Erwartung befriedigend, ja belehrend. Er sprach kurz und bündig; fand mit Leichtigkeit das rechte Wort für den guten Gedanken, selbst auch die technische Benennung bei Schilderung des gewerblichen Vorganges, und beurkundete überdies eine für seinen Stand nicht gewöhnliche Kenntniß der Erdformation und des Quellensystems. Sein Gespräch blieb auf die Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen beschränkt, und als solche erschöpft waren, entschuldigte er sein Abgehen mit einem Familien-Ereignisse, das ihn soeben zum Großvater gemacht habe.

Kaum einige Schritte von diesem entfernt, ließen die mit den Bewohnern dieser Gegend näher bekannten Arbeitsleute die Geschichte vom „Barfüßigen", wie sie ihn nannten, von der Spule laufen.

Ein Sohn wohlhabender Eltern, sollte ihn eine aufmerksame Erziehung für ein besseres Loos vorbereiten, als ihm solches später unverschuldet zugefallen war. In seiner Familie erbte sich eine Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort, daß ein Urahn, der aus tiefer Armuth zu Reichthum und Ansehen emporgestiegen war, die Nachkommen verpflichtet habe, täglich eine Stunde barfuß zu gehen, um ihrer Abstammung eingedenk zu bleiben und um das Glück an ihre Ferse zu fesseln. Die Eltern des letzten Abkömmlings sollten dieses Gebot vernachläßigt und deßhalb auch ihr Vermögen eingebüßt haben. Ihm blieb von den zerstobenen Glücksgütern kaum so viel übrig, um eine von den einzelnstehenden Hütten an sich zu bringen, wie solche an den äußersten Marken der Städte den zweifelhaften Uebergang zu den meist freundlicheren Häusergruppen der Dörfer zu bezeichnen pflegen. Auf einer Stange vom Giebelfenster herab winkte die dürre Krone des Tannenbäumchens den Vorübergehenden zu, in dieser Hütte einen Labetrank zu suchen. Es fand sich von Ungefähr ein und der andere, der einige Pfennige daran wagte, unter dem unscheinbaren Dache den Wein zu kosten. Man fand die Waare ächt und den Wirth wacker. Die Neugierde, den unbeschuhten Sonderling kennen zu lernen, führte ihm immer wieder neue Gäste zu, so daß er in einigen Jahren eines mäßigen Glückes sich erfreuen und neben dem Umbaue seines Hauses mehrere nahe gelegene Grundstücke erwerben konnte.

Seine älteste Tochter Pauline empfing bei Verwandten ihrer Mutter, in einer entfernten Stadt, eine zusagende Ausbildung. Dort lernte Theodor sie und ihre Eltern kennen, und sie wurde seine Gattin, ohne daß vor ihm jemals des ahnherrlichen Gebotes erwähnt worden wäre.

Noch weniger aber kannte unser Erzähler den Zusammenhang der Lebensgeschichte des Barfüßeles mit dem gestörten häuslichen Glücke Theodors. Nach H.. zurückgekehrt, besuchte er den Einsamen, der ihm eben nur mittheilte, daß seine Gattin sich für einige Zeit bei ihren Eltern aufhalte. Er ging rasch zu der Frage nach den jüngsten Erlebnissen seines

redseligen Freundes über, und dieser, den Besuch bei dem Barfüßele für den Glanzpunkt seiner Reise haltend, brachte mit überstürzender Eile seine Erzählung, ohne es zu ahnen, an den rechten Mann.

Jedes Wort seines Freundes war ein Lichtstrahl für Theodors umdämmerte Seele. Seine gespannte Aufmerksamkeit überging in die heftigste Aufregung, als er den Namen des Ortes und der Familie nennen hörte.

„Mein Weib! Mein liebes engelgleiches Weib!" rief er, jeder Zurückhaltung unfähig. Und als vollends der erstaunte Freund des Familien-Ereignisses gedachte, dessen der Alte, als Großpapa, erwähnt hatte, da jauchzte und jammerte Theodor zugleich. „Habe ich denn das Glück verdient, Vater zu werden, da ich unwerth bin, ihr Gatte zu sein!"

Nun gab es kein Geheimniß mehr, kein Zögern, kein Bleiben. Im Augenblick war ein Plan gefaßt. Theodor vertraute für einige Tage sein Geschäft dem erfahrenen Freunde an, um sofort zu Pauline zu eilen, ohne die er nun nicht einen Augenblick länger leben zu können vermeinte. Wenige Stunden vor seiner Abreise flatterte noch eine Friedenstaube in seine Arche. Pauline gab ihm selbst, mit zitternder Hand, Nachricht von seinem Vaterglücke. Man hatte ihr nicht erlaubt, früher zu schreiben, und die erbitterte Familie war nicht zu vermögen, einen Brief an den unwürdigen Gatten zu richten.

Theodor fuhr die Nacht hindurch. Beim Zusammenklingen der Mittagsglocken sehen wir ihn auf einem staubigen Nebenwege dem Landhause entgegen eilen, wo Pauline wohnt. Ein kleines Mädchen begleitet ihn und trägt ihm die Reisetasche nach. Er ist sehr anständig gekleidet, doch seine Füße sind nackt, wie es einem Büßenden ziemt. Man merkt es seinem, wenn auch beflügelten Gange an, daß er nicht wie ein an den paradiesischen Zustand der Sohlen Gewöhnter, sondern wahrlich wie ein schuldbeladener Pilger auf dem Wege nach Mekka einherschreite. Seine Blicke sind unverwandt auf eine kleine Laube gerichtet, die nun seine Kebla geworden ist. In dieser glaubt er eine Frauengestalt, umrahmt von schwankenden Zweigen und nickenden Blüthen zu erkennen. Es ist Pauline mit dem Kinde! Sie sieht blaß und leidend aus, doch ist sie ungleich schöner, als er sie jemals gesehen.

Theodor, dem es gelungen ist, unbemerkt bis unter die Terrasse zu gelangen, verabschiedet, leise flüsternd, das Mädchen, das über die schmale Steintreppe zur Laube emporsteigt und der verwunderten Frau einen Brief übergibt. Nach einigen Sekunden der peinlichsten Spannung für Theodor hört man sie mit dem unnachahmlichen Ausdrucke des Entzückens rufen: „Vater! Mutter! Er kömmt! Er kömmt!"

Doch ihr Ruf, der gewiß über den Sternen vernommen wurde, war nicht bis in das Haus gedrungen. Die Aufregung dämpfte die ohnehin schwache Stimme. Noch einmal rief sie, freudig bewegt, indem sie aufstand, um sich der Hausthüre zu nähern: „Er kömmt! Theodor kömmt!"

Da sprach dicht neben ihr eine bebende Stimme: „Er ist hier! Der Reuige, zu Deinen Füßen! Kannst Du ihm verzeihen?"

In sprachloser Ueberraschung öffnete Pauline die Arme, da sie wahrnahm, daß Theodor verlangend nach dem Kinde die Hände ausstreckte, und überwältigt von den Wonnen des Wiedersehens und der Versöhnung, fanden sich alsbald Mutter und Kind an dem hochklopfenden Herzen Theodors.

Nun kam in langem Zuge die ganze Sippe der Barfüßigen aus dem Hause heraus und staunte nicht wenig, Pauline in den Armen eines Mannes zu finden, der die Zuständigkeit zur Familie durch seine Apostelstrümpfe kundgab.

Strenge Worte sprach der Vater, Mutter und Geschwister schmollten. Paulinens Blicke irrten flehend von einem zum andern. Doch was auch immer noch Theodor über sich ergehen lassen mußte, es führte doch zur Versöhnung. Er traf das rechte Freimaurerzeichen, um in der Familie wieder aufgenommen zu werden.

Im Verheimlichen des urväterlichen Gebotes, das unverbrüchlich zu halten Pauline sich still gelobt hatte, um dem Hause ihres Gatten den Wohlstand zu sichern, fand nun das billigdenkende und zartfühlende Weib die vollste Entschuldigung für Theodors Uebereilung; und wer hätte da noch zürnen sollen, wo sie nicht mehr grollte?

Drei Tage später fuhr um die Mittagsstunde das überglückliche Paar den verhängnißvollen Marktplatz entlang dem freundlichen Wohnhause zu. Pauline zog beim ersten Glockenschlage ungescheut die Fersen aus den Schuhen und ein winzig kleines Barfüßele auf ihren Armen streckte seine allerliebsten Füßchen aus der Decke hervor, ohne daß Theodor darüber im Mindesten ungehalten gewesen wäre.

Mannigfaltiges.

(Schwinden der Gletscher.) Ueber das allmälicht Abschmelzen der Gletscher, ein Faktum, welches namentlich jetzt, wo Viele in ihm den Grund zu

den gewaltigen Ueberschwemmungen der letzten Tage sehen, neues Interesse gewinnt, bringt ein Aufsatz von Hrn. Rey de Morande, welcher in der „Suisse radicale“ besprochen wird, bemerkenswerthe Aufschlüsse. Die Arbeit verbreitet sich speziell über die Gletscher in Savoyen. Alle Personen, die Jahr für Jahr Gelegenheit haben, das Chamounirthal zu besuchen, machen die Wahrnehmung, daß die zwei Hauptgletscher dieses Thales, „la mer de glace“ und „les glaciers de Bossons“, in merkwürdiger Progression zurückweichen. Personen, die in längeren Zwischenräumen das Thal besuchen, fällt diese Erscheinung noch mehr auf und ein Einwohner des Thales hat versichert, daß das Abschmelzen des Eises seit 41 Jahren immer zugenommen hat. Mit dem Abnehmen der Gletscher auf der Nordseite des Montblanc steht in einem merkwürdigen Kontrast die Zunahme des Eises auf der Nordseite des Monte Rosa. Es folgt daraus, daß die Oscillationen der Gletscher nicht einem allgemeinen Gesetze folgen, sondern von mehr lokalen Ursachen abhängig sind. Speziell für das Chamounir kann eine solche Ursache gefunden werden in dem Steigen der mittleren Temperatur in Hochsavoyen. Ein Abbé Vaullet hat dieses Steigen konstatirt aus thermometrischen Beobachtungen, die er seit dem 1. Januar 1830 angestellt; er führt die Milderung des Klima's auf vier Ursachen zurück: auf die Abholzung, das Umbrechen des Bodens, die Oeffnung von Straßen und Wegen und die Ausrottung einer großen Anzahl von Hecken. Hauptgrund der zunehmenden Temperatur sei immerhin die Entblößung der Gebirge von Holz; das Abholzen wäre demnach nicht blos unmittelbar, als Ursache des Gletscherschmelzens, Schuld an den hereingebrochenen Ueberschwemmungen in der Schweiz.

(Tabakspfeifen aus Eis.) Der durch seine Reisen in Asien bekannte Gelehrte Schlagintweit erzählt, daß die Karawanenreisenden in Turkhestan sich manchmal den eigenthümlichen Genuß verschaffen, ihren Tabak aus einer „Eispfeife“ zu rauchen. Beim Ueberschreiten der turkhestanischen Gebirge wird der Ruheplatz in der Nähe eines Gletschers gewählt, dorthin begeben sich die Muselmänner, wenn das Lager aufgeschlagen ist, und jeder bohrt sich ein Loch von der Größe eines Pfeifenkopfs in das Eis, etwas entfernt davon ein kleineres als Mundstück, und beide werden durch einen Kanal verbunden. Jetzt ist die Pfeife fertig; der Türke stopft sie, legt sich auf den Bauch, zündet an und saugt an dem Mundstück, wobei er sich durch ein Tuch gegen unmittelbare Berührung des Eises mit den Lippen schützt. Die Hitze des brennenden Tabaks schmelzt allerdings ein wenig von dem Rande des Loches ab, aber da das Gletschereis außerordentlich hart und fest ist, geht das Schmelzen nur langsam vor sich; die wenigen Tropfen reichen gerade hin, um die dem echt türkischen Tabak nöthige Feuchtigkeit zu liefern. Das Rauchen selbst gewährt einen besondern Genuß, da der Rauch eiskalt in den Mund gelangt, nachdem er den Kanal passirt hat. Die Asiaten lieben diese Kühlung des Rauches, wie sie dieselbe in schwächerem Maße auch durch die Narghiles (Wasserpfeifen) herstellen, und die Turkhestanen versäumen es nie, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, eine Eispfeife zu rauchen. Es gewährt, wie Schlagintweit versichert, einen seltsamen Anblick, ganze Reihen von schweigsamen Gläubigen auf dem Bauche liegen zu sehen, durch Decken und Pelze gegen die Kälte des Eisbodens geschützt, welchem sie mächtig qualmende Rauchwolken entziehen; besonders auf den ersten Blick staunt der europäische Reisende, der die Prozedur noch nicht kennt und sich nicht enträthseln kann, woher der Rauch kommt.

Nachdem in einem der größeren preußischen Garnisonlazarethe Erfahrungen gesammelt sind über die Zweckmäßigkeit der Gasbeleuchtung für die Räume des Lazareths, ist nunmehr angeordnet worden, daß allmälich, so weit die Umstände es gestatten, in allen Militärlazarethen mit der Einführung der Gasbeleuchtung vorgegangen werde. Neben dem Vortheile einer besseren Erleuchtung der Krankenzimmer ist durch die erwähnte Maßregel ein Mittel geboten, in wirksamster Weise für die Ventilation dieser Räume sorgen zu können. Zu diesem Zwecke werden über den einzelnen Flammen Trichter von 1 Fuß im Durchmesser angebracht und diese durch ein Rohr von 2 Zoll Durchmesser mit dem Schornsteinrohre in Verbindung gesetzt, welches die Ableitung der schlechten Luft übernimmt.

Auflösung des Logogryphs in № 126:

Staar — Aar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Samstag, 31. Oktober 1868.

Die alten Häuser.

Es klopfte. Auf das Herein trat ein junger Mann ein, legte Rock und Hut ab und schritt zum Fenster. „Guten Abend, mein lieber Major, störe ich Sie?"

„Nicht doch, mein Freund, ich bin unbeschäftigt, wie Sie sehen, was führt Sie zu mir in dieser Abendstunde?"

„Sie werden mich dringlich, ungeduldig finden, aber halten Sie, was Sie nicht ganz billigen können, der Jugend zu Gute. Ich komme, um die letzten Bedingungen unseres Geschäftes von Ihnen zu hören."

„Ach, das alte Haus! nun Sie haben Recht mit Ihrer Eile, ich habe Recht mit meinem Zögern, aber da es denn sein soll, so mag es. Es handelt sich ja nur noch um Besitztitel und Uebergabe, und beides sollen Sie haben, so schnell Geschäfte dieser Art sich nur betreiben lassen."

„Haben Sie Dank, alter Freund, und stellen Sie sich meine Freude vor, wenn nun die alten, hohläugigen Dachfenster verschwinden und aus den neuen Spiegelscheiben die freundlichen Augen meiner Friederike blicken, denn sowie das alte Haus abgerissen und das neue fertig ist, wird die Hochzeit und Sie sollen Brautführer sein."

„So, so, Sie gehen schnell, aber man lebt jetzt schneller als ehedem, und die Gegenwart ist immer im Recht. Also Friederike heißt Ihre Braut? seltsam!"

Der alte Mann stand im Fenster, sein Auge flog durch die dämmernde Straße, er stand so still, so lange, daß sein junger Besucher die deutliche Empfindung hatte, er sei vollständig vergessen. Das störte ihn indessen nicht in seiner guten Laune, er beschäftigte sich damit, seinen alten Freund zu betrachten, und der bot einen Anblick, wohl des Schauens werth. Die Haltung hatte etwas Militärisches und der zugeknöpfte Rock war mit dem eisernen Kreuz geschmückt. Ein Kopf von klassischer Bildung erhob sich auf den geraden Schultern, leicht gelockt fiel das zwischen weiß und blond spielende Haar über die hohe Stirne, die Stirne eines Denkers; der Blick tauchte offenbar in tiefe Ferne, aber es konnte zu andern Zeiten auch recht lebendig daraus blitzen, recht warm zum Herzen sprechen, und um den feinen Mund war die stille Anmuth gelagert, die uns in allen Gesichtern so unbeschreiblich anspricht.

Die Dämmerung stieg immer höher am winterlichen Himmel und leise erglomm Stern um Stern in der mattblauen Höhe.

„Und Friederike heißt sie, seltsam!" sagte jetzt der Major, sich langsam umwendend, „sehen Sie, Edmund, der Name hat wie mit einem Blitz Jahre vor mir erhellt, die nun schon lange im Dämmer der Vergangenheit lagen. Die alten Häuser, ja, ja, es war eine wunderbare, reiche Zeit!"

„Was ist's, Papa? Sie müssen heraus mit Ihrer Geschichte; es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie in dieser Bewegung sehe, seit wir mit einander um die Häuser verhandeln. Erzählen Sie, bitte, soll ich nach Licht schellen?"

„Lassen Sie, wir brauchen kein Licht. Eine Geschichte ist's wohl kaum, Kind, aber es drängt und treibt in meinem Herzen, die alten Bilder wollen einmal wieder an's Licht. Sie haben einen offenen Sinn, haben sich trotz meiner Jahre freundlich an mich geschlossen und so hören Sie denn. Ich greife weit zurück, denn nur dadurch werden Sie verstehen, wie Alles so kommen mußte. Ein Abend aus meiner Kindheit ist es, der mit so frischen Farben in mir lebt, daß ich auch nicht den kleinsten Umstand vergessen habe.

„Es war ein Fest in unserem Hause, ein Fest eigener Art, wie es eben nur der damaligen Zeit angehörte. Meine Mutter, eine Hausfrau nach der

alten Sitte, die alle Leiden und Freuden der Wirthschaftsführung auf eigenen Schultern trug, hatte, — lachen Sie nicht, mein Freund — den Stolz ihres Stalles, die Frucht monatlanger Mühen, heute unter dem Stahle fallen lassen, das edle Thier, das von den Israeliten verachtet, von den Christen seiner Würste und Schinken wegen hochgeschätzt ist. Da hing es, altväterischer Sitte gemäß, in dem großen Hausflur, im Maul eine Citrone, Füße und Hals mit Papiermanchetten geschmückt, zu beiden Seiten Blumensträuße und Lichter aufgestellt. Mein Vater, im Schlafrock von türkischem Kattun, die weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Thonpfeife im Munde auf der einen Seite, meine Mutter in blendender Haube und Schürze auf der andern, im Halbkreise Gevatterinnen und Nachbarinnen, durch mich geladen, um mit etwas Entzücken, aber weit mehr Neid, das aufgehängte Prachtstück zu betrachten. Kinder aus allen Nachbarhäusern schwärmten frei ein und aus, je mehr, um so besser.

„Das Schauspiel war geendigt, die Kinder verliefen sich, bis auf ein Mädchen, das unbeweglich in einer Ecke des Flures gestanden und keinen Theil an der Besichtigung genommen. Ich achtete kaum auf sie, als sie sich langsam entfernte, und ging hinein, um meine Schularbeiten zu vollenden. Das war nämlich meine einzige Abendunterhaltung, das Lesen ausgenommen. Um einen großen runden Tisch war die Familie versammelt. Der Vater im Lehnstuhl mit der Zeitung, die Mutter auf dem Spinnstuhl, fleißig ihr Rad drehend, meine Schwester, die blonde Johanna, mit dem Nähzeuge, ich mit meinen Arbeiten; das Alles bei dem trüben Lichte einer Talgkerze. „Ernst, putze das Licht," ertönte in regelmäßigen Pausen meines Vaters Stimme, und versetzte ein zu tiefer Griff mit der Lichtscheere die Familienscene in Nacht, so wartete Alles geduldig, bis ich in der Küche bei dem Kohlenfeuer den Schaden wieder gut gemacht hatte. So lebte man damals, mein Freund.

„Hatte der Vater die Zeitung ausgelesen, so holte meine Schwester den Lafontaine hervor, dessen unendliche Romane mit großer Begier und tiefer Rührung gelesen und gehört wurden. Dies bezieht sich indessen nur auf meine Eltern und auf meine Schwester. Ich hörte wenig davon, und klang auch einmal ein Wort in meine klassische Welt herüber, so blieb das ohne Interesse für mich. Ich saß vertieft in alte und neue Klassiker und verschlang mehr, als ich las, meinen Liebling Homer. Träumend flog mein Blick über die Hängelocken meiner hübschen sechzehnjährigen Schwester und alle Göttinnen und Heldinnen von der Juno bis zur Nausikaa nahmen allmälich ihre Gestalt an, denn sie war das einzige weibliche Wesen, das eine Beziehung zu mir hatte.

„So ging mancher Abend hin, auch der eben erwähnte.

„Ernst," rief die Mutter, „hab' ich doch ganz vergessen, zum Meister Kunz zu schicken; des Vaters Stuhl muß neu überzogen werden. Weißt Du was, lauf' schnell hinauf, er wohnt ja nebenan."

„Ich sprang hinaus und in das Nachbarhaus, kletterte zwei steile dunkle Treppen hinauf und trat in ein kleines Zimmer, um meine Bestellung auszurichten. Das war bald geschehen. Eben suchte ich beim Flackern des Kaminfeuers draußen den Rückweg, als plötzlich eine Gestalt mir in den Weg trat, meinen Arm faßte und fragte: „Du, was sind das für Bilder auf Eurem Flure?"

„Ich sah jetzt, es war das Mädchen von heute Abend. Die Frage überraschte mich, ich hatte die alten, schwarzen Bilder, mit den Hirschköpfen darüber, lange keiner näheren Betrachtung mehr gewürdigt.

„Komm' morgen in der Abendstunde vor die Thüre, da will ich's Dir erzählen," rief ich und war die Treppe hinab.

„Sie kam am nächsten Tage, ich nahm sie mit und erklärte ihr, freilich nicht bei der günstigsten Beleuchtung, die mythologischen Darstellungen, und gewiß hat es nie eine dankbarere Zuhörerin gegeben. Es lehrt und lernt sich gut in dem Alter, in dem wir Beide standen.

„Gib mir ein Buch, in dem diese Geschichten stehen," sagte sie hastig, „ich lese so gern und habe keine Bücher."

„Ich gab ihr den Homer; jeden Mittag hatte sie etwas zu fragen, wenn ich von der Schule kam. Sie lernte mit Begier, es war, als flösse ihr alles Wissen als unmittelbare Eingebung zu.

„Inzwischen war es Frühling geworden und nun begann für mich eine herrliche Zeit. Meiner Eltern Haus, wie das der übrigen, hatte in der Wand an der tiefliegenden Thüre ausgemauerte Nischen mit Sitzplätzen; diese wurden für mich zum Katheder, für sie zur Zuhörerbank. Von je an liebte ich die Wissenschaften mit glühender Neigung, jeder Augenblick war zum Lesen benützt worden; ich las Alles, was ich fand, und dieser Drang hätte zur Klippe für mich werden können, wenn ich nicht im Tiefinnersten den Richter gehabt hätte, der mir tiefen Abscheu gegen alles Gemeine und Unsaubere einflößte. So hatte ich denn einen Vorrath von Stoff in mir aufgehäuft, der mich zuweilen fast erdrücken wollte, denn ich stand allein mit meinen Schätzen. Sie hatten mich lieb zu Hause, aber sie waren rein praktische Naturen; sie hatten mich in meinen Be-

strebungen nie verstanden. Nun hatte ich eine Schülerin und was für eine! Ich wollte, Sie hätten sie sehen können, wie sie mir gegenüber saß, das schwarze Haar zurückgestrichen, das Auge glühend, die Lippen halbgeöffnet, mit ihren Bewegungen meinen Worten folgend. Ich schwieg manchmal unwillkürlich vor Erstaunen über diese fremde glühende Erscheinung. Ob sie schön war, wußte ich damals nicht, ich glaub' es auch nicht, es war wohl nur der hohe Geist, das heiße Herz, was mich aus ihren Augen so überwältigend ansprach.

„Sie werden fragen, wie es sein konnte, daß man mich so gewähren ließ, es hatte indeß seinen Grund in den Verhältnissen; damals, wo man langsamer lebte, hatte man Zeit, die Dämmerstunde zu feiern; auch die thätigste Hausfrau legte beim Ton der Betglocke, beim Einbrechen der Dämmerung die Hände in den Schooß und feierte. Man glaubte mich draußen, Friederike lebte viel mit sich allein, wir wurden kaum vermißt und eine halbe Stunde Unterricht war eine Goldgrube für dies Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

In ihrem Gartenzimmer saß die Baronin v. Archow mit einer Stickerei beschäftigt: eine Dame nahe den Fünfziger Jahren, von entschieden aristokratischer Gesichtsbildung, und einer Haltung, die auch hier im Lehnstuhl vollendete gesellige Formen verrieth. Sie war Wittwe und kinderlos, was kaum anzuführen nöthig gewesen wäre, hätte der Leser auch Gelegenheit gehabt, die Frau Baronin eine Viertelstunde in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Hier ließ eine peinliche Sauberkeit und Pflege den Argwohn entstehen, daß Teppiche, Bilder, Blumen und Kanarienvogel mehr als Sachen in den Augen der Besitzerin waren, — dort wieder aus Blick und Mund der Gebieterin eine praktische Lebensauffassung, die nur durch außergewöhnliche Umstände in fünfzigjährigen Jungfrauen so entschieden ausgeprägt zu sein pflegt.

Frau von Archow sah von Zeit zu Zeit durch die geöffneten Glasthüren in den Garten, doch war ihre Aufmerksamkeit nicht durch den herrlichen Junimorgen in Anspruch genommen, so lieblich er auch über Terrasse und Rasen schwebte. Weiterreichende, beängstigende Kombinationen beschäftigten sie; das sah man aus dem festen, langanhaltenden Blick auf einen entfernten Punkt, während dessen die Stickerei langsam in den Schoos sank, — aus der Hast, mit der dann diese wieder ergriffen ward, um bald dem früheren Schicksale zu verfallen. Es lag in dem Benehmen der Dame zugleich die Möglichkeit ausgesprochen, daß sie beobachtet werde, und wir sehen auch bald darauf aus den Gebüschpartien des Gartens einen jungen Mann auf die Terrasse zuschreiten, die aus dem Zimmer in den Garten führt.

„Die neuen Anlagen haben viel Geschmack, liebe Tante," sagte der Doktor v. Archow, indem er eintrat und sich auf einem Sessel niederließ. „Die Natur ist getroffen. Trotzdem die Kunst gewiß stark an dieser pommerschen Wildniß meißeln mußte, stößt man auf keine Absichtlichkeit, keine Künstelei."

„Es thut mir leid, Rudolph, daß ich Dein Lob nicht für mich annehmen darf," erwiederte die Baronin. „Der Plan ist nicht von mir erdacht."

„So bleibt Ihnen immer das Verdienst, ihn bevorzugt zu haben, liebe Tante. Wer war der Verfasser, wenn ich fragen darf? — Ah! Sie haben ja Verbindungen mit dem Gartendirektor L."

„Er hat den Plan allerdings eingesehen und empfohlen; aber die Verfasserin —"

„Die Verfasserin?" fragte lachend der Doktor; „Sie machen mich gespannt, Tantchen, und doch will es mir fast scheinen, als ob das Geheimniß der Autorschaft den Anlagen einen Reiz mehr für mich verleihen sollte!"

Eine leichte Röthe überflog das Gesicht der Dame.

„Keine Geheimnisse, Rudolph, — Helene Bonda ist meine Rathgeberin gewesen."

„Helene Bonda! Vortrefflich!"

Die Baronin warf einen forschenden Blick auf ihn, ging aber schnell zu einem vollständig gleichgültigen Ausdruck über, indem sie die Frage hinwarf: „Warst Du kürzlich im Hause des Regierungsrathes? Wie geht es Bondas?"

„Als Arzt habe ich, Gott sei Dank, lange dort nichts zu schaffen gehabt."

„Nun, — aber als Familienfreund?"

„Bin ich fast täglich einmal im Hause dort."

„Charmante Leute," fuhr die Tante nach kleiner Pause fort; — „viel Herzliches und recht angenehme Manieren sowohl bei der Räthin, wie beim Rath."

„Warum nehmen Sie Helene aus, Tante?"

„Ich nehme sie nicht aus; aber ich möchte sie in diesem Punkte auch nicht gerade hervorheben. Viele vortreffliche Eigenschaften sind in dem Kinde vereinigt; aber ihr Auftreten ist, — nun, ich will damit keinen Tadel auf das liebe Mädchen werfen — — Du fühlst es heraus, Rudolph — der lustre, auf den wir Anspruch machen — Du verstehst mich?"

„Nein, Tante, ich verstehe Sie durchaus nicht, — oder besser gesagt, ich theile nicht Ihre Ansprüche. Das, was Sie mit lustro bezeichnen, ist für meinen Geschmack eine störende Zugabe bei jungen Mädchen. Ein schnelles und richtiges Gefühl für das Schöne erfüllt nach dieser Seite hin Alles, was ich von dem Weibe verlange, und das werden Sie Helene nicht absprechen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Die Chignons.) Wenn von Mode in Tracht und Frisur gesprochen wird, so denkt gleich Jeder an die armen Frauen, während die Herren der Schöpfung sich ganz füglich an eigener Nase zupfen und vor ihrer Thüre fegen könnten, den Balken aus ihrem Auge ziehen sollten, ehe sie die Splitter bei den Schönen anzeigen. Denken wir an die Perücken und Haarzöpfe rc. aus alter Zeit, — denken wir an Hut, Frack rc. aus unserer Zeit und an alle damit vorgegangenen und noch vorgehenden Aenderungen, so müssen wir mit dem Vogel Strauß den Kopf in die Erde oder wenigstens unter den Tisch stecken, nicht wie der gefiederte Zweibein, um nicht gesehen zu werden, wohl aber, um unsere Schamröthe zu verbergen. Das schöne Geschlecht weiß recht gut, was seine natürliche Anmuth erhöht und hat ein sicheres Kennzeichen seines Triumphes darin, daß die Männer schmälen und spötteln. Erinnern wir uns an die Zeit, als die Krinolinen aufkamen, — ein Kleidungsstück, das seinen Zweck: fehlende Formen zu ersetzen, alterirte, zu verbergen — so vollständig erfüllte; was war das für ein Geschrei und Gespötte; je stärker aber dieses war, desto weiter wurden die Krinolinen, und als die Männer sich endlich daran gewöhnt hatten, mußten die weiten Röcke engeren Platz machen, was jetzt wieder den Männern nicht in den Kopf will.

Gegenwärtig müssen die Chignons herhalten, und doch wissen die kurzsichtigen Männer nicht, wie nützlich diese künstlichen Haarwülste sind. Sonnenbrand, Wind, Regen und Kälte werden durch sie abgehalten; und was wäre erst aus der armen Frau geworden, die vor einigen Wochen in New-York über morsche Bretter an einem Hausneubau ging und in den mit Schlamm bedeckten Kellerraum 20 Fuß tief fiel, wenn sie nicht mit einem tüchtigen Chignon versehen gewesen wäre. Sie hatte nämlich beim Fallen instinktmäßig die Hände so gehalten, wie ein Schwimmer, der ins Wasser springt, fiel auch gleich einem solchen auf den Kopf und blieb bis zum Hals in dem Schlamme stecken, während ihre Beine in der Luft telegraphirten. Das war nun gewiß nicht lächerlich, die Umstehenden lachten aber doch, anstatt zu helfen. Zum Glück ging gerade ein französischer Arzt vorbei, der eine Schlinge vorn an einem Seilchen knüpfte, damit die Beine der Frau fing und diese mit Hilfe anderer Personen herauszog. Ihr Gesicht war ganz mit Schlamm bedeckt, auch hatte sie einige Beulen am Kopfe, aber sonst keine Verletzung von Bedeutung. Der Doktor gratulirte ihr wegen der glücklich überstandenen Gefahr, bemerkte ihr aber dabei, daß sie nur ihrem dichten Chignon dieses Glück zu verdanken habe, denn ohne denselben würde sie sich sicher den Schädel zerschellt haben. Jetzt sage noch einmal Einer etwas über die Chignons!

Ueber die petersburger Wahrsagerinnen bringt die russische St.-P.-Z. eine Mittheilung, der wir entlehnen, daß sich in Petersburg un[gefä]hr 1000 Frauenzimmer mit Verkündigung der Zukunft beschäftigen, und von denen viele sich ein bequemes Leben durch ihre Kunst zu verschaffen verstehen. Es erscheinen bei ihnen sehr oft Frauen aus den höheren Gesellschaftskreisen; nicht selten auch werden sie in schönen Equipagen abgeholt. Allerdings verbergen viele unter ihrer Wahrsagerei auch noch andere, verwerflichere Beschäftigungen. Es wirft diese Mittheilung ein eigenthümliches Licht auf die sittlichen Zustände der russischen Hauptstadt, wenn ungefähr auf je 500 Einwohner eine Wahrsagerin gerechnet werden kann.

Logogryph.

Einst fand man mich im Orient,
Es steht im alten Testament
Der doppelsilb'ge Name, den ich trage.
Doch liest man rückwärts mich, dann nennt
Mein Name, was den Occident
Beherrscht, Dem eine Lust und Jenem eine Plage

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Dienstag, 3. November 1868.

Die alten Häuser.

(Fortsetzung.)

„An einem linden Aprilabend saßen wir auf unsern Plätzen wie gewöhnlich. „Du bist zerstreut, Friederike, Du folgst nicht.“ Ich glaube, sie hörte mich gar nicht.

„Was ist mit Dir? ich habe seit einigen Tagen ein verändertes Wesen in Dir gefunden, Du bist abwesend, träumend, was hast Du?“

„Bist Du schon einmal im Theater gewesen?“ fragte sie, wie aus einem Traume erwachend.

„O ja, ein paar Mal, wie kommst Du darauf?“

„Wie ich darauf komme? Weißt Du denn nicht, — nein, Du kannst es wohl noch nicht wissen, — daß ich Schauspielerin werden muß?“

„Schauspielerin!“ Ich lachte.

„Lache nicht, Ernst, und sag' es auch Keinem, das muß und wird sein.“

„Aber, Mädchen, wie kommst Du auf diesen abenteuerlichen Gedanken?“

„Du sollst es hören, ich hätte es Dir längst gesagt, wenn die Freude, zu lernen, während der ganzen letzten Zeit nicht jeden andern Gedanken in mir verdrängt hätte. Sieh', in unserem Hause wohnt eine Frau, eine Schauspielerin; sie spielt, ich kann Dir nicht sagen, wie, das muß man sehen! Ich bin von Kindheit auf viel um sie gewesen. Sie unterrichtete mich in Handarbeiten, ich überhörte ihr die Rollen und konnte sie bald alle auswendig. Weißt Du, ich habe auch schon einmal mitgespielt — sie brach in helles Lachen aus — es war Probe zu den Hussiten vor Naumburg. Ich hatte an dem Tage ein neues Kleid an, meine Zöpfe waren frisch geflochten, und ich mochte der einen Theatermutter, wie ich da hinter den Coulissen stand und zusah, gefallen. Sie fragte mich, ob ich am nächsten Abend als ihr Kind mitspielen wolle, in dem Zuge weißgekleideter Mädchen, die am Schlusse des Aktes mit dem Rufe: Sieg über die Hussiten! über die Bühne ziehen. Wer war glücklicher als ich! ich besaß kein weißes Kleid, was that das! ich lieh es von einer Bekannten. Daß es zu lang und zu weit war, sah ich in meiner Begeisterung nicht. Ich trete am Ende des Aktes zu der Theatermutter — ich bin ihr zu häßlich, sie will mich nicht. Glühend vor Zorn tret' ich hinter ein Setzstück, lasse den ganzen Zug vorüber, und wie der Vorhang langsam sinkt, stürz' ich mit dem fanatischen Schrei: Sieg über die Hussiten! ganz allein quer über die Bühne.

„Unauslöschliches Gelächter schallt mir nach, der Regisseur stößt mich sehr unsanft hinaus und da stehe ich draußen.“ —

„Niedergeschlagen, abgekühlt; war es nicht so?“

„O, wo denkst Du hin! Stolz wie eine Königin schreit' ich nach Hause; ich fühle, ich hab' den geweihten Boden betreten, ich komme nie mehr davon los.“

„Sie war wieder ernsthaft geworden. Staunend sah ich sie an, wo war das fünfzehnjährige Kind geblieben? Hoch aufgerichtet stand sie vor mir, es lag auf ihrer Stirne, wie die Weihe von etwas Höherem.

„Seit jenem Abend,“ fuhr sie fort, „schloß ich Freundschaft mit der Schließerin, ich gewann sie durch kleine Dienstleistungen und sie ließ mich Abends bei Proben und Aufführungen unbemerkt ein.“

„Friederike,“ scholl eine Stimme von der Treppe her, „wo bleibst Du, weißt Du nicht, daß die Tücher für die Frau Bürgermeister bis morgen fertig sein müssen? marsch, herein!“

„Das Mädchen drückte beide Hände an ihre Stirne, trat mit dem Fuß fest auf, nickte mir leicht zu und flog die Treppe hinan.

Ich schaute ihr nach wie einem Räthsel und beschloß, den Boden kennen zu lernen, auf dem diese Wunderpflanze emporgewachsen. Die Gelegenheit

kot sich bald. Friederike war seit einigen Abenden nicht gekommen, ich wanderte unruhig vor dem Hause auf und ab, da trat Meister Kunz mir entgegen.

„Junger Herr, ich weiß, daß Ihr Vater die Zeitungen bekommt. Unsereiner hört wohl auch gern etwas aus der Welt, aber das Handwerk wirft's nicht mehr ab. Wenn sie der Herr Vater nicht mehr braucht, wollen Sie sie mir zu lesen geben?“ — „Gern, Meister, ich werde sie Ihnen jeden Abend bringen.“

„Und so ging ich mit klopfendem Herzen in der Dämmerstunde hinauf. Friederike saß am Fenster, die Hände im Schooß, den Kopf abgewandt. Sie erwiederte meinen Gruß einfach und unbefangen. Der Alte stand von einem Lehnstuhl am Ofen auf und trat mir freudig entgegen.

„Das ist brav, junger Herr, daß Sie Wort halten; und nun nehmen Sie uns nicht die Ruhe mit. Friederike, einen Stuhl für den Herrn. Wenn Mutter uns Licht bringt, wollen wir sehen, wie's in der Welt aussieht; fürchte, nicht besonders.“

„Das Licht kam, der alte Mann vertiefte sich gierig in der Zeitung. Es war im Jahre 1805; die Zeitungsnachrichten waren oft unruhig, durch Entfernung und falsche Gerüchte entstellt; das Politisiren war im Allgemeinen noch nicht im Gange und von den Bewohnern der Provinzialstädte konnte damals mit vollem Rechte gesagt werden, was Göthe seinen Spießbürger im Faust sagen läßt: was kümmerte es die Leute daheim, wenn man sich in der Türkei schlug, war nur in nächster Nähe Ruhe und Frieden, so ließ sich's hinter'm warmen Ofen gar behaglich von Krieg und Aufstand, Noth und Tod lesen. Dieser Mann aber war eine Ausnahme von der Regel. Er wußte die Genealogie sämmtlicher europäischen Fürstenhäuser auswendig, verfolgte alle Bewegungen in der Nähe und Ferne mit glühendem Eifer und versetzte seine Zunftgenossen beim Kruge Bier in eine Aufregung, die ihnen früher und im Familienkreise ein völlig fremdes Element war. Sein Patriotismus, seine Anhänglichkeit an das Königshaus waren echt und der Glanzpunkt seines Erdenlebens war der Augenblick, in dem die vergötterte Königin Louise einst bei einem feierlichen Umzuge der Gewerke einige freundliche Worte mit ihm gesprochen. Sie lebte seitdem wie eine Heilige in seinem Herzen und wehe dem, der es gewagt hätte, mit einem Worte nur sein Heiligenbild zu verdunkeln. Friederike hatte sich mit einem Buche an den Tisch gesetzt und las. Es war das erste Mal, daß ich sie lesen sah. Das war kein Lesen, wie ich es sonst gesehen. Ihr Vater legte die Zeitung zusammen und wurde auch aufmerksam auf sie. Wir regten uns nicht. Sie stand lesend langsam auf, ließ das Buch aus der Hand gleiten und begann erst flüsternd, dann lauter, dann mit dem Jauchzen der Entzückung die Gartenscene aus Maria Stuart zu lesen, nein, zu spielen, und wären die Verse nicht an und für sich Musik gewesen, sie hätten's in diesem Munde werden müssen. Das war ein Tonfall, eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, eine Weichheit und Biegsamkeit der Stimme, wie ich sie nie in meinem Leben zum zweiten Male gehört habe. Leider blieb der Zauber nicht ungebrochen.

„Mitten in unsere Entzückung brach Frau Kunz, die mit den Geräthen zum Abendessen geräuschvoll aus der Küche hereintrat. Sie überflog die Scene mit einem hastigen Blick, warf die Thüre heftig ins Schloß und trat einen Schritt vor.

„Ist das gottvergessene Komödiantenwesen schon wieder im Gange? Hast Du nichts Anderes zu thun, als dazustehen und die Augen zu verdrehen und mit den Armen um Dich zu fechten? weißt Du nicht, wie die Arbeit drängt? so geht das nun Nacht für Nacht und der alte Narr sitzt da wie verzückt und bestärkt das Mädchen in ihrer Thorheit, anstatt ein ernstes Wort dazwischen zu reden, wie es einem rechtschaffenen Vater geziemte.“

„Mutter, so nimm doch Vernunft an; was wär's denn, wenn das Mädchen nun wirklich zum Theater ginge? Sie ist dazu geboren, das mußt Du so gut sehen wie ich, und sie könnte uns brav Geld verdienen und uns ein ruhiges Alter bereiten. Was müßte es stolz klingen: Gastrolle Maria Stuart, Demoiselle Friederike Kunz! Denke Dir, Mutter —“

„Spuken die alten Geschichten noch immer in Deinem Kopfe? ist's noch nicht elend genug, daß Du um das dumme Liebhabertheater, wie Ihr es nennt, so manches schöne Stück Arbeit versäumst, mußt Du auch das Mädchen zum Müßiggang verführen, ihr nichtsnutzige Gedanken in den Kopf setzen? ein sorgenfreies Alter, man weiß, wie die Dirnen leben!“

„Mutter, Mutter, bist ja doch selbst manch' schönes Mal mitgewesen und hast alle Sorgen vergessen vor den Lampen und der gespielten Welt.“

„Nun ja, das ist auch ganz was Anderes! das thue ich ja noch recht gerne und gehe in ein lehrreiches, ehrbares Stück, wo man sich nicht zu schämen braucht, Thränen zu vergießen über die Schlechtigkeit der Welt, oder daß die Tugend zu Recht kommt — aber mein Kind, mein Fleisch und Blut da zu sehen, mein leiblich Kind in Schmach und Schande untergehen zu sehen, nun und nimmermehr!“

„Ich war vergessen in dieser Familienscene und hat'e Zeit gehabt, Friederike zu beobachten. Sie war beim Eintritt ihrer Mutter augenblicklich verstummt, aber erst nach langer Zeit war sie, wie aus einer andern Welt, zur Gegenwart zurückgekehrt. Als ihre Mutter jetzt schwieg, trat sie ruhig vor sie hin.

„Mutter, und Du kannst es doch nicht hindern, es wird kommen, was kommen muß. Mein ganzes Leben wurzelt in dem einen Gedanken und ich finde kein Glück und keine Ruhe, als bis es geschehen ist."

„Mädchen, schweig', oder es wird nicht gut zwischen uns! Siehst Du, wenn Du mir die Schande anthust, so — so —"

„Mir wurde bange, als ich die bleiche Frau ihren Arm aufheben sah, der von zurückgehaltenem Zorne bebte. Ich trat zu ihr: Frau Meisterin, beruhigen Sie sich, es ist ja noch nicht so weit; es gibt ja auch achtungswerthe Leute unter den Schauspielern."

„Was will Er, junger Mensch? ich glaube gar, Er will ihr auch noch das Wort reden. Geh' Er nach Hause, Er hat sich nicht in fremde Sachen zu mischen."

„Friederike hatte indeß eine kleine Lampe angezündet und war in der anstoßenden Werkstatt ihres Vaters verschwunden. Ich ging und es wurde mir klar, daß dies nicht das erste Trauerspiel dieser Art gewesen und auch nicht das letzte sein werde. Friederike schien indeß wenig davon berührt und unsere Studien nahmen einen fröhlichen Fortgang. Sie fing nun an, Französisch und Englisch bei mir zu lernen. Ich hatte mit Vorliebe und Eifer Sprachen getrieben und das kam ihr und mir nun zu Statten. Sie lernte dies, wie Alles, im Fluge.

„Das sollte nun Alles anders werden. Der Gang des Handels und der Gewerbe war wohl gehemmt und gestört, schon vor der Schlacht bei Jena, die Stimmung der Gemüther in Folge dessen wohl etwas gedrückt. Aber daß es wirklich dahin kommen könnte, daß die Franzosen in leibhafter Gestalt vor unseren Thoren sein könnten, das hatte sich auch der ängstlichste Mann nicht träumen lassen. Und nun waren sie da und unsere Stadt ging einer schweren Belagerung entgegen. Der Schreck kam der vorigen Sorglosigkeit gleich, und wer sein Haus verlassen konnte, wer außerhalb einen Zufluchtsort wußte, der zog davon, um dem Hungertode zu entgehen, der sich der plötzlich erregten Phantasie im Hintergrunde dieser Belagerung als furchtbares Gespenst erhob. Mein Vater hatte eine Tuchhandlung. Neben den ausländischen Waaren, die er führte, hatte er auch einheimische, die in einer Fabrikstadt an der Oder angefertigt wurden. Ihm gehörte eine Fabrik daselbst, das Städtchen war offen, mit reichen Dörfern in Verbindung; er beschloß mit uns dahin zu gehen, bis die Verhältnisse sich wieder günstiger gestaltet hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

Die Baronin seufzte. Es trat eine Pause ein. „Mein Sohn," hub die Tante in beinahe feierlichem Tone an; „Du berührst hier eine Saite, die immer und immer wieder schmerzlich für mich anklingt. Du bist ein edles, unabhängiges Herz, das den Schein verachtet. In diesen drei Worten liegen drei Tugenden und drei Fehler verschlossen. Der Bruder Deines Vaters, mein seliger, vielgeliebter Mann, gab Dir, dem vierzehnjährigen mittellosen, verwaisten Knaben einst Kindesstelle in diesem Hause, damit auch in meinem Herzen. Ich habe dies Verhältniß zu Dir dadurch am besten zu beweisen geglaubt, daß ich Dich vor dem warnte, was Deinem Glück in den Weg treten mußte. Du hast Dich trotz meiner Warnungen, meiner flehentlichen Bitten für den Beruf als Arzt entschieden. Es war der erste Schritt, Dich Deiner Geburt zu entfremden."

Der Doktor wurde sehr unruhig auf seinem Sitze. Wie Hagelschlag war diese Krisis über ihn gekommen, und sein Gesicht verrieth, daß hier kaum eine andere Wahl als die zwischen hoffnungslosem Kampf und christlicher Duldung blieb. Dann durchzuckte ihn die Möglichkeit einer Flucht. Er sprang auf — um sich wieder zu setzen. Die Selbstbeherrschung, die er sich dieser Dame gegenüber früh bereits zur Pflicht gemacht, hatte gesiegt. „Ich höre, Tante!"

„Ja, ja, Rudolph, Du hörst mich, ohne meine Absicht zu würdigen, das weiß ich. Aber je seltener Du mir noch Gelegenheit bietest, Dir meinen mütterlichen Rath an's Herz zu legen, um so viel mehr muß ich die unbedeutendste Veranlassung hierzu ergreifen, unbekümmert darum, welche Aufnahme meine Sorge findet, ja auf die Gefahr hin, daß das einzige Mittel, was der schwachen, alternden Frau noch bleibt, ihr Kind zu schützen, der mütterliche Rath, als eine Plage, mit Resignation in den Kauf genommen wird.

„O bitte, reden Sie, ich bin von Ihrer Zärtlichkeit überzeugt, beste Tante! Nur wünsche ich,

daß Sie mich mit anderem Maße messen möchten. Warum Dritten unsere Ueberzeugung als die allein beglückende aufdrängen? Jeder sei sein eigner Prophet, Andere können ihn nicht selig machen!"

„Ach, Rudolph, das eben ist der Grundsatz, dem ich den Krieg erkläre. Du setzest Dich selbst als den Schöpfer Deines Glücks hin, und vergissest, daß Du in einer Gesellschaft lebst, die ihre Vorurtheile als Maßstab an die Menschen legt und die Dir nach diesen Deine Stelle anweist, magst Du Dich sträuben, soviel Du willst. Sieht auch Deine wissenschaftliche Bildung mit Recht lächelnd auf die meinige herab: diese Gesellschaft kenne ich besser als Du und weiß, daß sie Deine Eigenschaften in einer Novelle schätzt und erhebt, aber im wirklichen Leben sind sie ihr nur lästig und gefährlich. Täuscht euch nicht, ihr jungen Selbstanbeter! Die Menschen lieben ihre Vorurtheile, wie ihr eure Vernunftschlüsse; sie wollen nicht von euch weiser gemacht, sondern verehrt, geschmeichelt sein, so wie sie sind."

„Und wenn man sich unabhängig von dieser Gesellschaft weiß?"

„So irrt man, Rudolph; Niemand ist unabhängig von ihr."

„Keine Frau; aber jeder Mann kann es sein."

„Höchstens so lange er allein steht, mein Sohn. Aber so wie Du, denkt ein jeder insgeheim daran, eine Familie zu gründen, und —"

Der Doktor sah sie erstaunt an und wechselte etwas die Farbe. Ihre Blicke begegneten sich, um sofort wieder zu ihrem früheren Gegenstande zurückzukehren.

„Und dann," fuhr die Tante fort, „ist er wieder an diese Gesellschaft gekettet, die den straft, der seine Geburt vergißt. Und nichts wieder verwirkt die Vorzüge derselben so unrettbar in den Augen der Welt, als eine Heirath unter unserem Stande. Selbst kein Geld kann den Makel verwischen, die Demüthigungen bannen, die eine Mésalliance bis in ferne Generation im Gefolge hat!"

Dem Doktor kam plötzlich ein Gedanke, der ihn herzlich lachen machte. „Sie bringen mich in nähere Beziehung zu Helene, Tante!"

„Nein, nein, einer solchen Thorheit halte ich Dich gewiß nicht fähig. Sie hat nicht einmal den Vorzug des Reichthums. Ein blutarmes Kind, wie Du auch wohl bereits gehört hast, Rudolph. Unbegreiflich, wie sich der Regierungsrath auch nur in dem Rufe der Wohlhabenheit hat erhalten können. Er hat nichts als seinen Gehalt und ein paar tausend Thaler, die er hier und dort verleiht, um wie ein Feldherr über die Zahl der Truppen zu täuschen."

„So danke ich Ihnen dann recht sehr, Tante, für die schätzbaren Winke, die mir vielleicht in Zukunft einmal von Nutzen sein können. — Es ist aber Zeit für nach R... zien zurückzureiten," sagte der Doktor, indem er seine Uhr in die Tasche gleiten ließ. „Sie erlauben, Tante?" er schellte und befahl sein Pferd.

„Du eilst ja heute sehr, Rudolph, willst Du nicht zu Abend bleiben? Frau v. Marnitz hat sich angemeldet mit ihrer Tochter, und ich habe die v. Kaltzow dazu bitten lassen."

„Danke herzlichst! Ich habe Patienten, die mich noch erwarten, sonst bedürfte es gewiß nicht Ihrer Bitte." Er hatte den Hut bereits in der Hand und verabschiedete sich.

Die Tante sah ihn fest an und sagte, indem sie ihm ihre Hand entzog: „Du täuschest mich nicht!"

„Und Sie geben mir viel zu rathen mit auf den Weg!"

„Doch wohl nur, woher meine Quellen fließen? Noch ist es Zeit, Rudolph!"

„Ihre Räthsel zu lösen? Nein, ich muß fort! Adieu, liebe Tante!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In die Ambulanz der Hebra'schen Klinik zu Wien kam dieser Tage, wie die „Presse" erzählt, eine Bürgersfrau mit einem 7wöchentlichen Kinde weiblichen Geschlechts, dessen linker Arm von der Schulter bis zur Handwurzel mit dichtem, glänzend dunklem Haare besetzt war. Der Arm des kleinen Geschöpfes sieht aus, als ob er mit Pelz bekleidet wäre, ein Fall, den die Kliniker als einen sehr schönen betrachten, der aber der Mutter des Kindes, die ihn für sehr traurig und für einen Schönheitsfehler der einst erwachsenen Tochter hält, Thränen kostet. Leider kann die Wissenschaft hier nicht helfen; denn ebenso wenig wie sie die Haare wachsen machen kann, kann sie dieselben auch nicht, wenn sie einmal da sind, wegzaubern. Die Mutter nahm nur den dürftigen Rath mit nach Hause, das sonst ganz gesunde und frische Kind, wenn es zur Jungfrau herangereift, nicht — dekolletirt in die Gesellschaft zu schicken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Donnerstag, 5. November 1868.

Maria.
(Ein Ton aus der zartesten Saite unserer Mädchenherzen.)

Maria sitzet weinend
Im stillen Kämmerlein
Und ringt die weißen Hände
In namenloser Pein.

Der Glocke erstes Mahnen
Vom hohen Dome dröhnt,
Mariens Herze bebet
Und ihre Seele stöhnt:

„Was Er mir oft geschworen,"
„O Gott, du hast's gehört!"
„Wie Er mit Heuchlerrede"
„Mein armes Herz bethört!"

„Wie er mein banges Zagen"
„In Hoffnungstraum gewiegt,"
„Wie Er der Seele Zweifel"
„Mit süßem Wort besiegt;"

Der Glocke zweites Mahnen
Erdröhnt vom Dome her;
Mariens Auge blicket
So weh, so freudenleer:

„O ruft mich nicht, ihr Glocken,"
„Zu Gottes hohem Haus!"
„Marie kann nur weinen,"
„Kann nicht zu euch hinaus."

Da hallen rasche Schritte —
„Er ist es!" klopft das Herz,
„Er ist es!" jauchzt die Seele
Empor aus Gram und Schmerz.

— Er ist's! er hat gehalten
Den feierlichen Eid;
Es ist der Heißersehnte,
Der — Schneider mit dem Kleid.

Aus „Freiheit".

Die alten Häuser.

(Fortsetzung.)

„Es war bis jetzt noch nicht ausdrücklich die Rede davon gewesen, ob ich in sein Geschäft eintreten sollte. Daß ich keinen Geschmack daran fand, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich hatte die Schule besucht, ohne darüber nachzudenken. Seit meiner Bekanntschaft mit Friederike war fast unbewußt der Plan in mir entstanden, mich für das Lehrfach auszubilden. Nun hörte das Lernen für mich auf und ich beschloß in mir, meinem Vater in diesen bedrängten Zeiten jede Ausgabe für mich zu ersparen, mich fleißig fortzubilden und durch Unterrichten Etwas zu ersparen, dazu war an unserem neuen Wohnort gewiß Gelegenheit. Voll von neuen Bildern und Gedanken ging ich gegen Abend zum Meister Kunz. Man war im Einpacken begriffen. „Wo soll's hingehen, Meister?"

„Fort, fort, Herr Ernst, der Erbfeind, der Napoleon sperrt uns hier ein, das Handwerk ist todt. Ich gehe mit Sack und Pack zu meiner Tochter Lotte, die mit dem Schmiedmeister in H. verheirathet ist, wie Sie wissen. Auf dem Lande muß es doch noch Etwas zu leben geben, wenn die Teufelskerls, die Franzosen, ihnen hier die Haare vom Kopfe fressen. O, wenn ich jung wäre, oder wenn ich was zu sagen hätte, das wäre Alles anders gekommen."

„Es war mir eine gewisse Befriedigung, Friederike nun auch gehen zu sehen. Sie war fast unverändert in ihrem Wesen, doch finster in Gegenwart der Eltern. Die Mutter beschäftigte sie mit einzelnen Aufträgen, der Alte politisirte fort, ohne sich um die Arbeit der Andern zu kümmern. Meine freie Zeit war abgelaufen, ich nahm Abschied. Friederike stand auf der Treppe: „Ernst, gib mir Bücher, viel Bücher, aus denen ich lernen kann; wir wer-

den eine Weile getrennt sein und ich muß allein lernen, wenn Du nicht da bist. Mir fehlt noch so Vieles."

„Ich brachte ihr die Bücher, deutsche und fremde. Ein festes Versprechen, weiter zu bauen und zu streben auf dem sichern Grunde, ein fester Händedruck und wir schieden. Im Hause vielfach in Anspruch genommen, fand ich keine Muße mehr, sie ferner zu sehen, und am Abend verließen wir die Stadt, die Sorge für unser Haus einem treuen, alten Menschen überlassend. Mein Vater ging schwer, aber die Einrichtungen waren einmal getroffen; meine Mutter noch schwerer. Der Frau Maaßen, der Gattin des oben erwähnten Mannes, wurden alle Vorräthe übergeben. Hätte es sich nicht um die Wohlfahrt des Vaters gehandelt, ich glaube, die Anhänglichkeit an das alte ererbte Haus hätte die Franzosenfurcht überwogen. Die Schwierigkeiten unseres Fortgehens waren bald überwunden und die Einrichtungen am neuen Wohnort bald getroffen. Es war so weit Alles gut, aber mich befiel die Empfindung einer entsetzlichen Leere. Die Tage, wo ich empfangen hatte, waren leer, die Abende, wo ich gegeben hatte, waren auch leer. Wie vermißte ich meine Schülerin, die Uebereinstimmung aller Gedanken und Empfindungen! Es schien mir, als sei ich plötzlich verstummt, als sei meine Schatzkammer zugemauert und Alles müßte drinnen verrosten und bestäuben. Nach und nach fand ich einige Schüler, aber es war nur trockene Zeit, ein Zeithinbringen und Geldverdienen und weiter nichts. Nach und nach jedoch ergab ich mich in das einsame Studiren, das unglückliche Schicksal meines Vaterlandes fing an, mich lebhafter zu beschäftigen, und es war die Geschichte des verflossenen Jahrhunderts, wie die Ereignisse des Tages, was meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm. —

„Ich übergehe den Zeitraum von 5 bis 6 Jahren. In meinem Leben veränderte sich nichts. Ich arbeitete bis zur Anstrengung. Bald aber war es an der Zeit, die Bücher ruhen zu lassen. Napoleon hatte die ersten Enttäuschungen in Rußland erfahren; ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß zu der Zeit das Leben des preußischen Staates, das Selbstbewußtsein des Volkes, was sich bis dahin in einigen kühnen, aber ohnmächtigen Versuchen erschöpft hatte, anfing zu erwachen, sich allmälich zu regen. Das Alles können Sie lesen, haben Sie gelesen. Aber was nicht in den Büchern steht, was Sie, mein Freund, heute kaum noch verstehen, was Sie in dieser Zeit des Genießens, des Nichtsbewunderns vielleicht belächeln, das ist die heilige Flamme, die in der Brust eines Jeden aufstieg, alles Unreine um sich her vergessend, mit unvergänglichem Glanze leuchtend. Mögen Sie meine an Bildungsmitteln arme Zeit bemitleiden — immerhin — ich danke Gott mit diesem alten Herzen, daß er meine Jünglingsjahre in diese Zeit fallen ließ. O, Edmund, das war etwas Großes, Ernstes, Heiliges, eine Weihe für das ganze Leben, und wer das von sich werfen kann, der ist nicht werth, es erlebt zu haben.

„Wir lebten noch immer in der kleinen Stadt, denn mein Vater fand es am sichersten, die geringe Fabrikation unter Augen zu behalten; für mich begann nun ein anderes Leben. Ich reiste oft nach meiner Vaterstadt, knüpfte alte Verbindungen wieder an, warb unter Altersgenossen für die Pläne, die sich allmälich bildeten, stachelte die Trägen an, beschwichtigte die Tollkühnen. Reich und bewegt war dies Leben, Jeder wirkte, was er konnte, Jeder nutzte den Platz, an den Gott ihn gestellt hatte.

„An einem Winterabend saß ich in dem einzigen Gasthause des Städtchens. Ich gab dem Sohne des Hauses Unterricht im Französischen und hatte mich mit ihm in einer Ecke des Gastzimmers eingerichtet, denn man war sparsam mit Heizung und Beleuchtung. Wir hörten Pferdegetrappel vor der Thüre, zwei junge Männer mit leichtem übermüthigen Wesen traten ein.

„Ein verteufelt kalter Ritt; etwas Glühwein!" rief der Eine. Sie setzten sich und tranken; ihre Unterhaltung wurde allmälich lauter.

„Laß nun endlich hören, was Dich zu Hause so lange festhielt; Du weißt, daß ich Dich seit Wochen in Frankfurt erwartet habe und Dich nun, des Wartens müde, selbst suchen will, als Du mir endlich begegnest."

„Eine kleine pikante Angelegenheit, die ich nicht Jedem erzählen würde, denn ich könnte nicht behaupten, darin eine Heldenrolle gespielt zu haben."

Ihre Stimmen wurden wieder leiser, doch saß ich ihnen nahe genug, um nichts von der Unterhaltung zu verlieren.

„Also ein Abenteuer zarter Natur, wie ich vermuthe."

„Als ich im Spätsommer zu Hause kam, fand ich meine Mutter nicht in der gewohnten Einsamkeit; sie hatte ein junges Mädchen bei sich, das sie in allerlei Handarbeiten unterstützte, ihr vorlas, sie pflegte. Anfangs hatte ich nicht Acht auf dies Wesen. Das Gut war seit des Vaters Tode, während meiner Studienjahre, etwas in Unordnung gekommen; ich hatte vollauf zu thun und das Mädchen zog sich bei meinem Kommen immer bescheiden zurück. Eines Tages komme ich an der Thüre des Bibliothekzimmers vorüber und höre eine wunderbare,

klangvolle, fremde Stimme. Ich drücke die Thüre leise auf, da sehe ich Friederike, mit einem Buche in der Hand; ich horche auf, sie spricht Schiller'sche Verse — Du brauchst nicht zu lachen — mit einer Reinheit des Silbenfalles, einem Wohllaut, einer Macht der Stimme, daß ich wie gefesselt, wie geblendet stehe; als sie wie im Traume das Buch sinken läßt, ziehe ich mich geräuschlos zurück. Wie war es nur möglich, daß ich dies so hinreißend schöne Geschöpf bis dahin so gänzlich hatte übersehen können!"

„Du geräthst in Pathos!"

„Laß nur gut sein, es war keine Soubretten-Schönheit; eine große, blühende, stolze Gestalt, eine reine Stirne, dunkle, klare Färbung; und die Augen — wie soll ich Dir die beschreiben! wie ein dunkles, tiefes Meer, je nach der inneren Bewegung weich und träumerisch oder blitzend, glühend, leuchtend; ich habe mein Lebtag nicht solche Augen gesehen."

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Thür hinter ihm geschlossen, als auch die Baronin in ihren Lehnsessel zurücksank und die Augen mit der Hand bedeckte. „Er leugnet ja nicht einmal! Sind diese ungeschickten Umgehungen nicht das offenste Zugeständniß? — Eine Helen Bonda meine Verwandte, die Erbin eines edlen Namens, dieser herrlichen Güter! O, hätte ich der Marnitz, der Klitzow früher ein Ohr geliehen! War ich denn blind? Und dieser phantastische Trotzkopf! — Was sind ihm Bürgerlichkeit, Armuth? Reizmittel vielleicht! Ja, ja, das war übereilt! Aber wo faßt man ihn jetzt? ihn? nein! aber sie?! noch heute! — es ist 4 Uhr; morgen! Gott, diese Zeit! Und kann er nicht noch heute handeln? Dann ist es ein fait accompli! — Was sind wir Frauen! Der Mann umreist die halbe Erde, ehe wir nur zur Nachbarin kommen, und wenn es unser Leben gälte!"

In diesem Augenblick ward die stürmisch bewegte Fluth ihrer Gedanken durch die Anmeldung der Frau v. Marnitz unterbrochen. Die Baronin schritt stolz und aufrecht der Thüre zu, indem sich ihr Gesicht in die verbindlichsten Falten legte.

Der Doktor war im starken Trabe vom Hofe geritten, bis Schloß und Park von Eichfelde weit hinter ihm lag. Dann mäßigte er den Gang, ließ die Zügel auf die Mähne fallen und überließ sich seinen Gedanken, bis der Hufschlag seines Pferdes unter dem alten Stadtthor von P.... ihn erinnerte, daß er seine Haltung regeln müßte. Wenige Minuten später saß er an seinem Schreibtisch, und lesen wir über seine Schulter folgenden Brief:

„Liebe Agathe!

Wer uns verrathen, bleibt unerklärlich als gleichgiltig für den Augenblick. Genug, daß meine Tante um unsere Liebe weiß, und gerade so darüber denkt, wie wir es uns voraussetzen mußten. An eine Sinnesänderung ihrerseits ist nicht mehr zu denken. Ihre Vorstellungen vom Leben sind zu früh und einig geschult, zu verwachsen und verknöchert, als daß ich auch nur den Kampf weiter führen sollte, wie die Höflichkeit erheischt. Die Idee, durch ihre Erbschaft dereinst die Gunst Deines Vaters zu gewinnen, ist abgethan — dem Himmel sei Dank dafür! Ich trete freier vor Dein reines Auge, wo ich weiß, daß es mich nicht mehr des Lauerns auf den Tod eines Andern, ja einer Art Erbschleicherei bezüchtigen kann. War es überhaupt möglich für mich, meine Liebe noch lange Jahre wie gestohlene Juwelen zu verbergen? Alles ein großes Lügengewebe wider mich selbst, was Dir nur beweist, daß mein Friede und meine Vernunft schlechte Kämpen sind, wenn sie mit der Sehnsucht zu Dir eine Lanze brechen sollen! Mein Entschluß ist ebenso bald gefaßt als einfach in der Wahl: ich durchbreche das Eis, und schnell, ehe noch meine Tante mir zuvorkommen kann. Sobald ich meine Patienten bei andern Aerzten untergebracht habe, also spätestens in 4 Tagen, reise ich nach Berlin ab, um noch einmal eine Verständigung mit Deinem Vater zu versuchen. Hoffen wir, die wir nichts mehr zu verlieren haben! — Es wiederstrebt mir, diese Zeilen noch durch die Hand der Professorin S.... gehen zu lassen, da sie, wenn auch in ihren eigenen Augen vielleicht auf eine unschuldige Weise, die Veranlassung zu dem Verrath gegen uns geboten haben muß. So lege ich denn ein Couvert mit der Adresse Deiner Duenna um, überzeugt, daß Frau Prätorius Dir herzlich ergeben ist und ihre Verschwiegenheit mindestens 4 Tage aushält. Unwandelbar der Deinige.

Rudolph."

Unterdessen hatte die Baronin tödtlichlange Stunden in Gesellschaft ihrer liebenswürdigen Freundinnen zugebracht. Endlich schlug es 10 Uhr, und die Damen trennten sich, ohne daß Frau v. Archow

damit ihre Ruhe fand. Es war Mitternacht vorbei, als die Kammerjungfer den Befehl erhielt, ihre Gebieterin zu entkleiden. Wie erstaunte aber das arme Mädchen erst, als es hieß, daß die Baronin bereits um 6 Uhr früh wieder geweckt sein wollte. Das Haus war an solche Unregelmäßigkeiten wenig gewöhnt. Dennoch prangten die Zimmer bereits um die frühe Morgenstunde in ihrer ganzen Sauberkeit, und der Kaffee verbreitete vom Tisch aus seine einladenden Wohlgerüche. Bald war auch das Boudoir mit Koffern und Schachteln bestellt, Tische und Stühle füllten sich mit Kleidern, Hauben, Hüten; es wurde gepackt, geschnürt, gesiegelt, bis um die zehnte Morgenstunde. Dann befahl die Baronin, alles Reisegepäck auf ein oberes Zimmer zu schaffen und anzuordnen, daß zu einer Stadtfahrt angespannt werde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

*(Pariser Gerichtsverhandlung.) Am 3. September dieses Jahres war in Paris, wie bei uns auch, eine beinahe tropische Hitze. Der Korporal Claudius Carrier vom 51. Linien-Regimente, in Poissy detachirt, fühlte das Bedürfniß, in der vollen Seine ein Bad zu nehmen und ging — entgegen seiner Dienstesvorschrift, die den Soldaten nur in Gesellschaft von Kameraden ins Wasser zu gehen gestattet — allein an einem ganz einsamen Orte am Seine-Ufer, weil er als guter Schwimmer sich über diese Vorschrift hinaussetzen zu dürfen glaubte. Kaum hatte er sich aber in die paradiesische Tracht gesetzt, als ein kleiner Nachen, von zwei Damen gerudert, in seine Nähe kam und an der kleinen Insel St. Louis von Poissy anlangte; er hielt sich ruhig und hinter Schilf und Blätterwerk versteckt, sah somit, wie die Damen ihren Nachen anbanden, sich überall umschauten, ob Niemand in der Nähe sei, dann, als sie sich sicher glaubten, eine Hülle um die andere von sich streiften, bis auch die letzte weiße Bedeckung fiel, sodann in die schwarzen Badmäntel schlüpften und eine nach der andern in die kühle Fluth sprangen, mit Gewandtheit ihre Schwimmkünste übend. Der Genuß des frischen Bades und die vermeintliche Unbemerktheit verleiteten sie, von ihrem Nachen, in welchem ihre Kleider lagen, weit weg zu schwimmen, so daß sie denselben ganz aus den Augen verloren. Der Korporal, bisher unbeweglich auf seinem Platze, schwamm nun, größtentheils unter dem Wasser, zum Nachen hin und leerte die Tasche einer der Damen, welche sich später als eine ausgezeichnete Sängerin mit dem Vornamen Lydia zu erkennen gab, in welcher Tasche eine goldene Uhr nebst Kette und Medaillon, dann ein Portemonnaie mit 2 Goldstücken sich befand. Er machte sich dann an's Land, zog sich an und vergrub seine Beute unter Moos, da er sie jetzt nicht mitzunehmen getraute. Er begab sich nun auf den Rückweg zu seiner Kaserne, wurde aber von einem Fischer, der ihm begegnet war und dem die Damen, welche mittlerweile von ihrer Schwimmerkursion zurückgekommen waren, ihren Verlust geklagt hatten, eingeholt und ging auf dessen Verlangen mit demselben zurück zu den Damen, erklärte nichts von diesem Verluste zu wissen, ließ sich sogar visitiren, wobei man natürlich nichts fand, wurde aber dessenungeachtet bei seinem Kapitän als verdächtig angezeigt und in Arrest gesetzt. Er leugnete beständig, Beweise waren keine vorhanden und Frl. Lydia selbst schrieb am 7. September an den Kapitän, daß sie ihre Anzeige zurücknehme, weil sie beim Abgang aller Beweise fürchte, einen Unschuldigen in Verdacht gezogen zu haben. Carrier wurde wirklich freigelassen, war aber so gütig, schon 4 Tage nachher die Beweise seiner Schuld selbst beizubringen. Er hatte nämlich nach seiner Freilassung den Raub aus seinem Versteck geholt und meinte am 11. Sept. über allen Verdacht draus zu sein; er nahm sich Erlaubniß, um nach St. Germain zu gehen, betrank sich dort tüchtig, machte Unordnung in der Kaserne, mußte deßhalb in die Strafstube, wurde visitirt und hatte die Uhr und die andern Schmucksachen bei sich, auch ein Portemonnaie mit noch $5\frac{1}{2}$ Franks. In der Trunkenheit machte er auch noch die Aeußerung: „ich bin ertappt," und mußte nun am folgenden Tage, wie am 16. Oktober vor dem Kriegsgerichte zu Paris nothgedrungen Alles gestehen. — Er hatte schon einmal 14 Tage wegen Diebstahl eines Huhnes gesessen und bekam nun die höchstmögliche Gefängnißstrafe, 5 Jahre. Lydia war tief bewegt durch den Ausspruch dieser strengen, aber wohlverdienten Strafe. (Gaz. de Trib.)

Auflösung des Logogryphs in № 128:

Edom — Mode.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Samstag, 7. November 1868.

Die alten Häuser.

(Fortsetzung.)

„Und hast Dich daran verbrannt, mein Theurer, wie ich zu bemerken glaube.“

„Sie hatten mir's angethan. Ich versuchte auf alle Weise, ihr nahe zu kommen. Vergebens. Sie war wie von unsichtbaren glatten Schranken umgeben, man glitt auf allen Seiten, bei jedem Angriffe ab. Diese Gleichgiltigkeit reizte mich auf's Aeußerste. Ich war es müde, mich in zarten Aufmerksamkeiten zu erschöpfen und beschloß, Sturm auf diese Sprödigkeit zu laufen, um wenigstens eine Art von Beachtung zu erzwingen. Ich gehe gegen Abend an ihrem Zimmer vorüber und höre sie, wie so oft, laut sprechen. Ich öffne leise. Da steht sie, übergossen von Abendsonnenstrahl, mit der süßen Stimme vor sich hinsprechend. Ich zaudere nicht mehr. Mit drei Schritten bin ich neben ihr, fasse sie in den Arm und drücke einen dreisten Kuß auf ihre Wange. Was dann geschah, weiß ich nicht. Ich fühlte mein Gesicht glühen, ich glaube, bei Gott, sie hat mir ins Gesicht geschlagen. Wie eine zürnende Königin stand sie vor mir.“

„„Haben Sie nicht gelernt, die Armuth zu achten?“ sagte sie heftig; sie sah mich an, und ich muß eine jämmerliche Figur gespielt haben, denn plötzlich wurde ihr Ton verächtlich und mir halb den Rücken zuwendend, setzte sie hinzu: „„Geh' in den Krieg, Kind, lerne ein Mann sein!““

„Ich hätte vergehen mögen vor Scham und Aerger, und doch, was blieb mir übrig, als ein schmählicher Rückzug?“

Der Zuhörer lachte unmäßig.

„Nun, wenigstens wird sie an Deinem Gehorsam nichts auszusetzen haben. Sie weiß doch, daß Du nächstens in der Uniform stecken wirst?“

„Ich hatte genug gehört. Eilig gab ich meinem Schüler einige Aufgaben und lief hinaus in die einsame Winternacht. Es dauerte lange, ehe sich das Meer von Gedanken glättete, das in mir auf- und abwogte. Die letzten Jahre voller Aufregung, Entrüstung, Kummer und auflebender Begeisterung hatten die Jugendzeit fast in den Hintergrund gedrängt. Nun auf einmal stand sie da, verklärt im Lichte der Erinnerung, das schöne, talentvolle Kind, wie eine Zauberin mitten darin.

„Und hatte ich denn einen Theil an ihr, daß mir das Blut so ins Gesicht schoß bei der Erzählung des jungen Menschen? Fragte sie denn nach mir, hatte sie ihn nicht vergessen, den Lehrer ihrer Kindheit, den unfertigen, träumenden Jüngling? Nein und tausendmal nein; sie gehörte mir, sie war halb mein Werk, und dies Herz konnte nicht fahren lassen, was es einmal erfaßt hatte. Meine Luftschlösser stiegen hoch in dieser Nacht. Ich ging für das Vaterland in den Kampf, sie stieg aufwärts auf die Höhe der Kunst, ich kam wieder und dann, dann! —

„Ich ging heim mit beflügeltem Schritt, und wunderbar, Sie werden denken, daß das Verlangen, Friederike zu sehen, alles Andere überwog. Nein, ich hatte ein so ruhiges Gefühl sichern Besitzes; eine stille Freude auf den Augenblick, wo wir einander begegnen würden; daß wir uns verstehen würden, war mir über allen Zweifel klar.

„In den nächsten Tagen führten mich verschiedene Angelegenheiten nach meiner Vaterstadt. Jedesmal, wenn ich dagewesen, hatte ich die alte dunkle Treppe unseres Nachbarhauses betreten, aber die Thüre war noch immer geschlossen. Heute sah ich ein Fenster erleuchtet, als ich auf den Platz vor den Häusern trat. Mein Herz klopfte. Ich stand einige Minuten vor den Nischen unter der Thüre; die ganze Vergangenheit rauschte wie ein brausender Strom auf mich ein, aber Zögern war Verlust; ich stieg langsam hinauf. Die Frau Meisterin stand am Kamin.

„Willkommen daheim," rief ich ihr freudig zu, „sind Sie endlich wieder da?"

Sie kannte mich sogleich.

„Ach, Herr, draußen war's nichts; hier ist's auch nichts," sagte sie kopfschüttelnd. „Unsere Kinder sind arm und wir" — sie zog die Stirne in finstere Falten.

„Und Sie?"

„Wir sind elend, Herr Ernst; mein Alter ist ganz herabgekommen, der unselige Trunk hat ihn zerstört, den fleißigen Arbeiter, den guten, braven Mann, der er einst war. Da gehen Sie nur hinein und sehen Sie ihn an, so sitzt er Tag für Tag und faselt von Dingen, die ihn nichts angehen, und wenn auch ein alter Kunde aus Mitleid noch ein Stück Arbeit schickt, er kann nichts mehr ausrichten, Gott sei's geklagt, er kann nicht, in seinen Knochen ist kein Mark mehr."

„Ich trat in die Thüre. Der Meister saß da hinter dem Tisch. Hatte ich die Frau blaß, hager, mit einem gramdurchfurchten Gesichte wieder gefunden, bei ihm fiel das Gegentheil in die Augen. Die Röthe auf Wange und Nase, der unheimliche, glasige Blick des Auges zeigten deutlich, in wie weit er schon das Opfer seiner Leidenschaft geworden war. Er murmelte vor sich in dem widerlich süßen Tone, der vielen Menschen in diesem Zustande eigen ist. Vor ihm lagen Papiere, ich trat neben ihn, zu sehen, was er lese; es waren alte Zeitungen vom Jahre 1810, schwarz geändert, die Todesnachricht der Königin Louise enthaltend. Als mein Rock seine Schulter streifte, fuhr er wirr und mit verklärtem Blicke auf.

„Ist das der Geist meiner Louise?"

Trotz meines Abscheues mußte ich lachen. Das weckte ihn.

„Ei, Herr Ernst, guten Abend, Herr Ernst; wissen Sie, daß sie todt ist?"

„Wer!" rief ich entsetzt.

„Sie, die schönste Königin! Louise! todt und hin!"

„Nun, Meister, wir haben Alle getrauert um die edle, erhabene Frau, aber ich dächte, Sie rafften sich auf. Sehen Sie nicht, daß etwas Großes vor der Thüre ist, daß man rüstet still und laut, und ist das nicht Ihr Verlangen gewesen, so lange ich Sie kenne. Nehmen Sie sich zusammen, leisten Sie auch etwas, Jeder kann jetzt etwas thun!"

Er stand auf, sah mich mit stieren Augen an und schloß mich zärtlich in seine Arme. „Sie sind ein großer Mann, ein guter Mann, ja, wir wollen Preußen retten, Deutschland befreien; Fluch dem Tyrannen, Verderben über ihn, er hat meine Königin beleidigt, er hat sie unter die Erde gebracht."

Seine Thränen flossen und ich hatte genug zu thun, mich von seiner widerlichen Zärtlichkeit zu befreien.

„Das ist Alles Faselei; lassen Sie den Alten," sagte die Frau finster.

„Ich blickte in dem Gemache umher. Es sah ärmlich aus, die besten Stücke des Hausraths waren verschwunden; eine ganze traurige Geschichte sah mich aus diesen kühlen Wänden, aus den tiefen Falten um den Mund der Frau an.

„Und wo ist Ihre Tochter?" fragte ich nach einer langen traurigen Pause.

„Sie ist noch bei ihrer alten Dame. Es geht ihr gut, aber Unterstützung haben wir nicht von ihr; sie hat auch lange keinen Gehalt mehr bekommen; wer hat jetzt Geld? und wenn sie auch bei uns war, Sie kennen das ja, es ist kein Arbeitstrieb in ihr, lesen und nichts als lesen."

„Also sie war nicht da; mir wurde unheimlich hier, ich ging. Zu Hause sprach ich mit Frau Maaßen über die Verhältnisse des Meisters. Sie waren trauriger, als ich dachte. Trotz der angestrengten Arbeit der Frau konnten sie die Miethe nicht mehr erschwingen. Die Eigenthümerin des Hauses, eine alte Frau, drängte sie nicht hart, aber sie war selbst in Noth und hätte am liebsten das alte Haus verkauft. Ich hatte eine kleine Summe von meinem Unterrichtgeben zurückgelegt, wenn ich sie nähme und das Haus kaufte und den alten Leuten wenigstens diese Erleichterung verschaffte. Ich that die nöthigen Schritte bei der alten Hauswirthin und sie war in dieser Zeit mit einer geringen Anzahlung zufrieden, um nur von ihrem Besitze loszukommen. Frau Maaßen wurde beauftragt, die Sache, so zart wie möglich, der Frau Kunz mitzutheilen. Nach einigen Tagen war Alles in Ordnung. Frau Kunz hatte als ein Darlehen genommen, was als Geschenk zu nehmen sie zu stolz war, und ich hatte die Beruhigung, Friederikens Eltern wenigstens ein sicheres Obdach bieten zu können. Für's Erste ließ ich mich jedoch nicht bei ihnen sehen.

„Sieben Tage war ich bereits in der Stadt, meine Geschäfte waren für diesmal beseitigt. Den ganzen letzten Tag hatte ich eifrig geschrieben, die Stubenluft drückte mich, ich sehnte mich, den Abend vor der Abreise im Freien zuzubringen. Es gab damals noch allerlei heimliche alte Plätze in der Stadt, von denen jetzt kaum noch Jemand weiß, die verschwunden, zugebaut sind, die aber in meinen Jünglingsjahren einen großen Zauber für mich hatten. Einer dieser stillen, einsamen Plätze war ganz in der Nähe unseres Hauses. Man ging von unserem Hof durch einen schmalen Gang zwischen Hinter-

gebäuden entlang, stieg vielleicht zwanzig verfallene Stufen hinauf und trat auf einen Platz, der einen überraschenden Anblick darbot. Er war nicht groß, rund und von einer niedrigen Mauer umgeben, die sich im Laufe der Jahre bequemt hatte, den Schmuck von kleinen Birkensträuchern und Gräsern anzulegen, die im Abendwinde leise hin- und herschwankten. In der Mitte des Raumes standen einige Stümpfe alter Säulen und darunter, von Moos und Flechten überzogen, ein ungestaltes, kaum noch kenntliches Bild des Triglaf, dem hier vor alter Zeit ein Tempel geheiligt war. Es war eine liebliche Stelle, eine kleine Oase zwischen den Steinhaufen der alten Stadt. Nach Süden sah man über den Hafendamm, zwischen fernen Wiesen, den Lauf des Flusses, hinten im Norden stiegen über Giebeldächern die ehrwürdigen Thürme der beiden Hauptkirchen empor; im Osten erstreckte sich die Stadt weiter fort und westwärts ferne Hügel, zwischen denen die Sonne eben hinabsank.

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

Um 11 Uhr schon hielt der Wagen der Baronin in P . . . zien vor dem Hause des Regierungsraths Bonda; die Räthin und Helene hatten sie auf das Herzlichste bewillkommt, und waren Alle im Plaudern und Lachen begriffen, als der Regierungsrath von der Session heimkehrte.

„Ihre Damen sind bereits gewonnen," rief ihm die Baronin entgegen; „nun bleibt noch eine Aufgabe — freilich die schwerste — Sie, Herr Regierungsrath, auf unsere Seite zu bringen."

„Frau Baronin wissen," erwiederte der alte Rath galant, „daß ich die Gelegenheit, an Ihrer Seite zu sein, mit Freuden ergreife." Damit nahm er einen Stuhl und setzte sich neben sie. „Lassen Sie hören, gnädige Frau, — wenn es in meiner Macht liegt — —"

„Sie sollen sich auf vier Wochen von Ihrem Töchterchen trennen! Ist das zu viel?"

Bonda sah seine Frau und Tochter erstaunt an. Sie unterdrückten sichtlich eine heitere Stimmung. Es schien ansteckend auch auf ihn zu wirken, und er lächelte auch gemüthlich, als er erwiederte: „Sehr viel, wollen wir sagen; aber was ist zu machen; — da sehe ich augenscheinlich schon Mitverschworne. Wohin wollen Sie uns denn Lenchen entführen, Frau Baronin?"

„Wir unterhandeln paragraphenweise, Herr Regierungsrath! Ist §. 1 unumwunden zugestanden?"

„Nun, wohin kann's denn sein? Sie werden sie mir doch nicht ins Kloster stecken! Ja also!"

„Jetzt kommt §. 2. Kann ich das liebe Lenchen mit ins Bad nehmen?"

„Ins Bad? Du mein Gott! das Mädchen ist ja kerngesund, und, aufrichtig gesagt, Frau Baronin, eine Badreise ist mir zu kostbar."

„So sind die Männer, auch die besten! Von ihrer Tochter können sie sich trennen, aber nicht von ihrem Gelde!"

„Nervus rerum, meine gnädige Frau!"

„Nun, dieser Fall ist aber vorgesehen. Lenchen wird natürlich mein Gast sein, wie ich das gar nicht anders verstehen konnte. Kein Wort mehr über diesen Punkt, und zu §. 3. Kann ich das Töchterchen schon heute mit mir nehmen?"

Eine allgemeine summende Protestation folgte dieser Frage.

„Oh! oh!" der Rath. „Wir müssen doch Einrichtungen treffen," die Räthin. „Man muß doch Abschied nehmen," Helene.

„Liebe Räthin, Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß Helene nicht glänzend eingerichtet ist; und was macht es dem reichen Regierungsrath Bonda aus, wenn er seiner Tochter einige Frd'or. überreicht, um in Berlin Kleinigkeiten zur modernen Ergänzung einzukaufen! Und Sie, mein Engel, sollten so wenig romantisch gestimmt sein, daß das Impromptu keinen Reiz für Sie hätte? Oh! keine Einwendungen mehr! Gerade solche Ueberraschungen sind mein Element; ich liebe nur die Frucht frisch vom Baum gepflückt. Stören Sie mir meine Freude nicht, lieber, einziger Rath! Eingeschlagen! Ich speise hier zu Mittag, um 3 Uhr ist gepackt — morgen von Eichfelde nach Ems." Tausend Liebkosungen und Betheurungen, wie Helene allein ihr die Reise zum wahrhaften Genusse machen könne, wie sie sich dankbar verpflichtet fühle für das Opfer der Eltern, und andere schöne Dinge mehr, besiegten Alles, selbst die formellen Bedenken des sehr geschmeichelten Regierungsrathes, und wir finden bereits zwei Tage später Frau v. Archow nebst Diener und Kammermädchen mit Helene Bonda auf dem Perron des Eisenbahnhofes von Stettin.

„Lassen Sie uns in der zweiten Wagenklasse fahren!" bat Helene. „Man sieht doch Leute darin!"

„Nein, mein Kind, nur nicht mit der Populace möglicherweise in Berührung kommen," erwiederte die Baronin, indem sie dem Diener den Befehl gab, zwei Billets I. Klasse zu lösen.

Bald darauf trat auch ein Bauer von Rügen an den Schalter, nachdem er bis dahin das Getreibe und Gebrause angestarrt hatte, und forderte zwei Billete nach Berlin.

„Welche Wagenklasse? I., II. oder III.?" fragte der Beamte.

„Immer nur auf den ersten Wagen!" war die Antwort.

„Acht Thaler!" rief der Beamte und schob die Billets hin.

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und zahlte. Dann nahm er seine korpulente Ehehälfte an die Hand, die ein Paket unter dem Arme trug, und schritt auf die Lokomotive zu, indem er ihr auseinander setzte, daß das ihr Wagen sei. Sie war sehr unzufrieden, daß er sich ein solch' Ding ausgesucht, auf dem man nicht einmal ordentlich sitzen könnte. Der Vater beruhigte sie damit, daß sie doch nun die Vordersten wären.

Es klingelte. „Einsteigen!" erscholl es, und der Bauer machte Anstalt, die Lokomotive in Besitz zu nehmen. Trotz der hochgehaltenen Billets und seiner Protestationen wurde er fortgemaßregelt und an einen Wagen III. Klasse geführt. Dort sah der Wagenführer seine Billets, und wies ihn zurück. Die Zeit war gemessen, man schob ihn endlich in das nächste Coupé I. Klasse und damit fast auf den Schooß der Frau Baronin, die mit leichtem Schrei in die entgegengesetzte Ecke floh.

Schon brauste der Zug lange durch die welligen Uferränder der Oder, ehe der Bauer und die Baronin sich beruhigen konnten. „Hätte er gewußt, daß es hier auf Prellerei abgesehen sei," meinte er, „so würde er sich anders vorgesehen haben. Für den ersten Wagen hätte er bezahlt und nun säße er im fünften, ob das Gerechtigkeit wäre? An den König wollte er gehen, und wenn es ihm nochmals vier Scheffel Roggen kostete."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Frankreich und Deutschland.) Ein französischer Feuilletonist, der die französischen Eroberungsgelüste und Eroberungsaussichten bespricht, sagt: „Zur Hälfte haben wir Deutschland schon einverleibt, da die ganze weibliche Hälfte Deutschlands durch und durch französisch ist, kein höheres Streben kennt, als sich in jeder Lage den Anstrich einer Französin zu geben, eher den Anschein einer käuflichen Schönheit französischer Zunge anstrebt, als sich als Deutsche bloszustellen. In der Männerwelt begegnen wir zwar hin und wieder einer deutschen Gesinnung, aber sowohl am Rheine wie anderswo ist sie stark französisch gefärbt. Die Aushängeschilder der Städte sind meist französisch. Der Deutsche schämt sich Schneider zu heißen und nennt sich Maitre Tailleur. In der höheren Gesellschaft, wo ein Kartenspiel stattfindet, hört man kein deutsches Wort und nur die Handwerksburschen bedienen sich beim Spiele höchstens ihrer angeborenen Mundart. Wenn der Deutsche in erhabenerem Style reden will, klingt ihm die eigene Sprache zu gemein, zu unbeholfen; wenn er von seinen Herrschern, von vornehmen Leuten spricht, so nehmen diese ein Dejeuner, ein Souper oder gar ein Galladiner. In Beziehung zu Recht und Gericht ist die deutsche Sprache arm und unbeholfen, müssen die Fachmänner Recherchen anstellen, Licitationen halten, die Instanzen durchgehen, die Jurys zusammenberufen.

Ebenso undeutsch ist Alles im Kriegswesen; die deutsche Sprache hat kein Wort für Defilé, für Waldlisière, für Front, oder die Fachgelehrten kennen keins, und wenn ein deutscher Truppentheil einem deutschen Herrscher grüßt, wird zum Präsentiren der Waffe kommandirt.

Daß die meisten Rangstufen im Heere französische Namen tragen, kann nicht abgeleugnet werden. Und nun nehme man die deutschen Zeitungsblätter zur Hand, sehe die „Kölner Zeitung" z. B. einmal an. Jeder ihrer Korrespondenten strebt von französischen Worten und wenn der Redakteur einen Leitartikel schreibt und den Lesern etwas deutlich machen will, bedient er sich französischer Worte. In dem Hause der Abgeordneten in Berlin werden Amendements gestellt, in den Gerichtshöfen wird plädirt, im Heere exerzirt, am Mittagstische wird das Menu in französischer Sprache vorgelegt, hat man Appetit, im Concert ennuyirt man sich, in der Opera applaudirt man, im Tanzsaale amüsirt man sich, der Reiter reitet Volte auf der Promenade, der Jäger läßt seinen Hund apportiren.

Und dieses Volk will sich einer eigenthümlichen Sprache rühmen, will nicht unter unserer Vormundschaft stehen, will leugnen: daß wir es seit lange uns geistig und leiblich unterworfen haben, daß wir es an tausend Fäden lenken und leiten."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Dienstag, 10. November 1868.

Die alten Häuser.

(Fortsetzung.)

„Wie manchen Sommerabend lang hatte ich hier gesessen und von zukünftigen Tagen geträumt oder gelesen, oder mich an dem Verkehr der Handelsschiffe gefreut. Es war eine so stille, einsame Stelle, daß ich mich kaum erinnere, je einen Menschen hier gesehen zu haben. Wie anders war jetzt Alles; der Hafen war todt, kein Segel kam und ging, mir schien auf der ganzen Gegend eine erwartungsvolle Stille zu liegen, ein Harren nach Befreiung, nach neuem, frischem Leben. Sollte es auferstehen, was in Trümmern lag? Sollte unsere Stadt, unser Land, das Dornröschen, das so lange hinter verwilderten Hecken im Schlummer gebannt gelegen, ihren Retter und Erlöser finden?

„Das waren die Fragen, die mich bewegten, wie ich da auf dem alten Mauerrande saß. Ein leises Knirschen des Sandes weckte mich aus meinen Betrachtungen. Erstaunt wende ich mich um und sehe vom Abendsonnenschein übergossen eine Frauenzimmergestalt vor mir, in dunkler Kleidung, die Arme in einander geschlagen, die Augen auf mich geheftet. Diese Augen sollte ich kennen; wie ich meinen Blick hineinsenke, schreit sie auf: „Ernst, Ernst, da bist Du ja!"

„Mit einem Sprunge ist sie vor mir, die Arme ausgebreitet; aber ebenso schnell bebt sie auch zurück, bis an die Stirne erröthend. Ich war überwältigt von innerer Bewegung. Das waren die alten Augen wieder, die von dem heißen Herzen sprachen, aber sie hatten nun den Blick des Weibes, und das schmächtige, eckige Mädchen war zur vollendeten blühenden Gestalt gereift. Ich fand kein Wort vor dieser Verwandlung.

„Ernst, kennst Du mich denn nicht mehr? hast Du kein Wort für Deine alte Schülerin?" sagte sie jetzt freundlich und faßte zutraulich meine Hand.

„Das befreite mich, es klang etwas aus alten Zeiten in diesem Tone an, ich hielt ihre Hand fest und zog sie zu der Mauer; sie saß neben mir und nun sagte ich ihr Alles, was ich erlebt innerlich und äußerlich, und dann erzählte sie, wie einsam sie gewesen mit ihrem Lernen, ihrem Streben. Sie sprach gut und über ihr ganzes Wesen war ein neuer Zauber verbreitet; der unwiderstehliche Zauber einer ungezwungenen leichten Grazie. Ich kam mir ganz ungelenk vor, aber es währte nicht lange. Wir tauschten Alles aus, was uns bewegt hatte, und ich sah es nun, ich hatte mich nicht getäuscht, wir verstanden uns wieder im Augenblick.

„Und Deine Zukunft, Friederike; noch immer die alten Pläne?"

„Wie kannst Du fragen, ich habe nur dafür gelernt und gearbeitet, und bald hoffe ich am Ziele zu sein. Es ward mir schon ein Anerbieten gemacht, aber meine Baronin war krank und ließ mich nicht. Hätte ich ihr um Geld gedient, ich wäre dennoch gegangen, aber sie hatte mir lange keinen Gehalt mehr geben können und da war es mir Ehrensache, zu bleiben. Nun ist sie plötzlich gestorben und darum bin ich hier und bin frei."

„Ich hätte ihr die ganze Nacht lang zuhören mögen, aber als die Schatten tiefer wurden, stand sie auf. „Ich muß nach Hause, Ernst, so lange ich bei den Eltern bin, will ich noch für sie arbeiten."

„Und morgen Abend, Friederike, kommst Du wieder?"

„Ja," sagte sie nach kurzem Besinnen und ging.

„Ich sah ihr nach. Was hätte ich ihr Alles sagen mögen und es hatte nicht über die Lippen gewollt. Am nächsten Abend war ich wieder oben. Es war linde Luft und als die Sonne sank, trat Friederike zu mir. Edmund, wie schön war sie, wie wogte mein Herz, ich hätte sie fassen und halten mögen für das ganze Leben.

„Sieh', Ernst, die hellen Fenster drüben, das sind die Garderobezimmer: sie geben Kabale und Liebe. Ernst, wenn ich da drinnen stände, wenn ich Dir zunickte, Du bist oben, ich sähe an Deinem Blick, an Deinem Lächeln, wenn ich gut gespielt, wenn ich meine große Aufgabe gelöst; Ernst, hoch muß ich steigen oder untergehen!"

„Ich sah ihr ernst wehmüthig ins Gesicht. War nicht dringende Gefahr, daß der Ehrgeiz ihr Herz erstickte? „Der Ruhm entzückt, berauscht, aber das Herz bleibt leer und kalt dabei."

Sie schüttelte mit bezaubernder Anmuth ihr Haupt. „Mein Herz, Ernst," sagte sie und sah mich dabei so tief, so wunderbar an. Ich bebte.

„Dein Herz, Mädchen," sagte ich leise, „wie willst Du es fest und warm halten, wenn das Jauchzen der Menge Dich thöricht, stolz und eitel macht?"

Langsam legte sie ihre beiden Hände auf meine Schultern. „Mein Herz ist nicht bei der Menge, Ernst. Weißt Du es denn noch immer nicht, daß es nie und nimmer anderswo, als bei Dir sein kann? Laß mich's Dir einmal aus vollster Seele sagen. Hier setz' Dich nieder, laß mich zu Deinen Füßen sitzen und Alles, Alles einmal sagen."

„Ehe ich's hindern konnte, hatte sie mich niedergedrückt auf den Mauerrand und kniete neben mir, die gefalteten Hände auf meine gelegt, den schönen Kopf zurückgebogen.

„Sieh', Ernst, ich war aufgewachsen, ein verlassenes Kind, dürstend nach Wissen, nach geistiger Beschäftigung, geistiger Freiheit. Die Mutter liebte ihre thätigen, praktischen Kinder mehr, wenigstens schien mir das so, denn wo ich von meinem innersten Leben etwas blicken ließ, wurde ich ausgelacht, hart angelassen und verhöhnt. So verschloß ich Alles, meine Lernbegier, meine Liebe zur Kunst, tief in mich; ich sammelte in kleinen, kleinen Tropfen die geistige Nahrung, wo sie mir zufloß; Dichtungen, dramatische Werke versetzten mich in eine fremde, phantastische Welt, die mich entzückte. Stundenlang habe ich in dem Dachfenster unseres Hauses gelehnt, sogar hinaus wagte ich mich und wußte von keinem Schwindel an dem hohen, steilen Dachrande, um nur einige Töne der Ouverture zu erlauschen; ich wußte an jedem Abend, was man spielte, und das Bühnengebäude war mit der Rückseite nur wenig von mir entfernt, Du siehst es ja da drüben. Immer wurde ich rauh aus meinen schönsten Träumen geweckt und hatte ich auch an dem Vater einen Hinterhalt, die Mutter führte das Regiment im Hause und es war kein sanftes. Da kamst Du. Wie ein Gott tratest Du in mein armes Leben, Du gabst mir Alles, was meine verschmachtende Seele wollte. Es war nichts auf der weiten Welt, was ich in Dir nicht gefunden hätte. Ich wurde Dein Werk, Dein Geschöpf; aus Allem, was ich lernte, trat mir Deine Gestalt entgegen, tönte Deine liebe Stimme, ich war Dir zu eigen mit meiner ganzen Seele. Darum konnte ich ruhig bleiben in der Trennung, ich wußte es, daß wir uns gehörten für das ganze Leben, daß wir uns wiederfinden müßten. Und nun, Ernst, bist Du zu Deinem Eigenthum gekommen."

Ich hatte sie längst umfaßt und emporgezogen. „O Gott, erhalte mir dies reiche, schöne Herz! Sieh', Friederike, erst gestern wußte ich ganz, wie unaussprechlich lieb Du mir bist. Ach, laß Dich nichts, nichts in der Welt von mir scheiden, ich ertrüge es nicht."

„Nein, in Ewigkeit nichts," sagte sie feierlich. „Und den Ruhm, Ernst, den fürchte nicht. Sollte ich ihn erwerben, so ist er ja Dein. Ich werde lächeln, wenn sie mich feiern, und die Kränze, die zu mir herabfliegen, die lege ich alle zu Deinen Füßen nieder, denn Dir gehören sie. Aber noch sind wir nicht bis zu den Kränzen," sagte sie wieder lächelnd.

„Nein, Friederike, vor uns Beiden liegt noch ein weiter Weg. Kaum gefunden, muß ich Dich wieder verlassen. Es ist der Zeitpunkt gekommen, wo sich freiwillige Korps bilden; das ganze Land ist in Aufregung, in Begeisterung, und seit der König vor wenigen Tagen den Aufruf erlassen, strömt die Jugend des Landes von allen Seiten zusammen. Meine Wünsche, meine Hoffnungen haben sich lange in diesem Punkte vereinigt und nun ist er da, und ich gehe mit Jauchzen, wie die Tausende, die gleich mir gehen. O, es ist groß und herrlich, wenn ein Volk so zusammensteht, und ich fühle, ich weiß es gewiß, wenn auch manche Täuschung kommt, mancher Niederschlag, ein so reines Streben, ein so großer Zweck trägt seine Erfüllung in sich. Gott mag's fügen, wie er will, Du kannst nichts Anderes von mir erwarten, als daß ich gehe und Deine Liebe, Deine Gedanken mit mir nehme, das ist mir, als steckte ich eine blühende Rose an meinen Helm. Ich stehe oder falle, so bin ich der Deine, meine, meine Friederike!"

„Gott schütze Dein geliebtes Haupt, gehe mit seinem Segen, sobald Du gehen mußt. Hätten wir uns doch, ehe das Wort zwischen uns gesprochen war, wie sollte ich jetzt sorgen und zagen, wo es sich um des Menschen höchste Güter handelt. — Und nun, es dunkelt, lebe wohl bis auf morgen."

„Sie kam wieder. Nachdem wir lange und viel gesprochen, bat ich sie, mir eine ihrer Lieblings-

rollen zu spielen; sie sprach einige Scenen aus dem Gretchen. Sie war doch ein wunderbares Geschöpf; Aussprache und Bewegungen waren bis zur Vollendung gebildet, gerundet, und ich konnte es mir nicht verhehlen, sie war gewiß zu etwas Großem in ihrer Kunst bestimmt.

„Die Abschiedsstunde kam schnell, zu schnell; und sie ging. Als ich ihre Gestalt langsam in das Dämmer des Abends tauchen sah, erfaßte mich eine unerklärliche Bangigkeit; mir war, als zerflösse sie in unfaßbaren Nebel, als könnte ich sie nie mehr erreichen. Angstvoll rief ich ihren Namen. Sie wandte sich erstaunt um. Ich preßte sie fest an meine Brust. „Mein theures, theures Herz, mir war's, als sollt' ich auf immer scheiden!"

Sie sah mich an und strich das Haar von meiner Stirne. „Nein, mein Ernst, nicht das. Scheiden ist ein Wort, das keinen Raum in meiner Brust hat. Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang auf den Friedhof.

Der November ist angekommen und mit ihm eines der schönsten, sinnigsten Feste der Christenheit; das Fest aller Seelen. Es ist ja der Gedächtnißtag geliebter Todten, an welchem wir unsere Verehrung, unsere Liebe ganz ihnen weihen, an welchem wir nochmals in eine innigere, geistige Verbindung mit ihnen treten. — Ihr Bild tritt uns in lebendigeren Zügen vor die Seele. Jedes liebende Wort des Dahingeschiedenen, jede kleine Angewohnheit, jeder uns geleistete Dienst ruft wehmüthige Empfindungen, süße Erinnerungen in der fühlenden Menschenbrust wach, und unwillkürlich beschleicht uns die Sehnsucht nach jener Stätte, die so manches liebe Angesicht bedeckt, so manches theure Glied unserer Familie in sich birgt.

Laß uns einmal, lieber Leser, Hand in Hand, ohne Unterschied von Glauben, von Rang und Stellung, hinauswandeln nach dem Orte, der uns durch ein Band der Liebe verbindet und der ja auch einst unser gemeinsames Erbtheil zu werden bestimmt ist — nach dem Friedhofe, diesem Hafen der ewigen Ruhe.

Noch ist es früh am Morgen, kaum 9 Uhr, und doch drängt sich gleich uns ein Menschenstrom nach demselben Ziele. — Unter leisem Geflüster, nur hier und da einen Gedanken austauschend, sind wir endlich auf der geheiligten Stätte angekommen. Ehrfurcht vor der Majestät des Todes! Hinweg mit allen unreinen Gefühlen und Leidenschaften! Eine andere Luft umfängt uns hier — der Hauch der Gräber. Feierlich, ernst, gehoben trennt sich jetzt die Menge und Jeder sucht das Fleckchen Erde, das den geliebten Todten birgt, und das auch ihn aufzunehmen vielleicht bald bestimmt ist. Denn

Kein Stundenschlag ertönt, kein Tropfen Zeit verfluthet,
Wo nicht ein edles Herz um edle Herzen blutet;
Kein Morgenroth erglänzt, kein Abendroth beginnt,
Wo nicht der Wehmuth Thau auf Sarg und Gräber rinnt.

Im sinnigen Schmuck der Blumen prangt Grab an Grab. Hier die hohe reichvergoldete Marmorsäule und dort das einfache, schwarz angestrichene Holzkreuz; bescheidene Steintafeln oder kleine Gypsfiguren neben prachtvollen Monumenten. Alle, alle geschmückt, alle bekränzt. Aber auch hier dürftige Armuth neben prahlendem Reichthum, doch verklärt durch edlere, leicht zu entschuldigende Beweggründe.

Wie viele Hoffnungen modern nicht unter diesen Denkmälern der Liebe und Verehrung? Wie viele goldene Träume sind hier mit eingesargt? Wie viele Blüthen, die sich zur schönsten Blume entfalteten, zerknickt? Wie viele Früchte hier zerstört, die einer seltenen Vollendung entgegen reiften? —

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigen uns, bis wir endlich das gesuchte Plätzchen gefunden haben. — Und dann hinsinkend auf die geheiligte Erde, bricht auf's Neue die kaum vernarbte Wunde auf und in milden, wehmuthsvollen Thränen erleichtert sich das gepreßte Herz. Und dann wird es ruhiger und stiller in uns, versöhnender Friede kommt in die bewegte Brust, und das Auge, das im Wiedersehen seliger Erinnerungen glänzt, spricht am beredtesten die warmen Gefühle, das liebende Angedenken an den Dahingeschiedenen aus.

Und gleichwie sich die Wolken zertheilt haben, die unsere Seele verdunkelten, so bricht auch jetzt die holde Beherrscherin des Tages durch die verhüllenden Nebelschleier, um mit ihren ersten Strahlen die herbstliche Erde zu vergolden. Wie ein Feuerstrom fluthet es über die Gräber. Tausend und tausend Thautropfen funkeln und glitzern an den bereiften Gräsern, die hin- und herschwankend die leichte Bürde abzuschütteln suchen. Und dort, die leicht im Morgenwind rauschender Bäume mit dem fallenden Laub vom hellsten Gelb und Grün bis zum dunkelsten Orange und Purpur; sie scheinen uns stille, lautlose Grüße und fromme Wünsche unserer Verklärten zuzuwinken.

Wie leise Ahnung zieht es durch das Gemüth und erweckt in uns die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Hoffnung, du glänzender Meteor in unseres Herzens Sturm und Nacht, o laß uns diesen schönen, frommen Glauben, laß uns den Trost an eine Wiedervereinigung, an ein Wiedersehen!

Wiederseh'n, ach, Wiederseh'n,
In des Himmels Lenzgefilde!
Komm', Gedanke, engelschön,
Komm' in deiner sanften Milde,
Kühle uns'ren heißen Schmerz!
Heile unser wundes Herz!

Wiederseh'n, ach, Wiederseh'n
In des Paradieses Auen,
Wo uns keine Trennungsweh'n
Trüben und kein Gräbergrauen;
Wo kein Angstgeschrei mehr hallt,
Keine Todtenklag' erschallt.

O Gedanke, hell wie Tag!
Hoffnung, süß wie Engelflüstern,
Werd' in unsrer Seele wach,
Wenn uns Trauerschatten düstern,
Trennungsschmerzen, Todesweh'n
Schwinden dir, o Wiederseh'n!

Mannigfaltiges.

In den letzten Tagen ist, wie die „Ger.-Ztg." schreibt, das Testament des in Berlin kürzlich verstorbenen Bankiers S. eröffnet worden. Er war ein Mann von wenigstens 2 Millionen Thaler, und doch ging er während seines Lebens so unscheinbar einher, daß wohl nur Wenige eine Ahnung davon gehabt haben, wie reich der Verstorbene war. Ebensowenig vermochte man, vielleicht seine nächste Umgebung ausgeschlossen, zu ahnen, welche wahre Noblesse, welche wirkliche Hochherzigkeit in der Brust dieses Mannes sich barg. — Einzelne Stellen seines Testaments lassen keinen Zweifel darüber, welche Herzensgüte der Testator, der seinen letzten Willen vollständig selbst geschrieben, besessen. Die Pflege seines Alters hatte eine Dame, die Schwester eines dortigen hochachtbaren Geistlichen, lange Jahre hindurch mit großer Sorgfalt geübt. In Bezug auf diese Pflegerin enthält das Testament etwa folgende Worte: „Und jetzt komme ich zu Ihnen, mein Fräulein. Sie haben mein Alter durch Ihre unbegrenzte Liebenswürdigkeit zu einem so glücklichen und gesegneten gemacht, daß es mir unmöglich ist, Ihnen meinen Dank, so wie ich es gern möchte, hier auszudrücken. Für solche Wohlthaten gibt es keine Belohnungen, ich will daher auch nicht unternehmen, Sie für Ihre Pflichttreue belohnen zu wollen, aber ich will Ihnen doch eine Freude machen. Es war für Sie stets eine Lebensaufgabe, Wohlthaten spenden zu können, nur mußte ich oft bemerken, daß Sie nicht die Mittel dazu besaßen. Damit Sie nach meinem Tode frei nach Ihren Neigungen handeln dürfen, vermache ich Ihnen 80,000 Thlr. zum Segen der Armen, welche aus Ihren Händen Wohlthaten empfangen sollen." Kann man Jemanden wohl in noblerer Weise ein Legat aussetzen? Das Testament enthält noch eine zweite ähnliche Bestimmung. Der Bankier war einmal auf der Straße von einem flegelhaften Menschen arg angerannt worden, so daß er, damals schon hochbetagt, taumelte und fast zur Erde gefallen wäre. Ein Vorübergehender, der ihn nicht kannte, nahm sich des alten Mannes an, hielt ihn aufrecht und stellte außerdem den groben Menschen über seine Unmanierlichkeit so zur Rede, daß dieser beschämt von dannen ging. Diesem Helfer in der Noth, dessen Namen der Testator ermittelte, sind im Testamente mit wahrhaft rührenden Worten 10,000 Thaler vermacht worden. Die Hauptsumme des Nachlasses fällt wohlthätigen Stiftungen zu. Bei alledem vermochte sich der Greis während seines Lebens von seinem Gelde doch nicht zu trennen. Er machte nur die nothwendigsten Ausgaben und äußerte oft genug, er müsse sein Geld zusammenhalten, da er nicht wissen könne, wie er es noch einmal gebrauchen und ob er bis zu seinem Lebensende davon genug haben werde. Ein Zug dokumentirt so recht klar die Eigenthümlichkeit des Verstorbenen: Es kam eine Frau zu ihm mit der Bitte um eine Unterstützung. Nachdem er ihre Klagen angehört hatte, ging er zu einem Spinde, holte daraus eine Kassette hervor, öffnete dieselbe, die bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt war, und sagte zu der Frau: „Nehmen Sie sich, was Sie brauchen, ich bin außer Stande, Ihnen zu geben." Dabei wandte er sich ab und sah nicht, was die Frau sich aus der Kassette nahm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Donnerstag, 12. November 1868.

Die alten Häuser.

(Fortsetzung.)

„Es war gewiß thöricht von mir, aber ich konnte einen Druck, eine tiefe Niedergeschlagenheit nicht bewältigen. Am nächsten Morgen in aller Frühe reiste ich ab, um ein großes Glück reicher, als ich gekommen. Geschäfte aller Art nahmen mich jeden Augenblick in Anspruch und nach einigen Wochen erhielt ich die Aufforderung, mich nach meiner Vaterstadt zu begeben. Das Regiment der freiwilligen Jäger war gebildet und sollte am nächst.n Tage marschiren. Groß und freudig war die Aufregung bei diesem Aufrufe, feierlich und gehoben die Stimmung, in der ich von meinen Eltern Abschied nahm und mich an den Sammelplatz begab. Meines alten Vaters Hand zitterte, als er sie auf mein Haupt legte.

„O, Ernst, ich gebe mein Theuerstes und gebe es gern, aber werde ich leben, um die Früchte all dieser freudigen Opfer zu sehen?"

„Er hat es nicht erlebt. Er war hoch in den Vierzigen, als er meine Mutter geheirathet hatte, und die letzten Jahre voller Sorgen und Aufregung hatten den alten Mann, der sein Lebenlang an ein ruhiges, einförmiges Geschäftsleben gewöhnt gewesen, schnell zum Greise gemacht. Er starb in dem ersten Jahre meiner Abwesenheit. Am Vormittage kam ich in unserem alten Hause an. Die Stadt war in Bewegung, Frau Maaßen nicht minder. Die Eltern wollten nach meiner Abreise in die Stadt zurückkehren, und sie betrieb eifrig die Vorbereitungen zum Empfang, nicht ohne Sorge, welchen Eindruck die mancherlei Zerstörungen, die durch lange Einquartierung hervorgebracht waren, auf die alten Leute machen würden. Aber es war noch ein eigenthümlich unruhiger Ausdruck auf dem so gelassenen Gesicht dieser Frau, und sobald ich mit ihr allein war, sagte sie: „Nichts für ungut, junger Herr, ich habe wohl gemerkt, daß Sie das Mädchen bei den Nachbarsleuten mit freundlichen Augen angesehen haben; wissen Sie, daß sie fort ist?"

„Nun, Frau Maaßen, es war lange ihre Absicht und es mußte endlich wohl dahin kommen. Aber wohin ist sie gegangen?"

„Ja, du lieber Gott, wer das wüßte; und wie ist sie gegangen, wie! Das war's ja eben, mir wird's ganz kalt, wenn ich daran denke."

„Um Gotteswillen, Frau, reden Sie." —

„Gestern in der Abendstunde ging ich auf einen Augenblick zur Frau Meisterin, um ihr ein Stückchen Weißbrod zu bringen, wir sitzen und sprechen über dies und das, da tritt Mamsell Friederike ein, hastiger als ihre Art ist, das Gesicht geröthet, mit blitzenden Augen. Hastig warf sie ihr Tuch ab und trat zur Frau Meisterin.

„„Mutter," sagte sie und die Stimme hatte so was Unruhiges, „Mutter, könnt Ihr's heute einmal über's Herz bringen, mich ruhig anzuhören? Ich habe Euch was zu sagen.""

„„Sage, was Du willst, Friederike, nur laß die alten Geschichten aus dem Spiele, Du weißt, die vertrag' ich nicht gut.""

„„Wenn Ihr das Theater meint und die schöne große Kunst, so kann ich Euch nicht zu Willen sein, das ist's eben, wovon ich sprechen muß. Seht, ich habe lange davon geschwiegen, um nicht unnützen Hader zwischen uns zu bringen. Jetzt aber ist der Zeitpunkt gekommen; mir ist durch einen sachverständigen Mann, der mich bei der alten Baronin gesehen, eine Stelle angeboten und ich schlage sie nicht mehr aus.""

„Sie stand wie eine Säule vor der Mutter und ich konnt's wohl merken, die würde kein Haar breit weichen. Die Alte saß wie versteinert. Sie war ganz blaß geworden und ihre Lippen zitterten.

„„Willst Du damit sagen, daß Du — mein eheleiblich Kind — ehrsamer Leute Kind — unter

die verlaufene Bande gehen willst, die sie Künstler nennen? Willst Du —""

„„Halt, Mutter," sagte Friederike, „schmäht nicht vor der Zeit. — Hier sag' ich's und ich kann nicht anders, ich folge meinem Beruf und wenn die ganze Welt dagegen wäre. Wäret Ihr gütig gegen mich gewesen, wer weiß, ich hätte am Ende nachgegeben, aber Ihr habt mich gehöhnt und gestachelt, so lang' ich denken kann, und nun bin ich kein Kind mehr!""

„„Und das sagt sie mir, die ich Tag und Nacht für sie Alle gearbeitet habe, in dem Geschöpf ist kein Herz! Das ist mein Kind nicht mehr! Fort, hinaus, verflucht, verflucht!"" —

Frau Maaßen schlug die Schürze vor's Gesicht und schüttelte sich in der Erinnerung des Erzählten. Ich drängte: „Weiter, weiter!"

„O, junger Herr, es war fürchterlich!"

„Die ganze Heftigkeit ihrer Jugendjahre schrie aus ihr heraus. Gott verzeih' ihr, ja, sie stieß mit dem Fuß nach der Stelle, wo das Mädchen stand. Die Arme standen ihr starr vom Leibe und sie schwankte, so schwer ging ihr Athem. Das Mädchen hatte einen häßlichen Trotz auf ihrer Stirne, aber als die Alte erst wüthend, dann immer leiser das „Verflucht" herausstieß, war's, als ob sie sich bückte unter dem Wort.

„Weiß wie ein Laken, ohne eine Thräne, war sie aus der Thüre, ich weiß nicht wie, denn ich fing die Alte auf, die in Brustkrämpfen rücklings auf ihren Stuhl fiel. Der Alte saß hinter'm Ofen und weinte wie gewöhnlich; ich brachte die Frau ins Bett, sie hat seitdem kein Wort gesprochen. Mein Mann hat gefragt, gesucht, von dem Mädchen ist keine Spur."

„Ich lief im Zimmer auf und ab; wo war sie? Warum war sie nicht im Frieden gegangen? Ich dachte und dachte. Solche Leidenschaftlichkeit und solche Laufbahn, konnte das einen guten Ausgang nehmen? mußte nicht früher oder später der Tag kommen, wo die eigene Leidenschaft, die ich freilich nie offen hervortreten gesehen, deren Gewalt ich aber geahnt, sie zerstören würde?

„Eine Botschaft riß mich aus meinem Sinnen. Ich mußte an meinen Platz, die Dienstpflicht nahm mich in Anspruch; am Nachmittage brachen wir auf und mein ganzer Abschied war im Vorüberziehen ein Blick auf die alten Häuser; mir ist's, als sehe ich noch jetzt den Schatten spielen, den die Linde vor Meister Kunz's Thüre auf die altersgraue Wand und die Thürnischen warf.

„Sie werden nicht erwarten, mein Freund, daß ich Ihnen hier ein Gemälde der Kriegsjahre aufrolle. Es war ein Leben voll Mühen, oft nur geringer Erfolg für gewaltige Anstrengungen, tiefste Niedergeschlagenheit auf die kühnsten Hoffnungen, aber unser Muth war fest gegen Alles, unser gute Wille unzerstörbar und so ging es denn mit Gottes Hilfe. Unter allen Wirr- und Drangsalen unserer Züge behielt ich noch Raum, meine Nachforschungen fortzusetzen, mangelhaft freilich, wie das in solcher Zeit nicht anders sein kann, und das war denn wohl der Grund, daß Friederike verschwunden und blieb. Auch in den spärlichen Berichten von Hause ward ihrer nur flüchtig, als einer Verschollenen, erwähnt. Sobald ich konnte, das stand fest in mir, sobald meine Dienste für das Vaterland ein Ende hatten, wollte ich sie suchen und ich würde sie finden, wenn sie noch lebte, das wußte ich.

„Unter diesem Wechsel von Sieg und Niederlage, Furcht und Hoffnung, Leben und Tod, war der Frühling des Jahres 1814 herangekommen. So Mancher war aus unseren Reihen verschwunden, Mancher, den die Kugel verschont hatte, war den furchtbaren Anstrengungen erlegen, aber zu Betrachtungen trauriger Art blieb selten Zeit; die Ereignisse drängten jetzt ihrem Ziele entgegen, ein Monat, eine Woche brachte mehrere Schlachten oder doch Treffen, und endlich brach der Morgen des 30. März an, der uns Allen eine nothwendige Ruhe bringen sollte. Sie mußte indessen schwer errungen werden. Es war der wüthende Kampf um den Montmartre. Ich war in ernster, fast feierlicher Stimmung, denn es war mir etwas begegnet, das, wenn auch im Kriege nichts Ungewöhnliches, mich doch tief ergriffen hatte.

„Ich war mit zwei jungen Männern besonders befreundet worden während des Feldzuges; einer war der junge Baron Sitten, der damals das Abenteuer seiner Niederlage erzählt hatte; sein offenes, ehrliches, frisches Wesen hatte mich für ihn gewonnen. Der andere war ein Nachbarsohn aus meiner Vaterstadt, mir durch Jugenderinnerungen und Erlebnisse seit lange eng verbunden. Er stand neben mir an diesem Morgen. Blaß und erschöpft von eben überwundener Krankheit hält er sich kaum auf dem unebenen Boden.

„Ferdinand, tritt hierher auf meinen Platz, Du kannst Dich auf diese Mauer lehnen," bitte ich ihn wiederholt. Er schüttelt mit entschiedener Weigerung den Kopf und schon will ich von meinem Drängen abstehen, als ich ihn wanken sehe und ihn in meine Arme fasse. In demselben Augenblick pfeift eine Kugel daher und schlägt in seine rechte Schläfe. Ich hatte nur Zeit, den Leichnam auf einen erhöhten Mauervorsprung zu legen, und dann ging

es durch Blut und drang wieder vorwärts. Das hatte mich so tief erschüttert, mitten in dem Tosen um mich fühlte ich eine Stille, eine Todesstille in mir; ich dachte an meine Eltern, an sie; wo sie wohl einsam umherschweife, ob ihr trotziges Herz nicht weich geworden war — da plötzlich fühlte ich eine Erschütterung, einen dumpfen Schmerz im Kopf, und die endliche Erstürmung von Paris, der jubelvolle Einzug sind Dinge, die ich vom Hörensagen erfahren habe. Nach vielen, vielen Wochen erwachte ich zu dem Bewußtsein, daß ich an einer Kopfwunde darnieder läge, die meinem Leben noch immer Gefahr drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

Die Baronin hatte plötzlich ihre Fahne gewechselt. Sie öffnete das Fenster und wandte sich mit den leutseligsten Aufklärungen an die Bauernfamilie. Sie schien auch nicht gestört dadurch, daß das Paket der Bäuerin plötzlich laut zu schreien anfing und dann unter den Mantel derselben geschoben ward. In einer halben Stunde hatte sie das Herz der ehrlichen Leute so ganz gewonnen, daß wie sie in Eberswalde mit Helene aussteigen wollte, um einige Erfrischungen zu nehmen, der Bauer ihren Arm berührte und pfiffig schmunzelnd eine derbe Wurst und Schwarzbrod aus der Tasche zog, um es ihr anzubieten. —

Die Baronin aber war erschöpft von der Scene und wollte allein sein. Sie wechselte das Coupé trotz der inständigsten Bitten Helenens. Als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, schützte sie die Nachtreise als Entschuldigung vor und schloß die Augen. — —

Frau v. Archow im gewöhnlichen Leben selbst über die Sparsamkeit hinaus genau, täuschte doch über ihren Geiz, weil sie sich mit Anstand da von dem Gelde trennte, wo es unumgänglich war, zu präsentiren. Erachtete sie das nicht für nöthig, trat die peinlichste Oekonomie in den Vordergrund. Sie hatte daher nie daran gedacht, Helene nach Ems zu führen. Es war zu kostbar und ein geringerer Aufwand konnte in untergeordneteren Bädern weit eher die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zudem sollte Rudolph über das Ziel ihrer Reise gänzlich getäuscht werden und ihre Wahl fiel aus beiden Gründen auf Schlesien. Nach reiflichen Erörterungen entschied sie sich für Altwasser. Sie hatte gehört, daß dies ein wohlfeiler und besuchter Kurort sei, auch lag er kaum eine Stunde von dem bedeutenderen Bade Salzbrunn und dem kleinen, aber lieblichen Charlottenbrunn, vereinigte also die Möglichkeit ausgedehnter geselliger Berührungen mit billigem Leben. Als die Baronin im Coupé die Augen schloß, war dieser Plan längst bestimmt, und es schien ihr nur noch rathsam, über den Zeitpunkt nachzudenken, wo die Eltern Helenens und diese selbst von der Abweichung in der Reiseroute Kenntniß erhalten mußten. —

Zwei Tage später, genau um dieselbe Zeit, zog das Dampfroß hier schnaubend den Doktor v. Archow hinter sich her. In die Wagenecke gedrückt, kam er etwas bleich und ernster wie gewöhnlich in Berlin an, fuhr in's Hotel zu Nord, kleidete sich um und wollte gehen, als sein Gesicht plötzlich aus dem Spiegel ihm entgegenstarrte.

„Du siehst ja aus, als ging's zum Hochgericht," sagte er zu sich, schellte und befahl Rothwein. Nachdem er im Promeniren ein Glas getrunken, sah er nach der Uhr. Es war Zwölf. Vorwärts! Die letzte Frist war nun verstrichen.

Agathe's Vater wohnte unter den Linden, er bedurfte also keiner Droschke. Er ging; aber mit den Schritten eines Tagediebes, bis er des Hauses ansichtig ward. Da kehrte seine Kraft zurück. Die Brust hob sich, und mit der ganzen Elastizität seines Ganges und festem Fuß stieg er die Treppe hinauf in das erste Stockwerk.

„Der Herr Banquier zu Hause? fragte er das Mädchen, das auf das Anziehen der Glocke erschienen war.

„Sind verreist!"

„Auch das Fräulein und Madame Prätorius?"

„Alle verreist, seit gestern!"

„Unmöglich!" stammelte Rudolph, und hielt sich an dem Geländer der Treppe. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und ging; kaum hatte er aber das dritte Haus erreicht, als eine ältliche Frau ihn an dem Arm faßte, ihm fest in's Gesicht sah, und dann einen Brief in die Hand drückte, indem sie flüsternd rief: „Von Fräulein Agathe! Und soll ich Ihnen auch noch sagen, daß sie nach dem Frankfurter Bahnhof gefahren sind!"

Rudolph drückte ihr seine Börse in die Hand, aber sie weigerte sich standhaft, auch nur das Geringste zu nehmen, und verschwand bald darauf im Gedränge, während der Doktor hastig seinem Gasthofe zuschritt und bei verschlossenen Thüren folgende Zeilen las:

„Du böser, lieber Mann! welch' qualvolle Tage hat Deine Eile über mich gebracht! Aber

wie gerne hätte ich sie getragen, wenn sie uns nicht weiter als je von dem heißersehnten Ziele entfernten! Die Prätorius hat nach langem Bedenken, aber ohne mir ein Wort davon zu sagen, ihrem Pflichtgefühl gehorcht und meinem Vater Deinen Brief eingehändigt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein rührender Zug Pius IX. Billyder erzählt in seinem Werk „Rom und Pius IX." folgenden rührenden Zug von der Menschlichkeit dieses Kirchenfürsten. Ein kleiner Knabe drängte sich eines Tages durch die Leibwache bis zu der Person des Papstes und überreichte demselben eine Bittschrift. Die im kindlichen Ton der Unschuld verfaßte Petition lautete: „Heiliger Vater, ich habe eine arme, liebe, kranke Mutter; ich selbst bin noch zu jung, ihr Leben und das meine zu erhalten. Unser harter Wirth will uns auf die Straße werfen, wenn wir ihm nicht die schuldigen vier Thaler Miethe bezahlen. Ach, wie glücklich würden uns die vier Thaler machen! Heiliger Vater, leihe mir nur die vier Thaler; wenn ich einst groß bin, will ich sie Dir wiedergeben."

Die Bittschrift rührte den Papst sichtlich. Er ließ dem Kinde sofort zehn Thaler einhändigen.

„Nein, ich brauche nur vier Thaler," rief der kleine Römer mit freudestrahlendem Blick.

Pius neigte sich zu dem Kinde, legte die Hand auf sein Haupt und sagte mit gerührter Stimme:

„Nimm nur; vier sind für Dich, sechs für Deine Mutter, und bis Du groß bist, will ich Eure Hausmiethe bezahlen."

Ein Schweizer Arzt streitet zu Gunsten der — Wanze. Dies Insekt, der nur zu treue Gefährte und Schrecken der Reisenden, soll unter die nützlichen Thiere klassifizirt werden, weil er der Chirurg der Armen ist! Ihm ist es zu danken, sagt der wanzenfreundliche Doktor, daß man in den ärmeren Klassen so selten einen Fall von Apoplexie findet. Die Wanze schützt durch ihre leichten Aderlässe die Armen vor Blut- und Säfteüberfluß und vor Schlagfluß, der die Folge davon ist und der bei den besser situirten Leuten nur zu häufig vorkommt. — Der Doktor folgert daraus, daß man, weit entfernt, diese werthvollen, obwohl übelriechenden, unangenehmen Thiere zu vernichten, deren Verbreitung und Vermehrung begünstigen müsse. — Es mag das Alles recht wahr und gut sein, aber wir meinen denn doch, daß der gute Helvetier nicht viel Proselyten mit seiner Wanzenhumanität machen wird.

(Weintrauben zur Tafel lange aufzubewahren.) Von den vielen Mitteln, welche über die Aufbewahrung der Weintrauben empfohlen werden, ist folgendes Verfahren, das allerdings für dieses Jahr verspätet kommt, als sehr praktisch befunden, um Tafeltrauben längere Zeit zu konserviren: Man pflückt nämlich die Tafeltrauben bei trockener Witterung, namentlich, wenn es längere Zeit nicht geregnet hatte, und taucht ihren Stiel etwa eine Minute in völlig siedendes Pech. Hiernächst muß man die Trauben zwei bis drei Tage nach einander in der Sonne liegen lassen und darauf bewahrt man sie dann auf Weizenstroh an einem trockenen Orte auf, oder was noch besser ist, man hängt sie frei einzeln an einer gezogenen Leine auf, jedoch so, daß die einzelnen Trauben einander nicht berühren.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die Erste.

Als Für- und Frag- und Bindewort
Bin ich zu rechter Zeit am Ort;
Nach Sachen nur steht meist mein Sinn,
Da ich nun einmal sächlich bin.

Die Zweite.

Gar Mancher litt's am Galgen schon
Als diebischen Verbrechens Lohn.
Als Zeitwort der Vergangenheit
Kömmt's auch noch vor in uns'rer Zeit.

Die Dritte.

Sie singt das Lied, sie lallt das Kind,
Sie trillt die Nachtigall geschwind;
Bei Orgel- und bei Glockenklang
Ist sie das Erste im Gesang.

Das Ganze.

Im großen Nordamerika
Kennt Jeder es von fern und nah,
Als große Stadt ist es genannt,
Als General und Berg bekannt.

N. J. M.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Samstag, 14. November 1868.

Die alten Häuser.

(Fortsetzung.)

„Wie soll ich Ihnen die wirren Träume der langen, langen Nächte schildern! Alle Ereignisse der letzten Zeit waren aus meinem Gedächtnisse verschwunden. Ich saß in meiner Thürnische und las mit Friederike; stundenlang habe ich leise und kaum verständlich in alten und neuen Sprachen geredet, wie mir mein treuer Pfleger, Herr v. Silten, nachher mittheilte; ein Traum aber, der sich immer und qualvoll wiederholte, war der, daß ich durch ein unermeßliches Gedränge zum Theater eilte und nirgends Einlaß gewinnen konnte, und doch wußte ich, daß Friederike spielte, hörte den Beifall, wohl auch zuweilen einen erhobeneren Ton ihrer Stimme; dann wollte ich sie wenigstens beim Heraustreten erreichen, aber ich kam nur noch, um die Schleppe ihres Kleides in einem Wagen verschwinden zu sehen, der dann in rasender Eile davonfuhr. In dieser Hast, diesem Suchen und nicht Finden erschöpfte ich meine geringen Kräfte immer von Neuem. Als ich endlich wieder bewußt um mich sah, fand ich Silten neben mir, der mir sagte, ich sei in einer Vorstadt von Paris, Napoleon sei auf Elba; Ludwig XVIII. auf dem Throne Frankreichs. Das klang mir Alles nur wie aus weiter Ferne zu. Ich fragte nach Berichten von Hause. Er theilte mir einiges Unbedeutende mit, das Wichtigste, den Tod meines Vaters, verschwieg er noch lange Zeit. Friederikens Name war nie zwischen uns erwähnt worden. Ich konnte mich auch jetzt, als ich etwas kräftiger wurde, nicht entschließen, nach ihr zu fragen, und so dauerte die qualvolle Ungewißheit über diesen Punkt noch immer fort. Silten mußte endlich in seine Heimath zurück. Für mich war noch lange an keine Reise zu denken. Es traten noch immer Zeiten ein, wo ich mein Gedächtniß vollständig schwinden fühlte, und jede Anstrengung, jede Erschütterung war mir streng verboten. Ich hatte eine freundliche Wirthin, die meine Pflege übernahm, und sah dankbaren Herzens gegen die Mitte des Sommers meinen Freund scheiden. Im Herbst endlich fühlte ich mich wieder Herr meiner Kräfte und nun ging es an's Wandern und Suchen auf der Heimreise. Alles umsonst. Zu weit durfte ich nicht von meiner Tour abschweifen, ich mußte zu meiner Mutter, um das Geschäft meines Vaters so günstig wie möglich aufzulösen. Wir hatten Verluste erlitten, aber aufnehmen konnte und wollte ich das Geschäft nicht, es löste sich für meine Mutter und meine Schwester ein kleines Vermögen, das sie ohne Mangel ihre Tage beschließen ließ, um mich sollten sie nicht sorgen. Das alte Haus war nun stiller und einsamer als je zuvor, das Rad schnurrte wieder, meiner Schwester Stimme tönte wieder beim Vorlesen, aber der Knabe saß nicht mehr dabei, von Helden und Göttinnen träumend. Die Göttin war Fleisch und Blut geworden und er wollte sie an seinem Herzen haben. Das Nachbarhaus war auch stiller geworden, der alte Mann war todt und die Meisterfrau war alt und einsilbig geworden. Aber ihre Umgebung hatte sich freundlicher gestaltet. Die alten Schränke und Truhen der Mutter selig waren wieder eingelöst, es sah ordentlich und reinlich aus, aber es fehlte etwas wie Sonnenschein, wie Frieden. Manche Dämmerstunde lang habe ich bei ihr gesessen, um zu wissen, ob sie etwas wisse von der Verschollenen; sie ließ sich ruhig von meinen Kriegsgeschichten erzählen, aber kein Lächeln kam in das gramdurchfurchte Gesicht, und sowie ich nur mit einem Worte auf den Gegenstand hindeutete, der meine ganze Seele erfüllte, stand sie auf und verließ schweigend das Zimmer. Ihre Ruhe war indeß keine Abgestumpftheit. Ich habe gesehen, daß die alte Gestalt zitterte und tödtlich erblaßte, als einmal ein Laut des Theaterorchesters in das stille Zimmer drang. Dann sah sie mich so tief, so

forschend an, als möchte sie mich noch etwas fragen, aber das Wort kam nicht auf ihre Lippen; so war es und blieb es.

Von Frau Maaßen erfuhr ich, daß sie, wenn fremde Schauspielerinnen in der Stadt seien, sich verstohlen ins Theater schleiche, ja, daß sie sogar in Nachbarstädte bei ähnlichen Veranlassungen gereist sei. Eine kleine Erbschaft von einem Bruder ihres Mannes machte ihr diese Reisen möglich. Ich wandte mich an die Direktionen kleiner und großer Theater, forschte unter der Hand durch Bekannte in entlegenen Landestheilen, Alles umsonst; und so kam das Frühjahr und mit ihm die blitzartige Kunde von Napoleons Rückkehr. Sie wissen den Verlauf des kurzen Feldzuges. Als Alles beendet war, ging ich niedergeschlagen, muthlos nach unserer Hauptstadt zurück. Die heilsame Aufregung des Krieges war vorüber, es war meine Absicht, meine alten Studien aufzunehmen und in der Stille zu unterrichten, aber mir fehlte die verständnißvolle Seele Friederikens. War sie untergegangen, so würde mein Leben unbeschreiblich leer und einsam werden, und fände ich sie als Künstlerin, vollendet in ihrem Streben, in ihren Leistungen, was dann?

Sollte ich, wie Viele meines Geschlechtes, die große, geldschaffende Künstlerin heirathen, um mich von ihr füttern zu lassen, um der vornehmste Sklave an ihrem Triumphwagen zu werden? Nimmermehr! Sollte sie, die ihr ganzes Leben lang für die Kunst geglüht, gearbeitet hatte, in ihrer Blüthe herabtreten, um eine arbeitsame Frau in beschränkten Verhältnissen zu werden. Könnte ich das Opfer annehmen, selbst wenn sie es bringen wollte? So lange hatte ich sie gesucht und dieser Zwiespalt war nie in mir erwacht, und nun war er da und quälte mich bis auf's Blut, denn lassen — lassen konnte ich sie auch nicht.

Verstört und traurig langte ich in einem Hotel der Residenz an. Ich hatte mich mit Sillen verabredet, hier zusammenzutreffen; es war Abend, er war ausgegangen. Wohin? ins Theater. Die Hotels waren überfüllt. Ich mochte nicht allein in dem Zimmer nach dem düsteren Hofe sitzen und beschloß, ihn im Theater aufzusuchen. Ich ging ohne Aufregung hinein, denn daß ich Friederike wie eine Erscheinung aus der Mährchenwelt plötzlich auf einer Bühne könnte auftauchen sehen, daran hatte ich schon lange nicht mehr gedacht. Vor Zeiten allerdings war ich oft mit der Hoffnung hineingegangen, sie auf diese Weise zu überraschen, denn es konnte ja nur geflissentlich sein, daß sie sich so vor mir verbarg, aber immer und immer kam ich enttäuscht wieder heraus.

„Ich kam gerade nach dem Schlusse des ersten Aktes und fand Sillen gegen alle Gewohnheit schweigsam und zerstreut, so daß ich endlich ermüdete, ihn immer von Neuem anzureden, und mich meinen Gedanken überließ. Gleichgiltig schweifte mein Blick über die glänzende Versammlung; denn einige Kameraden ausgenommen, sah ich kein Gesicht, das mir bekannt war oder mir irgend ein Interesse einflößte. Mechanisch begann ich den Theaterzettel zu lesen und sah, daß man Maria Stuart gab. Wie mit einem Zauberschlage versetzte mich der Titel in ferne, ferne Zeit. Ich hatte das Stück nie auf der Bühne gesehen. Daß ich es fast auswendig wußte, wie überhaupt die Schiller'schen Dramen, wird Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn Sie sich der damals herrschenden Begeisterung für den allgemeinen Liebling erinnern, aber meine Gedanken waren bei jenem Abende, an dem ich Friederike zum ersten Male und zwar so bezaubernd diese Rolle sprechen hörte.

„Konnte es noch eine Stimme so voll Klang und Liebreiz geben? Konnte diese Feuerseele zum zweiten Male da sein, die den Dichter im Augenblick umfaßte und verstand, die seine Schöpfung lebenglühend bis zur Täuschung vor die Augen des Hörers zauberte?

Jede Bewegung der Stimme, jeder Tonfall war mir gegenwärtig, ich hörte wieder den Aufschrei dieser königlichen Seele, die ihr Leben für die Freiheit einsetzt, die der Krone vergißt über dem Entzücken an einem grünen Blatt, an einem Stückchen Himmelblau. Der Ton der Klingel elektrisirte mich und ich sah hinunter in Spannung, wie die Künstlerin, wer sie auch sei, das darstellen würde, was in so frischen Farben in mir lebte. Da fliegt die Gardine auf, sie eilt unter den Bäumen des Parkes in den Vordergrund — hoch, anmuthig, bleich, das schöne Haupt wie von unsichtbarer Last gebeugt, die Gestalt wie geknickt, gebrochen — mein Herz bebt; jetzt steht sie an den Prosceniumlampen, vorgebeugt, die Arme ausgebreitet, um die Luft, die Freiheit zu umfassen und — Herr des Himmels, das war ja ihre Stimme! — der tiefe, seelenvolle Klang! — Ich sitze athemlos — ach, was ist das, sie jauchzt nicht mehr wie ehedem, durch all' die Seligkeit zieht sich ein Vibriren des Tons, das von tiefem, tiefem Leiden spricht, und ihr Auge blickt so müde. Aber im Steigen des Affektes klingt es immer bekannter an und — plötzlich ertönt aus der athemlosen Stille unten ein greller Schrei; man drängt sich um eine Gestalt im Parquet, man gibt ihr Raum, wie sie hinausstrebt, eine alte Frau mit schneeweißem Haar. Und auf der Bühne ist es still geworden. Wie ein Marmorbild steht das bleiche Weib in den schwarzen Gewän-

tern und dann sinkt sie ohne einen Laut zu Lord Leicesters Füßen nieder, der eben auf sein Stichwort hereintritt.

Der Vorhang fällt, geht wieder auf, man spricht von plötzlicher Erkrankung, Unmöglichkeit, die Verstellung zu beenden; man bricht auf, langsam entwirrt sich der Menschenknäuel, bis ich endlich, endlich, nach manchem vergeblichen Versuch, den Ausgang für die Schauspieler erreiche. Wo ist sie? Fort, krank, nach Hause. Ich erfrage ihre Wohnung, aber die Thüre ist geschlossen, die Fenster sind dunkel, und so bleibt mir denn nichts als die Vermuthung, daß sie sich zu ihrer Mutter begeben hat, denn ich hatte Frau Kunz sogleich im Theater erkannt.

(Schluß folgt.)

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

Rudolph sprang auf und schritt hastig durch die Stube, ehe er weiter lesen konnte:

„Zürne der alten Dame nicht! Sie hat strenge Verhaltungsbefehle, und Du weißt, wie abhängig sie ist, sie weint jetzt Tag und Nacht, und betheuert mir, Alles gewagt zu haben, wäre ihr eine Ahnung von den Folgen gekommen. Ihrem Muthe verdanke ich es auch nur, daß ich diese Zeilen noch schreiben und durch die Frau des Portiers an Dich gelangen lassen kann. Wir mußten ihr, damit sie Dich erkennen konnte, Dein Bildniß zeigen, und von ihr wirst Du auch erfahren, nach welcher Richtung uns mein Vater führt! — Ach, er war sehr, sehr aufgebracht, Rudolph! Ich habe ihn noch nie so hart gesehen. Kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen; aber eine eisige Kälte und ein Hohn lag in den bleichen Zügen, der durch's Herz schnitt. Als er mir Deinen Brief vorhielt und mich fragte, ob ich diese Schriftzüge erkenne, da zitterten meine Kniee, die Zunge war wie gelähmt, ich mußte mich setzen, ehe ich sprechen konnte. Dann bejahte ich einfach seine Frage.

„Ihr scheint auf einem recht gemüthlichen Fuß mit einander zu stehen?"

„Er ist mein Verlobter!"

„Ohne daß Dein Vater um diese Verlobung weiß?"

„Der Doktor v. Archow hielt bereits vor drei Jahren um meine Hand an, und mein Vater wies ihn zurück, ohne mich der Frage zu würdigen, ob auch ich seine Ansicht theile?"

„So, so! verzeihe! Ich glaubte das verstände sich von selbst. Also die Geschichte ist es; nun, damals war es die Liebelei eines Studenten mit einem Schulkinde. Seitdem bist Du in das Alter gerückt, wo ich von Dir vorauszusetzen berechtigt war, daß Du die Wege der Sitte kennest und inne hieltest. Du hast mich getäuscht. Meine Sorge wird es sein, solche Täuschungen für die Zukunft abzuschneiden."

„Er faßte bereits das Thürschloß. Ehe ich aus meiner Erstarrung zu mir kam, hatte er das Zimmer verlassen. Später ließ Vater mich durch die Prätorius benachrichtigen, daß ich mich für den nächsten Morgen früh zur Abreise in ein Bad bereit halten möchte. Wohin, wissen wir Beide heute noch nicht!

„Ach, Rudolph! hätte ich eine Mutter, hätte ich Dich eine Stunde, um mich auszuweinen zu können. Ich kann es unter diesen Menschen nicht; vielleicht wird mir dieser Trost in der Einsamkeit ferner Berge. Mir ist, als ob ich für lange Zeit von Berlin getrennt werden sollte. Du wirst von mir hören, wo ich auch sei; ich werde schon Wege finden; wie aber soll ich ein Leben ertragen, das mich sicher selbst von Deinen Briefen abschneidet? Wären sie auch so äußerlich kalt, als Dein letzter! ich wagte für jeden, — so wie ich mir diesen dadurch errang — Einbruch und Bestechung, um ihn zu lesen, ihn nur zu halten und mit Küssen und Thränen zu bedecken! Ich sehe so schwarz in die Zukunft! mir ist recht todesbang! Könnte ich Dir nur einmal in das treue, feste Auge sehen, ich glaube, mein Lebensmuth kehrte zurück. So lange habe Mitleid und Geduld mit Deiner

Agathe."

Rudolph starrte noch lange vor sich hin, nachdem er den Brief gelesen hatte. Dann zog er die Glocke, fragte an, wann zunächst ein Bahnzug nach Frankfurt abginge, und befahl Feder und Papier. Er schrieb nun einen Brief an Bonda, worin er diesen bat, des Doktors Reitpferd sogleich um jeden Preis zu verkaufen, das Geld poste restante nach Berlin zu senden und seinen Diener zu entlassen. Auch ersuchte er den stellvertretenden Arzt, sich seiner Patienten noch für einige Wochen anzunehmen. Bald darauf führte ihn eine Droschke zum Bahnhof.

Frau v. Archow und Helene waren mittlerweile in Altwasser angelangt. Die herrlichen Promenaden, die schönen in Laub versteckten Gartenhäuser, ihre Sauberkeit und Wohlfeilheit ließen nichts zu wünschen übrig, und die Baronin miethete ein ge-

räumiges Quartier auf vier Wochen. Ihre Laune war die beste, und das etwas stille Wesen Helenens fand vor der Dame eine günstige Erklärung. Es war durchaus nicht derartig, daß sie bereits auf eine glühende Leidenschaft für Rudolph schließen durfte; der erste Mann mit vortheilhaftem Aeußeren und einigem Geist konnte unter dem Schutze der verführerischen Draperie des Kurorts solche Erinnerungen noch verwischen. Es wurde spaziert, man machte einige Bekanntschaften mit Damen des In- und Auslandes und studirte die Badelisten. Frau v. Archow hielt es für einen sonderbaren Zufall, daß man in den ersten drei Tagen auf diesen Listen nur Damen verzeichnet fand. Als sich dies am vierten Tage wiederholte, beunruhigte es sie, am fünften sprach sie darüber mit ihren Bekannten. Einige theilten das Bedauern und fanden deßhalb Altwasser recht einseitig; Andere bewunderten ihr Befremden darüber: diese wußten bereits, daß der Ort fast ausschließlich von Damen besucht wird. Und die Baronin hatte auf vier lange Wochen gemiethet, und hatte nur vier kurze Wochen Frist, in der unter allen Umständen ein Mann für Helene geschafft werden mußte! Was kostete schon die Reise, mehr als eine Woche war verstrichen, und konnte sie sich nicht noch einmal in der Wahl des Ortes vergreifen? Sie machte Ausflüge, besonders nach Salzbrunn; fand aber die Gesellschaft dort bereits geschlossen und exklusiv, da der Zufall wollte, daß sie hier in diesem Jahre zum größten Theile aus Polen bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der berühmte Arzt und Naturforscher Dr. Jenner ward einst von einem Freunde zu einer Landpartie eingeladen. Da jedoch der Himmel mit schlechtem Wetter drohte, so lehnte er die Einladung schriftlich ab, indem er die sämmtlichen wirklichen und vorgeblichen Anzeichen eines zu erwartenden Regens in folgender Weise zusammenfaßte:

Das Wetterglas tief und hohl der Wind;
Wie schwarz die Wolken am Himmel sind!
Der Hund liegt schläfrig vor dem Thor;
Die Spinne kriecht am Nest empor.
Die Sonne sank gestern mit blassem Schein;
Der Mond, er hüllte in Höfe sich ein.
Es träumte der Hirt, unser alter Prophet,
Daß ein Regenbogen am Himmel steht.
Der Graben dampft, die Wände sind feucht;
Wie träg' der Rauch zur Erde kreucht!
Durch Tisch und Stühle geht ein Krach;
Großmütterchen stöhnt mit Weh und Ach.
Laut quakt der Frosch; der Pfau, er schreit.
Wie nah' die Hügel, die sonst so weit!
Die grunzenden Schweine sind ohne Ruh';
Die Fliegen quälen Pferd und Kuh.
Wie tief die Schwalbe sich niederschwingt!
Horch auf die Grille, wie scharf sie singt!
Das Kätzchen am Herde rastet nicht,
Putzt immer wieder Kopf und Gesicht.
Im Flusse tauchen die Fische empor
Und schnappen das täppische Mückenchor.
Glühwürmchen, reich an Glanz und Zahl,
Erleuchteten gestern das thauende Thal;
Die schmutzige Kröte im Dämmerschein
Hüpfte und schlüpfte über den Rain.
Der Wirbelwind wühlt auf den Staub
Und treibt sein Spiel mit welkem Laub.
Der Frosch im Teiche, sonst gelb befrackt,
Im rothbraunen Röcklein heute quakt.
Die Lüfte, trotz Sommer, sind kalt und still,
Des Raben Stimme erfüllt sie schrill.
Mein Jagdhund — darf ich den Augen trau'n? —
Verläßt den Knochen, um Gras zu kau'n!
Und siehe dort den Krähenzug,
Nachahmend des Geiers schweren Flug! — — ?
Sicher wird's regnen, verlaß dich d'rauf
Und schieb' die Partie bis morgen auf!

Gemeinnütziges.

Die renommirten holländischen und belgischen Wäscherinnen wenden anstatt Soda raffinirten Borax als Waschpulver an, und zwar nehmen sie eine tüchtige Hand voll des gepulverten Salzes auf ungefähr vier Quart kochenden Wassers. Sie ersparen dadurch beinahe die Hälfte der Seife. Zum Waschen von Spitzen, Batist, Mousselin rc. wird eine größere Boraxmenge angewendet, zu Krinolinen, Unterröcken rc., welche gesteift werden müssen, ist eine starke Lösung des Salzes erforderlich. Der Borax verursacht den Geweben nicht den geringsten Nachtheil; er macht das härteste Wasser weich, dient auch zum Reinigen des Haares und ist ein vortreffliches Zahnpulver.

Auflösung der dreisilbigen Charade in No. 133: Washington.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Dienstag, 17. November 1868.

Die alten Häuser.

(Schluß.)

„Am Morgen setzte ich meine Nachforschungen fort, um die alte Frau zu finden, aber es war umsonst, und so nahm ich ein Postbillet für den Abend, um, krank vor Aufregung, nach meiner Vaterstadt zurückzukehren. Sillten begleitete mich. Es war eine peinliche Stille zwischen uns und Sillten brach sie endlich, indem er sagte:

„Ernst, haben Sie die Schönheit dieses Mädchens gesehen, wissen Sie, was das bedeutet, wenn ich Ihnen sage, ich habe dieses Mädchen geliebt, so lange ich sie kannte?"

Ich sah überrascht auf. „Sie, Sillten, nicht doch, wie kann das sein?"

„Ich habe sie geliebt, um sie geworben, aber der Preis ist zu hoch für mich. Als ich ein halber Knabe war, sah ich sie in meiner Mutter Hause und habe sie dort beleidigt. Später fand ich sie durch einen wunderbaren Zufall als Künstlerin wieder und habe um sie geworben mit heißer Liebe. Sie war immer huldvoll, immer anmuthig, aber immer fern und kühl und seit heute weiß ich warum. Heute früh bin ich zu ihr gegangen und habe sie angefleht, meine Hand nicht auszuschlagen, ich bot sie ihr mit einem redlichen Herzen und mit dem Wunsche, wieder gut zu machen, was ich als Knabe einmal verschuldet habe. Ach, hätten Sie das trübe, traurige Lächeln gesehen, mit dem sie mir die Hand reichte. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „gehen Sie ohne mich Ihren Weg, der zu Glück und Leben führen muß. Ich habe kein Glück zu verschenken, mein Weg ist einsam und dunkel und mein Herz — ich habe es einmal vergeben und das für alle Ewigkeit." Ich küßte die bleiche, kalte Hand und ging und wollte sie nicht mehr sehen, aber als der Abend kam, zog es mich allmächtig — o Ernst, wissen möcht' ich, warum sie so traurig ist, und kennen möcht' ich ihn, dem dies wunderbare Geschöpf zugehört."

„Ich konnte nicht länger schweigen und sagte ihm ohne Rückhalt Alles, was wir erlebt, was ich von ihr wußte. Die Scene am gestrigen Abend konnte nur durch ein plötzliches Erkennen von Mutter und Tochter hervorgerufen sein, das schien uns Beiden klar. In der Nacht langten wir in meiner Vaterstadt an. Sillten drückte mir stumm die Hand; er nahm mit diesem Händedrucke Abschied von dem Traume seiner Jugend und ein neues Leben der That und großer Wirksamkeit lag vor ihm; er reiste noch in dieser Nacht weiter, um auf seinen Gütern zu bleiben. Mein Blick in die Zukunft war noch keineswegs frei; ein Druck, eine Angst lagen wie Berge auf meinem Herzen, aber als ich dem väterlichen Hause zuschritt, sah ich ein mattes Licht in Friederikens Fenster, und das gab mir die Gewißheit, daß sie wenigstens da sei. Frau Maaßen theilte mir auch mit, daß gegen Abend beide Frauen gekommen seien, die Alte zum Erschrecken verändert und die Junge ein Schatten ihrer früheren Gestalt. Früh Morgens ging ich hinauf. Da lag sie auf dem Lager, aber meine blühende Knospe von ehemals war zur bleichen Wasserrose verwandelt. Die alte Frau saß an ihrer Seite, das steinerne Gesicht war verschwunden und warme Thränen tropften auf das Kissen ihres Kindes. Sie hatten sich beide verzehrt unter dem Fluch der Trennung und Entfremdung, und nun er sich in Segen verkehrte — sollte es zu spät sein für diese Erde!

„Friederike reichte mir mit mattem Lächeln die Hand; sprechen konnte sie nicht, und wenn sie mich und die Mutter abwechselnd träumerisch angeblickt, sank die Wimper wieder nieder. Es trat im Laufe des Vormittags keine Veränderung ein und als die Alte mich leise hinausbegleitete, sagte sie: „Blut läßt nicht von Blut, Herr Ernst; ich hätt's nicht

länger getragen und sie wohl auch nicht. Armes, armes Kind."

„Von den nächsten Monaten habe ich Ihnen wenig zu berichten. Ich ging ohne Plan für die Zukunft umher, ohne andere Gedanken, als die Sorge um das geliebte Leben, den Schmerz um ihren nahen Verlust. Denn sie war auf dem letzten Wege, das konnte ich mir nicht verhehlen. Gebrochen und matt ruhte sie in ihrem Stuhle, auf ihrem Lager, dankbar und liebreich nahm sie die Beweise meiner Sorge, meiner Liebe hin, aber sie sprach fast nie und niemals etwas Anderes, als was sich auf den Augenblick bezog.

„So verging der Herbst, der Winter. Ich konnte mich nicht aufraffen, meinen Beruf anzugreifen; es war eine schwere dunkle Zeit für mich und die Meinen, aber sie waren gütig und ließen mich gewähren. Die Apriltage kamen heran und es schien, als ob Friederikens Zustand sich bessere. Sie verlangte nach Luft und Sonne, und mehrmals hatte ich sie schon die Treppe hinab geleitet, um in der alten Nische die Abendsonne zu genießen. Einmal, in schmerzlich-deutlicher Erinnerung an alte Zeiten, hatte ich zu fragen gewagt, ob ich ihr vorlesen dürfe; sie schüttelte den Kopf und es ging ein so zuckender, wenn auch kurzer Kampf durch ihre Züge, daß ich die Frage niemals wiederholte. An dem sonnigen Abend des 28. April trat ich wieder bei ihr ein. Die Mutter war aus, Friederike stand aufrecht im geöffneten Fenster, eine Rose schwankte im Abendwinde; Friederikens Hand fuhr leise über die Knospen hin. Die Farbe auf ihren Wangen kam und ging, sie schien mir seltsam aufgeregt und durch die Abendstille hörte ich vom Schauspielhause herüber in gebrochenen Tönen die Musik zum Egmont.

„Plötzlich hob sich Friederikens Gestalt und sie sprach die Schlußscene für Clärchen. O Gott, wie schön, aber wie schmerzlich! „nach Hause, weißt du, wo meine Heimath ist?" und ihr Auge schweifte träumerisch, wie es jetzt immer blickte, in das Sonnengold hinüber. Dann ergriff sie meine Hand mit einem Anklang einstiger Lebendigkeit.

„Heute will ich sprechen, Ernst, zum letzten, letzten Male, von der göttlichen, ewigen Kunst! Als ich von hier ging, Ernst, da that ich's in Trotz und Unwillen; mein Wille war mein erstes Gesetz und ich trotzte auf meinen Genius; er sollte mir Alles sein, das Alles ersetzen, was ich zurückließ, ich wollte groß sein und durch meine Größe Alle beschämen, entwaffnen, die mich hier geschmäht hatten. Ich hatte damals das Versprechen für eine kleine Stelle an einem süddeutschen Theater und der alte Direktor wurde mir Vater, Lehrer, Beschützer. Ich stieg endlich zu bedeutenderen, endlich zu den bedeutendsten Rollen. Bis ich diese Stufe erreicht, hatte ich mit übermenschlicher Anstrengung gelernt, studirt, um zwei Gewalten in mir zu betäuben, die dunkel und drohend in mir kämpften: es war die Reue über meinen Trotz und der Stolz, jetzt umzukehren und mich reuig zu zeigen.

„Ich trat nun an den verschiedensten Orten auf, immer unter wechselnden Namen, denn ich wollte mich noch vor Euch verbergen. Aber wie spielte ich, Ernst? Deine Anerkennung war der Preis, dem ich entgegenstrebte, aber wenn ich spielte, war selbst das vergessen. Ich ging auf in meinem Sollen, da ist keine Leidenschaft, keine Seligkeit, keine Verzweiflung, die ich nicht durchlebt hätte mit ganzer Seele! Ich habe meine Kraft, mein Herzblut daran gesetzt; ich war der Erde entrückt und es ist göttlich, für meine Kunst zu sterben!"

„Sie stand noch einmal im Zauber der alten Schönheit vor mir, nur verklärter, nur vergeistigter; das Auge glühend, die Wange dunkel geröthet, der Athem fliegend. Sie sprach weiter, hastig, oft von Husten unterbrochen, und meine Bitte, sich zu schonen, verklang im Strom ihrer Rede.

„So stand ich, eine begeisterte Priesterin, im Tempel meiner Kunst — aber kam ich nach Hause, Ernst, dann wurden die Stimmen im Herzen laut, ich fühlte mich einsam und elend, die Huldigungen reiner und unreiner Art gingen ohne Eindruck an mir vorüber; dargebotene Liebe erwärmte mich nicht, der Beifall stillte meine Sehnsucht nicht: die Sehnsucht nach Frieden. Denn da stand das zornesbleiche Gesicht meiner Mutter zwischen mir und meinem Frieden. Und ich fuhr wieder auf, stürzte mich von Rolle zu Rolle, bis ich meine Kraft gebrochen fühlte. Fieberhaft griff ich nach jeder Beschäftigung, jeder Zerstreuung, mein Leben rann dahin, ich konnte das höchste Ziel nicht mehr erreichen und Du warst mir damit verloren, denn nur Vollendung wollte ich Dir bieten und so habt Ihr mich gefunden."

„Sie sank todesmatt in ihren Sitz.

„Und nun ist es gut; der Fluch ist von meinem Leben genommen, Du hast der Künstlerin nichts zu opfern als ein Andenken, Ernst, — ich gehe jetzt nach Hause, weißt Du, wo meine Heimath ist?"

„Drei Tage vergingen in Qual und Schmerzen. Ich trug sie, leicht wie ein Kind, noch zweimal hinab, wenn das Abendgold in die alten Nischen floß; am dritten Abend wehrte sie meinen Arm ab. Ihr Auge kehrte sich vom Abendhimmel mit tiefer Forschung mir zu.

„Ernst, sage mir Eins, es hätte Dich nicht beglückt, der Gatte einer Künstlerin zu sein! Ist es nicht so?"

„Ich erschrack, wie sie die Gedanken las, die mich oftmals bewegt hatten, aber antworten konnte ich nicht. Ich lag zu ihren Füßen und barg mein Gesicht in die Falten ihres Kleides. Ihre Hand glitt leise über mein Haar, immer müder, immer schwerer; das Herz stand mir still, ich blickte auf, das schöne Haupt war an die Lehne des Stuhles gesunken, ihre Mutter stand angstvoll über sie gebeugt, ein Verklärungsschimmer flog über Friederikens Stirne: „kurz ist der Schmerz und ewig" — so hauchte die Lippe, — und es war vorüber."

Der alte Major war aufgestanden, sein junger Freund wagte nicht die Stille zu unterbrechen. Nach langer Pause wandte sich der alte Mann: „Meine Mutter wie die Friederikens starben ein Jahr darauf. Ich zog mit meiner Schwester in diese Wohnung, ich konnte die Verödung da unten nicht ertragen. Allgemach nahm ich meinen Lehrberuf auf, — ich habe manchen Schüler, manche Schülerin gehabt, ein Weib wie sie war nicht darunter. Aber es erfrischt und verjüngt, mit der Jugend in stetem Verkehr zu bleiben, und ich liebe meinen Beruf von ganzem Herzen. Nur an mondhellen Abenden, wenn ich über den alten Platz gehe und den Schatten der Linde an den alten Häusern spielen sehe, dann steigen die Geister jener Zeit gewaltig empor und fesseln mich an die Stelle. Mein Freund, die alten Häuser sind mir lieb gewesen."

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

So saß Frau v. Archow denn eines Morgens recht sorgenschwer mit Helene vor der Schweizerei. Letztere war eben erst aus dem Innern getreten, wo sie sich bis dahin am Flügel mit eigenen Phantasien unterhalten hatte, und die Baronin hielt es wieder einmal am Platz, auf sehr versteckte Weise lange Sonden in das Herz des Mädchens zu tauchen. Sie wollte eben gewandt vom Flügel der Musik auf den der Liebe überspielen, als Frau v. Rr. nebst Töchtern sich ihnen mit Gruß und Frage näherten. „Wissen Sie schon? Es geht das Gerücht, daß gestern ein Herr im rothen Löwen Quartier genommen haben soll!" „Das Gerücht? Mama," fiel die älteste Tochter ein; „wir wissen es ja schon gewiß! Und ein schöner und reicher Mann soll es sein!" — „Ei, ei," lächelte die Baronin, hatte aber nicht Zeit, ihre Bemerkungen zu Ende zu führen, denn schon flogen von der andern Seite Fräulein F. und T. auf Helene zu und riefen athemlos: „Ein Herr! ein Herr!" — „Gestern angekommen, wir wissen schon!" lachte man ihnen entgegen. „Getäuscht!" riefen ihrerseits die jungen Damen; „er ist schon seit zwei Tagen inkognito hier!" „Inkognito; doch nicht in Damenkleidern? Wir müssen einen Ball arrangiren!" rief es durcheinander. „Ein Herr entdeckt!" näselte es hinter ihnen. „Ah, Fräulein von Stern, willkommen, bringen Sie Neues?" „Ja, meine Damen, ein Herr entdeckt!" — „Entdeckt? sage ich. Seit länger als einer Woche lebt er hier und hüllt sich in undurchdringliches Dunkel!" — Die Damen zogen ihre Shawls enger zusammen und sahen unwillkürlich auf die nächsten Gebüsche. „Es wird doch kein Räuber sein?" fragte das jüngere Fräulein von R. „Ein sehr feiner, schöner, junger Mann mit etwas schwermüthigem Gesichtsausdruck," fuhr Fräulein von Stern fort. „Morgens mit dem ersten Sonnenstrahl verläßt er Altwasser und kehrt erst mit einbrechender Dunkelheit zurück. Der Gastwirth und der Badearzt wissen Etwas, aber sie sind verschwiegen wie das Grab." Andere Damen hatten sich indeß hinzugedrängt. Jede kannte einen Umstand mehr oder einen Umstand anders. Bald war es der Berichterstatter einer Musterzeitung, bald ein politischer Flüchtling von dunkelkarmoisinrother Färbung, dann endlich sollte es ein nordischer Graf sein, der hier unter den Damen seine Herzenskönigin wieder gefunden und vor ihr in diesem mysteriensvollen Kultus anbetete. Kurzum, Altwasser war in eine unerhörte Bewegung gerathen, und wer nicht noch viele Speisekarten besaß und durchaus abessen mußte, der belegte an der table d'hôte des rothen Löwen. —

Wir hatten Rudolph in dem Augenblick verlassen, wo er dem Frankfurter Bahnhof zueilte. — Ein böhmisches oder schlesisches Bad mußte es sein, wohin Agathens Vater den Weg genommen. Das Ziel seiner Reise war daher zunächst Breslau. Hier angekommen sah er denn auch, daß der Banquier im Schwan logirt und nach Schweidnitz weiter gereist war, wie es die Fremdenlisten angaben. Selben Tages noch traf Rudolph in Schweidnitz ein und fand bald den Gasthof aus, von wo der Verfolgte im Miethswagen nach Charlottenbrunn abreiste. — Die nun folgende Nacht fand der Doktor den Schlaf wieder, den er bis dahin entbehrte. Er war ein neuer Mensch am nächsten Morgen. Mit einem triumphirenden Blicke trat er vor eine Spezialkarte, um die Umgegend von Char-

lottenbrunn zu studiren, und seine Entscheidung fiel bald auf einen Ort, der etwa eine halbe Stunde vom genannten Bade entfernt sein mochte und wo ein akademischer Freund von ihm domizilirte.

Charlottenbrunn liegt in einem kleinen Hochthale, von sanften, meist bewaldeten Bergabhängen eingeschlossen. Steigt man die Chaussee hinan, die über diese Hänge nach Altwasser, später nach Salzbrunn führt, und nimmt den Weg dann links durch die Gebüsche, so stößt der Wanderer bald auf einen kleinen freien Platz mit Rasenbank, die hinten und zur Seite mit lauschigen Tannen eingefaßt ist. Vor diesem Sitz aber schweift der Blick weit über das Stufenland bis hinab in das Thal der Weistritz mit seinen tausend Symbolen eines rastlosen Werktaglebens. Oder das Auge wendet sich mehr rechts an die blauen Kuppen böhmischer Hügelketten, wenn es nicht vorzieht, unterhalb, in dem lieblichen Grün, das Charlottenbrunn umschließt, einen Ruhepunkt zu finden. Dieser Platz heißt das „Brautbänkel“, und es ist hier, wo an dem Morgen, der Altwasser in so fieberhafte Spannung versetzte, eine junge Dame von etwa 19 Jahren Platz genommen hatte auf dem üppigen Rasen. Noch schüttete die Sonne ihren Purpurduft auf Alles, was dem jungen Tage einen Gruß entgegenwinkt, und man bemerkt die Blässe nicht, die die vollendet schönen Züge des jungen Mädchens vielleicht beeinträchtigen könnte. Die lange schwarze Wimper ist mit einer Thräne beschwert und verschleiert halb das sanfte, seelenvolle Auge, wie es an den Lippen des Mannes hängt, der vor ihr niederknieend ein Evangelium kündet und empfängt.

Göttlich thaut der Friede auf die Seele herab, wenn im bräutlichen Kuß ein reiches Herz sich dem andern vermählt, und man hört die Stimme des Propheten, die allda der Menschenbrust entquillt, wo nach Kampf und Zweifel Ahnungen einer ewigen Liebe sich befruchtet haben.

Auch das einfache Gemüth fühlt die Heiligkeit solcher Augenblicke. — Frau Prätorius saß in einiger Entfernung mit andächtig gefalteten Händen auf dem Rasen und ihre Lippen bewegten sich in stummem Gebet. Mit feuchten Augen blickte sie auf all' jene Liebe zurück, an deren Grabe sie einst gestanden hatte.

Was war Agathe und Rudolph (denn nur sie können die Personen auf dem Brautbänkel sein), was war ihnen heute die Stunde, wo der Banquier seine Tochter zu erwarten pflegte? Dachten sie in diesem Augenblicke nur daran, daß die Welt noch außer ihnen Menschen trage? Aber der Stunde Sand rinnt gleichgemessen für Glück und Unglück und die Schicksalswoge fragt nicht nach dem Herzschlage des Schiffers, der seinen Nachen ihr anvertraut.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Poesie der Seneka-Indianer.) Sobald in diesem Stamme ein Mädchen stirbt, sperren sie einen jungen Vogel ein, bis er anfängt, seine Stimme zum Gesang zu prüfen. Dann setzen sie ihn auf das Grab der Verstorbenen, tragen ihm Grüße und Küsse an die Entschlafene auf und geben dem gefiederten Sänger die Freiheit. Und wenn er dann fortfliegt, fort ins Weite, glauben sie, er würde die Flügel nicht zusammenlegen und die Augen nicht schließen, ehe er in das Land der Geister gekommen, die Geliebte und Verlorene gefunden und ihr die Grüße überbracht, die er für sie empfangen. Oft geschieht es, daß zwanzig bis dreißig solcher Vögel der Vorangegangenen nachgesandt werden.

Aus einer Kasseler Korrespondenz des „Soz.-Demokr.“ erfahren wir, daß die dortige Polizei nicht erlaubt, daß während der Reden in Versammlungen Bier getrunken werde. Man macht dort deßhalb regelmäßige Bierpausen, um den Durst zu stillen.

Palindrom.

Als fern im Orient noch die Natur
Im „Blüthenalter“ stand, das schön besungen,
Da hab' auch ich das Scepter noch geschwungen;
Doch heute leb' ich fast im Worte nur.

Damals in Macht, im Glanz der Huldigungen,
Die ohne Zahl — und jetzt kaum eine Spur,
Ein Zeichen kaum davon in Stadt und Flur!
Ein Größ'rer hat das Scepter mir entrungen.

Doch ist es so mit mir auch längst zu Ende,
Bin ich doch umgekehrt noch da; zur Stunde
Beschäft'gen sich bei mir viel Tausend Hände,

Um kühn zu einem segensreichen Bunde
Zu einen zwei seit Anbeginn Getrennte. —
Vielleicht wird bald uns der Vollendung Kunde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Donnerstag, 19. November 1868.

Zum grünen Baum.

Es ist Nachmittag — nicht, wie man im Süden sagt: Abend, sondern voller, wirklicher Nachmittag, so etwa gegen fünf Uhr. Von einem Abnehmen des Tages und seines Lichts ist draußen, auf den „Räumen“, noch nichts, und in der Stadt hie und da nur darum etwas zu spüren, weil die Sonne von den hohen Giebeln und Dächern der westlichen Straßenseiten nicht mehr tief hinunter blicken kann, ja von den ihr zugewendeten Häusern der andern Seite nur noch die höchsten Spitzen hell erleuchtet. Um diese freilich und um die bald schlank emporschießenden, bald schwer abgestumpften Thürme der Kirchen und Kapellen fluthet noch ihr reichstes Licht, es erfüllt den ganzen Himmel droben, an dem sich nicht eine einzige Wolke, nicht der leiseste Dunst oder Duft zeigt, mit einem wunderbaren Glanz, um so wunderbarer, je schattiger hier drunten die schmalen, tiefen Straßen sind. Und es ist etwas Magisches und Märchenhaftes in diesem Gegensatz der Beleuchtung nicht nur, sondern auch in der droben und drunten, überall ausgebreiteten friedensvollen Stille und Ruhe. Denn es ist sozusagen die stillste Stunde des ganzen Tages. Die Schulen haben sich schon geleert, die Spiele der Jugend ruhen, die Arbeiter in den Werkstätten und am Hafen rasten, zum Spazierengehen der Wohlhabenderen und aller Derjenigen, welche, daheim beschäftigt, zur Erholung eines Ganges ins Freie bedürfen, ist's noch zu früh und warm. Es ist Vesperzeit.

Nirgends wird dieser Charakter des Friedens und der Stille auffälliger als in den Straßen, welche von dem Treiben und der Rührigkeit der an Hafen und Fluß grenzenden Theile entfernt, hinter dem alten Markt, sich in der tiefsten Stadt hinziehen, und eine der friedlichsten und einsamsten von diesen ist wieder die, freilich zu keiner Zeit lebhafte Mönchenstraße, eine nicht lange Quergasse, welche hinter der Klosterkirche durchschneidend, zwei größere Straßen verbindet. Nachdem die früher hier befindlichen Klostergebäude verschwunden waren, siedelten sich kleinere Häuser ein, welche nicht mehr den Giebel, sondern schon das Dach der Straße zuwenden und daher niedrig genug sind, um überall den gewaltigen und massiven Thurm der Klosterkirche über sich hereinblicken zu lassen. Von der Sonne ist aber zu dieser Tageszeit auch hier nichts mehr zu sehen, da rückwärts die älteren und höheren Häuser anderer Straßenzeilen ihre Strahlen auffangen. Ein milder Schatten füllt die reinliche, verhältnißmäßig breite Gasse, vom nahen Kirchplatz herüber streicht ein frisches, wohliges Lüftchen durch den Raum und verscheucht die schwere, schwüle Luft, die in anderen Stadttheilen brütet, und flüstert in dem Laub der Linden, welche hie und da vor den Häusern einfache Ruhebänke beschatten. Die Fenster stehen allenthalben geöffnet, hin und wieder erblickt man an ihnen, hinter den überall zahlreich sich zeigenden Topfpflanzen und Gläsern mit abgeschnittenen Blumen, ein auf irgend eine Arbeit gesenktes Gesicht. Auf der Straße selbst aber ist gegenwärtig keine Menschenseele, und auch die Vierfüßler sind nur durch den Hund vertreten, der dort neben den hohen Stufen einer Hausthüre, vor der auch hier befindlichen Bank zum behaglichen Knäuel zusammengerollt, seine Siesta hält.

Es ist das einzige alte Gebäude der Straße, der letzte Rest des früheren Klosters vielleicht, denn man heißt's das „Kapitelhaus“, ein massiver, uralter Bau mit hohem, schlanke Thürmchen und feste Zinnen zeigenden Giebel. Rechts und links spazieren sogenannte Kellerhälse weit auf die Straße hervor, zwischen ihnen erheben sich ausgetretene Stufen zu einem breiten und hohen Hausthore, dessen Thürflügel weit geöffnet in's Haus zurückgeschlagen sind und einen Einblick in die großen Innenräume ge-

statten. Und als solle dieser noch erleichtert werden, fällt von der Rückseite des alten Hauses das volle warme Sonnenlicht herein, erhellt den weiten Flur, glänzt an dem braunen Geländer der massiven Treppe, die dort hinten nach oben führt und auf den sauberen, mit weißem Sand bestreuten Stufen derselben; dringt mit leuchtender Gewalt durch die gleichfalls geöffnete Hofthüre, hinter der man einen stillen Hof und einen ebenso stillen baum- und blumenreichen Garten in seinem niedrigen Staketenzaun erschaut, und schickt endlich ein paar lange Strahlen durch das ganze alte Gebäude bis in die Wölbung des Straßenthors und auf die Füßchen des jungen Mädchens, das mit gekreuzten Armen am Pfeiler lehnt und so recht friedlich und ruhig in die stille Straße hinausblickt.

Zu sehen ist hier, wie wir wissen, freilich nichts, und die freundlichen jungen Augen erheben sich daher auch bald zu dem Thurme der Klosterkirche, der ihnen gerade gegenüber emporstrebt. Sie schauen auf das blinkende Zifferblatt der Uhr, deren Zeiger sich eben den Fünf nähern. Die Dohlen schwärmen und spielen um das alte Gemäuer in großen Schaaren. Zwischen ihnen, die dann erschrocken und zornig auseinander fahren, streicht zuweilen ein Thurmfalke seinem Neste mit Nahrung für die Jungen zu. Das ist doch etwas wie Leben und Bewegung!

An dem Hause sind zwei Schilder. Das eine von Eisen und Messing strebt sich weit in die Straße vor und zeigt die sauber gearbeiteten Embleme des wohllöblichen Schreiner-Gewerks. Das andere, über dem Hausthor angebracht, bietet uns einfach genug einen recht ordentlich gemalten grünen Baum in weißem Felde dar — zum Zeichen, daß wir hier vor dem gut renommirten alten Wirths- und Herbergshause „Zum grünen Baum" stehen.

Jetzt haben die Zeiger drüben auf dem Zifferblatt die Zwölf und die Fünf erreicht und die Uhr läßt den vollen, eigenthümlich summenden Stundenschlag vernehmen. Zugleich tritt aus der Hausthüre des gegenüber liegenden Häuschens ein junger Geselle, hemdärmelig und im blauen Schurz, gefolgt von zwei ähnlich kostümirten Lehrburschen, zu den Bretterhaufen, welche theils an die Mauer des Hauses, theils an die alte vor der Thüre befindliche Linde gelehnt stehen. „Rüstig, rüstig!" sagte er zu den Burschen. „Angefaßt: Zuerst die hier vom Baum und laßt Euch die Bagage nicht auf Eure Flachsköpfe zusammenfallen, Ihr Schlingel!" Und während die beiden Jungen mit ihren braungebeizten Händen munter und sorglos zugreifen, wendet er sich zum „grünen Baum" und ruft, freundlich grüßend, dem jungen Mädchen neckend zu: „Na, Jungfer Anna, so bequem und geruhsam? Bei Ihr wird's früh Feierabend, Sie hat's gut!"

Auf dem frischen und fröhlichen Gesichtchen zeigt sich etwas wie ein leichter Verdruß. „Schwatz' Er nicht so dumm, Bernhard," versetzt sie. „Er weiß gut genug, mein' ich, daß unsere Arbeit anfängt, wo Seine aufhört — Er selber trägt auch dazu bei."

Er hat die Daumen in die Aermelausschnitte der hellen Sommerweste gesteckt, steht bequem und ruhig da und blickt lächelnd zu der Nachbarin hinüber. „'s ist richtig," sagt er, „solch' Jüngferchen ist doch niemals zufrieden, noch auf ihren Nebenmenschen bedacht, und weiß es nie, wie gut sie's hat. Wenn ich von des Morgens Vier oder Fünf an bei der Hobelbank stehe, hab' ich Abends Sieben wohl ein wenig Recht auf Ruhe und Stärkung."

Sei es, daß sie des Zankes genug glaubt, sei es, daß sein Ton oder Blick oder der Inhalt seiner Worte oder dies Alles miteinander sie besänftigt hat, — ihr Auge und das ganze Gesichtchen gewinnen einen ganz veränderten Ausdruck, sie lacht ihm halb schelmisch, halb innig zu und sagt dann: „Ist Sein Meister noch immer nicht wieder daheim, Bernhard?"

Er schüttelt, ernster werdend, den Kopf. „Nein," entgegnet er. „Und was er mir heut' von seiner Tochter schreibt, ist nicht darnach angethan, daß ich seine Rückkehr bald erwarten kann. Die arme Frau ist noch sterbenskrank, es will sich weder zum Bessern noch zum Schlimmern wenden. So werd' ich denn wohl noch eine Weile Meister bleiben müssen. Und sehen Sie, Anna," setzt er, vertraulicher und leiser redend, hinzu — bei der Stille umher und bei der geringen Breite der Straße ward auch das bisherige Gespräch kaum lauter geführt, als eine Unterhaltung in einem größeren Zimmer. — „Und sehen Sie, Anna, ich hab's sonst in meiner Leichtfertigkeit oft nicht glauben wollen, daß ein Meister so viel mehr um Anderes zu sorgen habe, als ein rechter Gesell, und habe ihre krausen Stirnen oft im Stillen verlacht. Allein ich merke jetzt wohl, wie unrecht ich daran gethan. Man hat eine andere Verantwortlichkeit und wär's nur das Regiment über die Arbeiter, das ich mir sonst auch leicht genug vorgestellt und das, wie die Menschheit nun einmal ist, weiß Gott! nichts weniger als das zu sein scheint."

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

(Fortsetzung.)

Rudolph hatte eben die Frage an Agathe gerichtet, ob sie auch jetzt noch ihre Bitte wiederhole,

die ihn von einem entscheidenden Schritte abgehalten, und sie antwortete mit fester, klangvoller Stimme:

„Nein, mein Geliebter! weil ich bewußt bin, daß keine Macht unserem Bunde den Tod bringen kann!" Rudolph war aufgestanden und beugte sich über sie, um ihre Hand zu küssen, als ein Schrei in der Nähe sich hören ließ. Gleichzeitig packte ihn Jemand am Arm und schob ihn heftig zur Seite. Das wuthsprühende Gesicht des Banquiers stand ihm gegenüber, der mit tonloser Stimme, aber mit Geberden, als ob er aus voller Kehle schrie, die Worte hervorstieß:

„Was gibt diesem Buben den Muth, sich in solcher Weise meiner Tochter zu nähern?"

„Das, mein Herr," erwiederte Rudolph kalt, „was mir befiehlt, Ihre Angriffe zu übersehen: die Liebe zu Ihrer Tochter!"

„Ist Ihre Ehrfurcht vor der Sitte und vor der Unschuld eines Mädchens von Ihnen in den Koth getreten, daß ich Ihre Liebe auf diesem Wege finden muß?"

„Sie haben uns hartnäckig andere Wege abgeschnitten!"

„Ich denke, das sollte Ihnen ein Beweis sein, daß ich Ihre Bewerbungen verwünsche! sie nicht will!"

„Mögen Sie Ihrerseits aus dieser Scene schließen, Herr Banquier, daß die Macht Ihres Willens eine Grenze hat!"

„Weigern Sie mir den Gehorsam meines Kindes? Agathe! wo ist sie?"

Agathe trat hinter einer Tanne hervor, an die sie sich, die Hände vor die Stirne gepreßt, während des vorangehenden Gespräches gelehnt hatte.

„Mein Vater!" rief sie, „habe Erbarmen! noch einmal wende ich mich an Dein Herz! — Nein, stoße mich nicht zurück! bedenke, daß die Stimme der Natur, daß die Grabesstimme meiner Mutter einst mit zu unsern Richtern zählen! Verantworte Deine Absichten vor der Welt — tritt vor Gott und sage: Ich habe das Beste meines Kindes gewollt! Deine innere Stimme und die meiner Mutter werden Dich verurtheilen! Vater, was sind Deine Bedenken? was gibt es in dieser Welt für Gründe, die Dich zwingen können, mich elend zu wissen?"

Der Banquier hatte sich mit verschränkten Armen an einen Baum gelehnt und starrte vor sich hin. „Vorbei," murmelte er, „verloren so und so. — Nun," wandte er sich mit höhnischem Lachen an Rudolph, „Ihnen gefällt also meine Tochter bis zur Schwärmerei? Gut, Sie wollen sie zur Frau nehmen, sind jetzt promovirter Arzt und können sie ernähren? Vortrefflich! Bedürfen meiner Zuschüsse nicht — kann mir denken! viel zu nobel! das ist bekannt, liegt im Blute solcher Herren, und es ist mir nur auffällig, daß Sie sich trotzdem just an eines der reichsten Mädchen Berlins mit Ihren Anträgen gewandt haben!"

Rudolph hatte viel erwartet; auf Hohn war er nicht gefaßt. Er verschränkte die Arme wie sein Gegner, maß ihn mit einem durchbohrenden Blick und erwiederte: „Die Erklärung will ich Ihnen geben, mein Herr, wenn Sie mir zuvor das Räthsel lösen, wie dies edle Mädchen einen solchen Vater haben kann!"

„Bravo!" rief der Banquier; „der Zufall! nicht wahr? ein reines Unglück machte Sie zum glücklichen Bewerber um eine Millionärin? Gut? Um meine Tochter nicht in die Hände eines Schatzgräbers zu liefern, verweigerte ich bisher meine Zustimmung. Jetzt, wo ich sehe, daß diese Nebenbeschäftigung nur ein Unglück für Sie ist, gebe ich meine Einwilligung unter zwei Bedingungen. Zunächst entsagen Sie urkundlich, für sich, Ihre zukünftige Frau und Ihre Nachkommen, allen Ansprüchen an meinen Nachlaß zu Gunsten meines Sohnes. Die 3000 Rthlr., die ich meiner Tochter zur Aussteuer einhändigen werde, sind Alles, was Sie von mir zu erwarten haben. Zweitens wird die Trauungsfeier in Charlottenbrunn innerhalb dreier Tage vor den nothwendigsten Zeugen vollzogen."

Agathe flog mit Freudenthränen erst an die Brust des Vaters, und dann schnell zu Rudolph, der sie mit dem Blicke des Triumphes in seine Arme schloß; denn er war nicht allein am Ziele seiner kühnsten Hoffnungen; er stand auch als Sieger der Leidenschaften und Eitelkeiten da, die wenige Minuten vorher noch in ihm getobt hatten.

„Ich nehme die Bedingungen an," sagte der Doktor, indem er den Banquier mit einem Blick ins Auge faßte, als ob er in den tiefsten Falten seines Herzens lesen wollte. War dies spitze, vorgebogene Kinn, die schmalen, scharfen Lippen mit ihren tiefgesenkten Winkeln, diese kleinen, stechenden Augen unter der breiten Stirn mehr, als der Ausdruck eines pfiffigen Rechen-Exempels? — „Er ist Agathens Vater," war die Antwort. Und mit der Würde, die nur das Bewußtsein verleiht, daß unser Entschluß rein ist vor dem, der in die Seele zu schauen vermag, trat er auf den Banquier zu, indem er ihm die Hand entgegenstreckte.

„Ich verspreche Ihnen außerdem Vergessenheit für alles das, was nicht urkundlich geworden ist," fuhr Rudolph fort. „Haben Sie Ihrerseits auch die Kraft, für die Zukunft anzunehmen, daß Sie

recht gehandelt haben? Nie, niemals ein Wort zwischen uns über Geldangelegenheiten, selbst dann nicht, wenn in unbewachten Augenblicken die Reue über Sie kommen sollte; meine Entsagung ist auch in solchen Fällen unabänderlich bindend für mich. Stoßen Sie jenen goldenen Dämon ganz aus Ihrem Familienkreise, der bis dahin Agathe eines Vaterherzens beraubt hat, und Sie werden sich in mir einen Sohn gewinnen, dessen Liebe der Argwohn nicht trüben kann!"

Der Banquier stand wie versteinert da; seine Hand zitterte, als er sie in die seines Schwiegersohnes legte. Dann ging er wankenden Schrittes auf seine Tochter zu und barg sein Gesicht an ihrer Schulter. Der eiserne Mann hatte geweint; das sah man, als er sich nach mehreren Minuten wieder aufrichtete, um die Hand Agathens in die des Arztes zu legen. „Gott segne Euch! — Ihr werdet glücklich sein. — Kommt mit mir, Kinder! Ich denke, wir bleiben noch einige Wochen hier beisammen," fuhr der Vater nach feierlicher Pause fort, währenddeß er langsamen Schrittes und erschöpft am Arme Rudolphs den Heimweg antrat. „Laßt mich von Eurem Reichthum genießen, ich bin in dieser Stunde ein Bettler geworden!"

Sie umarmten und küßten ihn unter Freudenthränen. Rudolph versprach seine Uebersiedlung noch für denselben Abend, und machte sich dann schnell auf den Weg, um seinem bisherigen Aufenthaltsorte Lebewohl zu sagen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Kuriose Gerichtsscene.) Es existirt eine Anekdote, nach welcher ein Richter in der Sitzung einen Zuschauer, der sich nahe an die Gerichtsbank gedrängt hatte, warnte: er solle ein wenig zurückgehen, indem er sonst leicht mitverurtheilt werden könnte. Letzteres hätte neulich in England bei einer Kriminal-Session auch einem Manne geschehen können, der aus Irrthum auf die Anklagebank kam, während er einen andern Sitz im Saale einzunehmen hatte. Es war nämlich ein gewisser King vor die Jury verwiesen unter der Anklage eines Diebstahls; er wurde gegen Kautionsleistung auf freiem Fuße prozessirt und in die Sitzung des Kriminalhofes geladen. Als ihn nun der diensthabende Huissier aufrief und er sich nicht stellte, wiederholte dieser mit lauterer Stimme den Aufruf: „Ist Wilhelm King nicht da?" Nun präsentirte sich ein Mann von sehr anständigem Aussehen und antwortete: „Hier, mein Herr!" Der Huissier wies hierauf diesen Herrn auf die Anklagebank, auf welcher derselbe auch Platz nahm und sich ein Gefängnißbeschließer neben ihn setzte. Der Gerichtschreiber hielt nun dem „Gefangenen", wie er ihn anredete, den Inhalt der Anklage vor. Der Gefangene sagte hierauf leise, aber unter heftigem Zittern, dem Beschließer, es liege ein Irrthum vor. Dieser aber erwiederte: „O nein, Ihr werdet den näheren Verhalt schon kennen lernen." Der Gerichtschreiber verlas nun den Anklageakt und stellte dann die in England übliche Frage: „Gefangener, was antwortet Ihr hierauf? Seid Ihr schuldig oder nichtschuldig?" — Dieser antwortete: „Erlauben Sie, es waltet hier ein Irrthum ob." — Der Gerichtschreiber bemerkte ihm: „Das wird sich zeigen. Antwortet nur, ob Ihr Euch schuldig bekennt oder nichtschuldig?" — Der Gefangene: „Erlauben Sie, ich bin Geschworener." Auf diese überraschende Antwort erscholl ein fürchterliches Gelächter unter den zahlreichen Zuschauern, das noch immer fortdauerte, als der arme Geschworene, der natürlich sogleich freigegeben wurde, aus seiner gar nicht angenehmen und sogar ein wenig gefährlichen Lage erlöst war. — Unsere Leser werden mitunter ungläubig den Kopf schütteln, da sie die Ordnung bei unseren Kriminalverhandlungen kennen, wo so etwas nicht wohl möglich wäre; sie müssen aber bedenken, daß es in England eben nicht so zugeht, und mögen auch wissen, daß dieser Vorfall in der Pariser Gerichtszeitung vom 13. November d. Js. erzählt wird, somit nicht als erlogen angesehen werden kann.

Räthsel.

Im fernen Land geboren,
Bin doch ich dir bekannt;
Zum Tranke auserkoren,
Werd' ich fast schwarz gebrannt.
Von vorn und auch von hinten
Jetzt amputire mich,
So wirst ein Ding du finden,
Das Menschen ähnlich ist.

Auflösung des Palindroms in Nr. 135:
Zeus — Suez.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Samstag, 21. November 1868.

Zum grünen Baum.

(Fortsetzung.)

Sie ist während seiner Worte, als wolle sie besser hören, die Stufen herabgekommen und auch er hat ein paar Schritte weiter gemacht, so daß sie nun, einander ziemlich nahe, mitten auf der Straße stehen, ein hübsches Paar, sie so zierlich und sauber und er so fest und schlank, und Beide so jung und gesund. Und da er schweigt, fragt sie leise: „Hat Er denn nun auch Verdruß gehabt, Bernhard?"

Er schüttelt nochmals den Kopf und auf der hohen klaren Stirne zeigen sich ein paar tiefe Falten. „Na, Anna, wie bliebe der aus?" entgegnet er. „Sie kennt ihn besser als ich, den Franz, und weiß, daß da immer nur noch stundenweise an Ruhe und Auskommen zu denken. Es müssen auch noch obendrein ganz besondere Stunden sein, sonst wird überhaupt nichts daraus. Und natürlich ist's nicht er allein. Die Andern sind auch keine Engel und ich versteh's immer besser, wie der Meister im Recht ist, wenn er die heutigen Arbeiter für nichts achtet. Ich hab's bisher nie so gewußt. Bei meinem Vater waren nur ältere Leute und auf der Wanderschaft traf ich es auch, zufällig vielleicht, immer gut. Hier aber ist der Boden aus dem Faß."

„Er hat's mir nicht glauben wollen," gibt sie gar ernsthaft zur Antwort. „Ich kenne den Franz, leider Gottes! Ist er denn jetzt an der Arbeit?"

„Wie sollt' er! Seit heut' Morgen neun Uhr habe ich nichts mehr von ihm zu sehen gekriegt, ist nicht einmal zu Mittag heimgekommen. Und schau' Sie an, das verdrießt mich am allermeisten! Er weiß, wie das Stück, das er in Arbeit hat, pressirt. Der alte Kommerzienrath schickt und tribulirt alle Tage, und man kann's ihm auch nicht verdenken. Ich muß denn doch noch daran, dem Faulpelz die Arbeit abzunehmen. Könnte man dem Burschen nur einmal ernstlich böse bleiben!"

„Da hat Er leider Gottes ganz —"

Weiter kommt sie in ihrer Antwort nicht, denn auf dem noch immer von der Sonne erhellten Flur des grünen Baumes ist inzwischen eine breite Frauengestalt erschienen, die einen Augenblick lang das auf der Straße plaudernde Paar mit einem nicht gar zu freundlichen Blick beobachtet und nun mit schallender Stimme hinausruft: „He, Anna, wo steckst Du denn zum Kukuck? Soll der Salat vielleicht von sich selber gelesen werden?"

„Ich komme schon, Mutter!" entgegnet das Mädchen, und nach einem raschen: „also bis heut' Abend, Bernhard! Ich will ihm schon die Leviten lesen!" wendet sie sich, dem Gesellen freundlich zunickend, ab und springt die Stufen hinauf, ins Haus zurück. So nahe wie hier alles bei einander ist, hört Bernhard sogar noch ihre nächsten Worte zur Mutter im Hause drinnen: „Der Vetter kommt für's erste noch nicht; es geht schlecht. Und mit dem Franz, Mutter —" Da aber ist er auch wieder vor dem Haufen drüben, heißt die eben heraustretenden Lehrjungen sich hasten und geht in die Wohnung hinein.

Die beiden Bursche klappern nun mit den Brettern, welche sie von dem Haufen herabziehen und ins Haus tragen. Der Hund neben den Thürstufen des grünen Baumes steht gähnend auf und spaziert, ein Bein nach dem andern ausreckend und mit schläfrigem Blicke die Straße überschauend, ein paarmal auf und ab, bis auch er sich hinein verfügt. — Das Mädchen, welches in dem Hause neben dem des Schreiners droben am Fenster sitzt und während des mitgetheilten Gespräches einige Male verstohlen zu dem Paar auf der Gasse hinabgeschaut, hat den Kopf wieder zur Arbeit gesenkt und näht eifrig. Es ist wieder Alles still und leer. Die Uhr an der Klosterkirche schlägt in summendem Klange halb Sechs.

Da mit einem Male wird die Ruhe auf das Lärmendste gestört. Von einer der Hauptstraßen her hat die Arbeiterin am Fenster schon seit einigen Augenblicken einen sich anscheinend rasch nähernden lauten und nicht gerade feinen Gesang vernommen. Jetzt wird derselbe lauter und lauter, und da sie vorsichtig hinaus lauscht, sieht sie auch schon einen Trupp halbtrunkener Gesellen um die Ecke kommen und die Straße entlang laviren. Sie haben, drei und drei, die Arme ineinander geschlungen, stoßen mit den schweren Stöcken auf das Pflaster, die Kleider sitzen verschoben, die Hüte oder Mützen hängen schief über den erhitzten Gesichtern und sie schreien mit möglichstem Aufwand ihrer Lungen- und Kehlenkräfte das schöne Lied:

„'s gitt kein schöner Leben,
Als das Räuberleben
In dem grünen, grünen, grünen Wald!"

„Hollah, Jungfer Lieschen!" ruft der Eine plötzlich abbrechend und entzieht dadurch dem wüsten Chor die einzige wirklich hübsche Stimme, einen gar nicht üblen hohen Tenor, und bleibt vor dem Hause stehen, von dessen Fenster das Mädchen entsetzt zurückfährt. „Feierabend, Schatz, Feierabend, 's ist genug geschafft und himmel-, himmelblauer Montag! - Goldkind, Du! Du bist mein einziger Schatz! O, Bursche, das ist eine andere als die schnippische Anna, der ich Valet gegeben! — Die da, Lieschen Heuring, ist mein herzlieber Schatz und bleibt's! Vivat hoch, Lieschen Heuring!" Während die Gefährten seinem Beispiel lärmend folgen, wirft er den Hut in die Luft und fängt ihn gewandt wieder auf; dann erschallt der Ruf noch einmal und noch einmal, — da jedoch am Fenster sich nichts zeigt, schlägt der Geselle ein Schnippchen, lacht: „ein andermal denn!" und führt, den Gesang noch lauter wieder aufnehmend, die Schaar vollends dem grünen Baum zu, die Stufen hinauf, in das rechts gelegene große Herbergszimmer hinein. Da schreien sie wild durcheinander nach Getränk und Speisen.

Der Auftritt muß in dieser Stadtgegend und bei diesem Hause kein gewöhnlicher sein. Hier und da sehen die Leute nicht nur aus den Fenstern, sondern diese und jene sind auch vor die Thüren, auf die Straße getreten und reden mit einander, eifrig und zürnend. „Es wird täglich ärger mit dem Franz Rutenberg," bemerkt hier der Eine kopfschüttelnd, und den Blick jenem Fenster zuwendend, von dem das Mädchen verschwunden ist, setzt er noch ernster hinzu: „das mit Heurings Lieschen war ein ganz toller Streich. Der Alte muß nicht daheim sein, sonst —!" — Und ein Anderer spricht: „mich soll's nur wundern, was Mutter Wüstenfeld thut, ob sie sich's gefallen läßt!" — „Sicher nicht," meint ein Dritter. Und wie er das sagt, zeigt sich in dem plötzlich still werdenden Herbergszimmer die Matrone, welche wir über die Tochter rufen hörten, am Fenster, schließt zuerst die Flügel des einen, dann des andern und verschwindet wieder, ohne daß der Lärm von Neuem beginnt. — Die Nachbarn nicken sich lachend zu, plaudern noch ein wenig und trennen sich, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Ein paar Gassenbuben, die vorhin den Trupp begleitet hatten und bisher vor der Thüre umhergelungert, verziehen sich wieder. Die Straße ist wieder still; die Lehrjungen drüben klappern nur hin und wieder mit ihren Brettern und werfen scheue Blicke nach dem alten Hause hinüber, welches so ernst und ruhig darein schaut wie je. Aber der Sonnenschein ist von seinem Flur drinnen verschwunden. —

Auch im Hause selber war ein tiefes Schweigen und man hätte sein Ohr schon an die Thüre der Herbergsstube legen müssen, um zu hören, daß drinnen geredet wurde; verständlich wäre aber auch dann vermuthlich kaum ein Wort geworden, denn die Thüre paßte genau in die Fugen und war von massiver alter Arbeit, und die Stimme hinter ihr übernahm sich nicht, so entschlossen und fest sie auch sprechen mochte. Es lauschte jedoch auch Niemand, da mit der Hausfrau in solchen Dingen nicht wohl zu spassen war und die Tochter dergleichen ebenfalls nicht gelitten hätte. Das Dienstpersonal hatte überdies reichlich zu thun, um für die zahlreichen Abendgäste die Speisen zu rüsten. Denn so leer der „grüne Baum" tagsüber auch sein mochte, Abends zeigten sich gewöhnlich alle seine Tische besetzt, und Frau Wüstenfeld wies dann Niemand fort, wie es während der Arbeitsstunden sonst schon mancher faule Geselle und mehr als ein unsolider Bürgersmann von ihr zu erleben gehabt. Sie wußten das auch in der Stadt und es kam so leicht Niemand mehr zur verbotenen Zeit. Darum waren auch die Nachbarn vorhin neugierig gewesen, wie sie dem gegenwärtigen Einbruch begegnen würde. Glatt und sanft ging's nicht ab, das wußten sie; denn die Frau scherzte nicht, noch ließ sie mit sich scherzen.

(Fortsetzung folgt.)

Rechnungsfehler.

(Schluß.)

Die Mittagsglocke des Rothen Löwen hatte getönt. Der Wirth war bemüht, mit höflichster Geschäftigkeit den vielen neuen Gästen ihre Plätze zu über-

weisen. Unter ihnen erfreute sich besonders die Frau Baronin v. Archow vieler Aufmerksamkeiten, um sie für die Zukunft zu fesseln. Sie hatte ihren Platz in der Mitte der Tafel einem leeren Stuhle gegenüber erhalten, der nicht besetzt ward, so sehr die Gäste sich auch drängten.

„Der fremde Herr wird heute unten speisen;" hatte der Wirth der Baronin zugeraunt, als diese sich nach ihrem zukünftigen vis-à-vis erkundigte, und wie ein Lauffeuer machte diese Botschaft die Runde um den Tisch. Die jungen Damen wollten nicht mit dem Rücken nach der Thüre sitzen. Die älteren machten nur ungern Platz auf der andern Seite. Alles war laute Fröhlichkeit. „Bst! bst!" hörte man schon zu wiederholten Malen; es war aber immer der Tritt eines Kellners gewesen. Endlich kam der Wirth eiligen Fußes herein, winkte und rückte den vielbeneideten, leeren Stuhl. — Todtenstille rundum! — Rudolph sah ernst und bleich aus, als er in den Speisesaal trat. Er würde vergessen haben, daß er sich in Mitten einer zahlreichen Gesellschaft befand, hätte ihn diese Stille nicht überrascht. Als er den Blick über die Tische gleiten ließ, sah er Aller Augen auf sich gerichtet; Lorgnetten flogen auf; ja ein Operngucker blitzte, und — war es wirkliche Ueberraschung, war es die fessellose Schelmerei eines kleinen Kurortes — ein halbunterdrücktes, vieltöniges „Ah — — —!" begrüßte ihn, worauf eine allseitige Heiterkeit folgte. Der Doktor stutzte, um in ein neues Erstaunen zu gerathen. Er fand sich seiner Tante und Helene gegenüber.

„Ist dies Zauberei, ist es Wirklichkeit?" wandte sich Rudolph an seine Tante. „Sie nicht in Ems? und ich kein schlichter Erdenbürger, sondern plötzlich irgend ein Virtuos oder Wanderthier?"

„Wenn man in Dir einen Virtuosen vermuthet, so thut man nicht eben Unrecht! Du bist Virtuos in der Kunst, Dich zu ver — — kappen!"

„Ha! ha! Sie wissen von meinem Inkognito? — Aber zu einem interessanteren Thema! Wie ist es den Damen bisher ergangen? Ein herrlicher Ort! Man möchte Ihnen nur Glück wünschen zu dieser Sinnesänderung."

„Dir nicht auch, Rudolph?" fragte die Baronin; „doch nichts mehr davon. Du wirst mich wohl nach Tisch nach Hause führen?"

„Vortrefflich! Ich habe Ihnen noch so viel mitzutheilen, liebe Tante!"

Rudolph plauderte bald heiter mit Helene, während Frau v. Archow einer Ohnmacht nahe war. „Sollte man in Helene eine solche vollendete Verstellungskunst vermuthet haben?" fragte sie sich. „Die Schlange überlistete Dich? Das also war die Herzenskönigin des nordischen Grafen! Das die musikalischen Morgenunterhaltungen mit Fräulein S. und T! — Und solche Natter hast Du an Deinem Busen gewärmt! Oh! die heutige Gesellschaft! Das Blut ist bereits zu sehr gemischt! Telegraphen! — Eisenbahnen! — achtundvierzig!" — Der Tisch ging mit ihr in die Runde. Helene und Rudolph sprangen auf. „Mein Gott! Frau Baronin!" — „Tante! Was ist Ihnen!" Als Arzt fühlte der Neffe sogleich, daß ein krampfhafter Zufall im Anzuge sei. Die Baronin ward deßhalb in ein entferntes Zimmer geschafft, wo weder Rudolph noch Helene von ihrer Seite wichen. Der besorgnißerregende Zustand war endlich gehoben, und die Kranke fiel in einen sanften Schlaf. Als sie erwachte, bat sie Helene, sich zu entfernen.

„Ich weiß, Rudolph, was Du mir bringst;" begann die Baronin mit schwacher Stimme. „Du bringst mir den Tod in Form Deiner Verlobungsanzeige!"

Der Doktor schnellte wie elektrisirt vom Stuhle auf. „Tante!" rief er, „Sie sind ein Stück Allwissenheit! Ich bitte, ich beschwöre Sie! nennen Sie mir die übermenschlichen Mittel, mit denen Sie meine Schritte überwachen!" Er ging in höchster Aufregung im Zimmer auf und ab, indem er vor sich hinmurmelte: „Soll ich an Zauberei glauben? an den Spuck eines Geistes?"

„Du mußt nur mehr in der Gesellschaft gelebt haben, Rudolph, um einzusehen, daß es keiner Zauberei bedarf, um Deine Karten zu durchschauen. Und nun noch wenige Worte. Abgesehen von Stellung und Geburt! kann Helene Deinem Herzen genügen? Ich habe sie jetzt durchschaut! Erinnere Dich einst Deiner Tante, wenn Du finden solltest, daß sie eine Schlange, eine vollendete Komödiantin ist!"

Rudolph hatte während des letzten Theils die Augen weit aufgemacht. „Helene!" rief er, wie aus einem Traume erwachend; „so so! also doch Helene! Jetzt fasse ich Alles, Alles!"

Der Doktor ließ sich auf die Kniee vor dem Sopha nieder, indem er sprach: „Preis und Dank dem großen Rechenfehler, der eine Menge anderer zur Folge hatte und doch zuletzt nach meiner festen Ueberzeugung das richtige Fazit gab. Ich bin der Verlobte des edelsten Mädchens! Agathe Schlemüller, die Tochter des Banquiers Schlemüller in Berlin, ist meine Braut. Wollen Sie mir Ihren Segen geben?"

Die Tante zog ihre Hand, die der Direktor ergriffen hatte, langsam zurück, verhüllte einige Minuten

ihr Gesicht mit dem Taschentuch und murmelte bitter: „So bin ich mit einer Bonda vor ihm geflohen, um in die Arme der großen Familien Müller und Schulze zu fallen! — Mein Haus ist wählerischer wie Du, Rudolph," sagte die Baronin nach einer Weile frostig.

„Das Haus, das ich zu gründen im Begriffe stehe, wird Ihnen immer in Liebe geöffnet sein," entgegnete der Neffe, indem er sich durch eine tiefe Verbeugung verabschiedete.

Jahre vergingen, ehe Frau v. Archow sich durch den Ruf der graziösen Liebenswürdigkeit, den die Frau ihres Neffen in der ganzen Umgegend genoß, zu einer Annäherung bestimmen ließ. Bemerkenswerth ist noch, daß die Baronin von dieser Zeit ab zu den eifrigsten Bewunderern ihrer Schwiegertochter gezählt ward, und einst in vertraulicher Stunde zu Frau v. Marnitz äußerte: „Unbegreiflich! aber man muß gestehen, daß Agathe ganz den Lüstre besitzt, auf welchen wir Anspruch machen!"

Literarisches.

Alljährlich wird der deutsche Büchermarkt von Kalendern überschwemmt, welche das nothwendige Kalendarium theils mit dem seichtesten Unterhaltungsstoff, theils mit den gewöhnlichsten Küchenrezepten und schlechten Illustrationen ergänzen und nach Ablauf des Jahres in den Makulaturkorb oder zum Krämer wandern.

A. Bernstein, der um die Popularisirung der Naturwissenschaften hochverdiente Gelehrte und Schriftsteller, hat es nun unternommen, in seinem „Deutschen Kalender" der Nation ein wahres Volksbuch zu bieten, das nicht blos jedes Jahr ein gern gesehener Gast, sondern ein Hausfreund und Begleiter auf dem Lebenswege sein wird. Denn nicht auf blose Unterhaltung ist er berechnet, wenn er auch dem Zeitgeschmack einige Konzessionen macht. Er bemüht sich, die Kenntnisse eines Jeden zu vermehren, indem er die Resultate der Wissenschaften in der populärsten Form wiedergibt. Nicht ein Buch, das man wegwirft, wenn das nächste Bedürfniß befriedigt, sondern das man aufbewahrt, soll der „Deutsche Kalender" sein, wie man sich leicht durch einen Blick auf den Inhalt überzeugen kann. Der „Deutsche Kalender für 1869" zählt nicht nur die Himmels-Erscheinungen auf, sondern erläutert ihr Wesen und ihre Beschaffenheit in einer Jedermann verständlichen Weise in den Artikeln: **„die Sonne und die Uhr", „Sonnen- und Mondfinsternisse des Jahres 1869", „Himmels-Erscheinungen im Jahre 1869"**. Sauber ausgeführte Holzschnitte und Karten unterstützen die vortreffliche Darstellung. In faßlich übersichtlicher Weise ist die neue „Maß- und Gewichtsordnung" erläutert und durch Reduktions-Tabellen für die spätere Anwendung vorbereitet.

Unter der anspruchslosen Ueberschrift: **„Etwas Statistik"** gibt der Kalender eine Uebersicht über die wirthschaftliche Entwicklung der verschiedenen Länder der Erde, an den biblischen Satz anknüpfend: „Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die Erde und machet sie euch unterthon." Ein mit zahlreichen Illustrationen versehener Aufsatz schildert die **„Wunderbauten unserer Zeit": „den Krystallpalast in Sydenham", „die Britannia-Tunnelbrücke", „den Brückenbau über das Göltzschthal", „die Eisenbahnbauten durch und über den Mont-Cenis", „die Sömmering-Bahn"**. Ein besonderer Aufsatz berichtet in ausführlicher Weise über die Legung des transatlantischen Kabels. Eine anziehende Abhandlung über die Religionen der Menschen führt die Hauptreligionen auf die ewigen Sittengesetze der Moral und Tugend zurück. Dem gewöhnlichen Kalenderbedürfniß ist genügt durch eine Uebersicht der geschichtlichen Ereignisse der letzten zwei Jahre und durch die Darstellung einiger chemischen Spielereien. — Eine besonders dankenswerthe Zugabe ist ein Kinderliedchen, mit allerliebsten Schattenbildern von Karl Fröhlich geziert. Die Ausstattung des „Deutschen Kalenders" ist eine vorzügliche. In handlichem Taschenformat und gut kartonnirt, kann ihn Jedermann mit Bequemlichkeit bei sich führen. Wir geben uns daher der Zuversicht hin, daß der „Deutsche Kalender" einem Bedürfniß der Nation entgegenkommen und sein dauernder Werth über die alltägliche, nur dem Modengeschmack huldigende Kalender-Literatur in kurzer Zeit den Sieg davon tragen werde. Der billige Preis von 10 Sgr. ermöglicht die Anschaffung desselben auch dem weniger Bemittelten.

Auflösung des Räthsels in № 136:

Kaffee — Affe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Dienstag, 24. November 1868.

Die Zeitlose.

Heißest zeitlos bei den Leuten;
Blühst du nicht in holder Zeit,
Wo der Sommer bald wird scheiden
Und der Herbst schon Gaben streut?

Uepp'ge Reben siehst du ranken
Und die Feuertraube glüh'n,
Horchest auf der Pappel Schwanken
Nächtlich, wenn die Wolken zieh'n.

Doch wo find' ich jene Gluthen,
Die mir einst die Rose wies,
Da die Winterstürme ruhten
Und des Lenzes Luft man pries?

Frei vom bunten Frühlingsflimmer
Will die Herbstzeitlose sein;
Röthlich blaß im Abendschimmer
Wiegt der Winde Weh'n sie ein.

Blühe stolz, du lose Blume,
Eh' du welkst verlassen hin!
Bist zu deinem höchsten Ruhme
Blumenreigenschließerin.

Zum grünen Baum.

(Fortsetzung.)

Die im Hause wußten das, wie gesagt auch, und standen jetzt, was sie auch im Innern denken mochten, äußerlich hübsch eifrig bei der Arbeit in der großen hellen Küche, die Eine hier, die Andere da, und die Anna saß mit ihrem Salat an dem breiten Küchentische, wo die alte dicke Köchin zugleich auf dem andern Ende das Fleisch zurichtete, und sie hatte das Köpfchen tief gesenkt und die Thränen stahlen sich langsam, eine nach der andern, aus den früher so munteren Augen über die Wangen hinab.

„'s soll mich nur wundern, wie das abläuft," sagte die Köchin, in ihrer Weise flüsternd, so daß man's, wenn man Acht gab, durch den ganzen Raum vernehmen konnte. „Die Frau ist, weiß Gott, resoluter, als ich bisher selbst gemeint, und kenne sie doch schon über zwanzig Jahr'! Da hinein zu gehen zu der wilden und vollen Bande, ohne Hilfe, mutterseelenallein! Es waren wüste Gesichter dazwischen, die ich noch nie gesehen. Daß der Franz, der saubere Mensch, sich auch mit solchen abgibt! Der ist recht herunter gekommen und es ist Sünde und Schande um das junge, saubere Blut! — Du mußt Dir das übrigens nicht gar so arg zu Herzen nehmen, Kind," setzte sie gutmüthig hinzu, da sie die Thränen ihrer Nachbarin bemerkte. „Eine tolle Zeit haben die Mannsleute alle, die wildesten werden hinterher oft noch die besten, und der Franz ist doch am Ende von guter Art. Er muß noch einschlagen, mein' ich immer."

Anna schüttelte heftig den Kopf und blickte schier trotzig zu der Alten auf. „Das ist es nicht," sagte sie gedämpft, „und Du könntest das sehr gut wissen, Hanne. Daß ich mir aus dem Franz was gemacht, ist schon lange her, und seit er aus der Fremde zurück, hab' ich nichts mehr von ihm gewollt — ich hab' ihn gleich erkannt. Aber daß die Mutter das nicht sieht und noch festhält, ihn zu bessern hofft und mit mir partout zusammen haben will; daß die Freunde und Verwandten auch noch immer an dies dumme Zeug glauben und mich mit ihm ins Gerede bringen, — das macht mich nach und nach ganz rabiat. Für mich ist's keine Ehre, mit ihm zusammen genannt zu werden. Hast Du's gehört, was er drüben unter Heurings Fenstern schrie?"

„Ei, der Jungfer Lisbeth könnt' man's gönnen! So vornehm wie die ist, was ficht es die an?" sprach die Köchin.

„Du thust ihr Unrecht," sagte das junge Mädchen lebhaft. „Es thut mir leid genug, daß wir so wenig mehr mit einander bekannt, denn es ist ein braves Mädchen. Der alte Kapitän ist nur gar zu wunderlich, sonst kämen wir schon noch zusammen! — Es muß ihr schrecklich zu Muth sein. Wenn mir das passirt wäre —"

„An Deiner Stelle ging' ich nur gleich hinüber, machte Bekanntschaft und tröstete sie," fiel die Alte spöttisch ein.

Das Mädchen sah die Köchin eine Sekunde lang nachdenklich an; dann stand sie rasch auf, setzte die Schale mit dem Salat auf den Tisch, band die Schürze ab, warf sie auf den Stuhl und meinte: „das thu' ich auch. Wir sind's ihnen am Ende schuldig, denn der Franz ist einmal meiner Mutter Schwestersohn und redet doch nicht für sich selbst. Ich will ihr sagen, daß sie ihn von unsretwegen nicht zu schonen hat. Sie hat ohnedies schon Herzeleid genug, fürcht' ich."

„Und doch einen so sauberen Schatz?" bemerkte Hanne wieder. „Der Bernhard —"

Anna war bereits an der Thüre. „Wenn die Mutter fragt — ich bin gleich wieder da," sprach sie zurückgewendet und ging hinaus. Allein im nächsten Moment prallte sie zurück, denn vorn öffnete sich eben die Thüre der Herbergsstube und ließ die wilden Gäste wieder heraus, die murrend und grollend zur Thüre und davon stolperten. Laut wurden sie aber nicht, und nur der Eine machte eine Faust gegen die Stube zurück. Die Mutter weilte dort noch drinnen und den Franz hatte das Mädchen zwischen den Uebrigen auch nicht bemerkt.

Einige Augenblicke säumte sie noch lauschend; als jedoch Alles still blieb, faßte sie sich ein Herz, schlüpfte leise den Flur entlang, aus der Thüre und über die Straße bis an das Haus, vor dessen Fenster Franz vorhin den Hut in die Luft geworfen. Da ging sie hinein und die Treppe hinauf, sich neugierig umschauend, denn seitdem die früheren Bewohner die Wohnung verlassen und sie selber nicht mehr hergekommen, war hier von dem neuen Insassen Vieles verändert worden. Sauber freilich war's, gestand Anna sich. So was verstehen die alten Schiffer, die sich zur Ruhe setzen; reinlich und zierlich müssen sie es um sich haben, und Kapitän Heuring war noch obendrein ein reicher Mann, dem es auf ein Hundert Thaler weiter nicht ankam.

Droben klopfte sie an die Thüre — es war Niemand im Hause zu sehen, den sie hätte fragen können — und auf das gedämpft zurückschallende „Herein" öffnete sie und trat ein. Die Bewohnerin des kleinen, aber wunderbar sauber und heimlich erscheinenden Gemaches mochte auf dem ledernen Lehnstuhl neben dem Ofen gesessen haben und bei Anna's Klopfen aufgesprungen sein. In dem feinen Gesichtchen zeigten sich neben denen der reichlich vergossenen Thränen auch noch die Spuren eines heftigen Schreckens. Nun, da sie die Eintretende erkannte, nahmen ihre Züge rasch wechselnd den Ausdruck eines nicht geringen Erstaunens an, das aber sichtbar kein freudiges war. Die Lippen schlossen sich fest aneinander und die Augen blickten — wenn man das von so jungen und schönen blauen Sternen sagen kann — finster.

Anna bemerkte das wohl, ohne sich jedoch dadurch anfechten zu lassen. Rasch trat sie auf die Nachbarin zu und bot ihr die Hand hin. „Ich mußte zu Dir herüberkommen, Lisbeth," sagte sie dabei herzlich, „um Dir's zu sagen, daß Du Dir die Grobheit meines Vetters nicht gar so sehr zu Herzen nehmen sollst. Es ist kein Auskommen mehr mit ihm, und wenn er nicht einmal recht ordentlich anläuft und sich dadurch besinnen und menagiren lernt, so ist's ganz aus. Dein Vater ist gerade der Mann dazu, es ihm aus dem Fundament zu zeigen —"

„Mein Vater? Und das sagst Du mir, Anna?" unterbrach sie Lisbeth immer verwunderter. „Das kann doch Dein Ernst nicht sein? — Ich versteh' Alles nicht," setzte sie hinzu und schüttelte heftig den kleinen zierlichen Kopf und die Thränen rannen wieder in die Augen hinein. „Daß es mir so geh'n muß, am hellen Nachmittag, vor allen Nachbarn! Der Schimpf, den ich im Leben nicht verwinde! Und dann die Angst, wenn's der Vater erfährt — er ist so furchtbar heftig und grimmig! Und nun soll ich's ihm selber sagen, und das räthst Du mir, Du, die mit dem Franz — Rutenberg so — und Du kommst zu mir herüber, obschon Du mich seither nicht angeseh'n, — hem'! Ich seh's wohl, Du willst mich nur verhöhnen. Du hast's leicht, denn ich kann mich heut' nicht verstellen. Ich bin gar zu betrübt."

Anna hatte das Alles schweigend angehört — wollte sie die Andere nur ausreden lassen, oder war sie von all' den Worten nur gar zu sehr überrascht? — Jetzt aber ergriff sie die Hand der Betrübten und hielt die zuckende fest und redete in herzlichem Tone: „Schäme Dich, Lisbeth, daß Du so Etwas von mir glauben kannst. Wodurch hab' ich das verdient? Sind wir vordem nicht zusammen in die Nähschule gegangen und zusammen eingesegnet worden und immer freundlich mit einander gewesen?"

„Und doch wohnen wir da schon ein halbes Jahr und Du hast mich nicht angeseh'n," sagte die Kleine.

„Sei nicht so dumm, Lisbeth! Könnt' ich nicht das Gleiche von Dir sagen? Deine Mutter ist todt und Dein Vater ein wunderlicher Mann, der Abends, wenn er einmal drüben bei uns sitzt, schon ein paarmal in seinem Kauderwälsch gesagt hat, Besuch an Bord liebe er nur zu Zeiten und wolle sein Haus sonst für sich allein haben —? Und Du wohnst da seit einem halben Jahr und kamst niemals zu mir —"

„Ach ja, mein Vater ist wunderlich genug. Er will nicht, daß ich Bekanntschaften mache; sie sollen zu ihm und zu mir kommen," bemerkte Lisbeth trüb.

„Und meine Mutter ist eine kuriose Frau," versetzte Anna halb lächelnd. „Sie meinte, es sei in der ganzen Welt so Gebrauch, daß Neuanziehende zuerst zu den von Alters her Ansässigen kämen. Aber gleichviel," redete sie ernster weiter und faßte herzlicher der Nachbarin Hand, „heut' hab' ich an all' die dummen Ceremonien nicht gedacht. Es hat mir zu leid gethan, was der Unband Dir angerichtet. Ich mußt' es Dir sagen, daß Du ihn nur nicht schonen sollst, meiner Mutter wird's recht sein und mir — mir thust Du auch darin Unrecht. Ich habe längst nichts mehr mit ihm und er hat gut schreien, daß er mir Valet gegeben — ich bin längst mit ihm fertig und Alles, was Du noch davon hörst, ist nichts als leeres Geschwätz. Ich will nichts von ihm, mag die Mutter sagen, was sie Lust hat. Darin hab' ich meinen eigenen Kopf."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang um Mitternacht.

1.

Es ist ein frischer prächtiger Mädchenkranz, in welchen die freundlichen Leser mich begleiten mögen. Hier blühen Rosen, duftig und jugendlich; die Lebensfreude strahlt aus heiteren Augen, thront auf den Sammetwangen der Jugend und die frischen Lippen lachen. Der Frohsinn hat hier sein lustiges Reich, und vor seinem Scepter fliehen die grübelnde Sorge und der grämliche Trübsinn. Das „Kränzchen", zu welchem die Mädchen hier sich zusammenfanden, hat begonnen, und dennoch ist der Kuchen auf dem Tische noch nicht berührt, die Tassen sind noch nicht vertheilt, der Kaffee singt noch in der Maschine und zischt vor Sehnsucht, die rosigen Lippen bald küssen zu dürfen. Nun fehlt ja das Haupt des Ganzen, Marie von Sudheinz, die einzige Braut im Mädchenkreise. Sie hat die hausmütterliche Aufsicht über die Jugendgespielinnen, sie ist die achtzehnjährige Königin über die fünfzehn- und sechzehn-, und, wenn es hochkommt, siebenzehnjährigen Unterthanen.

„Marie's Bräutigam wird gekommen sein," meint die Vizekönigin Anna, ihren Jahren nach zu den letztgenannten Unterthanen zählend. „Er wurde in diesen Tagen erwartet, sein Urlaub ist zu Ende."

„Hat aber die Erwartung bis jetzt noch nicht erfüllt", tönt es glockenhell von der Thür her und „guten Tag, Marie, guten Tag, Miezchen und Mariechen," ruft es durcheinander im Kreise.

Marie von Sudheinz aber hat die Mantille abgeworfen, die Tassen klappern und machen die Runde und die Törtchen und Kuchen verschwinden von den Tellern, um von kleinen, weißen Perlenzähnen zermalmt zu werden.

Die Einleitung zum „Kränzchen" ist absolvirt; der Hahn der Porzellanmaschine läßt sich rund herum drehen, es läuft kein brauner Tropfen mehr heraus; die Klingel ruft den Diener und in wenigen Sekunden ist die Tafel abgeräumt. Jetzt kommen kleine, sauber gebundene Bücher zum Vorschein, jede der jungen Damen nennt plötzlich einen Namen, in dessen Träger sie sich zu verwandeln gedenkt, die eine wird zur Königin, die andere zum Kerkermeister, die dritte diese und die vierte jene Lordschaft, eine wird ein feuriger Liebhaber und eine andere gar zur Amme. Die schelmischen Gesichter werden ernst; heißt es doch, ein Meisterwerk deutscher Dichtung zu Gehör zu bringen. Marie v. Sudheinz ist die unglückliche schottische Königin und von ihren Rosenlippen gleiten die Worte des ewig schönen Sehnsuchtsliedes:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland."

Dann kommt die stolze Elisabeth mit ihrem Jagdgefolge und Alles wird so schön und so gefühlvoll gelesen, wie jede Rolle es erheischt. Der Ritter ist barsch und er würde, wäre es möglich, mit Sporen klirren; Marie liest mit Schmelz und Ergebung, die Amme mütterlich und Elisabeth von England recht abstoßend und hochfahrend. Endlich aber hat der Akt, wie Alles hienieden, sein Ende erreicht; nun kommt eine längere Pause, denn der fünfte Akt ist erst für den Abend bestimmt. Fertig aber muß das klassische Drama noch heute gelesen werden, die Reisezeit ist vor der Thüre, die Zeit für Bäder und Landaufenthalte, dann wird das Kränzchen in seinem Bestande gestört, es muß sich vertagen und kann den Kulminations-Akt unmöglich bis zur wieder beginnenden Saison verschieben. Auch steht es

statutenmäßig fest, sofern in einem Mädchenklub überhaupt von Statuten die Rede sein kann, daß an jedem Kränzchentage zum mindesten zwei Akte geiesen werden müssen.

Die Bücher werden zugeklappt, der freundliche Sonnenschein ladet hinaus in den Garten. Hinten auf dem Rasen unter den Ulmen sind herrliche Spielplätze, um Fanchon in Scene zu setzen, Kämmerchen zu vermiethen und dergleichen mehr zu thun.

Das Lachen der Mädchen hallt durch den grünen Raum, so daß die alten grämlichen Ulmen den Kopf schütteln. Alte Ulmen lieben die laute Fröhlichkeit nicht, — oder schauen sie prophetisch in die Zukunft, wissen sie, daß auch die Sorge und die Trübsal dereinst kommen werden in diese frohen Mädchenherzen? Ahnen sie, daß schaurig der bleiche Tod seine Hippe bereits schüttelt und schon nahe herantritt an das arglose Opfer?

Die Stunden sind wie ein Windhauch dahin gegangen; der Diener zündet die Lampen im Salon an und die jungen Damen sammeln sich wiederum zum Dienst der tragischen Muse.

Es ist Gesetz im Kränzchen (siehe übrigens oben die Ansicht des Erzählers über Statuten), daß die Mütter der Versammlung der Töchter fern bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Petersburg, 6. Nov., schreibt man: Zur Charakteristik unserer Geschwornengerichte will ich Ihnen hier aus der Korrespondenz eines hiesigen Blattes folgendes Kuriosum mittheilen. In einem Bezirksgerichte in der Provinz wurde ein Kriminalprozeß verhandelt. Die Geschwornen saßen und hörten aufmerksam den Debatten zu. Endlich, nachdem dieselben vorüber waren, nachdem der öffentliche Ankläger und der Advokat des Beschuldigten gesprochen hatten, überreichte der Präsident dem ältesten der Geschworenen die Frageliste, nach welcher die Entscheidung erfolgen sollte. Die Geschworenen sahen sich untereinander an und der älteste wandte sich dann an den Präsidenten: „Was sollen wir denn hier, Ihre Exc., entscheiden? Wenn Se. Exc. der in der goldgestickten Uniform (auf den Procureur deutend) behauptet, daß der Dieb schuldig sei, was brauchen wir diesen da (auf den Vertheidiger zeigend) zu hören? Er ist warscheinlich selbst ein Spitzbube, da er einen Dieb vertheidigt." Diese Geschichte erinnert mich an einen ähnlichen Fall, der in einer Kreisstadt passirte. Nachdem der öffentliche Ankläger die Beschuldigung gegen ein des Einbruchs beschuldigtes Individuum resumirt, ertheilte der Präsident dem Advokaten des Angeklagten das Wort. Dieser erhob sich, räusperte sich und sprach folgende wenige, aber denkwürdige Worte: „Ich bin mit alledem, was Se. Exc. der Hr. Procureur soeben gesagt hat, vollkommen einverstanden."

Bei der Expedition der Anfertigung der Reichskreditbillets in Petersburg ist ein Amerikaner angestellt, dessen Spezialität darin besteht, die Billets zu fälschen. Er wurde expreß für die neuen unlängst emittirten Kreditbillets engagirt. Er soll gewissermaßen als Prüfstein der Möglichkeit der Nachahmung der Billets dienen. Sobald nämlich ein Kreditbillet der neuen Emission fertig war, wurde dem Amerikaner eins gegeben, und er wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, dasselbe nachzuahmen. Da ihm das sehr gut gelang, so wurde die Presse der Billets vernichtet und eine neue Kombination angewandt, um die Fälschung noch mehr zu erschweren. Die Kreditbillets wurden erst dann der Zirkulation übergeben, wenn sich der Amerikaner für besiegt erklärte und die Scheine nicht täuschend genug nachzuahmen im Stande war. Eine sehr sonderbare Prozedur. Es fragt sich, ob der Zweck damit erreicht war.

Eine Art Schwabenstreich wird aus dem sächsischen Städtchen Wurzen berichtet. In einem benachbarten unabfließbaren kleinen See sollten aus dem 30jährigen Krieg viele schwedische Kanonen nebst einer mächtigen Kriegskassa begraben liegen. Ein wohlweiser Rath beschloß Hebung dieses Schatzes mittelst Auspumpen des See's durch eine große Aktiendampfmaschine. Aktionäre und Honoratioren, Rath und Bürgerschaft, Alt und Jung versammelten sich zu dem hochwichtigen, die Vaterstadt beglückenden Akt und harrten unter feierlichem Schweigen des Ausgangs. Das Wasser rauschte und schwand, der mysteriöse Abgrund lag zu Tag und auf demselben erschienen nun statt der Kanonen einige faule Baumstämme und statt der Chremnitzer Dukaten und anderer Goldfüchse beiläufig ein Zentner — Weißfische.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Donnerstag, 26. November 1868.

Zum grünen Baum.

(Fortsetzung.)

Lisbeth hatte mit immer sichtbarer hervortretender Ueberraschung diese Worte der eifrig Redenden vernommen und sah mit noch größerem Erstaunen Anna's Augen sich zuletzt gleichfalls mit Thränen füllen. „Aber um Gotteswillen," sagte sie endlich, „was ist das Alles? Wie hab' ich so was nur denken und ahnen können? Ich meinte ja, Du hättest den wilden Menschen so sehr lieb — er verdient's ja auch, denn so wild er sein mag, wenn er sich nur zusammen nimmt, ist's ja doch ein bildsauberer Mensch und so lustig und spaßhaft, man kann ihm nicht böse sein. Und ein gutes Herz hat er auch, wenn er sich nur nicht gar so leicht verführen ließe! Und — und Du mußt ihn ja lieb haben! — Und das, stehst Du —" Sie stockte und setzte erst nach einer Weile mit glühenden Wangen und die Augen voll neuer Thränen hinzu: „Ich hab's eben gar zu schwer!"

Anna schaute sie finster sinnend an. „Meinst Du, daß ich's leicht habe?" fragte sie endlich. „Ich versteh' Dich wohl halb und halb und es ist, wie ich mir's gedacht. Aber von mir weißt Du nichts. Nun rechne jedoch einmal, daß die Mutter und die Verwandtschaft sich auf den Franz gesetzt hat und nicht von ihm läßt, obgleich ich nichts von ihm will. Denn den nähm' ich nicht und hätt' ich — Dir kann ich das schon sagen! — und hätt' ich auch keinen Andern im Herzen, von dem ich nun einmal nicht mehr zu lassen vermag, so wenig Aussicht wir auch haben, jemals zusammen zu kommen." Das junge Mädchen sprach dies Alles mit einer gewissen stolzen und trotzigen Resignation, so wenig diese Regungen auch an und für sich zu einander passen mögen. Es war etwas in ihr von der kernhaften resoluten Weise, die man ihrer Mutter nachrühmte.

„Einen Andern?" fragte Lisbeth leise.

„Einen Andern — ja! Und ich kann ihn Dir auch nennen, Dir zuerst. Denn Du hast das erste Recht, davon zu hören. Es ist der Bernhard," redete sie weiter und ihre Wangen glühten gleichfalls dunkler, dann sprach sie hastig, aber doch eindringlich und hielt der Nachbarin Hand fest in der ihren. „Siehst Du, gesagt muß es sein. Ich hab's still mit mir herum getragen und mich gewehrt, so lang' ich konnte. Abspenstig gemacht hab' ich ihn Dir nicht, wir haben auch noch kein Wort darüber geredet, wie viel wir von einander halten. Aber daß er mich gern hat, das weiß ich freilich, und seit ich das gemerkt, ist's mir immer banger und trauriger geworden. Denn ich weiß ja, wie sündhaft es ist, daß er sich zu mir wendet und daß ich mich über ein Glück freuen kann, das Dein Unglück. Aber Gott helfe mir —"

„Mein Unglück?" rief Lisbeth lebhaft dazwischen. „Was denkst Du nur?"

Anna schaute sie ein paar Sekunden finster an. „Sei nicht falsch gegen mich," sagte sie dann. „Ich weiß es wohl, daß Du ihn gern hast. Er ist ja auch lange genug bei Euch ein- und ausgegangen und es ist ein Mensch, den eigentlich jedes Mädchen lieb haben müßte; so brav ist er, so gutherzig und treu. Und wie ich ihn kenne, ist's mir doch wieder ein Trost zu denken, daß er Dir wohl kaum etwas in den Kopf gesetzt. Er ist zu ehrlich und treu, sage ich, und Mann, und was er einmal angefangen, dabei bleibt er."

„Das glaub' ich auch," lautete die Antwort und über das feine Gesicht Lisbeths zuckte zum ersten Male etwas wie ein leises Lächeln, welches jedoch sogleich wieder einer scheuen Befangenheit Platz machte. „Er hat aber auch niemals bei mir angefangen, Aennchen, und ich bei ihm auch nicht."

„Du hast ihn nicht lieb?" rief Anna fast erschrocken. „Aber er ist doch so viel zu Euch gekommen, bis erst neuerdings —"

„Bis er neuerdings fort blieb," setzte Lisbeth wiederum lächelnd die Rede fort. „Nein, Aennchen — er ist nur zu meinem Vater gekommen, den er vordem in St. kennen gelernt, und hat mit mir, glaub' ich, keine zehn Worte gesprochen. Hat er Dir denn das nicht gesagt?"

„Aber, Lisbeth — wir haben ja so noch nie mit einander geredet und über Dich nun gar nicht! Ich wagt' es nicht! — Aber wenn ihn nicht, wen liebst Du dann? Denn wie es mit Dir steht —"

Die Kleine schlang beide Arme um die schnell gewonnene Freundin, legte das Köpfchen an ihre Schulter und flüsterte: „Ach, Anna, liebe Anna, ich bin ja dem Franz so gut und weiß auch, daß er mich gern hat! Mir geht's ja gerade wie Dir. Es hat mir das Herz abgedrückt, wenn ich an Dich und ihn und Alles dachte — wie's werden sollte! Und nun! — O, wenn er doch gut thun wollte!" —

Während die beiden jungen Mädchen zu so überraschenden Bekenntnissen kamen, stand in der Herbergsstube im „grünen Baum" Frau Wüstenfeld noch vor dem schmucken Unheilstifter, dem Franz, der inzwischen vor ihrer strafenden Rede nach und nach wieder vollkommen zur Besinnung gekommen zu sein schien. Er schaute jetzt wenigstens keineswegs mehr übermüthig darein, vielmehr blickte er ziemlich finster, aber mit einem Ausdruck, als wolle er dahinter nur seine Zerknirschung — oder auch etwas ganz Anderes — verbergen. Die Frau hatte gar ernsthaft und eindringlich auf ihn eingeredet, und von welcher Art sie und ihr Wort war, zeigte sich schon daran, daß er sich, nachdem sie seine Kameraden ohne Umstände fortgeschickt, nicht getraut hatte, sich ihr gleichfalls zu entziehen oder gar besonders zu trotzen. Indessen war die Strafrede jetzt zu Ende, denn Frau Wüstenfeld verstand Maß zu halten, und sie war nun bei den vernünftigen Vorstellungen angelangt.

„Sei einmal vernünftig, Kind, und wie es sich für Deine Jahre schickt," sprach sie eben in einem gewissen überredenden Tone. „Du bist nun die längste Zeit Gesell gewesen und wenn Du auch letzlich sündhaft gefeiert, hast Du doch Deine Sach' gelernt. Vermögen hast Du mehr, als Dir gut ist — Du kannst also jeden Tag Meister und Bürger werden. Aber wenn das so fortgeht — sag' mir um Gotteswillen, wer soll Vertrauen zu Dir haben, wer Dir Arbeit geben? Und ich sag's Dir, mit meiner Anna wirst Du den allerhärtesten Stand haben, ohne daß ich ihr den Trotz recht verdenken kann. Denn so wie Du treibt man's mit einem Mädchen, auf das man ein Auge hat, nicht, und wenn noch einmal eine Geschichte vorkommt, wie die vorhin drüben vor Heurings Hause, so ist's vorbei, und Du kannst darauf schwören, daß auch ich Dir nicht mehr das Wort rede. Wegwerfen thu' ich mein Kind, selbst an Dich nicht, so sündlich lieb ich Dich auch habe. Also, Franz, geh' in Dich! Ich bitte Dich darum!"

Der junge Mensch saß einen Augenblick schweigend und starrte vor sich hin. „Ja, 's ist wahr," sagte er endlich mit einer Art von Seufzer und erhob die kecken braunen Augen gewissermaßen schüchtern zu der Frau, „ich habe seither schändlich gebummelt, es kann nicht so fortgeh'n; seh's selber ein. Und das von vorhin reut mich am allermeisten. — Sie weiß freilich noch nicht weßhalb, Muhme, aber Sie soll es nun erfahren; 's ist am besten, daß Alles zwischen uns klipp und klar ist. Mit der Anna, muß ich Ihr zuerst sagen, lasse Sie mich aus. Sie könnt' es wohl gemerkt haben, daß es damit nichts ist. Die Anna," setzte er hinzu und über das hübsche, kecke Gesicht zuckte ein helles, schelmisches Lächeln, — „die nähme mich nicht und ob ich auch der allersolideste Mensch. Der steckt ein Anderer im Kopf und ich nehm's dem so wenig wie ihr übel. Mir steckt auch eine Andere im Kopf, im Herzen und Geblüt, Muhme —"

„Was denn? Hier drinnen ist der Kumpan? Und ich soll nicht hinein? Da soll doch ein tropisches Donnerwetter darein schlagen!" brauste in diesem Augenblicke vor der Flurthüre die gewaltige Stimme eines grimmigen Mannes, von dessen Kommen weder die Wirthin noch Franz etwas vernommen. Zugleich wurde auch schon die Thüre aufgerissen und in derselben erschien mit glühend rothem Gesicht, den saubern schwarzen Hut, weit hinten übergesetzt, ein alter graubaariger Bursche oder, wenn die verehrten Leserinnen lieber wollen, Herr, dem ein Inlandskind sogar, glauben wir, auf hundert Schritte den alten Schiffer angesehen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Auch Anna's Mutter, die Frau Geheimerath, in deren Hause heute das Kränzchen stattfindet, fügt sich dem Brauch und der Sitte.

Die Mädchen sind allein und gehen mit Ernst an die Lösung der selbst gestellten Aufgabe. Endlich hat Maria unter dem Beile des Henkers geendet und Alle sind trübe und weich gestimmt über das schauervolle Schicksal der Königlichen Dul-

derin, bis die leichte süße Ananasbowle, die der Geheimerath zu dem Abendimbiß des Kränzchens beizusteuern pflegt, die Gemüther wieder aus der ernsten Zeit der Königin Elisabeth zur heitern Gegenwart zurückführt.

Bei Getändel und Geplauder, Räthselrathen und Sprüchwortaufgaben verging Stunde um Stunde. Geschichten wurden natürlich auch erzählt, und Clara Hartmann hatte eben eine solche beendet, bei welcher junge Gemüther das Gruseln prächtig lernen sollen. Auch einige der jungen Mädchen rückten ängstlich zusammen, und Marie Sudheinz wurde nicht müde, sie darob zu necken und zu betheuern, daß sie, wie jenes Hänschen, das Gruseln nicht lernen werde, Furcht niemals gekannt habe und niemals lernen würde. Voll Bewunderung sahen die Furchtsamen auf die Verkünderin eines noch nie dagewesenen Heroismus, während die meisten, ja eigentlich alle, selbst Anna nicht ausgenommen, die Ansicht vertraten, daß Verhältnisse und Lebenslagen vorkommen könnten, wo selbst dem, geschweige der Herzhaftesten der Muth gebricht.

Marie blieb bei ihrer Anschauung, und als sie von den Gefährtinnen gar zu sehr in die Enge getrieben wurde, fiel ihr Auge auf einen Immortellenkranz, der, ihr gegenüber an der Wand, das Bildniß eines Gestorbenen schmückte.

Der Vorgang, den wir erzählen, spielt in einer kleinen deutschen Residenz. Der Hof-Kapellmeister, ein in weiten Kreisen bekannter Liederkomponist, war vor Kurzem gestorben, aufrichtig betrauert namentlich von den jungen Damen der Stadt. Seine Grabstätte war allen seinen jugendlichen Verehrerinnen wohl bekannt und wurde vielfach mit Blumenspenden von dankbaren Händen geschmückt.

„Seht dort jenen Kranz," sagte Marie, „wir bleiben doch wohl bis Mitternacht zusammen, und dann trage ich, Punkt 11 Uhr, die Immortellen auf das Grab unseres Lieblings-Komponisten. Und wer von Euch will, kann mich auf den Kirchhof begleiten."

Der größte Theil der Mädchen war entsetzt über den Entschluß und das Ansinnen der Freundin. Nur zwei, deren Eltern nahe am Gottesacker wohnten und die durch die Gewohnheit etwas vertrauter mit den weißen Grabsteinen waren, erboten sich, noch ganze zwanzig Schritte über das elterliche Haus hinaus mitzugehen.

Der Pakt war geschlossen, aber ein harmloses Gespräch kam nicht mehr in Fluß. Theilweise blickten die Mädchen mit Bewunderung auf die kühne Braut, theilweise mit einem Anflug von Grauen; Magdalene, die Tochter des Konsistorialraths, warnte sogar, daß man Gott nicht versuchen solle.

Marie aber, die gar kein Wagniß in ihrem Vorhaben sah, blieb lustig, wie vorher, und ärgerte sich, daß es heute gar nicht so ausgelassen, wie sonst, bei dem Kränzchen zugehen wolle.

Der Zeiger auf der Uhr rückte weiter und weiter, halb zwölf war vorüber, die Stunde des Aufbruchs da.

Ruhig nahm Marie den Immortellenkranz von dem Bilde, die Mädchen warfen die Mantillen und Tücher um, es ging an ein rührendes Küssen und Abschiednehmen und Marie trat mit den beiden Freundinnen die Wanderung an.

Still lag die kleine Residenz in nächtlicher Ruhe da. Die Mädchen waren gewöhnt, auch zur Abendzeit allein nach den elterlichen Wohnungen zurückzukehren; nur bei sehr schlechtem Wetter kamen die Dienstboten, mit den nothwendigen Schirmen und Galoschen, zum schützenden Geleit.

Marie und ihre Begleiterinnen gingen schweigend in die helle Nacht hinein. Die Letzteren waren am väterlichen Hause angelangt, sie zögerten weiter zu gehen und Marie entband sie von ihrem Versprechen.

„Geht nur hinauf und überzeugt Euch morgen mit den andern," sagte sie lächelnd, „ob der Kranz auf dem bewußten Grabe liegt. Daß ich ihn nicht etwa morgen früh hinausschicken oder überhaupt Hilfe in Anspruch nehmen werde, davon könnt Ihr überzeugt sein, denn dafür habt Ihr mein Ehrenwort."

Marie ging tapfer auf den Kirchhof zu; die beiden Schwestern schlüpften in die Hausthür. Von dem Korridorfenster neben der Schlafstube war der Weg zum Friedhofe zu überschauen; — es schlug zwei Uhr, aber noch lauschten die Schwestern ängstlich auf den Schritt der heimkehrenden Marie.

Nun gingen auch sie zur Ruhe, aber die Angst ließ sie nicht schlafen. Erst in der Morgenfrühe senkte sich der Schlummer auf die Augenlider und später als gewöhnlich erhoben sie sich von ihrem Lager, was die Mutter lächelnd der Geheimeraths-Bowle zuschrieb.

Gleich nach dem Morgenkaffee eilten die Freundinnen nach dem Kirchhofe. Auf dem bewußten Grabe lag der Immortellenkranz mit der grünen Hoffnungsschleife, die als Erkennungszeichen daran befestigt war.

Die Todtengräber, die den Mädchen begegneten, führten absonderliche Gespräche.

„Zwei Stiche," sagte der eine, „durch den Hals und durch die Brust. Es war schrecklich anzusehen."

„Und Du hast sie zuerst gesehen?" fragte der andere.

„Ja, und natürlich gleich die Meldung gemacht," antwortete der erste stolz, „die Herren von dem Gericht sind schon längst hier gewesen. Die Leiche liegt jetzt im Todtenzimmer des Hospitals."

„Hat man sie denn erkannt, ich meine die Leiche?"

„Freilich, ich sagte Dir ja schon, es ist die hübsche junge Mamsell vom Casino."

„Hm, hm, so 'was muß hier passiren," meinte der Berufsgenosse, vielleicht neidisch, daß er den interessanten Fund nicht gemacht, und beide Männer gingen von dannen.

Die Mädchen aber ergriff eine namenlose Angst und sie eilten nach dem Hause der Frau von Sudheinz, Marie's Mutter.

„Das gnädige Fräulein sind erst früh zu Hause gekommen," sagte der Diener. „Auf dem Heimwege von dem Kränzchen sind das Fräulein ohnmächtig geworden und sehr krank heimgekehrt. Niemand darf zu dem Fräulein, der Arzt haben es verboten; nur die gnädige Frau sind bei ihr."

Diesen Bescheid hatten auch die anderen Freundinnen und Theilnehmerinnen des Kränzchens erhalten, die bereits (merkwürdiger Weise, wie der Diener meinte, da doch noch Niemand um die Krankheit des gnädigen Fräuleins wissen konnte) einen Morgenbesuch hier gemacht hatten.

Die beiden Schwestern kehrten nach Hause zurück, nicht ohne vorher bei dieser und jener Freundin Nachfrage zu halten. Alle wußten bereits von der Krankheit Marie's, wie ja der Diener erzählt, alle aber auch von dem schauerlichen Morde, der in derselben Nacht auf dem Kirchhofe an der schönen Mamsell vom Casino verübt worden war. Die Fama kleiner Städte hat tausend Flügel und Zungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zahlenspiel.) Die Zahl 108 bildet in den Raumverhältnissen zwischen Sonne, Mond und Erde als Faktor eine hervorragende Rolle. Multiplizirt man nämlich den Durchmesser des Mondes (469²/10 geogr. Meilen) mit 108, so erhält man genau seine Entfernung von der Erde; multiplizirt man ferner den Durchmesser der Erde (1719 g. M.) mit 108, so erhält man nahezu den Durchmesser der Sonne; multiplizirt man endlich den so erhaltenen Sonnendurchmesser wieder mit 108, so erhält man genau die Entfernung der Erde von der Sonne.

Literarisches.

Eine neue Schiller-Ausgabe.

Schiller's sämmtliche Werke. Vollständige neu durchgesehene Ausgabe in Einem Bande. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. 1124 S. Lexikon 8. — Preis ungebunden fl. 1. 30. oder 27 Ngr., kartonnirt fl. 1. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Wie vorauszusehen war, hat die Aufhebung des Privilegiums für den Druck und Verlag unserer großen deutschen Dichter eine lebhafte Konkurrenz hervorgerufen. Ist eine solche im Interesse des Publikums nur zu begrüßen, so wäre auch zu wünschen, daß die verschiedenen konkurrirenden Buchhandlungen stets auch im Auge behielten, was sie einerseits dem deutschen Volk, anderseits den Dichtern, welche sie diesem bieten, schuldig sind. Es mag Gegenstand einer spätern Untersuchung sein, zu zeigen, inwieweit die einzelnen Konkurrenz-Ausgaben dieser Pflicht nachkommen, für heute genüge es, die neueste Schiller-Ausgabe aus dem J. G. Cotta'schen Verlage anzuzeigen, welche auf's Neue beweist, daß die genannte, bisher bevorrechtete Verlagshandlung es als Ehrensache betrachtet, auch nach dem Fall des Privilegiums der deutschen Nation ihren Lieblingsdichter in einer, nach Form und Inhalt seiner würdigen Gestalt und zu einem Preise vorzulegen, der auch dem Mindestbemittelten die Anschaffung ermöglicht. Es ist eine Ausgabe in Einem Bande von dem Umfang und der Größe eines mäßigen Handwörterbuches, in einer eleganten Ausstattung und mit einem Druck, der an Größe und Leserlichkeit der Lettern nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei ist der Preis der niedrigste unter allen bisherigen Ausgaben, die Konkurrenz-Ausgaben nicht ausgeschlossen. Der Text ist, unter Zugrundlegung der von Joachim Meyer gewonnenen Resultate, neu durchgesehen, stellenweise unter Beiziehung und Benützung des durch die historisch-kritische Ausgabe hinzugewachsenen Materials verbessert und stets, wo nicht die offenbarsten Schreib- oder Druckversehen vorlagen, der ursprüngliche Wortlaut gegen die Willkürlichkeiten späterer Herausgeber geschützt, resp. wiederhergestellt worden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Samstag, 28. November 1868.

Zum grünen Baum.

(Fortsetzung.)

„Was denn?“ fuhr er nun knirschend fort und stürmte grimmigen Blickes und mit geballten Fäusten jetzt vorerst auf Frau Wüstenfeld zu, während hinter ihm an der noch halb offenen Thüre die dicke Gestalt der alten Köchin sich in achselzuckenden Bewegungen erging; „was denn, zu sprechen sei Sie nicht, Frau Nachbarin, und der Bursch, der mein Kind blamirt, der sei hier drinnen und ich — ich dürfe hier nicht herein, sagt mir der alberne alte Kleiderständer da draußen? Da schlage doch ein tropisches Donnerwetter darein! Da wollen wir doch einmal seh'n! Und das also, das ist der — was aber in des — was, Franz, Du bist es?“ brach er jählings ab, da er den Genannten erkannte. „Nun da soll ja doch ein dreifaches tropisches —“

Frau Wüstenfeld legte ihre Hand beschwichtigend auf den Arm des Aufgeregten, während sie dem, dessenungeachtet aber nicht gerade bestürzten Franz einen ernsten Blick zuwarf, als wollte sie sagen: siehst du, daran bist du auch schuld, daß mir und dir der Tollkopf über den Hals gekommen! — Und es mochte in ihrer Handbewegung auch wohl noch etwas mehr als die bloße Berührung sein, denn Herr Kapitän Heuring fuhr rasch zu der Frau herum und gab wohl Acht, als sie gutgelaunt sagte: „Hör' Er, Er Seebär, wenn Ihr Schiffer unter einander steht, leidet Ihr keinen Fremden zwischen Euch und seid doch nicht einmal ein geschlossenes Gewerk oder Zunft. Hier ist der Schreiner Herberge und hat Er nichts zu suchen, wenn darin etwas verhandelt wird. Drüben ist Seine Gaststube —“

Sie hielt inne vor dem seltsamen, halb grimmigen, halb schelmischen Blick, den das scharfe, blaßblaue Auge des alten Kapitäns ihr zuschleuderte. „So, Schreiner-Herberge?“ versetzte er, sich umschauend. „Wenn drin was verhandelt wird? Ha ja, 's ist richtig — der da ist Geselle und Sie — Sie ist Meister!“

Frau Wüstenfeld lächelte, so wenig ihr sonst auch darnach zu Muthe war; Worte und Weise des alten Schiffers reizten unwillkürlich dazu. Doch nahm sie sich sogleich wieder zusammen und erwiederte ernsthaft: „Er hat recht, Kapitän, ich bin Meister in meinem Hause und auch Meister über den wilden Nichtsnutz hier, der uns Alle in Zorn gebracht hat. Ich habe ihm eben gründlich die Leviten gelesen und er verspricht auch Besserung —“

„Damit ist's nicht abgemacht,“ unterbrach sie der Schiffer barsch. „Jetzt kommen wir Beide mit einander ins Zeug, und wie meisterlich die Meistersfrau da auch sein mag,“ setzte er mit scharfem Spott hinzu, „und ob Du zehnmal der Franz Rutenberg bist — meines alten Caspar's Sohn, Du sollst erfahren, daß ein Meisters-Mann und ein Vater noch ein bischen mehr Ernst machen kann und nicht so leicht wieder herunter geredet ist, wie die alte Frau dort! Herberg' hin, Herberg' her — was ist das für eine nichtswürdige Geschichte, die Du da meinem Kinde angerichtet hast?“ — Der Spott und die Laune waren längst wieder fort, das Auge drohte und der Alte sprach von Wort zu Wort zorniger.

Seine beiden Zuhörer erkannten das wohl und waren augenscheinlich in nichts weniger als behaglicher Stimmung. Der schuldige, sonst so kecke Geselle hatte für den Augenblick keine Silbe zur Antwort; er sah bald finster vor sich nieder, bald scheu zu dem Schiffer empor, der mit erhobenen Fäusten vor ihm am Tische stand. Frau Wüstenfeld dagegen hatte sich auch jetzt schnell gefaßt und wagte wenigstens einen Versuch der Besänftigung. „Alter Freund,“ sagte sie und legte nochmals die

Hand auf des Kapitäns Arm, „sei Er vernünftiger als so junges Volk. In einer halben Stunde ist hier das Zimmer voll, muß vorher auch noch hergerichtet werden, und ebenso ist's im Gastzimmer drüben. — Sein Recht an dem Franz dort will ich Ihm nicht nehmen, Er soll sogar dem Burschen tüchtig die Wahrheit sagen. Aber nehm' Er Vernunft an und kommt Beide mit nach hinten in meine Stube, da könnt Ihr Euch expliziren."

Sie sah alsbald, daß sie gewonnen Spiel hatte. Der alte Kapitän hatte von seinem täglichen Flüssigkeits-Deputat noch nicht so viel konsumirt, um über die gute Laune hinwegzukommen; daneben wirkte in ihm auch noch die Zuneigung zu dem Burschen, dem Sohn seines Jugendfreundes, vor allem aber der Respekt vor Frau Wüstenfeld selbst, dem er so wenig wie ein Anderer sich zu entziehen vermochte. Und so warf er Beiden nur einen grimmigen Blick zu, wandte sich kurz und ging hinaus mit den gemurmelten Worten: „so kommt denn, Ihr Landratten!" —

„Franz, Franz, sei vernünftig und menagire Dich!" flüsterte Frau Wüstenfeld rasch dem Neffen zu, der mit ihr dem Voranschreitenden folgte. Er schien jedoch nicht gar zu niedergedrückt, geschweige denn in Angst zu sein; denn zu der Muhme ernstlichem Verdruß schlug er leise ein Schnippchen und versetzte gedämpft: „ei, den wollen wir auch noch bändigen!" — „An Dir ist Hopfen und Malz verloren," gab sie zürnend zurück und hätte vielleicht noch ein schärferes Wort hinzugesetzt, wären sie in diesem Augenblicke nicht schon hinten gewesen und in die saubere und freundliche Stube eingetreten, wo der Kapitän bereits sich breit in die Ecke des Sophas pflanzte und ihr entgegenrief: „vor allen Dingen, Frau Meisterin, muß Sie bei solcher Verhandlung an meine Kehle denken! Grogh, und zwar steifen, bitt' ich!"

„Den soll Er gleich haben," versetzte die Wirthin ganz entzückt, denn sie sah's, daß bei dem Alten das Behagen über das friedliche Zimmer zum Durchbruch gekommen, wie man solche Eindrücke gerade an grauen und wetterzerschlagenen Seeleuten häufig wahrnehmen kann. Und sie eilte selber hinaus und war nach gar nicht langer Zeit mit dem gefüllten Glase wieder da, um durch ihre Gegenwart alle Erörterungen in einer Art von Maß zu erhalten — dem Kapitän war dennoch nicht recht zu trauen, er blitzte zuweilen aus aller Ruhe auf wie ein Pulverfaß. Aber für den Anfang der Verhandlungen kam sie bereits zu spät.

Der alte Schiffer hatte den Gesellen zu sich herangerufen und hielt ihn an einem Knopf seines Rockes vor sich mit ausgestrecktem Arme fest, während er selber sich sonst nicht einen Zoll weit aus seiner Ecke aufgerichtet hatte. „Siehst Du," sagte er eben, da Frau Wüstenfeld wieder eintrat, „einem Menschen in Deinen Jahren, mein Junge, kann ich schon einen soliden Rausch bei Gelegenheit verzeihen, und wenn er in solchem Rausch irgend einen tollen Streich macht, so mag das auch passiren, und wenn er einem Frauenzimmerchen, das sich, wie ich mir habe sagen lassen, noch obendrein und dummer Weise am Fenster präsentirt, Flattusen und sein Kompliment macht, — so ist das Alles auch schon da gewesen. Notabene aber, mein Junge," fuhr er lebhafter fort und richtete sich auch ein wenig auf und Franz zuckte vor dem Ruck an seinem Knopf zusammen, — „Notabene, mein Junge, das passirt, wenn das Frauenzimmer ihm unbekannt oder allenfalls auch sein richtiger Schatz ist. Da Beides aber bei Dir und meiner Lisbeth nicht zutrifft, so soll Dir ein dreifaches tropisches Donnerwetter auf die —"

Wo der Unheilstifter, der aber, beiläufig gesagt, diese ganze Rede mit nichts weniger als Besorgniß über sich hatte ergehen lassen, — von der angedrohten Gefahr getroffen werden sollte, erfuhr er diesmal nicht, da der wackere Kapitän sich von dem Anblick des ihm nahe geschobenen Groghs zu sehr angezogen fühlte, um sich den Genuß desselben noch länger zu versagen. Die eine Hand hielt den Knopf fest, die andere hob das Glas zum Munde und machte dadurch jeder Fortsetzung der Strafrede für den Augenblick ein Ende; und dieses Moments nahm Herr Franz wahr und sagte fast lustig: „aber das trifft wohl zu, Vater! Die Lisbeth wollt' ja gern mein —"

— „Auf die Kledagen fahren!" schloß der Alte, der nun seufzend das Glas wieder niederstellte, seine frühere Drohung und setzte dann rasch hinzu: „was wollte die Lisbeth gern?"

„Mein Schatz sein, Vater, und ich kann nie im Leben eine andere lieb haben als —"

„Junge, Krauskopf! So soll doch ein tropisches —"

„Franz, Unband, was redest Du wieder für Unsinn?" rief zugleich mit dem aus seiner Ecke auffahrenden Kapitän Frau Wüstenfeld jetzt ernstlich zornig, und vor ihrer Stimme schwieg die des Andern. „Willst Du nun zu allem Leichtsinn auch noch schlecht und sündhaft werden, meine Anna sitzen lassen und für ihr ganzes Leben beschimpfen? Ich sage mich los von Dir, schlechter Mensch, und wenn ich dem Kapitän Heuring —"

„Da soll ja ein hunderttausendfaches tropisches —"

(Schluß folgt.)

Ein Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Und allen Mädchen bemächtigte sich eine größer und größer werdende Angst; aber keine sprach zu den Ihrigen (als hätten es alle sich gelobt und beabsichtigten treuer als sonst wohl das Gelöbniß der Verschwiegenheit zu bewahren), auch nur ein Wort davon, daß ihnen bekannt, wie auch die schöne Marie v. Sudheinz in der vergangenen Nacht auf dem Kirchhofe gewesen sei.

2.

Marie war ruhig und muthig auf das Thor der Kirchhofsmauer zugeschritten. Sie lachte der Angst ihrer Freundinnen und war sich stolz bewußt, daß ihr Herzchen auch nicht im geringsten schneller schlug denn sonst. Dann dachte sie an den Bräutigam, der morgen von der kurzen Reise zu den Verwandten, um die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit zu besprechen und anzuordnen, zurückkehren sollte; sie freute sich darauf, ihm das nächtliche Abenteuer und die kindliche Angst der Freundinnen zu erzählen.

Es schlug gerade zwölf auf der Schloßkirche, als sie den Kirchhof betrat, langsam und getragen schwellten die Töne der alten berühmten Schlagglocke in die Nacht hinaus.

Lauschig und buschig war der Friedhof gelegen, mehr Park als Gottesacker. Jede Familie fast hatte ihren Begräbnißplatz, wenn nicht ein schön gemauertes Mausoleum oder „Erbbegräbniß", so doch ein Stückchen Land, unter welchem die heimgegangenen Lieben ruhten und auf welchem die Zurückgebliebenen für jene die schönsten Blumen pflanzten, darüber Cypressen und Trauerweiden ihre Zweige breiteten. Auch Bänke waren hin und wieder angebracht, darauf man sitzen konnte, umhaucht von Blumenduft und beschattet von grünen Zweigen, wenn man an irgend welchem Gedenktage hinauspilgerte zu der Scholle, wo die Saat gesäet war, am Tage der Garben zu reifen.

Das muthige Mädchen hatte eine Aufgabe erfüllt, der Immortellenkranz lag auf dem Grabe des Komponisten, kein Geist hatte sich sehen lassen und kein Spuck verhinderte die Rückkehr.

Marie schlug einen schattigen Seitengang ein. Ihr Herzchen hüpfte nicht schneller und nicht langsamer, ob sie den Hauptweg ging oder den von Baumeskronen überwölbten Seitenpfad, die weißen Grabsteine, die durch das Grün lugten, hatten nichts Schreckliches für sie.

Plötzlich hörte sie Stimmen, eine weibliche und eine männliche; der Mond schien, aber sie konnte die Sprechenden nicht sehen; der sich windende Pfad machte gerade vor ihr eine Krümmung.

Es ist doch merkwürdig, dachte Marie bei sich, daß die Leutchen, im Fall es sich um ein Rendezvous handelt, diese Stunde und diesen Ort wählen.

Aber die Stimmen kamen näher. Und so unangenehm es den Nahenden sein würde, hier eine Zeugin unvermuthet anzutreffen, ebenso unangenehm war es für Marie, gesehen zu werden.

Gleich rechts von dem muthigen Mädchen bildeten blühende Büsche eine Art Bosquet. Hierher ging Marie und setzte sich auf einen grünen Grabeshügel. Die Stimme kam ihr bekannt vor. Sie mußte lächeln, fast konnte man glauben, ihr eigener Bräutigam sei der Sprechende.

Jetzt war das Paar ganz nahe an den Gebüschen, hinter welchen die unbewußt zur Lauscherin Gewordene saß.

Der helle Mond beleuchtete den Mann und zeigte klar das Antlitz desselben. Das Blut jagte fieberhaft durch die Adern der Braut. Jetzt sprach der Mann; allmächtiger Gott, was sie belächelt hatte, war Wahrheit, grauenvolle Wahrheit; ihr fern geglaubter Bräutigam, hier stand er, nicht drei Schritte von ihr, und neben ihm sah sie ein schönes bleiches Mädchen!

„Und ich sage Dir, Du reisest morgen früh ab," sprach er, „es soll Dir nicht an Reisegeld fehlen, aber fort mußt Du. Glaube nicht, daß ich mich nach einem Kirchenskandal sehne, und Du bist im Stande, einen solchen herbeizuführen. Aber weit fort mußt Du; — auch für das Kind soll später gesorgt werden."

„Und ich sage Dir, Oskar," entgegnete das Mädchen mit tiefer Stimme, „ich gehe nicht. Was hast Du gesagt in mancher verschwiegenen Abendstunde? Erinnere Dich! Nur zum Schein warst Du verlobt mit dem jungen schönen Fräulein von Sudheinz, nur zum Schein! Geld wolltest Du haben aus Anlaß der fingirten Hochzeit, und fliehen wolltest Du dann mit mir, Oskar, fliehen und glücklich sein. Und ich glaubte Dir und trank die Seligkeit von Deinen verruchten Lippen. Verrucht und verflucht sollst Du sein; — — ich fliehe nicht. Zu Deiner Braut will ich gehen, an den Altar will ich dann neben Dich und sie hintreten und Dich mahnen an Deine Schwüre."

Marie war starr vor Schreck und Entsetzen. Sie wollte schreien, dem gepreßten Herzen Luft machen, sie konnte nicht; sie wollte aufspringen, die Füße versagten ihr den Dienst.

„Du willst nicht, Du willst nicht?" zischte der Mann hervor und griff nach der Gurgel des Mädchens.

(Die Entstehung des Wortes „Fidibus".) Was man unter Fidibus versteht, weiß wohl Jedermann: einen zusammen gefalteten oder gedrehten Papierstreifen zum Anzünden von Pfeife und Licht. Vor einigen Jahren gaben uns diese Blätter eine Erklärung über die Entstehung dieses Wortes, welche schon mit Rücksicht auf die angenommene Rechtschreibung „Fidibus" nicht richtig sein kann. Es sollte dieses Wort dadurch entstanden sein, daß der Hofnarr des ersten Preußenkönigs in der Tabagie einem Edelmanne, welcher in Verlegenheit war, wie er seine Pfeife anzünden sollte, einen brennenden Papierstreifen hingereicht haben mit dem Ausrufe: „Vide bos!" (Da sieh', du Ochs!) — Auf den Grund wahrhafter traditioneller Nachrichten wollen wir unsern Lesern eine bessere Entstehungsart angeben, nämlich: Die Einladungen zu den Trinkgelagen (Commersen) der deutschen Studenten, welche zugleich als Eintrittskarten dienen konnten, waren überschrieben: Fidelibus Fratribus Salutem! (Den fidelen Brüdern Gruß!) — Diese Einladungen wurden zum Commers mitgebracht und dort zum Anzünden der Pfeifen verwendet. Unter Verstümmelung des ersten Wortes oder Zusammensetzung der Stamm-Sylbe des ersten Wortes (Fid)

weh u. s. w. leidet. In einem großen Verein, der zu den nobelsten in Berlin zählt, ist nun von den weiblichen Mitgliedern beschlossen worden, von heute an nur noch die praktische Kapote, die bis jetzt großentheils nur zur Theater- und Abendgarderobe gehörte, zur allgemeinen Kopfbedeckung der Damen auch am Tage zu erheben.

(Milchgift.) Wenn saure Milch längere Zeit der unmittelbaren Berührung der Sonnenstrahlen ausgesetzt wird, so entwickelt sie einen Giftstoff, der, wenn die Milch genossen wird, tödtlich werden kann. Diesem bis jetzt noch wenig beachteten Umstande schreibt man das häufige Erkranken und Sterben der Schweine zu, in deren Trank man die in den Wirthschaften sauer gewordene Milch zu schütten pflegt.

(Mann und Frau.)

Was zankt und prügelt ihr euch da,
Ihr bösen Kinder? — sprach Mama
Und trug die Ruthe schon zur Schau.
Mama, wir haben Nichts gethan,

(Sch
„Sachte, sachte!" schri
lustig in die Ausrufe he
mein und der Unverschäm
losgelassen. „Frag' Sie
Nahme, wer von uns der
lassen! Daß ich vorhin
Fenster von Balei geben ge
auch und nicht recht! Ne
In allen Menschen! Die
mal ich nicht sie. Ich will
Deinig, und sie will mic
nicht unglücklich machen will
jungen Mann wurde schie
blicke den also bestürzten
drängsten Blick an — „so
und soll von uns gehegt un
„Du soll ja ein tausendfach
wenn Du mir da nichts vo
die durchtriebenste Geschichte
schrie der Kapitän und schütte
an der Schulter. „Aber I
ihne den Wirth gemacht!

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Dienstag, 1. Dezember 1868.

Zum grünen Baum.

(Schluß.)

„Sachte, sachte!“ schrie der Franz ganz keck und lustig in die Ausrufe der beiden erzürnten Alten hinein und der Unverschämte lachte sogar noch ganz ausgelassen. „Frag' Sie doch einmal Ihre Anna, Muhme, wer von uns den Andern zuerst hat sitzen lassen! Daß ich vorhin drüben unter Lieschens Fenster von Valet geben geredet, war nur ein Uebermuth und nicht recht! Nehmt doch Vernunft an, Ihr alten Menschen! Die Anna will mich nicht und ich nicht sie. Ich will Seine Lisbeth, Papa Heuring, und sie will mich, und wenn Er uns nicht unglücklich machen will —“ die Stimme des jungen Mannes wurde schier innig und sein Auge blickte den alten bestürzten Kapitän mit dem treuherzigsten Blicke an — „so sagt Er Ja und Amen und soll von uns gehegt und gepflegt werden —“

„Da soll ja ein tausendfaches tropisches — Junge, wenn Du mir da nichts vorlügst, so ist das ja die durchtriebenste Geschichte, die ich je gehört!“ schrie der Kapitän und schüttelte den Burschen heftig an der Schulter. „Aber Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Ich gebe mein Kind keinem andern Menschen als einem richtigen Schiffsmaat, oder was dergleichen ist, und Einem, der schon einem andern Mädchen gehört, nun ganz und gar nicht!“

„Papa Heuring, ich gehöre Niemand, hört Er ja, und Niemand gehört mir,“ versetzte Franz lebhaft. „Die Anna will nicht mich, sag' ich! Und seit ich von Seinem Eigenwillen weiß, will ich ja die Schreinerei aufgeben — frage den Kukuck nach ihr! — und ein richtiger Schiffszimmermann werden. Habe heut' bereits mit Meister Steffensen geredet und daher kam's auch —“

Die beiden Alten blickten ihn so erstaunt an, daß er seine Rede nicht beendete, sondern in ein helles Gelächter ausbrach. Das hieß jedoch Oel ins Feuer schütten. Beide fuhren auf, wenn auch nicht direkt gegen Franz. Der Kapitän gab ihm indessen einen Puff, daß er zur Seite flog, und stürmte mit den Worten aus dem Zimmer: „das ist ja um toll zu werden! Halte Sie den Burschen fest, Meisterin! Ich will mir das Jüngferchen vornehmen!“ — und Frau Wüstenfeld stürzte ihm nach und schrie aus der Thüre hinaus, daß es durch's ganze Haus schallte: „Anna, komm' den Augenblick!“

„Ist nicht da,“ schallte es aus der Küche von Hannens Stimme phlegmatisch zurück. „Macht eine Kondolenz-Visite bei Heurings Lisbeth, glaub' ich.“

„Sieht Sie, Muhme, die verständigen sich drüben auch schon,“ meinte Franz in der besten Laune und rieb sich die Hände und fuhr, sich der lautlos ins Zimmer zurücktretenden Frau nähernd, gleichsam begütigend fort: „sei nun auch Sie vernünftig und vergnügt, Muhme. Zum Trauern und Zanken ist gar kein Grund. Die Anna kriegt's besser, als sie es je mit mir gehabt haben könnte, und Sie wird uns alle doch nicht, um eines solchen alten Einfalles willen, unglücklich machen wollen? Wir können doch nicht dafür, daß wir kein Herz für einander —“

Frau Wüstenfeld hatte sich wie zerbrochen auf einen Stuhl fallen lassen, so war sie durch alle diese Vorgänge erschüttert worden. Franzens erste Andeutungen im Herbergszimmer, die des Kapitäns Hereinstürmen unterbrochen, waren ihr halb und halb nur wie ein jäher Einfall des Leichtsinnigen erschienen, und andererseits war sie durch das Folgende auch davon abgeführt worden. Jetzt aber mußte sie wohl an den Ernst und die Wahrheit der Sache glauben und sie unterbrach den Redefluß des Gesellen mit den scharfen Worten: „kannst Du mir am Ende auch den nennen, den das dumme Ding sich in den Kopf gesetzt?“

„Das kann ich freilich, Muhme," sagte er ernster als bisher. „Es ist die beste Seele und der wackerste Mensch, den ich kenne, wenn auch ein wenig gar zu solid — der Bernhard —"

„Der Bernhard Roth drüben?" fragte Frau Wüstenfeld auffahrend.

„Ja, Muhme, der Bernhard Roth, der mir, wie ich glaube, nicht gar wohl will — und mit Recht! den ich aber dennoch für den kreuzbravsten —"

„Der!" schnitt sie seine Rede kurz ab und lehnte sich in den Stuhl zurück, augenscheinlich in tiefem, keineswegs aber unangenehmem Nachdenken. Franz sah und begriff das sehr wohl, ja er hatte diese Wirkung seiner Rede fast erwartet, da er gut genug wußte, in welcher Achtung der Gesell drüben bei der Muhme stand. Er hütete sich daher auch, ihr Sinnen zu stören, setzte sich bequem in den Sopha und trank einstweilen den Rest des Groghs aus, den der Kapitän in seiner Aufregung unerhörter Weise vergessen haben mußte.

Lange hatte er indessen nicht zu sitzen, denn es mochten nun fünf Minuten vergangen sein, als es draußen auf dem Flur mit einem Male laut wurde, schier unmittelbar darauf die Thüre aufgestoßen ward und der alte Schiffer, die beiden Mädchen hinter sich her ziehend, hereindrang. „'s ist richtig, richtig!" rief er dabei in sichtbar goldenster Laune. „Herein, Ihr Angsthasen! Habt mir da eben in fünf Minuten mehr vorgeschworen, gefaselt und gelamentirt, als meine alten Ohren bisher im ganzen Leben vernommen, — verflucht auch, für den Schatz das Leben zu lassen und wollt jetzt nicht vor's Brett — bei einer alten Frau und einem noch älteren Seebären? Da soll ja doch — na kurz, Frau Meisterin, 's ist richtig! Der Junge hat uns nicht belogen. Die Lisbeth will ihn und die Anna den Bernhard, sagt sie! Die fängt auch schon meisterlich an, wie ihre Frau Mama, — hätte nicht besser wählen können, denn es ist die kreuzbravste Landratte, die ich Zeit meines Lebens kennen gelernt! — Und Du, Lisbeth," fuhr er unaufhaltsam fort, „Du Jüngferchen, bist nicht halb so klug. Der Franz ist ein Unband und Nichtsnutz, aber das sind wir rechten Alten auch einmal gewesen und er wird schon noch gut thun lernen. Und er ist meines alten Caspar's Sohn, und da die Anna ihn partout nicht will und wenn er wirklich Schiffszimmermann wird —"

„Papa Heuring, ich werd's, mein Wort darauf!" schrie der Franz jauchzend dazwischen.

„Und da ich die Blame von heut' Nachmittag nicht auf meinem Kinde sitzen lassen kann, so sage ich mit der Erlaubniß der Frau Meisterin, kurz und gut: so nehmt Euch hin!"

„O du himmelblauer Montag!" rief Franz und sprang auf das scheue Lieschen zu und riß es ungestüm in seine Arme.

Der Kapitän war zum Tisch getreten, um sein Glas zu untersuchen. „Leer!" sprach er hochverwundert und kopfschüttelnd. „Kurios das! Muß ganz in Gedanken geschehen sein, ein Gefühl davon habe ich nicht. — Könnte aber wohl ein zweites vertragen auf all die Aufregung." Da war Anna schon bei ihm, nahm's ihm aus der Hand und flog zur Thüre hinaus.

Der Alte lachte hinter ihr drein. „Meisterlich!" sagte er, und indem er sich der noch immer laut- und regungslosen Wirthin näherte und ihr leise mit der breiten Hand auf die Schulter klopfte, fuhr er fort: „Nachbarin, wir sind seither noch nicht recht zusammengekommen und werden nun gar richtig verwandt. Nehme Sie also Rath von mir an und sage Sie auch Ja und Amen. Der Bernhard verdient's, Ihre Anna, glaub' ich, auch, und was das Beste, es kann ihr dann keine Seele nachsagen, daß sie der Franz im Stiche gelassen —"

Die Frau sah ihn eine Weile gar nachdenklich an, bevor sie gedämpft erwiederte: „Das will überlegt sein."

„O du himmels- — himmelblauer Montag!" rief Franz noch einmal, als Anna in diesem Augenblicke mit dem Glase in die Thüre trat. „Ich seh's ja der Muhme an — Aennchen, hole den Bernhard herüber, — er ist schon im Hause, mein' ich! — es gibt ein doppeltes Brautpaar!"

Ein Gang um Mitternacht.

(Schluß)

Schwach dämmerte der Morgen bereits im Osten, als Marie erwachte. Ein stechender Kopfschmerz bohrte in ihrem Gehirn. Sie fröstelte leise. „Welch' wüster, fürchterlicher Traum," sagte sie zu sich. „Und hier ein Grab, mein Gott, wie bin ich hierher gekommen?" Und sie faßte an ihre heiße Stirn. Sie stand auf; fast aber wäre sie von Neuem zusammengebrochen, als sie aus dem Bosquet trat. Grauenvoll, mit Blut bedeckt, lag auf dem Wege die Leiche der Gemordeten. Es war kein Traum, es war Wahrheit, fürchterliche Wahrheit gewesen!

Voll Entsetzen starrte das junge, sonst so kühne Mädchen auf die Leiche. Sie bedeckte die Augen mit den Händen; dann aber eilte sie von der Stätte,

die zwei Leben morden sah, das der blutig dort Liegenden, — — und das ihre!

Mit verstörtem Gesicht kam sie zu Hause an. Die Mutter hatte die Nacht gewacht.

„Was ist geschehen, mein Kind, um Gottes Willen! Was ist Dir?"

„Ich bin ohnmächtig geworden, liebe Mutter, — — o, mein Kopf, mein Kopf!"

Man brachte die unglückliche Braut in ihr Zimmer; der schnell herbeigerufene Arzt verordnete vor der Hand Ruhe, nur Ruhe. Aber das Bett verschmähte die Kranke.

In dumpfem Brüten starrte das Mädchen vor sich hin. Kein Wort kam über ihre Lippen, ruhig ließ sie ihre fieberheiße Hand der weinenden Mutter.

Im Laufe des Vormittags kam der Bräutigam. Er war gestern Abend spät von seiner Reise zurückgekehrt, der erste Gang war natürlich zur Braut. Die Mutter ging ihm in das Vorzimmer entgegen und benachrichtigte ihn von der plötzlichen Erkrankung. Sie kehrte wieder zurück ins Krankenzimmer, vielleicht machte das Erscheinen des Bräutigams dem apathischen Zustande der Tochter ein Ende.

„Oskar ist angekommen, mein liebes Kind. Soll ich ihn hereinlassen?"

„Oskar?" fragte Marie und ihre Augen leuchteten in einem unheimlichen Glanze, — „ja, führe ihn herein, Mutter, aber, ich bitte und beschwöre Dich, laß mich mit ihm allein. Bleibe auch nicht im Vorzimmer, ich bitte Dich, Mutter. Es darf Niemand, Niemand hören, was ich ihm zu sagen habe." Einen Augenblick später trat Oskar in freudiger Eile herein.

Marie erhob sich aber vom Sitze, ging bei dem bestürzten Bräutigam vorbei nach der Thüre und sah ins Nebenzimmer. Es war leer, die Mutter hatte ihre Bitte erfüllt.

„Marie! Mein theures geliebtes Mädchen!" rief der junge Mann und warf sich der Braut zu Füßen. Womit habe ich diesen Empfang verdient, mein krankes armes Lieb?"

Bleich, eine Marmorbraut, stand Marie da.

„Mörder, verruchter, nichtswürdiger Mörder!" rief sie.

Dem Entdeckten wich alles Blut aus dem Gesichte.

„Mörder, ich ein Mörder?" rief er und griff, wie begütigend, als müsse er Nachsicht üben, nach der Hand der Kranken.

„Zurück," schrie diese auf, „berühre mich nicht mit Deinen blutigen Händen. Jetzt höre. Die Gemordete sollte fort, weit fort von hier; jetzt wirst Du es thun. Heute in dieser Stunde noch. Ich war in dieser Nacht um 12 Uhr auf dem Kirchhofe, hörst Du, auf dem Kirchhofe; ich weiß Alles, ich habe Alles gesehen! Ich sah den Dolch, ich hörte ihren letzten Seufzer, ich sah sie fallen. Hinweg, hinweg, Verruchter und Verfluchter!"

Erschöpft sank das arme Mädchen auf das Sopha zurück.

Der Mörder aber stand wie vernichtet. Die Furien schlugen ihre grimmige Hand in sein schuldbeladenes Herz. Dann stürzte er hinaus, sein Gewissen peitschte ihn fort. Und er flieht, aber das Gewissen flieht mit ihm, es bleibt bei ihm, sein Dasein zernagend, sein Hirn zermarternd. Und er wird sterben wollen, und er kann nicht sterben. — Verrucht, verflucht!

Zwei Tage saß Marie in starrem Schmerz. Dann sagte sie der Mutter Alles; sie fühlte, daß es das Letzte war, was sie sagen konnte. Jetzt bekam das wilde Fieber seine furchtbare Gewalt über ihren Geist, neun Tage, neun schreckliche Tage raste es durch ihren schönen Körper, bis er kalt wurde und starr, bis das Herz still stand und der Geist Ruhe fand in den Gefilden des Friedens. —

Die Untersuchung wegen des Mordes auf dem Friedhofe ward eingeleitet, aber sie blieb erfolglos. Marie war todt und keine der Freundinnen wagte zu sprechen von jenem „Gange um Mitternacht". Der Mörder war flüchtig geworden, man erzählte, in der letzten Stunde noch habe Marie ihr Wort zurückgenommen, was den Bräutigam zur Verzweiflung gebracht, zur Flucht getrieben. Man sprach so vieles; manchmal schien es zwar, als wollte der Schleier sich heben, der ein düsteres Geheimniß barg. Doch das Geheimniß blieb ein dunkles starres Räthsel.

Mannigfaltiges.

*(Die armen Frauen.) Von Weiberfeinden hört man gar zu viel, von Mädchenfeinden aber nur äußerst selten. Es wird zwar in Bausch und Bogen von Weibern gesprochen und darunter die ganze Frauenwelt verstanden, allein der wahre Grimm der Männer ist doch eigentlich nur gegen die armen Geschöpfe gerichtet, welche sich selbst das harte Joch der Ehe aufgelegt haben. — So lange es nur bei plumpem und grobem Schimpfen bleibt, verzeiht man es der Rohheit der Schimpfenden; man bedauert Diejenigen, die unter solcher Rohheit zu leiden haben, allein man kann dieser Sorte von Männern nicht gerade seinen Haß zuwenden. — Wie steht es aber mit den feinen Spöttern, die ihren Geist und ihre Redegewandtheit dazu miß-

brauchen, das schwache Geschlecht als Unholde, Schlangen, Teufel darzustellen, wenn auch zum Scheine nebenbei von Abgott u. s. w. gesprochen wird? Wäre die Strafe, welche des Antonius Gemahlin für Cicero in Aussicht stellte: seine Zunge mit glühenden Nadeln zu durchstechen — nicht wohl angewendet bei solchen Bösewichten? — Zu den ärgsten dieser Sorte gehört unstreitig unser Dichter Wieland. Dieser umschreibt das Wort Weib in seinem Wintermährchen also:

„Was uns von jeher zum Bösen versucht,
Von jeher uns're Ruh' vergiftet
Und alles Uebel angestiftet,
Wozu ein Gott die Erde verflucht;
Der holde Unhold, die Schlange der Schlangen,
In deren Zauberknoten wir
Uns ewig wider Willen fangen;
Der ewige Abgott uns'rer Begier,
Der ewige Teufel, der uns peinigt,
Mit Einem Wort — das Himmel und Hölle
In vier unselige Töne vereinigt —
Ein Weib — ist meines Jammers Quelle."

Schaudert Einem da nicht die Haut? Solche Schriften gehören auf den Index der verbotenen Werke, während sie öffentlich verkauft und noch dazu hoch gepriesen werden; es machen und appliziren eben nur Männer die Gesetze. Wartet nur, wenn die Emanzipation der Frauen durchgeführt ist und diese allmälich das Regiment in die Hand bekommen, — wie wird's euch dann gehen, ihr Spötter! — Und wie werdet ihr so arm sein, wenn euch die Weiber verlassen!

(Die Gänseleberpastete.) In einer Zeit, in welcher die Gänseleberpastete auf allen feinen Tafeln thront, dürfte ein Wort über ihren Ursprung am Platze sein.

Ein simpler Normanne ist's, Namens Close, der diese Pasteten im Jahre 1780 erfand. Dieser Herr Close war Hausmeister des Marschalls de Contades, Gouverneur von Straßburg. Stets darauf aus, die feinschmeckerischen Gelüste seines Herrn zu befriedigen, verfiel er endlich auch auf die Gänseleberpastete.

Bald nachher wurde der Marschall de Contades durch den Marschall de Stinville ersetzt, und der Hausmeister Close servirte auch auf der Tafel seines neuen Herrn Gänseleberpasteten. Allein dieser, mehr ein tüchtiger Esser als ein Feinschmecker, erwies dem neuen Gerichte keine besondere Aufmerksamkeit, sondern stopfte sich damit nur gewissenhaft voll. Der arme Close, der für seine Mühe Gratulationen erwartet hatte, war ob solcher Gleichgiltigkeit bis ins Innerste so verletzt, daß er seine Stelle, wo er übrigens sein Schäfchen ziemlich ins Trockene gebracht, quittirte und, der Erste dieser Art in Frankreich, in der Rue Mesange einen Verkauf von Gänseleberpasteten etablirte. Der Handel blühte und Close hatte sein Glück gemacht. Darnach kann man gewiß nicht sagen, daß alle Erfinder Hungers sterben.

Einige Jahre später, 1792, vervollkommnete ein Pastetenbäcker in Bordeaux, Namens Doyen, die Gänseleberpastete dadurch, daß er ihr Trüffeln beifügte. Als Close das hörte, brach er in lautes Wehklagen aus und — starb aus Kummer.

(Eine praktische Einrichtung.) Vorige Woche trat ein dunkler Ehrenmann aus einem kleinen mecklenburgischen Orte in den Laden eines Hamburger Geschäftsmannes, um Waaren zu kaufen; nebenbei bemerkt, versteht er unter kaufen nur borgen, denn ein alter Ethymologe erklärt den Namen Mecklenburger dahin, daß erst mäkeln und dann borgen kommt. An der Wand des Ladens ging ein Sprachrohr hinauf, und da der Fremde einen solchen Ohrenrichter noch nicht gesehen, so frugte er nach der Bedeutung desselben. Statt aller Antwort legte einer der Commis den Mund an die Oeffnung des Rohrs und rief die „geflügelten Worte" hinein: „Sollen wir Meyer für 10 Thlr. borgen?" Und mit einer Schnelligkeit, die einer größeren Summe würdig gewesen, tönte es zurück: „Dem Lumpen nicht für einen Schilling!" „Gott, wie 'ne praktische Einrichtung!" ruft Meyer und entfernte sich zur selbigen Stunde.

Neapel. Die neapolitanische „Patria" erzählt von folgendem Seemanns-Duell, in Folge dessen einer der Gegner dem Tode nahe und wahrscheinlich nicht mehr zu retten ist. Die Waffen waren weder Pistol, noch Säbel, noch Degen; dergleichen wenden Seeleute nicht an. Das Terrain, welches sie gewählt hatten, war das Meer. Nachdem sie sich ihrer Kleider entledigt, sprangen sie beide zugleich in die See, und es galt, so lange zu schwimmen, bis einer von den beiden bis zum Tode erschöpft sein würde. So geschah es auch, der Eine verlor die Kraft und das Bewußtsein. Er verschwand. Vier Schiffer, die in einem Kahne mitgefahren waren, konnten ihn wieder herausfischen, noch lebt er zwar, aber die Aerzte zweifeln daran, daß sie ihn würden am Leben erhalten können.

Auflösung des Palindroms in № 140:
Siam — Mais.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Donnerstag, 3. Dezember 1868.

Herz und Heim der Frau.

Im Damen-Coupé.

Welches Interesse gewährt nicht ein großes Schiff, bestimmt, die Meere zu durcheilen, gewähren nicht Diejenigen, welche es bevölkern und denen entweder der rauhe Nord oder der glühende Süd zuerst den Scheitel küßte. Das warme, lebenskräftige Herz schwillt bei dem Anblicke der Vielen, der so ganz Verschiedenen; der Mund möchte fragen: Woher? wohin? Was brachte oder raubte das Leben Dir? was Dir? — Hier aber bietet sich kein riesiges Schiff, sondern nur ein kleiner Waggon, wenige Menschen umfassend, dem beobachtenden Auge und dennoch — wie Verschiedenes bewegt ihre Herzen, ihren Sinn; lichtet oder umdunkelt ihr Dasein. Frauen nahmen jenen Waggon ein. Jene, die mit dem Aeußern, wie es deren viele gibt, nicht eben schön, noch weniger häßlich, hatte einen lebhaften Blick und rasche Bewegungen; anmuthig war sie jedenfalls. Dicht an sie schloß sich ein kleines Mädchen und lehnte ihren Kopf, freundlich zur Mutter emporschauend, oft an ihre Schulter. Die Beiden hatten oft etwas zu flüstern mit einander, und die Worte: Muth, Trennung, Wiedersehen! wurden stets von einem Kusse begleitet. In die andere Ecke gelehnt, saß eine Dame mit einem bleichen, lieben Antlitz. Es mochten wohl schon mehr denn vierzig Sommer über ihrem Haupte dahin gezogen sein, aber sie hatten den wunderfeinen Teint der blonden Frau nicht dunkler färben, nur vielleicht die Rosen ihrer Wangen bleichen können. Die schmalen Hände hatten die Fesseln der Handschuhe von sich gestreift, und die kostbaren Ringe, welche die Finger zierten, blitzten doppelt in ihrem Diamantfunkeln, wenn sich diese Hände hin und wieder, wie um Schmerzen zu stillen, auf der Brust der Dame zusammenpreßten, deren sanftes Gesicht dann jedesmal noch bleicher ward als zuvor. „Permettez moi!“ ertönte eine milde weibliche Stimme, als eben zur Abfahrt die Thüre geschlossen werden sollte, und eine junge Schweizerin, mit dem stillen Heimweh im Herzen, die süßen Klänge ihrer fernen Heimath auf den Lippen, war das letzte Glied der hier zufällig geeinten Gesellschaft.

Gemeinsames Reisen macht schnell bekannt und Leiden werden leicht von Frauenherzen erkannt, verstanden. Die Mutter des kleinen Mädchens war die Wittwe eines Arztes; es war wohl von der warmen Theilnahme, die der Verstorbene einst der leidenden Menschheit weihte, gar viel auf die Gattin übergegangen, man sah es ihrem Blicke an, der oft auf der nun schlummernden Nachbarin ruhte. „Sie muß sehr krank sein!“ flüsterte sie der jungen Schweizerin zu und suchte ein silbernes Flacon hervor, es der Kranken bei deren Erwachen zu reichen. Da glitt aus dem Reisebeutel der Schlummernden ein zierliches Etui und ihm entfielen fein gestochene Karten mit goldener Grafenkrone. Die Doktorin lächelte bei dem Anblick und dachte: nicht Rang, nicht irdische Größe schützt vor der Dornenkrone irdischen Leides. Da erwachte die Gräfin; ihre Karte hatte einen polnischen Namen gezeigt. Mit freundlicher Anmuth reichte die Doktorin ihr silbernes Flacon der Gräfin.

„Dank Ihnen, Liebe!“ tönte ihr als Antwort mit jenem fremdartigen Accent entgegen, der so anmuthig klingt. „Schon seit vielen Tagen muß ich reisen, unruhig, hastig, das Ziel zu erreichen, und das macht matt.“

Man glaubte es gern; ihre Züge erzählten davon.

„Und nach der Residenz?“ erlaubte sich die Doktorin zu fragen.

„Jawohl,“ lautete die Antwort.

Die arme Gräfin in fremdem Lande, sie eilte nach der Residenz zu einem der geschicktesten Operateure, um sich seiner Kunst anzuvertrauen. Wäh-

rend sie sprach, legte sie wie bezeichnend die Hand auf die Brust, die schmerzende, und die Frauen mit tiefem Mitleidsblick, sie hatten verstanden, was ihrer in der Hauptstadt harrte. —

Der Graf von Corsatzky, der Gemahl der Leidenden, war Grundbesitzer in Polen. Viel trübe Ereignisse, viele Wechselfälle des Schicksals hatten sein Gemüth mit dunklen, nie mehr weichenden Schatten umlagert, und die milde, sich stets gleich bleibende Liebe seines Weibes vermochte diese düsteren Wolken zeitweise zu lichten. Es war nicht die kleinste Aufgabe ihres Lebens, ihre Krankheit den Augen des Gemahls zu verbergen. Aber in das schwache Weib legt Gott wunderbare Seelenkräfte, die mächtig erwachen, wenn das Herz liebt.

Freundlich strich jetzt die Gräfin die langen Locken des Kindes an ihrer Seite. „Ich habe zwei Söhne, herrliche Jünglinge!“ sagte sie. „Aber die Söhne gehören der Welt, dem Leben. Sie dürfen nicht am Mutterherzen weilen; sie sind in Petersburg.“

„Warum aber mußten Sie die Söhne so weit sich entfernen?“ frug die Doktorin. —

Die Polin schwieg einen Moment, dann sagte sie: „Es gibt da und dort Menschen, zu denen mein Herz ein schnelles Vertrauen faßt; aus deren Blick ich lese, daß auch ihnen das Leben mehr Dornen als Blüthen, und somit ein tiefes Verständniß reichte für die Leiden, für die innere Entwicklung Anderer. Sie gehören zu jenen Menschen, so mögen Sie denn gern einen tieferen Blick in mein innerstes Leben thun.

„Ein Oheim meines Gatten, ein mächtiger, einflußreicher Mann, durch lange Zeit schon an dem russischen Hofe lebend, dem Kaiser innig ergeben, war kinderlos und einsam in der Welt und gedachte, als er seine Lebenskräfte schwinden fühlte, seines Neffen und besonders dessen Knaben. Die Schreckensjahre 1830 und 1831 waren noch nicht allzulange vorüber gezogen, entsetzliches Elend, Familienunglück als ihre Folgen zurücklassend. Eine schwere, langwierige Krankheit meines Gatten, die ihn damals mit Heftigkeit ergriff, war der Schutzengel gewesen, der den zu jener Zeit so feurigen Mann von thätiger Theilnahme an der Insurrektion ferne hielt, und der Grund, weßhalb er nicht den mit so grausamer Strenge Deportirten zugesellt wurde.

„Der Oheim aus Petersburg schrieb der Mäßigkeit des Grafen zu, was nur Siechthum, schwere Krankheit veranlaßte, und um ihm zu lohnen, ernannte er unsere beiden, noch in kindlicher Unschuld uns umspielenden Knaben zu seinen einstigen alleinigen Erben, jedoch unter der Bedingung, daß diese sich, wenn sie heranreiften, von ihrem Vaterlande entfernen und wenigstens drei bis vier Jahre in Petersburg ausbilden sollten, um einst dem Staate als getreue und redliche Diener ihre Kräfte zu widmen. Heftig und rasch wollte mein Gemahl des Oheims Antrag zurückweisen; allein ich war es, die mit der Angst eines vielleicht bald schutzlos dastehenden Weibes, ihn um Ruhe, um Ueberlegung anflehte. Zerstört hatte damals der grause allgemeine Aufstand unser blühendes Besitzthum. Brandstätten, kaum ergrünende Hügel, welche die Todten deckten, deren viele an klaffenden Wunden in meinen Armen starben, überall getödtetes Glück, das waren die unseligen Folgen der Versuche unseres armen Volkes zu Freiheit und Selbstständigkeit. Und werden es die letzten Versuche bleiben? Werden erneute nicht dasselbe Ende, dasselbe Leid mit sich führen? O, wenn ich meine blühenden Kinder als kräftige Jünglinge dachte, und dann zertrümmert, zertreten von feindlichen Rosseshufen, oder verbannt vom Elternherzen nach dem fernen, schrecklichen Sibirien, — ich konnte das Leid nicht ausdenken! Mord und Aufruhr waren kaum vorüber gezogen; mit doppelter Stärke verlangte meine Seele nach Frieden, nach Schutz für meine Kinder! — Auf meinen Knieen flehte ich meinen Gatten an, des Oheims Bedingungen, das reiche, sichernde Erbe des russischen Staatsmannes nicht zurückzuweisen. Das in Vaterlandsliebe glühende Polenweib ging unter in der in heißer Angst, qualvollster Sorge erbebenden Mutter. War das eine Sünde, so mag sie Gott und — mein Vaterland verzeihen!“ —

Die Polin schöpfte tief Athem. Dann sprach sie weiter:

„So war ich es denn, die, als der bestimmte Zeitpunkt heranrückte, meine Söhne von mir drängte, weil ich ihr Wohl im Auge hatte; so war es das Geschick, das ihnen Petersburg, die Czarenstadt, als einstige Heimath anwies. Aber meine Söhne sind glücklich dort. Beide zog es hinaus in das freie, blühende Leben, zur See, zur brausenden, die Wellen zu durchfliegen; sie widmeten sich der Marine.“

„Wie schwer aber,“ sprach nun die Doktorin zu der Erregten, „muß es dem einsamen Grafen geworden sein, nun auch seine treue Lebensfreundin und — zu solchem Zwecke von sich zu lassen?“

„Für die Schmerzen der Meinigen bin ich feig, für meine eigenen habe ich Muth,“ erwiederte die Gräfin. „Niemand daheim ahnt die Größe meines Leidens. Ich lernte früh Körperschmerzen tragen und mit Geisteskraft überwinden. Wüßte mein Gatte, daß über meinem Leben ein Schwert schwebt, er wäre aus seinem düstern Sinnen in unheilbare

Schwermuth verfallen. Ich habe allein getragen und ich werde allein zum Ziele gehen. Wie? Das mag Gott lenken!"

„Aber wie täuschten Sie Ihren Herrn Gemahl, Frau Gräfin?" —

„Er wähnt mich auf einer Erholungsreise zu einer fernen Freundin; während ich vielleicht in der Residenz dahin gehe, von wannen Keiner wiederkehrt!" —

Die Polin lehnte sich nun still in die Ecke zurück. O, dies Weib war doch eine Heldin, die muthig kämpfte, wenn sie auch nicht als siegestrunkene Amazone ihr Vaterland von drückenden Fesseln zu befreien strebte. Sie war ein schönes Bild weiblicher Liebe, weiblicher Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte.

Es war ein geräumiges und behagliches Zimmer, in dem sie saßen, wohl durchwärmt und gut erleuchtet, wie es angenehm ist, wenn wir Abends zusammen sind und uns heiter unterhalten. Die Läden waren geschlossen, die Vorhänge zugezogen, und vom Wetter spürte man nur dann etwas, wenn der Wind einmal einen vollen Schauer von Regen und Schnee besonders heftig gegen die Fenster warf. Auf dem Tisch vor dem Sopha brannten die Lampe und ein paar Lichter, rings umher standen Lehnsessel und gewöhnliche Stühle, wie ein Jeder es vorzog, zum Sitzen. Es war eine heitere Gesellschaft jüngerer Männer zusammen, und man feierte den Geburtstag des Wirthes.

Das Abendessen war vorüber, die Reste desselben hatte man auf ein Nebentischchen zusammengeschoben. Man war jetzt bei der edlen Trias angelangt, die solchem Mahl zu folgen pflegt: der Bowle, den Cigarren und dem Plaudern, — und damit war man schon weit in die Nacht hineingekommen. Man redete über alles Mögliche, bald im ganzen Kreise, bald in einzelnen Paaren, wie es gerade kam, und nur zwei, die dort gegen die Fenster hin saßen, waren in einen hartnäckigen Streit über einen juristischen Fall gerathen, und fingen immer wieder an und schlossen sich ab von den Anderen.

„Laßt es endlich gut sein," sprach der Wirth, den wir Franz nennen wollen, als die Beiden wieder im hitzigsten Disputiren waren. „Laßt heut' Abend all' den Kram zum Teufel gehen. Stoßt lieber mit uns an. Der Unsinn soll leben! Wir müssen leider Gottes lange genug vernünftig und ehrbar sein, um hier und da einmal mit gutem Gewissen der ewigen Klugheit Valet geben und einmal gründlich heiter, keine Beamten, sondern fidele Menschenkinder sein zu dürfen."

„Du hast ganz recht," versetzte einer von den bisherigen Streitern. „Man möchte zuweilen wieder wilder Junge werden oder Student, um nur einmal den Tagesreigen zu vergessen. Aber wer kann das? Man sorgt schon für unsere feste Gewöhnung; selbst wenn wir wollten, kommen wir nicht mehr heraus."

„Das ist, was ich sage," sprach der Wirth kopfschüttelnd. „Alles geht seinen vorgeschriebenen Gänsemarsch, gemächlich, unaufhaltsam, in sauberen Schranken. Willst Du einmal drüber hinaus, — gleich packt Dich ein Haken und holt Dich zurück: sachte, mein Bester, das schickt sich nicht! — Oder Du kehrst Dich nicht an die „Schicklichkeit" und gehst doch hinaus — da steht ein Schlagbaum: Strafe für die Uebertretung! — Und das riskirst Du nicht. Ich möchte stets fragen: weßhalb sind wir nicht zu einer Zeit geboren, wo man das erst erfand, was sich für die jetzigen Menschen schickt. Da hätten wir doch auch ein Wort mitzureden gehabt."

„Halloh," sagte eine gähnende Stimme vom Ofen her, „halloh, Franz, mein Sohn, ich gehe. Gute Nacht für heut', mögest Du das neue Jahr so fidel verkneipen, wie wir's heut' begonnen haben." —

„Was, gehen?" rief Franz und sprang auf; „bist Du toll, Dicker? Ich denke, die beste Lust soll erst anfangen."

„Ja, weißt Du was Gutes?" fragte der Andere und faltete die Hände über seine stattliche Rundung, dehnte sich im Stuhl und gähnte, als ob er sich die Ohrläppchen abbeißen wollte. „Ich bin schon dabei, aber selbst kann ich nichts angeben, dann bin ich müde von all' dem Hetzen und Treiben."

„Ob ich was weiß, Du unbeholfener Mensch? — Trinken, Singen, Lachen, Plaudern." —

„Das mag ich nicht mehr."

„Ständchen bringen."

„Gott, mein Gerechter! In dieser Nacht, — wo Dir der Wind die Töne vor dem Munde wegbläst, daß Du sie nicht einmal hörst! Ein excellenter Einfall, aber leider unausführbar!"

Franz war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. „Du bist unnahbar," fragte er lustig, aber man hörte einen eigenthümlichen Druck in seiner Stimme. „Aber nach Deinem Willen. So kommt

mit mir vor's Thor auf den Wall; da weiß ich eine Stelle, wo es spukt — an der krummen Linde laufen die Gespenster zu Dutzenden umher, und ohne Kopf."

Man lachte im Kreise, und der vorhin genannte Dicke sagte: „ein ingeniöser Einfall und praktisch! Nehmen wir Eimer mit, denn es regnet außer dem Schnee noch ein wenig, — und meine Wäscherin entschuldigt ihre Saumseligkeit mit dem Mangel des Regenwassers. Bis die Gespenster kommen, können wir ein paar Eimer sammeln und ihr aufhelfen." — Franz schüttelte den Kopf. „So weiß ich noch eins," sprach er. „Wir wollen uns eine neue Bowle machen, uns um den Ofen setzen und der Gespenster harren. Es soll auch hier geben. Nur zusammenbleiben wollen wir noch."

Die Anderen wurden aufmerksam auf dies seltsame Wesen ihres sonst so heitern und kecken Freundes, und einer bemerkte: „Nun, Franz, wenn ich Dich nicht kennte und nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Du heut' Abend wie ein zimperliches Mädchen getrunken hast, so könnte ich auf arge Gedanken kommen. Das klingt ja gerade, als ob Du wirklich Angst hättest vor dem Alleinsein."

„Und wer sagt Dir, daß es nicht so ist?" fragte er ernst, indem er vor dem Redenden stehen blieb. „Der Dicke dort" — und er warf den Arm gegen den Genannten hinaus — „der könnte schon wissen, was es ist. Aber der geht zu Grunde im Materialismus."

„Franz, mein Sohn, Du verleumdest. Ich materiell — lieber Gott! Und in Betreff des Wissens fühl' ich mich unschuldig wie ein neugeboren Kind." —

„Nun, dafür sind Deine Dimensionen ganz exzessiv!" lachte ein Anderer. Und der Dicke sagte in das ausbrechende Lachen hinein: „Ei, kann ich denn dafür, daß ich neben Euch dürren Stöcken in meiner Gesundheit stark erscheine? — Aber, Franz, mein Sohn, weiter im Text! Was soll ich wissen?"

„Was schreiben wir heut'?" fragte Franz ruhig.

„Ei, ich denke, den dreiundzwanzigsten November und Deinen Geburtstag. Beiläufig, mein Kind, Du hättest Dir einen angenehmeren Tag aussuchen können."

„Wahr! — Und was geschah heut' vor neun Jahren?"

„Bei Gott, Franz, Du hast höchst beschämende Vorstellungen von meinem unglücklichen Gedächtniß. Ich weiß keine Sylbe."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Thierhumanität.) In wie hohem Grade das Pferd gefühlvoll und aufopfernd sein kann, erhellt aus Folgendem:

Ein Bauersmann von Sameon besaß unlängst ein Pferd, bei welchem das Alter nicht mehr zu erkennen und dessen Gebiß so sehr abgenützt war, daß es kein Heu mehr kauen und keinen Hafer mehr beißen konnte. Dieses Pferd wurde von zwei anderen Pferden ernährt, die sich in die Sorge um dasselbe getheilt hatten. Die beiden Pferde holten Heu aus dem Reff, das sie zerkauten und dann dem unfähigen Pferde vorwarfen. Ebenso machten sie's mit dem Hafer.

Eine Pferdebrust scheint demnach manchmal mitleidsvoller zu sein, als manche Menschenbrust.

„Ich fürchte mich außerordentlich," sagte ein Verschwender zu einem Bekannten, „daß ich noch als Bettler sterben werde." — „Das ginge noch an," versetzte der Andere, „aber ich fürchte noch etwas Schlimmeres: daß Sie als Bettler leben werden!"

Literarisches.

(Bücherschau.) Volkskalender für 1869. Herausgegeben von K. Steffens. Berlin, L. Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Steffens Kalender ist durch Mannigfaltigkeit und Gediegenheit seines Inhalts seit langen Jahren ein beliebtes Volksbuch. Der eben erschienene 29. Jahrgang bewährt den alten Ruf. Außer dem Kalendarium bringt er Erzählungen von L. Mühlbach, G. Hiltl, M. Ring, Dr. A. Vollert rc., kulturhistorische Darstellungen von A. Lammers und J. Rodenberg, geographische Schilderungen von O. Glagau, gemüthliche Plaudereien von Dr. G. Lewinstein, eine Chronik der neuesten Erfindungen von D. Philipp, die neuesten und bewährtesten Rezepte auf dem Gebiete der Gewerbe, der Haus- und Feldwirthschaft, das Verzeichniß der Jahrmärkte und Messen in der preußischen Monarchie — eine Fülle von unterhaltendem und belehrendem Stoff. Zur künstlerischen Ausstattung dienen 8 Stahlstiche, poetisch glossirt von H. Kletke, und 4 Holzschnitte, nach Zeichnungen von L. Pietsch. Wir empfehlen den alten, aber geistesfrischen Steffens bestens.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

ler zu sein, als manche Menschen

---

fürchte mich außerordentlich," sagte . . . der zu einem Bekannten, „daß ich . . . er sterben werde." — „Das ginge . . . sagte der Andere, „aber ich fürchte . . . schlimmeres: daß Sie als Bettler . . .

Literarisches.

. . . schau) Volkskalender für 1869. Herausg. von L. Steffens. Berlin, L. Gerschel Verlagsbuchhandlung.

. . . Kalender ist durch Mannigfaltigkeit und . . . seines Inhalts seit langen Jahren ein . . . buch. Der eben erschienene 29. Jahr . . . mit den alten Ruf. Außer dem Kalen . . . Erzählungen von L. Mühlbach . . .

(Fortsetzung.)

Die Doktorin blickte in sich und um sich. Mußte sie denn nicht auch weiblichen Heldenmuth üben? Sie war Wittwe. Das ist ein gar ernstes Wort! Was fordert nicht das Leben Alles an Resignation, Kraft und stillem, starkem Walten von einer Wittwe. Das liebe kleine Mädchen an ihrer Seite, ihr einziges Kind, war Waise; und auch sie mußte sich, weil es der Ernst des Lebens so wollte, für Jahre von dem einzigen Kinde trennen, um es bei reichen Verwandten des Gatten zurückzulassen, da diese es erziehen, ausbilden lassen wollten. O, sie konnte die Stärke eines mütterlichen Herzens wohl verstehen, denn sie übte sie selbst aus. Und dort, das arme, einsame Kind der Berge, der schneebedeckten oder erglühenden Alpen, was mochte sein junges Herz bewegt, was es hinaus getrieben haben in die Ferne. Vielleicht hatte sie den armen, alt werdenden Eltern eine Sorge zu erleichtern; vielleicht konnte die ermattende Vaterhand nicht mehr Brod genug schaffen

des Liedes hinzu:

„Quand sonne la grande heure, où le ciel nous réclame,
Si sur terre un moment sa vertue s'oublia,
Pour obtenir sa grâce, aux pieds de Dieu la femme
Dépose le trésor des pleurs quelle essuya!" —

Und als es nun Abend wurde, die Residenz sich vor ihren Augen ausbreitete, welche die Frauen des Damen-Coupés zu so verschiedenen Prüfungen und Lebensstationen aufnehmen sollte, trennten sie sich mit warmer Theilnahme, ja mit Innigkeit, und in ihren Herzen wallete Wunsch und Hoffnung, sich einmal wiederzusehen.

Die Bergleute, sie rufen freudig ihr: „Glück auf!" Nun denn, wir rufen Denen, die zwar nicht in der Tiefe des Schachtes, aber in den Wirren des Lebens hinauf- und hinabsteigen, ein „Glück auf!" entgegen und nach.

Das Stübchen der Wittwe.

Drei Jahre waren nach jener Fahrt in die Re-

Die Doktorin Neuhaus waltete hier mit fleißiger, ordnender Hand in ihrem Eigenthum, nachdem sie die jugendliche Elsbeth, ihr einziges Kind, in der 20 bis 30 Meilen entfernten Residenz zurückgelassen hatte; sie wurde dort von reichen Verwandten erzogen, die des Kindes Zukunft sichern wollten.

„Was das für ein Glück ist, fast eine neidenswerthe Gunst des Schicksals!" sagten die Freunde der Doktorin, und sie bemühte sich redlich, das mit Ueberzeugung selbst zu sagen. Aber — ein schmerzensreiches Glück blieb es ihr doch; und — wenn es Keiner sah, als der da Alles sieht, — auch ein recht einsames, sehnsuchtsvolles Mutterherz — rann manche Thräne aus dem Auge; es war oft so unbeschreiblich still, öde und traurig seit des lieben Kindes Scheiden. —

Draußen begann es zu stürmen. Die Wolken nahmen den lichten Mondschein gefangen und der Wind blies alle Himmelslichter, die Sterne, aus. Die Doktorin fröstelte und emsig schürte sie die verglimmenden Kohlen im Ofen zu neuer Gluth und Flamme an. Bald war es gethan und das Wasser zum wärmenden Thee begann erst leise, dann immer deutlicher und zischender den wunderbar klingenden Gesang, der, so vortrefflich zu den Stürmen des Herbstes und Winters passend, von ihnen als volltönendes Orchester begleitet wird. Frau Anna — so war der Doktorin Name — schaute sinnend in die spielenden Flammen, die kleine Schlaguhr an der Wand weckte die Gedankenvolle aus ihren Träumereien, schwirrend klang es achtmal vom Zifferblatt herab.

Nun ist es zu spät für heute, flüsterte die Doktorin vor sich hin. Muth und Ruhe, Anna. Wirst du denn nicht noch ein Weilchen ruhig ausharren können? Die Wittwe strich die Locken aus der Stirne, deckte ihren einfachen Tisch und holte das Theezeug aus dem Wandschrank. Sie that das Alles sanft und gemessen, doch so wie Jemand, der immer noch auf etwas harrt, nach etwas hinhorcht. Anna's Wohnung lag in der sogenannten Oberstadt, ferne dem Hafen; allein ihr oft hinausspähendes Auge konnte bei hellem Tage oder mondlichtem Abend dennoch die hohen Schiffe dort, ihre mächtigen Segel, die wie tausend Fäden sich kreuzende Takelage erblicken; ebenso wie die am Hafen entlang gebauten, mit spitzen Dächern versehenen Speicher, diese Schatzkammer von Getreide und Waaren aller Art. Das war die freundliche Fernsicht aus dem Wittwenzimmer; die nächste Nachbarschaft aber, auf freiem Platze, war die älteste Kirche der Stadt; sie hatte einen breiten, viereckigen Thurm, der vier kleine, mit Fähnlein geschmückte Thürmchen auf seinem Haupte trug, das weit über die Menschen tief unten, über Stadt und Strom hinausschaute. Die alte Kirche war der einsamen Frau eine gar liebe, ehrwürdige Nachbarin und der schöne Klang der Orgel hatte schon manchmal Trost und Frieden in ihr Herz getönt.

Frau Anna wollte eben wieder einmal ihr kleines Abendbrod einnehmen, da fuhr sie plötzlich vom weichen Sessel empor, ihr Ohr neigte sich der Thüre zu. Draußen nahten sich Schritte und als es nun klopfte, folgte mit freudiger Schnelligkeit ihr Ruf: „Herein, nur herein!"

„Ja, ja, das ist gut herein rufen!" erwiederte die kräftige Stimme eines in Mantel und Hut tief verhüllten Mannes, dessen Hand noch immer draußen an der Thüre herumtappte. „Da soll man ein Liebesbote sein und muß sich im Dunkel zurecht suchen, als ob die schauerlichen Herbststürme die Erlaubniß erhalten hätten, nicht nur das himmlische Sternenlicht droben, sondern auch alles irdische Lampenlicht hier unten auszublasen."

„O, guter Forstrath, hier ist es hell!" tröstete die Doktorin, die Zimmerthüre weit öffnend, „licht ist es und warm in meinem kleinen Gemach, wie in meinem Herzen, das Ihnen, trauter Freund, recht freudig entgegenschlägt."

„O stille, Verehrteste! ich weiß ja doch, nur darum, weil auf meinem Herzen gar was Liebes, etwas von Ihnen sehnlich Erwartetes ruht; denn ohne das möchte wohl der alte Karstedt nur halb so willkommen sein."

Die Doktorin drohte dem Eingetretenen freundlich und ein leises Erröthen verschönte ihre milden Züge; sie wollte sprechen, allein der Forstrath machte eine abwehrende Handbewegung.

„Mütterlein Anna, kein Wort! Ich war so thöricht, an eine Zeit mit anmuthigen Träumen, für einen alten Junggesellen von ächtem Schrot und Korn gar nicht passend, zu denken. S'ist aber schon wieder vorbei. Da," — er reichte ihr seine Rechte — „wir bleiben allezeit Freunde und leben, so viel sich das nur immer thun läßt, als solche friedlich und fröhlich neben einander fort. So, und nun die Depesche."

Er langte nach seiner Brusttasche und holte mit schlauer Miene einen dicken Brief, der vielmehr den Namen Paket verdiente, hervor. Anna's Augen folgten leuchtend all' seinen Bewegungen, allein mit Selbstbeherrschung sprach sie zum Forstrath, der neckend den Brief hoch empor hielt:

„Nein, nein, der mag noch ruhen, nicht eher will ich die lieben Schriftzüge meiner trauten Else entziffern, als bis der Freund sein warm und hei-

misch in meinem Zimmerchen wurde, bis er Herbststi̊me, Reisebeschwerden, erloschene Flurlampen und wie alle diese kleinen Leiden des Lebens heißen, für ein Weilchen im weichen Lehnstuhl vergaß."

„Blitz, ist das eine Vernunft, Frau Anna, Sie sind das Muster einer Frau!" Und während sie noch eine Tasse holte und dem alten Freunde Alles bequem machte, rief er: „Ist die Else ein Mädel geworden, Mütterlein Anna. Ja, ja, sehen Sie mir nur immer recht in die Augen, denn die haben das liebe Kind ja geschaut, und vielleicht ist dem Mütterlein da noch möglich, aus den alten Augensternen das Bild der blonden Else, wie es mir immer noch davor auf- und niederschwebt, auch zu erblicken. Ich wollt's dem Mutterherzen gönnen! Als ich noch ein brauchbarer Kerl war, ehe der da im Himmel den bösen Beinbruch über mich schickte zur Strafe für, Gott weiß was für Subordinations-Vergehen gegen den höchsten Befehlshaber über den Sternen — als ich noch draußen im Forst ein tüchtiger Befehlshaber war unter meinen grün uniformirten Kindern und wie ein zärtlicher Vater unter allen meinen schönen Bäumen umherging, da war der schönste unter ihnen eine junge Birke, der Stamm weiß wie Schnee und so schlank und biegsam in die Höhe geschossen; so, lieb' Mütterlein Anna, ist die Else geworden. Es mag wohl der Frau Anna manchmal ein wenig einsam hier im Stübchen vorkommen, allein da soll sie nur an die liebe Else denken; die singt wie ein Vöglein hoch im Gezweig, wenn der helle Sonnenschein ihm auf das Köpfchen niederleuchtet, und springt wie ein Rehlein über Strauch und Knieholz. Dann wird es sich bald im netten Zimmer mit so lieben Bildern von Gegenwart und Zukunft bevölkern; die Gestalt des frischen Mägdleins wird bald so, bald so, aber immer fröhlich an dem Mutterauge vorüber gleiten, und dabei läßt sich ein Weilchen Einsamkeit schon tragen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte.

(Fortsetzung.)

Franz stand vor ihm und sah ihm ernst in die muntern Augen. „Gertrudenkapelle!" sprach er. Und er hatte das Wort nicht ausgesagt, als der andere bereits kerzengerade vom Stuhle fuhr und mit finsteren Mienen ihn anstarrte. „Das ist richtig! — Sieh," fuhr er fort, „Du bist ein widerwärtiger Gesell, Franz, daß Du das aufregst! Das hättest Du ruhen lassen sollen, wie all' die Jahre vorher. Weßhalb heut' gerade?" — „Weiß ich das?" lautete die Antwort. „Ich weiß nur, daß ich nie, selbst das erste Mal nicht, so lebhaft daran gedacht, mich so bewegt gefühlt habe wie heute, mag es kommen, woher es will. Und ich weiß, daß ich mich fürchte, allein zu bleiben, mögt Ihr darüber denken, was Ihr wollt." Er ging wieder auf und ab, und betrachtete seine Fußspitzen. Die jungen Männer umher konnten sich das Lachen nicht enthalten, und als Franz darüber heftig auffuhr und auch der Dicke es für „höchst überflüssig" erklärte, sagte Einer: „Ihr seid närrische Finken, verdreht Eure Augen, schneidet Gesichter und macht Kapriolen, als wenn Wunder was passirt sei, und verlangt, daß wir dabei ernsthaft bleiben. Wollt Ihr das, so sagt uns, was Euch bewegt, und laßt auch uns ernsthaft werden. Sonst geht's nicht."

„Nein, sonst geht's nicht," riefen die Andern lustig. „So ist's recht, erzählt." — „Und Franz kriegt dann seinen Willen," setzte der Erste hinzu; „wir bleiben da, und er braucht sich nicht zu fürchten."

„Das hast Du nun davon," sprach der Dicke ärgerlich. —

„Mir recht, ich will erzählen," versetzte Franz. — „Aufgepaßt!" rief Einer, „es geht los! Silentium!" — „Ich bitte Dich, scherze nicht!" sagte Franz mit fast finsterem Ernst. „Es ist — Gott weiß das! kein Spaß bei der Sache." — „Das werden wir sehen," bemerkte ein Anderer. „Jetzt füllt Eure Gläser, und Franz, fange an."

Und nach einer Pause, als man sich gesetzt, die Gläser gefüllt und neue Cigarren angezündet, fing er an:

„Es sind nun neun Jahre her, daß wir in B. studirten, der Dicke dort, Wussow, den Ihr ja kennt, Leopold Winter, ein gewisser Joseph und ich; wir waren sämmtlich im Herbste von Heidelberg zurückgekehrt und gingen fast nur mit einander um, da wir über das wilde Studentenleben hinaus waren; denn wir waren mehr oder alle im siebenten oder achten Semester und arbeiteten fleißig.

„Natürlicherweise ging es damit nicht wie im Tagelohn; es kamen immer noch Stunden genug, wo wir nichts thaten, eine Partie machten, einen Kneipabend abhielten oder auch ohne weitere Veranlassung zu einander liefen, nur um einmal eine Stunde zusammen zu sein. Wir erhielten dazu bald sogar einen sehr plausiblen Grund. Leopold Winter hatte gleich Anfangs nach seiner beliebten Weise ein wenig mit Heidelberg und Heidelberger Weise renomirt, dazu ein bischen verächtlich über andere Universitäten die Achsel gezuckt, kriegte einen kleinen Skandal und dabei zu seiner höchlichen Ueberraschung die

schönsten Schläge von der Welt. Er hatte an zwölf Nähte im Gesicht, und mußte Umschläge machen nach allen Dimensionen. Dabei konnte man den armen Teufel doch nicht allein lassen, da er sich zum Sterben langweilte. Und so ward sein Zimmer bald unser Hauptquartier.

„So saßen wir eines Nachmittags auch dort zusammen, plaudernd und lachend, der Kranke fluchte dazwischen — es war schon der sechste Tag und die Umschläge gingen noch immer fort — und wir saßen um den Ofen, denn es war ein widerwärtig Wetter und der 22ste November. Es dämmerte bereits stark, aber wir hatten noch kein Licht, und nach allerlei Studentengeschichten waren wir auf Proben von Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu reden gekommen und dabei begreiflicherweise auch auf das Kapitel von Gespenstern, von Spuk und sonstigen Unheimlichkeiten. Joseph lachte über Alles.

„Da wäre denn noch das alte gewöhnliche Stück mit dem Spiegel," sagte ich endlich, als wir ziemlich mit Allem fertig waren, was uns bekannt geworden.

„Was ist das? Ich kenne es nicht," versetzte Winter. — Und da auch Joseph fragte, erklärte ich: „man soll um Mitternacht in seinem einsamen Zimmer vor den Spiegel treten, in jeder Hand ein brennendes Licht, und mit dem Glockenschlage dreimal langsam und deutlich seinen vollen Namen seinem Spiegelbilde entgegenrufen."

„Weiter!" sprach Joseph, da ich hiernach schwieg.

„Weiter?" fragte ich, „das ist das Ganze." — „Aber die Pointe?" rief er. — „Es kann's Keiner zu Stande bringen," war meine Antwort. „Ich selbst versuchte es thörichterweise, aber es gelang mir nicht. Nach dem ersten Mal zitterten mir die Hände, nach dem zweiten Mal erschien mir das Unternehmen sündhaft, ich setzte die Lichter hin und ging ins Bett."

„Hahaha!" brach Joseph aus und hielt sich die Seiten vor Lachen; „und das ist das Ganze? Und das sollte man nicht können? Kinderei, Franz, Kinderei!"

„Doch nicht," erwiederte ich. „Stelle Dir nur Alles vor: Mitternacht, allein im Zimmer, seinem durch das Licht entfärbten Bilde gegenüber, dreimal den eigenen Namen nennen — sieh, Joseph, es wirkt so viel zusammen, wie möglich, um das Ding unheimlich — zu machen." — „Redensarten!" sagte er. „Und wenn auch unheimlich — ist's darum auch unmöglich? Und Du hast es nicht gekonnt, Franz? Hast Du denn ein Hasenherz?" — „Dummes Zeug!" entgegnete ich ärgerlich. „Ich konnte und mochte es nicht, und ich thu' es nicht wieder."

„Er lachte fast beleidigend; allein wir kannten uns zu gut, um so etwas uns übel zu nehmen. Und Wussow sagte plötzlich in seiner trockenen Weise: „Dich sollte man ausschicken, wie jenen, das „Gruseln" zu lernen. Mich soll wundern, wer es Dir zuerst beibringt." —

„Denn Ihr müßt wissen," unterbrach hier der Dicke den Erzähler, „wie es mit Joseph war. Ich habe nie einen prächtigeren Jungen gekannt als ihn — bildhübsch und blutjung, geistvoll und gutmüthig, ausgelassen und tollkühn, wie Keiner sonst. Und dazu besonders auf alle derartigen Unheimlichkeiten versessen, so daß Wussow wohl recht hatte mit seiner Rede. Er ließ sich z. B. eines Abends in die Jesuitenkirche einschließen, blieb die Nacht darin und erzählte uns am andern Morgen den Streich lustig und lachend. Was wollt Ihr? Gefahr ist dabei freilich nicht, aber wie Viele thun's, wenn es von ihrem freien Willen abhängt? — Kurz, so etwas suchte er förmlich, und als nun Franz mit seiner dummen Geschichte herauskam, war's ihm ein wahres Seelenvergnügen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Kraut einzumachen.) Seit 20 Jahren, schreibt ein Korrespondent der Frauendorfer Blätter, lasse ich mein Kraut ohne Salz einmachen, ohne jedoch dabei warmes Wasser anzuwenden. Erst wenn das Kraut eingemacht ist, wird so viel kaltes Wasser aufgegossen, daß es einen Zoll hoch darauf steht, und darauf gesehen, daß es immer mit Wasser bedeckt ist. Stellt man dasselbe an einen kühlen Ort, so geht die Säuerung etwas langsam vor sich und dauert es wohl 5 bis 6 Wochen, bis das Kraut die gehörige Säure hat. Will man es früher haben, so muß das Gefäß an einen warmen Ort gestellt werden. Das so eingemachte Kraut ist besser, als das mit Salz eingemachte. Es ist weich, braucht weniger Zeit zum Kochen und, da es keine Mineralsäure, sondern nur seine natürliche Säure hat, leichter zu verdauen, daher besonders für einen schwachen Magen zu empfehlen. Ich kann versichern, daß es nach obiger Behandlung sehr gut hält und mir in 20 Jahren noch nie umgestanden ist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Dienstag, 8. Dezember 1868.

Herz und Heim der Frau.

(Fortsetzung.)

Der Forstrath langte nun nach den feinen Butterbröden und den appetitlichen Wurstscheiben; sein Arm schob leise den Brief ein wenig näher der Wittwe zu.

„Na, war das eine Freude," fuhr dann der Erzähler fort, „als so ganz unvermuthet der alte Karstedt sein graues Haupt zur Thüre hineinsteckte, wo er es freilich ein Weilchen halten mußte, ehe ihn die am Boden knieende Else erblickte."

„Am Boden?" fiel die Mutter fragend ein.

Der Forstrath nickte und nahm ohne Umstände eine Pfeife, die für immer bei Frau Anna stationirte, ihm zu dienen, wenn er sich bei ihr niederließ. Sie brannte ihm freundlich den Fidibus an, der Rauch wirbelte in weißen Säulen empor; es war gar traut und friedlich in dem kleinen Gemach.

„Daß die Else ein Kind der Berge ist, das konnte ein Steinfremder erfahren, der sie so gesehen hätte wie ich," sprach der alte Herr weiter. „Der kleine Tommi, das Vetterlein, die bleiche Pflanze mit dem schmalen, blassen Gesichtchen, hockte neben seiner blühenden Pflegeschwester auf der mit zierlichen Teppichen belegten Diele; vor ihm lagerte die Else, an der der junge Vetter mit aller herzlichen Neigung hängt, deren solch' ein kleiner Weichling nur fähig ist.

„„Siehst Du,"" begann die Dirne und schob ein mächtiges Buch vor den Knaben hin, „„das ist das Land, wo der Rübezahl sein Wesen treibt, der große, mächtige Berggeist; es ist mein Vaterland, das bleibt es auch für alle Zeiten, ob ich auch jetzt fern davon in der großen Residenz und mein Mütterlein wieder in einem andern Lande leben muß."" Sie warf dabei den Kopf und die langen Locken recht stolz zurück, als habe sie dem lieben Gott das schöne Schlesien mit erschaffen helfen, und das war gut, sonst hätte der Junge vor dem Goldgeringel, das auf die Bilder niederfiel, keinen Blick hinein thun können.

„„Aber ich sehe ja keinen Rübezahl,"" forschte der Knabe.

„„Da oben da ist er, auf der Schneekoppe, Tommi, und das sind die Schneegruben, der große und der kleine Teich, da die Friesen, die Mittagsteine,"" — „Frau Anna," unterbrach sich Karstedt, „das Mädel sprach wie auf dem Katheder. Alles wußte sie noch und war doch ein so kleines Püppchen, als sie aus der Heimath schied."

„Mein Schlesierland vergißt sich nicht so schnell!" rief warm die Doktorin.

„Glaub's wohl und hab's erfahren," sagte der Freund. „Aber die Else lehrte weiter: „„Tommi, Du siehst den Rübezahl nicht? ja, der läßt sich auch nicht von dem ersten besten Menschenkind so anblicken! aber er sieht Dich, und da ich seine Landsmännin war, so schützt er mich überall, auch vor kleinen eigensinnigen Jungen, welche die Berg-Else mitunter ärgern. Wenn dies zu oft geschieht, da, wenn sie des Morgens ihren schönen Zuckerkuchen zum Munde führen wollen, um ihn begierig anzubeißen, — knirsch! haben sie einen Stein an den Lippen, wohl zierlich mit Bergkrystallspitzen anstatt der Rosinen garnirt, und statt des feinen, süßen Zuckers mit feinem Sand aus den Schluchten und Thälern bestreut, — aber immer nur einen Stein!""

„„Else,"" gelobte der Knabe, „„ich will Dich nicht mehr ärgern!""

„Da trat ich einen Schritt vor. Tommi schrie laut auf, ich erschien ihm sicher als der Rübezahl, das Mädchen aber jauchzte und mit einem leichten Sprunge lag sie an meiner Brust. — Frau Anna, es muß doch gar wunderherrlich sein, so ein geliebtes Kind sein eigen zu nennen!"

Die Doktorin schaute mit mildem, theilnehmendem Blicke nach dem alten Freunde hin; dann strich

sie ein paarmal leise seinen Arm. Aber er sah nicht auf, sondern nickte nur, als wolle er danken ohne Worte. Dann glitt es leise über seine Lippen:

„Daß uns Gott den Wilhelm nahm, das war doch hart."

Wer war Wilhelm? was war er den Beiden? Wilhelm Neuhaus war der verstorbene Gatte Anna's; als Kind schon verwaiset, fand er den treuesten Freund in dem damals noch jungen Forstmanne Karstedt. Er erzog ihn, ließ ihn studiren, und einmal in der Liebe auf das Schmerzlichste getäuscht, hing sich sein redliches Herz fortan nur an den Pflegesohn. Der lohnte ihm treu, was er an ihm gethan. Karstedt lebte in Pommern, dort seinen Beruf erfüllend; Wilhelm fand seinen Wirkungskreis, als er ins Leben hinauszog, fand seine Anna in Schlesien. Eine schöne, aber kurze Zeit verging im reinsten Glück; da rief Gott ihn zu sich. Anna ward Wittwe und war arm. Karstedt, der treueste Freund, er mußte, durch körperliche Leiden gezwungen, dem Dienste entsagen; man konnte ihn nicht wohlhabend nennen, aber ein kleines Besitzthum hatte er sich redlich erworben. Die Wittwe, das Kind seines Pflegesohnes, er kannte sie; sie waren seinem Herzen theuer; er rief sie zu sich. Als wir vor drei Jahren die kleine Gesellschaft im Damen-Coupé kennen lernten, eilte Anna für sich, dem väterlichen Freundesrufe Folge zu leisten, die Tochter aber, nach ernster Rücksprache mit ihm, den reichen und guten Verwandten in der Residenz zur Erziehung zu überlassen, um ihr durch sie vielleicht den sichersten Schutz angedeihen zu lassen, der ihr dereinst eine geachtete, selbstständige Lebensstellung gewähre.

Freilich hatte die milde Anmuth Anna's dem sechzigjährigen Karstedt einen kurzen Moment einen Wunsch in das Herz gehaucht, der lange, lange Jahre, er hatte gemeint für immer, dort schlummerte; aber als der Ehrenmann das bange Erröthen, den nicht zu verkennenden Kampf der Wittwe zwischen Dankbarkeit und Widerstreben sah, da stand es fest in seiner Seele: nie mit einem Blick mehr ihren Frieden zu trüben, sondern ihr nur ein Vaterherz, in seinen bescheidenen Räumen ein Vaterhaus offen zu erhalten.

Elsbeths Brief lag nun ganz nahe der mütterlichen Hand, aber sie wagte nicht, darnach zu fassen, bevor nicht das Antlitz des Freundes wieder heiterer zu ihr emporblickte. Sie durfte einem so kräftigen Geiste gegenüber nicht lange harren.

„Frau Anna, ich will nur ein wenig nachsinnen, wie ich alle die bunten Begebenheiten aus der Residenz, die ich noch mitzutheilen habe, sein ordentlich aufmarschiren lasse, bald einer hohen Eiche, bald krüppelhaftem Knieholz gleich nicht unordentlich durcheinander dastehen, sondern sich der Doktorin hübsch klar präsentiren," sprach der Forstrath. Und wenn es vorhin dunkel wie Waldschatten auf seiner Stirne lagerte, so war es jetzt wieder hell dort, als hätte sich ein freundlicher Sonnenstrahl durch den Waldschatten Bahn gebrochen; und beruhigt nahm jetzt die Wittwe des trauten Kindes Brief zur Hand.

Beide sind sie im kleinen Wittwenstübchen tief in Gedanken versunken, und es sind wehmüthige, aber doch in Friede, in Hoffnung geklärte Gedanken. Wir aber thun unterdessen einen Blick in ein anderes, ein enges, kaltes Stübchen, es liegt:

Am Hafen.

Wir sind in der armseligen Wohnung eines Fischers. Der Herbstwind rüttelte dort an den schlecht verwahrten, hie und da mit grauem Papier verklebten Fenstern des kleinen Gemaches, dessen innere Einrichtung nur aus einem wankenden Tisch, einigen ihm entsprechenden Holzschemeln und einem großen Familienbette bestand. Ein altes Segeltuch, das unendlich verbraucht, einst die brennende Sonne des Südens oder den eisigen Hauch des Nordens durch seine Falten glühen, sie durchwehen fühlte, als es noch in besseren Zeiten gehißt oder eingerefft wurde von der markigen Hand des Schiffers, es lag nun ausgebreitet am dunklen Boden, bedeckt mit Stroh, dessen frühere Goldfarbe jetzt in Grau und Schwarz spielte. Es war zwei Kindern als nächtliches Lager bestimmt, die nicht mehr Raum fanden in dem großen, ebenfalls mit einem Segeltuch drapirten Bett. Diese beiden Kinder saßen nun allein im Zimmer, das nicht einmal von dem durch Wolken verhüllten Mond erleuchtet, einen düstern, unheimlichen Aufenthalt gewährte.

Frierend hockten die Knaben dicht bei einander unter einem kleinen Fenster, das hinaus auf des Nachbars Haus sah, und horchten lange auf den sausenden Wind.

„Willy," klagte der Jüngere, „die Mutter bleibt so lange aus und ich fürchte mich!"

„Fürchten? pfui, Walter, und Du willst einmal hinaus in die weite Welt, das Meer zu beschiffen? Meinst Du denn, daß da die Stürme nicht kommen, tausendmal ärger, als sie heute Abend pfeifen, und die Nacht nicht noch finsterer ist, als unsere kleine kalte Stube hier?" — So ermahnte der zwei Jahre ältere Willy.

„Aber wo ist denn eigentlich die Mutter?" seufzte der Kleine.

„Du weißt ja," lautete die ermahnende Antwort, „die Schiffseignerin draußen auf der Wieck ist krank

und elend; da muß die Mutter bei ihr wachen bis in die Nacht und sie pflegen, dafür bekömmt sie jedesmal ein schönes Stück Geld, davon hebt sie einen Theil dem Vater auf, wenn er von der See heimkömmt; für uns aber setzt es schöne, warme Fladen, wenn wir geduldig warten und uns nicht fürchten."

„Aber ich möchte essen, mache Licht," bat Walter. Seufzend tappte der ältere der Buben herum, bis er in einem Winkel ein Bund Streichhölzchen fand und ein Lichtstümpfchen, das er in stiller Sorge, was die Mutter zu dessen Verbrauch sagen würde, anleuchtete, es sorgsam auf die Ecke des wankenden Tisches setzend. Ja, der Hunger begann die Kinder heimzusuchen, aber der vernünftige Willy fand durchaus nichts in den armseligen Räumen, was er dem kleineren Bruder reichen konnte. Er wollte hinaus, die Nachbarin um etwas zu bitten, aber — da hatte die Mutter die Thüre verschlossen. Daß arme Mütter so oft dem traurigen Irrthum verfallen: geschlossene Thüren seien die sichersten Wärterinnen der einsamen Kleinen!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte.

(Fortsetzung.)

„Der Mann gefällt mir," bemerkte einer von den andern Anwesenden. — „Er gefiel uns Allen," entgegnete Franz lakonisch. Und dann fuhr er fort.

„Nun," sagte er damals — und ich meine ihn noch vor mir zu sehen, das lockige braune Haar zurückgeworfen und ein heiteres, ein wenig spöttisches Lächeln um die nußbraunen großen Augen: „nun, das ist Alles nichts als Unsinn. Ich wette mit Euch, daß mir das Kunststück gelingt, ohne daß ich dabei zucke. Und damit das Ding auch recht werde, will ich's in der Gertrudenkapelle thun, wo ich gewiß einsam genug bin."

„Du bist närrisch!" rief Winter. — „Laß es bleiben," sprach Wussow. — „Es wird nichts draus!" sagte der Dicke, und ich meinte: „Joseph, sei kein Thor! Lasse mich meine thörichten Worte nicht noch mehr bereuen, als ich schon thue." — „Das hilft nun Alles nicht," entgegnete er lachend. „Ich thue es, und zwar morgen Nacht. Heut' bin ich bei P..s', und da möchte es zu spät werden. Aber morgen!" — Wir erschöpften uns in Bitten und Abmahnungen, aber er blieb bei seinem Vorsatz, und so trennten wir uns verstimmt. Nur Wussow sagte phlegmatisch: „Laßt ihn, vielleicht lernt er jetzt, was „Gruseln" heißt. Es wird Zeit für ihn, daß er sich die Hörner abläuft."

„Am folgenden Tage ging der Dicke mit mir zu ihm, und wir baten ihn von Himmel zu Erde, — allein es blieb umsonst. Ich stellte ihm vor, wie leicht ein Unglück passiren, wie leicht die Sache einen üblen Ausgang nehmen könne, ohne daß gerade etwas Uebernatürliches zu geschehen brauche. Er möge bedenken, daß in solchem Fall ich als der Anstifter mich ewig anklagen werde und müsse. Er solle bedenken, daß er nicht allein in der Welt stehe, daß er der einzige Sohn seiner Eltern sei — daß er —. „Sieh, Joseph, Du hast mich einmal merken lassen," sagte ich damals, „daß Du ein junges Herz gewonnen hast, das von Deiner Liebe, Deinem Dasein lebt. Willst Du das auch vergessen?"

„Ja," unterbrach der Dicke den Erzähler, „ich hörte mein blaues Wunder von dem Franz; er sprach wie ein Pastor, eindringlich und salbungsvoll — Ihr solltet's nicht glauben, wie!" —

„Ich versteh' es sonst auch nicht," fuhr Franz fort, „es ist meine Art nicht. Aber damals war es, als ob ich eine Vorahnung hätte von all dem Elend, das daraus entstand, — so viel Mühe gab ich mir mit ihm. Zuletzt bat ich denn, er solle wenigstens die Gertrudenkapelle auslassen. Auf seinem Zimmer möge er thun was ihm beliebe. — Es war umsonst. Und das war wieder merkwürdig genug, da er sonst nichts weniger als eigensinnig, vielmehr überaus gutmüthig und gefällig war. Es mochte das heillose falsche Ehrgefühl sein, was ihn so starrköpfig sein ließ: er hatte es versprochen, es konnte ihn, wenn er nachgab, Jemand einmal damit necken — das durfte nicht sein.

„Es bleibt dabei, heut' Nacht in der Gertrudenkapelle!" sagte er. „Jetzt muß es erst recht sein. Ich muß Euch zeigen, daß es Alles nichts als Narrheit ist, was Ihr gestern und heut' geredet. Und gerade, daß ich auf alles das nicht höre, was Du mir sagst, Franz, — das muß Euch beweisen, wie ich von dieser ganzen Sache denke und wie fest ich von dem guten Ausgange überzeugt bin. Eins aber rathe ich Euch, fügte er hinzu: „macht keine schlechten Späße mit Erschrecken oder dergleichen. Denn bei meiner Ehre, sehe oder höre ich etwas Ungewöhnliches, schieße ich blind darauf zu, und Ihr wißt, meine Pistolen sind mit mehr als Pulver geladen und treffen ausgezeichnet."

„Wussow, — er war auch dazu gekommen, hatte sich bisher aber wie gewöhnlich schweigsam verhalten — meinte darauf in seiner kurzen Weise:

„Ruhe, mein Freund! Sieh' das Wetter an. Wer läuft bei dem hinaus? — Spielen heut' eine Partie bei mir und bleiben zusammen, bis Du kommst." — „Das lasse ich mir gefallen," versetzte er lachend. „Halb ein Uhr bin ich bei Euch. Haltet ein Glas Grog parat, denn frostig wird mir schon sein." So trennten wir uns.

„Wo wir uns den Tag über noch begegneten, in den Vorlesungen, beim Mittagessen, bei Winter — von dem Unternehmen war keine Rede mehr. So vergingen die Stunden, und am Abend saßen wir verabredetermaßen bei Wussow und machten eine Partie l'Hombre. Um halb zwölf Uhr brachen wir auf und gingen in die Gertrudenkapelle. So hatten wir uns verabredet; wir waren nicht gesonnen, unsern Freund allein zu lassen bei diesem dummen Abenteuer.

„Die Gertrudenkapelle ist ein altes verwittertes und verlassenes Bauwerk auf dem Wall in dem äußersten Winkel der Bastion St. Michael. Benützt wird es längst nicht mehr, zuletzt brauchte man es zu einer Art Magazin für allerlei Schanz- und Artilleriezeug, und seit die Festung einging, steht es leer und verfällt; die Thüre weicht jedem Druck, die Fenster haben meistens ihr Glas verloren. Mit einem Wort, man gönnt dem alten Bau seinen Platz nur noch als einer schönen Ruine. Das ist er auch allerdings, denn er stammt aus der besten Zeit des Mittelalters.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Holz unverbrennlich zu machen.) Nickles macht neuerdings aufmerksam, wie Verwaltungsbehörden, vorzugsweise die städtischen, etwas für die Erhaltung des Eigenthums sehr Nützliches und zur Beseitigung großer allgemeiner Gefahren Ersprießliches thun würden, wenn sie das Anstreichen der Bedachungen der Gebäude, der Gebälke und alles übrigen Holzwerkes, bei dem es möglich ist, mit Chlorcalcium veranlaßten. Das Holz geräth nur ganz schwach in Brand, verkohlt und der weiteren Fortpflanzung des Feuers wird kräftiger Widerstand geleistet. In Straßburg ist dieses Verfahren allgemein in Anwendung. Der Kalk z. B. wird statt mit Wasser mit Chlorcalciumlösung angerührt und diese so erhaltene Farbe aufgetragen. Auch das Einnisten von schädlichen Insekten wird hierdurch verhindert.

Zweibrücken.

Mittwoch den 9. Dezember 1868

Vocal- & Instrumental-Concert

im

Stadthaus-Saale,

gegeben von

JOSEPH HESS

mit seinem Sohne **Moritz** und unter gefälliger Mitwirkung hiesiger musikalischen Kräfte.

Programm.

I. Abtheilung.

1) **Ouverture** (Orchester) von Cherubini.
2) II. **Violin-Concert** mit Orchesterbegleitung von L. Spohr, vorgetragen von **Moritz Heß**.
3) **Gemischte Quartetten:**
   a. „Neujahrslied" v. Mendelssohn-Bartholdy.
   b. „John Andersson" von Schumann.
   c. „Frühlingslied" von Hauptmann.
4) **Polonaise** für die Violine, komp. und vorgetragen von **Moritz Heß**.

II. Abtheilung.

5) **Trio** für Piano, Violine und Cello. a. Allegro, b. Andante, c. Presto, von Haydn.
6) **Ave Maria**, Frauenchor mit Sopran-Solo aus der unvollendeten Oper „Loreley" von Mendelssohn-Bartholdy.
7) **Grande Fantaisie de Concert** für die Violine von Artot, vorgetragen von **Moritz Heß**.

Anfang 7 Uhr.

☛ Billets à 36 kr. und für Familien zu 3 Personen à 1 fl. 24 kr. sind in der Wohnung des Concertgebers, sowie bei Hrn. Buchbinder Römer und Abends an der Kasse zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Donnerstag, 10. Dezember 1868.

Zur Erinnerung an den 3. Dez. 1868 *).

Denk' noch oft des Jubeltages, den der Herr Dich schauen ließ,
Der in Winters Mitt' die Sonne wie ein Lenz Dir scheinen hieß,
Dessen Huld nicht blos vom Himmel solchen Glanz Dir hat bescheert,
Der Dich auch im Kreis der Freunde hat mit edlem Ruhm verklärt.
Wahrlich! es ist glaubenstärkend, wenn man darf mit Augen schau'n,
Wie der Herr schon oft hienieden Denen lohnt, die Ihm vertrau'n,
Wenn den Preis, um den der Jüngling und der Mann gekämpft so lang,
Gott dem Greise schenkt, ihm zeigend, daß er nicht vergeblich rang,
Wenn das Reislein, das der Gärtner hat mit treuer Hand gepflegt,
Nun zum Baum erwuchs, deß Wald rings reiche Lebensfrüchte trägt,
Daß die ganze Welt mit Augen offenbar es schauen kann:
„Das ist Segen, den der Herr gab dem Ihm treu ergeb'nen Mann."
Wirk' und kämpf' und ring' und siege, edler Krieger, lang noch fort,
Durch die That das Wort bekräft'gend und die That zugleich durch's Wort!
Ringe, bis Du obgesieget und Dein Aug' zum Lichte dringt
Und der Herr um's würd'ge Haupt Dir eine Siegespalme schlingt.



*) Am dritten Dezember feierte Hr. Kirchenrath Krieger sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum im Kreise seiner Collegen, der Geistlichen des Dekanats Zweibrücken, welche demselben bei der Darbringung ihrer Glückwünsche als Andenken an den festlichen Tag und als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung die Bilder der beiden Reformatoren Luther und Melanchthon überreicht hatten. Einer der Theilnehmer gibt der Erinnerung an den schönen Tag in dem oben mitgetheilten Gedichte Ausdruck.

Herz und Heim der Frau.

(Fortsetzung.)

In der Ecke des kleinen Gemaches lehnten alte Ruder; sie hatten ihre dunklen Seiten so oft in die klaren oder stürmenden Fluthen getaucht, daß sie; morsch und mürbe geworden, nun ein Ruheplätzchen in der Fischerwohnung fanden, allein die hölzernen Invaliden taugten doch noch zu etwas: zum Spiele und Trost der hungernden Knaben.

„O das ist schön!" rief plötzlich Willy, zwei der Ruder ergreifend; „mir fällt ein hübscher Zeitvertreib ein." Und sich platt auf die Erde legend, holte er eine ziemlich große Mulde unter dem Bett hervor, die er unfern des Tisches hinstellte. „Sieh, Walter, die Mulde duftet noch nach allen den guten Würsten, welche gestern die Muhme daraus verkaufte; vielleicht werden wir von dem schönen Geruch satt; und die Muhme kann es nicht übel nehmen, wenn wir das Holzgefäß da, das ganz einem kleinen Kahne gleicht, ein wenig benützen, dafür, daß sie es bei der Mutter einstellen durfte." — Husch! war der flinke Junge in der großen Mulde. Walter folgte, sein Leid vergessend, des Bruders Beispiel, und jedes ein Ruder in der Hand, wiegten sich die einsamen Kinder der Armuth lachend, schaukelnd in ihrem improvisirten Fahrzeuge ein Weilchen hin und her. Das Lichtstümpfchen auf dem wankenden Tische war nur noch ein Glied lang; es drohte in kurzer Zeit zu erlöschen. Da, unter dem lustigen Gekreisch der Knaben, schwankte der wundersame Kahn mit mächtiger Bewegung an den alten Tisch, das kleine, unscheinbare Lichtchen hüpfte wie ein neckender Kobold über die Häupter der erschrockenen Kinder weit weg und barg einen Moment nur in dem Stroh und dem alten Segeltuch, um mit reißender Schnelle zu glühender Lohe, zu leckender Gluth emporzuwachsen. Nicht der schäumende Ocean, von dem die armen Knaben mit Kinderphantasie träumten, nein, ein Flammenmeer schien sie einhüllen, verschlingen zu wollen! Zur Thüre flohen sie. Wehe, wehe, sie war ja verschlossen! Da fiel Willy's, des geisteskräftigen Jungen jammervoller Blick auf das kleine Dachfenster, nach dem Nachbarhause gelegen. Gott sei gepriesen! Rasch schlug er es ein.

„Feuer! Feuer!" tönte es in kurzer Zeit am Hafen entlang; der Sturm aber mit seiner hohlen Stimme blies in die Gluth; sein Athem streute die purpurgoldenen Funken weit umher, zischend fielen sie, einem mächtigen Sprühregen gleich, aus luftiger Höhe in den bewegten Strom, oder sie sanken, Sternschnuppen ähnlich, rechts und links nieder. Und die Gluth, welche die Nacht hellte, leuchtete auch weit hinüber in das Wittwenstübchen.

Die Doktorin, die eben ihres Kindes Brief zum dritten Male durchlesen, sah in stummem Entsetzen auf; der alte Herr aber vergaß sein lahmes Bein, sein ergrautes Haar.

„Ein frischer Geist und ein warmes Herz, die Kraft anfeuern und Trost bringen, können die Unglücklichen auch brauchen; das will ich ihnen bringen!" rief der Biedermann und fort eilte er.

Wie viele Arme sich auch regten, um zu helfen, wie viele junge Kräfte auch thätig waren, eine hohe, stattliche Männergestalt ragte besonders auf. Aber vorzüglich wandte sie sich dem Elend der Armen, nicht den brennenden Speichern der reichen Kaufleute zu. Mit Hast warf nun dieser junge Mann seine Oberkleider von feinstem Tuch und modernstem Schnitt von sich. Seine Augen hingen an zwei kleinen Gestalten, die, zwischen den Dächern stehend, sich fest an einander klammerten; Kinder waren es; man sah ihre Angst, ihr Weinen, ihr Angstgeschrei aber konnte man nicht hören, so zischte, sauste und brauste es umher. Des jungen Mannes Auge glänzte feurig, wie der große Solitär, der sein Chemiset schloß, und wenn sein wohlgeformter Mund sich öffnete, kurze, aber klare Befehle zu ertheilen, wurde ihnen wunderbar schnell gehorcht, wie stets einem überlegenen Geiste.

Der junge Mann schien ein Fremder; sein Accent war der eines Ausländers, allein Kraft, Muth und Menschenliebe wurden überall verstanden.

„Eine Leiter!" tönte seine kräftige Stimme hervor.

„Es wird zu spät sein!" kreischte das Volk. Ein herbeieilendes Weib stöhnte herzzerreißend: „Walter, Willy!" dann sank sie lautlos zusammen.

„Zurück, macht Bahn! Mit Gott!" rief der Fremde und dann erschallte seine Stimme bis zu den Dächern hinauf: „Wartet, meine Jungen, ich komme, nur noch einen Augenblick, haltet aus!" Oben zeigten sich deutlicher die zwei Knabengestalten, und durch Gluth und Dampf, von Funken umtanzt, umkracht von brennenden Sparren, stieg der junge Mann höher und höher zu ihnen empor auf schwanker Leiter. „Herrlicher, braver Junge, sei stark und halte den Kleinen nur noch eine Sekunde, wie Du ihn bisher so treulich behütet." ermuthigte er weiter. Willy war es, der seinen Walter umschlingend, ihn von einem Balken zum andern ziehend, durch das Fenster auf das Dach gerettet hatte, der ihn väterlich mit seinen kleinen Armen umfaßte; aber jetzt, das fühlte er, vergingen die jungen Kräfte. Da, in der furchtbarsten Noth erschien der starke Retter, dessen helles Auge die Kleinen entdeckt hatte. Nun

war er nahe, ganz nahe. „Schnell, mein Junge, denke, ich sei der Mastkorb, den Du erklettern sollst, steige empor an mir; so, schlinge Deine Arme fest um meinen Hals, stemme Dich sicher an, ich nehme Dein Brüderchen in meinen Arm. Seht, unten ist die Mutter, da bringe ich Euch hinab!“ —

Und unter dem Jauchzen des Volkes raffte der junge Mann die armen Kinder an sich; mit Todesangst von ihnen umklammert, betrat er sichern Fußes die oberste Sprosse der Leiter; langsam, denn die sengende Gluth preßte den Athem zusammen, stieg er weiter. Gott! Da stürzte brennendes Gebälk, seinen Weg hemmend, quer vor die Leiter. Oben der brennende Giebel, sich mehr und mehr senkend, unter ihm die von Flammen umzüngelten Sprossen; mit funkelndem Blick, mit wogender Brust stand der schöne, erbarmende Menschenfreund. Ein Wehruf tönte zu ihm empor; eine halbe Sekunde schaute er zum Nachthimmel empor, dann war sein Entschluß gefaßt.

„Habt Acht da unten!“ rief er hinab; „ich lege zwei herrliche Kleinode in Eure Arme. Tretet nahe zusammen, breitet gerettete Betten und Tücher aus! aber, um Gotteswillen, schnell, oder die Flamme verzehrt uns, die Leiter bricht!“ Und mit fester Hand faßte er nun den einen, dann den andern Knaben an den Kragen der groben Hemden und ließ sie niederfallen in die erbarmend sich ausstreckenden Arme der Helfenden, in die weichen Betten und Tücher. In der nächsten Sekunde brach die Leiter; zu derselben Zeit aber sprang der kühne Retter hinab, glücklich die niedrige, vorragende Mauer erreichend, die einen kleinen Garten vor dem brennenden Hause umfaßte. Seine Hände waren fürchterlich verbrannt, die dunklen Locken lagen versengt und wirr um Stirne und Schläfe, und ermattet brach er zusammen, als er auf den Steinen des Mauerwerkes niedersank. Seine Sinne schwanden; da tauchte ihm zur Seite die Gestalt eines alten Mannes auf; Rührung im Blick, Kraft genug im Arme, den Niedersinkenden zu umfassen, thätige Liebe im Herzen, hätte von nun an kein Vater treuer für den Fremden sorgen können, als Anna's Freund, der alte Karstedt. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte.

(Fortsetzung.)

„Die Gegend ist selbst am Tage fast ganz verlassen, die Spaziergänge auf dem Wall ziehen an hundert Schritte vor demselben vorüber. Rechts ist das R—ger Thor mit einem Wachtposten, links ein Artillerie-Laboratorium, gleichfalls mit einer Wache, beide Punkte von der Kapelle etwa fünf Minuten entfernt. Da die Bastion einen vorspringenden Winkel bildet, könnte man die Kapelle zwar von beiden Punkten aus erblicken, die angepflanzten Gesträuche und Bäume maskiren sie aber dergestalt, daß man nichts weiter als diese Gebüschpartie zu erschauen vermag. Das ist am Tage; zur Nacht kommt Niemand dorthin, es müßte denn eine Patrouille sein, die bei ihrem Vorübergehen ein verdächtig Geräusch in jener Richtung vernommen und hofft, ein paar Schmuggler zu ertappen.

„Im Laufe dieser Zeit war die Brustwehr der Bastion eingestürzt und hatte den schmalen Raum ausgefüllt, durch welchen sie früher von der Kapelle geschieden war. So kam es, daß man von jener Seite bequem in die Fenster des Gebäudes blicken konnte.

„Dies war die Oertlichkeit, nach der wir gingen. Wir bargen uns, so gut es geben wollte, in einer noch ziemlich wohlerhaltenen Schießscharte, und harrten lautlos. Es war ein furchtbares Wetter; ein Südwester kam über die Stadt daher, sauste in den Bäumen und Gesträuchen, und trieb uns Schnee und Regen ins Gesicht. Und dazu heulte er durch die leeren Fenster des Bau's und klapperte mit der kaum noch schließenden Thüre, daß ihr Euch nichts Melancholischeres und Unheimlicheres denken könnt. Die Zeit schlich.

„Es hatte eben Dreiviertel geschlagen — der Wind brachte den Klang hell genug herüber — als Schritte den Wall heraufkamen und sich uns näherten; es war jedoch so dunkel, daß wir nicht im Stande waren, eine Gestalt zu bemerken. Wir hörten dann die Thüre aufstoßen, darauf seinen Schritt auf dem Steinboden der Kapelle, darauf wurden die Fenster hell. Wir verließen unsern Platz und traten zur Mauer. Drinnen ging er umher, untersuchte den Raum, schloß die Thüre, leuchtete auch zu den Fenstern hinauf, und setzte endlich die Laterne nieder, um einen kleinen Spiegel an der Wand zu befestigen. „So recht,“ sagte er, da er hing. „Und wenn mir der kostbare Wind nicht das Dach auf den Kopf wirft, wird's schon gehen.“ Und nachdem er prüfend zu dem allerdings nicht übermäßig sichern Dach emporgesehen, zündete er eine zweite Laterne an, nahm die Pistolen aus der Tasche, überzeugte sich, daß sie im Stande seien, und steckte sie dann handgerecht vorn auf der Brust in den Rock. Wir konnten das Alles auf's Beste sehen. In der untern Ecke unseres

Fensters hatten sich noch einige blinde Scheiben erhalten, die uns nothdürftig zu sehen erlaubten, während sie uns vor ihm gänzlich verbargen. Uns schräg gegenüber, ein wenig links hatte er den Spiegel befestigt, bisher aber das Gesicht dem innern Raume der Kapelle zugewendet, so daß wir ihn genau sehen konnten. Er war, wie immer, ruhig und heiter, vielleicht ein wenig spöttisch, und was er zu besorgen hatte, besorgte er ruhig, ja gemüthlich.

„Da klang der erste Glockenschlag der Mitternachtstunde zu uns herüber, und er war wieder so unheimlich scharf und laut, daß wir —"

„Donnerwetter!" rief Einer, den Erzähler unterbrechend, und fuhr vom Stuhle empor und streckte die Hand gegen das Fenster aus. „Hört Ihr?" — Und man hörte in der That eine ferne Uhr dumpf und leise schlagen. — „Ja," sprach ein Anderer, „es schlägt zwölf. Das ist ein sonderbares Zusammentreffen. Du bist ordentlich blaß geworden, Dicker!" — „Laß es gut sein," erwiederte dieser mit gerunzelter Stirn. „Fahre fort, Franz." —

„Mit dem ersten Schlage," erzählte er, „hob Joseph die Laternen gegen den Spiegel und begann seinen Namen herzusagen, langsam, klar und fest, — es schallte seltsam in dem gewölbten Raume. Und als er fertig war, fing er von Neuem an: „Joseph — Emil — Gustav —" Da stockte er, neigt er den Körper gegen den Spiegel, als wollte er darin Etwas genauer ansehen, wandte sich dann jäh um, ließ die eine Laterne fallen, riß ein Pistol aus dem Rock, war leichenblaß und mit wild umherrollenden Augen, hob das Pistol gegen eine Ecke — und stürzte, noch bevor er abzudrücken vermocht, wie von einer Kugel ins Herz getroffen zusammen. Er sank nicht, er schlug nieder; ich habe niemals so etwas gesehen."

„Aber was war es denn?" fragte Einer athemlos.

„Wer weiß das?" war die Antwort. „Nichts war zu sehen in dem leeren Raume, nichts zu vernehmen; der Sturm hatte ein paar Sekunden ausgesetzt, es war todtenstill, nicht ein Zweig rührte sich. Wir stürzten hinein, wir rafften die noch brennende Laterne auf, zündeten die andere an, nahmen den armen Burschen und lehnten ihn gegen die Wand; Wussow, der Mediziner, riß ihm die Binde ab, Rock und Weste auf — er war bewegungslos, ohne Gefühl, ohne eine Spur von Leben. Der Dicke und ich untersuchten Alles auf's Peinlichste. Im Spiegel war nichts zu sehen als die gegenüberstehende Wand; daß er uns auf unsrem Lauscherposten erblickt, war unmöglich. Wir versuchten's. Ich ging hinaus und stellte mich hin, wo wir gestanden — der Dicke stand vor dem Spiegel und gab acht. Er sah nichts. Ich ging zum nächsten Fenster, wo Wussow gestanden — er sah wieder nichts, wie viel Stellungen ich auch annahm.

„Es blieb nichts übrig, als den Besinnungslosen in die Stadt und in Wussows nahegelegene Wohnung zu schaffen und dann nach Aerzten zu eilen. Er kam wieder zu sich, phantasirte aber auf das Wildeste, jedoch kein Wort, nicht ein einziges über das Geschehene. Dann — laßt es mich kurz machen — verfiel er in eine Gehirnentzündung; und als er gesund ward, war er wahnsinnig," setzte Franz mit bebender Stimme hinzu. „Zuerst war er nur tiefsinnig, erkannte aber Niemand und wußte von nichts, was passirte. Dann verfiel er in Tobsucht, ward zu seinen Eltern nach S. geschafft und existirt noch in dem berühmten dortigen Institut. — Da habt Ihr die Geschichte des dreiundzwanzigsten Novembers." —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wasser-Velocipede.) Eine sinnreiche Anwendung des Prinzips der Velocipede auf die Anwendung des Ingenieurs M. Thiery, erregt auf dem See Enghien in der Nähe von Paris die Aufmerksamkeit der Besucher. Ein Paar leichte Pontons, ungefähr 12 Fuß lang, die sich an ihren Enden berühren, sind durch eiserne Stangen auf eine geringe Entfernung miteinander verbunden. Zwischen ihnen befindet sich das treibende Schaufelrad. In der Mitte, in einer Höhe von 2 Fuß über dem Wasser, befindet sich ein Sattel als Sitz für den Schiffer, und an jeder Seite des Rades eine treibende Kurbel für die Füße. Ueber dem Rade ist eine Drehhandhabe zur Steuerung. Mit der geringsten Bewegung der Füße ertheilt diese einfache Maschine dem Doppelschiffchen, das schwerer umzuwerfen ist als ein Boot, eine überraschende Geschwindigkeit. Für den Fischfang oder zum Vergnügen dürfte sich diese Wasser-Velocipede sehr eignen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Samstag, 12. Dezember 1868.

Herz und Heim der Frau.

(Fortsetzung.)

Entfesselte Elemente und — Meeresstille.

Als der nächste Morgen voll und glänzend am Himmel aufging, schaute er gleich freundlich auf die wüsten, rauchenden Brandstätten, das Elend hell beleuchtend, wie durch die Rollgardinen in ein stilles, allem Geräusch fernes Zimmer im Hause des Forstrathes. In dem Gemache aber ruhte, die Augen geschlossen, der junge Fremde. Oft zuckte es wie Schmerzgefühl über seine edlen Züge, allein nur ein Zusammenpressen der Lippen, keine Klage that sein Leiden kund. Kühlende Getränke, von Frau Anna's Hand bereitet, standen auf dem kleinen Tisch; Decken waren am Boden hingebreitet, den Schall der Tritte zu dämpfen, und tiefe Stille herrschte ringsum. Die Doktorin entfaltete all ihr medizinisches Wissen, einst dem Gatten abgelernt, in weiblicher Milde. Sie war die sanfteste Pflegerin, und wenn sie sich zum Haupte des Jünglings niederbeugte, seinem Athem zu lauschen, seinen Puls zu fühlen, empfand jedesmal der alte Karstedt: so still und erbarmend kann eben nur ein Weib walten. Es gibt Ahnungen im Menschenherzen und mit leisem Wehen fühlen wir in besonderen Lebensmomenten ihren Flügelschlag in unserer Seele. So war Frau Anna's Blick wie gebannt an das ernste, edle Antlitz des Leidenden, und sie forschte in ihren Erinnerungen, ob und wo diese oder ähnliche Züge schon vor ihren Augen auftauchten. Da glitt leise das feine Taschentuch, das verhüllend die Stirne des Schlummernden deckte, zur Erde, und das reiche Wappen, der Namenszug in eine Ecke gestickt, lichtete das Dunkel in ihrer Erinnerung, hauchte ein Lächeln erhöhter Theilnahme auf das Gesicht der Pflegerin! —

Es waren wenige Wochen seit dem unglücklichen Abend vergangen, welcher das Feuer am Hafen aufgehen sah, und in dieser Zeit hatte ein Nervenfieber den jungen Fremden im Hause des Forstrathes heimgesucht. Heut' saß er, obwohl noch blaß, doch mit wieder auflebendem Glanze im Auge, auf weichem Divan, von Kissen und Decken umgeben. Ihm zur Seite stand eine Frauengestalt; sie hatte sanft einen Arm um seinen Hals geschlungen, sein Haupt an ihren Busen lehnend. Schwarz war das Gewand, das ihre Glieder umschloß, schwarz die Verhüllung des Haares, das wie Goldschimmer hindurch leuchtete; aber ein Schirm umgab das Haupt, die Augen der Frau deckend, als ob sie selbst das Dämmerlicht der Krankenstube scheuten.

„Mein Polydor, fühlst Du Dich auch wirklich stark genug, um zu erzählen?“ frug die Dame in Trauer.

„Gewiß, Mutter!“ klang die Antwort.

Der junge Mann zog die so Angeredete neben sich auf den Divan und ihre feine, mit blitzenden Ringen gezierte Hand an seine Lippen.

In der Nische des Fensters hatte bis jetzt die Doktorin gesessen, dem wirbelnden Spiele der Schneeflocken zuschauend. Sie hatte der fernen Tochter gedacht. Ob ihre Gedanken aber auch ferne waren, ihr Ohr war schon an die Stimme des Genesenden gewöhnt; sie hörte ihn mit der Mutter flüstern. Die Beiden wollen allein sein, dachte sie, und leise sich erhebend, schritt sie der Thüre zu.

„Mütterlein Anna, — nicht wahr, ich darf so sagen? Papa Karstedt lehrt mich das,“ rief der junge Mann, „gehen Sie nicht fort! Mögen Sie keinen Blick in mein früheres Leben thun, das ich ohne Scheu enthüllen kann, Sie liebe, treue Pflegerin!“

Die Dame aber, unsicher in ihren Bewegungen, streckte bittend die Hand nach der Doktorin aus.

„Meine theure Freundin, der ich so vielen Dank schulde, Sie bleiben, nicht wahr?“ bat sie, „und nehmen den drückenden Schirm von den Augen,

legen Sie mir lieber die leichte, seidene Binde dafür um."

Es geschah so, und in dem kurzen Moment, wo sich das Gesicht der Dame unverhüllt zeigte, waren die Züge der Gräfin Corsatzky zu erkennen, welche vor drei Jahren im Damen-Coupé die Doktorin kennen lernte und so muthig der Residenz und einer schmerzvollen Operation entgegen eilte; diese ward ausgeführt, ihr Leben gerettet, allein der Preis dafür war das schöne, helle Augenlicht.

„Du weißt, Mutter," begann Polydor, und eine fieberhafte Röthe bedeckte momentan sein Gesicht, „es erging Deinen Söhnen fast wie den Söhnen der Fürstin von Messina, nur Gott Lob, daß nicht die Schwester Liebe und Tod gab; — Deine Söhne begegneten sich auch in gleicher Neigung für die schöne Tochter eines hochgestellten Seemannes. Bis dahin hatten Thaddäus und ich uns brüderlich umschlungen gehalten; kein Gedanke spiegelte sich in der Seele des Einen, den nicht der Andere errieth; keine Jugendfreude strahlte ins Leben, die uns nicht gleichzeitig Beide anlächelte. Aber nun begann die Eifersucht ihre brennende Fackel in unsere Herzen zu werfen und — langsam, aber sicher, trennten sich diese Herzen. Das fröhliche Wort, das uns sonst verbunden, verwandelte sich in düsteres Schweigen; die Blicke, sonst sich offen, ja sehnsüchtig suchend, mieden sich, wurden forschend, lauernd. Wir verlernten den Austausch unserer Gefühle, Mutter, ich mag Dich nicht Schritt für Schritt in das Dunkel leiten, das unsere Bruderliebe tief verhüllte."

„Mein Sohn," bat leise und zitternd die Gräfin, „Du wirst Dir schaden, Deine Stirne brennt."

„Nicht doch! Was ist eine brennende Stirne gegen die schmerzliche Gluth im Herzen? Ich sehnte mich lange, zu meiner Mutter zu flüchten und sprechen zu dürfen, nun — das Weh überwinden; feige wäre es gewesen, Dich zu quälen, als es mich noch niederbeugte. Ich glaube, für einen Mann gibt es nicht so viel Schweres, als seinen Stolz gebrochen zu sehen, und sei es auch nur für kurze Momente. Ich lernte das empfinden, und die Lehre war hart, als ich einsah: Olga fühle für mich nichts, ihr Herz neige sich zu Thaddäus. Die einzige Tochter mit ihrem sanften Flehen, der feurige Mann mit seiner glühenden Liebe bestürmten des alten Vaters Herz und segnend legte er ihre Hände in einander. Der gebeugte Stolz ward nun bei mir zu trotziger Kraft und der Ocean erst recht meine Heimath. Die kalten, brausenden Wellen kühlten das Feuer in meiner Brust, das ich so gern vor Aller Augen verborgen hätte. Kurze Zeit nach der Botschaft von jener Reise in die Residenz, wo diese lieben Lichter erloschen," Polydor küßte sanft die bedeckten Augen der Mutter, „nachdem der Vater heimgegangen war, für immer Frieden zu finden für seine umdüsterte Seele, da ward es mir vergönnt, die erste weitere Reise auf dem wundervollen Meere, dem Elemente meines Lebens zu machen. Mutter, ich ward ein Mann im Toben dieses Elementes! — Geklärt, ohne Neid, kehrte ich heim aus der Weite; das Herz schlug versöhnt. Drei Jahre thun viel. Was für Lebensbilder waren an mir dahingezogen, was für Erfahrungen hatten den Geist reifer, den Gesichtskreis weiter, das Herz fester gemacht. Ich brachte meine brüderliche Liebe wie in der Kindheit, rein und voll dem Thaddäus und — seinem schönen Weibe mit. Muscheln hatte ich auf ernst bewegter Meerfahrt genug gesammelt, das aber war eine Perle.

„Unser stolzes Schiff segelte dem Hafen von St. zu; Du weißt, jener Hafen ist nicht allzuweit entfernt von dem hiesigen; der zu St. sollte uns laut höherer Ordre für eine Weile aufnehmen, und während wir Depeschen abwarten mußten, wurde mir vom Kapitän Urlaub zu einem Ausfluge hierher ertheilt; ich wollte die schöne Hafenstadt hier kennen lernen; ich glaube, es gibt Ahnungen im Menschenherzen;" — die Doktorin nickte, sie hatte ja auch schon oft so gedacht. „Ein düsterer Herbstabend senkte sich nieder, und Nebelgrau, undurchdringlich, bösen Nixen gleich, bereit, uns zu ersticken in den wolkigen Schleiern, welche sie ausbreiteten, hüllte unser dem Hafen von St. mehr und mehr zueilendes Schiff ein. Die Schiffslaternen wurden ausgehangen; allein ihr Licht ward matt und unsicher in der feuchten Luft. Mit gekreuzten Armen und düsteren Blicken schritt der Kapitän auf dem Verdeck hin und her. Ich lehnte am großen Mast, meine Seele war in der Heimath; mein Kopf brannte, vielleicht regte sich schon jene Krankheit in mir, die alle Barmherzigkeit des Mütterleins Anna in Anspruch nahm. — Jetzt trat der Kapitän dicht vor mich. „„Sind es die abscheulichen Nebel," sprach er, „oder ist es die unsichere Beleuchtung der Laternen, deren Lichter heute die Augen nicht aufthun können wie schlaftrunkene Landratten, Sie sehen bleich aus wie der Tod, Corsatzky."

„„Mein Kopf brennt, doch die Nachtruhe im Hafen wird Alles wieder gut machen, Kapitän!"

„„O daß wir erst so weit wären! — Wissen Sie, Corsatzky, es ist ein altes, wahres Wort: die Spieler sind abergläubisch, doch die Seeleute auch. Wagnisse schaffen Zweifel, aus Zweifeln, Fürchten, Hoffen aber wächst der Aberglaube empor.

Nun ich mich wieder diesem Hafen nähere, kann ich ein Bild nicht vor meiner Seele los werden; ein alter Seemann, wie ich, sollte sich schämen, an derlei tausend Male Gesehenes, wohl auch selbst Erlebtes so lange zu denken; allein ein solches Zusammentreffen der Umstände," — — der Kapitän schüttelte sich wie im Fieberfrost.

„„Darf ich das Bild nicht auch sehen, Kapitän?" frug ich.

„„Es wird eben kein Abkühlungsmittel sein gegen die Hitze in Ihrer Stirne," sagte er abwehrend.

„„O, es ist ja die Stirne eines Seemannes, geküßt von allen Winden, gehärtet von allen Stürmen, die sie umbrausten."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte.

(Fortsetzung.)

Erst nach einer langen Pause sagte Einer oder der Andere sich schüttelnd: „Das ist gräßlich!" — Und nur Einer fragte: „Hat man nie eine Spur gefunden?" — Franz schüttelte schwermüthig den Kopf.

Da stand plötzlich der Dicke auf, und mit tiefer Stimme sprach er: „Darin irrt Franz; es gibt eine Spur, er will sie nur nicht gelten lassen. Für mich aber ist sie nicht nur da, sie ist vielmehr für mich die klare, feste Gewißheit. Sage nichts," fuhr er gegen Franz gewendet fort, „sage nicht, daß nichts bewiesen sei, nichts fest stehe. In meinen Augen steht es fest, und — juristisch, glaube ich, würde er auf die Indizien hin überführt genannt werden. Mit einem Wort — Wussow hat die Hand dabei im Spiel gehabt. Wie? das weiß ich nicht; wir haben ihn nie darum gefragt, er hat nie etwas davon verlauten lassen. Aber es ist dennoch so. — Er stand während der Geschichte nicht bei uns, sondern an einem andern Fenster der Kapelle, Joseph beinahe im Rücken. Und dann nachher — wir waren mit dem armen Burschen befreundeter als er, und dennoch war unser Schmerz, unsere Trauer gar nicht zu vergleichen mit seiner Trostlosigkeit, seiner unaussprechlichen Verzweiflung. Und Ihr kennt ihn ja, Ihr habt ihn auch heut von Franz schildern hören — er ist phlegmatisch, ist trocken, er ließ sich durch nichts exaltiren. Und nun mit einem Male diese Verzweiflung, die ihn beinahe dazu brachte, Hand an sich selbst zu legen. Er wich nicht von Joseph; er begleitete ihn endlich zu den Eltern ins Irrenhaus. Er absolvirte dann seine Examina auf das Schnellste, ließ sich in S. nieder, und zog seine dortige sehr beschränkte Stellung den brillanten Aussichten vor, die ihm sein Onkel in B. selbst eröffnete. Der alte Herr wollte dem Neffen den größten Theil seiner Praxis übergeben. Aber, wie gesagt, er ging nach S., war den armen Eltern ein Sohn, besuchte täglich den wahnsinnigen Freund, schlug sich lange kümmerlich durch. Und wenn das Gespräch auf den Unglücklichen und die Katastrophe kommt, ist er noch bis ins Innerste erschüttert. — Nun sagt selbst," schloß der Sprecher nach einer ernsten Pause.

Sie schwiegen Alle. „Das bleibt aber unter uns," sagte der Dicke endlich. „Er ist unser braver Freund. Und wenn er's verschuldete, so hat er seinen Knabenstreich wie ein wackerer Mann bereut, gebüßt und gut gemacht, wie es möglich war. Hat er es nicht verschuldet, so verzeihe mir Gott. Nach meiner Menscheneinsicht kann ich jedoch nicht anders urtheilen."

Die Zuhörer waren erschüttert; dieser Ernst, diese Bewegung des sonst so gutmüthigen und ein wenig leichtsinnigen Lebemannes machte auf Alle den tiefsten Eindruck.

Franz stand endlich auf und füllte die Gläser wieder, und schob die Cigarrenkiste in die Mitte des Tisches. „Greift zu," sprach er dabei. „Und nun nehmt die Gläser zur Hand und laßt uns einen stillen Toast trinken auf unsern unglücklichen Joseph. Möge ihm der Herrgott bald Frieden — Mein Gott, was ist denn das?" unterbrach er sich jäh, denn in dem Augenblick ward drunten im Hause die Hausthür so hart zugeschlagen, daß die Fenster zitterten und die Gläser leise klirrten. „So was habe ich nie hier im Hause gehört," bemerkte er kopfschüttelnd, „und nun gar mitten in der Nacht!"

„Horch!" rief Einer und hielt den Finger empor, „es kommt noch Jemand." — Und wie sie aufhorchten, hörten sie allerdings schwere stampfende Schritte die Treppe heraufkommen; jetzt kamen sie auf die zweite Treppe. „Der kommt zu Dir," meinte der Dicke. — „Wer kann das noch sein?" fragte ein Anderer.

Und indem war der späte Gast oben, stampfte, als ob er den Schnee abtreten wollte, schüttelte den Mantel, fühlte dann auch an der Thür nach dem Drücker, klopfte an, und auf Franz's Herein! — öffnete sich die Thüre, ein Mann im Mantel trat herein und sagte: „Guten Abend, Ihr Herrn."

„Wussow!" rief Franz und fuhr erschrocken zurück wie vor einem Gespenst.

„Wussow! lupus in fabula!“ rief auch der Dicke zugleich und sprang auf, und die Andern folgten nicht weniger überrascht und bestürzt.

„Nun mein Gott, ja ich bin's,“ sprach der Ankömmling, der noch immer mit dem Mantel um die Schultern und die Reisemütze auf dem Kopf neben der Thüre stand. „Ist denn das so ganz unglaublich, daß Ihr vor mir erschrecket? — Ich weiß, es ist Dein Geburtstag, Franz. Da nimm meine Hand, alter Junge.“ Und er streckte die Hand aus.

Franz hatte sich inzwischen gefaßt. Er umschloß die Rechte des Freundes mit beiden Händen und zog ihn weiter ins Zimmer. „Verzeih' uns, lieber Gesell,“ sagte er dabei herzlich. „Wir waren in allerlei trüben, ernsten Gesprächen, gedachten dabei auch Deiner auf's Lebhafteste — und da trittst Du ein. Wie konnten wir Dich zu dieser Zeit, zu dieser Stunde erwarten? — Nun aber leg' ab, sei uns recht willkommen und erzähle!“ —

Wussow wandte sich aber den Andern zu. „Noch einmal, guten Abend, Ihr Herrn,“ sprach er; „auch Du da, mein alter Dicker? Grüße Dich Gott, alter Schatz!“

Auch der Genannte nahm die Hand des Freundes, allein er zog sie zurück. „Sapperment,“ meinte er dabei, „was ist Deine Hand kalt!“ — „Das hab' ich auch gespürt,“ setzte Franz hinzu. „Und Du siehst überhaupt furchtbar angegriffen aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In welchem Zusammenhang die Häringe mit dem Heirathen stehen, läßt sich auf den ersten Blick kaum erkennen; daß aber ein solcher Zusammenhang, zum wenigsten in Schottland, besteht, erhellt aus einer Statistik des Registrators von Clyne (Sutherland) für das mit dem 30. September abgelaufene Quartal. In diesem für die Generalregistratur von Schottland gefertigten Ausweis finden sich Geburten und Sterbefälle nach Gebühr verzeichnet; die Spalte für die Heirathen ist mit der Anmerkung ausgefüllt, daß „in Folge der unergiebigen Häringsfischerei keine Ehebündnisse abgeschlossen wurden.“ Ebenso in Fetlar, während in Eyemouth (Berwick) während des ganzen Jahres nur eine einzige Heirath registrirt wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Dienstag, 15. Dezember 1868.

Herz und Heim der Frau.

(Fortsetzung.)

„Der Kapitän, bereit zu erzählen, that vorher redlich seine Pflicht: er strengte sich an, einen prüfenden Blick durch die Nebelschichten, die unser Schiff umwallten, über die See zu senden; er untersuchte jeden Posten, ermahnte überall zur Wachsamkeit und dann erst kehrte er wieder an meine Seite zurück und begann: „„Es war vor mehreren Jahren, als ich, wie jetzt, von weiter Reise heimkehrend, hier im Hafen mich vor Anker legen wollte. Der Abend brach an, die See stürmte fürchterlich, nicht weit von hier war schon ein Schiff gestrandet. Sie kennen die Gefahren alle, die den Seemann bedrohen. Die Mannschaft des strandenden Schiffes, den nahen Tod vor Augen, gab Nothsignale. Wohl flammte Licht im Leuchtthurm, wohl wurden die Signale vernommen, allein das grause Toben des entfesselten Elementes hinderte die Bemühungen des rettenden Lootsen. War das ein Anblick! Welle auf Welle übte ihr Vernichtungswerk. In Todesangst erkletterte die Mannschaft die Takelage, klammerte sich an Planken, Masten, was sie mit im Todeskampf zuckenden Händen erfassen konnte. Eine Weile, und diese Hände wurden matt; sie öffneten sich, — mit ihnen gleichzeitig der dunkle Schlund der Wellen, die Sinkenden zu verschlingen. Nur der Schiffseigner, am Bugspriet in der entsetzlichsten Lage hangend, den blechernen Kasten um den Hals, war immer und immer wieder zu sehen, so viele Wellen auch schon über ihn wegbrausten. Sein Haar, rückwärts niederhängend, troff vom Wasser, und der Sturm mühte sich umsonst, es zu trocknen, während er es um das todesbleiche Antlitz peitschte. Der Herr und ein Pudel, sein treuer Begleiter, waren die einzigen noch lebenden Wesen auf dem Wellenhause. Der Hund hatte ein Schiffstau im Maule; instinktmäßig hielt er es eisenfest zwischen den Zähnen und ließ sich immer und immer wieder gegen die Planken des Schiffes werfen, das seinem Untergange zueilte. Endlich, endlich war der Sturm geringer, und als eben die letzte Kraft des Herrn wie des treuen Hundes schwand, konnte der Lootse nahen und Beide sanken sie todesmatt hinab in das rettende Boot. — Der andere Morgen strahlte, als sei kein entsetzliches Leid zur Nacht geschehen, als seien in ihr keine warmen Menschenherzen gebrochen, auf das Wrack, auf die Leichen der Schiffbrüchigen nieder. Wie könnte auch die große Natur einen Moment nur in ihrem mächtigen, schaffenden Walten stillstehen, ihr Werk ruhen lassen über dem Jammer und Wehe der Einzelnen unter den Millionen!“ Der Kapitän starrte sinnend vor sich hin, wie in der Erinnerung an jene Schreckensnacht versunken.

„Und war das Schiff nicht versichert?“ frug ich mit ernster Theilnahme.

„„Ich sprach vorhin von besonderen Umständen bei dem Schiffbruch,“ begann der Kapitän wieder. „Ja, es war wohl versichert, allein die Versicherung lautete erst vom 1. November Nachts 1 Uhr ab. Die Nacht des Schiffbruches war die des 1. November, aber die Kraft des Wellenhauses reichte nur bis zum zwölften Glockenschlage aus, da hatte es eine Leiche, ein verstümmeltes Wrack, seine Planken den stürmenden Wellen zum Spielzeug übergeben, und als es 1 Uhr tönte, da schlug der gerettete, aber verarmte Eigner matt seine Augen auf. „„Cäcilia!““ rief er, „„verloren für mich, verloren!““ sein Weib und sein Schiff trugen diesen Namen. Es waren für Tage die einzigen Laute, welche über seine Lippen glitten. Am 10. Nov. traf aus seiner Heimath die Nachricht für ihn ein: in der Nacht vom 1. auf den 2. November sei sein Weib zum ewigen Schlummer heimgegangen. Es war das Alles selbst für einen Seemann zu

viel, das Licht seines Geistes erlosch und dort, in der Richtung des Leuchtthurmes nach der Stadt zu, haben sie den Armen in kleiner freundlicher Zelle des Irrenhauses geborgen, wo er entweder träumend vor sich hinstarrt oder Modelle baut zu Schiffen, die, — seiner Meinung nach, nie untergehen können. Soll er ruhig bleiben, so muß man ihm seinen alten, treuen Pudel und die Aussicht auf das Meer, das treulose und doch selbst in der Geistesnacht so geliebte Element lassen." —

„Der Kapitän schwieg; ich auch. Es war doch ein gewaltig erschütterndes Lebensbild, das er da vor meinen Augen aufgerollt hatte, und ich dachte: wie entsetzlich grausam oft das Schicksal mit wenigen Schlägen den Menschen an Herz und Gut zum Bettler machen kann!

„Dort leuchtet es wie ein kleiner Lichtschimmer zur See!" tönte die Stimme des Mannes am Steuer und weckte uns auf aus unserem trüben Sinnen. Ja, es gibt verahnende Stimmungen in der Menschenbrust, die meines armen Kapitäns sollten sich bald erfüllen. Die Augen des Kapitäns und der Mannschaft strengten sich an, der Junge im Mastkorb lugte scharf aus, deutlich das kleine schwimmende Haus, das uns entgegen steuernde Schiff und seinen Cours zu erkennen. Das Sprachrohr am Munde des Kapitäns tönte warnend zu ihm hinüber; es fehlte, Gott ist mein Zeuge, an keiner Art Vorsicht, allein die entsetzlichen Nebel! Wer jemals zur See war, kennt ihre Tücke, ihre grausamen Täuschungen, sie mußten auch das Auge des uns entgegen schwimmenden Steuermannes blenden, umsonst strebte unser mächtiges Segelschiff auszuweichen, der kleine Holländer glitt näher und näher und wie der Vogel in den Rachen der Schlange, so flog er gleichsam unter die gewaltigen Planken unseres Dreimasters!"

Die Frauen bargen erschüttert ihr Antlitz in den Händen, Polydor fuhr fort:

„Ein einziger unvergeßlicher Weheruf des Holländers tönte empor, dann war es todtenstill und unser mächtiges Schiff segelte majestätisch über sein tief unter seinem Kiel versunkenes Opfer, als müsse es so sein und als dürfe es den eigenen Weg nicht begrenzen lassen durch das Todeswehe der unter ihm brechenden Herzen."

„Um Gotteswillen, was wurde dann?" frug angstvoll die Gräfin.

„Still, Liebe!" beruhigte der Sohn. „Gott ließ mich zum Theile sühnen, was mein Element verbrach. Zwei Tage nach jenem schrecklichen Abend voll undurchdringlicher Nebel gab ich mein Leben preis; nicht im Wogen-, sondern im Feuermeer und legte zwei blühende gerettete Knaben an die Mutterbrust, — während die Leichen im Hafen zu St. vielleicht meinem armen Kapitän für seine alten Tage einen Ruheplatz in der Nähe sibirischer Goldwäscher sichern!"

Die Gräfin schauderte; Polydor fuhr fort: „Hatte ich schon vor jener Katastrophe um Urlaub hierher gebeten, jetzt drang ihn der Kapitän mir auf. Der russische Gesandte, der Konsul, die hier in der Stadt ihren Sitz haben, sie konnten vielleicht vermittelnd, aussöhnend, das Loos meines armen Vorgesetzten mildern. Deßhalb eilte ich, mit den nöthigen Depeschen versehen, schleunigst her und gab sie ab. Noch fesselten mich diese Angelegenheiten am Ort, aber stürmende Unruhe jagte mich umher. Am Hafen entlang gehend, glitten an meiner Seele jene unglücklichen Momente vorüber, da brach das Feuer aus. Gottlob! daß ich hineinstürzen durfte, mein Leben zu wagen." —

„Das nahe seinem Ziele war," sagte die Doktorin.

„Ein Traum schien es mir, als ich erwachte zum Bewußtsein," fuhr der Erzähler fort, „und das milde Frauenbild, das Mütterlein Anna, über mich gebeugt sah, wie sie bald mich, bald mein Taschentuch so recht innig ansah."

„Ich erkannte darin dasselbe Wappen, das ich vor Jahren an den Karten der Gräfin im Damen-Coupé gesehen, und die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn sprach auch gewaltig zu meiner Seele. Der junge Russe vom Schiffe „Alexander" wurde vermißt und hier bei uns gefunden. Das gab Alles Aufklärung. Aber Ihr Leben hing wirklich nur an einem Haar. Da meinte der Forstrath und ich, das Mutterherz würde es uns nie vergeben, wenn wir mit dem Rufe zögerten: „Komm', deinem Kinde droht Gefahr!"

„Ja, und die Mutter kam," sprach bewegt die Gräfin. „O daß ich danken könnte für so viel treue Liebe dem Mütterlein Anna. Es ist ein wahres Wort: Liebe ist das Element der Frauen."

Die Doktorin sagte: „Selig, die darin walten dürfen und nicht öde und vereinsamt, ein Bild steten Entsagens, mit einem leeren Herzen, ohne Beruf durch das Leben gehen, bis das arme Herz, heiß wie die Wüste, aber auch öde, wie sie ist, für immer." —

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Marseiller Giftmischerinnen.

Am 3. Dez. und den folgenden Tagen standen die drei Marseiller Frauen, welche ihre Männer

vergiftet hatten, nebst ihren vier Hilfspersonen vor dem Assisenhofe in Aix. Sie heißen: 1) Marie Autrand, Wittwe Ville, 41 Jahre alt, Porzellanhändlerin, 2) Marie Rosa Alavena, Wittwe Salvago, 30 Jahre alt, eine geborene Italienerin, 3) Antonie Josephine Duguet, Wittwe Gabriel, 20 Jahre alt, Weinwirthin, alle in Marseille wohnhaft. Die Hilfspersonen sind: 1) Der Kräuterhändler Johann Franz Joye; 2) die Kartenschlägerin Franziska Lambert, Frau Copello; 3) die Mutter der Wittwe Gabriel; 4) eine Frau Flayel, Haushälterin. — Die Anklageschrift gibt uns einen Abgrund von Schlechtigkeiten und Verbrechen zu sehen; drei Ehebrecherinnen, theils durch die Kartenschlägerin, Wittwe Gabriel, aber auch durch ihre Mutter verleitet und unterstützt, verschaffen sich von dem Kräuterhändler Giftstoffe und bringen ihre Männer damit um. Diese waren schon Wochen lang begraben, als auf folgendem Wege die Gerichtsbehörde Kenntniß von den Verbrechen erhielt. Ein Maurer, Bartholomäus Marino, machte einem Polizeikommissär in Marseille die Anzeige, daß die drei genannten Frauen ihre Männer durch Gift umgebracht hätten, und zwar mit Hilfe und Unterstützung von Joye und Frau Copello. — Wie kam aber der Maurer Marino zur Kenntniß der Vergiftungen? — Auf eine ganz besondere Art. — Er selbst ist verheirathet mit einer braven Frau, lebt aber schon seit 2 Jahren in intimem Umgange mit Marie Autrand (Nro. 1). Seine Frau ist Blumenhändlerin und sitzt den ganzen Tag auf dem Markte, wo auch die Straußhändlerinnen ihre Buden haben. Eines Tages kam nun Frau Copello dahin, suchte die Frau Marino, fand sie aber nicht, sagte deßhalb der Besitzerin der Nachbarbude: Frau Marino solle sich in Acht nehmen, ihr Mann habe eine Geliebte und diese wolle sie durch Gift umbringen, der Kräuterhändler liefere das Gift u. s. w., besagte Geliebte habe auf die nämliche Weise ihren eigenen Mann umgebracht. — Als Ehefrau Marino dies erfuhr, brach sie in Thränen aus und erzählte es ihrem Manne, der sie besänftigte und tröstete, aber im Geheimen beschloß, der Sache auf den Grund zu sehen. Er stellte zuerst die Wittwe Ville zur Rede, welche aber Alles leugnete und nur zugab, daß sie mit dem Kräuterhändler in Verbindung gestanden wegen des Ankaufs einer Weinstube. — Marino glaubte ihr nicht, wandte sich nun an Frau Copello, welche von nichts zu wissen erklärte und ging dann zu Joye, dem er vorlog, als Geliebter der Wittwe Ville wisse er Alles, was vorgegangen, allein es sei erst die Hälfte besorgt, es müsse nun auch Frau Marino aus der Welt geschafft werden. Durch diese und andere Reden machte er den Schuft von Joye treuherzig und versprach, die Sache gut zu besorgen; wenn der Ehemann Ville lange gelitten habe, so sei er nicht schuld, sondern die Frau Copello; auf den Wunsch von Marino solle dessen Frau schneller expedirt werden. — Wie dann ausgemacht wurde, brachte Joye ein weißes Pulver zur Wittwe Ville, welche — mittlerweile von Marino wiederholt zu Rede gestellt, ihm Alles gestand, die er selbst aber weißmachte, er wolle seine Frau wirklich vergiften. — Das weiße Pulver war Arsenik und Blätter von Belladonna. —

Was ergab nun die Untersuchung?

I. Vergiftung von Anton Ville.

Dieser Mann war Weber, dann Leinwandhändler und lebte zuletzt von seinen Renten, hatte nicht den mindesten Verdacht der Untreue gegen seine Frau, welchen diese auch früher nicht verdiente, und kümmerte sich nicht um ihr Thun und Treiben; diese Frau hatte einen Handel mit Porzellan und Steingut, hatte auch alles Geld unter den Fingern. In den letzten Jahren schaffte sie sich einen Liebhaber um den andern an, zuletzt auf Empfehlung einer ihrer Mägde den Denunziant Marino. Dieser war ein Bekannter vom Liebhaber (jetzigen Ehemanne) der Magd, und Letztere scheint von ihrer Dienstfrau angegangen worden zu sein, ihr einen Liebhaber zu verschaffen, da sie gerade einen solchen, der Gendarm war, verloren hatte. Marino wurde nun empfohlen und von Frau Ville mit Freuden angenommen. Sie war in denselben rein vernarrt, vernachlässigte ihr Geschäft, wurde verschwenderisch und bezahlte sogar ihrem Liebhaber den Taglohn, wenn er ihretwegen einen Tag Arbeit versäumte. Immer unruhig, ob er sie auch innig liebe, wandte sie sich deßhalb an die Kartenschlägerin, von welcher sie die Auskunft bekam, ihr Liebhaber hänge ihr weit inniger in Liebe an, als ihr Mann. — Diese Wahrsagung bestimmte das Loos des Letzteren. Ob die Frau oder die Kartenschlägerin zuerst den Gedanken aussprachen, darüber disputiren sich Beide. Gewiß ist aber, daß Ville langsam sterben mußte und daß Joye das Gift lieferte, alternirend Arsenik und Belladonna, weil diese Gifte widersprechende Wirkungen hervorbringen und die Aerzte irre führen. Joye soll 3000—4000 Francs Lohn bekommen haben.

II. Vergiftung des Johann Salvago.

Dieser wurde schnell von seiner Frau aus dem Leben geschafft; sie kam öfter mit Frau Ville bei der Copello zusammen und Beide wurden dadurch Vertraute. — Salvago war ein Faullenzer und Trunkenbold. Seine Frau, die als Ausläuferin für

die Messagerieen viel Geld verdiente, mußte ihn ernähren. Sie wurde bald lüderlich, ihr Mann genirte sie und mußte deßwegen fort. Sie wandte sich an Frau Copello, welche von dem für Frau Ville durch Jeye bezogenen Pulver immer etwas wegputzte und ihr gab.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Hängende Gärten auf Naturdächern.) Die Pariser Ausstellung brachte in Zeichnungen und Modellen mancherlei Vorschläge für Gartenanlagen auf den Terrassen, Treppen und Dächern der Wohnhäuser. Keiner dieser Vorschläge hat sich so praktisch bewiesen wie die modernen hängenden Gärten auf Naturdächern von vulkanischem Cement, welche Herr Maurermeister Rapitz zu Berlin mehrfach in Anwendung gebracht hat. Diese Naturdächer sind flach, nur ganz wenig geneigt; sie sind vollkommen wasserdicht und sichern das Haus, auch ohne die zur Herstellung des Gartens darauf gebrachte Erde, gegen Flugfeuer; sie sind nur etwas theurer als Papp- und Filzdach, weit billiger als Ziegel-, Schiefer- oder Zinkdach. Zu andern Vorzügen gehört, daß diese Dächer bei ausbrechendem Feuer in der Nachbarschaft der Löschmannschaft einen festen Standpunkt gewähren. Was aber ganz besonders dazu beitragen wird, diese Bedachungen einzuführen, sind eben die hängenden Gärten, welche darauf anzubringen sind. Natürlich werden solche Pflanzen, Bäume und Gesträuche darauf am leichtesten gedeihen, welche einen nicht allzu tiefen Wurzelgrund nöthig haben, aber man sieht auf den Dachgärten, welche bis jetzt schon in Berlin angelegt sind, hochstämmige Rosen, Wein, Epheu, Syringen und ähnliche Gewächse frei in die Erdschichten gepflanzt, welche zwischen Kieswegen diese Beete bilden. Vogelhäuser und Springbrunnen sind darauf mit Leichtigkeit anzulegen, wie auch die schönsten Lauben. Letztere um so leichter da, wo sich der hängende Garten nach einer Seite an ein höheres Gebäude anlehnt, weil daselbst mehr Schutz gegen den Wind vorhanden ist. Es liegt nahe, wie sehr in großen Städten — welche wohl in Ermangelung ausreichender anderer Gärten sich besonders auf Anlagen dieser Dachgärten werfen werden — die Wasserleitungen für das Gedeihen derselben wichtig sind, denn es muß doch wohl von Zeit zu Zeit mit künstlichem Regen nachgeholfen werden. Liegen die Gärten nicht zu hoch, so ist ein Springbrunnen leicht herstellbar, und frischer grüner Rasen wechselt dann in der Höhe mit den grauen Dächern ab, welche jetzt unsere Wohnstätten noch überziehen. Was geschickte Architekten mit diesem neuen baulichen Zierrath beginnen werden, ist abzuwarten, aber es scheint, als wenn die schwebenden Gärten prächtig dazu angethan wären, in den beliebtesten und berechtigsten Baustyl der Gegenwart und Zukunft, in die Renaissance, hineinzuwachsen.

(Blutlaugensalz als Vertilgungsmittel für Eisenflecke in der Wäsche.) Man lasse sich in der Apotheke eine Lösung aus 1 Theil Blutlaugensalz, 500 Theilen Wasser und 1 Theil konzentrirter Schwefelsäure anfertigen, weiche die rothfleckigen Stellen einige Stunden in dieser Lösung ein, wasche alsdann die Leinwand einige Stunden mit weichem Wasser gehörig aus und entferne endlich die nunmehr blau erscheinenden Eisenflecke durch Pottaschenlösung. Natürlich muß die Leinwand noch einmal in reinem Wasser gespült werden.

Rechenaufgabe für „Einjährige“.

Es tönt im sonst so stillen Wald
Der Jäger Lustgeschrei,
Der Rüde bellt, die Büchse knallt,
Und tödtend fliegt das Blei.

Die Zahl der Rehe kenn' ich nicht,
Die fielen durch den Schuß;
Doch lag's an Füchs' und Hasen dicht,
Die man addiren muß.

Acht Hasen waren's mehr, als Reh',
Und auch zwei Füchse mehr;
Die Jagd war also, wie ich seh',
Gar nicht an Beute leer.

Doch zieht man an der Füchse Zahl
Drei ab, so wird es klar,
Wie groß nun auch für dieses Mal
Die Zahl der Jäger war.

Addirst du, was erlegt man hat —
Das Wild, das fiel durch's Blei —
So übersteigt es das Quadrat
Der Jäger Zahl um drei.

Wie stark die Zahl der Jäger war,
Wie reich an Beut' die Jagd,
Dies, lieber Leser, sonnenklar
Dir dies Gedichtchen sagt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Donnerstag, 17. Dezember 1868.

Herz und Heim der Frau.

(Fortsetzung.)

Nach einer kleinen Pause strich der junge Seemann schmeichelnd die Hand seiner Pflegerin und bat: „Ich möchte noch eine Frage thun."

„Nun?"

„Welches Resultat riefen wohl meine Depeschen hervor?"

„Man sagt, — und nicht ohne Grund, — das beste. Ihr Kapitän wird wohl die Aussicht auf Goldwäschen und Zobelpelze aufgeben müssen," berichtete Frau Anna.

„Nun bin ich gesund!" jubelte Polydor hoch auf.

„Und, so Gott will, recht beglückt, da ich hinzufügen darf, daß eine an die russische Regierung eingereichte, mit warmen Farben geschilderte Darstellung Ihres Edelmuthes bei der Feuersbrunst unserer Stadt viel dazu beitrug, um Ihretwillen Ihrem Kapitän einen milden Urtheilsspruch vorzubereiten; — man legte Ihnen eine dringende Bitte um Gnade in den Mund." —

Polydor's Augen leuchteten.

„Wer that so Liebes, Frommes, Herrliches für den kranken Fremdling?" rief er.

„Der Gesandte, — der Konsul," — sprach ein wenig stockend Mütterlein Anna. Die Gräfin aber suchte deren Hand und sagte: „Mich weht es hier wie Frauensinn, nicht wie diplomatische Feinheit an."

„Theuerste Gräfin!" wehrte die Doktorin ab. „Auf dem Felde der Politik und Diplomatie was sollten da die Frauen?"

„Der Schluß entbehrt der Logik! Eitelkeit, Ehrgeiz, manche niedere Leidenschaften ließen oft zarte Frauenhände in das Getriebe der Politik und Diplomatie greifen. Hier aber, meine ich, fand die liebende Seele einer edlen Frau und Mutter zuerst einen schönen Gedanken; zum möglichen Glück eines Andern keimte er in ihrer Brust, sie legte ihn in den klaren Sinn des ernsten, väterlichen Freundes nieder. Er brachte ihn zum Licht; und die Mächtigen, die das Vollbringen haben können, wo wir nur das Wollen, sie ließen ihn als Akt der Gnade ins Leben treten. Hab' ich das Mütterlein Anna errathen? Und soll es denn nicht so sein? Die Empfindung, schön und rein, diese werthvolle Perle der Seele, sie ist zumeist des Weibes Eigenthum; daß sie zur That werde wie hier, das sorge der kräftige Geist und Verstand des Mannes!" —

Die Frauen drückten sich stumm die Hand; sie waren nun verbunden für immer.

Polydor sah leuchtenden Auges von Einer zur Andern.

„Wie reich bin ich, ist mir doch, als hätte ich zwei Mütter von nun an," sagte er innig. „Ja reich und friedlich ist's in meinem Herzen; so wie nach dem Toben entfesselter Elemente das Eintreten der Meeresstille Beruhigung und Frieden bringt, in denen neuer Muth, neue Kraft zum Leben gedeihen, so hat sich in mir Leidenschaft und Schmerz geklärt. Auch in mir zog nach dem Sturm der Seele Meeresstille ein." —

Sie saßen in Gedanken versunken, aber voll Friede und Freude zusammen die Drei, eine lange Zeit; vielleicht würden sie noch länger in süßen Träumen so gesessen haben, aber draußen ward es lebendig, Stimmen ertönten und was für Stimmen!

Sonnenschein.

„Potz Tanne und Fichte, lerne Geduld, Du Brausekopf! Dort ist ein Krankenzimmer," hörte man den alten Forstrath rufen. Wie elektrisirt fuhr Mütterlein Anna empor. Da sprang die Thüre auf und mit drei Sätzen ein schlankes weibliches Wesen herein, beinahe zur Jungfrau gereift, doch

noch umflossen vom hellsten Strahl harmloser Kindlichkeit! Ungefesselt wallten dunkelblonde Locken um ihr junges Haupt und umgaben das frische, rosige Gesichtchen wie mit einem goldenen Rahmen.

„Potz Rübezahl und Schneekoppe," parodirte der unerwartete Gast.

„Papa Forstrath, die Berg-Else wird doch ihr Mütterlein endlich, endlich wieder an ihr Herz drücken dürfen, das viel eher übersprudelt wie Quellwasser, als daß es kalt wäre wie Kieselstein." Und kosend hing sie am Halse der Geliebten. War das eine Ueberraschung, die der gute Forstrath der treuen Pflegerin zu ihrer Erholung aus der Residenz verschrieben hatte!

Aber dies Vergessen all der Andern währte nur kurze Zeit, und als die Berg-Else den Kopf wieder von der Brust der Mutter hob, war ihr Wesen ein sanftes, ganz mädchenhaftes geworden. Spähend sah sie sich um und bittend sagte sie, einem andern verschleierten Frauenbilde zugewendet, das still an der Thüre stand:

„O wahrlich, Sie heißen mit Recht ma bonne! Theuerste Louisson, wollen Sie mir verzeihen, daß ich meine schwesterliche Freundin einen Moment über der geliebten Mutter vergaß? Frau Gräfin," plauderte sie dann fröhlich weiter, — „o ich weiß es wohl noch, Sie sind die liebe, sanfte Dame aus dem Waggon, die mir damals die Locken so freundlich strich, als sie erzählte: sie habe zwei geliebte Söhne," dabei schaute sie verstohlen und mitleidig nach dem Genesenden, der den kindlichen Blick mit herzlichem Interesse erwiederte: „ja, Frau Gräfin, rathen Sie einmal, und auch Du, trautes Mütterlein: wen bringe ich hier?"

Die Doktorin trat der Verhüllten nahe, da klang es unter deren Schleier hervor: „Aimer! n'est ce pas craindre et souffrir pour un autre?" Es war die Schweizerin aus dem Damen-Coupé. Mit inniger Theilnahme ward sie empfangen. Sie war seit Jahren Lehrerin in der Residenz; die Weihnachtszeit hatte sie und die Berg-Else freigegeben, und da sie sich in der großen Stadt, wohin sie ja Beide damals ganz fremd kamen, bald als alte Bekannte gefunden, und so oft sie konnten, aufgesucht hatten, folgte Louisson gern und vertrauend des Forstrathes und der jungen Freundin Bitten, sie zu begleiten.

Die lang entbehrte Nähe ihres holden, frischen Kindes, das fröhliches Leben über Alle ausströmte, war die schönste Gabe, welche das Christkind dem Mütterlein Anna bescheeren konnte. Eine lange Reihe herrlicher und gemüthlicher Tage einte die sich immer inniger befreundeten Menschen. Aber auch die schönste Zeit nimmt ein Ende. So entführte das neue Jahr alle die lieben Gäste aus dem Hause des Forstrathes. Ist doch das ganze Leben nur ein Kommen und Gehen, ein Finden und Verlieren, eine Trennung und — Gott Lob! mitunter doch auch versöhnt und verschönt durch — ein Wiedersehen!

Polydor zog zuerst heim nach dem kalten, stolzen Petersburg, mit der Hoffnung voller Begnadigung für seinen armen Kapitän in der Seele; mit freiem, geheiltem Herzen der schönen Schwägerin gegenüber. Frisch und kräftig hatte sein junges Gemüth sich wieder gehoben und manches fröhliche Lachen in Gemeinschaft mit der harmlos kindlichen Else hatte wieder den Weg über seine Lippen gefunden. Die süßen Plaudereien waren ihm eine gar liebe Kurzweil geworden, und die jungen Leute vergaßen die Fröhlichkeit nur im Moment, wo sie sich trennten; sie hatten beide feuchte Augen.

Die Gräfin eilte wieder auf ihren einsamen Wittwensitz nach Polen; ihre Seele rang mit Zweifeln, ob sie dort bleiben oder ihn, um der Söhne willen, mit Petersburg vertauschen sollte. Louisson, wie hatte sie sich frei gefühlt, wie glücklich aufgeathmet im Kreise so liebevoller Menschen! auch sie mußte wieder fort zur Lösung ihrer oft recht schweren Pflicht. Es war für sie ein Trost, daß auch die liebe Else mit nach der Residenz zog; die aber hielt den Kopf hoch, sie mußte ja für Mütterlein Anna mit Muth, Hoffnung und Trost haben. Es war ein tüchtiger, gesunder Kern in dem kindlich jungen Mädchen. Die Doktorin weinte und der alte Forstrath hielt die Hand über die Augen, als die Scheidestunde kam; Elsbeth aber sagte innig:

„Wenn Menschen auseinander geh'n,
Dann sagen sie: auf Wiederseh'n!"

Die Mutter lächelte; der Forstrath aber dachte: Das Kind hat Recht; wenn nicht hier, so dort! —

(Schluß folgt.)

* Die Marseiller Giftmischerinnen.

(Schluß.)

III. Vergiftung von Joseph Gabriel.

Antonie Josephine Duguet, natürliches Kind, wurde aus dem Findelhause, in welches sie ihre Mutter gethan hatte, durch die kinderlosen Eheleute Simon genommen und gut erzogen. Mit 16 Jahren verheirathete sie sich an einen Mechanikus Joseph Gabriel. Sie wohnte mit demselben bei ihren Pflegeeltern; es that aber nicht lange gut. Der

junge Mann, welcher zwischen 20- und 30,000 Franks Vermögen besaß, kaufte für seine Frau eine Weinstube. Durch die tägliche Gelegenheit und die guten Rathschläge ihrer Mutter und der Base Frau Flayol bekam die junge Frau Anbeter genug. Der letzte, den sie hatte, wurde auf einmal kalt gegen sie; ihre heftige Leidenschaft wünschte ihn dauernd zu fesseln und sie befragte deßhalb die Karten und einen Zauberer, als den man ihr Joye bezeichnete. Dieser spielte die Rolle eines Hexenmeisters vortrefflich, wahrsagte der jungen Frau, daß ihr Liebhaber sie von Herzen gern habe, rieth ihr dann, allmälich ihren Mann wegzuschaffen. Dies wies sie entrüstet zurück und theilte ihrer Mutter den Vorschlag mit; diese fand denselben ganz annehmbar und sagte ihrer Tochter, sie selbst wolle auch ihren Mann (den sie erst später geheirathet hatte) gleichzeitig vergiften, und sie Beide könnten dann als Wittwe treiben, was sie wollten. Gabriel starb, wurde aber 3 Tage zuvor noch vermocht, seiner liebevollen Frau sein Vermögen zu lebenslänglicher Nutznießung zu verschreiben. Joye lieferte das Gift, Frau Copello ging ab und zu; die beiden andern Personen waren Anstifter und Berather der That. Die Base Flayol beredete die junge Frau, der heiligen Jungfrau, damit nichts herauskomme, eine Kerze zu opfern, was auch geschehen ist. — Einen Monat später wurde die Leiche ausgegraben und man fand in derselben ein solches Quantum Arsenik, daß dadurch die Todesursache genügend dargethan ist. —

Von den Angeklagten leugnet nur die Mutter der Frau Gabriel Alles ab; ebenso leugnet die Flayol in der Hauptsache; alle andern gestehen mehr oder weniger, schieben sich aber zum Theile die Hauptschuld gegenseitig zu; jeder will der Verführte sein.

Beim Zeugenverhöre gab es zwischen Wittwe Bille und dem Denunzianten Marino eine heftige Scene. Wittwe Bille, obgleich in der Hauptsache geständig, widersprach demselben in einzelnen Punkten heftig und machte ihn schließlich sogar zum moralischen Mitschuldigen an der Vergiftung, indem sie erzählte, sie habe einmal die Aeußerung gemacht, es sei wohl das Beste, um ganz ihrer Liebe leben zu können, sich ihren Mann vom Halse zu schaffen; darauf habe er geäußert: daran habe er auch schon gedacht! — Sie forderte ihn energisch und wiederholt auf, sich hierüber zu erklären; er schwieg aber. — Befragt, warum sie früher davon nichts gesagt habe, erklärte sie: aus Schonung für Marino; da er nun sie aber über die Wahrheit hinaus belaste, höre die Schonung auf. — Der Präsident forderte den Zeugen nicht auf, sich über die gegen ihn ausgesprochene Beschuldigung zu erklären; es ist wohl anzunehmen, daß dessen Schweigen als Geständniß betrachtet wurde. —

Zwischen Wittwe Gabriel und ihrer Mutter gab es auch scharfe Erörterungen; die junge Frau, welche so krank ist, daß das Gericht die Sache vertagen wollte, wogegen sie aber protestirte und nun mehr liegend als sitzend den Verhandlungen beiwohnt, — gesteht in ruhigem Tone und ohne Aufregung ihre ganze Schuld, schont aber auch ihre Mitschuldigen in keiner Weise, selbst nicht ihre Mutter, die ihrerseits heftig widerspricht und überhaupt auftritt, wie man es von einer Person erwarten kann, die ihre an einen braven Mann verheirathete Tochter zur Lüderlichkeit verleitet, um selbst pekuniäre Vortheile davon zu ziehen, und die am Ende zum Giftmorde räth. — Die kranke junge Frau, zwar blaß und abgemagert, aber immer noch schön, mit ihrer sanften Stimme und ihrer präzisen Ausdrucksweise, fand am meisten Interesse und Mitleid beim Publikum.

Der erste Präsident des Appellhofes von Aix hatte selbst das Präsidium dieser Sache übernommen und der Generalprokurator vertrat die Anklage. Ein zahlreiches Publikum, worunter viele Bewohner von Marseille, wohnten den Verhandlungen bei, welche 6 volle Tage dauerten. Am 8. Dez., Nachmittags halb 3 Uhr, gaben die Geschworenen nach anderthalbstündiger Berathung ihr Verdikt ab, welches die Mutter der Wittwe Gabriel (Ehefrau Dye), sowie die Base Flayol für nichtschuldig erklärt, offenbar aus dem Grunde, weil diese Beiden eigentlich nur durch die Wittwe Gabriel (die zudem in manche Widersprüche gerieth) belastet waren. Die 5 andern Angeklagten aber wurden schuldig erklärt, jedoch mit Annahme mildernder Umstände, und Wittwe Salvago zu 20jähriger, die 4 andern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Mannigfaltiges.

* (Pariser Gerichtsverhandlung.) Elise Tissot ist ein gescheidtes Mädchen, obgleich sie jung und schön ist, und gerade weil sie dies ist, hat sie Eile, zu einem guten Ziele zu kommen. Daß dies zu heirathen bedeutet, ist selbstverständlich. Da man nun aber ohne Aussteuer nicht heirathen kann, was Elise recht gut weiß, so wählte sie den kürzesten Weg, um schnell zu einer solchen zu gelangen: sie wurde Köchin. Diese Beschäftigung schlug ihr zum Glück, denn seit einem Jahr, als sie den Küchenschurz trägt, mit einem Lohn von 400

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Samstag, 19. Dezember 1868.

Herz und Heim der Frau.

(Schluß.)

Des Weibes Heimath.

Und wieder waren Jahre vergangen!

Im Hafen, der einst von gluthrothen Flammen erleuchtet, den jungen Fremden als erbarmenden Menschenfreund walten sah, lag ein schönes, russisches Schiff. Polydor v. Corsatzky, vor Wochen wiederum aus weiter Ferne heimkehrend, wie konnte er hier vor Anker liegen, ohne zum Mütterlein Anna, zum alten, biederen Forstrath zu eilen. Er mußte ja die Freunde sehen, von der schlanken Else hören, deren frisches Lachen er oft, selbst im Sturm und Wellengebraus zu hören glaubte.

Unangemeldet schlich er also am Tage seiner Ankunft im wohlbekannten Hause die breiten Treppen empor; leise öffnete er die nur angelehnte Thüre eines Gemaches, das einst sein Krankenzimmer war, und der erste Blick, den er hineinwarf, belehrte ihn: es sei nun von einem weiblichen Wesen bewohnt. Er durfte auch nicht lange rathen von wem. Die blonden Locken, jetzt ein wenig mehr gefesselt als früher, den vollen Nacken frei lassend, einem wunderhübschen Mädchen angehörend, das dem Neugierigen noch den Rücken zukehrte, sie belehrten ihn bald, wer hier walte. Wie er sich dessen freute, sie hier zu sehen! Seine Augen machten schnell eine Wanderung im Zimmer umher. Von den Wänden schauten viele Bilder, kleine Kunstwerke im goldenen Rahmen; wundervolle Bergpartieen, immer wechselnd mit vortrefflichen Seestücken! Wie die Seestücke, gerade hier placirt, das Herz des jungen Mannes erfreuten! Und wahrhaftig, dort hing eine Ansicht von Petersburg!

Nun hielt er sich nicht länger.

„Else! liebe, blonde Berg-Else!“ rief er und hätte gern seine Arme ausgebreitet, das fröhliche Kind zu umfangen. Rasch, aber sanfter als sonst, wandte die Gerufene ihr Haupt. Das Kind war zur Jungfrau geworden. Sie kam nicht gesprungen, sie klatschte nicht in die Hände mit freudigem Jubel, wie sie sonst that, aber — und Polydor fühlte: das sei unendlich schöner, unendlich mehr, — sie ward glühend roth und rief mit bebender Stimme:

„Mein Gott, Polydor, Sie — Herr Graf?“

„O — Fräulein Elsbeth! soll ich nicht mehr Polydor, der muntere Gefährte des holden Kindes zu Lachen und Scherzen sein? ich kann es, weiß Gott, noch wie früher; es kommt nur auf den Versuch an.“

Da öffnete sich die Thüre und Mütterlein Anna trat ein. Noch konnte Elsbeth hüpfen wie ein Kind; sie flog an der Mutter Hals und fand nun Worte, Lächeln und Fröhlichkeit wieder.

„Aber der Forstrath, der brave, biedere Mann, wo finde ich ihn?“ forschte nun der Gast.

Mütterlein Anna blickte schmerzlich nach oben: „Er ging heim!“ sagte sie und tief bewegt, Thränen in den Augen, dachten Alle des theuern, väterlichen Freundes. —

Graf Corsatzky ließ sich, von Frau Anna herzlich eingeladen, heimisch bei den Frauen nieder, wo es ihm mit jedem Tage trauter, heimathlicher ward. Sein Schiff lag durch Wochen im Hafen vor Anker. Aber so zu Lachen und Scherzen, wie früher, konnte er mit Elsbeth durchaus nicht mehr kommen, und ganz still ward es oft, mußte Mütterlein Anna manchmal für eine Weile allein lassen. Elsbeth hatte dann immer unendlich viele Stiche an ihrem Stickmuster zu zählen und konnte sich entschieden nicht stören lassen. Aber das hatte Polydor schon Alles erfahren: der kleine, sieche Tommi war gestorben; er hatte seine treue Berg-Else so sehr geliebt, die nie von seinem Leidenslager wich. Die dankbaren Eltern hätten nun gar zu gern der Doktorin Töchterlein für immer bei sich behalten, allein

zu dieser Zeit ging auch der alte Forstrath zur Ruhe, da konnte das Mutterherz nicht mehr einsam bleiben und ihr Kind zog nun für immer bei ihr ein. Sie war Erbin eines hübschen Kapitals geworden, zum Andenken an den armen Tommi; Erbin des Karstedt'schen Hauses; aber weder Elsbeth noch Polydor zogen das in nähere Betrachtung. Die Frauen wußten es wohl schon, aber es interessirte sie doch, es ausführlich von dem jungen Grafen zu hören, wie die Gräuelscenen des Jahres 1846 die Gräfin bewogen hatten, ihre Besitzungen in Polen zu verlassen und nach Petersburg überzusiedeln. Das war Alles erzählt und noch vieles Andere; aber auch in dem Schweigen der jungen Leute lagen Lieder ohne Worte und sie klangen in die Seele Beider.

So war die Zeit verstrichen. In wenigen Tagen mußte Polydor die Anker lichten. Schwer legte sich der Gedanke an eine abermalige Trennung auf sein Herz. Es war ihm, als müsse er, fern von dem blonden Mädchen da, das so still, mit ungewohntem Ernst in die sinkende Sonne schaute, das Heimweh bekommen; und er wußte von Louisson, welch ein Schmerz das Heimweh sei.

„Sagen Sie mir von der Schweizerin,“ bat er; „ich möchte wissen, ob sie glücklich ist.“

„Sie durfte endlich,“ berichtete Elsbeth, „der fernen Heimath, den schneebedeckten Alpen zueilen; die Glückliche! Die Wirren ihres Lebens sind alle gelöset und all' ihr Hoffen erfüllt.“

„Elsbeth, in Ihrer Stimme zittert es wie Wehe; sehnen Sie sich nach Ihren Sudeten zurück?“

„Manchmal aus tiefster Seele! Und — in der Heimath soll ja das Glück weilen.“

„Aber, Elsbeth, unsere und besonders des Weibes wahre Heimath, ist sie denn nur die Scholle Erde, die uns geboren werden sah! Nein, Mädchen, sie ist das Auge, — Elsbeth, blick' in das meine! sie ist das Herz der Liebe. Ob dies Herz, dies Auge nun auf Alpenhöhen oder auf brausenden Meereswellen für uns schlägt, für uns glüht. Nicht, Elsbeth, nicht?“

„Dann doppelt selig, Louisson, sie fand im Heim der Alpenwelt ihr Heim der Liebe!“

„Hast Du Muth, Else, hast Du Glauben daran, daß Dein Heim auch auf Meereswellen erblühen kann, und hier —“ er öffnete seine Arme, — „Dein Heim der Liebe!“

Else sagte kein Wort, aber sie sah einen Moment durch den Krystallschleier seliger Thränen zu dem jungen Manne empor; ja, das war auch ein Lied ohne Worte, aber es tönte von festem Muth; und dann legte sie ganz sanft, ganz still ihr Köpfchen an die Brust des Geliebten, der sie mit tiefer Innigkeit umschlang. Noch nie hatte ihr Haupt eine solche Glorie der Jungfräulichkeit geziert. Ihr sollte das seltene, wundervolle Glück erblühen, ihre erste, ihre Jugendliebe, gekrönt zu sehen. —

Und das Mütterlein Anna? Sie mußte sich den Bitten der Liebe fügen. Hatte sie doch schon so viel Schweres überwunden. So legte sie denn das kaum zu ihrem Herzen zurückgekehrte Kind vertrauend an die Brust des Mannes, der all dessen Denken und Empfinden ausfüllte. Mutterliebe ist stark, wenn es Kindesglück zu gründen gilt. Das zeigte die Doktorin, denn sie überwand muthig das Trennungsweh von dem Vaterland, von theuern Stätten und Erinnerungen, als sie sich entschloß, deutscher Erde ein Lebewohl zu sagen, um mit den Kindern nach der fernen, kalten Czarenstadt überzusiedeln. Und als der Moment kam, da harrte am Ufer des großen Stromes eine kleine Schaluppe, mit stattlichen Matrosen bemannt und mit scharlachrothen Decken geziert; sie barg noch drei sich fest umschlingende Menschen und brachte sie dem großen Schiffe Polydors entgegen. Still und bewegt glitten sie am lieben Hause des alten Forstrathes, am Kirchhof, wo er zum langen Schlaf gebettet war, an der alten Kirche, am Hafen, der einst in glühenden Flammen stand, vorüber. Sie sprachen kein Wort, aber wie auch die Thränen der Frauen niederperlten, sie fühlten es tief: Liebe ist das Element des Weibes; sein Heim ist am Herzen der Liebe, wo auch immer dies Herz schlägt, und das Vaterauge Gottes wacht überall! So möge Allen reines Glück, das rechte Heim erblühen auf der Reise durch das Leben!

Eine Gespenstergeschichte.

(Fortsetzung.)

„Wussow,“ fuhr er fort, mit einem Blick auf des Freundes leichenblasses, eingefallenes Gesicht. „Es kann mich ordentlich ängstigen. Lege doch ab nur ab Droschke! und restaurire Dich. Rasch ein Glas [illegible] — Eine Fahrt in solcher Nacht ist kein Spaß [illegible] Komm'!“

„Da hast Du ganz recht,“ versetzte er und schüttelte sich, aber er verzog dabei keine Miene. „Aber wenn ich mich nur erst gewaschen und ein Glas Wasser getrunken, wirst Du mich besser sehen. Da ist ja wohl noch Dein Schlafzimmer?“ setzte er hinzu und deutete auf die Thür im Hintergrunde des Zimmers, deren obere Hälfte mit Glasscheiben versehen und dahinter mit einer leichten Gardine verhüllt war.

„Zuerst aber ablegen, und dann ein Glas Grogh!" bat Franz mahnend. — „Nichts da, nachher! Ablegen will ich im Schlafzimmer, hier ist ja kein Platz, der Mantel ist naß. Aber bevor ich hingehe, noch ein Wort," sprach er weiter, immer mit demselben unveränderten Gesicht und dem gleich dumpfen Klang der Stimme. „Ich kann mir denken, daß Ihr von Joseph geredet. Er ist vor vierzehn Tagen endlich gestorben." — „Todt?" riefen sie, ihn unterbrechend. — „Gott sei Dank!" sprach Franz. — „Ja, Gott sei Dank!" sagte Wussow nach, es klang wie ein Echo, dumpf und leise. „Er ist todt. — Drei Tage darauf starb auch seine Cousine, die er einmal so geliebt, wißt Ihr. Sie war sehr leidend, habt Ihr wohl gehört, und zuletzt hatte sie sich entschlossen, mir ihre Hand zu geben. Aber es kam nicht dazu. So habe ich denn dort nichts mehr zu thun," fuhr er eintönig fort. „Ich will mir eine andere Heimath suchen, darauf bin ich aus. Ich möchte es ruhiger finden, ich bin müde. Ich bin nur auf der Durchreise, Franz, in einer Stunde reise ich wieder."

Die Gesellschaft war von diesem Allen bestürzt; es lag in seinem Ton, seinem Wesen, seinen Mienen etwas so niedergedrücktes nicht nur, sondern auch so Unheimliches, daß es Jedem auffallen mußte. „Aber ich bitte Dich!" sagte Franz nach einer Pause, „bleibe wenigstens die Nacht! — Es geht ja keine Post! Wohin willst Du? So wird es doch nicht drängen!" —

„Das verstehst Du nicht," entgegnete er. „Wohin ich will? — Ihr werdet's erfahren; es drängt sehr, ich habe schon alle Verbindungen angeknüpft. Der Wagen wird jetzt schon auf dem Posthofe angespannt, — es geht mit Extrapost, mein Schatz. Aber genug — ich muß eilen, mich zu erfrischen. Nur noch Eins. Bevor ich mich zu dieser Reise entschloß, schrieb ich Euch Beiden, Dir Franz, und Dir, alter Dicker, einen langen Brief. Ich habe ihn daheim liegen lassen, dann in der Hast der Abreise vergessen. Ihr werdet ihn erhalten durch Bergner, der meine Angelegenheiten ordnet. Ich gehe nicht wieder zurück. Und nun ein Licht, Franz!"

Er erhielt es. „Deine Hand ist immer noch nicht wärmer," sprach Franz kopfschüttelnd; „wie Du durchfroren sein mußt! — Aber sage bloß, wie bist Du in die Hausthür gekommen? Sie ist ja immer verschlossen." — „Ich fand sie nicht verschlossen," versetzte er und wandte sich zum Schlafzimmer. „Hüte Dich vor Dieben!" — Und er verschwand in der Thür, die angelehnt blieb. Man hörte ihn einen Stuhl rücken, den Mantel darauf werfen, das Licht niedersetzen, Wasser in die Schale schütten und sich waschen. —

„Was heißt das Alles?" fragte endlich Einer leise. — Der Dicke schüttelte den Kopf. Seit der Todesnachricht war er sehr schweigsam geworden. „Ich weiß es wohl," murmelte er dabei. „Was habe ich Euch gesagt? — Er ist herunter, daß es mich erschreckt," flüsterte Franz. „Gott gebe, daß er in Ruhe komme, wie er es hofft, sonst haben wir auch ihn alsbald zu beklagen."

„Du hast ihn nicht gefragt, ob Joseph noch zum Bewußtsein gekommen und geredet, bevor er starb," bemerkte wieder Einer. „Gott verzeihe mir, aber ich bin neugierig auf die Entwicklung." — „Ich will es nachher thun," entgegnete Franz.

„Ich kann es nicht leugnen," meinte ein Anderer, „als er vorhin so überraschend auftrat, nach dem vorhergehenden Gespräch, nach all den bösen Geschichten, — war mir dies Zusammentreffen ordentlich grausig. Ich kann diesen dummen Eindruck nie überwinden, so oft ich auch noch Aehnliches erlebt."

„Und nun, ihr Brüder, sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß, — ade!"

schallte es in leisen, gesummten Tönen aus dem Schlafzimmer zu ihnen herein.

„Schon recht," sprach der Dicke plötzlich ganz munter, „das ist der musikalische Wussow. Nie ohne Musik! Bisher traute ich ihm gar nicht, doch nun fühle ich Boden unter meinen Füßen. He, Bruderherz, ich sehe für Dich aber weder Küsse noch Gläser in Aussicht, wenn Du so lange säumst. Nun komme auch endlich, daß wir Dich sehen." — „Ade, ade, ade!" schallte es verklingend. — „Lieber Gott, wie elegisch!" fuhr der Dicke lachend fort, indem er aufstand, um über dem Lampencylinder die Cigarre anzubrennen. „Greife Dich nicht so an, alter Knabe, sondern komme zum Glase. Der Abschied wird seiner Zeit auch sein Recht erhalten."

„Das ist allerdings ein elegisch Vergnügen," sagte einer von den Uebrigen. „That er oft so?" — „Immer, wo er ging und stand, bei Kranken und Gesunden, beim Aufwachen und Einschlafen — eine Melodie mußte gesummt werden." — „Das beim Einschlafen leuchtet mir besonders ein," bemerkte der vorige Sprecher. „Gerade so klangen die Töne, als ob Jemand eben so recht sachte, sachte darüber die Augen zufallen ließ. Es ist auch kurios still bei ihm. Sollte er ein Schläfchen probiren?" Nach dem ersten trüben Eindruck hatte die natürliche Heiterkeit bei all diesen jungen Männern nachgerade wieder die Oberhand gewonnen, und auf den Einfall des Sprechers und seinen komischen Ton antwortete von allen Seiten ein helles Gelächter.

„Aber Du hast recht, es ist seltsam still dort," meinte Franz, als es wieder ruhig geworden. „Wussow, was treibst Du denn, alter Knabe? Komm' doch, wir haben Dich ja sonst so gut wie gar nicht." — „Ein närrischer Kauz," sprach ein Anderer, „hat soeben noch keine Sekunde Zeit, legt sich nun ganz gemüthlich zum Schlafen und vergißt sogar das Licht zu löschen." — „Wussow," rief der Dicke, „mache keinen Unsinn, komm'!" — Es erfolgte keine Antwort und es regte sich auch nichts. — Franz sprang auf. „Wussow, schläfst Du?" fragte er laut. — Es kam wieder keine Antwort. — Da ging er auf die Thüre zu, stieß sie auf und sah hinein. „Aber wo bist Du denn, Narr?" sagte er dabei und trat einen Schritt in das kleine Gemach; „spielst Du denn auf Deine alten Tage noch Versteckens mit uns?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein gewonnener Prozeß.) Einem New-Yorker Advokaten von Ruf war kürzlich eine Sache von größter Wichtigkeit übertragen worden. Der Prozeß konnte nicht leicht besseren Händen anvertraut werden, und der betreffende Client wäre auch in der That vom Erfolg so gut wie überzeugt gewesen, hätte er nicht fürchten müssen, daß eine gewisse schwache Seite des Anwalts die Macht der Beredsamkeit desselben in Frage stellen könnte. Dieser Vertheidiger hegte nämlich für die Flasche eine wahrhaft göttliche Verehrung, und wenn er unter der Herrschaft Bacchus'scher Nebel plädirte, wurde sein Vortrag nebelhaft unklar, der Ausdruck gezogen und verworren und demnach die ihm anvertrauten Interessen geschädigt.

Ein Client, der diesen Umstand befürchtete, beschloß daher, zu einer List seine Zuflucht zu nehmen, um den Advokaten bis zum Augenblick, wo sein Prozeß vor die Schranken des Gerichts gelangen sollte, an Geist und Körper gesund zu erhalten. Zwei Tage vor dem angesetzten Termin lud er ihn zu einem Diner ein, das auf's Feinste arrangirt war. Der Client band sich allmälich Einen an, und in diesem Zustand schlug er einige Scheiben ein und warf mehreren Vorübergehenden Beleidigungen ins Gesicht. Der Advokat mischte sich nach und nach darein. Ein Polizist wurde darauf aufmerksam, legte sich ins Mittel, verhaftete die Beiden und führte sie auf Nummero Sicher.

Am andern Morgen wollte man die beiden Zecher nicht ohne eine starke Kaution ziehen lassen. Der Client schickte daher seinem Banquier eine Notiz, er solle die verlangte Summe für sie deponiren. Doch dieser, der vorher eine geheime Weisung erhalten, zog die Sache in die Länge, und zwar so sehr, daß die Pforten des Gefängnisses sich erst am folgenden Tage, an welchem die Gerichtssitzung stattzufinden hatte, öffneten.

Man kann sich leicht denken, in welchen fieberhaft erregten Zustand dieses Abenteuer und das gezwungene Hungerleiden den Advokaten versetzt hatten, und so plädirte er denn mit einer Beredtsamkeit, wie nie zuvor. Er bohrte seine Gegner förmlich in den Grund durch die Wucht seiner Worte und — gewann den Prozeß.

Nun theilte ihm der Client seine List mit, indem er ihm gleichzeitig eine Anweisung von tausend Dollars zustellte. In Anbetracht des letzteren Umstandes zürnte der Advokat nicht, sondern lachte recht herzlich über die originelle Art der Vorbereitung zu einem Prozeß, die man ihm auferlegt hatte.

(Eine originelle Art der Reklame.) Ein junger praktischer Arzt in Pesth übt seit einiger Zeit mit großem Erfolg eine originelle Art der Reklame. Er geht nämlich jeden Abend ins Theater und gibt dem Billeteur, der ihm seinen Sitz anweist, schon im Voraus mit lauter Stimme zu wissen, daß er dort sitzen werde, für den Fall, daß man ihn vielleicht benöthigen oder zu einem gefährlich Kranken rufen sollte. Der Vorhang geht empor und die Vorstellung beginnt. Die Primadonna flötet eben ihre zartesten, duftigsten Pianissimos, als plötzlich der Diener von der Sperrsitzreihe erscheint und ihm zuwinkt; unser Doktor winkt zurück, greift dann in höchster Eile nach Hut und Plaid, stürmt eben bei der interessantesten Scene die ganze Sperrsitzreihe empor und jagt auf und davon; das Publikum ärgert sich natürlich über die Störung und erkundigt sich über den Veranlasser derselben. Man antwortet, der junge Mann sei Arzt, und zwar ein sehr gewissenhafter und geschickter Arzt, und eben jetzt habe man ihn zu einem todtkranken Patienten gerufen. Der Doktor raucht mittlerweile eine Cigarre auf der Kerepeserstraße. Nachdem er einen kleinen Spaziergang gemacht hat, geht er ins Theater zurück und nimmt seinen Sitz wieder ein. So macht's unser Aeskulapjünger jede Woche zwei- oder dreimal.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Dienstag, 22. Dezember 1868.

Eine Gespenstergeschichte.

(Schluß.)

Und im nächsten Moment prallte er zurück in das Zimmer zu den Freunden und rief leichenblaß: „Um Gotteswillen, er ist nicht da — auch sein Mantel nicht — ist er denn hier?" Und seine Augen flogen suchend durch den Raum, umher im Kreis der Bekannten. — Sie sprangen auf, sie sahen sich halb lachend, halb bestürzt um. Das Gemach war zwar groß, aber ohne alle großen Möbel, ohne einen Platz, wo man sich hätte verbergen können. — „Ist er denn aus der Thüre?" fragte Franz athemlos. — „Unmöglich!" erwiederte Einer, „er müßte mich ja beim Hinausgehen gestreift haben, wie er beim Hereintreten geschah. Ich müßte ihn, wo nicht gesehen, doch gefühlt haben. Wir sitzen mit nicht übermäßigem Platze."

„Ihr seid Alle närrisch — oder seid Ihr betrunken?" sagte der Dicke, indem er aufstand. „Möchtet Ihr uns nicht am liebsten glauben machen — die ganze leibhaftige Personage des alten Burschen sei ein höchst graulicher Spuk gewesen? — Franz hat ihn übersehen und ich wette, er liegt bis über die Ohren im Bett." — „Komm'!" rief Franz dagegen, „kommt Alle und seht, daß ich mich nicht getäuscht, daß er nicht da, daß sein Mantel fort ist. Aber Einer muß hier im Zimmer bleiben und die Thüre bewachen. Denn das muß aufgeklärt werden." Und nachdem unter hellem Gelächter Einer als Wache an die Thüre gestellt worden, folgten ihm scherzend die Uebrigen in das verhexte Gemach.

Da standen sie denn mitten im kleinen Raume, den sie beinahe ausfüllten; da fanden sie weder den Freund, noch eine Spur seiner Anwesenheit. Der Mantel war nirgends zu sehen, kein Stuhl verrückt; die Waschschüssel war ohne Wasser, das Handtuch, wie Einer hinzutrat und es anfühlte, war trocken und nicht benützt; das Bett zeigte sich unberührt, nicht einmal abgedeckt. Nur das Licht brannte einsam auf der Ecke des Waschtisches, wo man es hinzusetzen pflegt, wenn man Abends denselben gebraucht. Und vor dem Möbel auf dem Fußboden waren die Spuren der feuchten Stiefel zu sehen, mit denen der Ankömmling die Wohnung des Freundes betreten.

„Seht Ihr nun?" fragte Franz bleich und bewegt. „Ist er hier? — Und seht Ihr wohl, daß nur das Fenster hier ist, dreißig Fuß über der Erde in einer glatten Mauer, — und die Thüre, welche in mein Zimmer führt, wo wir Alle gewesen sind? Seht Ihr ihn? — Findet Ihr ihn? — Könnt Ihr dies Verschwinden erklären?" —

Das Lachen war längst verstummt, alle Mienen waren ernst. Man begann zu suchen. Das Bett ward umgekehrt, der Kleiderschrank durchspäht; man suchte unter dem Bett und auf dem Schrank, wo nur irgend ein Raum zum Verbergen war; aber man fand nur ein paar wintermüde Fliegen, die nun verstört umhersummten und gegen die Wände stießen; aber von dem Freunde wollte sich Nichts bemerken lassen. — Sie sahen auch nach dem Fenster, — die Wirbel waren fest zugedreht; sie kehrten in das Wohnzimmer zurück und jagten auch hier alle Fliegen aus ihrer Ruhe. Aber auch hier waren die feuchten Stellen auf dem Fußboden, wo er gestanden, das einzige Zeichen seiner Anwesenheit.

Sie waren bleich und sahen sich bestürzt an.

„Das verstehe ich nicht!" sagte Einer und schüttelte sich. — „Was heißt das?" fragte ein Anderer. — „Wir haben ihn Alle gesehen, Alle mit ihm gesprochen, sind nüchtern und wach!" setzte ein Dritter hinzu. — „Laßt uns hinaus, hinab, zur Post, nach dem Hofe," sprach der Dicke. „Einige bleiben hier, wir Andern gehen. Denn das muß erklärt werden." — Franz sagte kein Wort, aber er folgte den Freunden düster und stumm.

Auf dem kalten Flur fanden sie, wo er den Schnee abgeschüttelt und abgestampft, noch einzelne Stückchen ungeschmolzen. Auf den Treppen war nichts. Im Hofe lag eine ebene Schneedecke, denn der Regen hatte schon seit Stunden aufgehört und es fror gelinde. Eine Fußspur zeigte sich nirgends. Die Hausthüre war fest verschlossen und sogar verriegelt, so daß ohne Hilfe Niemand hinaus oder herein kommen konnte. „Aber was heißt das?“ murmelte der Dicke und wischte sich den Schweiß von der leichenblassen Stirne. — Franz öffnete, sie gingen hinaus und schlossen wieder. Auch hier lag die Schneedecke unberührt und ebenso war es im Posthofe. Keine Spur von Rädern, von Fußtritten. Der Posten am Thor wußte von keiner Extrapost. Der Beamte, welcher die Wache hatte, versicherte auf das Bestimmteste, daß in dieser Nacht keine Extrapost expedirt, seit elf Uhr weder eine Post angekommen noch abgegangen sei. Die um elf Uhr gekommene Fahrpost, auf deren Wege allerdings die Stadt S. lag, habe er selbst mit empfangen und auspacken helfen, die Passagiere gesehen — es seien nur zwei gewesen — den Personenzettel habe er zufällig gelesen. Die beiden Passagiere waren dem Beamten bekannt; Wussow war mit der Post nicht gekommen.

So gingen sie wieder nach Hause. Es war nichts vorgefallen; das erneuerte Suchen führte zu nichts. Es war keiner zwischen diesen jungen, gesunden, kräftigen Männern, der nicht bis ins Herz hinein ein tiefes Grauen fühlte, wenn er an das Geschehene dachte — an dies plötzliche Auftreten, an diese lange Unterhaltung, an das spurlose Verschwinden. — Sie trennten sich nicht mehr für die Nacht. Franz setzte sich und meldete die Begebenheiten der Nacht in einem ausführlichen Briefe an den spukenden Freund. Sie brachten das Schreiben noch in der Nacht zur Post.

Der Morgen ließ die Sache noch verwickelter erscheinen. Der Hausbesitzer erklärte auf die Mittheilung von Franz, das Ding sei ihm unbegreiflich. Er selbst habe die Hausthüre um zehn Uhr verschlossen und da alle Bewohner des Hauses daheim gewesen, auch verriegelt, so daß unmöglich Jemand hereinkommen konnte, wenn ihm nicht von innen geöffnet worden. Er habe bis nach zwölf Uhr gewacht, das Zuschlagen der Thüre gleichfalls vernommen, sei, in der jetzigen bösen Zeit vorsichtig, aufgestanden, um nachzusehen. Allein Schloß und Riegel wären in Ordnung gewesen und so habe er gedacht, daß er sich getäuscht und daß es eine andere Thüre gewesen, im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft, die das heftige Geräusch bewirkt habe.

Die Freunde waren still. Alle andern Forschungen führten stets zu demselben Resultat: von Wussow war keine Spur vorhanden.

Da kam am dritten Tage ein dicker Brief von S., und Bergner, der Freund, den Wussow genannt, schrieb darin, daß Joseph und einige Tage darauf auch seine Cousine vor etwa drei Wochen gestorben, daß Wussow von der Zeit an täglich mehr zusammen gesunken, endlich erkrankt und in der Nacht vom 23. auf den 24. November gegen 1 Uhr gestorben sei. Der Kranke habe von Anfang an eine grenzenlose Sehnsucht nach Franz und dem Dicken ausgesprochen und dem Schreiber dieser Zeilen für den Fall seines Todes einen Brief auf die Seele gebunden, den er am Tage vor seiner Erkrankung an Franz gerichtet, aber liegen gelassen. In den letzten Stunden vor seinem Tode sei die Sehnsucht immer größer geworden. Gegen zwölf Uhr habe er sich krampfhaft aufgerichtet und gerufen: „Ich muß hin! Ich muß hin!“ — Dann sei er zurückgefallen und habe wie ein Todter gelegen bis gegen 1 Uhr. Da habe er plötzlich leise gesummt: „Und nun, ihr Brüder, sei's, weil's muß, — das letzte Glas, der letzte Kuß — ade — ade — ade!“ — Und mit dem letzten „ade“ sei er gestorben. —

Und in Wussow's angeschlossenem Briefe hieß es: er habe Josephs Unglück verschuldet. Ihn für seine Keckheit zu bestrafen, habe er von seinem Fenster aus mit einem kleinen Spiegel gegen den Rücken des Unglücklichen manipulirt, so daß dieser vermuthlich neben seinem Gesichte seinen eigenen Hinterkopf vor sich in seinem Spiegel, wenn auch nur dunkel erblickt haben müsse. An die Möglichkeit eines solchen unseligen Erfolges habe er bei seinem Scherz und bei Josephs Unerschrockenheit nicht gedacht. — Er habe es für seine Pflicht gehalten, dem unglücklichen Freund und den Seinen sein Leben zu widmen. Er habe ehrlich gebüßt und bereut. Aber er fühle, daß eine solche That nie gesühnt werden könne. Aussprechen habe er es nie können. Jetzt, vor seinem Tode, gestehe er es den Freunden. Sie sollten ihm verzeihen und seiner gedenken ohne Zürnen. „Könnt' ich Euch noch einmal — einmal sehen!“ schloß der Brief. „Ich weiß nicht, weßhalb, denn sagen könnte ich Euch dies Alles doch nimmermehr. Verdammt mich deßwegen nicht. — Ich habe aber eine namenlose Sehnsucht nach Euch, nach Dir, wackerer Franz, und nach Dir, Du fideler, alter Dicker. Wenn ich noch einmal Eure Hand drücken, in Euer Auge sehen könnte, mein' ich, würde mir die Sterbestunde leichter sein. An dem Leben liegt mir nichts, mein

Amt hat sein Ende erreicht. Ich weiß Niemand auf der Welt und habe Niemand, von dem ich nicht gleichgiltig scheiden könnte. Nur Ihr Beide seid noch da, die Ihr mit Josephs Freunde waret, die Ihr mit mir in jener unseligen Nacht gewesen, die Ihr mit seinen Eltern und seiner früheren Braut am meisten und tiefsten über sein Unglück geklagt, darunter gelitten habt. — Lebt wohl, Ihr alten Gesellen, denn ich fühle, daß ich sterben werde. — Lebt wohl auf ewig." —

Sie saßen wieder bei einander wie in jener Nacht, wo der Freund zu ihnen gekommen. Der Brief wanderte von Einem zum Andern, Jeder las ihn schweigend und gab ihn schweigend seinem Nachbar.

Als Alle gelesen und Franz das Schreiben in seinen Schreibtisch gelegt, trat er zum Fenster, um den Freunden die Thränen nicht zu zeigen, die ihm in großen Tropfen über die Wangen rollten. Aber der Dicke stand mitten im Zimmer und zeigte Allen seine feuchten Augen, und dazu sagte die ehrliche Seele: „Wenn Einem vergeben ist, so ist Dem vergeben, denn er büßte mit seinem ganzen Leben." — „Amen," sprach Franz. —

So ist es geschehen im November des Jahres 1847.

Eine Wohnung wird gesucht.

Humoreske.

Also 350 Gulden.

Ja wohl, 350 Gulden, in vierteljährigen Raten pränumerando zu entrichten.

Einverstanden!

Das übliche Schornsteinfegergeld, sowie ihr Beitrag zu den Kosten für die Gasbeleuchtung auf Flur und Treppe ist natürlich dabei noch nicht eingerechnet.

Natürlich! Und die Wasserleitung? —

Dürfen Sie sich für Ihr Geld nach näheren Vorschriften, die ich Ihnen mittheilen werde, einrichten lassen. Sie sehen, ich bin keiner von den interessirten Hauswirthen, die ihren Miethern jede kleine Bequemlichkeit besonders in Rechnung zu stellen pflegen.

Und die Wohnung zwei Treppen höher ist ganz ebenso wie die Ihrige?

Ganz ebenso, mein Herr; nur versteht es sich von selbst, daß im vierten Stock die Zimmer etwas niedriger sind als in der Bel-Etage. Ich könnte Ihnen die Wohnung oben zeigen, wenn nicht die drei Kinder des Lehrers, der jetzt darin wohnt, gerade am Scharlachfieber darnieder lägen. Es ist eigentlich recht thöricht, so viel Rücksichten auf die Leute zu nehmen, allein man ist doch nun einmal so ein gutmüthiger Narr. Ja die Kinder, die Kinder!

Und Sie bürgen mir dafür, daß mir die Wohnung in gutem wohnlichen Zustande übergeben wird?

Das versteht sich. Auf ein paar kleine Reparaturen an Schlössern, Fenstern und Thüren wird es Ihnen am Ende nicht ankommen. Das Schlemmen und Weißen der Wände und Decke bezahle ich aus meiner Tasche. Das Streichen der Dielen und Thüren, sowie das Malen oder Tapeziren der Wände haben Sie zu besorgen; dafür lasse ich Ihnen unbeschränkte Freiheit in der Auswahl der Farben und Muster und gestatte Ihnen, um Ihnen bei einer etwaigen Veränderung unnütze Kosten zu ersparen, bei Ihrem Auszuge mir Alles ganz ebenso wieder zu übergeben, wie Sie sich's jetzt einrichten werden.

Wirklich? Sehr gütig! Aber ich bin auch damit einverstanden. Also abgemacht?

Abgemacht! Schlagen Sie ein. Die Kontrakte werde ich Ihnen nach Ihrer jetzigen Wohnung schicken; Sie haben dann wohl die Güte, sie mir unterschrieben und gestempelt wieder zuzustellen. Die Stempelgebühren — das wissen Sie doch? — hat der Miether zu entrichten.

Gut; ich werde Alles besorgen. Adieu.

Ich empfehle mich Ihnen.

Ich hatte die Thür hinter mir zugemacht und war, glücklich einer fatalen Sorge nach langer Mühe endlich überhoben zu sein, die Stufen des obersten Treppenabsatzes leichten Fußes hinuntergehüpft, als die Thür nochmals geöffnet wurde und der Herr, mit welchem ich die eben mitgetheilte Unterredung gehabt, auf dem Hausflur erschien, um mich eiligst noch einmal zurückzurufen. Ich blieb, mich umwendend, auf dem Treppenabsatze stehen.

Apropos, noch eine Frage, mein Herr! — sprach er sehr freundlich.

Nun, und welche?

Nicht als ob ich es von Ihnen dächte — es ist nur der Sicherheit wegen — also nehmen Sie mir's nicht übel! Nicht wahr, Sie haben keine Kinder?

Allerdings habe ich Kinder, und zwar drei.

So? Nun dann bitte ich, sich nicht erst weiter zu bemühen!

Mit diesen barsch herausgestoßenen Worten kehrte er mir den Rücken zu, zog sich, indem er mich vor Ueberraschung sprachlos auf der Treppe stehen ließ, in seine Appartements zurück und warf die

Thür seines Korridors mit solcher Gewalt ins Schloß, daß die Scheiben des Flurfensters in ihren Rahmen klirrend erzitterten.

Auch ich zitterte vor Aerger und Entrüstung. Auf meiner Jagd nach Wohnungen hatte ich manche Unannehmlichkeit erfahren und mancherlei Unbill ertragen gelernt; eine so rücksichtslose Insolenz aber war mir selbst in dieser Schule der Langmuth und Geduld noch nicht geboten worden. Rothschilds Vermögen und Methusalems Alter würden nicht ausreichen zur Abbüßung aller Injurien, welche gegen den unverschämten Hauswirth in meiner empörten Brust aufstiegen und die ich, ich gestehe es, weit mehr durch die Rücksicht auf das Strafgesetz, als durch meine gesellschaftliche Bildung auf dem Herzen zu behalten veranlaßt wurde.

Mein Rachedurst wuchs mit der Unmöglichkeit seiner Befriedigung. Nachdem ich wüthend die Treppe hinunter gepoltert, gelangte ich an die Hausthür. Mein Blick fiel auf ein an derselben haftendes weißes Schild mit der Inschrift: „Ein Jeder wird ersucht, die Thür leise zuzumachen."

Halt, dachte ich, jetzt hab' ich's! Beim Hinausgehen öffnete ich die Thür möglichst weit, und mit einer Riesenkraft, wie sie nur die auf's Höchste gesteigerte Aufregung verleiht, warf ich sie in die Angeln, daß das leicht gebaute Haus wie von einer Explosion erbebte. Mein Herz war erleichtert. Ich hatte in der That die Genugthuung, von der Straße aus den Gegenstand meines Hasses vor Schrecken bleich an's Fenster eilen zu sehen. Ich sah, wie er das Fenster öffnete, um sich von der Ursache der gewaltsamen Erschütterung zu überzeugen, und als er in mir den Urheber derselben erkannte, mir einen Blick zuwarf, welcher mir als der zuverläßige Bürge für das vollständige Gelingen meines Racheplans erschien.

Indem ich meine Wanderung fortsetzte, durchlebte ich im Geiste noch einmal alle Aufregungen des eben bestandenen Abenteuers. Jedes Wort unserer Unterhaltung, jeder Ton, jede Miene meines Feindes trat mir vor die Seele, und ich begann mir selbst Vorwürfe zu machen und mich meiner jämmerlich kompromittirten Physiognomik zu schämen, welche mich in der äußern Erscheinung des Mannes nicht auf den ersten Anblick den selbstsüchtigsten, brutalsten Menschenfeind hatte erkennen lassen.

Ich weiß nicht, an wie viel ausgehängten Miethszetteln ich, von dem Gedanken an die Unmenschlichkeit der Hauswirthe erfüllt, achtlos vorüber gegangen sein mochte, als ich endlich Ruhe genug fand, mich des eigentlichen Zweckes meiner Wanderung wieder zu erinnern. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es mir, eine Wohnung zu finden, deren Größe, Lage und Miethspreis mir entsprechend schien.

Die Besitzerin des Hauses war eine Frau von P***, eine Dame, deren Aeußeres mir in diesem Augenblicke nur deßhalb einiges Vertrauen einflößte, weil es der diametrale Gegensatz zu der Erscheinung meines eben geschilderten Hausdespoten war. Sie war eine Wittwe von etwa 45 Jahren, eine schlanke hagere Gestalt mit einem fein geschnittenen blassen Antlitz, dessen Ausdruck, abgesehen von einer gewissen krankhaften Unruhe, ein ziemlich angenehmer war. Ihr dunkles, knapp anschließendes Kleid war von fast auffallender Einfachheit, und die etwas affektirte Zierlichkeit ihrer Rede, sowie die gesucht glatten Formen ihres Benehmens schienen beinahe eine bürgerliche Abkunft vergessen machen und die Kluft zwischen dieser und dem adeligen Namen des verstorbenen Gatten ausfüllen zu sollen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zum Anlocken von Mäusen und Ratten soll man den in die Falle gelegten Köder mit einem einzigen Tropfen von Rosenholzöl befeuchten, dessen Geruch diese Thiere sehr lieben, so daß sie sich selbst in sehr unvollkommenen Fallen leicht fangen lassen. Das Rosenholzöl ist billig und überall in Apotheken 2c. zu bekommen.

Literarisches.

Der erste Jahrgang des **„Volks- und Familien-Kalenders"** der „Oesterreichischen Gartenlaube" bringt ein sehr reichhaltiges Material an Novellen, Erzählungen, dann geschichtliche, naturwissenschaftliche und humoristische Aufsätze mit vielen vorzüglichen Illustrationen. Dem Kalendarium ist ein kulturhistorisches Tagebuch beigefügt, welches mit unendlichem Fleiß gearbeitet, alle, bis in die neueste Zeit reichenden Daten der Kulturepoche, des Wissenswerthen enthält; trotzdem so Vieles geboten wird, kostet derselbe doch nur in allen Buchhandlungen 60 kr. (10 Sgr.) und direkt franko von der Expedition in Graz bezogen, 70 kr. ($11^1/_2$ Sgr.).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Donnerstag, 24. Dezember 1868.

Frieden.

Geheimnißvoll und stille,
So friedlich ist die Nacht,
Die uns in ihrem Schooße
Den Heiland hat gebracht.

Nur Wölkchen schweben langsam
Am fernen Himmelsplan,
Wie Schäflein auf der Weide —
Sie ziehen still voran,

Als wollten sie nicht wecken
Das Kind, so wunderbar,
Deß Wiege eine Krippe
Im armen Stalle war.

Ja selbst die Lüfte säuseln
Ganz leis' ein Schlummerlied:
Von Gottes heil'gem Frieden,
Der's Weltall jetzt durchzieht.

In süßen Melodieen —
Wie Aeolsharfenklang —
Erklinget in den Sphären
Der sel'gen Geister Sang.

Und in die Harmonieen
Mischt sich der Glockenmund,
Den Neugebornen kündend
Im weiten Erden-Rund.

Und just zur selben Stunde
Ein armer Wand'rer zieht
So einsam seine Straße
Im dunkeln Waldesried;

Die Augen blicken düster,
Sein Angesicht ist bleich;
Bekundend, daß dies Leben
Nur war an Schmerzen reich.

Schiffbruch hat er gelitten
Im stürm'schen Lebensmeer;
Kein Glauben, Hoffen, Lieben
Ihm schwellt den Busen mehr.

Gleich Ahasver so ruhlos
Wallt er von Ort zu Ort,
Doch nirgends kann er finden
Des wahren Friedens Port.

Kaum trägt der müde Körper
Die herbe Seelenpein;
Und trostlos sinkt er nieder
Dort an dem Runenstein. —

Jetzt hehr wie Himmelsgrüße
Erklingt der Glocken Ton:
Auf! freut euch eures Gottes,
Der Mensch ward in dem Sohn!

Und treu dem hohen Rufe,
Zieht Alles fort hinaus;
Des Ew'gen Güt' zu preisen
Im lichten Gotteshaus.

Laut tönet in den Metten
Der Sänger voller Chor,
In frohen Jubelhymnen
Schallt ihr Gesang empor:

„Dem Höchsten sei die Ehre!
Lob, Preis dem Gotteskind;
Und Frieden allen Menschen,
Die guten Willens sind!"

Dem armen Waller draußen
Ward's wundersam zu Muth;
Derweil er, hart gebettet,
Auf kalter Erde ruht.

Ihn faßt ein heißes Sehnen
Nach dem Herrn Jesu Christ,
Der, um uns zu befreien,
Ja Mensch geworden ist.

Die Bitte, leis' geflüstert,
Ihm von den Lippen glitt:
„O komm', mein Heiland! komme —
Bring' mir den Frieden mit."

Und nein! Es ist kein Träumen —
Dem Armen lächelt zu
Das Gotteskind, das liebe,
Und läd't ihn ein zur Ruh'!

Am andern Morgen findet
Man drauß' am Runenstein
Die Leiche des Erstarrten —
Er ging zum Frieden ein!

* * *

O all' ihr müden Herzen,
Von Gram und Leid bewegt;
Auch euch wird wahrer Frieden
Dort — wo ihr nicht mehr schlägt!

Trfw. Fr. Luxenburger.

Eine Wohnung wird gesucht.

(Schluß)

Es schien mir, als ob ich der Dame nicht mißfiel, und da auch ich mich freute, eine gebildete Frau zur Hauswirthin zu bekommen, so wurden wir bald über die Bedingungen einig.

Nur eine Frage gestatten Sie mir noch — sagte Frau von P***, als ich im Begriff war, mich ihr zu empfehlen.

Und welche, gnädige Frau?

Wird bei Ihnen viel musizirt? Sie dürfen mir diese Frage nicht übel nehmen, da meine häufig angegriffenen Nerven — —

Beruhigen Sie sich, meine Gnädige. Ich selbst liebe zu sehr gute Musik, um selbst zu musiziren; meine Gattin liebt mich zu sehr, um sich in meiner Gegenwart nicht allerlei vokaler und instrumentaler Frevelthaten zu enthalten, und meine Kinder sind noch zu klein — —

Sie haben Kinder, mein Herr? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?

Aber, meine Gnädigste, wie konnte ich ahnen —

Sie haben Recht. Desto mehr bedauere ich, Sie um Entschuldigung bitten zu müssen, wenn ich —

Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!

Unter hundert und aber hundert Entschuldigungen geleitete sie mich bis an die Treppe und entließ mich unter wiederholten Versicherungen ihres unendlichen Bedauerns darüber, daß meine Vaterfreuden ihrer Freude, mich als Hausgenossen begrüßen zu können, so grausam in den Weg getreten seien. Ich aber schüttelte den Staub ihrer heuchlerischen Artigkeiten von meinen Füßen und verwünschte, indem ich meine Wanderung von Neuem begann, die Ungerechtigkeit der Weltökonomie, welche hart genug war, die Hauswirthe mit Nerven und die Miether mit Kindern auszustatten.

Mindestens zwanzig Wohnungen habe ich an diesem Tage noch besehen — Alles umsonst! So oft ich ein Quartier fand, das mir in jeder Hinsicht zusagte, waren es die Kinder und immer wieder die Kinder, die als neckische Kobolde zwischen mich und meinen projektirten Hauswirth traten. Durch das Mißlingen aller meiner Versuche schon vollständig matt und mürbe gemacht, faßte ich den verzweifelten Entschluß, dieses Hinderniß endlich aus dem Wege zu räumen und dann noch einen letzten Sturm auf eine leer stehende Wohnung zu versuchen.

Es war ein recht freundliches Haus der Eichhornstraße, in welches ich trat. Ich zog die Glocke. Ein allerliebstes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit koketten braunen Augen, öffnete mir. Als ich ihr meinen Wunsch, eine Wohnung zu miethen, mitgetheilt, forderte sie mich freundlich auf, einzutreten und sagte mir, daß Papa sie bevollmächtigt habe, während seiner Abwesenheit das Quartier zu vermiethen. Ich war mit Allem, was sie verlangte, zufrieden, ging auf Alles ein und drang darauf, den Kontrakt augenblicklich abzuschließen. Wenn meine Eile ihr auch vielleicht etwas auffallend erscheinen mochte, so hatte sie doch gegen die Erfüllung meines Wunsches nichts einzuwenden. Sie holte die bereits fertig ausgefüllten Schemata des Miethkontraktes herbei. Als ich, um dieselben zu unterschreiben, meinen Handschuh auszog, bemerkte das junge Mädchen, mit dem gewöhnlichen Scharfblick ihres Geschlechts und Alters, den Trauring an dem vierten Finger meiner rechten Hand.

Sie sind verheirathet, mein Herr? — fragte sie mich mit einem Lächeln, in welchem mir schon weniger mädchenhafte Schelmerei, als spionirende Bosheit zu liegen schien.

Jawohl, mein Fräulein, und zwar so glücklich, wie ich es Jedem, mit dem ich es gut meine, wünschen möchte.

Dann haben Sie wohl auch Kinder?

In dem Tone dieser Frage schien mir alle hämische Tücke, deren das Herz einer Wirthstochter nur fähig ist, konzentrirt zu sein. Ich faßte allen Muth der Lüge zusammen, und mit der straffsten Energie, welche mir zu Gebote stand, und einem Anflug von Frivolität, die mir sonst gänzlich fremd

ist, sagte ich: Nein! Und ich hoffe auch ferner von diesem Segen des Himmels verschont zu bleiben.

Das ist auch sehr gut — erwiederte sie. Sonst könnten wir Sie hier nicht brauchen; denn Papa hat heut' erst geschworen, niemals Leute mit Kindern ins Haus zu nehmen.

Desto besser; so steht dem Abschluß unserer Verhandlungen kein Hinderniß im Wege.

Sie legte mir bereits den Miethkontrakt zum Unterzeichnen vor. Ich war in peinlichster Verlegenheit, durfte ich den Kontrakt unterschreiben? Das Wort „Lügner" klang mir unangenehm ins Ohr, da trat der Vater des jungen Mädchens ein, ein brünetter Mann von ziemlich rücksichtslosem Wesen, von wenigen Worten und mit sehr langer Nase. Seine Tochter theilte ihm das zwischen uns Verhandelte mit. Er schien mit mir einigermaßen zufrieden zu sein.

Also Sie haben keine Kinder? fragte er noch einmal, um über diesen Punkt auch ganz sicher zu sein.

Nein, erwiederte ich fest, indem ich zugleich ingrimmig die Hand in der Tasche ballte.

Gut, so unterschreiben Sie den Kontrakt.

Halt! fiel ich ein. Gestatten auch Sie mir erst noch eine Frage.

Nun? fragte der Wirth, mich erstaunt anblickend.

Haben Sie denn Kinder?

Gewiß. Außer meiner Aeltesten hier noch acht!

Noch acht! rief ich. Herr, und Sie wagen mir eine Wohnung in Ihrem Hause vermiethen zu wollen! Ich — ich ziehe in kein Haus, dessen Besitzer Kinder hat!

Der Mann blickte mich verblüfft und wüthend zugleich an, er schien Anstalten zu treffen, mich aus dem Hause werfen zu wollen, ich kam ihm durch schleunige Entfernung zuvor.

Innerlich empört, wüthend, zerknirscht, ermüdet eilte ich weiter von Haus zu Haus — immer vergebens!

So kam ich spät Abends nach Hause. Mein Weib las meine Stimmung auf den Zügen meines Gesichts.

Noch nichts? — fragte sie kopfschüttelnd.

Noch nichts! — erwiederte ich mit dumpfem Ton.

Mein Gott! Und morgen müssen wir ausziehen! Aber woran liegt es denn?

Woran soll es liegen? Nur an den Kindern! Aber laß gut sein, es wird anders werden!

Ohne der armen Frau eine gute Nacht zu wünschen, begab ich mich nach meinem Zimmer. Ich mußte durch die Kammer gehen, in welcher meine Kinder den Schlaf der Unschuld schliefen. Ich trat an ihr Lager. Ich sah die Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen blühen und fühlte mich von dem Hauch ihres frischen, vollen Athems angeweht.

Arme Kinder! Und morgen obdachlos — durch euch! Und nicht nur durch euch, nein, auch mit euch!

Die ganze Pein meiner qualvollen Lage stand vor meiner Seele. Ich dachte nicht nur an die Verlegenheit, sondern auch an die Schande der Obdachlosigkeit für einen Mann in meiner gesellschaftlichen Stellung. Der Herr Doktor obdachlos mit seiner Familie im Arbeitshause! Wie wird sich die Schauspielerin freuen, die ich neulich so unbarmherzig beurtheilt habe! Das ist ihm recht — wird sie sagen. Das ist die Strafe für seine Kritik über meine „Thusnelda" und meine „Medea".

Thusnelda! Medea! Ich sah sie jetzt vor mir stehen. Ich sah Thusnelden wie sie — — Warum hat Thusnelda ihren Sohn Thumelicus erstochen? Weil er nicht für Deutschland kämpfen wollte. Lächerlich! Was geht sie Deutschland an? Sie hatte doch ein Obdach! Wer hieß Medea die unschuldigen Kinder ihrer gekränkten Liebe opfern? Konnte sie nicht ohne den treulosen Gatten leben? Sie hatte doch eine Wohnung! Aber ich?!

Alle Dämonen Medea's und Thusneldens tobten in meiner Brust. Sie stiegen mir zu Haupte, sie machten mein Hirn sieden und beraubten mich aller Besinnung. Arme Kinder! — rief ich. Ihr fallt als Märtyrer des städtischen Grundbesitzes. Euer unschuldig Blut komme über ihn!

Mit bewußtloser Wuth stürzte ich mich auf die schlummernden Opfer meiner Verzweiflung und zwei Minuten später — stand dem Abschluß eines neuen Miethkontraktes von Seiten meiner Familie kein Hinderniß mehr im Wege.

Die vollbrachte That gab mir für einen Augenblick meine Besinnung wieder, aber nur, um sie im nächsten von den Furien eines gefolterten Gewissens von Neuem rauben zu lassen. Ich sah die Gestalten meiner Opfer, ich hörte die anklagende Stimme meines Weibes — Mörder! Mörder! Wie rasend lief ich im Zimmer umher. Die Wände waren mir zu eng. Die Atmosphäre lastete drückend auf mir. Luft! Luft! Ich lief an's Fenster. Ich riß es auf. Ich schaute hinaus auf die Straße, welche drei Stockwerke unter mir in stillem Frieden der Nacht balag. Mir schwindelt — ich beugte mich über die Fensterbrüstung — tief, immer tiefer — jetzt eine krampfhafte Bewegung und geschlossenen Auges stürzte ich hinab. Ich falle, ich sinke, von der Luft getragen, sanft und schwebend, wie im Traum, wenn man ins Bodenlose zu fallen wähnt.

Da fühle ich mich plötzlich am Arme gepackt — ein kreischender Schrei — ich schlage die Augen auf und — —

Aber, Theodor, was ist Dir denn, daß Du heut' bis in den hellen Morgen hinein schläfst? Und wie unruhig Du gelegen hast! — sagte meine Gattin, die schon fertig angekleidet im weißen Morgenhäubchen vor meinem Bette stand und meine Hand in der ihrigen hielt. Mühsam suchte ich mich zu ermuntern.

Es ist nichts — sprach ich. Ich habe einen gräßlichen Traum gehabt.

Böse Träume kommen vom Magen.

Nein, liebe Adelheid, sie kommen von den Miethkontrakten.

Gott sei Dank, daß Du den unsern gestern wieder auf ein Jahr verlängert hast.

Jawohl. Aber es hat auch Hitze genug gekostet. Der Wirth wollte durchaus nicht einwilligen. Er meinte die Kinder — — Apropos, wo sind die Kinder? Schlafen sie noch?

Ich stand auf, küßte meine Kleinen aus dem Schlummer und setzte mich dann an's Pult, um dieses furchtbare Pendant zur „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" unter dem frischen Eindruck des eben gebannten Traumes niederzuschreiben.

Der Markt des Lebens.

Wohlstand — bereits nicht mehr zu finden.

Vaterlandsliebe — gute Qualität sehr selten; mit schlechter läßt sich bei Lieferungen noch ein Geschäftchen machen.

Bescheidenheit — ganz abgenützte Waare.

Stolz — kommt immer mehr auf den Markt, ist sehr billig zu haben.

Höflichkeit — reine Waare selten, und unverkäuflich.

Grobheit — viel Vorrath.

Verstand wird nicht viel gesucht, da ihn Jedermann schon im Besitze zu haben vermeint.

Vernunft — bereits ganz ausgegangen.

Wahn — noch eine ziemliche Partie vom Jahre 1866 auf Lager.

Geist sehr selten, beinahe ausverkauft.

Frömmigkeit schon ganz verdorbene Waare, wird selten mehr Abnehmer finden.

Einsicht — ganz außer Gebrauch.

Uebertreibung — sehr gesuchter Artikel.

Fleiß — um ein Spottgeld zu haben.

Unverschämtheit — jeden Tag genügende Zufuhr.

Talente — immer weniger, bald gar nicht mehr zu finden.

Wissen — wohl sehr verbreitet, aber faul.

Selbstständigkeit kommt nach und nach ganz außer Gebrauch.

Liebe sehr häufig, aber größtentheils verfälscht.

Treue — ganz außer Gebrauch gekommen.

Freude — nur in Surrogaten zu haben.

Lüge — der gangbarste Artikel, sehr gutes Geschäft damit zu machen.

Aufrichtigkeit — damit haben wir aufgeräumt.

Mannigfaltiges.

Ein lustiger Psalm.

Wer ist's, der nach mühvoller Plage
Nicht gern ein fröhlich' Gelage
Liebt, seinen Geist zu erfreu'n?
Wein ist ja die süßeste Gabe;
Weib, du bist die edelste Habe,
Und freudig und lustig tönt
Gesang durch die fröhlichen Reih'n.
Der Wein macht die Traurigen heiter,
Ist immer ein Freudenbereiter, —
Ein Weib ist der göttliche Segen!
Narr ist, wer in düsteren Mauern
Sein Leben will einsam vertrauern.
Leben in Lieb und Frohsinn erhält
Lang den Muth auf den dornigen Wegen.

(Mittel gegen Zahnweh.) Bei einer Versammlung des Londoner medizinischen Vereines bemerkte Dr. Blake, ein ausgezeichneter Arzt, daß er im Stande sei, das verzweifeltste Zahnleiden, falls dasselbe nicht mit Rheumatismus verbunden, durch Anwendung des folgenden Mittels zu heilen: Alaun zu ganz feinem Pulver gestoßen 2 Drachmen; Schwefeläther 7 Drachmen; man vermische beide Substanzen und lege sie auf den hohlen Zahn.

Reciprocität.

An der Bahre ihres Mannes
Stand Marg'reth und lachte sehr;
„Wenn erst ich gestorben wär',
Wie hätt' er gelacht — mein Hannes!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Dienstag, 29. Dezember 1868.

Bei dem letzten Weihnachtsfeste richtete der bekannte Kindergarten-Dichter Löwenstein folgende Ansprache an die armen Kinder, welche in der Alexandrinen-Straße (Berlin) versammelt waren, um von dem dortigen Bezirksvereine ihre Geschenke in Empfang zu nehmen. Wir hoffen unsern Lesern einen willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die Verse Löwenstein's mittheilen, die wahrscheinlich im nächsten Jahre überall, wo für arme Kinder aufgebaut wird, werden gesprochen werden:

„St. Niklas ging mit seinem Sack
Von Thür zu Thür manch' lieben Tag,
Treppauf, treppab in jedem Haus
Und rief die Leute da heraus,
Sprach manche Frau und manchen Mann
Um eine kleine Gabe an.
Zum Reichen sprach er: „Denkt der Pflicht,
Vergeßt der armen Kinder nicht!
Ach, manches Kind ist in der Stadt,
Das Vater nicht, noch Mutter hat,
Dem Niemand, ach, auf dieser Welt
Den Weihnachtsbaum zum Fest erhellt.
Denkt, wie dem Kindlein ist um's Herz,
Wenn Lust und Jubel allerwärts,
Wenn's Abends durch die Straßen zieht
Und all' die bunten Bäumchen sieht,
Wenn munt'rer Klang an jedem Ort —
Trompeten hier und Trommeln dort,
Dort Leier und Querpfeifen da,
Und dort — die Ziehharmonika!
Denkt, wie zu Muth ihm werden mag
Erst an dem ersten Feiertag,
Wenn's all' die bunten Sachen schaut,
Die Andern wurden aufgebaut!
Der reitet stolz sein Wiegenpferd
Und Jener schwingt ein blankes Schwert,
Schaut nur, ein Püppchen trägt Marie,
Das ist noch größer fast als sie,
Die Agnes dort ihr Püppchen drückt,
Wie eine Königin geschmückt;
Die Martha kocht für ihre Puppen
Schon Chokolad' und kräft'ge Suppen,
Der Fritz marschirt im Silberpanzer,
Der Rudolph dort als Düppelschanzer,
Der Hans zieht einen prächt'gen Wagen,
Mit Sammt und Damast ausgeschlagen,
Die Jenny, wie 'ne Russin schier,
Steckt in dem neuen Pelze hier.

Wie reich doch wurden sie bedacht
Die Kinder all' zur Weihenacht!
Mit Kuchen, Aepfeln und Konfekt,!
Wie prächtig hat es doch geschmeckt!
Die Käthe — fast hätt' ich's vergessen —
Hat Zahnweh schon vom Kuchenessen.

Was muß das arme Kind da sagen?
Mit leerer Hand und leerem Magen
Steht es dabei; sein Herz wird schwer:
„Ach, wer doch auch so glücklich wär'!"
Drum helft, ihr reichen Herrn und Frau'n,
Mit an der Armen Christbaum bau'n!
Gebt mir von eurem Ueberfluß!
„Schön Dank, spricht er und — Gott zum Gruß!„
Und weiter geht St. Niklas dann,
Klopft auch bei kleinen Leuten an:
„Habt selbst, ich weiß, nicht Gold im Kasten,
Müßt selber manchmal wohl gar fasten,
Und müßt mit schwerer Arbeit zwar
Euch selber müh'n das ganze Jahr;
Doch gebt, ich weiß, mir gern zur Frist,
Was irgend euch entbehrlich ist."
St. Niklas spricht's, es gibt im Nu
Sein Scherflein auch der Arme zu,
Und Niklas sieht das Silber strahlen,
Steckt's ein: „Gott mög' es euch bezahlen!"
So hat er denn so lang gespart,
Bis daß der Christbaum fertig ward,
Der heut' mit seiner Lichter Pracht
Euch Kindern hier ins Herze lacht.

Und morgen könnt ihr ohne Neid
Anschau'n der Andern Fröhlichkeit:
Auch euch sind Trommeln, Pfeif' und Schwert,
Kanonen und Gewehr bescheert.
Es soll vor eurer Waffen Wüthen
Sich morgen wohl der Däne hüten!
Auch Puppen winken euch genug,
Zwar nicht sehr groß, doch drall und schmuck,
Und Kleider, Schuh' und and're Sachen
Euch freundlich heut' entgegen lachen,
Und Kuchen, Nüsse — welche Pracht!
Nehmt eure Zähne nur in Acht!
  Tragt denn nach Haus die Weihnachtsgaben,
Die wir euch aufgebauet haben!
Die Liebe hat euch Lust gesendet,
Die Liebe Alles hier gespendet —
Die Gaben wie die Weihnachtskerzen —
Dem Gott der Liebe dankt von Herzen!

Alte Geschichten.

St. Marc-Girardin, ein Schriftsteller aus der besseren Zeit, hat ein neues Buch über Lafontaine und die Fabeldichter geschrieben, indem er auf das Liebenswürdigste plaudert und allerlei alte Geschichten erzählt, wobei der Leser erfährt, wie wenig Mühe sich die neue Poesie mit Erfindung zu geben braucht und daß auch in der Fabel wie im Epos, im Märchen und im Roman die schönsten Stoffe und Motive oft uralt sind.

Unzählige Fabelstoffe, die wir nicht im Aesop oder Phädrus finden, gehören dem Mittelalter an, und der Himmel weiß, woher sie dieses genommen.

Allem Anscheine nach sind viele derselben, wie ihr zu einem Thierepos angewachsener Bruder Reinecke Fuchs, schon mit unseren Ureltern aus den asiatischen Ursitzen nach Europa eingewandert.

Wer von uns kennt nicht die deutsche Fabel von der Brücke, die unter jedem Lügner einbricht, mit dem bekannten Mahnruf: „Fritz, Fritz, die Brücke kommt!"

Wer wird sie nicht in folgender altfranzösischen Fabel wieder erkennen?

Ein Ritter, der mit seinem Knappen nach S. Jago di Compostella pilgerte, befand sich bereits auf spanischem Boden. Am frühen Morgen aufbrechend, hoffte er, Miranda am Ebro noch an diesem Abend zu erreichen.

Ein Fuchs, der auf Beute ausging, kreuzte den Weg des Ritters.

„Das ist ein großer Fuchs!" rief der Ritter.

Der Knappe sagte: „O, gnädiger Herr, in dem Lande, das ich durchstreifte, ehe ich die Ehre hatte, Euch zu dienen, sah ich Füchse, die, bei meiner Treue, weit größer waren, und unter anderen einen, der war so groß wie ein Ochse."

„Ein schöner Pelz für einen geschickten Jäger!" antwortete der Ritter und wanderte schweigend weiter.

Nach einiger Zeit erhob der Ritter plötzlich die Stimme und betete:

„Herr, bewahre uns Beide heute vor der Versuchung, zu lügen und gib uns die Kraft, unsern Fehl gut zu machen, auf daß wir den Ebro ohne Gefahr durchschreiten!"

Betroffen fragte der Knappe seinen Herrn nach der Ursache dieses Gebetes.

Jener erwiederte: „Weißt Du denn nicht, daß der Ebro, den wir auf unserem Wege nach S. Jago durchwaten müssen, die Eigenschaft hat, Denjenigen, der an dem Tage, an welchem er den Fluß passirt, gelogen, zu verschlingen, wenn dieser die Lüge nicht wieder gut macht?"

Man kommt an den Zacora.

Der Knappe fragt unruhig:

„Gnädiger Herr, ist es dieser Fluß?"

— „Nein, wir sind noch weit davon."

— „Wisset, Herr Ritter, ich will Euch sagen, jener Fuchs, von dem ich gesprochen, war doch höchstens so groß wie ein Kalb."

— „Bah, was geht mich Dein Fuchs an?"

Bald darauf begann der Knappe wieder: „Gnädiger Herr, das Wasser da vor uns, ist es vielleicht jener, das —?"

— „Nein, noch nicht."

— „Auf keinen Fall, Herr Ritter, war jener Fuchs, von dem ich erzählte — ich erinnere mich jetzt genauer — auf keinen Fall war er größer, als etwa ein Hammel."

Die Berge werfen längere Schatten, der Ritter beschleunigt den Schritt seines Pferdes und endlich taucht Miranda auf.

„Da ist der Ebro," sagt er, „und unser Nachtquartier."

Der Knappe ruft erschreckt: „Der Ebro! Ach, mein gnädiger Herr, ich versichere, daß jener Fuchs höchstens so groß war wie der, den wir heute Morgen gesehen!" —

Eine andere nicht minder feine Geschichte:

Ein Wucherer und der Teufel gingen einst zusammen, der eine, um Seelen einzufangen, der andere, um Zinsen einzutreiben.

Sie kamen an einem Hause vorbei, in welchem eine Mutter im Zorne ihr Kind anschrie: „Dich soll gleich der Teufel holen!"

Der Wucherer sagt zum Teufel: „Hörst Du nicht, daß man Dich ruft? Man bietet Dir ein Kind an; hole es doch."

Der Satan antwortet: „Eine Mutter spricht zu ihrem Knaben, das Wort ist nicht ernst gemeint; das Herz denkt nicht, was die Lippe sagt."

Sie wandern weiter.

Der Wucherer kommt zu seinem Schuldner und verlangt das Geld; dieser ruft wüthend: „Möge Dich und Dein Geld der Teufel holen!"

Da sagt der Schwarze zu seinem Reisegefährten: „O, dieser da meint es ernst; Du bist mein!"

Und er schleppt ihn fort in die Hölle, froh, eine Beute erwischt zu haben.

Welche Bewohner auf der Erde feiern zuerst den Eintritt des neuen Jahres.

Bekanntlich haben alle Orte, welche auf demselben Meridiane liegen, zu gleicher Zeit Mittag, ihre Uhren stimmen völlig überein. So haben Zürich, Karlsruhe, Speier, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt a. M. und Curhaven beinahe dieselben Uhrzeiten, da sie nahezu auf demselben Meridiane liegen. Haben zwei Orte einen Längenunterschied von 1 °, so differirt ihre Zeit um 4 Minuten, und zwar ist der östlich gelegene in der Zeit voraus. Der Längenunterschied zwischen Speier und München beträgt 3 ° 4^m, somit der Zeitunterschied 12 Minuten 40 Sek. Beim Eintritte des neuen Jahres in Speier sind in München schon 12 Min. und 40 Sek. vom 1. Januar verflossen. Der Längenunterschied zwischen Speier und Washington beträgt etwa 85½ Grade, somit der Zeitunterschied 5 Stunden 42 Minuten. Beim Eintritte des Jahres 1869 in Speier zählt man in Washington 1868 Donnerstag den 31. Dezember 6 Uhr 18 Minuten Abends. Aus diesen beiden Beispielen geht hervor, daß bei einem Vorrücken gegen Osten man an Orte kommt, an denen der Jahreswechsel schon eingetreten ist, bei einem Vorrücken nach Westen aber an Orte, wo derselbe noch zu erfolgen hat. Einem Längenunterschiede von 180 ° entspricht ein Zeitunterschied von 12 Stunden. Rückt man also, den vorigen Zeitmoment festgehalten, in Gedanken von Speier aus 180 ° nach Osten und Westen hin weiter, so gelangt man an einen und denselben Ort der Erde. Bezüglich der Zeitbestimmung ergibt sich aber beim Vorrücken gegen Osten 1869: 1. Januar, Freitag Mittag 12 Uhr, und beim Vorrücken gegen Westen für denselben Ort 1868: 31. Dezember, Donnerstag Mittag 12 Uhr. Man sieht also, daß bezüglich der Tageszeit für denselben Ort sich kein Unterschied ergibt, wohl aber bezüglich des Datums und Wochentages, je nachdem man an diesen Ort von Westen oder Osten hergelangt. Man sieht sogleich, daß hier ein Anfangspunkt des Zählens, eine Scheidelinie zwischen den Daten, wie etwa bei den Meridianen, nothwendig ist. Diese Scheidelinie geht durch den großen Ocean, fällt aber nicht, wie man vermuthen sollte, mit einem Meridiane zusammen. Ob ein Ort des großen Oceans jenseits dieser Scheidelinie liegt, hängt lediglich davon ab, ob der betreffende Ort christliche Gesittung und somit auch den Gregorianischen Kalender von Osten oder Westen her erhielt.

Die Portugiesen und die Holländer gingen um das Kap der guten Hoffnung und kamen also zu ihren Entdeckungen und Besitznahmen von Westen her; hingegen die Spanier segelten durch die Magellans-Straße und später von den westlichen amerikanischen Küsten gegen Westen hin, kamen also zu den von ihnen entdeckten und zum Theil besetzten Inseln von Osten her, und so mußten letztere, dem oben gegebenen Beispiele gemäß, einen Tag im Datum gegen die ersteren zurück sein, als sie in Japan und bei den Molukken Nachbarn wurden. So sind Macao an der chinesischen Küste und Manilla auf einer der philippinischen Inseln um etwa 7 ° in Länge, also nicht ganz ½ Stunde in Zeit verschieden; aber Macao, von den Portugiesen besetzt, zählt im Datum einen Tag mehr, als das den Spaniern gehörige Manilla. Dieses erfuhr seiner Zeit mit Befremden der Pater Alphonsius Sanctius. Er reiste von Manilla nach Macao, wo er seiner Meinung nach am 2. Mai, am Tage des heil. Athanasius, ankam und war daher sehr erstaunt, daß die dortigen portugiesischen Geistlichen den 3. Mai zählten und das Fest der Kreuz-Erfindung feierten.

Die Scheidelinie der Wochentage und Daten hat ihrem zufälligen Charakter gemäß eine sehr unregelmäßige Krümmung. Es bleibt diese Linie, vom Südpol kommend, östlich von Neu-Seeland und Australien entfernt, biegt sich dann zwischen den Carolinen und Neu-Guinea hindurch nach Westen, schließt die Philippinen und Marianen ein, geht südöstlich von den japanischen und kurilischen Inseln durch die Behringsstraße nach dem Nordpole. Westwärts von dieser Linie zählt man als Datum und Wochentag einen Tag mehr als ostwärts. Wo diese Linie am weitesten gegen Osten ausbiegt, wird also zuerst das Neujahr gefeiert werden; dies

ist auf der zu Neu-Seeland gehörigen Insel Chatam (etwa 200 ° östl. L. v. F.)

Die Seefahrer befolgen bei der Aufzeichnung des Datums und des Wochentages in das Schiffs-Journal einen andern Gebrauch. Bei jedesmaligem Ueberschreiten des 180 °, von Greenwich aus gerechnet, tritt ein Wechsel des Datums und des Wochentages ein, und zwar so, daß bei der Fahrt von Osten nach Westen ein Wochentag und ein Datum überschlagen wird, dagegen bei der Fahrt von Westen nach Osten zwei Tage hintereinander dasselbe Datum und derselbe Wochentag gesetzt wird.

Mannigfaltiges.

* Vom Professor Taubmann in Wittenberg, gestorben im Jahre 1613, hat gewiß jeder unserer Leser schon manchen guten Witz gehört; und wenn auch nicht alle Witze, die er zu Tage brachte, gut waren, so ist doch jedenfalls seine stete Bereitschaft und Schlagfertigkeit zu bewundern. Einen glänzenden Beweis hiefür liefert der Hexameter-Reim, den er eines Tages aus dem Stegreife verfaßte und der besonders jungen Studenten viel Vergnügen macht, wenn ihr Professor ihnen denselben zum ersten Male mittheilt, wobei es sie nur einigermaßen betrübt, daß der strenge Kritikus die Sylben bemängelt und namentlich darüber seinen Tadel ausgießt, daß der selige Taubmann einen Reim in die lateinischen Verse gebracht hat, was gegen die klassischen Regeln verstößt, obschon auch klassische Dichter manchmal in diesen Fehler verfallen sind. Und doch ist es gerade der Reim, der die zwei Verse so interessant und nett macht! — Also: eines Tages lenkte ein Freund die Aufmerksamkeit Taubmann's auf drei Frauen, die emsig redend bei einander standen, — mit der Frage: was er sich bei diesem Anblick denke? Taubmann's Antwort lautete:

Quando conveniunt Catharina, Maria, Sibylla,
Sermonem faciunt et ab hoc, et ab hac, et ab illa.

Wer es nicht selbst versteht, befrage einen Lateiner, der wird ihm diesen Reim wörtlich übersetzen; eine freie Uebertragung in deutschen Reim würde etwa lauten:

„Siehst du beisammen dort die Käth', Marie, Sibylle,
„So sei gewiß, dem Mühlrad gleich geht die Papille."

(Zwei wichtige Erklärungen.) Zwei wichtige Erklärungen der kürzlich in Dresden abgehaltenen zweiundvierzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte werden hoffentlich nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Der eine dieser Beschlüsse lautet seinem wesentlichsten Theile nach: „Die Gesundheit der Städtebewohner verlangt als eines der dringentlsten Bedürfnisse, daß der Boden, worauf die Städte erbaut sind, rein und trocken erhalten werde, — rein, indem aller flüssige Unrath (Küchen-, Hausreinigungs- oder Fabrikwasser u. s. w.) weder direkt dem Boden überliefert, noch in Gruben oder sonst in der Nähe der Wohnungen aufgespeichert, vielmehr vollständig und schleunigst aus den Städten weggeführt werde, — trocken, indem das Grundwasser, wo dasselbe regelmäßig oder zeitweise höher als der Kellerboden der Häuser steht, niedriger als derselbe gelegt und auf diesem Standpunkte dauernd erhalten werde." — Die zweite von uns für wichtig gehaltene Erklärung bezieht sich auf den naturwissenschaftlichen Unterricht und bestätigt, daß die gegenwärtige Organisation desselben an niederen, wie höheren Lehranstalten, insbesondere an Gymnasien, weder für die Entwicklung der Wissenschaft selbst, noch für diejenigen Berufszweige, welche der Naturwissenschaften ganz besonders bedürfen (Medizin, Forst-, Land- und Volkswirthschaft), noch auch für allgemeine menschliche Bildung genügt. Deßhalb erkennt die betreffende Sektion der Versammlung als ihre Hauptaufgabe an: eine Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts mit begründen zu helfen, welche den Anforderungen ebenso der Naturwissenschaften, wie der Pädagogik entspricht. Insbesondere stellt die Sektion die Forderung auf: daß mit Rücksicht auf die oben genannten Berufsfächer zur Erzielung einer naturwissenschaftlichen Maturität an den Gymnasien, in den unteren Klassen ein naturwissenschaftlicher Anschauungs-Unterricht, und in den oberen Klassen ein nach richtigen pädagogischen Prinzipien geordneter theoretischer Unterricht eingeführt werde.

Räthsel.

Lies vorwärts und zurück,
Du find'st auf jeden Blick
Als wasserreichen Fluß
Mich an der Alpen Fuß.
Gar lieblich thut mit frohem Mund
Das Kind den Abschiedsgruß dir kund,
Wenn's diesen Namen nennt,
Den allerwärts man kennt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Donnerstag, 31. Dezember 1868.

Zum Jahresschlusse.

Halt' still! die letzte Stunde
Des Jahres eilt dahin;
O laß sie nicht ganz achtlos
Und ohne Abschied zieh'n;
Doch nicht bei Becherklängen
In lauter Zecher Runde,
Da möcht'st du überhören
Den Schlag der letzten Stunde.

Halt' still! und ruf' die Deinen,
Die Lieben, um dich her!
Und ist im theuern Kreise
Heut' eine Stelle leer:
O, dann gedenk' in Liebe
Der Seel', die heimgegangen,
Die Zeit rauscht schnell vorüber
Und bleicht auch deine Wangen.

Halt' still, o blüh'nder Jüngling
Heut' bei der Grenze Stein!
Und schau' in deine Seele,
Ob sie von Flecken rein!
Ob du dem Ziele näher
Gerückt durch edles Streben!
Merk's an dem Glockenschlage,
Wie schnell entflieht das Leben.

Halt' still, o Mann, und blicke
Zurück auf deinen Lauf!
Geht fröhlich jedes Körnlein,
Das du gestreuet, auf?
Nur was gesä't in Liebe,
Gedeiht in stillem Segen,
Und reicht dir seine Früchte
Hier oder dort entgegen.

Halt' still! — eh' es zu späte,
Jedwedes Menschenkind,
Und prüfe Steg' und Wege,
Ob's auch die rechten sind.
Der Seele Zug geht weiter,
Sie steht mit Gott im Bunde!
Bedenke — oft vor Abend
Schlägt schon die letzte Stunde!

Vater Gottfrieds Feuerstahl.

Ein armer schlesischer Handelsmann begab sich auf die Frankfurter Messe. Auf seinem dürren Klepper sitzend und nachlässig seine Pfeife rauchend, ritt er die Straße daher, indem er sich unvermerkt seinem Ziele näherte.

Schon lange war die Sonne hinter Glogau's Thürmen hinabgesunken und das Dämmerlicht begann schon seine langen und ungewissen Schatten zu werfen. Uns'r Handelsmann war keiner der Beherztesten, bei jeder andern Gelegenheit würde es ihm mit Einbruch der Nacht ängstlich zu Muthe geworden sein, aber er wollte gern noch Frankfurt erreichen, wo die Messe schon seit mehreren Tagen angegangen war.

Plötzlich stürzt ein Kerl mit einem Stocke bewaffnet aus einem Gebüsche hervor, fällt dem Pferde in die Zügel und fordert von unserem Handelsmanne die Börse oder das Leben. Sein Schreck war groß, wie man sich leicht vorstellen kann. Weniger für sein Leben, als für die Reichsthaler zitternd, welche er in seinem Gürtel trug, zieht er aus seiner Tasche ein pistolenähnliches Instrument hervor und es auf die Brust des Räubers setzend, schrie er mit schrecklicher Stimme: „Weiche zurück oder ich gebe Feuer!"

Beim Anblicke der Mordwaffe läßt der Bandit den Zügel fahren und entflieht aus Leibeskräften.

Der Krämer dankt dem Himmel, daß er ihm ein so sonderbares Rettungsmittel eingegeben hatte;

er spornt sein Thier an und gelangt ganz keuchend in das am Waldsaume gelegene Dorf. Hier stand ein Gasthaus, zum schwarzen Adler genannt, wo der Krämer niemals verfehlte abzusteigen, so oft er sich von Glogau nach Frankfurt begab.

„Ach! hier kommt Vater Gottfried!" rief der Wirth. „Guten Tag, Vater Gottfried!" wiederholten die Kinder, welche ihm entgegen liefen; denn Vater Gottfried hatte immer Zuckerwerk in seiner Tasche.

„Aber was fehlt Euch, Gevatter?" fragte der Wirth; „Ihr seht ja ganz blaß aus!"

„Das glaube ich wohl ... Laßt mich erst niedersetzen ... Das Mal bin ich noch glücklich davon gekommen! Denkt Euch nur, mitten im Walde fällt mich ein Bandit an, mit einem dicken Stock in der Hand und schickt sich an, sein Handwerk an mir zu üben."

„Zum Teufel! und hat Euch ausgeplündert?"

„Keineswegs, und seht, das hier hat mich gerettet! ..."

„Euer Feuerstahl?"

„Mein Feuerstahl. Ich brauchte ihn nur zu zeigen, als der Räuber ausriß, als ob ihm eine Legion Teufel auf den Fersen wäre."

„Da habt Ihr von Glück zu sagen."

Und alle Umstehenden lachten über diesen tragikomischen Verfall.

„Ihr bleibt doch die Nacht hier?" fragte der Wirth, Vater Gottfried mit dem besten Weine aus seinem Keller bedienend.

„Meiner Treu', nein ... In einer Stunde breche ich wieder auf."

„Ihr seid nicht gescheidt."

Man kann sich wohl denken, daß alle Gäste des schwarzen Adlers dieses Abenteuer erfuhren. Jeder wünschte dem Vater Gottfried Glück, indem er sich auf Kosten des angeführten Diebes lustig machte. Ein einziger Mann in der Gaststube nahm an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Antheil. Aber man legte keine Aufmerksamkeit auf ihn.

„Glaubt mir, Gevatter," sagte der Wirth, „setzt heute Eure Reise nicht weiter fort, der Wald ist nicht sicher."

„Unmöglich, ich habe einen vortheilhaften Kauf vor, den mir meine Konkurrenten wegschnappen könnten. Ich kann meine Reise nicht aufschieben. Um acht Uhr breche ich wieder auf."

In diesem Augenblicke bezahlte der Mann, der die Freude der Umstehenden nicht getheilt hatte, seinen Krug Bier und ging fort.

„Wenigstens, Vater Gottfried," fuhr der Wirth fort, „verseht Euch mit einer guten Waffe ... denn Euer Feuerstahl ist ein Scherz, der nur einmal gelingt. Seht, hier in meinem Kabinete habe ich eine kleine Taschenpistole, die Ihr mir auf Eurer Rückkehr wiedergeben könnt."

„Die kann nicht schaden ... Ist sie geladen?"

„Gewiß."

„Nun, gute Nacht, Vater Bräun! gute Nacht, meine Herrn!"

„Glückliche Reise!" riefen ihm Alle nach, als er auf sein Pferd stieg.

Die Nacht war finster; der Krämer hatte das Dorf noch keine Stunde hinter dem Rücken, als sich ein Kerl, mit einem dicken Stocke bewaffnet, auf ihn stürzte, seinem Pferde in die Zügel fiel und die Börse oder das Leben forderte.

Der Krämer, von Schrecken ergriffen, erkennt denselben Räuber wieder, dem er so wunderbar entkommen war; er zieht auf der Stelle sein Taschenpistol.

„Weg mit Deinem Blendwerke!" schrie der Räuber im teuflischen Tone; „dieses Mal sollst Du mich nicht schrecken; ich weiß Alles. Schnell die Börse her!"

„Weicht zurück oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf."

„Mit was denn, elender Spaßmacher? Wohl mit Deinem Feuerstahl? Ich lasse mich nicht zu fürchten machen ... Allons! zum Teufel, alter Krämer, rücke Deine Reichsthaler heraus oder ich mache Dich todt ..."

Vater Gottfried gab Feuer und die Kugel ging dem ungläubigen Spitzbuben durch den Kopf, daß er todt niederfiel.

Aber diesmal gab der Krämer den Vorsatz auf, seinen Weg noch weiter fortzusetzen; er kehrte auf der Stelle zum Vater Braun wieder zurück und erzählte die tragische Auflösung seines spaßhaften Abenteuers.

Der kluge Parlamentär.

(Thatsache.)

Der General** warf sich aus dem Wagen, stürmte die Treppe hinauf, schleuderte grimmig Degen, Hut und Handschuh von sich, und rief nach seinem Sohne; erschrocken eilte der Kammerdiener zu dem jungen Grafen. „Euer Gnaden," sagte er, „Se. Exc. begehren nach Ihnen; es wird wohl ein kleines Donnerwetter absetzen. Soll ich sagen, Sie wären nicht zu Hause?" — „Behüte," versetzte Gustav; „dann würde er nur noch ungeduldiger. Aufge-

schoben heißt bei ihm niemals aufgehoben." Somit eilte er zu seinem Vater, der ihn mit den Worten empfing: „Gustav, Gustav, das ist nicht mehr auszuhalten." — „Gewiß sind meine Gläubiger wieder an ihm gewesen," dachte der junge Mann. „Ich sag' Dir, Bube, 's ist nimmer auszuhalten," fuhr der alte Herr fort. „Nun, nun," meinte Gustav, „wenn mein Geld nicht reicht, ist es doch natürlich, daß ich Schulden mache." — „So? hast Du wieder Schulden? Geht mich übrigens nichts an, da ich sie nicht bezahlen werde. Jetzt ist von andern Dingen die Rede." — „Von welchen, lieber Vater?" — „Von Deinem Oheim. Seit Deiner Tante Tod ist er unausstehlich geworden." — „Ich weiß allerlei Mißverständnisse..." — „Was Mißverständnisse! Ich verstehe ihn nur zu gut. Und nun der Affront auf der heutigen Parade!" — „Ein Affront, der Baron ist doch sonst kein Händelsucher." — „Nimmst Du auch noch seine Parthie gegen Deinen eigenen Vater? doch das bin ich an Dir gewohnt. Du hast ihn immer vertheidigt und entschuldigt, und wenn er noch so sehr im offenbarsten Unrecht war. Das muß enden." — „Ich will kein Wort mehr sagen." — „Damit ist mir nicht gedient. Ich will der Sache ein schnelles Ziel setzen; denn diese kleinlichen Feindseligkeiten reiben mich auf. Gehe zu Deinem Oheim..." — „Recht gern." — „Sag' ihm... Nun Du verstehst mich. Wir sind Leute von Ehre. Ich nehme von ihm keine Entschuldigung an, er muß erscheinen. Heute noch. Abgemacht, Marsch!" — Gustav ging zur Thür hinaus und dachte über die Sache nach, die ihm keineswegs gefiel, und über das unangenehme Aufsehen, das ein Duell zwischen zwei so alten Offizieren erregen müßte, die noch dazu nahe Verwandte waren. Unterdessen nahm der General seine Pistolen von der Wand, untersuchte Läufe und Schlösser, und probirte den Anschlag, wobei er mit Unwillen bemerkte, daß seine Hand zitterte. Dann sah er wieder zum Fenster hinaus, ob Gustav nicht käme, der ihm gar zu lange ausblieb. „Es ist angerichtet," meldet ein Diener. — „Wo ist mein Sohn?" — „Im Speisesaal." Der General polterte die Treppe hinab und brummte über die Nachlässigkeit seines Ehrenholdes, der ihm keine Antwort gebracht. Doch wie erstaunte er, als er bei Gustav den Baron Ernst erblickte, der ihn mit großer Freundlichkeit grüßte, mit Zuversichtlichkeit Platz am Tische nahm und seine Suppe aß. „Ich habe Ihre Einladung angenommen, Herr Schwager," hub Ernst zu reden an. „Das versteht sich von selbst unter Männern wie wir," unterbrach ihn rasch der General; „Sie konnten gar nicht ausweichen." — „Ei, das ist nicht so ganz und gar ausgemacht; aber ich fand mich hauptsächlich dadurch bewogen, weil ich heute durch eine kleine Uebereilung mich gegen Sie in Unrecht gesetzt hatte, was sich am besten bei einer Flasche Wein ausgleichen wird." — „Sie treten also zurück?" — „Im Gegentheil, es bleibt bei der Versöhnung unter Gläserklang." Bei des Generals langgedehnter Miene konnte Gustav sich kaum das Lachen verbeißen, doch faßte er sich bald und sagte: „Nun, lieber Vater, was verwundert Dich so? Hab' ich etwa Deinen Auftrag nicht recht ausgerichtet?" — „Spitzbube," polterte der General. — „Was gibt's?" fragte der Gast, nicht ohne Empfindlichkeit. — „Nichts in der Welt, nichts, lieber Herr Schwager," entgegnete lachend der General; „es bleibt bei der Versöhnung unter Becherklang." Dann neigte er sich zu Gustav und flüsterte: „Der Eulenspiegelstreich ist einer Belohnung werth. Schicke mir morgen Deine Gläubiger. Aber für die Zukunft verbitte ich mir derlei Mißverständnisse." (Dergleichen Mißverständnisse sind doch gar nicht zu verachten.)

Mannigfaltiges.

(Ein neues Feuerzeug.) Eine in der Geschichte der Industrie jedenfalls Epoche machende Erfindung ist soeben aus dem chemischen Laboratorium der k. polytechnischen Schule in Dresden hervorgegangen, indem es Hrn. Prof. Dr. Fleck daselbst gelungen ist, die seit ungefähr 30 Jahren in den Verkehr eingeführten Streichhölzer, welche durch ihre Phosphor haltende, daher giftige Zündmasse schon so oft Veranlassung zu Unglücksfällen geworden, durch Zündrequisiten zu ersetzen, welche, ebenso einfach als sicher im Gebrauch, eine völlig ungefährliche, giftfreie Zündmischung einschließen. Einer hierauf bezüglichen Abhandlung des Erfinders in „Dingler's polytech. Journ." entnehmen wir darüber Folgendes: In dem Kochsalz und in der Soda ist ein silberglänzendes, weiches Metall, das Natrium, enthalten, welches nach den Untersuchungen des Prof. Fleck u. A. dadurch ausgezeichnet ist, daß es, mit explosiven Stoffen in fein vertheilter Form zusammengebracht, deren Entzündung bedingt, sobald ein Tropfen Wasser oder ein mit Wasser befeuchteter Körper damit in Berührung kommt. Durch Ueberführung solcher, das Natrium enthaltender Zündgemische in die Form kleiner Pillen oder Zündplättchen (Amores), oder durch Uebertragung derselben auf Papierstreifen lassen sich nun Feuerzeuge

darstellen, deren Inhalt, statt bei den Streichhölzchen durch Reiben an einer rauhen Fläche, durch Oeffnung einer Messingkapsel oder durch Anstechen mit einer feuchten Nadel, oder durch bloßes Auseinanderreißen zweier die Zündmischung einschließenden Papierstreifen zur Entzündung gelangt. Durch Vermischen der Zündmassen mit konservirenden Stoffen, sowie durch gleichzeitige starke Kompression, durch welche sie sich ebenso wenig wie durch Schlag oder Reibung entzünden können, erlangen dieselben beständige Haltbarkeit, dauernde Sicherheit in der Wirkung und gestatten, mit diesen Eigenschaften versehen, eine größere Vielseitigkeit in der Anfertigung verschiedener Formen von Feuerzeugen, als es bei der bisher angewendeten Phosphorzündmasse möglich war. Es wird nun die Aufgabe der Industrie sein, diese ihr von Hrn. Prof. Fleck dargebotene Erfindung zu verwerthen und dadurch sich selbst von allen den Gefahren und Uebelständen zu befreien, welche die Anfertigung der bisher fabrizirten Streichhölzer für die Gesundheit der Arbeiter mit sich brachte. Ueber die Verwendbarkeit der Fleck'schen Zündmasse zu Sprengarbeiten unter und über dem Wasser, zu denen sie sich qualifiziren, müssen wir auf die Abhandlung verweisen.

Die größte Küche der Welt ist — dem Buenos Ayres Standard zufolge — das Etablissement der Liebig's Fleischertrakt-Gesellschaft in Fray Bentos am Uruguay. Dasselbe bedeckt 20,000 Quadratfuß und ist in eine Anzahl von Räumen abgetheilt. Der Besucher tritt zuerst in eine große dunkle, mit Flurplatten belegte Halle, in welcher das Fleisch abgezogen und durch die Oeffnungen den 4 Schneidemaschinen zugeführt wird. Diese sind im Stande, das Fleisch von je 200 jungen Ochsen per Stunde zu zerschneiden. Aus diesen Maschinen kommt das Fleisch in sogenannte Digeratoren, in welchen dasselbe mit einem Dampfdrucke von 75 Pfd. Quadratzoll zersetzt wird. Sie sind aus Schmiedeeisen angefertigt und halten je etwa 12,000 Pfd. Fleisch. Die Anstalt besitzt ihrer neun, gedenkt indeß noch drei weitere aufzustellen. Aus diesen Digeratoren wird die Flüssigkeit vermittelst Röhren in eine Anzahl Gefäße geleitet, welche das Fett absondern und aus diesen wieder in fünf gußeiserne Klärpfannen, deren jede 1000 Gallonen hält. Luftpumpen, durch Dampfkraft getrieben, heben die Flüssigkeit von hier in zwei Kühlschiffe, von wo sie nach verschiedenen Filtrirprozessen in 4 Verdunstungsapparate abschießt, in Kannen gesammelt und Tags darauf in großen Behältern bekrystallisirt und verpackt wird. Der Metzger der Gesellschaft tödtet 80 Ochsen pro Stunde durch Trennung des Wirbels vom Gehirn, und 150 Mann sind mit der Zerlegung des Viehs für die Maschinen beschäftigt.

(Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.) Der Magistrat einer preußischen Stadt schrieb an einen Bürger: „Herrn Tischlermeister N." — Dieses „Herrn" war auf dem Couvert ausgestrichen und darüber geschrieben „Dem". Der Tischlermeister fand dies mit Recht beleidigend und beschwerte sich bei dem Magistrat. „Ach was!" erwiederte ihm der Herr Bürgermeister, „was ausgestrichen ist, das ist so gut, als ob es nicht dasteht. Es heißt einfach „Dem Tischlermeister N., und damit beruhigen Sie sich!"

„Gut!" sagte der Tischlermeister und ging. Am andern Tage richtete er an den Magistrat ein Schreiben mit der Aufschrift: An den naseweisen Magistrat zu X. Dieses „nase" hatte er ausgestrichen und darüber ganz klein „hoch" geschrieben.

Der Herr Bürgermeister ließ ihn vor sich kommen und fuhr ihn mit barschen Worten an, wie er sich eine solche Frechheit herausnehmen könne.

„Was wollen Sie denn?" antwortete gelassen der Bürger. „Sie haben mir ja gestern selbst gesagt, was ausgestrichen ist, ist so gut, als ob es nicht dasteht. Ich habe „nase" ausgestrichen, es heißt also einfach: An den hochweisen Magistrat zu X."

---

* Ein weniger bekanntes Witzwort, das zugleich aber eine für die damalige Zeit tiefe Bedeutung hat, rührt ebenfalls von Taubmann (s. unser letztes Blatt) her, welcher eines Tages in der Gesellschaft das Räthsel aufgab: für wen wohl die Bauern am inbrünstigsten beten? — Nachdem die ganze Gesellschaft ihren Scharfsinn probirt, einer das Gedeihen der Bodenprodukte, der andere die Familien der Landleute, ein Dritter deren Viehstand (— und dieser war nahe daran —) als Hauptsorge der Bauern genannt hatte, gab Taubmann die Auflösung dahin: Für die Pferde, denn wenn diese alle zu Grunde gingen, würden die Edelleute auf den Bauern selbst reiten". — Unser guter Taubmann hat durch seine vielen Witze sich den Namen eines Quasi-Hofnarren erworben, eines bloßen Schnurrenreißers, während er ein ganz gediegener Philolog war und einige werthvolle philologische Werke geschrieben hat.

Auflösung des Räthsels in № 152:
Abba.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

